Dat

välbelaavte

Koffee-Leed

in plattdüüdschen Rymeln.

En Gegenstück to Schiller's hohberöhmt

Klocken-Leed,

van

Dem, dee de Höög- un Häwel-Böker schrywen däd.

[Verf.: Georg Nikolaus Bärmann.]

Hamborg, 1825.
Drückt by Hartwig un Müller.

Düt Leed gelld't söss Schilling, un is winnerwegen to köpen, as:
By Dem, dee't schrywen däd, achter St. Peter, Nro. 84
un
by Dee, dee't drücken däden, Grön'rstraat, Nro. 50.

36. 4195

„Difficile, satiram non scribere."

vgl. Sba III 223

Mank den daſend Kökenſaken
Liggt de Koffeetrum van Blick.
Deerens, Koffee mütt ick kaken,
Wäſ't my gauw, man wäſ't't mit Schick.
Repp Dy, Trina, flink!
Döösig muulfuul Ding!
Schöölt by Diſch de Gäſt wat krygen,
Mütt de Köökſch ſyn' Daag nich ſwygen.

Man erſt laat uns mit Flyt beſpräken,
Wat öd tohoop de Fruunslüüd backt:
Dee Huusfru ſett myn Läv' nicks räken,
Dee, wat ſee deiht, nich ook beſnäckt.
Dat is jo jüſt der Wywer Segen,
Un darüm hevt ſee ſnacken lehrt,
Dat ſee de Tung in'n Mund bewegen,
Wenn mit der Hand in'm Patte ſee röhrt.

Nimm de Bohnen unt den Tüten.
Grönlich laat see syn un schön!
In de Trum mußt Du jüm smyten,
Wullt Du bruun see wedder sehn;
Denn legg Füür rund'rüm,
Drei den Trumstähl üm!
Schall de Koffee nich verweien,
Mußt Du jümmers effen dreien.

Wat deep hyr nerr'n in'm Köökenkeller
De Hand up Löhchenfüür nu brow't:
Darup hett achter'm Raadischtöller
All männig Een' ähr Hapen bow't:
Muulrögig ward see naa dem Äten,
So as de swarte Drank sick wys't,
Dat nicks as ydel Bäterwäten
Jüm unt den beiden Ogen gnys't.
Wat mit 'nem söten Jung in Schummern
En lütj' leev Deeren vöör sick bringt:
Dat weet de Koffee uuttolumbern
Luud — dat et wyd un wyder klingt!

Knackern hör' ick all de Bohnen —
Hu! so'n Löhchenfüür hett Macht.
Trina, mußt keen Knacken schonen,
Dat nicks anbrennt, giv woll Acht.
Water gauw to Füür,
Dat't in'm Kätel hyr
Suus't un pypt un singt un röötert,
Un see bald by'm Koffee klöötert.

Denn wo ſick Taſſenklang tett hören,
Is Wywerfründſchop ook nich wyd;
Sick by'm Slampampen nich to ſtören,
Denkt ook nich Een' an Kawwelſtryd.
Eerſt is't heel koold mank Müttjen un Nichden,
Dee hyr dee knütt't, dee ſnid Geſichden —
Dar kummt de Koffee: uut is't Swygen,
Knapp tövt ſee't af, en Taſſ to krygen;
De Knüttelhaaſ' flüggt weg up Syd!
Vam Harten ritt de Snack ſick 'rünner,
Dat wyd hen dörch de Döns hee blaaſ't,
Un luder gröölt de ſöten Kinner,
As'n Preeſter up der Kanzel raaſ't.
Un herrlich, lyks 'nem Steern am Häwen,
Seht ſee de Huusfru nu to'm Diſch,
Den Koffee intoſchenken ſwäwen,
Glauw, nürig, nett un drall un riſch.
In'm Buſſen jüm de Harten puckert,
De Tung lickt uut, de Lippen jappt;
Dee drinkt keen'n Rohm, man defftig ſuckert,
Wenn dee naa Rohm un Sucker ſnappt:
O, Anblick, nich för Geld to köpen!
O ſöte Koffeedrinkeltyd!
Dat ſee doch my to'm Tügen röpen;
Ach! röpen ſee — ick weer' nich wyd.
O, weer' in düſſem Land der Sünnden
Keen' ſwarte Stünnd as dee to finnden!

Tryn, laat Dy't nich tweemal heeten:
Mit der Tang ſtöht up de Klapp;

Schüddl' eerſt! Wenn ſee dóógder ſweeten,
Smyt de Bohnen 'ruut up't Napp.
Stynnanndoortj, maak foort,
Kryg de Móól van'm Boord,
Mahl to Stov de brunen Kahlen;
Lena ſchall den Rohm my hahlen.

Denn wo dat Witte kummt to'm Swarten,
Wo danzt un upſpält ward van Harten:
Dar leggt de Tung ſick nich in Dwang!
Drúm wahr Dy, wyſ' Dy nich vóór Lúúden,
Wenn Dy de Snyder úm't Kleed dáð brúden —
De Danz is kort, de Spod is lang!
Leevlich up de kruſen Locken
Paßt de Jumfer ſick den Krans
Dree Daag' eh'r noch, as de Klocken
Lúden dohn to'm Háweldanz —
Awerſt ach! ſo'n juuchig Láwen
Starvt Ju af as Sommerkruud.
Knapp dáð't ſáwen Walzers gáwen
Mit dree Franſchen — ſo is't uut!
De Danz is daher;
Wat hee naalett, mútt blywen:
Hee beſprickt ſick mit Ähr,
Sick Leevsbreew' to ſchrywen.
Muſchú mútt henin in de modiſchen, fixen
Ypſlantibúxen;
Lett nydt ſick bekleden,
Binnd't den Dook úm, den breden,
Treckt de Weſt an, de rare,

Sett de Brill up, de klare,
Un kennt ſick nu ſülvſt nich, un is ſick nich mächtig;
Denn nicks up der Weld as ſo'n Antog is prächtig:
Klook maakt hee, hoognäſig, patzig darto!
Un vöör'm Spegel drei't ſick
Minſell, dee to Ball will,
Un ſchellt mit der Lütjmaid;
Beſtickt un bekickt ſick,
Un treckt ſick un drückt ſick,
Beöhlt un beſminkt ſick,
Beglunpt un beplinkt ſick;
Lett noch ins ſick knippen,
Un fangt an to hüppen,
Un ſteiht denn ſtyv
Mit ſtrammſnöhrtem Lyv,
Un deiht för Verlangen ſchrutern un bäwen,
Un lett ſick Hannſchen un Bögeltaſch gäwen,
Un ſtiggt mit Muſchü henin in'n Wagen,
To Ball to jagen —
Un de Moder leeg un ſlauw,
Dee woll weet, wo wat Söht's to hahlen,
Süht ähr Dochder ſo nürig ſo glauw;
Süht dat Kreppkleed för föfftig Daler,
Denkt: „Wat, de Oold' is de Betaler!"
Süht de Locken, de ſydnen ſwarten,
Süht den Buſſen puckern döwer'm Harten,
Denkt ſtill för ſick, awerſt ſwiggt:
„So'n Deeren, mit ſo'n'm Geſichd
„Geiht all den Annern vöörut,
„Un ward hüüt noch Bruud!" —

Man mit Mull un Tüll un Spangen
Is upſtáds keen Mann to fangen;
Denn ſyn Fraag is: „Hett ſee Geld?“

Woll! dat Water kaakt, un geeten
Kannſt Du't dörch den Trechter all;
Awerſt langſam — mußt Du wáten,
Geet den heeten Drüppenfall — —
Donnerſapperloot!
De Rohmputt is in Nood!
Sühſt Du nich de Huuv-d'rup bruſen?
Schall de Rohm in't Füür 'nin ſuſen?

Lyks friſcher Melk, ſo ſöht un ſtill
Wyſ't ſick Minſell, dee fryen will,
Man kwuddeln deiht ſ' un pucht un brummt,
So as ſee ünner de Huuv man kummt.
Weh, o weh! wenn ſee beſáten,
Raſend, ſünner Wedderſtand
Drauw't den Ehmann uptofráten
Mit dem Tüffel in der Hand;
Denn keen Wyv ward den vergáten —
Jümmers ward't man nich bekannt.
Van den Lippen
Is woll'n ſöten Kuß to nippen;
Van den Lippen lyks dem Moord
Suuſ't dat Woord — —
Hört Jy't Gröölen nich heel wyd?
Dat is Stryd!
Rood as Blood

Glöört de Backen,
Awerſt nich van Unſchuldsglood!
Sick to packen, Allens löppt,
Noch eh'r ſee röppt.
Puterrood vull Gall un Gnyſen
Deiht ſee all' de Tähn all wyſen,
Pedd't all up den Vöörplatzflyſen.
Stryd, wornaa ſee ankt, to ſöken,
Spee't ſee van ſick Gift un Flöken.
Klinken klappert, Döören röötert,
Treppen knarrt un Finſtern klöötert,
Knechd un Mädken
Dohn ſick verſtäken,
Und de Nawers loopt to'r Döör
Naa dem Moordſpetakel her.
Allens weet ſee uptojagen
Ut den Löckern
Mit dem Beſſenſtähl un Stöckern;
Hulend kümmt de Hofhund flagen,
Dee den Kater jaagt mit Pauw'n:
Hans, mit Jauwlen un Mijauw'n
Klattert, gauw as hee man kann,
To der Eckſchappkroon henan.
Ruhig lickt hee ſick dar bawen —
Un de Ehmann mütt ám lawen;
Denkt: „Good!"
Nimmt den Hood,
Geiht henuut, de Flagg to ſtryken,
Dem Spetakel uuttowyken.
Un hee geiht

Up den Töhn,
Un hee ſteiht
Bald alleen
Buten Huuſ', wo't kölig wei't.
Wo luud ſyn Wyv ook ſchellt un ſchree't,
Ám iſt en Trooſt, en ſöten bláwen:
Lütj Nawerſch luurt an'm Finſter dröówen
Un wenkt ám — un hee weet Beſcheed.

In den Putt henünner kwuddelt
Is de Koffee hell un ſchyr.
Dat Jy nich unſ' Wark verſuddelt,
Sett't ám noch ins an dat Fúúr.
Smyt den Búdelſatz
Up den Blomenplatz;
Man den Drank recht good to maken,
Laat ám noch en Bátjen kaken.

Woll mánnig Jumfer leet ſick dören,
Un neem to'm Mann 'nen Wrantputt ſick,
Dáð Ohm: un Mútjens Raht nich hören,
Un brogd ſick ſúlvſt úm Freud un Glück.
Woll áhr, weet klook ſee ſick to nehmen,
Dat denn áhr Leev de Schoothund arvt:
Man ach! ook darby givt et Grámen:
De Mann lávt foort — de Schoothund ſtarvt.
Dröhv un trurig
Is de Fru.
Naa dem Kruudhoff ſlurig
Geiht ſee nu,

Kann de Truur nich van ſick bannen,
Driggt en Naſch in beiden Hannden.
Ach! de Schoothund is't, de gåle;
Ach! et is de ſöte Möppel,
Dee in'm Naſch liggt un verreckt
All' veer Pöhtjen van ſick ſtreckt.
Nicks hulp Strakeln, Stryken, Drücken,
Mußd' in'm egen Fett ſick ſnicken,
Up Madamm åhr'm warmen Schoot
Bleev hee, Weh my! gråſig dood.
Woll ſchall nu in'm Schoot ſick plågen?
Lütje Kinner? Acken! Fu!
Dar wo ſünſt hett Möppel lågen —
Fraag ſee ſülvſt — „Woll liggt dar nu?"

Wenn de Koffee nu ook good is,
Fehlt doch Dût noch, fehlt noch Dat.
Deerens, helpt Jy nich, wenn't Nood is,
Krygt Jy my nich Dröhg nich Natt.
— Klopp den Sucker da!
Wiſch de Taſſen naa,
Putz my blank de Låpelriffeln,
Dat my Nûms kann d'rûm beſnüffeln.

Denn kaamt Wywer Een' to'm Annern,
Kykt un rükt ſee dörch dat Huus,
Doht van'm Böön to'm Keller wannern;
Luurt un ökelt,
Laavt un måkelt,
Un de Möweln

Künnen anners ſtahn, ſo dücht jüm,
De Gardinen
Hangt as Laken öwer Linen!
Man noch mehr
Givt et in der hellen, ryken
Kök to kyken:
Bunt van Nappen
Öwer Schappen
Js de Boord,
Un de Köksch lacht denn un huchelt
Jümmers foort!
Somit geiht et 'nup to'm Theediſch,
Unt dem Handkorv krygt ſee d'Arbeid,
Knütt't un ſtickt för dull d'rup los, bet
Naa un naa de Herrn dartoo kaamt.
Blanke Diſchen
Ward nu upklappt,
Un de Huusherr leggt de friſchen
Kaarten drup —
Un by Block, Spadilj' un Miſchen
Strygt de Beten hoog henup!
Klubb, Caſſino — ſegensryke
Kunkelkraam, wo ſick dat Glyke
Öd by Danz un Spáldiſch finnd't,
Wo ſo männig Glück ſick grünnd't,
Wo uut Hoff un Huus un Keller
För't Antreegeld ünner'm Töller
Fyn un Grov kann dryſt verkehren,
Wo ſick Gröölhans luud lett hören,
Wo Elkeen' ſick kann verhahlen,

Wenn hee Geld hett to'm Betahlen —
Duſend wogt hyr Een' mank'n Annern,
Danzt un ögelt, drinkt un ſpält,
Laat de Wäk hendörch ſick mahnen,
Wenn't jüm Sünndaags man nich fehlt.
Schynen mußt Du dar, nicks wyder,
Denn dat Kleed maakt hyr den Mann,
Un herin laat't ſee keen'n Snyder,
Dat hee Rüms hyr mahnen kann.
Trina, nich den Putt 'rümkegelt!
Geet den Koffee — wäſ' nich wild! —
In de Kann, worin ſick ſpägelt
Öwerlang Dyn ſtuuvnäſ't Bild,
Eerſt noch'n Läpel, tövt!
Hev'ck doch noch nich pröbt!
Wat ſick good up'm Diſch ſchall ſchicken,
Mütt de Köksch vorher belicken.
De Huusfru naſcht mit Recht to Tyden,
Man wo't Rüms ſüht, mütt et geſchehn;
Weh awerſt, deiht de Katt uns brüden,
Un lett by'm Ätelſchapp ſick ſehn.
So'n Kater ſlickt dörch Köök un Keller,
Smitt Pütt twei, Kann un Napp un Töller,
Un is eerſt denn to'm Düwel gahn,
Wenn hee hett vullup Schaden dahn.
Weh my un uns, wenn ins beſlaten
So'n gröhnoog't Beeſt alleen hyr bleew!
Denn mank Panduren un Krowaten
Givt't all' ſyn Daag keen legern Deev!
Hee treckt un pluuſ't un nagt am Braden,

Krallt ám un ſlápt ám dörch den Sand,
Dat ſick Madamm nich weet to raden,
Un kúſ'lig rönnt, as harr ſee 'n Brand.
See weent uut beiden Ogenluken,
In'm Harten wogt áhr Gift un Gall;
See kann den Arger nich verſluken,
Un geiht drup los nu, Knall un Fall:
Man föort is't Deert un ook de Braden,
De Beſſenſtähl alleen is da,
Un büßen mütt nu för den Schaden,
All' wat Madamm nu kummt too nah.
Woll knallt et, wenn Raketten ſwarmen,
Woll ſchrickt et uns, wenn Fúúrwark kracht,
Doch ſteiht de dúweldullſte Larmen
Alleen in böſer Fruen Macht.
Weh, wenn dem Kater naatojagen,
De Mann ſyn ſanftlev Wyv mütt ſehn!
Denn treckt mit ſynen Duſend Plagen
De Ehſtand ám dörch Mark un Been.

Prächtig is de Drank uns lungen,
Leevlich, good un rein van Smack,
Smeckt förwiß den fynſten Tungen
Wáſ't mit Rohm nu, wáſ't mit Rack;
Ook ſo'n ſülwern Kann
Hett nich aller Mann,
Un der Taſſen goll'ne Klocken
Wär't warraſftig antolocken.

Herby! Herby!
Deerens, kaamt herúm úm my!

Wöölt up mynen Raht Jy hören,
Schall keen Dûwel Ju wat lehren.
Läwensglück kann Ju nich rypen,
Doht Jy bloot naa'm Drinkgeld grypen,
Un de Backen Ju laat't knypen;
Wenn't man blanke Drûddels givt.
Maakt et nich, as Wäle pleggen,
Wo Madamm nicks hett to ſeggen,
Wenn de Herr wat Heemlichs drivt.

Nu dat Theebred her, dat rode,
Koffee, Rohm un Sucker d'rup!
Lena, Lütjmaid, kumm Du gode,
Drigg de blanke Schyv henup.
Du bûſt lang un ſlank,
Heſt ook drallen Gang;
Laat de Koffeetaſſen klingen,
Läwen in de Gäſt to bringen.

Denn darûm ward de Koffee kaakt,
Dat hee uns Fruunslûûd plätern maakt,
Dat hee för uns to Snack un Segen,
Den Middagsbraden uns verdauw't,
Wenn ſick an'm Grock de Mannslûûd plägen,
Un up Zigarrenſtengeln kauw't.
Un as hee Bitters mit dem Söten
Tohoop in bunten Taſſen bütt:
So lehr hee — ſöht uns to begröten,
Wenn uns de Grull in'm Harten ſitt!

Hammonia

und

Der Genius der Zeit.

Ein ſceniſcher Prolog,

gedichtet von

Doctor G. N. Bärmann,

geſprochen im Tivoli-Theater zu Hamburg, vor Wiedereröffnung der Vorſtellungen, am 15. Mai 1842.

Perſonen:

Hammonia, die Schutzgottin Hamburgs . Mad. Struve.
Der Genius der Zeit. . . . . Herr Wraske.
Chor von Bürgern und Bürgerinnen Hamburgs, hinter der Scene.

(Zeit: die Sonntags-Frühſtunde des 8. Mai 1842.)

Erſte Scene.

(Waldgegend.)

Hammonia (in der Tunika, ohne Toga, aufgelöſ'ten Haars, ſitzend auf einem Steinvorſprung. Ihr gegenüber erhebt ſich ein etwas höherer Felſen. Zu ihren Füßen liegen ihr Schild mit den drei althamburgiſchen Wappenthürmen und ein leeres Füllhorn. Die Scene iſt durch eine klagende Muſik eingeleitet worden und die Sprecherin wird von dem dumpfen Rollen fernen Donners begleitet.)

Hammonia.

Allew'ge Gottheit, höre meine Klagen!
O laß mich nicht in dieſem Leid vergeb'n!
Nicht länger kann ich dieſes Weh' ertragen,
Nicht länger meines Hamburgs Gluthbrand ſehn!
Hemm', o Allmächt'ger, dieſe Schreckensflamme;
Dem Sturmwind wehre, der ſie peitſchend jagt,
Daß von der Weſtſtadt bis zum Alſterdamme
Die feur'ge Loh' an meiner Schutzſtadt nagt.

In Aſch' iſt ſchon Sanct Nicolas-Kapelle,
Sanct Peters hoher Dom in Trümmern ſchon,
Und ringsum leckt vom Giebel bis zur Schwelle
Die feur'ge Zung' und ſpricht dem Löſchen Hohn.
Wie kann ich Schwache meine Stadt beſchirmen,
Wenn mir (die Mauerkrone entfällt ihr) die Mauerkrone fällt vom Haupt;
Wenn Thurm nach Thurm von meinen hehren Thürmen
Durch unzähmbare Flammen wird geraubt;
Wenn ſich mein Füllhorn, ſonſt ſo reich an Gaben,
Durch Einen Schickſalsſchlag für immer leert;
Wenn ſelbſt von mir, die tröſten ſoll und laben,
Nur Wehgeſtöhn und Angſtruf wird gehört?
Mein Hain ward düſter, Gluthſchein nur erhellet
Mir meiner Eichen uralt Hochgezweig,
Der Baum der Kraft und Macht liegt mir gefället,
Ich bin verarmt; ich, einſt ſo groß, ſo reich!
Ich hör's, o Herr! (Näherer Donner.) Du zürnſt in Deinen Wettern,
Der Tempel Kuppeln werden Trümmerſtein;
Du lähmſt den Arm von allen meinen Rettern,
Und Hamburg — Weh mir! — ſoll verloren ſeyn.
Ich fühl's, o Herr, wie Deine Hand mich züchtigt.
(Knieend, ſich in ihren Trauerflor hüllend.)
Verhüllt, im Staub, erkenn' ich mein Geſchick;
Mein Nam' erliſcht, mein Daſeyn wird verflüchtigt,
Und keine Macht giebt mich mir ſelbſt zurück!

(Sie ſinkt mit dem Antlitze zu Boden. Heftiger Donnerſchlag — dann Pauſe, die durch eine ſanftgehende Muſik ausgefüllt wird, während auf dem Felſen der Genius der Zeit, ein ſilbergrauer Greis mit Senſe und Sanduhr, erſcheint.)

Zweite Scene.

Hammonia. Der Genius der Zeit.

Genius.

Blick' auf, blick' auf, Du tief in Staub Gebeugte;
Hammonia, blick' auf! Dir ruft die Zeit.
Die Gottkraft, die zu regem Thun Dich zeugte,
Spricht Troſt Dir zu durch mich in Deinem Leid.
Schutzgöttin Hamburgs! ſchau' zum Alſterdamme,
Schau' hin und ſieh! ſchon ward Dein Flehn erhört;
Des Ew'gen Gnadenband hat dort der Flamme,
Der wüth'gen Lohe wie dem Sturm gewehrt.

Hammonia (knieend aufblickend).
Wer ruft mir? Ha! wer biſt Du, Felserſcheinung?

Genius.

Ich bin der Genius dieſer Erdenzeit,
Der ſchwebend über Schickſal, Wahn und Meinung,
Den Sterblichen ſtets ſich're Tröſtung beut.
Um Dir und Deinem Hamburg ſie zu bieten,
Siehſt Du verweilen mich in Deinem Hain.
Es wird Dein Gott Dich auch im Leid behüten,
Und ſeiner Segnung Macht wird mit Dir ſeyn.

K. K. BIBLIOTHEK WIEN

Nicht klag' ob Dir entſunk'ner Mauerkrone!
Noch ragt Dein Wappen ſtattlich — blick' umher!
Drei Thürme noch, zu frommer Ausdau'r Lohne,
Stehn veſt Dir da und ſchau'n hinaus in's Meer.
Wahr iſt's, der Sturm, von Weſt gen Oſten ſauſend,
Hat Tempel Dir, Paläſte Dir geraubt;
Wahr iſt's, daß Deiner Lieben vierzigtauſend
Du obdachlos geſehn haſt und geglaubt:
Doch haſt im Glanz von dieſem Sabbathmorgen
Zukünft'ger Tage Segnung Du zu ſehn;
Denn Deine Lieben all' ſind Dir geborgen,
Und Hamburg wird dem Phönix gleich erſtehn.
— Schau, wie mit vollen Händen Helfer kommen!
Gekrönte Häupter ſelber zieh'n heran;
Denn ſo wie Du Dich And'rer angenommen,
So nimmt ſich Deiner jetzt der Erdkreis an.
Von Oſt und Weſt der und vom Nord und Süden
Reicht Milde Dir die warme Schweſterhand;
D'rum, o Hammonia, d'rum habe Frieden,
Und ſey nicht mehr der Klage zugewandt.
Entſchlei're Dich, daß neu die Welt Dich ſehe.

Hammonia (entäußert ſich ihres Schleiers).

Genius (fortfahrend).

Bekrönt ſey wieder, wie man ſonſt Dich ſah.

(Während der folgenden Verſe ſetzt Hammonia ſich die Mauerkrone auf, und ſteht dann, das Haupt andächtig erhoben, die Arme vor der Bruſt gekreuzt, da.)

Genius (fortfahrend).

Sey noch ſo ſchwer auch Deines Buſens Wehe,
Doch biſt Du was Du warſt — Hammonia!
Wer Gott vertraut, erhebt ſich bald vom Falle,
Wenn edle Helfer ihm zur Seite ſtehn.
Schau! (Der Hintergrund öffnet ſich und zeigt die Börſe Hamburgs zwiſchen Trümmern.) (Muſikbegleitung.)
glorreich noch ſteht Deine ſchönſte Halle.
Nicht zage, zwiſchen Trümmern ſie zu ſehn;
Denn wiſſ', aus ihr wird, unter Gottes Segen,
Uralten Hamburgs neuer Flor erblüh'n,
Und auf der Wohlfahrt und des Glückes Wegen
Siehſt dann die Söhne dankentflammt Du zieh'n.
Dein Bürgerfleiß, Dein Biederſinn, Dein Streben,
Der Freunde Treu', Europa's Vollvertrau'n:
Sie werden Deinem Aufbau Stützen geben,
Daß froh in freie Zukunft Du magſt ſchau'n.
— Auf, Hamburg! auf! und werd' ein Ueberwinder
Der Schreckenstage, die Du jüngſt geſchau't.
— Horch! ſchon erſchallt ein Troſtlied Deiner Kinder —
Wer Gott vertraut, hat nie auf Sand gebau't! (Er entfernt ſich.)

Hammonia (von entgegengeſetzter Seite ab).

Dritte Scene.

(Die Musik geht in die Melodie des Volksliedes über.)

Chor der Bürger u. Bürgerinnen Hamburgs (in der Ferne).

Stadt Hamburg in der Elbe Auen,
Wohl bist Du schaurig anzuschauen;
Denn Gluthbrand, wie noch nie geseh'n,
Ergriff Dich unter Sturmes Weh'n.
:,: Altwürd'ge Stadt — Stadt Hamburg, ha!
Wie so zertrümmert liegst Du da! :,:

Doch hat der ew'gen Gnade Walten
Dir Kraft und Beistand noch erhalten;
Durch Freundeshänd' und eig'ne That
Wird Deinem Elend Hülf' und Rath.
:,: Altwürd'ge Stadt — Stadt Hamburg, ja,
Bald stehst verjüngt Du wieder da! :,:

O, preise Gott, der Dich errettet,
Die Obdachlosen Dir gebettet,
Der Deine Hungernden jetzt speis't,
Dank' ihm, der gnädig stets sich weis't.
:,: Altwürd'ge Stadt — Stadt Hamburg, ja;
Dank' aller Hülfe, die Dir nah'! :,:

Wirst dann nur unter Himmels Walten
Und Freundes Schutz Du Muth behalten,
Und hältst Du, zu des Höchsten Preis,
Stets vest an Eintracht, Ehr' und Fleiß;
:,: Dann Heil Dir, Heil — Hammonia!
Dann stehst Du herrlich wieder da. :,:

(Der Vorhang fällt langsam während der letzten Verszeile.)

Ende des Prologs.

Druck von Friedrich Mend

Elegantes Taschenbuch auf das Jahr 1824.

Ein Manuſcript für Freunde und Gönner,

mitgetheilt

von

Georg Nicolaus Bärmann,

d. W. W. Doctor u. d. fr. K. Magiſter.

Hamburg, 1824.

Staatsarchiv Hamburg
Bibliothek

Zueignung.

Hast Du's erforscht, wie mit des Zephyrs Wehen
Der Lebensbalsam in die Wesen dringt?
Eilst Du ihm nach, wenn zu des Aethers Höhen
Im Sonnenflug der Aar sich aufwärts schwingt?
So mag's auch nimmermehr die Welt verstehen,
Wie tief im Busen heil'ges Lied erklingt;
Denn sel'ges Schau'n erhebt nur die Geweih'ten,
Und nied'rer Sinn versinkt im Strom der Zeiten.

Den Beifall bunter Menge zu erſtreben,
Iſt nimmerdar des frommen Sängers Ziel;
Ihm blüht ein höher, ein vollkommner Leben,
Als eitler Wünſche wahnumwob'nes Spiel.
Was ſegnend ihm der Muſe Gunſt gegeben,
Das lebt nur fort in heil'gem Mitgefühl:
Und darum ſang zu meiner Leier Tönen
Ich feiernd nur dem Edlen und dem Schönen!

Inhalt.

Das Leben ist Traum, dramatisches Lehrgedicht.

Hamburgs Frauen.

Lebenstäuschung.

Die Seefahrt.

Die Himmelsschwestern.

Der Wunderquell.

Der deutsche Mann.

Verbesserungen.

Seite	6,	Zeile	9, v. o.	zur	statt zu.
=	21,	=	6, v. u.	Als	= As.
=	69,	=	1, v. u.	mir	= mehr.
=	93,	=	6, v. u.	eiltet	= eilet.
=	109,	=	4, v. o.	vom	= von.
=	124,	=	8, v. u.	dem	= den.
=	154,	=	2, v. u.	minder	= wieder.
=	155,	=	8, v. o.	gesehn	= geschehn.
=	168,	=	9, v. u.	bewegten	= bewogten.

Das Leben ist Traum.

Ein dramatiſches Lehrgedicht,

metriſch treu aus dem Spaniſchen

des berühmten Dichters

D. Pedro Calderon de la Barca

überſetzt.

Personen.

Basilius, König in Polen.

Sigismund, dessen Sohn.

Astolf, Herzog von Moskau, des Königs Neffe.

Clotaldo.

Clarin.

Estrella, Nichte des Königs.

Rosaura.

Soldaten. Leibwachen.

Diener. Musiker.

Erste Abtheilung.

Wildniß, die im Hintergrunde gebirgig iſt. Zur Seite der Eingang zu einem finſteren Thurme.

Roſaura, männlich gerüſtet, auf der Höhe, von der ſie herabkommt.

Clarin, der bald nachher auf demſelben Wege ihr folgt.

Roſaura (zur Seite hinaus redend.)

Dem Hippogryphen ähnlich, theileſt
Mit Windesſchnelle du die Luft.
Was treibt dich ſo, daß du enteileſt
Durch dieſe labyrinth'ſche Kluft?
Blitz ſonder Flamm', inſtinktlos Weſen,
Du Vogel ſonder Federnſchmelz,
Fiſch ohne Floſſen, wohin renneſt
Du tobend von dem nackten Fels?

Verweile hier in Berges Klüften,
Der wilden Thiere Phaeton —
Mich führet zu des Thales Grüften
Ein düst'res Mißgeschick davon;
Denn hoffnungslos und blindlings muß ich
Herab vom Fels, der schroff sich hebt
Und seiner Scheitel Gürtel runzelnd,
Ergrimmt empor zur Sonne strebt.
Mit Qual willst du den Fremdling grüßen,
Der qualvoll kam, o Polenland!
Denn blutig unter seinen Füßen
Schreibst du sein Kommen in den Sand.
Wohl fragt mein Schicksal: Wird Erbarmen
Je Einen Unglückssohn erfreu'n?

Clarin (der auftrat.)

Sagt Zwei, und laßt mich, wollt Ihr klagen,
Hinfort im Wirthshaus nicht allein.
Sind wir doch unser Zwei, die Beide
Sich aus dem Vaterland gewagt;
Zwei, die voll Thorheit wie voll Leide,
Mit Abenteuern sich geplagt,
Und Zwei, die bis hieher gekommen
In dieser öden Berge Schlucht:

So hab' ich Theil am Leid genommen,
Was raubt Ihr mir der Klage Frucht?

Rosaura.

An meinen Klagen Antheil nehmen,
Laſſ' ich mit Recht Dich nicht, Clarin:
Das hieße Deinen eignen Thränen
Der Tröſtung Vorrecht ja entziehn.
Fand jener Philoſoph am Klagen
Doch ſolch' Gefallen, daß er ſprach:
Wer lernen will, das Leid ertragen,
Der ſuch' es auf und folg' ihm nach.

Clarin.

Der Philoſoph war wohl nichts anders,
Als ein ergrau'ter Trunkenbold;
Maulſchellen ihm, daß er's beklage,
Wie man ihm die Gebühr gezollt! —
Doch, Herrinn, ſprecht! Was nun beginnen?
Wir ſind zu Fuß, allein, verirrt;
Wie Bahn aus dieſer Schlucht gewinnen,
Jetzt, da es immer dunkler wird?

Rosaura.

Wem wurden je ſo ſeltne Qualen!
Doch, täuſcht mich nicht die Phantaſie,
So ſeh' ich bei den matten Stralen

Des Abenddämmerlichtes, wie
Sich ein Gebäude dort erhebet.

Clarin.

So mir mein Herzenswunsch nicht lügt,
Wähn' ich ein Gleiches zu erkennen.

Rosaura.

Ein winz'ger Bau, so plumy gefügt,
Daß zwischen nackten Felsenwänden
Er kaum den Blick zu Sonne wagt;
Geschichtet von so rohen Händen,
Daß los von ihm die Kunst sich sagt,
Scheint er am Fuße dieser Höhen,
Die zu der Sonne Stralengold
Sich thürmen, nur ein Steinklump, der sich
Herab vom Gipfel hat gerollt!

Clarin.

So laßt uns, Herrinn, näher gehen,
Vom Seh'n hier werden wir nicht satt;
Weit besser wird es um uns stehen,
Wenn dies Gebäu Bewohner hat,
Die gastfrei sind.

Rosaura.

Des Thurmes Eingang —
Der Höllenschlund hat solches Thor —

Iſt offen, und die Nacht, die drinnen
Geboren wird, quillt d'raus hervor.

(Kettengeklirr im Thurme.)

Clarin.

Was hör' ich? Brr! Es klirrt wie Ketten.

Roſaura.

Ich ſteh' erſtarrt von Glut und Eis.

Clarin.

Es iſt, ich mögte darauf wetten,
Denn meine Furcht macht mir nichts weis,
Ganz ſicher ein Galerenſclave.

Sigismund (im Thurme.)

O wehe mir! Ich Unglücksſohn!

Roſaura.

Kaum hört mein Ohr ſo dumpfe Klage,
Ringt auch mein Herz mit Mitleid ſchon.

Clarin.

Ich ringe nur mit Angſt und Beben.

Roſaura.

Clarin!

Clarin.

Gebiet'rinn!

Roſaura.

Flichen wir

Den Zauberthurm!

Clarin.

Bei meinem Leben!
Mich läßt die Furcht nicht fort von hier.

Roſaura (in den Thurm ſchauend.)

Erzeugt nicht jenen falben Schimmer
Ein ſchwaches Licht, ein Stern, der bleich
In mattem, zitterndem Geflimmer
Auflodert, Flamm' und Stral zugleich,
Auf daß mit zweifelhaftem Lichte
Er düſtrer noch das Dunkel macht?
Ja, ich erkenn' im Gegenſchimmer
Fern durch die trüb'erhellte Nacht,
Ein düſter ſcharerlich Gefängniß,
Das, wie mich dünkt, zu dieſer Friſt
Reich an gedoppelter Bedrängniß,
Ein Grab lebend'gen Leichnams iſt.
Durch Dämm'rung ſeh' ich, mir zum Schrecken,
Im Zwinger einen Menſchen ſtecken,
Deß Kleid ein Fell von wildem Thier.
Hier gilt's nicht Flucht, hier gilt's entdecken,
Was ihn bedränget — Lauſchen wir!

Sigismund (im Thurm.)

Ich Unglücksſohn! o wehe mir!

Die Vorigen (die ſich etwas zurückgezogen.)

Sigismund (tritt aus dem Thurme. Er iſt in ein Fell gehüllt, um Leib und Füßen an lange Ketten geſchloſſen, die im Innern des Thurmes beveſtigt ſind.)

Sigismund.

Himmel, lehre mich's erkunden, —
Denn mit Qualen ſchlägſt Du mich, —
Welches Frevels gegen Dich
Sich mein Werden unterwunden!
Ward ich doch — ſo iſt gefunden
Meine Schuld, mit ihr die Gründe,
Warum ich Dich ſtrafend finde,
Und Dein Zorn an mir iſt Recht;
Denn der Menſch, der wird, erfrecht
Werdend ſich der größten Sünde.
Eins nur werde mir noch klar,
Um mein Elend ganz zu kennen —
Laß mich's, Himmel, jetzt nicht nennen,
Daß mein Werden Sünde war! —
Warum ſtrafſt Du offenbar
Strenger mich für gleich Vergehn?
Mußten Alle nicht entſtehn?
Sag', wenn Alle nun entſtanden,

Warum ſie ein Vorrecht fanden,
Das für mich nicht auserſehn?
Vöglein wird — die Federn bringen
Schönheit ihm zum Eigenthum',
Und kaum iſt er Federblum'
Oder Blumenſtrauß mit Schwingen,
So enteilt er ſchon, zu dringen
Durch der Lüfte Luſtrevier,
Sonder Furcht, er könne hier
Seines Neſtes Ruh' verſcherzen —
Warum mir, bei edlerm Herzen,
Warum mind're Freiheit mir?
Auch der Tiger wird, deß Fell
Kaum als Sternbild glänzend ſtralet
(Wie Natur ſo herrlich malet!)
In den Flecken ſchön und hell,
Als er brüllend, kühn und ſchnell,
Lehrling wilder Raubbegier,
Schon durchſtreift das Waldrevier,
Dem Naturtrieb nachzuleben —
Warum mir, mit edlerm Streben,
Warum mind're Freiheit mir?
Fiſchlein wird: als athemloſe
Ausgeburt aus Schlamm und Laich,

Einem Kahn mit Floſſen gleich,
Sieht er kaum in Fluſſes Schooße
Sich beſtimmt zu ſeinem Looſe,
So durchſtreift er für und für
Das unendliche Revier
Und durchmißt die kühle Fluth —
Warum mir, bei höherm Muth,
Warum mind're Freiheit mir?
Bächlein wird: kaum daß ſich weiſen
Unter Blumen ſeine hellen
Silberſchlangen gleichen Wellen,
Will er fluthend ſchon umkreiſen,
Will mit Feſtgeſange preiſen
Holder Blumen Pracht und Zier,
Denn die Eb'ne hat ihm hier
Wellenraums genug gegeben —
Warum mir, bei geiſt'germ Leben,
Warum mind're Freiheit mir?
Dieſer Drang läßt ſich nicht täuſchen!
Zum Vulkan wird mir die Bruſt,
Daß ich ſtreb', in wilder Luſt
Selbſt das Herz mir zu zerfleiſchen.
Welcher Urtheilsſpruch darf heiſchen,
Daß ein Menſch, ſo qualbeſchwert,

Eines ſüßen Rechts entbehrt,
Eines Rechts, das Gottes Milde
So dem Vogel wie dem Wilde
Und dem Fiſch und Bach gewährt?

Roſaura.

Furcht und Mitleid ſind mir nah
Durch des Unglückſel'gen Klagen.

Sigiſmund.

Wer belauſchte meine Fragen?
Iſt's Clotaldo?

Clarin.

Sagt doch: ja!

Roſaura.

Nur ein Trauernder iſt da,
Der, zu dieſer Kluft gekommen,
Hier Dein Mißgeſchick vernommen —

Sigismund (ſie ergreifend.)

Nun ſo ſtirb! Hör' auf zu wiſſen,
Daß Du mich in Kümmerniſſen
Klagend fand'ſt und angſtbeklommen.
Weil Du horchteſt, ſollſt Du büßen!
Dieſes nerv'gen Arms Umfaſſen
Macht zur Leiche Dich erblaſſen. —

Clarin.

Ich bin taub; d'raus könnt Ihr ſchließen,
Ob ich horchte. —

Roſaura (knieend.)

Dir zu Füßen!
Biſt Du Menſch, o ſo beglückt mich
Dein Erbarmen und entzückt mich. —

Sigismund (ſie aufrichtend.)

Dieſer Flehenston beſchleicht mich,
Dieſe Bitte, ſie erweicht mich,
Dieſe Demuth, ſie umſtrickt mich!
Sprich, wer biſt Du? Ward mir gleich
Von der Welt nur wenig kund,
Weil mir dieſes Thurmes Schlund
Wiege ward und Grab zugleich;
Sah' ich auch im Lebenskreich
(Wenn das Leben heißt) nichts mehr,
Als die Wüſte ringsumher,
Wo ich mehr als elend lebe,
Als lebend'ger Schatten ſchwebe,
Als ein Leichnam, athemſchwer;
Sah' und ſprach ich auch bis heut'
Von den Menſchen allen Keinen,
Als den mitleidsvollen Einen,

Der mit Kunde mich erfreu't
Von des Weltalls Herrlichkeit;
Bin ich auch — Es faßt Dich kalt
Meiner Unnatur Gewalt! —
Hier in düſtern Graun's Revieren
Menſchlich Weſen unter Thieren,
Und ein Thier in Menſchgeſtalt;
Strebt' ich auch ſo ſchweres Leiden
Mir zu lindern; lernt' ich auch
Wilder Thiere klugen Brauch
Und des Waldgeflügels Freuden;
Forſcht' ich, meſſend, auch beſcheiden
In der Sterne gold'nem Chor:
Stand's doch Dir allein bevor,
Mich Gequälten zu beglücken;
Du, Erſtaunen meinen Blicken;
Du, Bewund'rung meinem Ohr!
Ha! ſo wie ich Dich betrachte,
Weckſt Du neues Staunen mir,
Schaffeſt, daß ich für und für
Dich, nur Dich zu ſehen ſchmachte;
Meiner Augen Sehkraft achte
Ich von ew'gem Durſt bedrän't,
Ob ihn löſchen Tod auch beut,

Eil' ich gierig doch zu trinken,
Um in Anſchau'n hinzuſinken,
Süßem Tod des Schau'ns geweiht.
Tödte mich durch Deine Nähe!
Denn fürwahr! ich weiß es nicht,
Da's am Wiſſen mir gebricht,
Was mir Aermſten wohl geſchähe,
Wenn ich Dich hinfort nicht ſähe.
Würden Zorn und Grames Tücke
Dann, zu größerm Mißgeſchicke,
Mich nicht tödten, ſonder Wahl?
Denn was Leben giebt voll Qual,
Giebt auch Tod zugleich dem Glücke.

Roſaura.

Dich zu ſchau'n, bedrückt mich ſchwer,
Dich zu hören, macht mich beben.
Fragen mögt' ich, Antwort geben,
Doch vermag ich's nimmermehr.
Eins erkenn' ich nur: Hieher
Hat der Himmel mich geleitet
Und mir Tröſtung zubereitet,
So es Troſt iſt, wenn man glaubt,
Daß ob eines Andern Haupt
Sich noch größ'res Unglück breitet.

Arm und elend, saget man,
Mußt' ein Weiser einst sich nähren;
Konnte nur von Kräutern zehren,
Die er sammelnd sich gewann.
Giebt's, sprach dieser arme Mann,
Einen Dürft'gern noch, als mich?
Damit blickt' er hinter sich
Und gewahrte, wie ein Zweiter
Die von ihm verwors'nen Kräuter
Gierig aufzulesen schlich.
Qualvoll mußt' ich mich erblicken,
Schwer vom Mißgeschick geplagt,
Doch als ich mich selbst gefragt:
Können Schicksals arge Tücken
Einen mehr als mich berücken?
Da standst Du mir tröstend bei.
Aber frag' ich mich auf's Neu',
So bedünkt's mich, daß mein Leiden,
So Du's sammeln willst, Dir Freuden
Zu gewähren fähig sey.
D'rum, wenn meines Unglücks Bürde
Dir Erleicht'rung schaffen kann,
So vernimm, was mich bedränget;

Samml' es auf und nimm es an.
Wiſſ', ich bin —

Clotald (im Thurme.)

Es hielt Euch, Wächter,
Feigheit oder Schlaf gebannt,
Weil der Fußtritt zweier Fremden
Zugang zu dem Thurme fand.

Roſaura.

Neues Drangſal will ſich zeigen —

Sigismund.

Ha! mein Wächter iſt's, Clotald!
Endet nimmer denn mein Leiden?

Clotald (im Thurme.)

Hurtig her, und überfallt
Beide! Hindert ſie am Fechten,
Fangt ſie, oder macht ſie kalt!

Soldaten (im Thurme.)

Ueberfall!

Clarin.

Ihr Wächterhelden,
Die Ihr frei uns ließet nah'n,
Da wir wählen dürfen, iſt es
Sicher leichter, uns zu fah'n.

Clotald (eine Piſtole in der Hand, tritt auf. Soldaten, von denen einige Fackeln tragen, folgen ihm mit verhüllten Geſichtern.) Die Vorigen.

Clotald (hinter ſich redend.)

Erſt verhüllet die Geſichter,
Wie's die Vorſicht nöthig macht;
Und daß Niemand Euch erkenne,
Habt ſo lang' Ihr hier ſeyd Acht!

Clarin.

Maskerade ſoll's hier geben?

Clotald (zu Roſauren und Clarin.)

Weh, daß Ihr voll Unbedacht
Dieſes Orts verbotne Grenzen
Zu beſchreiten habt gewagt,
Gegen das Geſetz des Königs,
Welches Jedem unterſagt,
In die Wundernacht zu ſchauen,
Die hier zwiſchen Felſen tagt.
Streckt die Waffen und ergebt Euch,
Oder mit des Donners Schall
Speiet ſonſt in zweien Kugeln
Dieſe Natter von Metall
Tödtlich Gift aus, daß die Lüfte
Krachen von dem Widerhall.

Sigismund.

Eh', tyranniſcher Gebieter,
Deine Wuth ſich an ſie macht,
Sey mein Leben dieſen Ketten
Hier zur Beute dargebracht!
Bin ich ſchmachvoll auch gefeſſelt,
Will ich doch mit Zahn und Hand
Selbſt mich zu zerfleiſchen ſtreben
Hier an dieſer Felſenwand,
Eh' ich's dulde, daß ſie leiden,
Eh' ich klag' ob ihrer Schmach.

Clotald.

Weißt Du Sigismund doch, wie Dir's
So an allem Heil gebrach,
Daß Du ſchon vor Deinem Werden
Nach des Himmels Rathſchluß ſtarbſt;
Weißt Du doch, wie Du Dir ſelber
Dieſes Kerkers Nacht erwarbſt,
Daß ſie Deinem Wüthen Zaum ſey,
Deinem Hochmuthswahn ein Grab!
Wozu dieſer Trotz denn?
(zu den Wächtern) Führt ihn
Zu des Thurmes Kluft hinab
Und verſchließt den Eingang. —

Sigismund (der fortgeschleppt wird.)

Himmel!

Wie so schlau habt Ihr's erdacht
Mich zu fesseln! Wär' ich frei, so
Thürmt' ich mit Gigantenmacht,
Euch zum Trotz, um jene Spiegel,
Den Kristall der Sonnenpracht
Zu zernichten, Fels auf Felsen
Auf aus dieser Klüfte Nacht!

Clotald (ihm nachrufend.)

Thor, damit Du sie nicht thürmtest,
Ward Dir Kerkerqual gebracht!

Rosaura.

Seh' ich, wie Euch Hochmuth reizte,
So wär's Thorheit nur, fürwahr!
Brächt' ich demuthsvoll und knieend
Euch nicht Bitt' um Gnade dar.
Laßt vom Mitleid Euch bewegen,
Denn entsetzlich wär's und hart,
Wenn so Demuth nicht, wie Hochmuth
Mittel Euch zu rühren ward.

Clarin.

Und wenn Hochmuth nicht, noch Demuth,
Dies verbrauchte Personal,

Das in tauſend Reimtragödien
Aller Herzen Mitleid ſtahl,
Euch bewegt, ſo will ich weder
Hoch- noch demuthsvoll mich nah'n,
Sondern zwiſchen Beiden ſtehen:
Laßt uns Hülf' und Schutz empfah'n!

Clotald.

Holla!

Die Vermummten.

Herr!

Clotald.

Entreißet Beiden
Waff' und Wehr, verhüllet dann
Ihr Geſicht, daß ihnen Ort und
Weg ſich nicht verrathen kann.

Roſaura (zu Clotald.)

Nehmt mein Schwert! Ich gäb's in keine,
Als allein in Eure Hand;
Denn ich hab' Euch unter dieſen
Als Vorzüglichſten erkannt.
Niedrerm giebt ſich nicht mein Degen.

Clarin.

Meiner giebt ſich Jedermann,
Auch dem Schlechtſten; d'rum nimm hin Du!
(Er giebt ſeinen Degen einem der Wächter.)

Roſaura.

Muß ich ſterben — nun wohlan!
Eurer Huld vertrauend, laſſ' ich
Euch dies Schwert als theures Pfand;
Denn des Mannes werth iſt's, deſſen
Hüft' es ſchmückend einſt umwand.
Sorglich wahrt es, denn obwohl mir
Sein Geheimniß nicht bekannt,
Weiß ich doch, daß dieſes goldne
Schwert Verborg'nem iſt verwandt.
Einzig darauf hingewieſen,
Kam ich her nach Polenland.
Schmach zu rächen.

Clotald (für ſich, das Schwert betrachtend.)

Heil'ger Himmel!
Wie? Es blitzet dieſer Stahl
Tief in's Herz mir Sorg' und Zweifel,
Sehnſucht und Gewiſſensqual.
Wer gab Dir ihn?

Roſaura.

Eine Dame.

Clotald.

Und die heißt?

Roſaura.

Es wär' Verrath,
Wenn ich's ſagte.

Clotald.

Aber wie denn?
Wenn dies Schwert Geheimniß hat,
Woher folgerſt, woher weißt Du's?

Roſaura.

Die mir's reichte, ſprach: Wohlan!
Zieh nach Polen, wende alle
Schlauheit, Liſt, und Klugheit an,
Bis des Landes Groß' und Edle
Dich mit dieſem Schwerte ſah'n;
Denn von Einem unter ihnen
Wirſt Du Hülf' und Schutz empfah'n,
Doch, da er wohl todt iſt, ſey Dir
Nicht ſein Name kund gethan.

Clotald (für ſich.)

Himmel, ſteh' mir bei! Was hör' ich?
Meinen Blicken wird's nicht klar,
Ob ich Blendwerk vor mir ſehe,
Ob dies Zeichen ächt und wahr?
Ja, dies Schwert, ich legt' es einſt in
Violanta's ſchöne Hand,

Daß es dem, der mir es brächte
Zeichen ſey und Unterpfand,
Liebend mich als Sohn zu finden
Und als Vater ihm verwandt.
Was beginnen jetzt: O weh mir!
In ſo trüber Zweifelsnacht?
Da dies Schwert ihn nicht zur Liebe,
Nur zum Tod' hat hergebracht?
Liegt er nicht zum Tod verurtheilt
Mir zu Füßen ſchon? O Macht
Schweren Schickſals, Loos voll Trauer,
Qual, wie nie ſie ward erdacht!
Dieſer iſt mein Sohn; dies Zeichen
Sagt mir's an, und mehr als das
Sagt mein Herz mir's, das, ihn ſehend
In der Bruſt ohn' Unterlaß
Mit den Flügeln ſchlägt und doch nicht
Sein Gefängniß ſprengen kann.
Klimmt doch zu des Kerkers Gittern
Ein Gefeſſelter hinan,
Wenn ihn Lärm von außen locket:
So mein Herz auch, denn es ahnt
Nur was vorgeht; hört den Lärm,
Der es aufzuwallen mahnt,

Daß die Thräne, durch des Buſens
Fenſter ſich den Ausweg bahnt.
Was beginnen? Hilf mir, Himmel!
Was beginnen? Führt ſein Pfad
Doch zum König! Pfad — o Jammer!
Der zum Tode führt. Nicht Rath
Giebt's, dem König zu verhehlen,
Was ſich hier ereignet hat.
Selbſterhaltung ſtellt ſich, ringend
Mit der Lehenspflicht mir dar:
Schwerer Kampf! Jedoch was ſchwank' ich?
Gilt die Treu nicht offenbar
Mehr als Leben, mehr als Ehre?
Treue ſtärkt ſich in Gefahr!
Ueberdies iſt zu erwägen,
Wie er ſagte, daß er kam
Seine Schmach zu rächen; Einer
Der geſchmäht iſt, iſt infam;
Iſt mein Sohn nicht; nicht aus meines
Adels Blut er Urſprung nahm.
Aber wenn ihn nun ein Unfall,
Deß ſich Keiner wohl verwahrt,
Ueberraſchte? Iſt der Ehre
Inn'res Weſen doch ſo zart,

Daß es ſchon durch Blick' erbebet,
Schon von leiſem Hauch erkrankt!
Was vermag er denn, was mehr noch
Da er edlen Sinn's nicht wankt,
Da er kommt, verlor'ne Ehre
Wiederſuchend mit Gefahr?
Meines Bluts iſt er mit ſolchem
Muth; er iſt mein Sohn, fürwahr! —
Wähl' ich zwiſchen dieſen Zweifeln,
Was mit Ehr' ich wählen kann;
Fort zum König! Er erkenne
Meinen Sohn, und tödt' ihn dann.
Ha! vielleicht durch meine Treue
Wird ihm Gnade zuerkannt:
Dann, wenn er durch mich befrei't iſt,
Biet' ich ſelber ihm die Hand
Sich zu rächen. Aber wenn der
König ſtreng' auf Tod beharrt?
Nun, ſo ſterb' er dann und wiſſe
Nie, daß ich ſein Vater ward!
Folgt mir Fremdlinge, doch wähnet
Nicht, es ſey im Unglücksthal
Kein Begleiter Euch gegeben;
Denn in banger Zweifel Wahl

Weiß ich's ſelbſt nicht: iſt hier Leben
Oder Sterben größ're Qual? (Alle ab.)

(Freie Gegend. Im Hintergrund der Königsſtuhl. Kriegsmuſik.) Aſtolf (mit Soldaten von der einen Seite), Eſtrella (mit ihren Damen von der anderen Seite.)

Aſtolf (zu Eſtrella.)

Bei'm Erglänzen dieſer hellen
Sterne, ähnlich den Cometen,
Grüßen auf der Töne Wellen
Euch ſo Trommeln und Trompeten
Wie die Vögel und die Quellen.
Euch zu huld'gen überall,
Klingen Harmonie'n ſie wieder,
Denn ſie ſind, in mächt'gem Schall
So Poſaunen aus Gefieder,
Wie Geflügel aus Metall.
So begrüßt Euch denn, Señora,
Das Geſchütz als Königinn
Und der Waldchor als Aurora,
Die Drommet' als Siegerinn

Und die Blumenwelt als Flora:
Denn Auroren gleich zu ſchauen
Seyd Ihr in der Schönheit Glanz,
Flora auf des Friedens Auen,
Siegerinn bei'm Waffentanz
Und die Königinn der Frauen!

Eſtrella.

Wenn des Menſchen Rede ſich
Meſſen ſoll nach ſeinen Thaten,
Habt als Schmeichler gegen mich
Ihr Euch diesmal ſchlimm berathen;
Denn als Lügner, ſicherlich,
Stehet Ihr zu böſem Streit
Gegen mich mit Eurem Heere.
Wenn mein Muth Euch auch nicht ſcheu't,
Stimmt das Wort doch, das ich höre,
Nicht zum Frevel, der mir dräu't.
Wiſſet: der übt nied're That,
Zeugt, mit wildem Thier im Bunde,
Böſes Trachten und Verrath,
Der die Schmeichelred' im Munde
Und den Mord im Herzen hat.

Aſtolf.

Herrinn, ich will nicht beſchwören
Meiner Huldigungen Treu;
Doch Euch beſſer zu belehren
Ob mein Wort hier Lüge ſey,
Bitt' ich Euch mich anzuhören:
Fürſt Euſtorg der Dritte ließ
Seinen Sohn Baſil zum Erben
Und zwei Töchter überdies.
Mehr davon erzählen, hieß'
Unnütz Zeit und Wort verderben.
Eure Mutter, Clorilene,
Die in der Vollendung Schöne,
In der Sel'gen Herrlichkeit
Eines Sternenthrons ſich freu't,
War die älteſte. Die ſchöne
Zweite jener Töchter iſt
Reciſunde, wie Ihr wißt,
Meine Mutter, Eure Muhme,
Die zu Moskwa's Heil und Ruhme
Noch auf Erden glücklich iſt.
Sie, dem Herzog dort vermählt,
Hat das Daſeyn mir gegeben;
Doch von mir ſey nicht erzählt!

Fürſt Baſilius, deſſen Leben
Nicht die Jugendkraft mehr ſtählt,
Der in ſeinem ganzen Leben
Mehr dem Studium ſich ergeben,
Als den Frauen: ohne Sohn
Iſt er Wittwer auf dem Thron,
Den wir Beide jetzt erſtreben.
Euch zum Vortheil folgert Ihr,
Daß die ält're Schweſter Euch
Mutter war, und bin ich gleich
Sohn der jüngern, ziemt doch mir,
Als dem Mann, der Vorzug hier.
Eure Abſicht, wie die meine,
Gab ſich unſerm Oheim kund,
Und damit er uns vereine,
Will er, daß zum Friedensbund
Unſer Zwiſt vor ihm erſcheine.
Welches Ruf's bedurft' es mehr
Mich von Moskau herzuleiten?
Alſo kam ich nicht hieher,
Böſen Krieg Euch zu bereiten.
Ihr bekrieget mich vielmehr!
Und der Liebe Weisheit gebe,
Daß des Volks prophet'ſcher Sinn

Unſer Beider Heil erſtrebe,
Und zu Polens Königinn,
Hohe Herrinn, Euch erhebe;
Denn nach meiner Wünſche Sinn
Reicht auf wohlverdientem Throne
Euch die Schönheit Siegsgewinn,
Unſer Ohm Euch ſeine Krone
Und mein Herz ſich ſelbſt Euch hin!

Eſtrella.

Solchen zarten Schmeichelei'n
Darf ich mich nicht unwerth zeigen,
Und nur darum würd's mich freu'n,
Dieſen Thron hier zu beſteigen,
Um die Herrſchaft Euch zu weih'n.
Doch hält Zweifel mich bedrückt,
Ob wohl Eurem Wort zu trauen,
Ob wohl Liebe d'rauf zu bauen,
Ob dies Bild mich nicht berückt,
Dieſes — das die Bruſt Euch ſchmückt.

Aſtolf

Solchen Irrthums Zweifel könnte
Gleich ſich löſen, künd'te nicht
Lauter Schall der Inſtrumente

Daß der König zum Gericht
Nah't mit seinem Parlamente.

(Musik. Der König mit Gefolge tritt auf und nimmt Platz auf dem Throne.

Estrella (zum König.)

Weiser Thales!

Astolf.

Du, Euklid!

Estrella.

Der der Monde,

Astolf.

Der der Sterne

Estrella.

Wechselherrschaft,

Astolf.

Glanzgebiet,

Estrella.

Lauf und Wahnen

Astolf.

Näh' und Ferne

Eſtrella.

Würdigt,

Aſtolf.

Mißt und Kreiſe zieht,

Eſtrella.

Laß, mit innigem Entzücken,

Aſtolf.

Laß, mich zärtlich zu beglücken,

Eſtrella.

Deinem Stamm mich Epheu ſeyn!

Aſtolf.

Deiner Huld mein Leben weih'n!

Der König.

An die Bruſt laßt mich Euch drücken.
Seyd Ihr mir doch treu genah't,
Meinem Willen Euch zu fügen:
Darum ſoll mein weiſer Rath
Allen Beiden ſo genügen,
Daß den Vorzug Keiner hat.
Seht! vom hohen Alter trage
Ich die Laſt ſchon viele Tage,
Darum horchet ſchweigend mir;
Denn erſtaunen werdet Ihr
Ueber das, was ich Euch ſage.

— Wißt Ihr's doch — hört aufmerksam.
Werther Vetter, theure Nichte,
Freunde, Polens edler Hof,
Was Euch Allen ich berichte:
Wißt Ihr's doch schon, wie mein Fleiß,
Wie mein Forschen mir's beschieden,
Daß man hochgelahrt mich nennt;
Denn es preiset mich hienieden,
Durch den Pinsel der Timanthe,
Durch den Meißel der Lysippe
Als Basil den Großen, trotz der
Zeiten Wechsel jede Lippe.
Wißt Ihr's doch schon, daß von allen
Wissenschaften, die ich übe,
Ich die höh're Mathematik
Mehr als alle andern liebe.
Kann ich doch durch sie die Zeit
Wie den Ruhm des Amts entbinden,
Täglich Lehrer uns zu seyn;
Denn entschleiert kann ich finden
Hell, in der Adspecten Kreis,
Was in ferner Zukunft blühet;
Und die Zeit spricht das nur nach, was
Jetzt mein Geistesblick schon siehet.

Hoch in Kreiſen, weis wie Schnee,
Unter lichten Baldachinen
Die vom Monde ſo durchwallt,
Wie vom Sonnenſtral beſchienen;
Hoch auf Globen von Demant,
In kriſtallenen Bezirken,
Wo die Stern' und Himmelszeichen
Güldenhell den Raum durchwirken,
Wohnt das Forſchen meines Seyns.
Bücher wollen ſie mir dünken,
Die, in Sapphirblau gefaßt,
Helle Demantblätter blinken,
Wo mit goldner Schrift der Himmel
Niederſchrieb in klaren Zügen,
Ob das Erdenloos ſich uns
Freudig oder ſchlimm ſoll fügen.
Und ich leſe dieſe Schrift
So, daß meines Geiſtes Flügel
In dem ſchnellſten Kreislauf ſelbſt
Löſ't der Zukunft heil'ge Siegel.
Wollte Gott, es hätt', eh' ich
Solchem Forſchen mich verbündet,
Eh' ich jener Blätter Inhalt,
Jener Schriften Sinn ergründet,

Meines Lebens Trauerſpiel
In den Sternen ſich verkündet,
Und es wäre Gottes Zorn
Gegen mich allein entzündet!
Denn dem Unglückſel'gen muß
Sein Verdienſt als Dolch ſich bieten,
Und im Selbſtmord ſtirbt, wer ſich
Nicht ſein Wiſſen kann behüten.
Beſſer wohl, als ich dies ſage,
Sagt's Euch das, was ich erlitten;
Laßt d'rum, Euer Staunen weckend,
Nochmals mich um Schweigen bitten:
In der Gattinn Clorilene
Mußt' ein Unglückſohn erblühen,
Deß Geburt am Himmelszelt
Wunderzeichen ließ erglühen.
Ehe noch des Mutterſchooßes
Lebend Grab ihn zu dem Lichte
Auswarf — denn Geburt und Tod
Sind nur Eines Saamens Früchte —
Sah die Mutter viele Mal'
In des Traumes Wahngebilden,
Sich ein menſchgeſtaltet Unthier
Ihrem ſchwangern Schooß zu wilden

Freveln, mit der eignen Mutter
Blute rothgefärbt, entringen,
Und, als des Jahrhunderts Natter
Unter Menschen, Tod ihr bringen.
Ihre Ahnung ward erfüllt
In der Stunde der Entbindung,
Denn nur selten oder nie
Lügt entsetzliche Verkündung.
Also stand sein Horoskop:
Blutig roth in ihrem Lichte,
Ging die Sonne zornerglüht
Mit dem Monde zu Gerichte.
Düst'rer Wall ward nun die Erde;
Denn dem Feind im Angesichte
Kämpften Sonne nun und Mond
Grausen Kampf in vollem Lichte.
Seit die Sonne Blut geweint,
Als der Heiland war verschieden,
Sah man nicht in ihrem Kreis
Solche Finsterniß hienieden.
Ueberflutet war die Erde
Von lebend'gen Feuergüssen,
Daß sie wähnte, nun den letzten
Todeskrampf bestehn zu müssen.

Die Gebäude sah man beben,
Schwarz den Himmel sich verschließen,
Aus den Wolken Steine regnen,
Und die Ströme blutig fließen.
Als in Wuth und Wahn uns so
Sich der Sonne Glanz verhüllte,
Wurde Sigismund, und daß sein
Schicksal sich an ihm erfüllte,
Tödtet' er die eig'ne Mutter,
Gleich als kündet' er im Grimme:
Ich bin Mensch und zahl' im Werden
Schon für Gutes nur das Schlimme.
Ich, erwägend all' die Zeichen,
Fand die Wahrheit nur in ihnen:
Es sey Sigismund als frechster
Aller Erdensöhn' erschienen,
Als der grausamste Monarch,
Als entsetzlichster der Fürsten,
Daß durch ihn einst dieses Reich
Nach Partheiwuth würde dürsten,
Daß es dem Verrath, den Lastern
Sich als Lehrstuhl würde bieten,
Daß er selbst in Frevelwahn,
Aufgepeitscht durch eig'nes Wüthen,

Gegen mich die freche Hand
Höbe, daß ich selber würde
Niederstürzen, ihm zu huld'gen —
Trüg' ich solcher Schande Bürde? —
Und daß meines Bartes Haar
Ihm zum Teppich dienen würde.
O, wer glaubet nicht an Unheil,
Um so mehr wenn Eigenliebe
In dem Kreise seines Wissens
Es ihm weissagt, dumpf und trübe?
Also glaubt' ich, was prophetisch
Sich von künft'gem Mißgeschicke
In den schaudervollen Zeichen
Darbot meinem Seherblicke,
Und beschloß, das neugebor'ne
Ungeheuer zu verriegeln,
Ob der Weisheit es gelänge,
Seines Schicksals Lauf zu zügeln.
Das Gerücht, der Prinz sey todt,
Haucht' ich bald auf alle Lippen,
Und erbau't war schon ein Thurm
Zwischen nackten Felsenklippen,
Im Gebirge, wo die Sonne
Kaum des Dunkels Herrschaft mindert,

Weil der Berge Riesenwand
Ihrem Strahl den Zugang hindert.
Hieraus wird Euch Allen klar,
Welche Ursach' es begründet,
Daß ich ein Gesetz gab, welches
Jedem Frevler Tod verkündet,
Der zu jener Felsenschlucht
Jemals einen Weg sich findet.
Dort im Thurm lebt Sigismund
Elend, arm und abgeschieden;
Denn von allen Menschen sah' und
Sprach ihn nur Clotald hienieden.
Er ward Zeuge seines Elends,
Um in unsern Glaubenspflichten
Und in edlen Wissenschaften
Sorgsam ihn zu unterrichten.
Dreierlei erwäg' ich nun:
Erstens, theures Polen, wisse
Daß Dich meine Liebe gern
Dem Despotenzwang' entrisse,
Der in Sigismund Dir dräu't;
Denn ein güt'ger Fürst beschirmet
So sein Vaterland und Reich,
Daß Gefahr es nicht bestürmet.

Zu bedenken iſt ſodann:
Stimmt es wohl mit Chriſtenliebe,
Wenn durch mich zurückgeſetzt,
Meinem Blut ein Recht nicht bliebe,
Das ihm Gott und Menſchen gaben?
Kein Geſetz iſt beizubringen,
Das mir anbeföhl', um Euch
Dem Tyrannen zu entringen,
Selbſt Tyrann zu ſeyn, und mich
Selbſt in Freveln zu verſchlingen,
Um den Sohn daran zu hindern,
Daß ihm Frevel je gelingen.
Drittens endlich, könnte man
Wohl auf großen Irrthum ſchließen,
Daß ich leichten Sinn's geglaubt,
Was die Sterne mir verhießen;
Trieb' auch inn'rer Sinn den Sohn
Zu den unerhörtſten Dingen,
Kann er doch ſo böſer Luſt
Sich durch Widerſtand entringen,
Weil die glüh'ndſte Leidenſchaft,
Der Verlockung ärgſte Schlingen
Wohl des Willens Neigung werden,
Doch den Willen ſelbſt nicht zwingen.

Bahn mir aus dem Widerſpruch
Dieſer Gründe zu gewinnen,
Strebt' ich — ſtaunend mögt Ihr's hören —
Sich'res Mittel zu erſinnen.
Morgen wird mein Sohn und Euer
König, ohne es zu wiſſen
Daß er's ſey, der langen Nacht
Seiner Kerkerqual entriſſen.
Morgen knie't vor Sigismunden,
Alſo heißt mein Sohn — Ihr nieder,
Schwört Gehorſam ihm, und er
Iſt Euch Herrſcher und Gebieter;
Denn er ſitzt auf meinem Stuhl dann.
Dadurch, denk' ich, ſoll's gelingen,
All die Gründe, die ich nannte,
Zu vereintem Zweck zu bringen.
Denn zuvörderſt: Straft mein Sohn
Jene Prophezeihung Lügen,
Die ſo Arges von ihm ſagte:
Wird er weiſ' und mild ſich fügen;
Wohl, ſo duldet's, daß Euch der als
Angeſtammter Fürſt regiere,
Der der Berge Buhler war,
Und Genoß der wilden Thiere.

Sollte ſein Gemüth jedoch
Frech und grauſam überfließen,
Läßt er auf des Frevels Bahn
Seiner Wuth den Zügel ſchießen,
Dann werd' ich, in dem Bewußtſeyn
Meiner wohlerfüllten Pflichten,
Ihn, als unbezwung'ner Herr,
Grauſam nicht, doch ſtrenge richten;
Tief im Thurme mög' er dann
Auf den Herrſcherwahn verzichten!
Endlich: Wird der Prinz fürwahr
Seiner böſen Luſt Verkünder,
So erwähl' ich Euch Beherrſcher,
Die, den Beſten gleich, nicht minder
Werth ſind meines Throns und Scepters:
Dieſe meine Schweſterkinder.
Möge Ein Beſitz alsdann
Beider Erbtheilsrecht umſchließen;
Mögen ſie verdientes Glück
Durch der Ehe Band genießen!
Laßt's als König mich befehlen,
Laßt's als Vater mich erbitten,
Laßt's als Weiſer mich Euch rathen!
Greiſeswort ſey nicht beſtritten!

Und wenn Seneca der Spanier,
Der als Sclav den Tod erlitten,
König ſeines Land's ſich nannte:
Laßt's als Sclave mich erbitten!

Aſtolf.

Wird doch dieſe Sache mich
Wohl am nächſten angehn müſſen;
Darum ſprech' in Aller Namen
Ich es aus: der Nacht entriſſen
Werde Sigismund! Es g'nügt,
Ihn als Deinen Sohn zu wiſſen.

Alle.

Unſern Prinzen wollen wir,
Daß als König er gebiete!

Der König.

Solche Liebe dank' ich Euch,
Hohe Achtung im Gemüthe. —
Führt jetzt dieſe Doppelſäule
Meines Throns in ihre Zimmer;
Morgen ſeht Ihr meinen Sohn,

Alle.

Heil dem König, Heil ihm immer!

(Alle gehen ab, indem ſie den Herzog und Eſtrellen begleiten. Nur der König bleibt zurück, verläßt aber ſogleich den Thron, als er den auftretenden Clotald gewahrt.)

Der König. Clotald. Roſaura. Clarin.

Clotald.

Darf ich reden?

Der König.

Ha, Clotald!
So willkommen warſt du nimmer.

Clotald.

Sollt' ich nahend Deinem Thron,
Auch willkommen Dir mich wiſſen,
Werd' ich diesmal, hoher Herr,
Von dem Schickſal fortgeriſſen,
Alter Sitt' und alten Rechts
Tröſtung doch entbehren müſſen.

Der König.

Was geſchah Dir?

Clotald.

Unglück muſte
Eben da mich veſt umſchlingen,
Wo ich wähnte, das Geſchick
Würde mir nur Segen bringen.

Der König.

Wie denn?

Clotald.

Dieſer ſchöne Jüngling

Drang zu jenen Felsengründen,
Unvorsichtig oder kühn
Dort den Prinzen aufzufinden,
Und er ist — —

Der König.

Getrost, Clotald!
Strenge hätt' ich ihn gerichtet,
Hätt' er's heute nicht gethan;
Doch er war nicht mehr verpflichtet,
Ein Geheimniß noch zu scheu'n,
Das ich selber schon vernichtet. —
Folg' mir bald in's Schloß, denn dort
Reden wir von wicht'gen Dingen;
Wicht'ges auch gedenk' ich dann
Mir durch Dich zu Stand zu bringen;
Denn was nie die Welt noch sah,
Soll durch Dich mir bald gelingen.
Die Gefang'nen sind begnadigt,
Denn ich strafe Fehler nimmer
Wo ich sie entschuld'gen darf. (Ab.)

Clotald.

Heil Dir, hoher Herr, auf immer!
(für sich) Glücklich wandte sich mein Schicksal
Darum sey's von mir vermieden,

Jetzt ihn meinen Sohn zu nennen.
(laut) Freiheit ward Euch hier beſchieden,
Fremde Wand'rer!

Roſaura.

Tauſend Küſſe
Deinen Händen!

Clarin (bei Seite).

Tauſend Biſſe!
Freundſchaft lehrt ja, daß man's nicht ſo
Streng mit Worten nehmen müſſe.

Roſaura.

Dir mein Leben dankend, Herr,
Bin ich Dein jetzt; d'rum gebiete,
Wie fortan ich Dir als Sclav
Dienen ſoll.

Clotald.

Nicht ſo! Behüte!
Nicht das Leben gab ich Dir;
Denn ein adelich Gemüthe
Daß der Schimpf belaſtet, lebt nicht.
Haſt du mir doch ſelbſt berichtet,
Daß Dein Hierſeyn Dich zur Rache
Ob erlittnem Schimpf verpflichtet;
Alſo gab ich Dir kein Leben,

Weil Du's hier erſt hoffſt zu finden.
Schmachvoll Leben iſt kein Leben!
(für ſich) Seinen Muth muß ich entzünden!

Roſaura.

Ich geſteh's, ich hab' es nicht,
Wenn ich's gleich durch Dich beſitze;
Dennoch ſollſt Du ſchauen, wie ich
Rächend meine Ehre ſchütze;
Wie mein Daſeyn künftig ſtrebt,
Daß es jeglich Leid bezwinge,
Nur um Dein Geſchenk zu heißen.

Clotald.

Nimm zurück die ſcharfe Klinge,
Die Du trugſt. Sie wird gewiß
Dich zu rächen Dir genügen,
Wenn des Feindes Blut ſie färbt.
Und es wird alſo ſich fügen
Durch mein Schwert — ich nenn' es mein,
Weil's in dieſen Augenblicken
Meine Hand hält —

Roſaura.

Nun wohlan!
Mag's zum zweiten Mal' mich ſchmücken!
Und ich leiſte d'rauf den Schwur,

Daß ich Rach' am Feinde übe,
Wär' er mächt'ger noch —

Clotald.

So iſt er's?

Roſaura.

Allerdings! Sein Name bliebe
Dir ſonſt nicht geheim. Denn mögt' ich
Gern noch Wicht'gers Dir berichten,
Schweig' ich doch, aus Furcht, ich muß
Selbſt auf Deine Gunſt verzichten,
Wenn ich rede.

Clotald.

Reden, meyn' ich,
Heißt hier, meine Gunſt erringen;
Denn Du hinderſt mich dadurch,
Deinem Feind mich zu verdingen.
(für ſich) Daß ich dieſen Feind doch kennte!

Roſaura.

Nimmer darfſt Du glauben müſſen,
Dein Vertrau'n ſey mir nicht ſchätzbar,
Und mein Feind war, ſollſt Du wiſſen,
Kein Gering'rer als Aſtolf
Moskau's Herzog —

Clotald (für ſich).

Hingeriſſen

Werd' ich nun vom Schmerz, denn mehr
Als das Ahnen quält das Wiſſen.
Forſchen wir der Sache nach!
(laut) Dich, den Knecht, den Moskowiter
Kann ein Herzog nicht beleid'gen,
Der Dir Fürſt iſt und Gebieter;
Kehre heim in's Vaterland,
Sey der Frevelabſicht Hüter,
Die Dich ſtürzt.

Roſaura.

Er hat beleidigt,
Ungeachtet er Gebieter
Mir und Fürſt war.

Clotald.

Nimmermehr!
Hätt' er auch, was kaum zu ſühnen,
Dich in's Angeſicht geſchlagen.

Roſaura.

Aerger noch war ſein Erkühnen.

Clotald.

Nenn' es! Schlimm'res als mir ahnt,
Kannſt Du nimmermehr verkünden.

Roſaura.

Willig nennt' ich's; doch zu Dir
Will mich Achtung ſo verbinden,

Will mich Neigung ſo ergreifen,
Will mich Ehrfurcht ſo umwinden,
Daß ich's nicht zu ſagen wage,
Wie Du mich als Räthſel finden
Mußt; denn nicht geziemt das Kleid mir,
Daß ich trag'. — Aus dieſen Gründen
Bin ich das nicht, was ich ſcheine.
Schließe nun, wie ſich's wohl füge,
Daß Aſtolfo, der Eſtrella
Liebt, mich ſchmäh'te. Dies genüge! (Ab.)

Clarin (folgt ihr.)

Clotald (allein.)

Höre! Warte doch! Verweile!
Kann aus ſolchen Irrgewinden
Wohl der Faden der Vernunft
Einen ſichern Ausweg finden?
Meine Ehre iſt geſchmäh't,
Mächtig will der Feind ſich künden,
Ich Vaſall, und ſie ein Weib!
Himmel! hilf aus dieſen Schlünden!
Wirſt Du's können? Kannſt Du's mir,
Mir dem argumwob'nen Blinden,
Dem der Himmel dunkel iſt,
Dem die Welt nicht zu ergründen?

(Er folgt Roſauren.)

Zweite Abtheilung.

(Vorſaal im königlichen Pallaſt mit mehren Ausgängen.)

Der König. Clotald.

Clotald.

Alles ward in's Werk gerichtet,
Wie Du's anbefahlſt.

Der König.

Nun denn!
Sprich, Clotaldo, wie ſich's fügte.

Clotald.

Herr, vernimm, es iſt geſchehn
Durch den linden Trank, den kunſtreich
So Dein Leibarzt hat gemengt,
Daß er ſeltne Specerei'n und
Pflanzenſäft' in ihn gezwängt,
Säfte, ſo tyranniſch wirkend,
So geheimnißvoll geſchärft,
Daß durch ſie des Menſchen Denkkraft
Stumpf, gelähmt wird und entnervt;

Daß durch ſie der Menſch dem Schlafe
Hingegeben, ſtarr und veſt,
Sinn- und machtlos als lebend'ge
Leiche nur ſich ſchauen läßt.
Der Beweis ob ſolcher Wirkung
Führt ſich leicht und unbeſchwert,
Hat doch, hoher Herr, Erfahrung
Uns ſchon oft darob belehrt!
Iſt von der Natur Geheimniß
Die Arzneikunſt doch durchwebt,
Sind doch Thiere, Pflanzen, Steine
Von beſtimmter Kraft belebt!
Und wenn Menſchenbosheit tauſend
Gifte zu erforſchen ſtrebt,
Die da tödten — iſt's dann Wunder,
Wenn ſich ſchwäch're Kraft erhebt?
Denn ſo's Gift giebt, daß den Menſchen
Mit des Todes Froſt durchbebt,
Kann es da am Gifte mangeln,
Das in veſten Schlaf begräbt?
Alſo wird der Sache Wahrheit
Hier durch Zweifel nicht verletzt,
Weil der ſichtliche Beweis ſie
Längſt in's Klare hat geſetzt.

Mit dem Trank' aus Mohn und Alraun,
Scharf mit Bilsenkraut versetzt,
Eilt' ich in den Kerker, welcher
Sigismund gefangen hält.
Durch die Rede meines Mundes
Führt' ich bald ihn in die Welt
Hoher Wissenschaften, wo ihn
Stummer Vortrag längst belehrt,
Wie man in des Himmels und der
Berge Götterschul' ihn hört,
Wo des Vogels und des Raubthiers
Redekunst das Wissen mehrt,
Um den Geist ihm zu beschwingen,
Deinem Zweck ihn zu erhöh'n,
Ließ ich ihn den schnellen Flug des
Königlichen Adlers seh'n;
Ließ ihn schau'n, wie dieser Vogel
Nied'rer Lüfte Bahn verschmäh't,
Wie er zu des Feuers höchsten
Sphärend eilend, sich erhöh't
Als ein Blitzstrahl aus Gefieder,
Als enteilender Komet.
Solchen Sonnenflug erhebend,
Rief ich: In der Vögel Heer

Iſt der Aar mit Recht der König,
Denn wer fleugt ſo kühn wie er?!
Und bei Sigismunden braucht' es
Des Befeuerns nun nicht mehr:
Denn es wirft ſchon der Gedank' an
Majeſtät ihn auf das Meer
Kühner Ehrſucht, und er ſchifft dann
Hingeriſſen ſtolz umher,
Heldenthaten zu erjagen.
„Alſo" — rief er: „wär's erhört,
„Daß man in der Republik der
„Vögel Unterwerfung ſchwört?
„Wenn ich ſorglich dies erwäge,
„Wird mein Leid in Troſt verkehrt.
„Bin ich Sclav, ſo hat mich mind'ſtens
„Nur Gewalt dazu bethört,
„Denn mich ſelbſt in's Joch zu ſchmiegen,
„Hätte Keiner mich gelehrt!"
Durch dies Thema ſeiner Schmerzen,
Sah' ich kaum ihn zornbelebt,
Als der Trank ſchon aus der Schale
In die Bruſt ſich ihm begräbt.
Bald durch Adern und durch Nerven
Iſt des Saftes Geiſt geſchwebt,

So daß den von Schlaf Umfang'nen
Kalter Fieberfroſt durchbebt.
Wüßt' ich nicht, es ſey nur Scheintod,
Was den Schlummernden umwebt,
Wär' ich nahe d'ran zu glauben,
Sigismund hab' ausgelebt.
Nunmehr ſchafften die Vertrau'ten,
Die Du, Herr, haſt auserſehn,
Sanft ihn in die Prunkgemächer
Des Palaſtes: Dort umſtehn,
Wie's gemäß iſt ſeiner Abkunft,
Hohheit ihn und Majeſtät;
Dort auf Deinen Polſtern ruht er,
Wo der Schlaf ihn noch umweht.
Dort wird, wenn des Trankes Zauber
Ihn nicht mehr gefeſſelt hält,
Alles ihn wie Dich bedienen,
Wie Du, Herr, es haſt beſtellt.
Und hat nun in Deinem Dienſte
Dir mein Eifer ſich bewährt,
Laß ſtatt jeden andren Lohnes
— Herr, verzeih, ſo 's Dich beſchwert! —
Mich's aus Deinem Munde wiſſen,

Welche Abſicht Du denn hegſt,
So den Prinzen herzuſchaffen?

Der König.

Daß Du ſolchen Zweifel trägſt,
Iſt begreiflich; darum löſ' ich
Ihn, Clotald, Dir gleich und gern.
Dräuet doch durch ſeinen Einfluß
Sigismundo's böſer Stern, —
Droben kündet ſich's — dem Sohn ſey
Leid und Greuel nimmer fern:
D'rum erforſch' ich nun den Himmel,
Der mit Lügen ſich nicht trägt,
Der vielmehr in unſers Sohnes
Raſerei uns Wunden ſchlägt,
Die von ew'ger Wahrheit zeugen:
Ob er nicht verſühnt, bewegt,
Ja beſiegt durch Muth und Klugheit
Mildern Ausſpruch für uns hegt;
Weil der Menſch doch die Geſtirne
Oftmals zu beherrſchen pflegt.
Darum ſoll als meinen Sohn ſich
Sigismundo mächtig ſehn;
Mög' er dann in des Gemüthes
Prüfung ritterlich beſtehn!

Herrſcher ſey er, wenn er obſiegt;
Aber wenn er ſich erfrecht,
Greu'l und Tyrannei zu üben,
Sey er ſeiner Kette Kucht.
Nunmehr wirſt Du wieder fragen:
Iſt's denn ſolche Prüfung werth,
Daß man mit des Thrones Erben
So geheimnißvoll verfährt?
Doch auch darauf hab' ich Antwort,
Und ſie ſey Dir gern gewährt.
Sähe Sigismundo heute
Sich als meinen Sohn geſchätzt,
Und dann morgen grauſam wieder
In den Kerker ſich verſetzt;
Fühlt' er wohl bis zur Verzweiflung
Dann ſein Innerſtes verletzt!
Denn was wär' alsdann für Troſt wohl
Ihm, der ganz ſich kennt, gewährt?
Alſo wend' ich ab ſolch Unheil
Dadurch, daß man ihm erklärt,
Alles was er ſah' und hörte,
War geträumt nur. Du erfährſt
Hieraus, was hier zu erwägen:
Seine Denkungsart zuerſt!

Denn er wird, wenn er erwacht iſt,
So nur handeln, wie er denkt;
Zweitens aber: ſeine Tröſtung!
Denn ward Herrſchaft ihm geſchenkt,
Und er ſieht dann, wie im Kerker
Er vergebens danach ſtrebt:
Glaub' er dann, er träumt'! Und wohl ihm,
Wenn ihn ſolcher Glaub' erhebt;
Denn, Clotaldo, hier auf Erden
Träumet Alles, was da lebt!

Clotald.

Herr, Dir g'nügend zu beweiſen,
Daß Du irreſt, iſt nicht ſchwer;
Doch vermag es nicht zu nützen,
Denn nicht Zweifel giebt es mehr:
Schon erwacht iſt Sigismundo,
Und ſein Fuß trägt ihn hieher.

Der König.

So entfern' ich mich. Du ſorgſt, daß
Er in Dir den Lehrer hört;
Daß ſich die Verwirrung, die ihn
Hier umgiebt, nicht noch vermehrt.
D'rum verkünd' ihm volle Wahrheit.

Clotald.

Alſo haſt Du mich erſeh'n,
Alles ihm zu ſagen?

Der König.

Freilich!
Denn nur ſo kann es geſcheh'n,
Daß ihm's glücket, den Gefahren,
Die ihm droh'n, zu widerſteh'n. (Ab.)

Clotaldo. Clarin.

Clarin (eintretend.)

Dem Hatſchier, der rothbehaart wie
Rothbemantelt Wache hält,
Zahlt' ich draußen durch vier tücht'ge
Rippenſtöße 's Einlaßgeld. —
Sehen muß ich, was hier vorgeht,
Denn kein Fenſter in der Welt
Iſt ſo klar, wie die zwei Fenſter,
Die der Menſch im Kopfe trägt,
Weil man da, wo 'was zu gaffen,
Keck hindurch zu lugen pflegt,
Ohne daß man den Caſſirer
Erſt betätſchelt und befrägt.

Clotald (bei Seite.)

Ha! Dort ist Clarin, der Diener
Eben der — o, eben der!
Die da kam als Unglücksbotin
Mir zur Schmach nach Polen her.
(laut) Nun, Clarin, was Neues?

Clarin.

Neu ist,
Herr, was Eure Huld bescheert;
Huld, die meiner Herrinn Rache
Uebernimmt, und dabei lehrt,
Weiberkleider anzulegen.

Clotald.

Wohlgethan; denn unversehrt
Bleibt Rosaurens Ruf dann.

Clarin.

Neu ist,
Daß ihr Name sich verkehrt,
Daß sie gilt für Eure Nichte;
Daß ein Glück, ganz unerhört,
Ihr erblüht — denn als Estrellens
Dame wird sie hoch geehrt
Im Palast.

Clotald.

So wird mir ihre
Ehrenrettung nicht erſchwert.

Clarin.

Neu iſt, daß mein Fräulein dort nun
Harren will, bis Ihr erklärt,
Zeit zur Rache ſey gekommen.

Clotald.

Weiſ' iſt's, daß man ſo verfährt;
Denn Verwirrung ſolcher Art wird
Durch die Zeit nur aufgeklärt.

Clarin.

Neu iſt, daß als Eure Nichte
Keiner ſie im Schmauſen ſtört,
Denn ſie wird bedient als Fürſtinn;
Neu, daß Hunger mich verzehrt,
Mich, der mit Roſauren herkam!
Daß man mich nicht ſieht, nicht hört,
Noch erwägt, daß ich Clarin bin,
Ein Clarin, dem's Niemand wehrt,
So zu tuten, daß ein Jeder
Was hier vorgeht, flugs erfährt;
Denn Trompeten, ſo wie Diener,
Sind im Schweigen ſchlecht belehrt.

Jagt Verſchwiegenheit mich alſo
Fort von ihrem ſtillen Herd,
Hat an mir ſich zuverläßig
Jener wahre Spruch bewährt:
Bläſ't die Trompet' erſt Allarm,
Iſt ſie an Tönen nicht arm.

Clotald.

Deine Klag' iſt wohl gegründet,
Doch ſey Hülfe Dir gewährt;
Denn Du biſt in meinen Dienſten.

Clarin, (der ſich, wie Clotald, zurückzieht.)

Ha! der Prinz iſt's, den man hört.

Sigismund (beſtürzt aus einem Seitenzimmer hervor.) Diener (begleiten ihn.) Clotald und Clarin (im Hintergrunde.) (Muſik hinter der Scene.)

Sigismund.

Himmelsmacht, was muß ich ſchauen!
Was erblick' ich, Himmelsmacht!
Mich umfängt's mit Zweifels Nacht,
Faßt's mich gleich mit wenig Grauen.
Ich in Seid' und in Brocat,
Ich in prachterfülltem Zimmer,

Wo mit Glanze, wo mit Schimmer
Sich ein Dienerheer mir nah't;
Ich vom Schlaf auf weichen Kiſſen
Bei Muſik und Sang erwacht;
Ich inmitten all der Pracht,
Die nur mich bedient will wiſſen!
Traum dies wähnen, wäre Täuſchung!
Daß ich wach bin, weiß ich doch.
Sigismund — bin ich's denn noch?
Gieb, o Himmel, mir Enttäuſchung!
Sprich, welch Wunder iſt geſchehn,
Während Schlummer mich umfangen?
Sage mir, wie's zugegangen,
Daß ich hier mich, ſo muß ſehn?
Aber ſey es wie es wolle!
Kümmert mich denn hier das Wie?
Mich bedienen mögen ſie,
Und dann komme, was da ſolle!

Erſter Höfling (leiſe zum Zweiten.)

Er iſt bös und ungeſtüm!

Zweiter Höfling (eben ſo.)

Wer wohl anders ſich benähme,
Wenn ihm Gleiches überkäme?

Clarin (bei Seite.)

Ich!

Zweiter (zum erſten.)

So rede doch mit ihm.

Erſter (zu Sigismund.)

Soll man weiter ſingen?

Sigismund.

Nein!

Unterlaßt das Singen, ſag' ich.

Zweiter.

Herr, Euch aufzuheitern wag' ich;
Denn Ihr ſcheint verſtimmt zu ſeyn.

Sigismund.

Mich erheitert nicht der Chor
Solcher weibiſchen Geſänge;
Nur des Krieges Poſaunenklänge
Sind Muſik in meinem Ohr.

Clotald (vortretend.)

Laß Dir's, hoher Herr, gefallen;
Beut die Rechte mir zum Kuß:
Deiner Diener erſter, muß
Ich Dir huld'gen hier vor Allen.

Sigismund (für ſich.)

Ha! Clotald erblick' ich hier?
Der im Kerker mich mißhandelt,

Iſt voll Ehrfurcht ganz verwandelt?
Was begiebt ſich denn mit mir?

Clotald.

Wunderſam dem Glanz vereinigt,
Plötzlich ſo hieher verſetzt,
Iſt's natürlich, daß Dich jetzt
Tauſendfacher Zweifel peinigt.
Doch ſo's glückt, biſt Du noch heut
Jeglichem durch mich entriſſen:
D'rum vor Allem mögt Ihr wiſſen,
Daß ihr Polens Kronprinz ſeyd.
Lebtet Ihr bisher verborgen
Zwiſchen öden Bergeshöh'n,
So iſt all das nur geſcheh'n,
Um dem Schickſal zu gehorchen,
Das, ungünſtig, Angſt und Leid,
So des Diademes Schöne
Eure edle Schläfe kröne,
Dieſem Lande prophezei't.
Hoffnung aber läßt d'rauf bauen,
Daß Ihr das Geſchick bezwingt;
Denn ein ſolcher Kampf gelingt
Wohl dem edlen Selbſtvertrauen.
Darum, als mit Schlafes Nacht

Eure Sinne sich umwanden,
Hat man aus des Kerkers Banden
Euch hieher in's Schloß gebracht.
Euer Vater, mein Gebieter,
Kommt Euch zu begrüßen her,
Und von ihm erfahrt Ihr mehr.

Sigismund.

Ha, Verräther! feiler Hüter!
Was noch mehr denn? Bin der Macht
Meines Seyns ich doch entrissen!
Und zu zeigen werd' ich wissen
Meine Hohheit, meine Macht.
Voll Verrath am Vaterlande
Hast Du grausam mich gequält,
Hast mir selber mich verhehlt,
Hast entzogen mich dem Stande,
Der mir zukommt.

Clotald.

Wehe mir!

Sigismund.

Am Gesetze warst Du Heuchler,
Warst des Königs frecher Schmeichler,
Und mein Quäler für und für!
Also ich, Gesetz und König,

Von gerechtem Zorn entflammt,
Haben Alle Dich verdammt,
Hier zu ſterben.

Zweiter Höfling (ihn hindernd)

Herr!

Sigismund.

Verhöhn' ich
Euern Trotz doch! Mgcht Euch fort!
Wer da wagt zu widerſtreben,
Büßt's, bei Gott! mit ſeinem Leben;
Muß hinaus zum Fenſter dort!

Zweiter Höfling.

Flieht, Clotaldo!

Clotald (im Abgehen.)

Wehe Dir,
Der Du trotziglich Dich bäumeſt,
Und nicht ahneſt, daß Du träumeſt! (Ab.)

Zweiter Höfling.

Herr, dem König — —

Sigismund.

Fort von hier!

Zweiter Höfling.

Mußt' er doch gehorſam ſeyn.

Sigismund.

Ging das Unrecht aus vom König,

Ziemt' ihm der Gehorsam wenig;
Denn sein Fürst war ich allein.

Zweiter Höfling.

Nicht an ihm war's, zu erwägen,
Ob er wohl, ob übel that.

Sigismund.

Dir frommt übel hier Dein Rath,
Denn Du trittst mir frech entgegen.

Clarin, (der vortrat.)

Wohlgesprochen hat der Prinz;
Ihr spracht übel und vermessen.

Zweiter (zu Clarin.)

Frevler! Will Er sich vergessen?

Clarin.

Heißt das Frevler seyn? — Ich bin's.

Sigismund.

Wer bist Du?

Clarin.

Ein Springinsfeld,
Erster Spießgesell der Gecken,
Die die Nas' in Alles stecken,
Wie sonst Keiner in der Welt.

Sigismund.

Du allein kannst mir behagen
Hier, wo Keiner recht mehr taugt.

Clarin.

Auch zu Euch muß ich, Durchlaucht,
Sonderlich Gefallen tragen.

Die Vorigen. Aſtolf.

Aſtolf

Heil dem Tag zu tauſend Malen,
Wo, mein Prinz, Ihr Euch als Sonne
Polens zeiget, und mit Wonne,
Gleich des Frühroths goldnen Stralen
Dieſen Horizont bekränzt!
Wie die Sonn' aus Bergesklüften,
Seyd Ihr aus des Dunkels Grüften
Blendend hell empor geglänzt.
Herrſchet in der Väter Reich!
Schmückt auch ſpät ſich Euch das Haupt,
Um ſo länger ſey's umlaubt
Von des Lorbeers — —

Sigismund (kurz.)

Gott mit Euch!

Aſtolf.

Nichts Euch zu entſchuld'gen weiß ich,
Daß Ihr mich ſo wenig ehrt;
Nichts, als daß Ihr nie gehört,

Wer ich bin. Aſtolfo heiß' ich,
Moskwa's Fürſt, und Euch verwandt.
Gleichem Stande, gleiche Ehre!

Sigismund.

„Gott mit Euch!" ſagt' ich. Wo wäre
Hier denn Schmach für Euern Stand?
Jetzt, da Ihr, dem Prahler gleich,
Meines Grußes Euch beklagt,
Sey hinfort zu Euch geſagt,
Wenn Ihr kommt: „Gott nicht mit Euch!"

Zweiter Höfling.

Gnäd'ger Herr, laßt Euch gewähren!
Denkt, mit Allen hier verfuhrt
Ihr als Berges Ausgeburt;
Fürſt Aſtolf iſt hoch in Ehren!

Sigismund.

Warum kommt er ſchwatzend her?
Und das erſt' iſt, was er thut,
Auf den Kopf ſtülpt er den Hut.

Zweiter Höfling.

Er iſt ad'lich.

Sigismund.

Ich bin mehr.

Zweiter Höfling.

Fürſtliche Familienglieder
Pflegen ſonſt an äußern Zeichen
Mehr als And're ſich zu gleichen —

Sigismund.

Regt ſich Deine Frechheit wieder?

Die Vorigen Eſtrella.

Eſtrella.

Königlicher Herr, willkommen
Auf dem Throne, tauſendmal,
Der nach lang' erſehnter Wahl
Eure Hohheit aufgenommen.
Seyd auf ihm, troß allem Neide,
Hohem Ruhm nur auserwählt;
Nach Jahrhunderten nur zählt,
Nicht nach Jahren, Heil und Freude!

Sigismund (zu Clarin.)

Du da! Sage mir, wer iſt
Dieſes göttergleiche Weſen,
Ganz zur Herrſcherinn erleſen?
Himmelsmorgenröthe küßt
Ihr den Fuß — Wer iſt ſie? Wer?

Clarin.

Herr, Eſtrell' iſt's, Deine Muhme;
Wohl ein Stern —

Sigismund.

Zu höherm Ruhme:
„Eine Sonne!“ ſprich vielmehr.
(Zu Eſtrellen.) Euer Glückwunſch zu dem Glücke,
Das mir ward, iſt hier das Glück,
Und den Wunſch wies' ich zurück,
Glänzten hold nicht Eure Blicke;
Für mein unverdientes Glück,
Daß Ihr her zu mir gekommen,
Sey der Glückwunſch angenommen.
Stern, in deſſen Sonnenblick
Sich der Freude Glut entzündet;
Stern, der Alles rings erhellt!
Was vermag das Licht der Welt,
Wenn ihr hold den Tag verkündet?
Reicht zum Kuß mir dieſe Hand,
Die mit Schneepokalen winkt,
Daß der Zephyr Balſam trinkt.

Eſtrella.

Ey fürwahr, Ihr ſeyd galant.

Aſtolf (für ſich.)

Wenn er Ihre Hand faßt, bin
Ich verloren —

Zweiter Höfling (bei Seite.)

Flugs geholfen
Sey in dieſer Pein Aſtolfen.
(Zu Sigismund.) Herr bedenk in klugem Sinn,
Solche Kühnheit frommt nicht hier;
Denn der Herzog —

Sigismund.

Sagt' ich nicht:
Wehe dem, der widerſpricht!?

Zweiter Höfling.

Nur was recht iſt, ſprach ich —

Sigismund.

Mir
Wird Dein toll Geſchwätz zur Laſt;
Denn für mich iſt ungerecht,
Was mich hindernd, ſich erfrecht.

Zweiter Höfling.

Aber, Herr, Du ſelber haſt
Ueber des Gehorſams Pflicht
Uns zur Stelle hier belehrt. —

Sigismund.

Und zugleich habt Ihr gehört,
Jeder überläſt'ge Wicht
Müſſ' hinaus zum Fenſter dort.

Zweiter Höfling.

Mag's mit And'ren möglich ſeyn;
Doch mit mir fürwahr nicht.

Sigismund.

Nein?
Nun, bei Gott! ich halte Wort.

(Er packt ihn und ſchleppt ihn hinaus.)

Alle (außer Aſtolf und Eſtrella folgen ihm.)

Aſtolf.

„Was iſt das? Was muß ich ſehen?

Eſtrella.

Fort, ihm nach und wehrt ihm ab!

(Sie geht hinaus.)

Sigismund (haſtig wieder herein, die Höflinge und Diener mit ihm.)

Stürzt' er doch in's Fluthengrab!
Ja, bei Gott! es iſt geſchehen.

Aſtolf (im Abgehen.)

Künftig jagt mit mind'rer Haſt
In der Grauſamkeit Revier;

Denn der Menſch ſteht zu dem Thier
Wie zur Wüſte der Pallaſt.

Sigismund (ihm nachrufend.)

Künftig lernt die Worte wählen,
Sucht nicht Rath im Uebermuth;
Denn ſonſt könnte leicht zum Hut,
Den Ihr tragt, der Kopf Euch fehlen.

Sigismund. Der König.

Der König (von der entgegengeſetzten Seite herein.)

Was iſt das hier?

Sigismund.

Was Ihr ſeht:
Einem Frevler zahlt' ich aus,
Warf zum Fenſter ihn hinaus.

Clarin (leiſe zu Sigismund.)

Es iſt Königs Majeſtät.

Der König.

Mit des Mordes Schreckgeleite
Hat Dein Kommen ſich vereint?

Sigismund (höhniſch.)

Er beſtritt' es, doch wie's ſcheint,
Siegt' ich ob in ſolchem Streite!

Der König.

Wie erfüllt es mich mit Gram,
Prinz, daß ich Dich so erblicke!
Im Triumph ob dem Geschicke
Wähnt' ich Dich, bevor ich kam;
Doch mit Schauder muß ich's sehen,
Wilder Wahnsinn reißt Dich fort:
Deine erste That war Mord,
Grauser Mord durch Dich geschehen!
Kann ich jetzt wohl liebewarm
Dich mit Vaterhuld umfangen,
Da Dein sträfliches Verlangen
Schon im Todtschlag Deinen Arm
Unterrichtet hat? Wer schaudert
Nicht, wenn er den Dolch erblickt,
Der noch blutig ist gezückt
Nach vollbrachtem Mord? Wer zaudert
Nicht, dem Orte sich zu nah'n,
Wo ein Mensch im Mord verschied?
Seinem innersten Gemüth
Bleibt der Stärkste unterhan.
So auch ich; denn ich muß schauen,
Wie Du mit Dir schleppst den Mord,
Wie Du weilst an blut'gem Ort:

Nimmer kann ich Dir vertrauen.
Glücklich wähnt' ich mich zu schätzen,
Wär' ich liebend Dir genah't —
Heil mir jetzt, daß ich's nicht that;
Dein Umfassen wär' Entsetzen!

Sigismund.

Laß mich immer ungeliebt,
Unumschlungen wie bisher;
Denn ein Vater ist nicht der,
Der so Grausenvolles übt;
Der tyrannisch und verwandelt
Meine Kindesnähe flieht,
Mich als wildes Thier erzieht,
Mich als Ungethüm behandelt
Und dem Tod mich anbefiehlt.
Wenig ist mein Leid gesteigert,
Wenn mir der Umarmung weigert,
Der mir frech die Menschheit stiehlt!

Der König.

Himmel! hättest Du's gewehrt,
Je die Menschheit ihm zu geben;
Dann hätt' ich sein rasend Streben
Nie gesehen, nie gehört!

Sigismund.

Hätteſt Du ſie nicht gegeben,
Klagt' ich nimmermehr Dich an;
Doch Du gabſt und nahmſt ſie dann,
D'rum verklagt Dich jetzt mein Leben.
Nicht iſt Gebens ſich zu ſchämen,
Weil es edel iſt, fürwahr!
Doch iſt's ſchändlich, offenbar!
Wenn man giebt, um nur zu nehmen.

Der König.

Du, einſt elend und gefangen,
Bringſt ſo ſchlechten Dank mir dar,
Da Du jetzt als Fürſt —

Sigismund.

Fürwahr!
Welchen Dank kannſt Du verlangen?
Zwingherr meinem freien Seyn,
Der Du alt und kraftlos biſt,
Sag! Was giebſt Du ſterbend? Iſt
Was Du giebſt, nicht längſt ſchon mein?
Vater, König biſt Du mir:
Mir wird alſo dargebracht
Durch Naturgeſetzes Macht
Alle Würd' und Hohheit hier.

Eingesetzt in solchen Stand,
Bin ich nimmer Dir verpflichtet,
Eh' die Rechnung nicht geschlichtet,
Warum Du mir hast entwandt
Freiheit, Ehr' und Lebensruh.
Fordr' ich Rechnung nicht von Dir,
Bist Du hochverpflichtet mir;
Denn mein Schuldner hier — bist Du!

Der König.

Ha, vermessener Barbar!
Eitler, aufgeblas'ner Thor!
Zu den Sternen blick' empor,
Denn ihr Warnungsspruch wird wahr.
Du, dem's kund ward, wer Du bist,
Der der Täuschung sich entrungen,
Und bis hieher vorgedrungen,
Wo Dein Wirken Frevel ist:
Zittr' ob dem, was Du verlachst,
Zähme Deines Grimmes Toben;
Denn von Traumes Nacht umwoben,
Wähnst Du thörig, daß Du wachst. (Ab.)

Sigismund (allein.)

Wahn umfinge mir den Sinn?
Mich umhüllte Traumes Grauen?

Kann ich fühlen doch und ſchauen,
Was ich war und was ich bin!
Mag Dich Reue d'rob erfaſſen,
Nichts dawider iſt zu thun!
Wer ich bin — ich weiß es nun!
Seufze Du und klage! Laſſen
Mußt Du dennoch mir die Rechte
Der Geburt zu dieſem Thron;
Wähnteſt Du auch vorſchnell ſchon,
Daß die Kerkerluft mich ſchwächte;
War ich dort mir fremd, wird hier
Um ſo ſtarrer mir der Sinn;
Denn ich weiß nun wer ich bin, —
Bin ſo Menſch wie wildes Thier.

Die Vorigen. Roſaura (weiblich gekleidet.)

Roſaura (für ſich.)

Eſtrellens Schritten folgend, fürcht' ich
Daß mich Aſtolfo möge ſehn;
Er, der von mir nichts ſoll erfahren,
Er, deſſen Blick ich ſoll entgehn.
Clotaldo will's ſo! Ihm ergeben
Muß all mein Thun und Streben ſeyn,

Denn meine Ehre, wie mein Leben,
Verdank' ich ſeinem Schutz allein.

Clarin (zum Prinzen.)

Laßt, Durchlaucht, huldreich mich es wiſſen,
Was fällt Euch hier am meiſten auf?

Sigismund.

Nichts, denn es mag, was will, ſich zeigen,
So bin ich vorbereitet d'rauf.
Kann Etwas mich zum Staunen heben,
So iſt's der Frauen Schönheitsglanz.
In Büchern, die man mir gegeben,
Las ich: es ſey im Schöpfungskranz
Der Mann zu Gottes Preiſ' und Ehre
Als Welt im Kleinen dargeſtellt;
Doch dünkt mich wohl: ein Himmel wäre
Die Frau ob ſolcher kleinen Welt;
Denn wie der Himmel dieſe Erde
In Wunderſchönheit übermißt,
So ſtralt die Frau — (Roſauren bemerkend) zumal wie dieſe —

Roſaura.

Fort, wo der Prinz zugegen iſt! (Will ab.)

Sigismund (ſie hindernd,)

Halt, ſchöne Dame! Weilet! Füget

Zum Morgenroth nicht Abendglanz!
Flieht nicht bei'm ersten Schritt! besieget
Des Tages lichten Stundentanz
Nicht durch so seltene Verschwist'rung,
Seyd Frühglanz nicht und Abendschein!
Doch wie? Was muß mein Aug' erblicken?

Rosaura.

Kann, was ich sehe, Wahrheit seyn?

Sigismund.

Sah' ich doch diese Zauberschönheit
Schon anderswo —

Rosaura.

Erblickt' ich doch
Die königliche Pracht und Hohheit
In dumpfen Kerkers Eisenjoch!

Sigismund.

Mein Leben ist mir ausgefunden!
Weib! — denn in diesen Namen flicht
Der Mann die schönsten Lebensstunden —
Wer bist Du? O, verhehl' es nicht!
Dein wär' ich, ohne Dich zu sehen,
Ich sah' Dich; zwiefach bin ich Dein:
O wolle, wer Du bist, gestehen!

Rosaura (für sich.)

Verstellung gilt's hier. (laut) Widerschein
Von schönerm Sterne bin ich, Dame
Estrella's —

Sigismund.

Eine Sonne, sprich!
Schöpft doch aus Deinem Meer von Glanze
Estrellens Licht die Strahlen sich!
Ich sah' auf duftigem Gefilde,
Das Florens Füllhorn überwob,
Wie in der Rose Götterbilde
Der Blumen Kaiserinn sich hob;
Ich sah', wie das Gestirn der Schachten,
In stiller Werkstatt ernst belehrt,
Des Demants Glutenstrahl zu achten,
Als seinen Kaiser ihn verehrt;
Ich sah', wie hoch in lichten Sphären
Die nimmerruh'nde Sternenwelt,
Des Morgensternes Pracht zu ehren
Zu ihrem König ihn bestellt;
Ich sah' in der Planeten Kranze,
Im Hofstaat höchster Region,
Die Sonn' in ew'gem Strahlenglanze
Als Tagsorakel auf dem Thron;

Wie magſt, wenn unter Blumen, Steinen
Und in der Himmelsſphären Tanz
Die Schönſten obenan erſcheinen,
Du in der Schönheit Zauberkranz
Dich eines Sternes Abglanz meynen,
Du Roſe, Demant, Stern und Sonnenglanz?

Die Vorigen. Clotald.

Clotald (noch im Hintergrunde, bei Seite.)

Ich war ſein Lehrer: ihn zu zähmen,
Gilt's den Verſuch. (Roſaura erblickend.) Was muß ich ſeh'n!

Roſaura (zum Prinzen.)

Wie ſolche Huld hier anzunehmen,
Mag redend Schweigen Euch geſtehn;
Denn wo ſich die Gedanken ſtreiten,
Spricht beſſer der, der beſſer ſchweigt.

(Sie will gehen.)

Sigismund (ſie hindernd.)

Halt! Nicht von dannen wirſt Du ſchreiten.
Haſt Du mir Lichtglanz nur gezeigt,
Um mein Gefühl in Nacht zu hüllen?

Roſaura (im Begriff zu gehen.)

Ich bitte, Hohheit, laßt's geſchehn!

Sigismund.

Nicht Bitte spricht so; Eigenwillen
Treibt Dich so stürmisch fortzugehn.

Rosaura (gehend.)

So nehm' ich, was Ihr nicht wollt geben. —

Sigismund (sie haltend.)

Zur Wildheit zwingst Du meine Huld;
Denn mir wird jeglich Widerstreben
Zum Schlangengift für die Geduld.

Rosaura.

Mag die Geduld dem Gift erliegen,
Das sich aus Zorn und Wuth gebährt,
Kann's doch die Achtung nicht besiegen,
Die edlen Frauen widerfährt.

Sigismund.

Schon weicht, auf daß es mir gelinge,
Vor Deiner Schönheit meine Scheu.
Daß ich Unmögliches erringe,
Ist wilde Lust stets in mir neu.
Ihn, der es wagte mich zu höhnen,
Warf ich hinab, trotz Weigerung;
Des Willens Macht mir zu bekrönen,
Wagt Deine Ehre gleichen Sprung!

Clotald (bei Seite.)

Er raſet! Himmel, kann ich's wehren?
Was iſt zu thun in ſolcher Noth,
Wo tollkühn frevelndes Begehren
Auf's Neue meiner Ehre droht?

Roſaura.

Wie wahrhaft ſchallte dieſem Lande
Das unglückſel'ge Warnungswort:
Der Prinz, verſtrickt in Gräuelbande,
Lebt nur in Wuth, Verrath und Mord.
Doch wie? Wem nichts vom Menſchen eigen,
Als nur der Name: muß der ſich
Nicht frech, unmenſchlich, grauſam zeigen,
Tyranniſch, ſtolz und fürchterlich?
Er, unter Thieren auferzogen —

Sigismund.

Ha! ob der nie gehörten Schmach!
Dich zu verpflichten, Dir gewogen,
Naht' ich mich höflich — doch gemach!
Bin ich das Scheuſal, das in Worten
Du malteſt — Nun! ſo will ich's ſeyn.
Hinaus da! Laßt uns! Schließt die Pforten!
Kein lebend Weſen ſoll herein!

Clarin und das Gefolge (bestürzt hinaus.)

Rosaura.

Ich bin des Todes! — Hört!

Sigismund.

Vergebens!

Erbitten läßt kein Scheusal sich.

Clotald (für sich.)

O bängste Stunde meines Lebens!
Gält' es den Tod, ich hindr' ihn, ich!
(Hervorstürzend.) Prinz, o halt' ein und überlege —

Sigismund.

Auf's Neue weckst Du meinen Zorn?
Ohnmächt'ger, greiser Thor! erwäge,
Dein Wahn ist meines Grimmes Sporn.
Wie bist Du hier hereingedrungen?

Clotald.

Der Dame Angstruf trieb mich her.
O halte Dein Gemüth bezwungen,
Hast nach dem Throne Du Begehr!
Sey grausam nicht im blöden Glauben
Du seyst hier Herr; vielleicht ist's Traum.

Sigismund.

Du willst der Wahrheit Licht mir rauben?
Ha! meine Wuth bezwing' ich kaum.

Stirb, daß ich's klar und deutlich ſehe,
Ob's Traum, ob's Wahrheit iſt —

Clotald (wirft ſich auf's Knie und faßt den Dolch, den der Prinz gezogen hat.)

O Qual
Des Tods, der ich nur ſo entgehe!

Sigismund

Die freche Hand hinweg vom Stahl!

Clotald.

Eh' mir nicht Hülfe ward geſendet
Vor Deines Ingrimms Tyrannei,
Laſſ' ich nicht —

Roſaura.

Himmel!

Sigismund.

Toll, verblendet,
Rufſt Du mich auf zur Raſerei.

(Indem er mit ihm ringt.)

Wo frevelnd Du Dir ſelbſt gebettet,
Macht meiner Arme Druck Dich kalt.

Roſaura (fortſtürzend.)

Herbei! Zu Hülfe! Schützet! Rettet!
Erwürgt am Boden ſtirbt Clotald!

Astolf (der in dem Augenblicke eintrat, wo Clotald unterlag, stellt sich zwischen die Ringenden.)

Eilt, Eure Waffen einzustecken!
Ziemt's, edler Prinz, dem Heldenmuth,
Den Glanz des Stahles zu beflecken
Mit schreck- und angsterstarrtem Blut?

Sigismund.

Erst will ich dieses Eisen röthen
Im Blut des Frevlers —

Astolf.

Nimmermehr
Sollt Ihr ihn mir zu Füßen tödten;
Zu seinem Beistand kam ich her.

Sigismund.

Zu Eurem Tod! Denn büßen sollt Ihr,
Ihr, der so frech mir widersteht,
Was er beging — (Er dringt auf ihn ein.)

Astolf.

Mein Leben wollt Ihr?
Weg mit der Scheu vor Majestät.

(Er zieht das Schwert; sie fechten.)

Der König, Estrella und Gefolge (treten auf.)

Clotald.

Schont seiner, Herzog!

Der König.

Bloße Waffen?!

Estrella (bei Seite.)

Astolf ist's! Weh! was wird geschehn?

Der König.

Was habt Ihr tollkühn hier zu schaffen?

Astolf.

Nichts, da wir vor dem König stehn.

Sigismund.

Viel, ob sich auch der König zeigte:
Dem Graukopf hier gebührt der Tod.

Der König.

Wie? Deiner Waffe Spitze neigte
Sich nicht vor grauem Bart?

Clotald.

Bedroht
War ja nur meiner —

Sigismund.

Toll Verlangen!
Den Frevler schützt kein grauer Bart.
(Zum König.) Du, der mit Fesseln mich umfangen,
Bist selbst der Rache aufgespart;
Denn sicher werd' ich's noch erlangen,
Mein Fuß tritt auch auf Deinen Bart. (Ab.)

Der König.

In Schlaf mit Dir, eh 's so soll kommen!
Im Thurm dort sey Dir's offenbar,
Daß Alles, was Du hier vernommen,
Zum Heil der Welt ein Traum nur war.

(Ab. Alle folgen ihm.)

(Säulengang im Pallast.)

Astolf. Estrella (sind aufgetreten.)

Astolf.

Schicksals unheilkündend Wort
Ist wohl selten Lug gewesen,
Denn wie's stets im Guten täuscht,
Ist es wahrhaft stets im Bösen.
Wackrer Astrolog ist der,
Der nur Unheil auf der Erde
Weissagt; denn nicht Zweifel giebt's,
Daß sein Ausspruch Wahrheit werde.
So im Prinzen, wie in mir,
Läßt sich dieser Satz erkennen;
Denn ein Doppelbeispiel sind
Wir wohl Beide hier zu nennen.
Es verhieß in Sigismund
Unheil, Mord und wildes Streben,

Und das Ende weiſ't es aus:
Wahrer Spruch nur ward gegeben;
Doch von mir, als ich zuerſt
Euch, o Herrinn, trat entgegen,
Euch, durch die verdüſtert wird
Goldner Sonnen Strahlenſegen,
Hat das Schickſal Sieg und Heil
Prophezeih't auf allen Wegen:
O, wie ſprach's ſo wohl, ſo ſchlimm!
Denn ſich ſelbſt getreu zu enden,
Lockt' es erſt mit zarter Gunſt,
Um hernach Verſchmäh'n zu ſpenden.

Eſtrella.

Solcher Schmeichelrede Wahrheit
Soll kein Zweifel hier bedrängen,
Doch verſpart ſie jener Dame,
Deren Bild Ihr hattet hängen
Um den Hals, Aſtolf, als Ihr
Hieher eilet, mich zu ſehen;
Eurer Huld'gung Zephyr darf
Jene Dame nur umwehen:
Eilt zu ihr und laßt Euch zahlen!
Schmeichelei'n und Wortgefechte,
Die in fremder Damen Dienſt man

Auszuſtellen ſich erfrechte,
Sind vor Amors Richterſtuhl
Falſche Wechſel ohne Rechte.

Roſaura (weiblich gekleidet, tritt auf).

Die Vorigen.

Roſaura (im Hintergrunde für ſich).

Dank Dir Himmel! meinem Leid
Ward der höchſte Grad gegeben;
Denn fürwahr! wer dieſes ſieht,
Wird vor keiner Qual mehr beben.

Aſtolf.

Jenes Bild ſoll ſich gewiß
Aus dem Buſen mir entfernen,
Daß Dein Götterbild d'rin wohne.
Weicht doch Dunkelheit den Sternen,
Wie ein Stern dem Sonnenlicht.
Alſobald in Deinen Händen
Sey das Bild! (bei Seite) Vergieb Roſaura!
Wann ſich Liebende erſt trennten,
Werden Männer ſo wie Frau'n
Beſſ're Treue nie verpfänden. (ab)

Roſaura (vortretend, für ſich).

Hört' ich doch kein einz'ges Wort,
In der Furcht, daß er mich ſähe.

Eſtrella.

Ha! Aſträa!

Roſaura.

Theure Herrinn!

Eſtrella.

Wie erfreut mich Deine Nähe!
Wie willkommen biſt Du mir!
Ein Geheimniß ſollſt Du hören,
Daß ich Dir vertrau'n will.

Roſaura.

Herrinn,
Eure Magd wollt Ihr beehren.

Eſtrella.

Haſt Du doch, obwohl wir uns
Erſt ſeit wenig Stunden kennen,
Schon die Schlüſſel meiner Gunſt!
Darum will ich Dir es nennen,
Dir, die meines Zutraun's werth iſt,
Was ich kaum mir ſelbſt geſtände.

Roſaura.

Eure Sclavinn ſeht in mir.

Eſtrella.

So vernimm der Sache Ende!
Fürſt Aſtolf, mein Vetter — laß mich

Immerhin ihn Vetter nennen;
Denn durch Denken läßt sich Manches
Beſſer als durch Wort' erkennen —
Wird ſich — will es das Geſchick,
Einem Glück mich zu erwählen,
Nach ſo vieler Tage Leid —
Eheſtens mit mir vermählen.
Mich verdroß, daß er am Tag'
Seines Kommens das Gemälde
Einer Dam' am Halſe trug.
Als ich nun darüber ſchmälte,
Ging — denn wiſſ', er iſt galant —
Er, das Bild zu holen, eben
Fort, um mir Verleg'nen hier
Es mit eig'ner Hand zu geben.
Weile, Du nun, bis er kommt,
Laß Dir dann das Bildniß geben;
Weiter ſag' ich Dir nichts mehr:
Du biſt ſchön und ſchlau daneben
Und die Lieb' iſt Dir wohl kund. (Ab.)

Roſaura (allein).

Wär' ſie nie mir kund gegeben!
Heil'ger Himmel! Wüßte hier
Auch das klügſt' und ſchlau'ſte Streben

In ſo pein'gender Bedrängniß
Wohl genügend Rath zu geben?
Kann des Himmels ſtrenger Schluß
Eines Menſchen Erdenleben
Wohl mit ſchwererm Leid bedrän'n,
Wohl mit ärg'rer Sorg' umweben?
Was beginn' ich, mir zum Heil?
Iſt nicht mein der Qualen größte?
Giebt's ein Mittel, das erleicht're?
Giebt's Erleicht'rung, die mich tröſte?
Zeigt ſich erſt ein Mißgeſchick,
Kann nichts vorgeh'n, nichts geſchehen,
Das nicht ſtrebt' als neues Unheil
Jenem erſten nachzugehen,
Als ein Erbe ſeiner ſelbſt.
Einem Phönix gleich erheben
Aus dem einen Leid ſich and're;
Eines Tod giebt and'rem Leben,
Weil aus immerglüh'ndem Grabe
Sie der eig'nen Aſch' entſchweben.
Feige ſoll das Unglück ſeyn,
Sagt' ein Weiſer; denn man ſehe
Kein's von allen einzeln ſchreiten,
Doch ich ſpreche: Jeglich Wehe

Zeigt ſich tapfer. Vorwärts dringend
Hat ſich 's nie zur Flucht vergeſſen;
Weſſen Schritt es folgt, der kann
Selbſt des kühnſten ſich vermeſſen;
Denn kein einz'ger Fall läßt fürchten,
Daß das Leid ſich ihm entfernte.
Alſo ſprech' ich, weil aus Qualen
Die mir folgen, ich es lernte;
Weil ich ohne ſie nie war!
Und ſolch Leid wird nimmer enden,
Bis verwundet vom Geſchick,
Ich mich ſeh' in Todes Händen.
Wehe mir! Was kann in ſolchem
Mißgeſchick' ich mir erſtreben?
Geb' ich kund mich, wird Clotald,
Dem ich Alles: Ehre, Leben,
Schutz und Freiheit danke, dann ſich
Nicht durch mich beleidigt wähnen?
Spricht er doch, durch Schweigen nur
Könnt' ich Ehr' und Hülf' erſehnen!
Geb' ich mich dem Herzog nicht kund,
Welcher Vorwand kann dann gelten,
Wenn er ſelbſt mich, hier mich ſieht?
Denn wie ſchlau ſich auch verſtellten

Meine Sprach' und Blicke, wird
Doch mein Herz sie Lügner schelten.
Was beginnen? Doch, was forsch' ich,
Was hier zu beginnen wäre?
Denn je mehr ich sinne, grübl' und
Aengstlich forschend mich belehre,
Werd' ich doch im Drang der Noth
Meinem Schmerz nur mich ergeben,
Denn zum Zwingherrn eignen Grams
Kann kein Sterblicher sich heben.
Da mein Innerstes nicht wagt,
Einen Ausweg hier zu wählen,
Nun, so mag denn heut mein Schmerz
Nicht des letzten Ziels verfehlen;
Sey erfüllt, du meine Qual,
Daß ich dieser Zweifelsnächte
Ledig werde; doch bis dahin
Schützet mich, ihr Himmelsmächte!

Astolf. Rosaura.

Astolf (mit dem Bildnisse in der Hand).

Hier, Prinzessinn, ist das Bild —
Doch — was seh' ich —!

Roſaura.

Welch Erſchrecken?
Welch Erſtaunen, hoher Herr?

Aſtolf.

Hier Roſauren zu entdecken — —

Roſaura.

Ich Roſaura? Eure Hohheit
Will getäuſcht mich überſchätzen.
Bin ich doch Aſträa nur!
Meine Demuth würd's verletzen,
Euch mit unverdientem Glück
In Verlegenheit zu ſetzen.

Aſtolf.

Nichts von Täuſchung mehr, Roſaura,
Denn nicht Lüg' ergreift die Seele,
Die Aſträa in Dir ſieht,
Daß Roſauren ſie erwähle.

Roſaura.

Eurer Hohheit dunkles Wort
Will, daß mir die Antwort fehle.
Eines weiß ich nur: Eſtrella,
Stralend gleich dem Morgenſterne,
Anbefahl mir, hier zu harren.
Eure Hohheit würde gerne

Ein gewiſſes, vielbeſproch'nes
Bildniß — alſo nemlich dächte
Die Prinzeſſinn — mir vertrau'n,
Daß ich's ihr dann überbrächte.
Solches hat ſie mir befohlen.
Mir ziemt Weig'rung nicht noch Wählen;
Denn in Allem folg' ich nur
Der Gebieterinn Befehlen.

Aſtolf.

Die Verſtellung, o Roſaura,
Wie Ihr Euch auch mögt beſtreben,
Glückt Euch ſchlecht nur. Stärk'ren Nachdruck
Laßt den Blick den Worten geben!
Zuverläſſig, Lüge nur
Kreiſcht in argen Uebelklängen,
Aus verſtimmtem Inſtrument;
Denn ſie will nur Tön' erzwängen,
Die die Wahrheit des Gefühls
In der Rede Falſchheit drängen.

Roſaura.

Meine Red' erſtrebet nur
Jenes Bildniß —

Aſtolf.

Das Gewebe

Arger Täuſchung ſpinnt Ihr fort,
Daß ich gleiche Antwort gebe.
D'rum, Aſträa, ſprecht zur Herrinn:
Da ich ehrfurchtsvoll ſie ſchätzte,
Sie, die dieſes Bildniß heiſcht,
Ich die Achtung wohl verletzte,
Wenn ich's ſchickte; und alſo
Daß ſie's hochſchätzt und verehret,
Schickt' ich ihr das Urbild zu,
Das die Botinn nicht beſchweret,
Weil es dieſe mit ſich führt,
Wo ſie weilet und verkehret.

Roſaura.

Hat ſich Jemand angeſchickt,
Aufgefordert, kühn, verwegen
Einem Ziel zu nah'n und hindernd
Brächte man ihm dann entgegen
Größern Preis ſelbſt, würde doch
Nur Verdruß ſich in ihm regen.
Eines Abbilds wegen kam ich;
Wenn ich nun das Urbild brächte,
Gält' es mehr auch, wär' mir's doch
Zum Verdruß nur, und ich dächte

Alſo: Gebt das Bildniß, ohne
Das ich nicht von hinnen mögte!

Aſtolf.

Und wie wollt' Ihr's überbringen,
Wenn ich's weig're?

Roſaure, (die ihm das Bild entreißen will.)

Durch die Rechte
Der Gewalt —

Aſtolf.

Vergeb'ne Müh!

Roſaura.

Eine And're ſoll's beſitzen?
Laßt's nicht zu, Ihr Himmelsmächte!

Aſtolf (ſcherzend.)

Du Gewalt'ge!

Roſaura (zürnend.)

Du Verräther!

Aſtolf (wie vorhin.)

Jetzt genug, Roſaura mein!

Roſaura.

Ich die Deine! Feiler Spötter!

(Sie ringen um das Bild.)

Die Vorigen. Eſtrella.

Eſtrella.

Wie, Aſtolf? Was iſt's, Aſträa?

Aſtolf (für ſich.)

Die Prinzeſſinn!

Roſaura (für ſich.)

Liebe, webe
Du, mir helfend, Liſt und Trug,
Daß ich mir mein Bild erſtrebe!
(laut.) Alſobald erzähl' ich's, Fürſtinn,
Was hier vorging —

Aſtolf (bei Seite.)

Wenn ſie's thäte!

Roſaura.

Ihr befahlt mir, daß des Herzogs
Ich hier harrt' und dann ihn bäte,
Mir ein Bildniß zu vertrau'n.
Wie man, ſo allein, wohl pfleget,
Fühlt' ich bald Gedankenwogen
Aus Gedanken mir erreget.
War von Bildern doch geſprochen,
Alſo mußt' es wohl geſchehen,
Daß ich meines Bildes dachte,
Das ich bei mir trug. Beſehen

Wollt' ich's; denn wer einsam ist,
Pflegt oft Thorheit zu begehen. —
Da entfällt es meiner Hand,
Als der Herzog eintritt, jenes
Andre Bild zu überbringen;
Er hebt's auf und spricht viel Schönes,
Weigert nicht blos jenes Bild,
Daß für Euch ich soll begehren;
Nein, auch mein's versagt er mir:
Ob ich fleh', er will nicht hören;
Ob ich droh', er weigert stets,
Und dem Zorn konnt' ich nicht wehren
Und verlangt' es mit Gewalt.
Jenes Bild, Ihr werdet's sehen,
In des Herzogs Hand, ist mein;
Prüft, so müßt' Ihr's eingestehen. —

Estrella (ihm das Bildniß entreißend.)

Gebt das Bild zurück, Astolf!

Astolf.

Herrinn!

Estrella (es betrachtend für sich.)

Wahrlich! Schön zu nennen
Wäre dieser Farben Mischung!

Rosaura.

Ist's nicht mein's?

Estrella.

Wer könnt's verkennen?

Rosaura.

Dringt ihm jetzt das And're ab!

Estrella (ihr das Bildniß gebend.)

Nimm Dein Bild; dann magst Du gehen!

Rosaura.

Ha! mein Bild ist wieder mein,
Mag, was will, nun d'raus entstehen! (ab.)

Estrella und Astolf.

Estrella.

Gebt das and're Bild jetzt her!
Euch hinfort nicht mehr zu sehen,
Noch zu hören, denk' ich zwar;
Dennoch sey's nicht zugegeben,
Daß Ihr's länger mir verhehlt,
Und ich ford'r es darum eben,
Weil ich's thörig schon begehrt.

Astolf (für sich).

Wie so arger Schling' entgehen?
(laut) Schöne Fürstinn, o wie gern

Mögt' ich Euch mich dienstbar sehen;
Doch ich kann Euch jenes Bild
Jetzt nicht geben; denn —

Estrella.

Vermessen
Trotzest Du mir? Plumper Ritter,
Der sich bäurisch bläht! Indessen
Ist Dein Bild mir nichts mehr werth:
So wird's leicht mir, zu vergessen,
Daß ich's je von Dir begehrt. (Ab.)

Astolf (allein).

Wollt doch weilen, sehen, hören!
— Was vermogte denn, Rosaura,
Dich so rasend zu bethören,
Daß Du her nach Polen kamst,
Unser Beider Glück zu stören? (Ab.)

Die Gegend vor dem Thurme, wie zu Anfang der ersten Abtheilung. Sigismund wird von zwei Vermummten hereingetragen und auf den Boden gelegt. Er ist wie zu Anfang des Stücks gekleidet. Clotald, Clarin und mehre Vermummte folgen.

Clotald.

Hier ist Halt mit ihm zu machen!
Wo sein Hochmuth heut begann,
End' er auch —

Ein Vermummter.

Die Kette dann,
Ihn wie sonst d'ran vest zu machen.

Clarin, (der sich über Sigismund beugt.)

Mögst Du nimmerdar erwachen!
Sey entfremdet jeder Spur
Dessen was Dir widerfuhr!
Glanz, den sie verliehn Dir hatten,
War vom Leben nur ein Schatten,
Eine Todesfackel nur!

Clotald.

Wer so altklug räsonnirt,
Der verdient wohl zur Belohnung
Eine ganz besond're Wohnung,
Wo sein Witz sich nicht verliert.
He! Ihr Andern! Greift und führt
In den Thurm den weisen Gecken.

Clarin.

Mich? Weswegen?

Clotald.

Einzustecken
Sind vor Allen die Clarinen;
Bläs't Geheimniß erst aus ihnen,
Schallt's zum Todtenauferwecken.

Clarin.

Ei potz Tauſend! Warum muß
Ich als Frevler gelten? Ich?
Flog von Altan denn durch mich
Der moderne Icarus?
Träum' ich? Schlaf' ich? Warum ziehn
Sie mich fort?

Clotald.

Du biſt Clarin.

Clarin.

Wär' ich auch ein Waldhörnlein,
Würd' ich doch verſchwiegen ſeyn,
Wie ich's war und wie ich's bin.

(Man bringt ihn in den Thurm; Alle außer Clotald folgen ihm.)

Sigismund (noch ſchlafend.) Clotald.
Der König (in einem Mantel gehüllt, tritt auf.)

Der König.

He Clotald!

Clotald.

Wer ruft mich? Ihr,
Königliche Majeſtät?

Der König.

Wie's mit Sigismunden geht,
Will ich ſelbſt ſehn — Wehe mir! —
Alſo thör'ge Neubegier
Iſt's, die mich hieher getrieben.

Clotald.

All ſein Elend iſt geblieben,
Schaut' ihn dort in Jammers Schoos.

Der König.

Weh' ihm, dem ſolch traurig Loos
In den Sternen ward geſchrieben!
Ihn zu wecken, tritt ihm nah;
Wich ihm Muth und Kraft doch ſchon
Durch den Schlummertrank aus Mohn!

Clotald.

Herr, er träumt — er ſpricht: ja, ja!
Eben jetzt —

Der König.

So bleibe da!
Stille, wir belauſchen ihn.

Sigismund (im Schlafe).

Muß nicht Ruhm dem Fürſten blüh'n,
Der Tyrannen züchtigt? Enden

Soll Clotald von meinen Händen,
Und mein Vater vor mir knie'n.

Clotald (bei Seite).

Mit dem Tode dräu't er mir!

Der König (bei Seite).

Mir mit trotz'gem Widerſtreben!

Clotald (bei Seite).

Rauben will er mir das Leben!

Der König (bei Seite).

Stürzen will mich ſeine Gier!

Sigismund (im Schlafe).

Dieſer Muth im Buſen hier
Werde ſiegend Allen kund!
Auf dem weiten Erdenrund
Soll erſchallen: Rache hat er
Sich genommen an dem Vater,
Er, der Held, Prinz Sigismund!
(erwachend) Doch wo bin ich? Weh' mir, wehe!

Der König (bei Seite).

Schnell, damit ich ihm entgehe!
(zu Clotald) Was zu thun iſt, weißt Du. Dort
Lauſch' ich Deiner Rede Wort.

(Er zieht ſich in den Hintergrund.)

Sigismund (ſich aufrichtend).

Bin ich's ſelbſt denn wirklich? Sehe
Ich auf's Neu' mich nicht gefangen?
Nicht mit Ketten ſchwer behangen?
Beut ſich mir der Thurm mit Spott
Nicht als Grab? O ew'ger Gott!
Welch ein Traum hielt mich umfangen?

Clotald (für ſich).

Daß ſein Wachen Traum nur war
Hör' er jetzt aus meinem Munde.
(laut) Wie? Iſt jetzt Erwachensſtunde?

Sigismund.

Ja, ſie iſt es; offenbar!

Clotald.

Wie? Den ganzen Tag — wär's wahr? —
Schliefeſt Du? Und während ich
Jenes Adlers ſchnellen Schwingen
Schauend ſtrebte nachzudringen,
Ließ des Schlummers Zauber Dich
Nicht erwachen?

Sigismund.

Sicherlich,
Weil ich jetzt noch wach nicht bin;
Denn, Clotald, mir iſt's gefunden:

Schlummer hält mich noch umwunden:
Nicht bethört es mir den Sinn;
Denn war das nur Traums Gewinn,
Was mir deutlich schien und klar,
So ist was ich seh' nicht wahr!
Und gewiß ist d'rauf zu bauen,
Wenn ich schlafend jetzt muß schauen,
Wie mein Wachen Traum nur war.

Clotald.

Und im Traum, wie war Dir da?

Sigismund.

Wer hat g'nügend je erzählt,
Wie ein Traumbild ihn gequält?
Schildern will ich Dir, o ja!
Was im Traumgesicht ich sah.
Ich erwacht' auf weichem Bette,
— Grausam schmeichelte die Stätte! —
Das an Farbenschmelz wohl nur
Einer Frühlings-Blumenflur
Wenig nachgegeben hätte.
Tausend Edle dann erschienen,
Grüßten mich als ihren Herrn,
Boten reiche Kleider gern,
Um, mich schmückend, mir zu dienen.

Ruhig weilt' ich unter ihnen;
Doch erfuhr ich bald von Dir —
Welch Entzücken gab es mir!
Daß, trotz dieser Ketten Schwere,
Ich des Landes Kronprinz wäre.

Clotald.

Du belohntest mich dafür?

Sigismund.

Nein! Verräther wähnt' ich Dich,
Und zum Frevler selbst geworden,
Wollt' ich zweimal Dich ermorden.

Clotald.

Wie? so strenge gegen mich?

Sigismund.

Aller Zwingherr war nur ich;
Racherfüllt und ungebunden!
Doch ein Weib hatt' ich gefunden!
Der ich liebend treu noch bin;
Schwand auch alles Andre hin:
Dies Gefühl ist nicht geschwunden.

Der König (geht ab.)

Clotald (bei Seite.)

Tief gerührt von diesem Wort,
Ist der König weggegangen.
(laut.) Dein gewaltiges Verlangen

Nach dem Flug des Adlers dort
Riß Dich, träumend, noch mit fort;
Doch im Traum auch will die Pflicht,
Daß uns Ehrfurcht nicht gebricht
Vor dem Führer unſrer Jugend;
Sigismundo, wahre Tugend
Sündigt ſelbſt im Traume nicht!

Sigismund (allein.)

O, wie wahr ſpricht er! Drum bäumen
Wir uns nicht in frechem Muth,
Nicht in Ehrgeiz, nicht in Wuth,
Wenn ein andresmal wir träumen!
Und wir werden's nicht verſäumen;
Denn die Welt, in aller Pracht,
Zeigt als Traum des Lebens Nacht.
Lehrt' Erfahrung mich doch eben:
Traum ſey jedes Menſchen Leben;
Eitel Traum, bis er erwacht.
Kön'ge träumen, Herr zu ſeyn,
Und in ſolchem Wahn befehlen,
Herrſchen, zwingen ſie und quälen;
Doch der Ruhm, den ſie ſich leih'n,
Muß im Winde ſich zerſtreu'n,
Muß in Todesſtaub verwehen,

So als König sich zu sehen,
Wünschet da wohl Keiner kaum,
Wenn er weiß, im Todestraum
Müss' er wachend auferstehen.
Schätze sind's, die sich ihm zeigen,
Träumt der Reiche sich zur Qual,
Sorg' und Elend ohne Wahl,
Träumt der Arme, sey sein eigen,
Träumend will der Eine steigen,
Träumend sich der Andre heben,
Jener träumend widerstreben;
Kurz, im düstern Erdenthal
Träumen Alle, allzumal
In dem Wahne, daß sie leben.
Glanz, den meine Augen sah'n,
Bot mir dort nur Traumgestalten;
Hier die Ketten, die mich halten —
Träume sind's, die mich umfahn.
Was ist Leben? Fieberwahn!
Was ist Leben? Alles spricht:
Schein ist's, Schatten und Gedicht!
Kann es hier Vollkomm'nes geben?
Ist doch Traum das ganze Leben,
Träume selbst sind Traumgesicht!

Dritte Abtheilung.

(Das Innere des Thurmes.)

Clarin.

Wird mir Tod' im finstern Thurme,
Schon für Wen'ges, was ich weiß,
Wem macht da nicht Angst vor Vielem
Was er nicht weiß, doppelt heiß?
Sterben ich, mit meinem Hunger?
Sterben bei lebend'gem Leib?
Da rief Jeder wohl: „Hab' Mitleid
„Mit Dir selbst, zum Zeitvertreib!"
Rief's mit vollem Recht doch Jeder;
Denn das Schweigen, ach! vergleicht
Sich nur schlimm mit meinem Namen;
Kein Clarin giebt's, das gern schweigt.
Um Gesellschaft, frei zu sagen,
Kann ich nicht verlegen seyn,
Spinnen giebt es hier und Mäuse;
Süße Lerchen — piep, wie fein! —
Uf! welch dumpfe Morgenträume

Nehmen das Gehirn mir ein!
Tauſend tolle Gaukelſpiele,
Klang von Trommeln und Schallmei'n,
Cruzifixe, Proceſſionen,
Fromme Büßer hinterdrein.
Jene ſteigen, dieſe ſtürzen;
Andre, von der Geißlung Pein,
Und vom Blute, das ſie ſehen,
Hüllt der Ohnmacht Dämm'rung ein,
Mich umkrallt des Hungers Ohnmacht;
Denn im Thurm hier ſteht mir's frei,
Zu ſtudiren, wie des Faſtens,
Wie des Hungers Litanei,
So bei Tage, wie zur Nachtzeit
Ausdrucksvoll zu ſingen ſey.
Haben die Verſchwieg'nen Heil'ge,
Kann ſich Sanct Secretus freu'n,
Steht er gleich nicht im Kalender,
Nenn' ich faſtend doch ihn mein.
Und verdient hab' ich die Strafe,
Immer klarer ſeh' ich's ein;
Denn ein Diener, der das Maul hält,
Wird der Ketzer ärgſter ſeyn.

(Trommeln und Trompeten draußen.)

Ein Krieger (draußen.)

Hier in dieſem Thurme ſteckt er;
Schlagt die Kerkerpforten ein.
Vorwärts! Holla!

Clarin.

Heil'ger Himmel!
Sucht man mich mit ſolchem Schrei'n?
Ja! Man ruft ja, daß ich hier ſey —
Was ſoll's geben?

Alle (draußen.)

Dringt hinein!

(Mehrere Hauptleute und Soldaten treten auf.)

Erſter Anführer.

Seht, er iſt's!

Clarin.

Mit nichten!

Alle.

Durchlaucht —

Clarin (für ſich.)

Gelt! die tranken zuviel Wein.

Zweiter Anführer.

Dem wir anerkennend huld'gen,
Unſer Fürſt ſeyd Ihr allein.
Ihr, der angeſtammte Herrſcher,
Sollt uns Herr und König ſeyn;
Nicht der Fremde. Seyd uns gnädig!

Alle.

Unſerm edlen Fürſten Heil!

Clarin (für ſich.)

Das wird ernſthaft — alle Wetter!
Iſt's hier Mode, daß in Eil
Man ſich heut den Fürſten wählet,
Um ihn morgen eins, zwei, drei
In den Thurm zu ſtecken? Wahrlich!
Das iſt arge Fopperei.
Doch was hilft's? ich muß mich fügen,

Erſter Anführer.

Reicht uns Eure Hände.

Clarin.

Ei!
Sind ſie mir doch ſelber nöthig;
Hat ein Fürſt die Hand nicht frei,
Mag's wohl kläglich um ihn ſtehen.

Zweiter Anführer.

Alle, ſonder Heuchelei,
Sprachen wir zu Eurem Vater:
Unſer wahrer König ſey
Nicht Aſtolfo —

Clarin.

Meinem Vater

Standet Ihr so übel bei?
Ihr seyd Alle arge Wichte.

Erster Anführer.

Sprache war es unsrer Treu.

Clarin.

Eurer Treue? Dann verzeih' ich's.

Zweiter Anführer.

Kommt und herrscht in Eurem Reich,
Sigismundo lebe!

Alle.

Lebe!

Clarin.

Siegmund ruft er? Toller Streich!
Wird ein Prinz hier neu gebacken,
Heißt er Sigismund sogleich.

Sigismund (auftretend.)

Wer rief Sigismundo's Namen?

Clarin (für sich.)

Jetzt gut' Nacht mein Königreich.

Erster Anführer.

Wer ist Sigismund hier?

Sigismund.

Ich bin's.

Zweiter Anführer (zu Clarin.)

Frecher Narr! wie fiel Dir's ein,
Dich zum Sigismund zu machen?

Clarin.

Ich zum Sigismund mich? Nein!
Sigismundisirt habt Ihr mich;
Ihr, Ihr selbst, mit lautem Schrei'n;
D'rum gebührt der Ehrentitel
„Frecher Narr" hier Euch allein.

Erster Anführer.

Edler Kronprinz Sigismundo!
Unſ're Fahnen hier ſind Dein;
Denn es will Dich unſ're Treue
Zu des Landes König weih'n.
Fürſt Baſil, Dein hoher Vater,
Der das böſe Schickſal ſcheu't,
Dir zu Füßen ſich zu ſehen,
Wie's der Himmel ihm gedräu't,
Will Dir Deine Rechte rauben
An den Thron, dem Du geweih't,
Und begehrt, daß man Aſtolfen,
Moskau's Herzog', ihn verleih't.
Er berief den Hof, indeſſen
Stimmt das Volk nicht darin ein;

Von dem angeſtammten Herrſcher
Will es gern befehligt ſeyn;
Von dem Fremden nicht: D'rum achtet's
Nur gering des Himmels Dräu'n.
Deinen Kerker ſucht's und findet's,
Dringt mit veſtem Sinn herein,
Durch die Zwanggewalt der Waffen
Aus der Haft Dich zu befrei'n,
Dir die königliche Krone
Und den Scepter zu verleih'n,
Die Tyrannenmacht Dir weigert.
Auf denn! Schau die Kriegerreih'n,
Die, zu dieſer Wüſte Dunkel
Freiheit bringend, Dir allein
Unter lautem Freudenjubel
Sich in treuer Huld'gung weih'n.

Soldaten (drinnen und draußen.)

Sigismundo lebe! lebe!

Sigismund (für ſich.)

Himmelsmächte, nochmals treibt
Ihr mich an, von Glanz zu träumen,
Der im Hauch der Zeit verſtäubt?
Nochmals wollt Ihr, das ich ſchaue
Unter Schatten, Trug und Schein

Majeſtät der Fürſtenhohheit,
Die des Windes Spiel muß ſeyn?
Nochmals gebt Ihr der Enttäuſchung,
Oder der Gefahr mich Preis,
Der der ſchwache Menſch hienieden
Nimmer zu entrinnen weiß?
Aber nein! es ſoll nicht, ſoll nicht!
Unterwürfig dem Geheiß
Meines Schickſals ſeht mich! Da dieß
Leben Traum iſt, wie ich weiß,
So entweicht, ihr Schattenbilder,
Die ihr Stimm' und Körper zeigt!
Da euch Stimm' und Körper mangeln,
So bethört mich nicht, und fleucht!
Nicht begehr' ich falſche Hohheit;
Täuſchung nicht, nicht Heuchelſchein,
Die den Nebel gleich in Lüften
Vor dem Winde ſich zerſtreu'n;
Die dem Mandelbaume gleichen,
Der zu früh die Blüthen reift,
Der ſo Rath, wie Warnung ſchmähet,
Daß vom erſten Hauch beſtreift,
Seiner Blumen Pracht verſchwindet
Und verwelkt und todtenbleich

Seinen roſ'gen Locken ſelber
Schönheit raubt und Schmuck zugleich.
O, ich kenn' euch; o, ich kenn' euch!
Euch begegnet, wie ich weiß,
Was dem Schlafenden begegnet.
Mich bannt keiner Täuſchung Kreis;
Längſt belehrt, iſt mir das Leben
Eitel Traum nur, wie ich weiß.

Zweiter Anführer.

So Ihr wähnt, daß wir Euch täuſchen,
Schau't zum Berg' hinan: So weit
Eure Blicke reichen, ſeht Ihr
Schaaren, Euch zum Dienſt bereit,
Eurer harrend. —

Sigismund.

Einmal ſchon
Sah' ich früher, ſo wie heut
Klar und deutlich ganz daſſelbe,
Was ſich jetzt dem Blick mir beut;
Dennoch träumt' ich!

Erſter Anführer.

Hohe Dinge,
Prinz, verkünd'gen allezeit
Sich durch Ahnung, und ſie war es,
Die im Traum ſich Dir geweiht.

Sigismund.

Wohlgesprochen! Ahnung war es;
Auch wenn's Wahrheit wäre — sey's!
Nochmals, Seele, nochmals träumen,
Sey Dir abermals Geheiß
Dieses flücht'gen Lebens; aber
Nur bedächtig, nur gescheidt!
Denn zu edlerem Erwachen
Aus dem Traume, kommt die Zeit.
Wer sich der Enttäuschung hingiebt,
Macht sich die Enttäuschung leicht,
Und wer Scherz treibt mit dem Unheil
Hat dem Schicksal vorgebeugt.
Darum ist in dieser Folg'rung
Es mit nichten falsch gemeynt,
Daß jedwede Macht auf Erden
Als geliehen nur erscheint —
Also kühn gewagt sey Alles!
Dank, Vasallen, Eurer Treu'!
Nehmt mich hin! Als klugen Retter
(Sie haben ihm freudig die Fesseln gelöset.)
Aus des Fremden Sclaverei
Sollt ihr mich gefunden haben.
Zu den Waffen! Kühn und frei

Soll mein Muth ſich Euch bewähren.
Offenbar ſoll's werden heut,
Daß die Sterne Wahrheit reden:
Meinem Vater gilt der Streit;
Mir zu Füßen ſoll er liegen.
(für ſich) Ob ſich vor Erwachenszeit —
Wär's nicht, wäre Schweigen beſſer —
Die Erfüllung mir wohl beut?

Alle.

Sigismundo lebe — lebe!

Clotald (auftretend.)

Aufruhr — Himmel, ſteh' mir bei!

Sigismund.

Ha, Clotaldo!

Clotald.

Herr! (bei Seite) Auf mich nur
Fällt ſein Grimm jetzt —

Clarin.

Meiner Treu'!
Stürzen wird er ihn vom Felſen. (Ab)

Clotald (kniend).

Deiner Herrſchermacht geweiht
Sey mein Leben —

Sigismund.

Auf vom Boden,
Auf, mein Vater! Sey bereit
Mir zu folgen auf dem Irrpfad
Als mein Führer und Geleit;
Hat doch Deiner treuen Sorgfalt
Meine Jugend sich erfreut.
Auf, umarme mich —

Clotald.

Was sprichst Du?

Sigismund.

Daß ich träume; doch dabei
Stets erwäge, daß die Sünde
Selbst im Traum verboten sey.

Clotald.

Wenn Dich, edler Prinz, solch Streben
Nach vollkommnen Thaten reizt,
Wirst Du's auch an mir nicht tadeln,
Daß mein Herz nach Gleichem geizt.
Krieg erweckst Du Deinem Vater?
So ist's mir Unmöglichkeit
Gegen ihn Dir beizustehen.
Sieh' zum Sterben mich bereit,
Dir zu Füßen —

Sigismund.

Ha, Verräther!
Undankbarer! — (für ſich) Aber nein!
Mäßigung! Denn was ich ſehe,
Könnte leicht ein Traumbild ſeyn.
(laut) Euer Muth, Clotald, erwecket
Meine Ehrfurcht, meinen Neid;
Bringt dem König Eure Dienſte,
Seyd wie ich zum Kampf bereit.
— Rührt die Trommeln! Zu den Waffen!

Clotald.

Dank für Deine Gütigkeit! (ab).

Sigismund.

Reiche, Glück, mir denn die Krone!
Wach' ich, ſchläf're mich nicht ein;
Träum' ich, laß mich nicht erwachen!
Mag's nun Traum, mag's Wahrheit ſeyn:
Recht zu thun, iſt unerläßlich.
Wahrheit heiſcht's, und Traum gebeut
Wahre Freund' uns zu gewinnen,
Freunde zur Erwachenszeit!

(Kriegeriſche Muſik; Alle ab.)

(Säulengang im Palaſte.)

Der König und Aſtolf (treten auf).

Der König.

Wer hat, Aſtolf, dem zügelloſen Roſſe,
Wenn's wild dahin rennt, Mäß'gung je gelehrt?
Wer wohl des Bergſtroms wüthendem Geſchoſſe,
Das nach dem Meere zielt, den Lauf gewehrt?
Wer der Lauine, die vom Felscoloſſe
Zur Tiefe brauſ't, entgegen ſich gekehrt?
Doch iſt dies Alles leichter zu vollbringen,
Als wilden Völkeraufruhr zu bezwingen.
Laut kündet ſich's im Sturme der Partheien,
Es widerhallt's der Berggeklüfte Schlund,
Und Echo mit ſich ſelber zu entzweien,
Ruft's bald Aſtolf, bald wieder Sigismund.
Es wollen alte Greuel ſich erneuen,
Furchtbar erſchüttern dieſes Thrones Grund,
Und durch des Schickſals Trauerſpielsgewalten
Zu einem Schreckensſchauplatz ihn geſtalten.

Aſtolf.

Herr, aller Freude werd' ich mich entſchlagen
Und jedem Glanz und jedem Hochgenuß,
Den Deine Huld mir will entgegentragen.
Denn wenn dies Land, trotz Deines Willens Schluß,

Mir ſchuldigen Gehorſam will verſagen,
Geſchieht's weil ich ihn erſt verdienen muß;
D'rum flugs ein Roß mir, blitzſchnell zu entſchwinden,
Um laut der Rache, Donner zu verkünden (A5).

Der König (allein).

Schwer nur wird Unvermeidliches gewendet,
Und was man voraus weiß, bringt oft Gefahr.
Von uns wird nimmer Widerſtand vollendet,
Wir machen Uebel ärger — offenbar.
O ſtreng Geſetz! Fluch, uns herabgeſendet!
Das Unheil flieh'n, bringt uns dem Unheil dar.
Weil ich mich ängſtlich vor Vorrath geflüchtet,
Hab' ich, ich ſelbſt, mein Herrſcherthum vernichtet.

Der König. Eſtrella.

Eſtrella.

Herr! Furchtbar dräu't der Aufruhr anzuſchwellen.
Hemmt ihn nicht Deiner Gegenwart Gebot,
So wälzt vom Markt zu Straße ſich im ſchnellen
Zaumloſen Laufe nie erlebte Noth,
So ſiehſt, verſunken in die Purpurwellen
Des eig'nen Blut's, Du Deines Reiches Tod;
Denn grauſes Opfer unverſeh'nen Falles,
Iſt Alles rings Verderben, Schrecken Alles.

Es will Dein Untergang ſo ſiegend eilen,
Die wilde Blutgier hält Dich ſo berennt,
Das Aug' und Ohr ſich in's Entſetzen theilen.
Die Sonn' erblaßt, der Lüfte Kreis entbrennt,
Die Steine werden der Zerſtörung Säulen
Und jede Blume Trauermonument;
Dem Grab' iſt jedes Wohnhaus zu vergleichen,
Und Deine Krieger ſind lebend'ge Leichen.

Die Vorigen. Clotald.

Clotald.

Gott ſey gelobt! noch rettet' ich mein Leben.

Der König.

Clotaldo, ſprich, wie ſteht's um Sigismund?

Clotald.

Das Volk ein Ungeheu'r, der Wuth ergeben,
Drang zu dem Thurm, zog aus des Kerkers Schlund
Den Fürſten ſich, der d'rauf in kühnem Streben,
Mit neuer Macht, mit neuem Muth im Bund,
Den ſtolzen Schwur gethan: Man ſoll' erfahren,
Daß die Geſtirne Wahrheit offenbaren!

Der König.

Ein Roß mir! daß dem mißgerath'nen Sohne
Mein Kriegermuth den Siegeslauf verwehrt.

Vertheid'gen will ich meine Königskrone;
Des Wiſſens Irrthum ſey gelöſ't durch's Schwert! (ab).

Eſtrella.

Ich an Apollons Seite bin Bellone,
Mein Name ſey dem ihr'gen gleich verehrt;
Auf unerſchütterlichen Muthes Schwingen
Will ich mit Pallas um den Kampfpreis ringen! (ab.)

Roſaura (eintretend.) Clotald.

Roſaura, (Clotaldo zurückhaltend.)

Mag Euch Tapferkeit bewegen,
In den Streit zu ziehn von hier;
Höret mich! denn auch in mir
Seht Ihr ſchweren Kampf ſich regen.
Kund iſt Euch, wie ich voll Gram,
Hülflos, elend und beklommen,
Nur von Euch in Schutz genommen,
Ehrberaubt nach Polen kam.
Rathſchluß wird mir Eure Güte,
Legt mir fremden Namen bei,
Meynt, nie's mir erſprießlich ſey,
Daß Verſtellung mich behüte.
Doch Aſtolf hat mich geſehn,

Dennoch will er ſich erfrechen,
Und Eſtrellen heimlich ſprechen;
Dieſen Abend ſoll's geſchehn.
Hier der Schlüſſel zu dem Garten,
Zu dem Ort des Stelldichein:
Meiner Qual mich zu befrei'n,
Geht, des Frevlers dort zu warten;
Eilet, muthig, kühn und ſtark
Mich der Schande zu entreißen.
Ihr, der Beiſtand mir verheißen,
Gebt den Tod ihm dort im Park.

Clotald.

Wahr iſt's, ſeit ich Dich geſehen,
Ward der Wille reg' in mir,
Selbſt mir meinem Leben Dir
(Wie Du's ſelber mußt geſtehen),
Wo's mir möglich ſey zu dienen,
Darum galt's, Dich zu bewegen,
Jene Kleider abzulegen,
Die mir ganz geeignet ſchienen
In Aſtolf den falſchen Schluß,
Leichtſinn triebe Dich, zu wecken;
Arger Leichtſinn, dem mit Schrecken
Stets die Ehr' erliegen muß.

Dieſes vorbereitet, ſann
Ich auf Rettung Deiner Ehre,
Die geſchmälert wurde, wäre
(So ſehr zog Dein Leid mich an)
Auch des Herzogs Tod der Preis —
O welch aberwitzig Streben!
Wirklich wollt' ich Tod ihm geben,
Sonder Zögern; weil ich weiß,
Daß Aſtolfo nicht mein König,
Nicht mein Herr iſt — doch fürwahr!
Seit ich ſelbſt in Tod'sgefahr
Vor dem Prinzen knie'te: wenig
Gilt ſeitdem mir der Entſchluß;
Denn vor Sigismundo's Wüthen
Wußt' Aſtolf mich zu behüten,
Was ich ſtets ihm danken muß.
Heißt das Dankes ſich beſtreben?
Prüfe ſelbſt, ob's Pflichtgebot,
Ob es recht iſt, ihm den Tod,
Ihm, der Leben gab, zu geben?
So voll Lieb' und Sorge ſchwanke
Ich zu Beiden hingekehrt,
Weil ich Dir ein Heil gewährt,
Was ich ſelber ihm verdanke.

Weiß ich da wohl, weſſen Wink
Dieſen Zwieſpalt in mir ſchlichtet?
Du biſt mir, der gab, verpflichtet;
Ich bin's ihm, weil ich empfing.
Alſo, wie ſich's auch entſcheidet,
Mir wird keiner Freude Gut;
Denn nur ich bin's, der da thut,
Ich nur bin es, der da leidet.

Roſaura.

Nimmer ward der Spruch getadelt,
Der vom edeln Manne lehrt,
Daß das Geben ſo ihn ehrt,
Wie Empfangen ihn entadelt.
Dünkt Euch Wahrheit dieſes Wort,
So iſt Urſach nicht zu finden,
Euch zum Dank hier zu verbinden;
Denn gab er Euch Leben dort,
Wie Ihr mir es hier gegeben,
Wahrlich: Euern Edelſinn
Riß zur Unthat er dann hin;
Ich jedoch zu edlem Streben.
Alſo bleibt Ihr mir verbunden
Da, wo er Euch hat gekränkt,
So Ihr mir habt das geſchenkt,

Was Ihr selbst durch ihn gefunden,
D'rum verzögert es nicht länger,
Meiner Ehre beizustehn,
Lasset ihm voran mich gehn,
Wie den Geber dem Empfänger.

Clotaldo.

Wenn sich Seelenadel findet,
Nur allein bei dem, der giebt,
So sey Dankbarkeit geübt,
Wo Empfangen sie entzündet.
Konnte sich mein Edelsinn
Durch sein Geben Ruhm erwerben,
So laß höhern Ruhm mich erben;
Den, daß ich auch dankbar bin.
Sey mir beides nicht verwehret:
Dankbarkeit wie Edelmuth
Hier zu üben; weil so gut
Geben wie Empfangen ehret!

Rosaura.

Leben habt Ihr mir gegeben,
Doch Ihr selber spracht dabei,
Als Ihr's gabt: Ein Leben sey,
Wenn es Schimpf bedrückt, kein Leben.
Drum ist's deutlich und erklärt,

Daß Ihr Nichts mir habt gegeben:
Denn das Leben war kein Leben,
Das mir Eure Hand gewährt.
Müßt Ihr eher, wie Ihr sprecht,
Geber seyn, bevor Ihr danket;
Ei, so gebt mir Leben! schwanket
Länger nicht ob dem, was recht!
Gebt, was Ihr noch nicht gabt: Leben!
Und weil Geben höher ehrt;
Wohl, so gebt, um unverwehrt
Dann dem Dank' Euch hinzugeben.

Clotald.

Deine Gründe zwingen mich,
Deinem Willen nachzuleben;
All mein Gut will ich Dir geben,
Doch in's Kloster flüchte Dich.
Hör' auf meiner Bitte Wort:
Klüg'res kannst Du nicht ersinnen!
Dem Verbrechen zu entrinnen,
Suche sichern Zufluchtsort.
Während Zwietracht sich verschworen,
Diesem Königreich zu bräu'n,
Darf ich mehren seine Pein?
Ich, von edlem Stamm geboren?

Stimmst in meine Wahl Du ein,
Kann ich treu dem Königreich,
Edel gegen Dich zugleich,
Und dem Herzog dankbar seyn.
D'rum, ein Kloster sey hier Rather!
Werde Dir die Wahl nicht schwer;
Denn bei'm Himmel schwör' ich's: Mehr
Thät' ich nicht, wär' ich Dein Vater.

Rosaura.

Wär't Ihr Vater mir; ei nun!
Ich dem Herzog wohl verzieh;
Aber da Ihr's nicht seyd — nie!

Clotald.

Und was denkst Du nun zu thun?

Rosaura.

Ihn zu tödten!

Clotald.

Und es wäre
So von Muth ein Weib beseelt,
Dem der Vater stets gefehlt?

Rosaura.

Ja!

Clotald.

Was treibt Dich?

Roſaura.

Meine Ehre!

Clotald.

Fürſt Aſtolf iſt — ſieh's doch ein —

Roſaura.

Nichts kann meinen Muth zerſchellen, —

Clotald.

König Dir, Gemahl Eſtrellen.

Roſaura.

Nie, bei'm Himmel! ſoll er's ſeyn!

Clotald.

Welche Thorheit!

Roſaura.

Immerhin!

Clotald.

So beſiege ſie!

Roſaura.

Vermag ich's?

Clotald.

Du verlierſt ſonſt —

Roſaura.

Dennoch wag' ich's.

Clotald.

Ehr' und Leben —

Roſaura.

Mir Gewinn!

Clotald.

Alſo willſt Du? —

Roſaura.

Sterben!

Clotald.

Wuth

Der Verzweiflung —

Roſaura.

Ehrenſtreit!

Clotald.

Wahnſinn iſt es!

Roſaura.

Tapferkeit!

Clotald.

Tollheit!

Roſaura.

Rach' und Zornesglut!

Clotald.

Dieſen Fieberwahn zu dämpfen,
Bietet Dir kein Mittel ſich?

Roſaura.

Nein!

Clotald.

Und wer Dein Helfer?

Roſaura.

Ich!

Clotald.

Kämpfen mußt Du?

Roſaura.

Ich muß kämpfen!

Clotald.

Andern Ausweg zu erſehn —

Roſaura.

Jeder führt mich in's Verderben! (Ab).

Clotald.

Wohl denn! Laß mich, gilt's hier Sterben,
Tochter, mit Dir untergehn! (Ihr nach)

(Gebirgige Waldgegend.)

Sigismund mit Soldaten (tritt auf).

(Er iſt in Felle gekleidet, aber bewaffnet: Kriegsmuſik hinter der Scene.)

Sigismund.

Wie würde Roma's Blick erglänzen,
Säh' ſie das Heil, das mich beglückt,
Säh' ſie mich mit den Siegeskränzen

Aus ihrer Blüthenzeit geschmückt;
Säh' sie für ihre Legionen
In mir des wilden Führers Glut,
Sie schmückte sich mit allen Kronen
Durch meinen und des Heeres Muth.
Trink', o mein Geist in mäß'gen Zügen
Aus diesem Born voll Götterlust!
Der Chor der Träume könnt' entfliegen
Und wachend wär'st Du Dir bewußt,
Es sey in eitles Nichts zerronnen
Der Ruhm, den Dir ein Traum gewann;
Denn was Du nicht im Traum gewonnen,
Das schmerzt nicht, wenn der Traum zerrann.

Die Vorigen. Clarin.

Clarin (auftretend).

Vergebt die abgedrung'ne Glosse,
Die Euch ein seltnes Wunder malt:
Schau't hin! Auf flügelschnellem Rosse,
Das einem Weltball ähnlich strahlt,
Erd' ist sein Leib, die Seele Feuer,
Sein Schaum das Meer, die Luft sein Hauch;
Es rollt daher, ein Ungeheuer,
Deß Athem, Schaum und Seel' und Bauch

Ein Chaos ist von Erd' und Feuer
Von Fluthenschaum und Windeshauch,
Das in der Flecken klarem Schimmer
Als Apfelschimmel schön erscheint,
Und das gespornt, mag rennend nimmer;
Nein, fliegend nur zu sehen meynt —
Auf solchem Roß hieher gewendet,
Naht sich ein schönes Weib —

Sigismund.

Fürwahr!

Clarin.

Rosaura ist's! (Ab.)

Sigismund.

Ich bin geblendet;
Sie schickt der Himmel, offenbar!

Die Vorigen. Rosaura (im Kriegermantel, mit Schwert und Dolch).

Rosaura.

Edelherz'ger Sigismund,
Dessen Hohheit muthentlodert,
Heldenthaten aus der Nacht
An das Licht des Tages fodert!
Gleich dem himmlischen Gestirn,

Das mit neuem Liebeskosen
Aus Aurorens Arm sich hebt
Zu den Büschen, zu den Rosen;
Das da über Berg' und Meer
Glanzbekrönet kommt gezogen,
Licht versendet, Strahlen wirft,
Gold den Gipfeln, Saum den Wogen:
So bestrahle jetzt die Welt,
Glanzerfüllte Soun' in Polen,
Und es sey ein trostlos Weib
Deinem milden Schutz empfohlen;
Zwiefach sey ich's, ich, ein Weib,
Das zum Unglück nur geboren,
Doppelt werth ist, daß ein Mann
Hohem Heldenmuth erkoren,
Sie dem Mißgeschick entreißt,
Das sich gegen sie verschworen.
Dreimal war ich schon Dir nah,
Dreimal blieb es Dir benommen
Von der dreifachen Erscheinung
Näh're Kunde zu bekommen.
Erst bedünkt' ich Dich ein Mann,
An des grausen Kerkers Thoren,
Wo sich meines Unglücks Qualen

In die Deinigen verloren;
Dann begrüßt' ich Dich als Weib,
Als Du dort den Thron gewonnen,
Der wie Schattenbild und Wahn
Dir in Traumes Fluth zerronnen.
Doppelwesen bin ich jetzt
Deinen Blicken vorgeschoben,
So von Männerwaffen, wie
Vom Gewand der Frau umwoben.
Aber daß zu kräft'gem Schutz
Mir Dein Busen sey entglommen,
Dürfte jetzt wohl die Erzählung
Meines Mißgeschickes frommen:
Eine edle Mutter hat
Mich an Moskau's Hof geboren,
Die durch hoher Schönheit Glanz
Bittr'em Leiden ward erkoren.
Ein Verräther sah' sie dort!
Meine Lipp' ist wohl verschlossen
Ihn zu nennen, weil ich nie ihn
Kannte; doch von ihm entsprossen
Schätz' ich seinen Werth nach mir,
Und ich fühl' es: mich durchrollte
Nie so adelig Geblüt,

Daß ich jemals wähnen ſollte,
Er ſey gleich dem Gotte, der
So als Stier an Meereswogen
Wie als Schwan und goldner Regen,
Drei Prinzeſſinnen belogen.
So verräth'riſcher Geſchichten
Deutung kann hier zwiefach frommen,
Die Erzählung nicht zu hemmen
Und zum Ziel mit ihr zu kommen;
Denn ſie eignen ſich, zu ſagen,
Daß durch falſches Liebeskoſen
Meine Mutter, ſchön wie keine,
Doch wie Alle ward verſtoßen.
Liebe ſchwur er, Treu und Ehe,
Aber hielt nicht das Beſchwor'ne,
Und Erinn'rung weint und klagt
Heut noch über das Verlor'ne;
Denn Aeneas ſeinem Troja
Hat er feig die Flucht genommen,
Nur dieß Schwert zurückgelaſſen,
Das der Scheide ſey entnommen,
Eh' noch meiner Leiden Schild'rung
Ganz aus meinem Mund gekommen.
Ein ſo argverſchlung'nes Band

Hat ſich nie zum Heil gewoben.
War's nun Ehe, war's nun Sünde,
Keinen Falles kann ich's loben;
Denn ein Abbild meiner Mutter,
Zwar nicht ſchön wie ſie geboren,
Hat's in mir erzeugt, in mir,
Die gleich ihr zum Leid erkoren.
Schickſalserbinn meiner Mutter
Sah, vom Glücke ſtets belogen,
Ich zur Nacht des Mißgeſchicks
Rettungslos mich fortgezogen.
Ihn, der als Verräther mir,
Ruf und Ehre wollte morden,
Nenn' ich jetzt noch: und mein Leid
Iſt Dir völlig kund geworden.
Fürſt Aſtolf — wie bei dem Namen,
Weh' mir! mich der Zorn durchlodert! —
Grauſes Recht, das ſtets der Feind,
Denkt man ſeiner, von uns fodert! —
Fürſt Aſtolf vergaß mit Undank,
Daß dieß Herz ihm war gewogen;
Ach! Erinn'rung ſchwindet bald,
Wenn der Liebe Rauſch verflogen!
Ehrſucht trieb ihn zur Vermälung

Mit Eſtrellen her nach Polen,
Mit Eſtrellen, die das Licht
Meinem Lebenstag geſtohlen.
O, wer glaubt, daß wenn ein Stern
Zweier Herzen Bündniß wollte,
Jetzt ein and'rer Stern, Eſtrella,
Solchen Bund vernichten ſollte?
Ich beleidigt, ich geſchmäh't,
War ſo troſtlos wie betrogen,
War des Todes — war ich ſelbſt!
Denn der Hölle Glutenwogen
Hatten tief in's Babylon
Meines Buſens ſich geſogen.
Und verſtummend — denn es giebt
Solche Qualen, ſolche Sorgen,
Die weit lieber vom Gefühl
Als vom Mund ſich Sprache borgen —
Klagt' ich ſchweigend nun mein Leid,
Bis von Traulichkeit umwoben
Violanta, meine Mutter,
Einſt den Riegel weggeſchoben,
Der den Gram verſchloß, daß dieſer
Seinem Kerker ward enthoben.
Sonder Rückhalt klagt' ich ihr;

Denn der Scheu sind wir entnommen,
Sehn wir Einen, der sich mit uns
Gleicher Schwäche fühlt beklommen,
Weil uns dünkt, er werd' uns sanft,
Nachsichtsvoll entgegenkommen:
So vermag oft bös Exempel
Wohl zu guter That zu frommen.
Tröstend klagte nun die Mutter,
Wie sie selbst ward angefochten,
Und verzieh mir wie ein Richter,
Der in Freveln selbst verflochten.
Klug geworden durch das Leid,
Das sie selber einst betroffen,
Lies sie mich nicht müßig blos von
Günst'ger Zeit Entschäd'gung hoffen:
Meinem Unstern wehrend, hat ihr
Rathschlag d'rauf mir aufbefohlen,
Dem Verräther nachzugehn,
Ehrenrettung mir zu holen
Durch der Liebe schlaufte Kunst.
Durch ein Mittel schlau ersonnen:
Durch Verkleidung ward mir minder
Sorgenvolle Fahrt gewonnen.
Eh' ich schied, ward dieses Schwert

Aus dem Schrein hervorgenommen —
Sey es jetzt, wie ich's verſprach,
Blinkend ſeiner Scheid' entnommen!
Und die Mutter ſprach vertrauend:
„Nimm's! In Polen wird dir's frommen,
„Wenn mit ihm des Landes Edlen
„Zu Geſichte Du kannſt kommen;
„Denn von ihnen wird Dir Einer
„Zuverläßig Mitleid zollen,
„Wird Dir Hülf' in Noth und Troſt im
„Mißgeſchick verleihen wollen."
Alſo kam ich in dies Land.
Uebergehn wir's, — denn nicht frommen
Kann die Wiederholung hier —
Wie zu Deiner Schlucht gekommen,
Du mich dort durch meines Gauls
Wildheit ſtaunend wahrgenommen;
Uebergehn wir's, wie Clotald,
Mächtig zu mir hingezogen,
Bei dem König für mich bat,
Wie der König mir gewogen
War; wie dann Clotald mir rieth,
Mich in Frauentracht am Hofe
Darzuſtellen, daß mir's möglich

Würde, als Eſtrella's Zofe
Gegen Fürſt Aſtolfens Liebe
Und Vermälung einzukommen;
Uebergehn wir's, wie Du dort
Abermals mich wahrgenommen,
Welche Glut bei'm Anblick meines
Doppelweſens Dich durchlodert.
Wiſſe nichts, als daß Clotald,
Andern Sinnes, von mir fodert,
Zu verzichten auf mein Recht,
Und nicht Ehre mir zu holen;
Denn Aſtolfo, meynt er, müſſe
Herrſchen mit Eſtrell' in Polen.
D'rum, o tapfrer Sigismund,
Der das Schwert der Rach' erhoben,
Dem der Himmel Beiſtand wird,
Daß der Riegel weggeſchoben
Sey vor Deines Kerkers Gruft,
Wo von Qualen nur umwoben
Dich Gefühl des Thiers durchbebt hielt,
Und Geduld als Fels erhoben —
Du, der gegen Reich und Vater
Ernſtes Strafgericht beſchloſſen,
Siehe, helfend nah' ich Dir

Von Dianens Glanz umflossen
Und mit Pallas Helm geschmückt.
Wie ich mitzustreiten hoffe,
Sieh mich hier im Schmuck des Stahls
Und im zarten Frauenstoffe.
Muth'ger Führer, auf zum Streit!
Bündniß, das sie schließen wollen,
Zu verhindern, zu zerstören,
Ist es was wir Beide sollen.
Ich, daß er sich nicht vermäle,
Der mir Lieb' und Treu geschworen;
Du, daß wenn das Band sich schlingt,
Dem sie Beide sich erkoren,
Uns der Sieg nicht durch die Macht
Beider Staaten sey verloren.
Sieh als Weib mich, um das Heil
Meines Rufs von Dir zu fodern,
Und als Mann; um Dich zum Streben
Nach der Krone zu entlodern;
Sieh als Weib mich, das gebeugt
Deinem Schutze sich empfohlen,
Und als Mann, der stahlbewehrt
Ruhm in Deinem Dienst will holen.
D'rum erwäge, wärest Du

Zu dem Weib' in Lieb' entglommen,
Würd' als Mann, den Tod Dir gebend,
Rach' an Dir von mir genommen;
Denn zu meiner Ehre Schutz
Bin in Lieb' ich hergekommen;
Weib, zu klagen Dir mein Leid,
Mann, für Ehre nur entglommen!

Sigismund.

Himmel, träum' ich Wahrheit hier,
Laß die Denkkraft in mir ſtocken;
Kann unmöglich doch ein Traum
Mit ſo buntem Zauber locken!
Gott, wer hat wohl je aus ſolchem
Labyrinth ſich Bahn gewonnen,
Wenn er denkend es durchſpähte?
Wen hielt Qual je ſo umſponnen?
War's ein Traum, als ich mich dort
Kronprinz nennen hört' in Polen,
Kann dann ſo beſtimmte Zeichen
Jetzt dies Weib mir wiederholen;
Alſo Wahrheit war's, nicht Traum,
Und wenn's Wahrheit war: (beklommen
Macht mich dies nicht wieder) kann dann
Was nachher mir überkommen,

Traum seyn? Gleicht die Herrschermacht
Denn den Träumen so vollkommen,
Daß dadurch die wahre Macht als
Täuschungswahn wird wahrgenommen,
Und geträumte Macht als wahre?
In einander so geflossen
Wäre Beides, daß man fragt:
„Was geschehn wird, und genossen,
„Ist es Wahrheit? ist es Wahn?"
Wär' ein Abbild so verwoben
Mit dem Urbild, daß an Beider
Aechtheit Zweifel würd' erhoben?
Wär' es so, und muß man sehn
Alle Hoheit, alle Wonnen,
Alle Größ' und Majestät
In ein Schattenbild zerronnen:
Wohl, so fassen wir das Glück,
Das uns diesmal zugeflossen;
Denn genossen hat man nur,
Was im Traum man hat genossen,
Ist Rosaur' in meiner Macht doch!
Auf! in ihrem Reiz verloren
Nütz' ich die Gelegenheit!
Liebe werde hier geboren

Aus dem Untergang der Ehre,
Die zum Retter mich erkoren!
Dies iſt Traum, und weil es Traum iſt,
Will ich träumen hier von Wonnen,
Deren Ende Qual nur iſt!
Aber durch mich ſelbſt zerronnen
Fühl' ich meiner Folg'rung Grund!
Iſt es Traum, ſo iſt's Verlor'nes;
Aber wer tauſcht ird'ſchen Schein
Wohl für himmliſch Auserkor'nes?
Iſt entſchwund'ne Luſt nicht Traum?
Wer ſich Heldenruhm erfochten,
Spricht der, deß gedenkend nicht,
Zu ſich ſelbſt: Ich war umflochten
Von der Träume Trug bei Allem
Was ich ſah? Wird dies geboten
Als Enttäuſchung; weiß ich erſt,
Leiſer Hauch verwandl' in todten
Aſchenſtaub, die ſchöne Flamme
Des Genuſſes: ha! ſo wollen
Wir nach ew'gem Gute ringen,
Nach dem Ruhm, dem wahrheitsvollen,
Der als Traumbild ſich nicht zeigt,
Weil er nicht dem Schlaf entquollen.

Ohne Ehre lebt Rosaura;
Aber edle Fürsten sollen
Ehre geben, nicht sie nehmen.
Ha, bei Gott! mein ganzes Wollen
Sey erst Kampf für ihre Ehre
Und alsdann für meine Krone.
Fliehen wir den Zauberbann
Dieser Lockung! (zu den Seinigen) Fort zum Throne!
Rührt die Trommeln! Auf, zur Schlacht,
Eh' zu dunkelgrüner Wogen
Feuchtem Grabesschooß die Sonne
Güldenhell hinabgezogen!

Rosaura.

Herr, was treibet Dich also
Zu enteilen diesem Orte?
Hast Du, ach! für all' mein Leid
Keine milden Tröstungsworte?
Wie ist's möglich, hoher Herr!
Dein Gesicht ist mir verborgen?
Von mir Aug' und Ohr gewandt?

Sigismund.

Ehrenpflicht gebeut zu sorgen,
Grausam jetzt mit Dir zu seyn,
Um Dir Mitleid einst zu zollen.

Soll Dir Ehre Antwort geben,
Darf mein Mund nicht reden wollen;
Schweigen muß ich hier, wenn dort
Thaten für mich reden ſollen.
Und nicht anſchau'n darf ich Dich,
Deinen Reiz, den wundervollen;
Wer Dir Ehr' erkämpfen will,
Muß Dich nimmer anſchau'n wollen.

(Ab mit ſeiner Schaar.)

Roſaura.

Ha! Welch räthſelhaftes Weſen!
Nach ſo viel erlitt'ner Qual
Bliebe nichts mir, als die Wahl,
Räthſelſprüche aufzulöſen?

Clarin (tritt auf.) Roſaura.

Clarin.

Herrinn, darf man näher treten?

Roſaura.

Ha, Clarin, wo kommſt Du her?

Clarin.

Aus dem Thurm, wo ſorgenſchwer
Meine Blicke ängſtlich ſpäh'ten,

Ob der Tod mir naht', ob nicht;
Denn fürwahr! mein armes Leben
Schien dem Matsch schon hingegeben,
Wie im Kartenspiel man spricht.
Mißlich stand es um mein Fleisch.

Rosaura.

Und warum?

Clarin.

Um nicht zu singen
Von geheimnißvollen Dingen;
Denn Clotaldo — — (Trommeln draußen) Welch Geräusch!

Rosaura.

Sieh hinaus, was kann's denn geben?

Clarin.

Aus der hartbedrängten Burg
Schlägt ein streitbar Heer sich durch,
Durch zu Kampf auf Tod und Leben
Mit dem Helden Sigismund.

Rosaura.

Ha! Und ich soll feig hier weilen,
Soll nicht ihm zur Seite eilen,
Schrecken diesem Erdenrund?
Bricht der Greuel doch herein,
Da gilt Recht und Ordnung wenig! (Ab.)

Stimmen (draußen).

Heil dem unbezwung'nen König!

Andre Stimmen (draußen).

Heil soll unsrer Freiheit seyn!

Clarin (allein).

Freiheit Heil und König Heil,
Immerhin zu tausend Malen!
Ich, die Zeche nicht zu zahlen,
Wähle mir den bessern Theil.
Wenn man dort Verlangen trägt,
Durch's Gefecht sich durchzuwühlen,
Will ich Nero's Rolle spielen,
Der kein Mitleid je gehegt.
Soll ich aber Mitleid haben,
Wohl, so hab' ich's nur mit mir,
D'rum will ich verborgen hier
Ruhig mich am Zusehn laben:
Rings von Felsen eingehägt,
Kann man sicher hier verweilen;
Will der Tod mich hier ereilen,
Bin ich's, der ihm Schnippchen schlägt!

(Er versteckt sich.)

(Waffengetös und Trommeln.)

Der König. Aſtolf. Eſtrella. Clotald
(fliehend herein.)

Der König.

Hat ein Fürſt mit gröſs'rer Qual,
Je ein Vater ſo gerungen?

Clotald.

Schau Dein Heer! Es flieht, bezwungen,
Sonder Ordnung, ſonder Wahl!

Aſtolf.

Ha! es ſiegen die Verräther.

Der König.

In ſo frevelndem Gefecht
Hat der Sieger immer Recht;
Wer erliegt, iſt Miſſethäter.
Laſst uns fliehen, ſonder Friſt
Vor dem Raſen, vor dem Wüthen
Dieſes Sohns uns zu behüten!

(Es fällt ein Schuß. Clarin wankt verwundet aus ſeinem Schlupfwinkel hervor.)

Clarin.

Himmel! Hülfe!

Der König.

Ha! Wer iſt

Dieſer hier, der uns zu Füßen,
In ſein Herzblut tief getaucht,
Seine Lebenskraft verhaucht?

Clarin.

O, wie ſchrecklich muß ich büßen!
Vor dem Tode wollt' ich flieh'n,
Schutz vor ihm wollt' ich gewinnen,
Doch ich konnt' ihm nicht entrinnen,
Ihm enteilend fand ich ihn.
Opfer wird ihm jeglich Leben,
Um die Lehr' uns zu ertheilen,
Daß ihm die entgegen eilen,
Die ihm auszuweichen ſtreben.
Darum wendet Euch, o wendet
Euch zurück zum blut'gen Kampf,
Im Gefecht, im Pulverdampf
Wird Euch beſſ'rer Schutz geſpendet,
Als in veſter Berge Schoos;
Denn Ihr ſeyd auf keinen Wegen
Sicher vor des Unheils Schlägen,
Sicher vor des Schickſals Loos.
Und vor Todes Machtgewalt
Könnt ihr nie zur Flucht Euch wenden,

Seht, o seht! Ihr müsset enden,
Wenn des Himmels Ruf erschallt.

(Er fällt todt in die Scene.)

Der König.

„Seht, o seht! Ihr müsset enden,
„Wenn des Himmels Ruf erschallt!“
Ha! wie wird durch diesen Leichnam
Unserm Irrthum, unserm Wahn
Eine höhere Erkenntniß
So wahrhaftig dargethan!
In den Lippen seiner Wunde
Wird der Strom, der ihr entwallt,
Eine blut'ge Zunge, welcher
Dieser ernste Spruch entschallt:
Mensch! Du ringst in blödem Streben
Mit der höheren Gewalt.
Schirmen wollt' ich gegen Aufruhr
Gegen Mord mein Vaterland;
Weh! und gab's, statt es zu retten,
Selbst in des Verderbens Hand!

Clotald.

Findet, König, auch das Schicksal
Jedesmal die rechte Bahn,
Selbst durch's wildste Felsendickig;

Dennoch spricht nur blöder Wahn,
Nicht der Christ, wir wären blindlings
Dem Geschick hier unterthan.
Nimmer sind wir's! denn bezwingend
Siegt ob ihm der weise Mann.
Wenn Dir gestern auch Dein Muth nicht
Schutz vor Leid und Schmerz gewann,
Eile heut Dich zu beschützen.

Astolf.

Wahrlich! als ein weiser Mann
Spricht Clotaldo, der Erfahrung
Reifen Alters sich gewann.
Ich als tapfrer Jüngling spreche:
Dort in Waldes Schattennacht
Stampft ein Roß, an Flügelschnelle
Wettend mit des Sturmwinds Macht.
Flieh auf ihm, und Deine Flucht sey
Männlich hier von mir bewacht!

Der König.

Will mein Gott es, daß ich sterbe,
Soll der Tod mir jetzo nah'n:
Laß mich muthig, Aug' im Auge
Seiner wartend, ihn empfahn!

(Kriegsgetöse draußen.)

Die Vorigen. Sigismund (mit ſeiner Schaar.)
Roſaura.

Ein Krieger (draußen.)

Hier im Labyrinth der Berge,
Von des Waldes Nacht umfaßt,
Hält der König ſich verborgen.

Sigismund.

Auf! verfolgt ihn, ſonder Raſt!
Alles ſey von Euch durchſtöbert,
Stamm vor Stamm, und Aſt vor Aſt.

Clotald.

Herr, entfliehet!

Der König.

Und weßwegen?

Aſtolf (der den König entfernen will.)

Folgt mir, König!

Der König.

Herzog, halt!

Clotald.

Was beginnt Ihr?

Der König.

Was noch übrig
Zu beginnen iſt, Clotald.

(kniend zu Sigismund.)

Prinz, zu Füßen Dir mich ſehend,
Iſt Dein Suchen Dir erſpart,
Weißer Teppich Deinen Sohlen
Sey der Schnee in meinem Bart!
Tritt auf meinen Nacken, ſtampfe
Dir die Kron' aus meinem Haar;
Würge Hohheit mir und Ehre;
Bring mich Dir zum Knechte dar;
Brüſte Dich durch meine Schande;
Mach's durch Greuel offenbar:
Ewig wie der Spruch des Schickſals
Sey das Wort der Sterne wahr!

Sigismund.

Edler Hof und Volk von Polen,
Die Ihr ſtaunend mich befragt
Ob ſo ſelt'nen Thaten, höret
Was Euch Euer Kronprinz ſagt:
Wiſſet! das Geſchick des Himmels
Täuſcht nicht, lügt nicht. Ewig wahr
Von des Höchſten Hand geſchrieben,
Stellt es güldenhell und klar
So in Zeichen, wie in Schrift ſich
Auf den Azurblättern dar
In des Aethers weiten Räumen.

Aber er, der wandelbar
Sie erspäh'n will und erforschen,
Er nur trügt und täuscht fürwahr!
Den Beweis giebt hier mein Vater.
Er, nur ängstlich d'rauf bedacht,
Mich vor Wildheit zu beschützen,
Hat zum Thiere mich gemacht,
Und so schonungslos, daß wenn ich
Durch das Blut, das mich durchwallt,
Durch die Hohheit meines Stammes,
Durch die Würde der Gestalt
Noch so sanft geboren wäre,
Ich gewiß nur allzubald
Durch so düstre Lebensweise,
Durch so frevle Zwangsgewalt
Wild und roh geworden wäre.
Falsche Mittel wählt der Wahn!
Spräche man zu einem Menschen:
Schau! Du wirst den Tod empfah'n
Von dem Unthier, das dort schläft,
Wär' es da wohl klug gethan,
Jenes Ungethüm zu wecken?
Spräche man: An diesem Stahl
Wird Dein Leben einst verbluten,

Wär' es da nicht thör'ge Wahl,
Ihn der Scheide zu entnehmen
Und als Stifter eigner Qual
Auf die Bruſt ſich ihn zu ſetzen?
Spräche man: Schau dort hinab!
Jener Fluthen Silberwogen
Sind beſtimmt zu Deinem Grab,
Wär' es da nicht thörig Handeln,
Wenn er auf die Fluth ſich wagt,
Die im Sturmwind hoch von Gletſchern,
Hoch von Schneegebirgen ragt?
Nun! Mein Vater hat wie er, der
Aus dem Schlaf das Unthier jagt;
Der den Stahl entblößet, den er
Fürchtet; der, wenn Stürme nah'n,
Auf bewogten Fluthen ſchiffet,
Eitel Thöriges gethan.
War mein wildes Weſen — hört mich! —
Ungethüm, von Schlaf umfaßt,
War ein ruh'nder Stahl mein Wüthen,
Meeresſtille meine Haſt:
Unrecht hemmt ja nicht noch Rache
Jemals des Geſchickes Macht;
Nein, ſie reizen ſie nur ärger:

Darum also habet Acht!
Wollt ihr das Geschick bezwingen,
Zwingt es weis' und mit Bedacht.
Vor Gefahr sich zu beschützen,
Eh' ihm nah ist die Gefahr,
Kann vorbeugend Keiner; wird durch
Demuth — deutlich ist's und klar —
Ihm auch Schutz, geschieht es doch erst,
Wenn Gefahr ihn schon umrang,
Weil des Schicksals Macht auf Erden
Noch kein Erdensohn bezwang.
Als Exempel stellt sich Euch dies
Niegeseh'ne Schauspiel dar,
Dieser seltne Fall, dies Schreckniß,
Dieses Wunder: denn, fürwahr!
Aller Wunder größtes ist es,
Wenn, trotz aller Vorsicht Rath,
Sich mein Herr und Vater mir zu
Füßen hingeworfen hat.
Urtheilsspruch des Himmels war es!
Welche Müh' er angewandt,
Ihn zu hemmen — nicht vermogt' er's!
Ich, ihm weichend an Verstand
Wie an Muth und reifem Alter,

Sollt's vermögen? — Deine Hand!
Auf, mein königlicher Vater!
Ward es Deinem Blick doch klar,
Wie Du irrteſt, als Du ſtrebteſt,
Uns zu ſchirmen vor Gefahr:
Räche Dich! In Demuth bring' ich
Knieend Dir mein Leben dar.

Der König.

Sohn, deß edelmüth'ges Handeln
Dich von Neuem mir gebar,
Herrſch' als Fürſt, es reicht der Lorbeer
Mit der Palme Dir ſich dar;
Selbſtbezwinger! Dein Vollbringen
Flicht die Krone Dir in's Haar.

Alle.

Sigismundo lebe, lebe!

Sigismund.

Große Siege hoff' ich zwar
Mir noch muthig zu erringen,
Doch der größte ward fürwahr
Mir ſchon heut zu Theile — Herzog,
Gebt Roſauren Eure Hand,
Ihrer Ehre ſeyd Ihr's ſchuldig,
Und ich fordr' es als ein Pfand. —

Aſtolf.

Wahr iſt's allerdings, ich bin ihr
Hochverſchuldet — doch gemach!
Da ſie nicht weiß, wer ſie iſt, ſo
Brächt' es Schande mir und Schmach,
Wenn ich eine Gattinn wählte,
Die —

Clotald.

Nicht weiter, Herzog, halt!
Iſt Roſaura doch ſo edlen
Stamm's wie Ihr: Durch Kampf's Gewalt
Sey's bewieſen, daß ſie meine
Tochter — —

Aſtolf.

Eure? Wie, Clotald?

Clotald.

Das Geheimniß wollt' ich hegen,
Bis ich an des Gatten Hand
Sie in hohen Ehren ſähe.
Wie ſie mir als Kind verwandt,
Läßt ſo ſchnell ſich nicht berichten.

Aſtolf.

Wenn es ſo iſt, ſey das Band
Froh geſchlungen —

Sigismund.

Daß Estrella
Sich nicht vollgerecht beklagt,
Wenn ein Fürst so edlen Sinnes
Ihr und ihrem Thron' entsagt,
Biet' ich ihr mit Hand und Herzen
Mich zum fürstlichen Gemal,
Mindstens dem gleich, der durch Hohheit
Und Verdienst sich ihr empfahl.
Gebt die Hand mir!

Estrella.

Ich gewinne,
Hochbeglückt durch Eure Wahl.

Sigismund.

Du, Clotald, der meinem Vater
Ein so treuer Diener war:
Jede Gnade, die Du bittest,
Reicht mein dankbar Herz Dir dar.

Erster Anführer.

Ehrst Du den, der Dir nicht diente,
Was wird mir — der ich dies Land
So empörte, daß das Volk Dich

Deinem Kerkerthurm entwand —
Was wird mir dafür zum Lohne?

Sigismund.

Dir? Der Thurm! In ihn gebannt
Magst Du weilen bis zum Tode,
Streng vom Kerkerknecht bewacht;
Denn was nützt noch der Verräther,
Wenn er den Verrath vollbracht!

Der König.

Aller Staunen heischt Dein Scharfsinn.

Adolf.

Welches seltnen Wechsels Macht!

Rosaura.

Wie bedächtig, wie verständig!

Sigismund.

Welches Staunen ficht Euch an?
Wirklich war ein Traum mein Lehrer,
Und die Furcht hält mich im Bann,
Ob ich nicht erwach' und wieder
Mich in Ketten seh' alsdann.
Und wär's nicht, so gnügt doch solcher
Traum, durch den ich es gewann,
Zu erkennen, daß das Glück

Aller Menſchen immerdar
Einem Traume gleich verſchwindet.
Beut es mir ſich heute dar,
Laßt mich's nützen für mein Leben!
Nahmt Ihr Mängel an uns wahr,
So vergebet, weil Vergeben
Stets den Edlen eigen war.

Ende des dramatiſchen Lehrgedichts.

Hamburgs Frauen.

Die Trommel wirbelt; der Schall der Drommeten
Tönt rings in donnerndem Widerhall;
Von Stadt zu Dorf, von Dörfern zu Städten
Erhebt sich Alles vom tiefen Fall.
Singt solch herrlichem Bemühen
Aus begeistertem Gemüth;
Ich, in feurigerm Erglühen
Weihe Höherem mein Lied!

Von theurem Herzen, aus liebendem Arme
Reißt muthentbrannt der Jüngling sich los:
„Hinaus, hinaus, im gewappneten Schwarme
„Die Freiheit zu sichern im Heimathschooß!“
Segnet jubelnd ihre Menge
An des Vaterlands Altar;
Meiner Leyer Hochgesänge
Bring' ich höh'rer Würde dar!

Die Tapfern ſiegen — es ſinkt in die Tiefen
Des Abgrunds, dem er furchtbar entſtieg,
Er, den des Schreckens Dämonen riefen,
Er ſinkt und — „Te Deum laudamus! Sieg!“
Jubelt, feiernde Geſänge,
Eurer Helden Ruhm und Macht;
Meines ſchönern Liedes Klänge
Sind dem Würd'gern dargebracht!

Bringt Eichenkränze dem Tapfern entgegen,
Der neu die alte Freiheit errang!
Er ſchreitet hehr auf des Lebens Wegen,
Der Held, der ſein Jahrhundert bezwang!
Feiert ihm bei'm Schein der Kerzen,
Feiert, wenn die Sonne glüh't;
Ich, die reinſte Gluth im Herzen,
Weihe Edlerem mein Lied!

Hamburgs würdevollen Frauen,
Hamburgs edlem Töchterkreis,
Die am Freiheitstempel bauen
So mit Zartheit wie mit Fleiß;

Ihrem heiligen Bemühen,
Ihrer frommen Aemſigkeit
Sey in feurigem Erglühen
Dies mein hohes Lied geweih't!

Bei des Krieges rauhem Walten
Winken ſie mit ſtillem Sinn
Freundlich liebliche Geſtalten
Auf die Bahn des Schreckens hin,
Und bei wildem Waffentanze
Mildern ſie den Fluch der Zeit,
Hehr geſchmückt im Siegeskranze,
Von der Gottheit Hand geweih't.

Raſtlos in geſchäft'gem Streben,
Immer zart und immer mild,
Zaubern ſie in's rauhe Leben
Ein beruhigendes Bild.
Tröſtend zu dem Schmerzensbette
Nahen ſie mit ſanfter Hand;
Ihren Wahlſpruch: „Schütz' und rette!"
Seguet laut das Vaterland.

Heil Euch Allen, die Ihr ſtrittet
Für die Freiheit, für das Recht!
Stets erwäge, was Ihr littet,
Ein zukünftiges Geſchlecht!
Mehr als Siegesruhm und Kränze
Gilt des Liedes heil'ger Klang;
D'rum der Frauen Nam' erglänze
Immerdar im Hochgeſang!

Wie den Feind Ihr auch bezwungen,
Nimmer thatet Ihr's allein!
Kühnheit hat das Heil errungen,
Aber Milde pflegte ſein.
Darum ſchreibt in's Buch der Zeiten
Alle Tapfern rühmend ein;
Aber ewig tönt, ihr Saiten,
Hamburgs edelſtem Verein!

Lebenstäuschung.

Hoffnung tief in keuschem Herzen,
Sehnsucht tief in zarter Brust,
Fühlt die Jungfrau süße Schmerzen,
Stiller Liebe Götterlust.

Bunte Träume sie umgaukeln,
Rosig bald, bald florumwebt;
Holder Liebesgötter Schaukeln
Sanft die Schwanenbrust ihr hebt.

Schön in jungfräulichem Kranze
Ist, ein Opfer, sie bereit;
Wenn bei heil'gem Fackeltanze
Sie zur Priest'rinn Hymen weih't.

Und des Gottes Fackeln lodern
An geheiligtem Altar;
Was Natur und Liebe fodern,
Bringt die Fromme schüchtern dar.

Selig preis't Dich, holde Taube,
Dann des Minnesängers Lied,
Wenn in stiller Rosenlaube
Götterwonne Dich durchglüht.

Aber ach! oft unter Rosen
Birgt sich — ford're nicht dies Bild! —
Plötzlich oft bei Zephyrs Kosen
Schwarz der Himmel sich verhüllt!

Und bei falbem Blitzesscheine
Zeigt sich was verborgen war,
Und der Lebensfreuden keine
Wird durch Reue offenbar.

Und betrogen wird Dein Wähnen,
Qual gebärt sich Dir, statt Lust,
Und des Kummers stille Thränen
Kühlen nicht die Gluth der Brust.

Bleiche Schattenbilder wanken
Friederaubend um Dich her,
Und die Fluthen der Gedanken
Werden ein empörtes Meer.

Und auf sturmdurchwühlten Wogen
Schifft Dein schwarzer Lebenskahn,
Bis von Todesnacht umzogen,
Du durchwallt die Schreckensbahn!

Die Seefahrt.

(Ein declamatorisches Gedicht.)

Geschwinde, geschwinde!
Zu Schiffe herbei!
Der Anker erhebt sich,
Der Segler wird frei.
Das „Ueberall!“ tönet
Zu freudiger Fahrt;
Poseidon, o halte
Auf trüglichen Fluthen
Die Schiffer bewahrt! —
Zephyr, der holde,
Blähet die Segel,
Leis' und gelinde
Flieht vor dem Winde
Ueber die grüne,
Wogende Bühne
Der Dreimast dahin.
„Lebewohl!“
Seufzet es ihm nach vom Strande;
„Lebewohl! Lebewohl!“
Höret man nach Schiffsgebräuchen

Aus metallnen Donnerschläuchen
Laut erknallen —
Widerhallen
Will es Echo, zwiefach es zu künden. —
Wird man je sich wiederfinden
Ueber Meeres breitem Spiegel?
Wird an fernem Blumenhügel,
Oder hier an schroffen Höh'n;
Dort am würzigen Gesträuche,
Oder hier am Silberteiche
Freundschaft je sich wiedersehn?
Eisern ist des Schicksals Wille,
Eisern ist sein Machtgebot,
Aber nach dem Sturm folgt Stille,
Neues Leben zeugt der Tod.
Darum sammelt sich der Weise!
Was ist Trennung in der Zeit?
Lebe wohl d'rum auf die Reise,
Wiedersehn in Ewigkeit!
Lebe wohl!
— „Lebe wohl!"
Tönet noch aus weiter Ferne;
„Lebe wohl!"
Hallt noch einmal in die Ferne. —

Aber ſchon ſchwindet
Die heimiſche Küſte:
Da, wo ſich ründet
Dem Auge der Bogen
Fliehender Wolken,
Schimmert noch öſtlich
Graulich das Land,
Zeigt ſich noch weſtlich
Schwärzlich ein Pünktchen
Kleiner und kleiner,
Kaum mehr zu ſehen;
Endlich verſchwindet's. —
Einſam nun auf Thetis Rücken
Wogt der ſtolze Rieſenkahn,
Und des Schiffers freien Blicken
Zeigt ſich rings der Ocean. —
Luft und Waſſer! preisgegeben
Eurer ungeſtümen Macht,
Iſt der Schiffer zagend Leben,
Das ſich ſelbſt euch dargebracht.
Gott der Waſſer! o erhöre
Frommer Schiffenden Gebet!
Deiner Fluthen Ingrimm wehre,
Wenn ſich Aeols Kreislauf dreht! —

Und schon senkt sich Phöbos in die Wogen,
Die von Hespers Schein wie golden überzogen,
Heller glänzt des Abendsternes Licht;
Auf der Purpurfläche tändeln Fische
Tausendfarbig — und des Abends Frische
Wehet kühl den Schiffern auf's Gesicht.
Mehr und mehr beginnt die See zu funkeln,
Wie durchwoben von des Glühwurms Glanz;
Immer mehr beginnt's zu dunkeln,
Immer weißer schäumt der Wellen Tanz.
Vom Verdeck' in weite Fern' erknallet
Aus metallnem Schlund der Abendschuß;
„Alles wohl!" ertönt und mild erschallet
Schon des Wächters Nachtgesang und Gruß.
Hoch am mittlern Mast erglüht das Feuer,
Gelblich leuchtet's in die Dunkelheit,
Hebt Latonens düstern Schleier
Nur auf wenig Schritte weit.
Still wird's auf der Fläch' und immer stiller,
Nur der Segel Rauschen in der Luft
— Horch! Erklang's nicht wie Sirenentriller?
Ha! der Lockung, die vergebens ruft.
Wir erinnern uns Ulyssens Züge,
Seiner bangen Fahrt zum Heimathland.

Seiner Kämpfe, seiner Siege
An Calypso's wollustreichem Strand.
Immer, leichter Segler, schwimme weiter.
Schon hüllt schweigend tiefe Nacht Dich ein,
Und allmälig dringet hell und heiter
Durch die Wolken Luna's Silberschein,
Friedlich über stille Wogen
Sey Dein Kiel dahingezogen
Zu dem fernen, gastfreundlichen Strand.
Wenig Tage noch und — o Verlangen!
Durch des Mastkorbs breitgestellte Stangen
Ruft ein Bootsknecht triumphirend: „Land!"
— — Ha! Was war das? Welch Getöse?
Heda! Schiffswacht!
„Feinde, Feinde giebt's!"
Wie? So hauf't auch auf dem Meer das Böse?
„Ueberall" ist's und das Dunkel liebt's."
Schauet hinaus in's finstre Weite,
Schau't durch's künstliche Rohr der Nacht,
Seht, wie's laviret über die Breite,
Horcht, wie's im feindlichen Takelwerk kracht!
Echo peitscht der Kanonen Gebrülle,
Peitscht des Sprachrohrs erschreckenden Schall;
Hu! wie sich grausend bricht durch die Stille
Zehnfacher, todverkünder Knall!

— Munter und rüſtig;
Ueberall! Ueberall!
Es komme der Feind nur
Tückiſch und liſtig
Immer heran;
Wir Alle vertheid'gen
Uns Mann gegen Mann!
Löſ't die Kanonen!
Ziehet die Säbel!
Bringet den nächtlichen Kämpfern den Tod!
Würgend ſtürzet in ihre Reihen,
Die die Gemeinfahrt ſchändlich entweihen;
Strafet die Schänder des Waſſergott's!
Glühende Brände werft in die Stangen;
Tod und Verzweiflung muß ſie umfangen,
Die verruchten Schänder des Waſſergott's! —
Ha! wie von pechgeſchwängertem Dampfe,
Fahl und gelblich das Mondlicht erbleicht!
Hieher! Dorthin! Rüſtig im Kampfe!
Schau't, wie der tückiſche Räuber ſchon weicht!
Er fliehet, er kreuzet
Gen Norden hinauf;
Die Rache ereilet
Gewiß ihn im Lauf!

Strafe wird dem Raubgeschlecht,
Denn das Schicksal ist gerecht. —
Pfleget, Brüder, jetzt die Wunden,
Die ihr kämpfend habt gefunden;
Klart des Ankertau's Gewinde;
Und mit günstigstillem Winde
Segeln dann wir — —
Ha! auf's Neue!

Weh! des Himmels Bläue
Ist verhüllt;
Rabenschwarz ist Alles worden,
Und vom Süden bis zum Norden
Zeigt dem Auge sich kein Bild;
Nur des Meeres dumpfes Brausen
Und des nah'nden Sturmes Sausen
Mit Entsetzen uns erfüllt.
— Ha! es blitzet!
In der Höhe
Rollt der Donner —
Wehe! Wehe!
Nah' und näher
Kommt sein Rollen —
Krach! !
Welch ein Schlag!

Wie betäubt er unser Ohr! —
Aus dem Kampf der Elemente
Hebet sich der Dinge Ende,
Der Vernichtung Ziel empor.
Wehe! Wehe!
In die Höhe,
In die Tiefe,
Wechselsweise
Steigt und stürzt des Seglers Kiel;
Welche bange Schreckensreise!
Und noch fern ist uns ihr Ziel!
— Hu! Wie kracht es durch die Segel!
Knarrend benget sich der Mast,
Wie ein Kornhalm, von des Mähers
Blanker Sense scharf gefaßt.
Auf's Verdeck ergießt sich die Welle,
Tief aus dem Abgrund hervor geheult,
Ergießt sich hinüber mit Blitzesschnelle
Eh' eine zweite sie ereilt.
Schrecklich tosen die stürzenden Fluthen,
Zischen empor mit gigantischer Kraft,
Auch den Beherztesten will es entmuthen,
Auch der Kühnste Geringes nur schafft.
Dumpfes Kettenpumpengeklirre; —

Durch das Sprachrohr — welch hohler Ruf!
Zagender Bootsknechte ängstlich Gewirre,
Dieser zerstörend, was jener erschuf. — —
Gott der Wasser! o erhöre
Frommer Schiffenden Gebet!
Deiner Fluthen Ingrimm wehre,
Wenn sich Aeols Kreislauf dreht!
Rettung ward uns von Corsaren;
Gieb, daß Keiner in Gefahren
Dieses Donnersturms vergeht! —
Brüder, Brüder!
Sinket nieder;
Andacht beuge Herz und Knie!
Glück und Unheil nah'n hienieden,
Kriege wechseln ab mit Frieden,
Und der Mensch begreift kaum wie. —
Der Charybdis wilder Brandung
Und der Scilla Wuth entfloh'n,
Zeigt zu glücklich froher Landung
Hoffnung unserm Blick sich schon.
Wer des Sturmes Schreckniß fühlte,
Schau' empor in's klare Blaue;
Aus Südost weht frische Kühlte
In der nassen Segel Taue. —

Nach ſtürmiſchen Stunden
Wird ruhig die Bahn;
Die Nacht iſt verſchwunden,
Der Morgen bricht an.
Es hat ſich Gott Aeol
Mit Thetis verſöhnt;
Der Morgenſchuß donnert,
Das „Ueberall!“ tönt.

Fern im Oſt am Himmelsbogen
Kommt Aurora hergezogen,
Majeſtätiſch, purpurroth.
Ueber die bezähmten Wogen
Wölbt ſich ſchön der Regenbogen
Blau, gemiſcht und gelb und roth.

Seyd geprieſen, mächt'ge Götter!
Ihr, der Unſchuld Schutz und Retter
Aus der Angſt und Todesnoth!
Fromme Hoffnung mög' euch danken!
Auch auf Waſſers wildem Schwanken
Iſt die Unſchuld wohl bewahrt. —
Die bezähmten Meereswogen
Und der ſiebenfarb'ge Bogen
Sey'n uns Bürgen ſich'rer Fahrt!

Die Himmelsschwestern.

Es tanzen drei Schwestern,
Dem Himmel entschwebt,
So morgen wie gestern
Um Jeden, der fühlend
Sein Höchstes erzielend,
Zum Heiligsten strebt.

Die erste — sie naht Dir,
Im Anschau'n ein Traum,
Und zeiget den Pfad Dir
Im irdischen Spiele
Durch dunkle Gefühle,
Und nennt sich Dir kaum.

Sie führt Dich zur zweiten,
Zur dritten wohl auch,
Dein Glück zu bereiten.
D'rum folg' ihr und wähle,
Und stärke die Seele
Nach heiligem Brauch.

Und wählst Du die zweite,
Von Rosen umkränzt,
Die Scherze zur Seite:

Dann ewige Jugend
In demüth'ger Tugend
Das Haupt Dir umglänzt.

Doch flieh' dann die erſte,
Verſcheuche ſie weit!
Der Prüfungen ſchwerſte
Macht ſonſt Dich vor Allen
Zum Sinken und Fallen
Verlockend bereit.

Und mangelt Dir Stärke
Und fehlt Dir die Kraft:
So eile zum Werke
Und folge den Bitten
Der ernſteren Dritten,
Die Ernſtes nur ſchafft.

Sie, Eins mit der Zweiten
Im Wechſelgefühl,
Sie wird Dich geleiten, —
Verehrſt Du die Freie
Durch ſtandhafte Treue —
Zum herrlichſten Ziel!

Der Wunderquell.

Es fließt ein Quell auf goldnem Sand
Lichthell, kristallenrein;
Es ward ihm hohe Wunderkraft
Von dem der Licht und Kraft erschafft:
Die höchste Kraft ward sein!

Dem Wand'rer auf des Lebens Bahn,
Der diesem Quell vertrau't,
Dem theilt er hohe Labung zu,
Des Lebens Höchstes: Seelenruh,
Daß ihm vor'm Tod nicht grau't!

Des Wahrheitlichtes Himmelsglanz
Strahlt aus dem goldnen Sand:
Weß Aug' des Quelles Tief' ersieht,
Dem sinkt die Ruh sich in's Gemüth,
Der wird dem Licht verwandt.

Er wandelt kindlich heitern Sinn's
Die sonnerhellte Bahn,
Sein frommer Geist lenkt seinen Schritt,
Und Gut- und Schönes trägt er mit,
Mit bis zum Ziel hinan.

Und wo der Wunderquell entspringt,
Schließt sich des Pilgers Lauf:
Denn offen steht ein herrlich Thor,
Und ein erwählter Geisterchor
Nimmt dort den Sieger auf.

Der deutsche Mann.

Wer, kühne Muse, sag' es an!
Wer ist ein ächter deutscher Mann?

Ist er's, der gegen's Ausland bellt,
Und Heim'sches nur vollkommen hält?

Der wähnt, es bring' ihm äuß'rer Schnitt
Die inn're Würde gratis mit?

Der zwar kein gallisch Wort parlirt,
Doch deutsche Lüg' im Munde führt?

Der viel von deutscher Treue prahlt,
Und doch mit fremder Münze zahlt?

Der gurgelnd Freiheitslieder singt,
Und dem Tyrannen sich verdingt?

Nein, solch ein eller, feiler Wicht
Hat deutsche Würd' und Ehre nicht!

Den grüßet nur als deutschen Mann,
Der heucheln nicht, nicht schmeicheln kann;

Auf dessen Wort Ihr voll Vertrau'n
Könnt felsenvest und sicher bau'n;

Der Wahrheit spricht und redlich thut
Mit offnem Sinn und wack'rem Muth;

Deß Handschlag, Siegel vester Treu,
Mehr gilt als Federfuchserei;

Der, seine Waff' in nerv'ger Hand,
Schutz ist und Schirm dem Vaterland:

Dem sey — den Feinden Acht und Bann! —
Der Ehrenname: deutscher Mann!

Ende des eleganten Taschenbuches.

Gedruckt mit Hartwig und Müller'schen Schriften.

Norddeutſches

Archiv

für

kleine Romane, Erzählungen, Novellen,
Mährchen, Skizzen, Schauſpiele, Gedichte &c.

Eine Monatsſchrift

für gebildete Leſer.

Herausgegeben

von

Georg Nicolaus Bärmann, Dr.

Erſter Band.

(April, Mai und Junius 1845.)

„Kannſt Du nicht Allen gefallen durch Deine That und Dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen iſt ſchlimm."

Friedrich v. Schiller.

Hamburg.
Auf Koſten des Herausgebers.
Als Manuſcript für Freunde gedruckt.

Druck von G. S. Thiele.

Vorerinnerung

des Herausgebers.

Wie unsere Industrie, so auch schreitet unsere belletristische Literatur schon seit mehreren Jahren in Siebenmeilenstiefeln einher. „Vorwärts! vorwärts!“ der allgemeine Posaunenruf unserer Tage schallt auch diesem Einherschreiten voran. Immerhin! der Einzelne kann nichts dagegen haben, auch wenn er etwas dagegen haben wollte; er kann nur wünschen, daß dies rastlose „Vorwärts!“ allweg wirklich weiter fördern möge. Der späteren Zeit liegt es ob, darzuthun, ob solcher Wunsch hat erfüllt werden können oder nicht. Meine Subscribenten und ich werden dann sehr vermuthlich längst das Zeitliche haben segnen müssen. Mittlerweile ist wohl nicht zu mißkennen, daß die Siebenmeilenstiefler Vieles überschreiten und da, wo sie Haltpunkt zu neuem Schritte nehmen müssen, Manches niedertreten, was keineswegs solchen Tritt, sondern vielmehr zarte Sorgfalt, liebreiche Pflege und herziges Emporheben verdient. An diesem Ueberschreiten und Niedertreten sind jene Leutchen indessen nur in so fern schuld, als sie sich dem Egoismus überlassen, vielleicht überlassen müssen, der nun einmal in jenem gebieterischen „Vorwärts“ steckt, und ach! wohl stecken muß; denn jenes gebieterische Vorwärts mögte gar zu gern Alles für die Gegenwart ausbeuten, ohne dabei die Vergangenheit, die mahnend „ewigstillstehende“ Lehrmeisterin so zu hören, ihren Erfahrungsschatz, den sie willig jedem darlegt, der nur Augen hat zu sehen, so zu prüfen und so zu beherzigen, daß es bei seinen Siebenmeilenschritten sich vor der Sünde bewahre, Blümchen zu zertreten, die für die Zukunft entkeimen, blühen und duften mögten. Dazu kommt, daß die Siebenmeilenstiefler in ihrem Lauf einander nach vielen Richtungen hin durchkreuzen, was denn mitunter ein arges Ge-

trampel lautwerden läßt und manch beweinenswerthes Niedertreten zur Folge hat. — In Bezug auf belletristische Literatur kommen dabei viele Leser gar nicht zur Besinnung, geschweige zur Erkenntniß und vollends nicht zu einem erquicklichen Genuß. Sie lesen und lesen freilich Eines nach dem Andern, aber dennoch ein sehr buntes, ein grellbuntes Durcheinander. Denken wir den durch seine Bändezahl sich selbst ausschließenden Roman hinweg, der denn doch auch, eben weil er so bändereich ist, nicht selten viel Gedehntes und Langweiliges enthält, so müssen wir einräumen, daß heut zu Tage den eigentlichen Unterhaltungschriften, solchen in welchen Poesie und Moral, die Erschließerinnen und Vestigerinnen des menschlichen Herzens, vorwalten, im Allgemeinen nichts weniger als ihr Recht zu Theile wird. Wie manche gute Erzählung, wie manches gemüthliche Gedicht muß, um nur zum Gedrucktwerden zu gelangen, sich den Tageblättern überantworten, wo es alsdann sein Plätzchen zwischen Eisenbahnnachrichten und polemischen Erörterungen bekommt, nach denen heute tausend Hände greifen und die morgen dem Staube des Vergessens hingegeben bleiben. So wird solch ein armes belletristisches Erzeugniß heute von Diesem oder Dem flüchtig angesehen, von Einem oder Anderem vielleicht sorglich und liebreich aufgenommen; morgen jedoch von Allen nicht weiter beachtet, entweder weil der garstige Zugwind der Concurrenz das Zeitungblatt verwehte, oder weil das arme Product mitten in seiner Wanderung durch die Gassen der „illustrirten“ Spalten, vermöge des nothgedrungenen Befehlswortes des Redactors: „(Fortsetzung folgt)“ bedauernswerth gehemmt worden ist. Dem armen belletristen Kinde wird in der materiellen Umgebung, in die es gerathen ist, die Natur des Schlingkrautes oder des Wurms durch jenes „(Fortsetzung folgt)“ angezwungen; es muß ranken, es muß kriechen — es kann nicht aufkommen! Ja, ja, die Siebenmeilenschritte!

Ohne fernere Metapher, edler Leser und schöne Leserin dieser Zeilen: Von „Siegwart“ und „Siegfried

von Lindenberg« und »Werthers Leiden« herab, bis zum »ewigen Juden« und den »Geheimnissen von Paris, von London, von Hamburg,« u. s. w., u. s. w. — ein Schritt ganz im Geiste unserer Zeit gemacht, denn welche edlen Erzeugnisse in der deutschen bellettristischen Literatur übersprang ich hier; was ich jedoch nur that, um anzudeuten, daß ich auch wohl einen Siebenmeilenstiefler abgeben könnte, wenn ich es wollte! — also von jeher, so lange es bellettristische Schriften in Deutschland gab, wünschte der gebildete Leser, wie er es noch wünscht und auch wohl fernerhin wünschen wird, sich ungestört seinem Erholung-Lesen hingeben zu können. Ungern sucht er daher sich eine Novelle oder eine Erzählung oder ein Mährchen oder ein Gedicht aus Blättern und Zeitschriften heraus, die in ihrem Streben Alles zu erfassen und zu umfassen, sich genöthigt sehen, Allerlei zu bieten. Da wird denn eine Zeitschrift, die nur belletristische Mittheilungen und zwar größtentheils in erzählender Form bringt, demjenigen gemüthlichen Leser, auf den ich so eben hindeutete, eine nicht ganz unwillkommene Gabe seyn, vollends da durch diese der Tagespresse kein eigentlicher Abbruch geschehen kann. In dieser Voraussetzung rückte ich in die No. 27 der hiesigen »wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten« folgende

»Einladung zur Subscription.

Norddeutsches Archiv

für kleine

Romane, Novellen, Erzählungen, Mährchen ꝛc.,

den gebildeten Ständen zur Unterhaltung dargeboten.

Von Ostern d. J. an ein Werk unter obigem Titel herauszugeben, ist Wunsch und Absicht des Unterzeichneten.

Das Norddeutsche Archiv ꝛc., wird seinen Inhalt theils aus deutschen Originalfedern, theils durch die Uebersetzerfeder des Unterzeichneten gewinnen. Es soll eine geistreiche und gemüthvolle Unterhaltung-

Lectüre darbieten, die sich besonders edlen Frauen und Jungfrauen empfehlen mögte; eine Lectüre, die auf jeden Damentisch gelegt werden dürfte, ohne dessen irgendwie unwürdig zu seyn. Inneres und Aeußeres des Werkes sollen diesem guten und zugleich schönen Zwecke nach bestem Vermögen des Herausgebers entsprechen. Das **Archiv** wird demnach bemüht seyn, in unserer Literatur eine Art von jenen Ruhepunkten zu bilden, auf welchen der Blick des geistreichen Lesers und zumal der gefühlvollen Leserin vorzugsweise haften möge, nachdem die Erzeugnisse der Tagespresse von jenem Blicke ihr Recht erhalten haben. Leser und Leserinnen des Archivs ꝛc., sollen durch dieses in diejenigen Kreise geführt werden, in denen Wahrheit und Dichtung, sinnreich und geschmackvoll verwoben, den Geist erheben und das Herz erschließen, und so das Erholung-Lesen zu einem wirklichen Genuß erhöhen.

In so fern der Unterzeichnete, als nicht unbekannter deutscher Autor und als wohlbekannter Mitübersetzer der Werke Calderon's, Shakspeare's, W. Scott's, Lord Byron's, E. L. Bulwer's, Eliza Bray's, Capt. Marryat's u. A. sich schmeicheln darf, dem Zweck des Archivs ꝛc. Genüge leisten zu können, erbittet er sich, zu Förderung dessen, die wohlwollende Beihülfe geehrter Mitbürger und Mitbürgerinnen, und wird daher, während der nächsten Wochen, Bogen zum Subscribiren auf das Archiv ꝛc. circuliren und vorlegen lassen. Außerdem werden in allen guten Buchhandlungen und auch in der Wohnung des Unterzeichneten (Steinstraße No. 57), Bestellungen auf dasselbe dankbar angenommen.

Das Archiv ꝛc. wird allmonatlich in Heften von fünf bis sechs Octavbogen jedes, den verehrten Subscribenten zugesendet werden, Drei Hefte bilden ein Quartal oder einen Band. Der Subscriptionpreis ist für das Quartal zwei Stück R.‡; wer

jedoch auf einen ganzen Jahrgang unterzeichnet, zahlt nur zwei Mark und acht Schillinge vierteljährlich.

Indem der Unterzeichnete diese Einladung veröffentlicht, hofft er durch genügende Theilnahme seiner Gönner und Bekannten in den Stand gesetzt zu werden, das Archiv für kleine Romane ꝛc. mit Ostern d. J. beginnen lassen und so lange fortführen zu können, als ihm Geist, Gemüth und Körperkraft bleiben, sich den Literaten Deutschlands anschließen zu dürfen.

Er unterzeichnet mit Ehrerbietung und Vertrauen ꝛc.

Hamburg, den 30. Januar 1845.“

Dieser Einladung folgten anfänglich freilich nur sehr wenige Freunde und Gönner. Auf meine Bitte veröffentlichte nunmehr in No. 41 der obenerwähnten Zeitung ein schätzenswerther hiesiger Gelehrter und hochgeachteter Mitbürger nachstehende eben so wohlwollende, als für mich wohl allzu schmeichelhafte Anmahnung:

„Literarisches.

Norddeutsches Archiv für kleine Romane, Novellen, Erzählungen, Mährchen u. s. w., den gebildeten Ständen zur Unterhaltung dargeboten, herausgegeben von Dr. G. N. Bärmann.

Ein Buch anzupreisen, von welchem noch kein Bogen gedruckt ist, etwas noch nicht Vorhandenes zu rühmen, dürfte gewiß in vielen Fällen voreilig genannt werden, in manchen unrathsam seyn; nicht aber dann, wenn ein so bekannter und so geschätzter Schriftsteller, wie Dr. Bärmann, solche Versprechungen giebt, wie die Ankündigung in No. 27 d. Bl. enthält. Der gewandte und gediegene Uebersetzer so mancher Heroen der ausländischen Literatur, der Verfasser so manches echten Gedichtes, so manches gerne gesehenen Bühnenstückes, ein Schriftsteller, der nicht nur Musterbilder des Wohllautes geliefert, son-

dern immer und in allen Werken nur den Grazien, nur der sittenreinsten Anmuth geopfert hat, — der wird schon halten, was er verspricht! Das lesende Publicum unserer gebildeten Stände, besonders aber die Leserinnen, möge demnach freundlich eingeladen seyn, und offen und ehrlich möge am Schlusse dieser Anzeige bekannt werden, daß sie von einem Freunde geschrieben ist, der dem Herausgeber von Herzen wünscht, auch ihm möge aus dem Füllhorne, das er darbietet, ein Segen für die Tage seines Herbstes entgegenrollen."

In Folge dieser so warm ausgesprochenen als herzlich gemeynten Worte mehrte sich in etwas die kleine Zahl der ersten Beförderer dieses Werkes, die wohl höher gestiegen seyn würde, wenn nicht, in Verbindung mit der Peinlichkeit und Mühseligkeit des Subscribentensammelns, der diesjährige außerordentlich strenge Winter auch auf die Vorkehrung zu diesem meinen literarischen Unternehmen hemmend eingewirkt hätte. Erst „panem" — dann „circenses!" Nichts desto weniger sehe ich, indem ich diese Zeilen schreibe, durch ehrenwerthe Subscribenten die Druckkosten des Norddeutschen Archivs gedeckt, und hoffe, im Verlauf der Zeit, die mir noch mangelnden wohlmeynenden Theilnehmer für mein Werk so zu gewinnen, daß die fernere Herausgabe desselben mich, nach meiner zwanzigjährigen mehrseitigen literarischen Thätigkeit, in den Stand setzen werde, mir einen für die Zeit meines herangenaheten Alters mich ehrenden und nährenden Wirkungskreis zu sichern. In dieser Hoffnung und mit dem vesten Vorsatze, dem Wahlspruch, dessen ich auf den Titel des „Norddeutschen Archivs ꝛc." erwähne, treu zu seyn und zu bleiben, schließe ich diese kleine Vorerinnerung.

Hamburg, April 1845.

Zur Einleitung.

Mein Kakodämon und Ich.

Eine Improviſation.

„Ich erstaune," sprach er, „über die Launen des Glückes, die bisweilen Freude daran finden, einen abscheulichen Schriftler mit Gunst zu überschütten, während sie gute Autoren in Mangel umkommen lassen."

Gil Blas von Santillana.

Mein Kakodämon. Was? eine neue Monatsschrift,
mein Werther?
Es wird Euch reu'n; gebt Acht! ich hab's gesagt.
Ich. Der Krittler hölzerne Vertilgungsschwerter
Sind schon gezogen? Dennoch sey's gewagt!
M. K. Hat nicht die Welt mehr als genug
zu lesen?
Ich. Sie lies't nicht alles was gedruckt ward.
M. K. Ei!
Wie oft ist das der Fall mit Euch gewesen?
Denn, alter Herr, Ihr schriebt gar vielerlei.
Ich. Gönnt mir's, wenn meine Gönner mir
es gönnen,
Und fragt mich nicht verfänglich zum voraus.
Wer eig'nes Licht wahrhaftig will erkennen,
Der bläs't nicht frech der Andern Lampen aus.
M. K. Oho! Ihr seyd von vorn herein beschuldigt,
Sobald nicht neu'ster Schul' Ihr Euch gesellt,
Nicht dem Idol des Zeitgeschmackes huldigt,
Dem, wie Ihr wißt, das Bunte nur gefällt.
Verwebt Ihr nicht die jüngsten Tagesfragen
In Eure Schriften — Herr, gebt Acht,
Ob Eu'r „Archiv" nicht, bei zu späten Klagen,
Erbärmlich **fiasco** macht!
Flickt Läppchen Industrie in Eure Hefte;
Dadurch nur werden Lumpen zu Papier.
Zeitfragliches nur taugt jetzt zum Geschäfte,
Denn das nur ist pikant, Herr; glaubt es mir.

Verſäumt dabei Polemik nicht. Brav Schelten
Auf And'r' erhöh't bekanntlich eig'nen Werth;
Des Nachbars Wolle muß drei Kreuzer gelten,
Wenn Ihr Eu'r Schäfchen zu drei Thalern ſcheert.
Ich hoff', Ihr ſeht das ein, Herr —

Ich. Keineswegeſ;
Denn mein Kat'chismus lautet: „Lit'ratur
Verleih't, nach Satzungen des Jagdgehäges
Im Freirevier, nicht Monopol, noch Sinecur',
Und alſo muß — —"

M. K. Man hört's, Ihr ſeyd ein Alter,
Ein eingefleiſchter Starrkopf. Schief,
Schief, ſag' ich, geht's — nehmt auch zum Wappenhalter
Apollon ſelber Ihr — mit dem „Archiv".

Ich. Unheilsprophet! — — Wir wollen es erwarten,
Ich will ja nicht des Nächſten Kornfeld mäh'n;
Will ja nichts weiter, als in eig'nem Garten
Die Blümchen keimen und gedeihen ſeh'n;
Will froh ſeyn, wenn „die Wen'gen" gern mich leſen;
Will veſt d'ran glauben — was recht wohl Ihr wißt, —
Daß den die keuſche Muſe ſegnend küßt,
Der erſt verſtänd'ger Cenſor ſich geweſen,
Und ſtrengſter Kritiker alsdann ſich iſt.
Denn ob man noch ſo ſchlau mit Zeitunglob' es treibe,
Wird dennoch bei lebend'gem Leibe
Nicht einem einz'gen Autor vindicirt,
Daß je ſein Werk wahrhaftig claſſiſch werde;
D'rum hüt' er ſchreibend ſich, daß nicht auf rothe Erde
Das Fehmgericht der Mitwelt ihn citirt.

Die Brautfahrt Karl's des Ersten von England.

Eine historische Skizze.

„König. Verliebt? Ich hoff's. So bin ich's nicht allein.
Biron. Ein Trunkenbold belobt des andern Wein."

Shakspeare's: »Verlorene Liebesmühen."

„Habt Ihr den hübschen Engländer wohl bemerkt?“ war die Frage, welche die Prinzessin an ihre sie umringenden Zofen richtete, indem sie sich plötzlich von den Sammetpolstern erhob, auf denen sie sinnend geruht hatte.

„Bei meiner Heiligen! hätt' ich ihn nicht bemerkt, so würde die Beschreibung desselben, die jene meine Mitdienerinnen einander von ihm machten, mehr als hinreichend gewesen seyn, selbst Sanct Brigitten Liebe zu ihm einzuflößen.“

„Still, Marion!“ erklang es in den nämlichen Silbertönen, in denen die obenerwähnte Frage aufgeworfen worden war; und flüsternd ward hinzugesetzt: „Weißt Du, wer er ist?“

„Nein, Prinzessin,“ antwortete Marion, ebenfalls flüsternd: „aber ein Edelknecht, der gar süß zu schwatzen weiß, und mit dem ich ein kleines Geplauder abhielt, wäre wohl im Stande, dünkt mich, uns einigen Aufschluß über ihn zu geben. Fürwahr, der hübsche Engländer könnte wohl Prinz Charles selber seyn.“

„Still, still! sag' ich nochmals. Entferne die Uebrigen; ich mögte allein mit Dir seyn,“ flüsterte hierauf Prinzessin Henriette.

Die Zofen hatten sich kaum entfernt, so lehnte sich die Gebieterin wieder auf ihrem Polsterlager zurück und sagte dann zu der schlaublickenden, jedoch schweigenden Marion: „Höre, solltest Du wieder mit dem Edelknechte zusammentreffen, so forsche doch bei ihm nach Stand und Namen seines Herrn. Du wirst ihm aber nicht sagen, wer Dich dazu veranlaßte.“

„Gewiß nicht, Herrin. Ich bewilligte ihm ein abermaliges Geplauder zu heut Abend. Dann will ich ihn so über seines Herrn Stand und Namen, wie über seinen eigenen Namen befragen.“

„Marion, sey gewarnt — gieb Dich behutsam.“

„Ist's Euer Wille, Prinzessin, so will ich ihn nur betreffs seines Gebieters ausforschen. Darin kann ja nichts Gefährliches liegen,“ versetzte die muntere Edelzofe, deren schelmische Augen eben so viele Wahrheiten blitzten, als sie bemüht gewesen waren, eine Wahrheit aus der erröthenden Prinzessin herauszulocken.

„Albernes Mädchen,“ grämelte Henriette. „Spiele mir Etwas auf der Laute. Deine romantischen Grillen werden Dich noch schlimm abwegs führen.“

Marion ließ sogleich die Laute zu einem Sange von „Ritterehr' und Ritterliebe“ erklingen, allein ihre schöne Herrin, deren Gemüth nicht zu Freudigkeit gestimmt war, unterbrach den Gesang mit den hastigen Worten:

„Hör' auf mit Deinem Geklimper; ich mag solche Tändeleien nicht.“ Sofort jedoch kehrte die angeborene

milde Gesinnung ihr zurück, so daß sie sanftlächelnd hinzusetzte: „Geh, geh, gute Marion; Deine frohen Lieder und Dein lachender Blick verschwenden sich erfolglos an meinem Trübsinn. Hätt' ich doch nicht übel Lust jenen engländischen Rittersmann vor einen strengen Gerichtshof zu fordern, weil er mir die Freude verkümmerte, die ich sonst an Marion und ihrem Lautenspiel hatte!“

„Ich gehe, Prinzessin. Verlaßt Euch so lange auf meine Geschicklichkeit, Querfragen zu stellen, bis ich mit der gewünschten Kunde zu Euch zurückkehre.“

„Lebe wohl. Schicke mir meine Auskleiderin. Ich will mich schlafen legen, denn ich fühle mich schwer ermüdet.“

Marion ging und schickte die Auskleiderin, nachdem sie zuvor noch einen lachenden Blick an ihrer Gebieterin hatte haften lassen. Dann verschwand sie durch den langen Bogengang und trat in den Garten, während sie das Liedchen, in welchem sie von ihrer Herrin unterbrochen war, weiter trällerte. Nicht lange währte es, so ward ihr Gesang von einer zweiten, aber männlich klingenden Stimme, die hohe, in den Garten führende Terrasse herab begleitet. Dann setzte dieselbe Stimme die Worte hinzu: „Bei meinem Herzen! schon begann ich dessen Leichtgläubigkeit zu verwünschen, als die Stunde schlug, die mich eitel genug glauben ließ, Wahrheit aus den schelmischen Augen gelesen zu haben, welche mich mit Huld angeblickt hatten.“

„Euch mit Huld angeblickt? Euch, einen Fremden?“ fragte Marion, während sie auf der Terrasse stillstehen mußte, da der junge Edelknecht, dessen sie im Gespräch mit der Prinzessin erwähnt hatte, sie ein-

geholt hatte, und ihr in den Weg getreten war. „Herr Cavalier, das Wenigste was ein Mädchen von demjenigen wissen muß, den sie mit Huld anblicken soll, ist doch wohl sein Name.“

„Den meinigen sollst Du erfahren, schönes Kind; laß' ihn mich auf Deine Rosenlippen hauchen,“ versetzte der Schalk, indem er den Arm nach der Schönen ausstreckte, die jedoch hurtig zurücksprang und rief: „Nicht mir nahe, Tolldreister! Kein Wort mehr mit Euch, wenn Ihr nur Einen Schritt —“

Hatte auf den Lippen des Cavaliers ein spöttelndes Lächeln geschwebt, so verschwand dasselbe plötzlich, als er die zürnende Hofdienerin unterbrach: „Nahe muß ich Dir kommen, schöne Drohende, denn mein Name darf hier nicht laut werden. Nur flüsternd kann ich ihn Dir sagen — Aber laß Deine Augen mich nicht so anblitzen, Mädchen! Sage mir lieber erst Deinen Namen.“

„Ich habe mich nicht zu scheuen ihn lautwerden zu lassen. Ich heiße Marion de Champfort, und bin erste Edelzofe der Prinzessin Henriette von Frankreich.“

Es dürfte schwer halten den Ausdruck zu beschreiben, den das Angesicht des Cavaliers zeigte, als das Mädchen diese Antwort gegeben hatte; doch schien jener Ausdruck eine Mischung von Triumph und Zweifel zu seyn, ob die Edelzofe wohl noch lange diesen ihren Namen führen würde. Dem mogte nun seyn wie ihm wollte, so klangen doch eben so einschmeichelnd wie zuvor die Worte mit denen er sprach: „Bei meiner Ritterehre! ich weiß nicht ob ich Dir sagen darf, daß mein Name ——“ Damit trat er zu Marion und flüsterte ihr das Uebrige seiner Rede leise und dennoch so verständlich in's Ohr, daß

Marion zurückbebte, sich in ihren Mantel wickelte und eine Wendung machte, als ob sie sich entfernen wollte. Eingedenk ihrer Herrin aber stand sie still und fragte mit zitternder Stimme:

„Wer denn aber ist der, den Ihr Euren Gebieter nennt?“

„Das, schönes Kind, darf ich durchaus nicht sagen.“

„So lebt wohl. Wir sehen einander nicht wieder. Hätte ich gewußt wen ich zu dieser Stunde hier antreffen sollte, ich würde nimmermehr gekommen seyn.“

„Nicht doch! so dürfen wir nicht von einander scheiden,“ versetzte der Cavalier: „die schönsten Schönen sind mir hold; dennoch würde ich für sie wahrlich nicht thun, was ich jetzt für Dich thun will, Du Schönste der Schönen Frankreichs. Du sollst den Namen desjenigen wissen, den ich meinen Gebieter nenne; doch nur unter der heiligen Zusage, daß Du ihn keiner menschlichen Seele mittheilen wirst. Vertrauen für Vertrauen! So also sage mir, fragst Du um Deiner edlen Herrin willen?

„Könnt Ihr einer Dame Frage nur beantworten, wenn Ihr Bezahlung dafür verlangt?“ entgegnete die schlaue Zofe.

„Die allgemeine Rede geht, ein Weib könne kein Geheimniß bewahren. Wär' es nicht dunkel, so würd' ich aus Deinen Augen mich über jene Rede Raths erholen, deßungeachtet höre den Namen meines Herrn.“ Damit trat er dem Mädchen abermals nahe und flüsterte, und abermals bebte diese, wiewohl in Folge ganz anderer Regung als vorhin zurück und ließ ein lautes „Ha!“ erschallen.

„So ist's,“ sprach der Cavalier, „und mit diesem leisen Kuß auf Deine Rosenwange nimm zugleich die Versicherung hin, daß nicht nur Deine Herrin liebt, sondern daß sie auch wiedergeliebt wird.“

„Ja?“ rief die vollherzige Französin, ohne im mindesten über den geraubten Kuß zu zürnen, „die heilige Jungfrau segne Euch für diese Mittheilung. Jetzt aber, Gott befohlen, Messire —“

„Und wann seh' ich Dich wieder?“ fragte der Cavalier, indem er die ihm zum Abschied unbefangen gereichte Hand feurig küßte.

„Das weiß ich nicht!“ rief die Entschlüpfende, und verschwand zwischen dem nahen Buschwerke. Der Cavalier stand ein Weilchen sinnend, dann brach er in ein Selbstgespräch aus.

„Bei meines Namens Gedächtniß; ich glaube die Kleine hat mir's angethan! hat mich zu einem Plappermaule gemacht. — Inzwischen müßte ich mich sehr irren, wenn diese Schwarzäugige nicht schelmisch genug wäre, um der Prinzessin zu verschweigen, wer mein Herr ist. Und plaudert sie's aus — je nun! was schadet's? Freilich, wäre es dann nichts mehr mit dem Plane, den er in seinen verliebten und romantischen Grillen entworfen hat; und das würde ihn allerdings sehr verdrießen. Gleichviel! gehe die Sache wie sie wolle, jedenfalls kann ich dabei die Weiber sich selber Engel bedünken lassen, während ich doch nur Thörinnen in ihnen zu sehen vermag.“

Mit dieser ziemlich herzlosen Schmähung gegen das zarte Geschlecht, hatte unser Gartenschleicher die nächste Straße der nimmer gänzlich ruhenden Stadt Paris er-

reicht, und langte bald nachher vor einem Gasthause an, das sich keineswegs zu den ersten der Stadt zählen konnte. In dasselbe eingetreten, stieg er eine schmale, knarrende Treppe hinan, öffnete innerlich kichernd die Thür eines Gemaches und stand in diesem vor einem jungen Manne ein Weilchen schweigend da, bevor er seinem Gesichte die demselben eigenen, von Schlauheit und keckem Sinne zeugenden Züge zurückverlieh.

„Ha! bist Du's, Du Umherschlenderer? Wo warst Du? Gewiß wieder auf der Spur eines der hübschesten Mädchen des fröhlichen Frankreichs. Du blickst heiter. Kannst Du nicht durch irgend eine willkommene Mittheilung auch uns zur Freude stimmen?"

Der Sprecher dieser Worte schien edler Abkunft zu seyn. Er war hübsch von Person, gleich dem der vor ihm stand, doch erschien er ungleich hübscher als dieser, vermöge eines Anfluges von sanfter Schwermuth, die sich in seinem Blicke und Wesen kundgab. Ein mildes Lächeln schwebte auf seinen Lippen und erhellte ihm die dunkelblauen Augen, als sein Gefährte ihm das von uns mitgetheilte Ergebniß im Garten halb im Flüstertone erzählte.

„Sprichst Du wahr?" rief er lebhaft: „Bei meiner Seele schönsten Hoffnungen, so wollen wir nicht weiter reisen!"

„Nicht doch!" entgegnete der Andere. „Unsere Reise muß beendigt werden."

„Muß sie es? Ich glaube selbst," lautete die gefügige Antwort; „d'rum sey es." Und Beide trennten sich für die Nacht.

Als Marion in den königlichen Palaſt zurückgekehrt war, fand ſie, daß ihre Gebieterin ſich in ihr innerſtes Gemach zurückgezogen hatte. Kaum jedoch ſchlug der junge Morgen die roſigen Augenlider auf, ſo ward Marion an das Lager der Herrin beſchieden. Die Schalkhafte trat mit ihrem gewohnten Lächeln ein, ſprach aber kein Sylbchen.

„Marion!“ rief Henriette, als hätte ſie in das eine Wort ein ganzes Buch voll Fragen drängen wollen.

„Zu Befehl, Gebieterin!“ liſpelte die Schelmin.

„Geſtern Abend —?“

„Nun? geſtern Abend?“

„Marternde Du! Du weißt weshalb Du mich verließeſt. Erzähle alſo! was erfuhrſt Du?“

„Prinzeſſin, es thut mir leid, Euch ſagen zu müſſen, daß ich Euch ſeinen Namen nicht nennen kann, jedoch —“

„Wie, Marion? So tief haſt Du Dich in die Schlinge Deiner eigenen Angelegenheit verwickelt, daß Du meines Auftrages ganz und gar vergaßeſt? Bei'm Himmel! ich muß Dich verabſchieden —“

Blitzſchnell verſchwand auch die letzte Spur von Frohſinn, geſchweige denn von Schelmerei, aus dem Antlitze Marion's; wohl aber traten ihr plötzlich Thränen in die Augen, und tief bewegt rief ſie aus: „O nein! Ihr nahmt die Waiſe zu ſich, eben weil ſie eine Waiſe war; Ihr werdet ſie alſo bei Euch behalten, weil ſie eine Waiſe iſt. Wohin ſollte ich mich wohl wenden, wenn ich Euch verlaſſen müßte? O, vergebt mir, theuerſte Prinzeſſin —“

„Still doch, albernes Kind! Ich meynt' es ja so böse nicht. Nun aber sag' an — was erfuhrst Du?“

„Ich kann Euch nichts weiter sagen, als daß er ein Mann von edler Abkunft und wahrhaftig ritterlichem Sinne —“

„Aber sein Name? weißt Du ihn?

„Herrin, ich weiß ihn; gelobte aber, denselben keiner menschlichen Seele zu nennen.“

„Mädchen! da nützt ja all' Deine Kunde zu nichts.“

„Doch, doch! Meine Kunde berichtet Euch, daß wenn Ihr geneigt seyd, den Bewerbungen des Fremden als denen eines ächten Ritters Gehör zu geben, Ihr solches gar wohl —“

„Still! wer hat das von Dir wissen wollen? Erfuhrst Du auch den Namen seines Begleiters?“

„Ja wohl!“ rief Marion, und erröthete bis in den Nacken, daß die Gluth ihr die Thränen wegzutrocknen schien, und ihr Blick seine gewohnte Lebhaftigkeit wieder annahm. Forschend, ohne jedoch etwas Erkennbares darin wahrzunehmen, blickte sie in das Angesicht Henriettens, indem sie ihr „Jawohl!“ wiederholte, und hinzusetzte — „Könnte er doch Prinz Charles selbst seyn!“

„Wohin geräthst Du in Deinen phantastischen Muthmaßungen? Wie könnte Prinz Charles verkleidet hieher kommen, um sich um eine unserer Zofen zu bewerben?“

Es lag etwas von Empfindlichkeit in dem Tone, in welchem die Prinzessin dies sagte, und Marion, die das recht wohl spürte, versetzte hurtig: „Das nicht, Gebieterin, ich meynte nicht, daß der Edelknecht, sondern daß der Ritter —“

„Und der Ritter wies sich natürlich nicht als Dein geträumter Prinz aus!“ fiel Henriette ein. „Thörin Du, die Du auch nur entfernt daran denken konntest, Englands Thronerbe befinde sich hier, während er mit der Infanta von Spanien verlobt ist! Und befände er sich hier, würde er vermummt an diesen unseren Hof kommen, wo sein Rang ihm die würdevollste Aufnahme sichern müßte? Sieh's ein, Marion, wie einfältig Du in Deinen Träumereien und Muthmaßungen warest. Dennoch hoffe ich, Stand und Namen des ritterlichen Fremden zu erforschen. Freilich, Dich wortbrüchig machen mögte ich nicht —“

„Das könnt Ihr auch nicht, Prinzessin —“

„Auch will ich's ja nicht. Aber Du wirst Deinen stattlichen Edelknecht ja wohl wiedersehen, und dann aus ihm herauszubringen suchen, auf welchem Wege ich meinen Zweck erreichen kann.“

„Versuchen will ich das, theure Gebieterin,“ versetzte Marion, „aber — ob's gelingt?“

„Thu' das! es wird — es muß gelingen. Jetzt laß mich allein.“

Marion gehorchte diesem Gebot; als sie aber durch die Thür schritt, hörte sie wie Henriette tief aufseufzte.

„Aha! steht es so?“ murmelte Marion, indem sie durch die Gallerie entlang sich zu ihrem Zimmer zurückbegeben wollte.

„Also steht es doch so!“ rief eine Stimme hinter dem Pfeiler, an welchem Marion vorbeischritt, als sie

ihre Glosse über ihre Herrin machte. Sie erschrak; die Stimme war ihr bekannt genug; der Name des Eigners derselben kam zur Hälfte über ihre Lippe — die andere Hälfte aber ward dadurch erstickt, daß der junge Edelknecht hinter dem Pfeiler mit den hastigen Worten hervortrat: „Keinen Namen genannt, sonst —“

„Wie kamet Ihr hieher?“ fragte das Mädchen scheu, und wich zurück, als fühlte sie sich irgendwie gefährdet.

„Wie ich hieherkam? Auf sehr gewöhnlichem Wege. Edelknechte kennen einander, wie Ihr wißt, und so erfuhr ich leicht, daß Ihr in das Gemach der Prinzessin gegangen waret.“

Der Erzschalk der so sprach, log arg; denn der Wahrheit gemäß hatte er seine Erkundigungen nicht bei einem Edelknechte, sondern bei einer der Zofen ungleich nied'reren Ranges im Palaste eingezogen.

„Hurtig, schöne Marion! Sag' an, weiß Deine königliche Herrin jetzt, wer ihrer Reize Allgewalt huldigt?“ setzte der Auflaurer hinzu.

„Sie weiß es nicht; und ich würde Euch aufgesucht haben, um von Euch Erlaubniß zu erbitten, es ihr zu sagen. Hab' ich solche Erlaubniß?“

„Wenn sie zu ertheilen allein von mir abhinge, würd' ich sie Dir mit Freuden sogleich ertheilen; allein ich kann dazu die Einstimmung des Andern durchaus nicht erlangen. Ich suchte Dich auf, um mir Erneuerung Deiner Zusage zu erbitten, und Du mußt bei Deinem Schweigen verharren. Wir reisen noch heute ab, und gern nähm' ich Deine Huldgunst mit auf den Weg, schöne Marion.“

„Nichts von dergleichen,“ entgegnete die Hocherröthende. „Zur Ehe werdet Ihr ein armes und verwaisetes Mädchen, wie ich eines bin, nimmer nehmen — also kein Wort mehr von dergleichen! Zudem weiß ich wohin Ihr zieht. Ihr und Euer Herr habt anderswo zu vergessen, daß Ihr in Frankreich liebtet, oder Euch einbildetet, daß Ihr liebtet —“

„Bei meinem Herzen, nein!“ warf der Edelknecht ein, „wenn Du und Deine königliche Herrin eben so wahrhaft lieben als wir, so wird nach wenigen Monden dies mein Nein sich bewahrheiten. Und jetzt lebe wohl. Bestände jener Romankopf nicht halsstarrig auf dieser Reise, so würde ich wahrhaftig nicht von hier weichen,“ sagte der Hinterlistige, und führte hastig und mit einiger Gewalt dieselbe Hand an seine Lippen, die sich Abends vorher ihm aus überwallendem Gefühl ihrer Eignerin, zum Geküßtwerden dargeboten hatte. „Lebewohl!“ setzte er hinzu, indem er triumphirend von dannen schritt, als er einen letzten forschenden Blick auf das erröthende Angesicht und in die thränenfeuchten Augen der vielleicht allzu dienstfertigen Zofe der Prinzessin Henriette von Frankreich geworfen hatte.

„Ist er brav? Meynt er es ehrlich?“ dachte Marion. „Seine Worte sagen Ja, aber sein Blick macht mich beben, und sein Name — Nein, nein! Marion, Du darfst seiner nie mehr gedenken. Und meine arme Herrin? was beginn' ich mit ihr? Sie hat nicht jenen leichteren Sinn, mit dem ich mich zum Vergessen werde zwingen können, zwingen müssen! O, gewiß! nur um ihretwillen vermogte ich es über mich, noch Einmal zu diesem Manne mit dem durchbohrenden Blicke zu reden.“

Während Marion so dachte, strömten heiße Thränen ihr über die Pfirsichwangen; als sie aber zu ihrer Gebieterin eintrat, lächelte sie wie zuvor, doch mogte ein scharfer Beobachter wohl wahrnehmen, wie hinter diesem Lächeln sich ein geheimer Trübsinn barg, der bisweilen ihr Auge verdüsterte und ihre Lippe zuckend machte.

Uebrigens hatte Marion sich in der Prinzessin geirrt; denn als sie dieser das Abschiedsgespräch in der Gallerie mittheilte, fragte und antwortete Henriette auch nicht die kleinste Sylbe, ja, sie schien ein wenig mit ihrem Stolze zu ringen, ehe sie nach langem Schweigen die Unterhaltung wieder mit den Worten begann: „Nicht wahr, Marion, Du sagtest jenem Edelknechte nicht, daß ich vielleicht liebte oder nach dem Namen seines Gebieters forschen ließe.“

„Nichts von dem sagte ich, Prinzessin.“

„So ist Alles gut. Laß sie dahin ziehen, Mädchen! Nicht soll der stolze Engländer, sey er wer er wolle, jemals sagen, die Prinzessin des weitgedehnten Landes Frankreichs liebe einen unbekannten fahrenden Ritter. Dir aber, Marion, Dir, meinem so vollherzigen wie schalkhaften Liebling, will ich's gestehen, daß wenn es einen Mann giebt, den ich zu lieben vermag, es kein Anderer ist als er. Rang und Stand können hierin keine Aenderung bewirken, liebe Marion. Und nun genug hievon. Ich will zum Könige, meinem Bruder. Sey dies das letzte Mal, daß unser Gespräch von jenem Fremden handelt.“

„Es sey so,“ sagte Marion und schritt ihrer Gebieterin nach zu den Gemächern Ludwigs des Dreizehnten.

Monden vergingen und Marion wie ihre Herrin blieben der einander gegebenen Zusage vollkommen treu; das heißt, sie redeten kein Wort über den engländischen Ritter und dessen Edelknecht, allein sie forschten Eine in den Blicken der Andern und erkannten, wie mit Luchsaugen, das was jede von ihnen in der Andern für Schwäche des Herzens hielt, und von der jede für sich sich frei zu fühlen wähnte.

Dann lief am französischen Hofe das Gerücht um, Prinz Karl von England hätte sich nach Spanien begeben, um seine Vermählung mit der Infanta zu schließen; dann wieder hieß es, das beabsichtigte Bündniß würde nicht geschlossen werden. Viele Muthmaßungen wurden hierüber aufgestellt, von denen jedoch wohl die wenigsten dem eigentlichen Sachbestande nahekamen.

Marion saß eines Morgens zu Füßen ihrer Herrin und sang zu ihrer Laute ein Liedchen, dem zu lächeln die Prinzessin sich allerdings bemühte, der es jedoch bald nachher leichter ward, ihre Thränen strömen zu lassen, als Marion, was dieser ungleich öfter denn früher zu begegnen pflegte, plötzlich in eine klagende Romanze überging, bei der ihr selber die Augen feucht wurden. In demselben Augenblicke ward die Prinzessin zum Könige beschieden.

„Ich komme," gab Henriette zum Bescheid, und begab sich auf Marion's Arm gelehnt in die königlichen

Gemächer, indem ſie ihrer Begleiterin zuflüſterte: „Ich weiß nicht, Beſte, was mir Seltſames ahnet. Faſt fürcht' ich, Deine romanhaften Träumereien kommen auch über mich. Harre meiner hier;“ und die Prinzeſſin von Frankreich ging in das Cabinet ihres königlichen Bruders.

Faſt eine Stunde lang mußte Marion warten, ehe die Thür des Cabinets ſich wieder öffnete, und Henriette blaß und weinend heraustrat, ſchweigend den Arm ihrer Zofe faßte, ihrem Gemache zuſchritt, und dort angelangt, auf eine Ottomane niederſank und laut ſchluchzte.

„Um Gott, Herrin, was hat ſich zugetragen? O, laßt mich mit Euch weinen!“ rief die leicht aufgeregte Zofe, deren Augen bereits in Thränen ſchwammen.

„O, Marion, welcher Selbſttäuſchung muß ich mich anklagen; ich, die ich mir einbildete, ich liebte nicht! O, Mädchen! erforſche Dein Herz und ſage mir — haſt Du Dich von ihm, der Dir werth war, völlig losgeſagt? O, wenn Du es haſt, fürwahr! ſo beneid' ich Dich. Ach! Du biſt ſchwach gleich mir; woher ſonſt dieſer Purpur auf Deinen Wangen? Marion, eben jener Prinz, deſſen Du ſo lebhaft gedachteſt, hat bei meinem Bruder um mich angehalten, und dieſer hat für mich zugeſagt. Um dieſe Zuſage zu beſtätigen, ließ der König mich zu ſich rufen, und dann — dann, Mädchen, erkannt' ich mein Inneres und beſtätigte die Zuſage nicht. Nein, nein! rief ich beharrlich; jedoch mein Nein wird mir zu nichts helfen. O, wie glücklich biſt Du, die Du Ja oder Nein nach Deinem ſelbſteigenen Willen ſagen kannſt und darfſt! O, überglückliche Marion! Du lächelſt über meine Klagen?

So haſt Du mich von jeher hintergangen!“ ſetzte die immer lebhafter ſich aufregende Königstochter hinzu, indem ſie ihre Thränen von der Gluth des Blickes auftrocknen ließ, den ſie auf ihre Zofe und ihrer Meynung nach verrätheriſche Vertraute warf.

„Meine edle Gebieterin verkennt mich arg,“ ſagte die noch immer lächelnde Marion. „Nicht freue ich mich ihrer Thränen; wohl aber freue ich mich über das Glück, das ſich ihr bietet. Henriette von Frankreich wird — denkt Euch nur! — wird Königin von England ſeyn.“

„Marion!“ rief die Prinzeſſin mit einem ſtarken Anflug von Unwillen, „Du liebſt nicht, oder wenn Du liebſt, ſo liebſt Du um zeitlicher Güter willen. Hinweg! ich will nichts mehr von Dir hören. — Was? ſchon wieder Thränen in Deinen Augen?“ fuhr Henriette augenblicklich beſänftigt fort — „Vergieb mir, ich bin ſo aufgeregt — ich wollte Dir nichts Hartes ſagen — vergieb! Aber wüßteſt Du nur, wie ich liebe —“

„Wohl weiß ich, wie ihr liebt, edle Herrin. Aber —“ und das loſe Mädchen hatte wieder den Schalk in beiden Augen, — „aber bedenkt nur, Ihr geht nach England! Wo in aller Welt als dort könntet Ihr mit ihm zuſammentreffen, den Ihr liebt?“

„Wohl kann ich das am erſten dort, und zu meiner größten Bekümmerniß. Ihn wiederſehen und das Weib eines Andern ſeyn — o Marter!“

Marion ſchien mit irgend einem gewaltigen Gefühle zu ringen, und antwortete daher nicht.

„Ha! ich seh' es ein, Du meynst ich soll Ersatz darin finden, daß ich den Titel einer Königin führe; aber Du betrügst Dich. Sprich, Mädchen! würdest Du den einen Mann ehelichen, während Du den andern liebtest?“

„Das würd' ich gewiß nicht, theure Prinzessin; inzwischen prophezeie ich, daß Ihr den Prinzen von England dennoch lieben werdet, und —“

„Ehe mögen Feuer und Wasser sich in Liebe umfangen!“ rief Henriette in edler Wallung, und das Gespräch fand hiemit sein plötzliches Ende.

Allein tagtäglich kehrten beider Mädchen Unterredungen zu dem nämlichen Gegenstande zurück, denn Henriettens Seele vermogte nicht, sich von demselben abzuwenden. Marion wähnte, die Gebieterin habe sich beruhigt und würde von freien Stücken in die Vermählung willigen; jedoch sie täuschte sich abermals, denn nur Stolz, beleidigter Stolz war Ursache, daß in Henriettens Augen keine Thränen mehr traten. Nicht daß Henriette minder als früher empfunden hätte — nein, o nein! ihr wollte beinahe das Herz zerspringen; aber — sollte es von ihr heißen, sie liebte einen Mann, der ihr gleichsam Hohn gesprochen hatte? Nimmermehr!

Die Zeit, in welcher das Schicksal der Prinzessin von Frankreich entschieden werden sollte, rückte schnell

heran; das Jahr 1625 hatte bereits begonnen. Die kostbaren Geschenke des engländischen Kronerben waren eingetroffen, und mit ihnen trafen mehrere britische Edelleute ein, um den Feierlichkeiten der Vermählung beizuwohnen.

„Und mittelst Stellvertreters will man mich vermählen, Marion!“ rief die Prinzessin, als der entscheidende Tag angebrochen war — „Nicht einmal sehen darf ich meinen künftigen Gemahl! O Marion, Marion! ich kann nicht anders — ich muß Dich beneiden.“

Bleich und bebend stand Henriette von Frankreich, umringt von ihren Edeldamen und Zofen in der Capelle des Königspalastes; neben ihr Marion, hinter ihr ihre künftige engländische Dienerschaft. Ihr königlicher Bruder geleitete sie zum Altar, an den sodann auch des Prinzen Bevollmächtigter trat, in dessen Geleite sich Buckingham und verschiedene andere engländische Edelleute befanden, die sich tief gegen die königliche Braut verbeugten und dann ihre Plätze einnahmen.

Auf Marion's Angesicht wechselte Bläße mit Röthe in schneller Folge, als sie Buckingham erblickte; dennoch wußte das Mädchen sich heldenmüthig zu fassen.

Als Henriette die Ceremonie überstanden und man sie als die Gemahlin des künftigen Beherrschers begrüßt hatte, nahm sie Marion's Arm und verließ, von ihrer Dienerschaft begleitet, die Capelle.

„Marion, es ist geschehen — es ist vorüber!“ rief sie, als sie sich mit ihrer Vertrauten allein befand.

„Aber ſage mir, ſahſt Du wohl den verwegen blickenden Mann, den ſie den Herzog von Buckingham nannten? Sage doch, iſt er nicht derſelbe, von dem wir ſo viel erzählen hören mußten? ich meyne von ſeinen verliebten Abenteuern? Aber Du zitterſt ja, Mädchen? Fühlſt Du Dich unwohl?“

„Königliche Prinzeſſin, ich bin nicht krank. Den Mann aber, deſſen Ihr erwähnt, beachtete ich nicht ſonderlich. Er iſt allerdings der Nämliche, dem man ſo viel Unwürdiges in Liebeſachen nachſagt.“

Während der Nacht die dieſem Tage folgte ſchlief Marion ſo wenig als ihre Gebieterin. Beide ſannen über ihre verſchiedene Lage nach. Die der Prinzeſſin war allerdings glänzend; und wie ſteigerte ſich dieſer Glanz, als der folgende Morgen die Kunde nach Paris brachte, ihr Gemahl Prinz Charles habe, in Folge Abſterbens ſeines Vaters Jakobs des Erſten, als Karl der Erſte den Thron von England beſtiegen. Nichtsdeſtoweniger kam keine Freudigkeit in Henriettens Seele; ſo daß als Marion zu ihr eintrat, dieſe ihre Herrin, die da unter Thränen gebetet hatte, Gott möge ihr Kraft verleihen, ihren Gatten ächt und recht zu lieben, ſich bekümmerten Herzens aus knieender Stellung erheben ſah.

Binnen Monatsfriſt ſollte Henriette von Frankreich bei ihrem Gemahl eintreffen. Freilich machte der Herzog von Buckingham täglich der Neuvermählten ſeine Aufwartung, doch wollte in Henriettens Seele kein Fünkchen von Vertrauen zu dem aalglatten Höflinge glimmen; freilich verſuchte der Ausſchweifling auch ferner noch um

die Gunſt Marion's zu buhlen; allein dieſe durchſchauete ihn nur allzuſehr und geringſchätzte ihn jetzt völlig in eben dem Maaße, in welchem ſie ihn in ſeiner Verkappung, als Edelknecht eines fahrenden Ritters geliebt hatte.

Das Schiff, auf welchem Henriette nach England ſegeln ſollte, hatte alle ſeine bunten und bunteſten Flaggen aufgezogen, als die Weinende ſich aus den Abſchiedsumarmungen ihres Bruders loswand. Marion begleitete ihre Herrin; denn ſie liebte dieſe herzlich, und hatte überdies Niemanden in Frankreich, der ihr vorzugsweiſe werth geweſen wäre. Daß Buckingham ſich mit ihr auf dem Schiffe befand, war ihr allerdings widerwärtig; doch haßte ſie ihn zu ſehr, um es irgendwie zu beachten, daß er, vielleicht durch ihren Groll dazu geſtachelt, ſie geringſchätzend behandelte.

Unter dem Jubel des Volkes landete Henriette in England. Ihr ſanftes, blaſſes Angeſicht half ihr nicht wenig die Herzen Aller zu gewinnen. Reich wie Arm gab ihr unter lautem Freudenruf das Geleit zu dem Palaſte.

Lange Zeit betrachtete Buckingham die köſtlich mit wohl ihr geziemendem Weiß bekleidete junge Königin, als er ſie ihrem Gemahl zuführte. Henriette zitterte dabei heftig und hüllte ſich veſt in ihren Schleier, als wollte ſie es bis zum äußerſten Augenblick verſchieben, den ihr Anvermählten zu betrachten. Im Hinſchreiten zu ihm wankten jedoch ihre Kniee, und bebend ſank ſie in zwei ſie auffangende Arme, die keine anderen als die des Königs waren.

„Henriette, unsere vielgeliebte Gemahlin, so blickt doch auf!“ erscholl eine Stimme, die wie mit Zauberkraft auf die Halbohnmächtige zu wirken schien; denn Henriette schlug die Augen auf und ließ ihren Blick an dem sie Unterstützenden haften, während eine holde Röthe ihr Antlitz überflog.

Von Buckingham ab lenkte sie den Blick erst auf Marion, dann wieder auf Karl den Ersten, denn dieser war ja — sie sah es jetzt ja deutlich! — kein Anderer, als ihr verkappter und heimlich Geliebter, der stattliche engländische Fremde in Paris.

„Böse, böse Marion!“ rief die junge Königin; „aber warte nur! auf der Stelle will ich Dich bestrafen. Augenblicklich sage mir, wer und wo Dein Erwählter ist?“

„Königin, mein Erwählter war der dort,“ sagte Marion, und deutete auf den Höfling hin. „Jedoch ich verwarf ihn und werde ihn nimmer erhören!“ setzte sie hinzu, während sich Thränen zwischen ihre langen, seidenen Wimpern drängten.

„Recht so, recht so, Mädchen!“ rief Henriette; Buckingham aber, den sein gewohntes hoffärtiges Lächeln auf den Lippen lag, rief ebenfalls: „Recht so, recht so!“ und wendete sich ab.

König Karl der Erste war nicht gestimmt, eine weitläufige Erörterung dieses Auftritts zu begehren. „Wir wollen morgen gekrönt seyn, Buckingham,“ sprach er, und küßte dabei seine Gattin.

Bald nachher ehelichte Marion einen von des Königs Edelleuten und blieb im Gefolge ihrer Herrin. Ihr leichtherziges, munteres Weſen, verbunden mit unerſchütterlicher Treue gegen ihre Herrin, gereichte dieſer zu nicht geringem Troſte, als die beklagenswerthe Henriette Ereigniſſe erleben mußte, deren Möglichkeit ſie am Tage ihrer Ankunft in England auch nicht im mindeſten hatte ahnen können.

Der Opfertod.

Eine Novelle aus Afrika.

— „Aber die Bilder, die ungewiß wanken
Dort auf der Fluth der bewegten Gedanken
In des Mannes verdüstertem Blick —
Klar und getreu in dem sanfteren Weibe
Zeigt sich der Seele kristallene Scheibe,
Wirft sie der ruhige Spiegel zurück."

Schiller's: „Würde der Frauen."

„Dies hier“ — so erzählt eine engländische Dame in ihren Reiseberichten — „dies hier war Adumissa's Wohnung“, sagte meine Sclavin, als sie auf meiner Wanderung durch die Stadt Zimbarohe, im Lande Mossaranga, mich begleitete.

„Und wer war Adumissa?“

„Wie, Gebieterin? Hörtest Du noch nichts von Adumissa, welche alle Schönheit übertraf, die jemals ein Neger gesehen hat?

Mehr als dieser Panegyrikus war jedoch aus der Sclavin Xiloqua nicht herauszubringen, denn Xiloqua verstand sich gar schlecht auf das Erzählen. Nachforschungen bei Europäern und Mulatten, die sich am Orte befanden, ermittelten jedoch folgende Geschichte:

Adumissa's Aeltern waren überaus wohlhabend; und anstatt ihr Töchterchen schon in der Wiege zu verloben, wie das in fast allen sudanischen Provinzen oder Negerstaaten Afrika's gebräuchlich ist, wollten sie dies ihr einziges Kind einem der Angesehensten des Landes oder der Nachbarschaft vermählen, sodald Adumissa das Alter von vierzehn Sommern erreicht haben würde. Frei und fesſellos also brachte Adumissa den größten Theil ihrer Kindheit in den Wäldern zu, welche das Landhaus ihres Vaters umgaben.

Samba — so hieß des Mägdleins Vater — zählte eine Menge Sclaven und Sclavinnen, welche sämmtlich die kleine Adumissa gleichsam anbeteten; nicht etwa weil dies in allen Landen einer der gewöhnlichen Wege der Dienerschaft zu seyn pflegt, auf welchem sie sich die Gunst der Herrschaft zu erschleichen sucht, sondern weil die persönliche Schönheit, die rührende Lieblichkeit und das Eigenthümliche in der Gemüthsart der Kleinen dem Kinde ein allgemeines Wohlwollen gewannen.

Samba war ein gütiger Herr, der seinen Sclaven manche Stunde des Ruhens oder des Arbeitens zu ihrem eigenen Nutzen vergönnte. Diese Freistunden wurden gewöhnlich damit ausgefüllt, der kleinen Adumissa irgend eine Freude zu bereiten. Einer der Sclaven zog dann wohl mit Wurfspieß oder Schießgewehr hinaus in die Klüfte des sich zum Lande hereinsenkenden Lupatagebirges, um den Panther zu erlegen, deß nachher reichgeschmücktes Fell sich um Adumissa's Schultern schmiegen sollte; ein Anderer stellte mit fernhintreffendem Pfeile dem Adler nach, um aus dessen Gefieder einen Fächer zu flechten, mit dem Adumissa Kühlung zugewehet werden konnte, wenn sie unter einem Banianenbaume ruhete; ein Dritter jagte dem Kolibri nach, Adumissa's Haar mit demselben zu schmücken. Bisweilen hoben sie die Kleine in einer aus Palmzweigen gefertigten Sänfte auf ihre Schultern, um sie jauchzend durch einen Walddistrict zu tragen, ihr unterwegs die Beute vom Datteln- und Erasma-Baume in den Schooß zu werfen, oder die Sänfte mit Jasmin zu bestecken, und so das Mädchen, reich beschenkt und duftig geschmückt,

unter Preises- und Freudegesängen der harrenden Mutter wieder heimzubringen.

Manchmal auch verlangte die kleine Königin in ihrem eigenen, mit purpurfarbener Seide überzogenen Palankin getragen zu werden. Ihre Träger mußten dann ausgezeichnete Schürzen von rothgestreiftem Baumwollzeuge anlegen; zwei kleine Elephantenzähne, zu Hörnern umgestaltet, verkündigten dann Adumissa's Ankunft; ihr Prachtsessel und ihre Fächer wurden ihr nachgetragen, und ihre Wärterin, stattlich herausgeputzt, schritt dem Palankin voran. Adumissa aber, den Nacken mit den köstlichsten Kettlein behangen, goldene Schlangengewinde um die Arme, an jedem Finger einen Ring von zierlicher Arbeit, um die zarten Knöchel breite Goldbleche und das Köpfchen mit funkelnden Kolibris besteckt, leicht hingelehnt an die weichen Mooskissen im Palankin, einen von der Küste her gewonnenen europäischen Sonnenschirm in der Hand, zog auf solche Weise durch die Straßen von Zimbarohe, geleitet von dem Chore der singenden und zu Zeiten den Namen „Adumissa" ausrufenden Sclaven.

Dieser Anflug von Herrschersinn, diese Vorliebe für das Schimmernde wichen jedoch bald von unserem Negerkinde. Es schien, als ob von der Wildniß, in der Adumissa bisher größtentheils gelebt hatte, ihr ein Freisinn und eine Kühnheit eingeflößt worden waren, die wenigen Mädchen jenes Landes eigen zu seyn pflegen; aber Samba's Tochter lebte ja auch ohne Umgang mit ihres Gleichen, mußte also sich um so mehr durch sich und aus sich selber sich entwickeln.

Nach und nach vermied unſere ſchöne junge Negerin gänzlich ſolche ſtädtiſchen Aufzüge und ergötzte ſich lieber an den Spielen und dem Getreibe ihrer Untergebenen. Nicht ſelten wohnte ſie den Jagden bei und ſchleuderte nicht ungern den Speer gegen das keuchende Thier. Von ſich warf ſie den ihr läſtigen Schmuck und verfolgte, ihr Gewand eng um ihre Schultern geknotet, wie im Wettlauf das flüchtige Reh. Bei dem Allen entfremdete ſie ſich jedoch nicht ſanfteren Gefühlen. Die Tauben, die Rebhühner und das Guineageflügel, die ſie mit eigener Hand zu füttern pflegte, waren alle von ihr ſelbſt gezähmt worden; eine zahme Antilope ſprang auf leichten Schenkeln hinter ihr her, und ein europäiſcher Jagdhund wachte an ihrem Lager. Adumiſſa zeigte ſich oft pflegſam am Hauptkiſſen des Kranken, theilnehmend an der Matte des Sterbenden, und munterte den Fleiß und die Thätigkeit durch Geſchenke oder Lobſprüche auf.

So kam der Zeitpunkt heran, in welchem Samba ſeine Tochter mit einem ihm erwünſchten Freyer zu vermählen gedachte. Zu genau kannte er ſeine Adumiſſa, um ihr einen vielbejahrten oder gar einen laſterhaften Bewerber, wie reich und angeſehen Einer oder Anderer auch ſeyn mogte, aufdringen zu können; allein dagegen zweifelte er auch nicht, ſeinen Zweck zu erreichen, wenn er ihr einige Jünglinge aus mächtigen Landesſtämmen vorführen würde. Adumiſſa mußte nun in der Stadt wohnen. Ihr Haar ward nach Landesſitte auf der Scheitel in Form eines Kegels aufgekämmt und reich geſchmückt; Ohrgehänge, von unbeſchreiblichem Werthe und in fernen Gegenden verfertigt, wurden ihr angethan; ihre von Natur feurigen Augen wurden noch brennender gezeichnet

durch eine feine Linie, die man aus beiden Augenwinkeln ihr mittelst eines spitzen Griffels malte, den man in zerstäubtes Bleierz getaucht hatte; ihre weißen Zähne wurden mit dem Holze des Soholabaumes noch glänzender gemacht, und um die Fülle ihrer Wangen zu erhöhen, ward ein wenig Elfenbeinschwärze, mit aufgelöseter Kreide vermischt, ihr zierlich unter beide Augen eingerieben. Dazu schmückten hochfarbige Sandalen ihr die Füße; ihre Haut ward mit dem wohlriechenden Toluh, dem fetten Saft einer Landesfrucht geglättet; und aus den kostbarsten fremden Stoffen mußten die Gewänder seyn, in denen Adumissa sich zeigte.

All' dieser Zwang ward jedoch dem Mädchen bald so zuwider, daß sie dadurch sich jeder Heirathbewerbung abgeneigt fühlte.

„Soll ich", fragte sie oft ihren Vater, „das Weib eines Mannes werden, den ich nicht liebe, den ich nicht kenne? Nur die unwürdigsten Sclaven in Deinen Besitzungen sind so elendem Loose unterworfen. Welches Schicksal willst Du Deiner freien und hochgeborenen Adumissa bereiten?"

Dergleichen Aeußerungen aber mußten, eben weil sie der Landessitte schnurstracks entgegenstrebten, wohl den Unwillen Samba's regmachen.

Der Neffe eines benachbarten Königs war es, den Vater Samba gern mit seiner Tochter vermählt gesehen hätte. Schon wollte er befehlen, Adumissa sollte den durch Rang, Reichthum und edle Vorzüge ausgezeichneten Dombahi zum Gatten annehmen, doch zögerte er noch, hoffte noch das Beßte von Adumissa's eigener Wahl, und gestattete ihr eine erbetene, kurze Frist.

Adumissa begehrte, ihre Bedenkzeit auf dem Lande zuzubringen; auch dies ward ihr gewährt. Kaum dort angekommen, suchte sie ihre frühere ungefesselte Lebensweise wieder hervor, und dünkte sich nunmehr aller lästigen Bewerbungen enthoben. Nichtsdestoweniger setzten alle Freyer ihre Anträge fort; allein jedesmal, wenn der Vater des Mädchens Entschluß verlangte, ward ihm die Antwort, daß sie Keinen von Allen wählen könne, weil sie den Einen so wenig als den Andern liebe. Um so mehr glaubte Samba nun, darauf bestehen zu müssen, daß Dombahi sein Tochtermann würde; jedoch wie heftig auch der Jüngling sich der Liebe zu Adumissa ergab, wußte Adumissa dennoch stets neue Ausflüchte zu finden.

Dombahi war von seinem königlichen Ohm abgerufen worden, um dessen Krieger gegen eine benachbarte Völkerschaft zu befehligen. Dombahi, mit Siegesbeute beladen, die er zu Adumissa's Füßen legte, kehrte in der Hoffnung zurück, sein erstrittener Ruhm würde Eindruck auf des Mädchens Herz machen, und dessen Wahl auf ihn richten; jedoch vergebens! Adumissa schien kränkelnd, hinschwindend zu seyn; ihr sonst feuriges Auge blickte ermattet; kein frohes Lächeln zeigte ihre Perlenzähne; ihr Schritt war wankend; oft streckte sie sich auf ihr Lager, theilnahmlos gegen alles, was sie umgab; nicht selten verschmähete sie Speise und Trank, und entfremdete sich allen ihren gewohnten Belustigungen. Vergebens bemüheten sich Samba und Dombahi, jeder nach seiner Weise, sie aus diesem Hinbrüten zu wecken. Des Vaters bittende Worte vermogten nichts als ein wehmüthiges Lächeln auf ihre Lippen zu locken, das

ſchneller verſchwand als ein roſiges Abendwölkchen; und wie ſehr Dombahi ſich beeiferte, aus den Kaufgewölben der küſtenbeherrſchenden Europäer die prachtvollſten Geſchenke herbeizutreiben, wie raſtlos er die Wälder durchſtreifte, der Geliebten ein köſtliches Mahl zu erjagen — Adumiſſa wies alle Gaben zurück, ohne von der leckern Speiſe genießen zu wollen. So lange ſie es irgend geſtattete, wachte der treue Jüngling an ihrem Hauptkiſſen; ja, wenn ſie ihn endlich von dannen trieb, weilte er ſtundenlang draußen vor dem Eingange, um ihrer Seufzer oder ihres Fußtrittes zu lauſchen.

Dieſes Alles war inzwiſchen nichts mehr und nichts weniger, als eine ſchlaue Vorbereitung zu einem ungleich bedeutenderen Zwecke, den Adumiſſa verfolgen wollte. Adoho, der Oberprieſter von Zimbarohe, war ſtets ein vertrauter Freund ihres väterlichen Hauſes geweſen und hatte Adumiſſa von ihrer zarteſten Kindheit an herzlich geliebt. Die Opfer, welche ſie ihm brachte, wurden ſtets allen andern vorgezogen; nicht ſowohl ihres Glanzes wegen, als auch um des Werthes willen, den der Greis auf dieſelben legte.

Adumiſſa lebte, wie ſchon erinnert ward, in dem Landhauſe, das in einiger Entfernung von des Fetiſchprieſters Wohnung ſtand. Eines Abends, als Adumiſſa eine Menge köſtlicher europäiſcher Waaren gekauft, auch einen aus den Gruben des Landes gewonnenen Goldklumpen zu ſich geſteckt hatte, ſuchte ſie in's Geheim den Prieſter auf. Zwei Sclavinnen, denen der Zweck ihres Ausgehens unbekannt war, mußten ihr mit den reichen Geſchenken folgen. Vorwärts ſchritten die Drei durch die dichte Waldung, in welcher zu mehreren Malen

die Hyäne aufgescheucht vor der brennenden Fackel zurückwich, welche die vorauseilende Adumissa in ihrer Hand hoch empor hielt. Die Begleiterinnen aber zitterten mehr vor der Annäherung böser Geister, die, wie man glaubte, in diesem Theile der Waldung hauseten, als vor den wilden Thieren, die sich bisweilen den schmalen Fußpfaden nähern mogten. Endlich erreichten sie die Priesterwohnung; ein niedriges enges Gebäu, das sich hart an dem der göttlichen Schlange geweiheten Flusse erhob. Wenigen nur ward Eintritt in dies Heiligthum gestattet, und einzig nur der Priester kannte die Reichthümer, die im Dache der Wohnung und unter dem Boden des Hauptgemaches derselben, in welchem die Bezauberungen bewirkt wurden, verborgen lagen.

Adumissa pochte an die Pforte, und auf Adoho's Frage, wer da sey, rief das Mädchen: „O, Vater, hilf Deinem unglücklichen Kinde!“ — Der Greis öffnete schnell die Thür; als er jedoch die Sclavinnen erblickte, sprach er: „Tritt ein, meine Tochter; Deine Begleiterinnen aber lasse draußen weilen.“

Adumissa lud die Geschenke von den Köpfen der Sclavinnen ab, befahl diesen, ihrer mit der Fackel am Eingange zu harren, und trat in das Häuschen, dessen Thür der Priester sodann verschloß. Die Sclavinnen, welche ihre Furcht vor bösen Geistern mit ihrer ersten Nahrung eingesogen hatten, sahen sich kaum ohne ihre Gebieterin, so glaubten sie nichts gewisser, als daß die um die Fetischwohnnng her gebannten Unterirdischen sie überfallen würden, und eilten daher fliehend von dannen, um an den sichereren heimathlichen Herd zu gelangen.

Adumissa trug dem Greise die Ursache ihres Kommens vor. Sie vertrauete ihm unter den feierlichsten Gelübden, daß Nichts auf der Welt sie würde vermögen können, den Anträgen Dombahi's noch irgend eines Mannes Gehör zu geben, und schloß mit der Versicherung, daß sie nicht beabsichtigte, ihn zu Billigung ihrer Wünsche zu bestechen, wohl aber ihm wiederholt den Dank für die manchfachen Beweise seiner väterlichen Liebe zu ihr darzubringen. Dabei überreichte sie ihm die mitgebrachten Kostbarkeiten und flehete ihn an, ihr die Milde zu erzeigen, ihren Vater glauben zu machen, die heilige Schlange habe ihr geboten, sich nicht eher zu vermählen, als bis eigene Neigung sie dazu auffordere; auch hinzuzufügen, daß, wenn Vater Samba bei seinem Vorsatze beharre, der plötzliche Tod eines oder anderen Gliedes seiner Familie die unausbleibliche Folge davon seyn würde.

Adoho entgegnete, daß er, bevor er auf diesen Antrag eingehen könnte, die heilige Schlange darüber befragen müßte; und indem er die Geschenke mitnahm, begab er sich in ein anstoßendes Gemach.

Der Priester hatte auch von Samba und Dombahi Geschenke bekommen, um die Pläne Beider zur Reife zu fördern, so daß es ihm wichtig war, zu prüfen, auf wessen Seite er sich nunmehr zu neigen habe. Inzwischen bedurfte es hier keiner langwierigen Untersuchung. Der blendende Reichthum der Gaben Adumissa's ließ ihn bald die Entscheidung finden. Er kehrte zu der Harrenden zurück, verkündete ihr, die heilige Schlange habe in ihre Bitte gewilligt, und entließ alsdann die Getröstete mit seinem väterlichen Segen.

Adumissa rief draußen ihre Sclavinnen, erhielt jedoch keine Antwort, und machte sich also allein und furchtlos auf den Heimweg, hoch erfreut, daß ihre geheime Wanderung mit so glücklichem Erfolge gekrönt ward. Sie war so sehr mit diesem Gedanken beschäftigt, daß sie nicht eher gewahrte, den rechten Weg verfehlt zu haben, als bis sie an der Quelle stand, die den rings umher hausenden Waldbewohnern ihr klares Wasser darbietet. Der Mond schwebte glänzend durch das Tiefblau des nächtlichen Himmels; sein strahlend Silberlicht spiegelte sich im rieselnden Gewässer, an dessen Ufer die vom Nachtwinde bewegten Mimosen zu Zeiten den Zitterglanz auf den Wellen verdeckten. Die heilige Stille, welche hier herrschte, und die anmuthige Frische der Nacht verleiteten das Mädchen, hier ein wenig zu rasten, ohne die Gefahr zu ahnen, die ihr nur allzunahe war; denn ein grimmiger Panther, der schon eine Weile ihren Schritten gefolgt war, stürzte jetzt, als sie still stand, plötzlich auf sie los. Das sonst so entschlossene Mädchen vergaß in diesem entsetzlichen Augenblicke die unter den Eingeborenen Afrikas allgemein herrschende Meynung, daß weder Löwe noch Panther einen Menschen anfällt, so lange dieser seinen Körper in irgend einer Bewegung erhält; Adumissa stand regungslos von Schrecken, kreischte laut auf und schloß ihre Augen vor dem entsetzlichen Tode, dessen unfehlbare Beute sie zu seyn glaubte. In demselben Augenblick jedoch stürzte das Thier von dem Schlage eines Flintenkolbens getroffen zu Boden; und der Mann, der aus dem Dickig hervorgesprungen war und diesen Rettungsstreich geführt hatte, zog hierauf sein Fangmesser und tödtete vollends den Panther. Dann erst

blickte er nach dem Weſen, deſſen Retter er geworden war und das zitternd neben ihm ſtand.

„Adumiſſa!“

„Dombahi!“

„Was brachte Dich hierher?“ riefen dann Beide zugleich, wiewohl von verſchiedener Ueberraſchung ergriffen. Adumiſſa aber ſenkte tiefſinnig ihr Haupt.

„Biſt Du verwundet?“ nahm Dombahi das Wort. „Stütze Dich auf mich, laß mich Dich zu Deiner Wohnung geleiten.“

„Sey unbeſorgt“, entgegnete Adumiſſa, „nur locker hatte ich mein Gewand um mich geworfen; das Thier hat ſeine Tatze darein verwickelt, ohne meinen Körper zu berühren. Sieh nur, mein Schurz liegt noch zerriſſen zwiſchen ſeinen Füßen am Boden. Aber“, fügte ſie hinzu, „ſage mir, wie Du hieher kommſt.“

„Ach, Adumiſſa! dieſe Einöde iſt mein Lieblingsplätzchen geworden. Hier erklimme ich einen Baum, um mein Lied in die Lüfte zu klagen, oder ich verkürze mir die ſchlafloſe Nacht, indem ich den Wald durchſtreife; und weil ich den Tod nicht aufſuchen will, der ohnehin mich früh genug ereilen wird, wenn Adumiſſa in ihrem Kaltſinne gegen mich beharrt, ſo bewaffne ich mich gegen die wilden Waldbewohner, die allnächtlich bei dieſer Quelle ihrem Durſte nachgehen. Ohne Dich zu erkennen ſah ich Dich herankommen, und preiſe jetzt mich zwiefach glücklich, daß ich Dich von dem Angriffe des Panthers befreiete. O, Adumiſſa! wenn Du des Thieres Beute geworden wäreſt, ſo hätte ich Dich nicht überleben können.“

Adumiſſa entgegnete hierauf nur, daß ſie, von Furcht und Schrecken erſchüttert, eilen wolle nach Hauſe zu kommen.

Daheim angelangt, erzählte sie ihrem Vater mit wenigen Worten was ihr an der Waldquelle begegnet war, zog sich dann in ihre Kammer zurück, ohne eine Sclavin bei sich zu dulden, und ließ ihren Bewerber Dombahi in der Hoffnung, daß der Dienst, den er ihr im Walde geleistet hatte, günstig auf seine Absichten einwirken würde.

Am folgenden Tage wünschte Adumissa ihres Retters Nähe. Freudig eilte dieser zu ihr, und das Mädchen bat ihn, sie gelassen anzuhören.

„Der Dienst", sprach sie, „den Du mir in vergangener Nacht erwiesen hast, erregte Dankesgefühle in mir, die ich nimmer zu empfinden glaubte. Von ihnen getrieben rede ich zu Dir in einem Tone, in welchem ich nie zu Dir gesprochen haben würde. Dombahi, ich habe gestrebt Dich zu lieben! Bist Du doch schön, bist Du doch muthig wie der Löw' in unsern Wäldern, und zugleich treu und anschmiegend wie das Hündchen, das zu meinen Füßen liegt! Du bist ferner der Erbe eines mächtigen Häuptlings und schätzebegabt genug, selbst meine ausgelassensten Wünsche zu befriedigen; dennoch bei allen diesen Deinen trefflichen Eigenschaften beb' ich vor einer Verbindung mit Dir zurück. Dieser Widerwille gilt jedoch nicht Dir, sondern überhaupt jedem Ehebündnisse, in das ich treten soll. Ich bin das einzige Kind meiner Aeltern, das vorzüglichste Glied meiner Familie; Alle gehorchten mir bisher; frei und glücklich, fühlte ich bis zu diesem Augenblicke noch nimmer was Unterwürfigkeit heißt. Vermähle ich mich, so werde ich zu Nichts! Ich würde dann Rang und Freiheit verlieren und zu der Menge von Sclavinnen hinabsinken. — Unterbrich mich nicht! — Du könntest

erwidern, daß ich mit Dir als Königin über alle Deine Unterthanen herrschen solle, daß Deine Liebe schon bewirken würde, jede unwürdige Behandlung von mir fernzuhalten; ja, daß von Dir beschirmt, ich nimmer Rang und Freiheit verlieren könne. Doch weder Du, noch ich, noch irgend Jemand — kein Mensch auf der Welt kann die Sitten meines Landes so ganz und gar umgestalten. Siehe auf meine Mutter! auch sie war ein geschwisterloses Kind und brachte meinem Vater große Reichthümer zu — was ist sie seitdem sie vermählt ward? Wenig höher geschätzt als die Menge der übrigen Weiber meines Vaters, ist sie der Eifersucht und den Ränken eben dieser Weiber ausgesetzt, und hat kaum einen Schatten von Einfluß behalten. Bin ich besser als sie war? Man sagt, ich sey schön, jedoch Schönheit schwindet bald! Wie dann, wenn das Einzige, was in Deinen Augen mir Werth verlieh, dahin ist? Bin ich dann nicht der Sclavinnen elendeste? Darum höre meinen unabänderlichen Entschluß! Nie werde ich mich vermählen; und so ich hartnäckigen Widerstand finden sollte, werde ich selbst meinem Leben ein Ende machen. — Folge also, theurer Dombahi, meinem Rathe, denn, bei dem großen Geiste! ich liebe Dich als ob Du mein Bruder wärest — verlaß mich, und sieh mich nicht eher wieder, als bis Du mich ohne Gemüthsbewegung anblicken kannst. Giebt es der Mädchen doch viele die schöner und besser sind als ich; geh' und wähle unter ihnen Dir eine Gattin. Keine außer der eigensinnigen Adumissa wird Dombahi's Hand zurückweisen."

Sie schwieg und eine lange Pause entstand. Dombahi's Stierblick haftete am Boden. Es schien, als wäre

der Athem aus seiner Brust entwichen. Endlich fuhr er auf, schoß einen leuchtenden Blick auf Adumissa und rief: „Ja, ich will Dich verlassen, allein ich will nicht ungerächt sterben!“ — Mit diesen Worten stieß er die Thür des Gemaches auf und verschwand.

Adumissa's Busen fühlte sich erleichtert nach dieser Erklärung. Das Mädchen hatte nie so schön geblickt, als heute. Weiß gekleidet, ohne einen andern Schmuck als die blaßgelbe Eibischblume im Haar, zeigte sie sich den Ihrigen.

Es ward Abend. Adumissa saß neben ihrem Vater und erzählte eine von den vielen Sagen, die unter ihrem Volke im Schwange sind, als sie von dem Ausrufe unterbrochen wurde: „Ich sterbe. Mein Blut über Adumissa's Haupt! Die Meinen werden mich rächen!“ Der Knall eines Schießgewehrs ward gehört. Dombahi's Stimme erkennend, blieben Samba und Adumissa von Entsetzen wie erstarrt, wurden jedoch bald durch das wilde Geheul der Sclaven aufgerüttelt, die des unglücklichen Jünglings Leichnam hereintrugen. — Die tödtende Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt, und nur allzubald verbreitete sich die Trauerpost.

Adumissa's Vater hatte durch Veranstaltung einer prachtvollen Bestattung, durch Aufopferung aller dazu nöthigen Kosten und Einrichtungen gestrebt, die Familie Dombahi's zu besänftigen. Wie sehr irrte er sich! Zwar ging die Todtenfeier still vorüber; jedoch gleich nach Beendigung derselben erschallten Trommeln, die sich immer mehr näherten. Samba erhob sich, um nach der Ursache zu forschen — da trat Dombahi's Vaterbruder, begleitet von den Aeltesten seines Völkerstammes, Alle im Trauerschmucke, dem erschreckten Vater Adumissa's entgegen.

„Wir kommen, Samba", hob er an, „unſere Sache mit Dir auszumachen. Du weißt es — Blut fordert Blut, ſelbſt wenn es das Blut eines Sclaven betrifft. Dombahi aber war Neffe eines Königs — er war mein Neffe. Opfere alſo zuvörderſt die Sühne des Goldes. Hundert Unzen ſollen genügen. Dann bringe das zweite erforderliche Opfer — einen Dir verwandten Jüngling, der den Sühnungtod für Dich ſtirbt. Wir werden alsdann ſehen, ob der erzürnte Schatten des Heimgegangenen, der jetzt ungerächt umherirrt, die Heimath der Ruhe finde. Ich geſtatte Dir zween Monden Friſt zu erwägen und — zu gehorchen!"

Hinweg zogen die Rächer mit dieſen Worten und überließen Samba den fürchterlichſten Betrachtungen.

„Ich hörte Alles", rief die zu ihrem Vater eilende Adumiſſa. „Sey getroſt; mein Schmuck reicht hin, die Goldforderung zu befriedigen. Hier! nimm alles was ich mein nenne; aber ſorge Du für die ſchwierigere Hälfte ihrer entſetzlichen Doppeltforderung, denn wo ſollte ich einen Jüngling finden, der für uns ſtürbe!"

„O mein Kind", wehklagte Samba, „wäre es nur mit dieſem zwiefachen Opfer genug! Müßte ich nur nicht fürchten, daß mein völliges Verderben beabſichtigt wird, daß die Rächer, auch wenn ich ihnen das Gold ſammt dem Jüngling überliefere, dennoch nicht unterlaſſen werden, den Meinigen nach dem Leben zu trachten!" — Leider war dieſe böſe Vermuthung Samba's nicht ungegründet.

Der Glaube der Neger, daß im künftigen Leben der Werth des Geſtorbenen nach den Schätzen beſtimmt werde, die man mit ihm in das Grab legt, bewog leicht einen Jüngling, für Adumiſſa in den Tod zu gehen,

sobald Fülle des Goldes ihm auf seinen dunklen Weg mitgegeben würde.

Obwohl dies nun geschah, obwohl die Gesandtschaft des alten Königs am vestgesetzten Tage das Gold und den mit reichen Schätzen zum Opfertode ausgestatteten Jüngling empfing, so fand man doch bald nachher einzelne entfernte Verwandte Samba's hie und da erschlagen. Auch verschwanden mehrere Sclaven aus Adumissa's Gefolge nach und nach auf unerklärbare Weise. Als endlich noch der Sohn von Adumissa's Wärterin geraubt worden war, stürzte die alte Zambika wehklagend in des Mädchens Gemach, rang die Hände und jammerte: „Weh mir! man hat mir meinen Sohn geraubt, meinen einzigen Sohn, das Licht meiner Augen, die Seele meines Lebens, die Stütze meiner hinwelkenden Gebeine —"

„Wer? wer hat Deinen Sohn geraubt?" fragte Adumissa.

„Wer sonst als Dombahi's Oheim?" versetzte die tiefbetrübte Mutter. „Nicht zufrieden, daß er Arqua tödtete —"

„Arqua?" stammelte das Mädchen.

„Nun, ja doch, Arqua, Euren Vetter, dem Ihr das Leben rettetet, als er in den Weiher gefallen war. Tödtete man doch nicht ihn allein, sondern noch fünf andere Eurer Verwandten, die Sclaven nicht zu rechnen, die man verlockte und zuverlässig abwürgte, wie nun mein armer unglücklicher Sohn gewiß ebenfalls — —"

Aber Adumissa hörte von dem Allen nichts mehr. Bei Nennung des Namens „Arqua" war sie besinnungslos hingesunken, denn von ihrem Vater war ihr nimmer gesagt worden, wer sich für sie dem Opfertode hinge-

geben hatte; und Arqua, der unſchuldige Arqua, den Adumiſſa wie einen jüngeren Bruder geliebt, den, wie es hieß, man auf Botſchaft an die Landesküſte geſchickt, dem Adumiſſa einſt das Leben gerettet hatte, und der in ſtiller Dankbarkeit ſtets ſeine Retterin und holdeſte Geſpielin verehrte, — Arqua, Arqua war für ſie, für ſie geſtorben! Dieſer ſchnelle Gedankengang, der nur allzu richtig war, warf das Mädchen wie todt dahin.

„Du und Dein Eigenthum — Alles ſoll geſichert werden", ſeufzte Adumiſſa, als ſie, von ihrer Ohnmacht ſich erholend, zu ihrem bekümmerten Vater aufblickte, der ſie in ſeinen Armen hielt.

„Nur mein Tod", fuhr Adumiſſa fort, der von nun an jegliche Lebensfreude vernichtet war — „nur mein Tod kann den zürnenden Schatten Dombahi's verſöhnen; und ich verdiene es, mein Leben zu verlieren, weil ich Dir, o mein Vater! ſo lange ungehorſam geweſen bin."

Samba wollte nichts von ſolchen wilden Entſchlüſſen hören, obſchon dieſe allerdings mit dem Lehrglauben der Neger nicht ſonderlich im Mißklange ſtanden. Er verbot ſeiner Tochter, fürder auch nur daran zu denken; allein Adumiſſa wankte nicht. Ruhig traf ſie die nöthigen Vorkehrungen zu ihrem ihr unerläßlich nothwendig dünkenden freiwilligen Tode.

Nach allen Gegenden des Landes hin, wo irgend ein Verwandter von Samba's Hauſe lebte, wurden Boten entſendet, die ein kleines Geſchenk überreichten und die Verwandten an einem beſtimmten Tage gen Zimbarohe entboten. Dann forderte Adumiſſa jeden von Dombahi's Familie auf, zugleich mit Jenen vor ihr zu

erſcheinen. Nicht minder mußte auf ihre Bitte Adoho, der Fetiſchprieſter, einen geweiheten Boten an Dombahi's Oheim ſenden, um ihn und die Aelteſten ſeines Bezirks zu der beklagenswerthen Feſtlichkeit einzuladen.

Samba, von Jammer niedergebeugt, hörte und ſah kaum mehr was Schreckliches für ihn um ihn her vorvorging. Adumiſſa's Mutter ward in nicht geringem Maße von Schmerz ergriffen, ihre Tochter verlieren zu ſollen, allein der Ruhm, der durch die heldenmüthige Adumiſſa auf ſie, die Mutter derſelben, zurückſtrahlte, verlieh dem Weibe Samba's Faſſung genug, ſich in das Unvermeidliche zu fügen.

Der glänzendſte Empfang für die zahlreichen Gäſte bei dieſem ſchauerlichen Todtenmahle war bereitet, als der verhängnißvolle Tag anbrach. Schon früh verſammelte ſich Alles im Landhauſe Samba's. Die Sclaven, in dunkles Blau, der Neger Trauerfarbe, gekleidet, umſtanden die inneren Räume der Wohnung. Dombahi's Oheim, deſſen Gefolge und die nächſten Verwandten Adumiſſa's waren in dumpfer Erwartung des entſcheidenden Augenblickes in dem größeſten der Gemächer verſammelt. Ein reichverziertes Piſtol, ein buntgeſchnitztes Pulverhorn und drei goldene Kugeln lagen inmitten des Gemaches auf einer Tafel. Draußen ließen die Pfeifer und Trommelſchläger kreiſchende, klagende Töne hören, als Adumiſſa, reichgeſchmückt, in die Verſammlung trat. Ihre bejammernswerthe Mutter war tief in das Land geſchickt worden; Samba aber ward — die Landesſitte heiſchte ſeine Gegenwart — wie bewußtlos von zweien ſeiner Brüder hereingeführt. Mit veſtem Schritte nahete Adumiſſa ſich der Tafel, ergriff das Gewehr, winkte dem

Oheim Dombahi's und sprach: — „Lade es!" Der alte König gehorchte. Mittlerweile fuhr Adumissa, vesten Blickes umherschauend, fort: „Ihr seht mich hier als freiwilliges Opfer, um dem Großen Geiste und dem Schatten Dombahi's Genüge zu leisten. Ich war es, die Dombahi's Tod veranlaßte — billig ist's, daß ich dafür büße. Doch bevor ich scheide", setzte Adumissa hinzu, indem sie das geladene Pistol aus des Königs Hand empfing, „schwöre Du mir, o König! bei dem Großen Geiste, bei der heiligen Schlange, so wie auch bei dem Yhancohopum, dem mächtigen Donnerer der Europäer, daß Du nimmermehr meinen Vater, noch meine Mutter, noch irgend ein Glied meiner Familie verfolgen, noch derer Sclaven, noch derer Habe begehren willst. Schwöre mir auch, daß Du von den Meinigen allen scheiden willst, sobald mein Tod Deine Rache befriedigt. Schwöre auch, daß mein Tod wirklich Deine Rache befriedigt!"

„Ich schwöre dies Alles", sprach feierlich der Oheim Dombahi's, „bei dem Großen Geiste, bei dem heiligen Fetisch, wie auch bei dem Yhancohopum, dem mächtigen Donnerer der Europäer!"

In demselben Augenblicke hatte Adumissa das tödtende Geschoß an ihr Herz gesetzt — da blitzt' es, und leblos sank das so schöne, das, ach! so grausenvolle Opfer in die Arme der nahestehenden Verwandten.

Nicht Adumissa's Munde entschwebte der Jammerlaut, den man vernahm; auf Samba's bleichen Lippen ward er hörbar, denn der beklagenswerthe Vater hauchte in namenlosem Schmerze zugleich mit seiner Tochter die Seele aus.

Nach Landesſitte ward die des Opfertodes Geſtorbene unterhalb der Flur ihres Vaterhauſes mit faſt königlichem Gepränge begraben; und wie viele Jahre auch ſeit jener düſtern Begebenheit verſtrichen ſeyn und noch verſtreichen mögen — Adumiſſa's Name lebt fort im Gedächtniſſe der Einwohner von Zimbarohe; denn Adumiſſa iſt für ſie der Inbegriff alles Schönen und alles Heldenmüthigen.

Die gefühlvolle Leſerin durchbebt ein Schauder vor den erzählten, traurigen Folgen eines finſtern Irrwahnes unter Negern — Ach! bethörte doch auch ſogenannte cultivirte Völker von jeher ſo mancher Wahn, der das Leben nicht nur eines Menſchen, ſondern — Wehe, und abermals Wehe unſerer Cultur! — ſondern das Leben vieler Tauſende von Menſchen koſtete; und ſind wir geſichert, daß nicht um ähnlichen oder anderen Wahnes willen ſchon heut oder morgen ſelbſt Chriſten die ſchauerlichſten Scenen wiederholen, die wir längſt in den Büchern der Geſchichte Europa's geſchildert finden?

Licht und Schatten.

Eine Skizze

aus der Mappe eines Reisenden.

„Tempelherr. — — Zudem, ich seh' nun wohl,
Religion ist auch Partei; und wer
Sich d'rob auch noch so unparteiisch glaubt,
Hält, ohn' es selbst zu wissen, doch nur seiner
Die Stange — — Weil das nun einmal so ist,
Wird's wohl so recht seyn.
Klosterbruder. Dazu schweig' ich lieber."

Lessing's: „Nathan der Weise."

„Welch ein Paradies bietet Portugal in den meisten seiner Gegenden dem Auge des Freundes der Natur dar! Und wohl sind die Landleute würdig dieses balsamischen Landes! Die Männer wie so kühn, so freimüthig, so gastfreundlich; die Frauen wie so zärtlich, so liebreich, so keusch — lieblicher in ihrer gebräunten Schönheit, als manche reizende, blendendweiße Tochter des Nordens! Zufrieden bei zahllosen Entbehrungen und fröhlich bei mühseligem Tagewerke, verwirklicht dies einfache Völkchen gleichsam die Träume des patriarchalischen Zeitalters!“

Diese Ansichten, das Resultat jüngstgemachter Bekanntschaft mit den anmuthigsten Gegenden und den freundlichsten Einwohnern jenes romantischen Landes, wurden mir von meinem Freund H..., meinem Reisegefährten, geäußert, als wir in hochüberhangender Schattenlaube eines der lieblichsten Lustgärten von Cintra das Daherziehen einer Gruppe von Landleuten auf der Heerstraße beobachteten. Die Nahenden erklommen eine felsige Anhöhe, indem sie sich aus dem schönsten Thale, das je von einem menschlichen Auge erblickt ward, hervor-

wanden und in den erſehnten Schatten eines Korkeichenhaines eilten, von dem unſer Landhaus umgeben war. Hier ergoß ſich aus kieſeligem Bergesvorſprung ein lebendiger Quell, und die Wanderer machten Halt, ihre erſchöpften Maulthiere zu tränken und ſich vor der brennenden Sonnenhitze zu ſchirmen, während ſie ſich anſchickten ihr ſpärliches Mahl zu genießen, das aus grobem Brote, etlichen Oliven und Weintrauben beſtand.

Sobald ſie uns erblickten, erſcholl uns aus Aller Munde ein fröhliches „Viva!“ (ſoviel als das deutſche „Gott zum Gruß!“) die unwillkürliche Aeußerung ihres guten Willens und ihres Wohlmeynens, die zu ächt war, als daß ſie hätte unterdrückt werden können.

„Guten Markt gehabt?“ rief H... ihnen in dem dieſem Volke eigenen, freimüthigen Tone entgegen, der allerdings ſeine Hörer ergötzte, obwohl ein ſchnell wieder verſchwindendes Grübchen auf den Wangen etlicher der Frauen es deutlich zu erkennen gab, wie ſie hurtig den leichtfertigen Weg wahrgenommen hatten, auf welchem er die wohlklingende Landesſprache geradbrecht hatte.

„So ziemlichen Markt; Dank ſey der heiligen Mutter!“ verſetzte ein ſtattlicher Greis, deſſen Silberbart ihm faſt bis zum Gürtel hinabwogte, mit einem Feuerblicke, der luſtig unter dem breitgerandeten Hute hervorſtrahlte. „He! Carmo! Maria do Carmo!“ fuhr der Alte fort, indem er mit dem obern Ende ſeines Hirtenſteckens leiſe die Schulter eines jungen Mädchens berührte, die auf ihrer Albarda, oder ihrem Packſattel, zwiſchen zwei Weinkörben mit geſchloſſenen Augen ſaß, allaugenblicklich nickte, und nur mit Anſtrengung ſich einem ſüßen Schlummer zu entwinden ſchien: „Maria, Du haſt noch etliche

unverkaufte Käſe und Dickmilch übrig; biete ſie den Herrſchaften an.“

„Coitadinha!“ (armes Kind!) rief ein rüſtiger, athletiſcher Jüngling, deſſen kaſtanienbraune Locken in langen Spiralringeln um das hübſche geiſtvolle Geſicht fielen: „Sie iſt müd', und iſt's doch nicht zum Verwundern! Die Sonnenhitze und das Geläut der Maulthierglöckchen haben ſie in Schlummer gewiegt.“

„Nein, Joſef, Deine endloſen Liederchen thaten es“, rief das Mägdlein auf dem Packſattel, indem ſie auf den Jüngling einen zärtlichen Seitenblick warf; während kein Augenwink einer Matrone, der ſolchen Blicken Vorwürfe zu machen pflegt, der gutherzigen Mutter entſchlüpfte, die ſich ebenfalls in der Gruppe befand, und, auf einem Maulthiere ſitzend, einen Säugling in Schlaf lullte, indem ſie die beliebte Volksballade: „Spagnolinha del alma minha“, trällerte, deren Refrain, „ay, ay, ay!“ ſo auf ſie ſelber wie auf den Säugling eine einſchläfernde Wirkung zu haben ſchien.

„Der Weg war weit und rauh, Senhores, und die Sonne ſteht noch hoch“, ſagte der Jüngling, „allein Maria wird Ihnen dennoch ſofort ihre unverkauften Sachen zeigen.“

„Ei, recht gern“, ſprach Maria do Carmo, mit den ſüßen, noch ſchläfrigen Augen, die ſich nicht getrauten, unter den langen ſchwarzbraunen Wimpern hervorzugucken, während ſie abſtieg und aus einem ſaubern Tüchlein, das in einem der Körbe lag, ein Häufchen kleiner Rahmkäſe hervorholte, die ſie mit eignen Händen verfertigt hatte, und uns anmuthig darbot. Als das Mädchen von ihrem Maulthier ſtieg, zeigte ſie einen geſchmeidigen

Fuß mit zartgebauetem Knöchel, der durch einen dünnen, durchsichtigen Strumpf, wie die Weiber des Landvolkes in Cintra ihn selbst zu weben pflegen, und einen gelben halbseidenen Pantoffel, wie Aschenbrödel ihn wohl hätte tragen mögen, noch mehr hervorgehoben ward.

„Nachdem ich diesen Fuß gesehen habe“, flüsterte der leichtentzückte H... mir zu, „sehe ich nimmermehr unsere nordischen Brombeerlieschen an, wie kirschenwangig sie auch aussehen mögen, denn in der Regel haben sie Füße wie ein Kameel!“

„Still, Lästerer“! sprach ich, indem wir unsern Dank für die „meses“ abstatteten, welche die netthändige Phyllis, von ihrem Verehrer Josef unterstützt, uns gleichsam aufdrang. Nie sah ich ein schöneres Paar. Wir konnten des Mädchens Gabe nicht zurückweisen; allein als wir versuchten, ihr Geld dafür zu geben, welches unter diesen Umständen wenig Zartgefühl von unserer Seite verrieth, schlug sie dasselbe hastig aus, und wir gewahrten, daß unser Trachten nicht blos für Maria, sondern für alle Uebrigen peinlich geworden war.

„Ist Josef Dein Bruder?“ fragte H...

„Nein, Senhor“, versetzte Josef, indem er das Wort für die schöne Angeredete nahm, von welcher er jeden Blick und jede Geberde zu bewachen schien, als wollte er ihren leisesten Wunsch errathen; „nein, Maria soll meine Frau werden — groß Heil für mich.“

„Sie ist reizend — Gott segne Euch Beide mit einander!“ rief ich, worauf das Pärchen einen feurigen Blick wechselte, und Josef alsdann seinem lebhaft reg gemachten Dankgefühle für den ihnen gegebenen Wunsch Worte gab, indem er ausrief: „Muito obrigado,

senhores, muito obrigado! (sehr verbunden) Viva! viva!“

Die Gruppe schickte sich nun zum Weiterziehen an. Das wohlklingende Geläut der Glöckchen an den Zäumen der Maulthiere ward wieder hörbar und mengte sich nicht unangenehm in das fröhliche Gebell der zahlreichen Hunde, die dem Zuge folgten, in das schrillende Lachen der Kinder und in den sanften Lebewohlruf der Frauen und Töchter, die, so lange sie uns noch sichtbar blieben, mit den Händen winkten, und besonders mit Fingerzeichen ihren Gruß andeuteten; eine Sprache, die unter allen Ständen der Portugiesen angewendet und verstanden wird.

„Dies Volk ist glücklich, ungeachtet seiner Beherrscher, und gut, trotz seinen Pfaffen“, sagte H... „Ich frage“, fuhr er fort, „ob sich an Kopf und Herzen — von Gestalt und Benehmen will ich gar nichts erwähnen, — ihres Gleichen in unserm Norden finden, wiewohl wir so viel hören müssen vom Fortschreiten unserer Cultur und von Segnung unserer Erziehungweise, und uns Wunderdinge erzählen lassen müssen von der Macht der „Heiligen“ und der „Reliquien,“ die da den Sünder bekehren.“

„Wahre Religion, mein lieber H...“, versetzte ich, „hatte von jeher weder mit pfäffischen noch calvinistischen Heiligen zu schaffen, und was den Vorzug betrifft, den Sie den portugiesischen Landleuten vor engländischen Bauern geben, so meyne ich, stützt sich derselbe nur auf Ihre, zum Malerischen und Romantischen geneigte Einbildungkraft und auf Ihre entschiedene Leidenschaft für schwarze Augen und zierliche Fußknöchel! Sie haben in diesem Lande jetzt nur die angenehmere Gegend und Jahrszeit und den

munterſten Theil des Volkes geſehen. Sobald ſie den Koth und die Troſtloſigkeit der Städte, die Frömmelei und Hartherzigkeit deren Bewohner und die der gente da borda d'agua (der Küſtenbewohner), die glühende Hitze des Sommers mit ihrer entſetzlichen Inſectenplage und den kläglichen Mangel alles Schattens und alles Grüns, an dem ein großer Theil des Landes leidet, kennen lernen, werden Sie vielleicht weniger Liebe für dies Sonnenland hegen, und mit größerem Wohlgefallen auf Natur und Volk in unſerm ärmeren, aber dennoch glücklicheren Norden blicken.“

H... ſchüttelte den Kopf; jedoch nicht lange Zeit nach dieſer Unterredung traf er in Liſſabon mit Herrn M..., einem ihm befreundeten Engländer, zuſammen, der ihm am erſten Abend ſeines Aufenthaltes im Orte folgende Thatſache erzählte, die allerdings geeignet war, die ſchwärmeriſche Vorliebe abzukühlen, welche mein Freund H... für Portugal hegte.

M... hatte im verwichenen Jahre die inneren Provinzen des Landes durchzogen. Bei ſeiner Ankunft in Caldas da Rainha, welcher Ort etwa zehn deutſche Meilen nördlich von Liſſabon liegt, und deſſen Mineralbäder gegen rheumatiſche Uebel beſonders wirkſam ſeyn ſollen, traf er in der elenden, unruhigen Schenke des Ortes eine unglückliche Landsmännin, eine junge Perſon von rechtlicher Familie, an, die ohne Freunde, ohne Stütze und Troſt auf hartem Krankenlager lag, und Niemanden

um sich hatte als ihre Magd, eine arme und überaus einfältige Dirne, deren Witz vollends hatte zu Ende gehen müssen durch allen Mangel an Pflege und menschlicher Beihülfe, welche die gleichgültigen Portugiesen der hülflosen Gebieterin immer mehr versagten.

M... erfuhr ferner, daß Miß Morton, der bedauernswürdige Gegenstand seiner Besorgnisse, von Lissabon nach Caldas gebracht worden war, um die Heilkraft der Mineralbäder zu versuchen, und daß ihr Bruder, ein leichtsinniger junger Mensch, sie dort allein zurückgelassen hatte, um seinen eigenen Geschäften oder Träumen nachzugehen.

Keine In- noch Ausländerin höheren Standes war zur Zeit im Badeorte, die die geringste Theilnahme an dem Schicksale der Verlassenen bewiesen hätte; auch hatte Letztere weder Muße noch Gelegenheit Bekanntschaften zu machen; und einzelne ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, zeichnen die Portugiesen im Allgemeinen sich durch ihren Widerwillen gegen jeden „estrangeiro“ (Ausländer) aus, der in ihrer vorurtheilvollen Einbildung ihnen gleichsam als ein Wehrwolf erscheint.

M... beschloß in seiner stets bereitwilligen Menschenliebe der Miß Morton jede ihm mögliche Hülfe zu leisten. Er ließ sich zu ihr führen, und ward nicht wenig durch den trübseligen Zustand ergriffen, in welchem er ein so jugendliches und allem Anscheine nach höchst liebenswürdiges Frauenzimmer versetzt fand. Sie lag auf einer mit etlichen Kissen versehenen Strohmatte, die auf dem rauhen Boden einer Dachkammer ausgebreitet war. Die Kranke wies sich erschöpft, ausgemergelt, und fast unfähig sich zu bewegen, doch ausge-

rüſtet mit all dem Muthe und all der Zartheit und Zurückgezogenheit, wodurch die Engländerinnen ſich vor vielen Frauenzimmern des Weſtlandes auszeichnen. Ihre Wangen, bleich faſt wie das Kiſſen auf welchem das Mädchen lag, wurden von hellbraunem, noch ſorgfältig gepflegtem Haar beſchattet, und die Milde und Schönheit ihrer dunkelblauen Augen, die durch den Angriff der Krankheit ſich noch mehr dunkelten, machten einen gewaltigen Eindruck auf das Gemüth ihres mitleidigen und etwas ſchwärmeriſchen Beſuchers. Miß Morton's Uebel war ein Lebergeſchwür, und im Augenblick, wo M... ſie zuerſt erblickte, glaubte er ſchon überzeugt zu ſeyn, daß hier an Geneſung durchaus nicht zu denken wäre. Dennoch, und um ſo mehr, hielt er es für Pflicht, jede ärztliche Hülfe herbeizuſchaffen, die in dem kümmerlichen Städtchen aufgetrieben werden konnte. Er holte demnach die drei Aerzte des Ortes — mehr waren ihrer nicht — zuſammen, um über Zuſtand und Heilung der Kranken Rath zu halten. Jeder dieſer würdigen und gelehrten Herren war einer beſondern Meynung. Der Eine entſchied für Aderlaß, der Zweite erklärte, jede Blutverminderung würde der Kranken tödtlich werden, und der Dritte, der allenfalls den Aderlaß zugegeben hätte, konnte denſelben nicht verordnen, weil, wie er ſagte, der Mond im letzten Viertel ſtände, und der damalige Wochentag zu den unglücklichen Tagen des Jahres gehörte. In Einem Punkte trafen ſie jedoch alle Drei, wiewohl nach langer Berathung, zuſammen, nämlich darin, daß Tod hier unvermeidlich wäre, und das Leben der Kranken höchſtens nur noch zwei Tage erhalten werden könnte. Unter dieſen Umſtänden fand M...

es gerathen, der Leidenden, voll Zartgefühl und Fürsorge, Weisung zu geben, wie sie wohl ihren Verwandten und Freunden zuzuführen seyn mögte.

Es bedurfte der näheren Auseinandersetzung nicht. Miß Morton begriff recht wohl das Düstere ihrer Lage, und erklärte selbst geradezu, daß sie fühlte wie ihr Ende nahe sey. Die Seelenruhe und Geistesgegenwart der Kranken waren bewundernswürdig und ihre Resignation zeigte sich vollkommen. Es schien, als würde ihr in den Augenblicken, wo es ihr am nothwendigsten war, jene Kraft vom Himmel gewährt, die, wenn wir sie mit Inbrunst erflehen, uns zu Theil wird, daß wir auch ein Uebermaß von Leiden mit Geduld und Ergebung ertragen können. Miß Morton ließ sich auf ihrem Schmerzenslager in die Höhe richten und so lange unterstützen, bis sie einen kurzen Brief an ihren Agenten in Lissabon geschrieben hatte. Es ergab sich später, daß der Inhalt dieses Schreibens eine Verfügung zu ihrer Beerdigung auf dem Kirchhofe des Ortes war. Dann ordnete die Kranke ihre kleinen Geldangelegenheiten, fragte nach einem Kästchen mit einigem werthvollen Geschmeide, vertraute dasselbe den Händen M...'s, und bat diesen, es ihrem Bruder zuzustellen, nachdem er einen gewissen Ring herausgenommen und ihn einer Jugendfreundin der Todtkranken eingehändigt haben würde, deren Namen und Wohnort diese ihm bezeichnete.

Als Miß Morton auf solche Weise ihr kleines Testament gemacht hatte, schien sie lebhaft nach dem Troste der Religion zu verlangen; allein in ganz Caldas war kein protestantischer Religionverwandter, außer M...,

der nun, nachdem er der Beklagenswerthen Bruder, Freund und Wärter geworden war, auch das Amt eines Geistlichen bei ihr verwalten mußte, wiewohl er ihr vor zwei Tagen noch als ein völlig Fremder erschienen war. Welch sonderbares Ereigniß sowohl für die Kranke wie für M...! Die Magd that freilich was sie konnte, war jedoch von zu niederer Herkunft und zu rohen Sinnes, als daß sie im Stande gewesen wäre ihrer Gebieterin den geringsten Trost zu verleihen, ja, nur die mindeste erträgliche Gesellschaft zu leisten.

Miß Morton verlebte nach Aufmachung ihres letzten Willens noch einige Tage und theilte in den wenigen Stunden des Leidlichbefindens, die ihre grausame Krankheit ihr gewährte, verschiedene interessante Umstände hinsichtlich ihrer Angelegenheiten und ihrer Erlebnisse mit. Besonders schilderte sie das Elend, das sie auf ihrer Reise von Villafranca nach Caldas erlitt. Von Lissabon nach Villafranca war sie zu Wasser weiter geschafft worden, welche Fahrt ihr nicht sonderlich beschwerlich ward; allein am Morgen ihrer Ausschiffung glaubte sie, daß das Geschwür an ihrer Leber aufgegangen wäre, denn ihr Uebelbefinden mehrte sich mit jeder Stunde, die sie auf dem scheußlichen Heerwege und in dem plumpen, unbequemen offenen Karren zurücklegte, dessen sich jeder Reisende, ohne Unterschied, in diesem fernen, halbbarbarischen Lande bedienen muß. Der brennenden Sonnenhitze preisgegeben, deren Gluthen schon in den Morgenstunden, zwischen acht und neun Uhr, unerträglich werden, und wogegen sie, da der Karren durchaus keinen Vorhang oder dergleichen hat, Gesicht und Hände nur theilweise schützen konnte, wurden diese ihr halb versengt;

dazu erſtickte ſie faſt im Staube, und hätte vor Durſt verſchmachten mögen. Man ſieht alſo leicht ein, daß das Leiden der Aermſten an das Unerträgliche gränzte. Als es Nacht ward hielt der Karren vor einem jener Gebäude, das zwar für eine Art Herberge in der Stadt Caldas galt, das aber nur eine „loja de bebidas“ oder Schenke war. Sie hoffte hier ein Ende ihrer Marterreiſe zu finden, und ihr geſunkener Muth begann durch den Gedanken an Ruhe und Schlaf, deren ſie bald würde genießen können, ſich ein wenig aufzurichten. Aber ach! dieſe Marterreiſe war keinesweges zu Ende — der Ort, an welchem man ſich befand, war gar nicht Caldas! „Nimmer“, ſetzte Miß Morton hinzu, „werde ich meine Bekümmerniß in jener Nacht vergeſſen; ſie gränzte an Wahnſinn.“ Der Kärrner ſchrie nach dem Lieblingsgetränke der Einwohner, nach einem Glaſe „ágoardente d'erva doco“ oder Anisbranntwein; und in etwas gerührt durch den Jammerzuſtand der Kranken, verſchaffte er dieſer eine kühlende Limonade, die von der Hand einer mitleidigen Dienſtmagd aus der friſchen, im Garten der Schenke gepflückten Frucht bereitet ward. Nach kurzer Raſt ging es weiter, und mehr todt als lebendig erreichte Miß Morton endlich den Ort ihrer Beſtimmung, nämlich jenes Städtchen Caldas, auf welches ſie mit unbeſchreiblicher Sehnſucht hingeblickt hatte, und in welchem ſie nun ihren Tod finden mußte. Die elende Herberge in Caldas war nichts weniger als geeignet der völlig Erſchöpften die längſt erwünſchte Ruhe zu gewähren. Jegliche Art von Widerwärtigkeit ſtürmte hier auf die Aermſte ein, die ſich im höchſten Grade krank, dem Tode nahe, ohne Hoffnung, und von

aller Welt verlassen fühlte. Unter diesen Umständen fand M... sich zu ihr.

Wer da weiß was es mit den Sitten, Gebräuchen und dem Klima Portugals auf sich hat, der wird ohne Zweifel das innigste Mitleid mit dem Zustande dieser zarten und empfindungvollen jungen Engländerin haben müssen. Die Flur des Gemaches, welches man ihr anwies, hatte so breite Ritzen, daß das Getös und der Dunst aus der Küche fortwährend durch dieselben heraufstiegen, und man alles was unten vorging oben sehen und hören konnte. Dazu war die Hitze in der Kammer unerträglich, und der rastlosen Verfolgung der Mosquitos und anderer noch ekelhafterer Insecten war durchaus nicht zu entgehen. Hiezu denke man sich eine Gruppe roher, wandernder Musikanten, die gewohnt waren die Ohren der Herbergegäste durch ihr Gequiek zu ergötzen, das, durch den Mißklang einer schlechten Guitarre noch ärger gemacht, bei Tag und bei Nacht vor den Fenstern des Hauses sich hören ließ, und worein sich das Geheul und Gebell eines Rudels von Stadthunden mengte, die sich über etlichen ihnen vorgeworfenen Knochen herumbissen, und nicht wenig dazu beitrugen den fieberischen Schlummer der Leidenden kläglich zu stören.

Neben Miß Morton's Kammer lag ein kranker Mann in Todesnöthen, und das Geächz und das Herplappern der Gebete, zusammt der Ertheilung der letzten Oelung, griffen unsere von Schmerzen gequälte Reisende so geistig wie körperlich an, und diese Beunruhigung hörte keineswegs mit dem Verscheiden des Nachbars auf; denn nach der Sitte des Landes rennt das Volk in Haus und Hütte tobend hinein, um einen Todten zu beschauen.

So ward die Treppe in der Herberge nimmer von Auf- und Niederrennenden leer, und der in ſolchen Fällen angezündete Rosmarin wurde durch den erſtickenden Dunſt, den er verbreitet, unſerer Kranken vollends unerträglich. Dann, als man den Todten zur letzten Ruheſtätte abführte, begann der Leichenſang, den die Mönche mit gellender Eintönigkeit herplärrten, ſo daß ihre Stimmen ſchon jämmerlich von dem fernen Straßenende herüber ſchollen; und als ſie nun allmälig näher kamen, endlich mit dem leeren Sarge und den brennenden Wachskerzen ſingend die Treppe hinanſtiegen, war das Geplärr nicht auszuſtehen, und mußte unſere Leidende auf eine nicht zu beſchreibende Weiſe erſchüttern. Endlich freilich nahm die Ceremonie ein Ende, und die Herberge hätte Ruhe gewähren können, wenn jetzt die krächzenden Muſikanten ihren Lärm nicht wieder angefangen hätten. Zwar gab M... ihnen ein kleines Stück Geld, mit der Weiſung, ſich ſo lange fern zu halten bis die arme Miß Morton, deren Stunden gezählt waren, ihren Geiſt aufgegeben haben würde. Allein welchen Augenblick wählten die Wichte zu ihrer Rückkehr! Eben die Sterbeſtunde, eben den Augenblick, in welchem die Verlaſſene, unter unbeſchreiblichem Weh, mit dem Tode rang. M... wußte vorher, daß alle Anforderung um Ruhe bei den Gerichtsbehörden von Caldas vergeblich ſeyn würde; und hätte er auch Mittel zu gewaltſamer Verjagung der kreiſchenden und quiekenden Unholde in Händen gehabt, ſo konnte er doch zum Voraus gewiß ſeyn, daß Meſſer oder Stilett ihm den Lohn dafür gegeben und keine Polizeibehörden ſich weiter um ſeine Ermordung gekümmert haben würden,

als den Thäter etwa höchstens einige Tage lang einzusperren und dann wieder laufen zu lassen; denn was ist in solchem Lande an dem Leben eines Ketzers gelegen? Ueberredung war also das Einzige, worauf M... noch einige Hoffnung bauen konnte. Er eilt hinaus vor die Herberge, um Stille zu erflehen, und verläßt zu diesem Ende die Sterbende, über welcher er protestantische Gebete zu sprechen andächtig beschäftigt gewesen war. Allein vor der Kammerthür sieht er sich von neuen Quälgeistern heimgesucht und geängstigt. Mit Gewalt wollen diese in die Kammer dringen. Es waren zwei römische Geistliche, von denen einer zu einem irländischen Kloster gehörte, und der recht wohl hätte wissen können, daß sein Erscheinen einer protestantischen Dame höchst unangenehm und widerwärtig seyn mußte.

„Wir haben gehört", sagte der portugiesische Mönch, „daß in diesem Hause eine Weibsperson im Sterben liegt und des Trostes der Religion bedarf, und kommen deswegen, ihr solchen zu reichen."

„Freilich befindet sich die Dame in solchem beklagenswerthen Zustande", versetzte M..., „doch wenn Ihr mir glauben wollt, so kann ich Euch feierlich versichern, daß sie keinesweges jenes religiösen Trostes bedarf, den ihre christliche Hingebung und Frömmigkeit im vollsten Maaße verdient. Ihre Seelenstärke ist so beneidenswerth, daß ich wohl wünschen könnte, in diesem Augenblicke an ihrer Stelle zu seyn."

„Allein ihr mangelt doch der Beiſtand der Kirche“, ſagte der irländiſche Mönch.

„Ihr ſeyd, frommer Pater“, entgegnete M..., „wie ich ſehe, ein Irländer, und alſo nicht unbekannt mit den Gebräuchen der proteſtantiſchen Kirche. Auch müßt Ihr es wiſſen, daß dieſe Kirche ihren Mitgliedern nicht geſtattet, diejenigen Gebete und Ceremonien anzunehmen, die Ihr hier zu leiſten ſo eifrig zu ſeyn ſcheint. Mißverſteht mich nicht. Ich will der Lauterkeit Eurer Beweggründe durchaus nicht zu nahe treten; dennoch könnt Ihr, nach der Euch ſo eben von mir gewordenen Erklärung, weder Recht noch Vorwand haben, Eure Zudringlichkeit weiter zu treiben.“

Doch gingen die beiden Prieſter hierauf keineswegs ein. Zwar ſchien der Irländer ſich etwas zu ſchämen; — dennoch überließ er es nicht ungern ſeinem portugieſiſchen Gehülfen, die Sache mit unſerm entſchloſſenen Freunde auszufechten, der gelaſſen, aber beharrlich fortfuhr, den Zudringlichen das Eintreten zu wehren, obgleich er recht wohl die Gefahr erkannte, die er lief, ſich dem Willen der Prieſterſchaft in einem ſo deſpotiſchen und bigotten Lande zu widerſetzen. Endlich kehrten die Mönche um, und M... ging zurück, um ſein rührendes und melancholiſches Geſchäft bei der Sterbenden zu vollenden. Er las die von der engländiſchen Kirche vorgeſchriebenen Gebete am Bette der Verſcheidenden. „Iſt denn nichts, gar nichts ſonſt vorhanden, das mich in dieſer Stunde der Angſt noch kräftiger tröſte,

und ſtärke?“ ächzte die mit dem Tode Ringende; und glücklicherweiſe fand M... bei dem Wirthe der Herberge, der ein Engländer von Geburt war, die Fragmente eines Buches, die zwei Gebete darboten, welche auf den Zuſtand einer Perſon, die im Sterben liegt, ſo überaus ergreifend und erquickend abgefaßt waren, daß ſie im vollen Maaße die Wirkung hervorbrachten, nach welcher die Verſcheidende ſich ſo brünſtig geſehnt hatte. „Tauſend, tauſend Dank!“ liſpelte Miß Morton, „für alle Ihre unausſprechliche Güte gegen mich. Dieſe Gebete ſind ſegenbringend; ſie gingen zum Herzen; denn ſie kamen vom Herzen!“ Sie wurde nun überaus ſchwach; M... legte die Hand auf ihre Stirn, und die Sterbende gab ein leiſes Zeichen, indem ſie auf ihr Haupt deutete. Mit Hülfe der Magd richtete M... ſie ein wenig höher auf, und unterſtützte ihren Kopf mit den Kiſſen; erheitert blickte Miß Morton noch einmal auf ihren Freund und Tröſter — und verſchied.

Jetzt, da Alles vorüber war, langte der bleierne Sarg an, um welchen M... mit betrübtem Herzen und gedrängt von den obwaltenden Umſtänden, nach Liſſabon noch eher hatte ſchreiben müſſen, als ſeine hülfloſe Pflegebefohlene das Zeitliche geſegnet hatte. Wie erfreut war M..., daß der Sarg nicht früher eintraf, denn welche ſorgfältige Vorkehrung er auch getroffen hatte, ſo würde die Ankunft dieſes düſtern Geräthes doch leicht ſolche Bewegung und ſolches Geräuſch in der Herberge haben verurſachen können, daß es das Ohr des ſterbenden Mädchens hätte erreichen müſſen!

Die nächste Bekümmerniß, die M... nunmehr erfahren mußte, rührte von der Frömmelei des Volkes her, von welchem er sich umgeben sah. In der Herberge befanden sich etliche portugiesische und spanische Familien von Stande, die miteinander Botschaft zu ihm schickten, daß er den Leichnam, in welchem noch die Wärme des Lebens zu verspüren war, aus dem Hause schaffen lassen mögte. „Wir werden Alle den Gasthof verlassen", hieß es, „wenn die Leiche einer Ketzerin noch länger unter dem Dache desselben bleibt;" und auf der Gasse, vor der erbärmlichen Behausung, erscholl unverhohlen der Schmachruf: „es wäre so eben eine Ketzerin zur Hölle gefahren, und ein anderer Ketzer habe sie gehörig abspedirt."

M... fing nun an wahrzunehmen, daß, wenn er sich nicht aus Caldas fortmachte, der Leichnam in Stücke zerrissen, ja, sein eigenes Leben in Gefahr gesetzt werden würde. So verlor er denn keine Zeit, miethete zwei „seges" oder kümmerliche Kariolen, nahm von einer derselben den Kasten ab, um auf die Räder den Sarg mit der Leiche zu bevestigen, während er mit der Magd der Verstorbenen den andern Karren bestieg, und die melancholische Reise nach Lissabon sofort antrat. Zwar erreichte er endlich diese Hauptstadt; aber unter welchen Beschwerden! Die Hitze der Atmosphäre, der glühende Brand der Sonne, deren Glanz der Trauergefühle M...'s zu spotten schien, Müdigkeit und Betrübniß — dies Alles miteinander belastete auf unbeschreibliche Weise unsern Reisenden. In Lissabon angelangt, hatte

M... endlich den trübseligen Trost, dem Leichnam seiner beklagenswerthen Landsmännin einen stillen und schönen Grabwinkel, durch Vermittelung des engländischen Residenten auszuwirken. Unter düstern Pinien und Cypressen bezeichnete er durch einen einfachen Leichenstein die Ruhestätte der unglücklichen Miß Morton.

„Ja wohl, Licht und Schatten!“ schrieb mein Freund H... in sein Tagebuch, aus welchem er mir obige Skizze überließ. — „Licht und Schatten. — Lichte Natur des schönen Landes Portugal, welche Schatten werfen Religionzwang und pfäffische Verfinsterung auf Dich!“

„Narrenglück, gutes Glück!“

Eine hiſtoriſche Anekdote.

„Wit, and't be thy will, put me into good fooling! Those wits, that think they have thee, do very oft prove fools; and I, that am sure, I lack thee, may pass for a wise man: For what says Quinapalus? Better a witty fool, than a foolish wit."

„Witz, ist's Dein Wille, so verhilf mir zu einer tüchtigen Posse! Jene Witzköpfe, die Dich zu haben wähnen, weisen sich oft als Narren aus, und ich, der ich überzeugt bin, daß ich Deiner ermangele, kann für einen klugen Mann gelten: Denn was sagt Quinapalus? Besser ein witziger Narr, als ein närrischer Witzkopf."

Shakspeare's „Twelfth-Night."

„Narrenglück ist gutes Glück“, sagte der altengländische Edle von Brabantyne in aller Bitterkeit eines Mannes, von dem der Wohlstand sich für immer verabschiedet hatte. Der Edle von Brabantyne hatte sich unlängst genöthigt gesehen, ganze Schiffsladungen Nutzholz aus den Forsten seines Besitzthums aushauen zu lassen, ohne daß der Geldertrag davon irgend hinreichend gewesen wäre, die Schuldenlast wirksam zu erleichtern, die auf seinem Gute haftete, denn an diesem nagten Pfandverschreibungen wie der Wurm im Pelze.

„Nun ja“, antwortete ich dem Freunde; „Sie mögen Recht haben. Dann aber muß das Glück zu dem Narren kommen, nicht jedoch kommt dieser zum Glücke, wohingegen der Verständige und Kluge sich rüstig auf die Wanderung macht, um das Glück aufzusuchen und zu ihm zu gelangen, was folglich ihm hundertmal eher als dem Narren gelingen kann.“

„Ein verständiger Einwurf, das!“ versetzte der Gutsherr; „dennoch weiß ich, daß seitdem wir, die wir dem Hause Brabantyne angehören, uns des Wappens und des Wahlspruchs des Narren entäußert haben, uns nicht nur das Glück des Narren, sondern auch alles was irgend Wohlergehen genannt werden kann, gänzlich verlassen hat. — Haben Sie unser Familienwappen schon einmal genau betrachtet?“

„Ich nehme nichts Besonderes an demselben wahr“, sagte ich; „zeigt es doch nichts als die herkömmliche Zubehör derartiger prunkender Nichtigkeiten.“

„So?“ fragte der Gutsherr weiter; „und unsers Wappens Wahlspruch?“

„Was den betrifft, so pflegt man dabei nicht auf sonderlich gutes Latein, noch überhaupt auf tiefen Sinn Anspruch zu machen. So also nehm' ich weder am Wahlspruch noch am Wappen Ihres Hauses etwas Außerordentliches wahr; das heißt, wenn ich mich recht auf dergleichen Dinge verstehe. — „**Sors vigilis semper fausta**“ lautet Ihr Wahlspruch. Ich mögte das mit den Worten: „Das Loos des Wachsamen ist stets ein glückliches“ übersetzen. Ob dieser Spruch nun eine andere geheime Bedeutung enthalten oder gar zu erkennen geben soll, weiß ich nicht. In seinem schlichten Sinne genommen, bedünkt mich der Spruch ein guter Spruch zu seyn.“

„Mag er gut oder schlimm seyn, so wird er dennoch mir und meiner zahlreichen Familie mein ganzes einst so großes Besitzthum kosten. Vernehmen Sie inzwischen unsere Familiengeheimnisse, die seltsam genug

sind, und glauben Sie mir, daß unser Haus so lange das blühendste und glorreichste in dieser Grafschaft war, bis wir anfingen bemüht zu seyn, die früheren Erlebnisse desselben so in Vergessenheit zu begraben, daß sie endlich zu wirklichen Geheimnissen geworden sind."

Mein Freund erzählte nun Folgendes:

„Der Begründer des Hauses Brabantyne war Einer Namens Jacques Tricquet, ein Zugvogel, von dem Niemand wußte, wie und von wem er zu Paris, der eigentlichen Heimath der Leichtfertigkeit, ausgebrütet worden war. Was jedoch die Naturgaben Tricquet's betraf, so zeigten sie wahrhaftig sich von einer Art, daß seine Erzeuger sich seiner nimmer zu schämen hatten. Schön von Person, stark von Gliedmaßen, behende wie es der Rüstige nur seyn kann, war er ganz dazu geeignet, sich Bahn durch eine dornige Welt zu gewinnen. Verstand er es doch trefflich, sich ihm entgegenstellende Hindernisse entweder durch seine Stärke aus dem Wege zu räumen, oder vermöge seiner Leichtfertigkeit über dieselben hinwegzuspringen; und, lieber Freund, wenn unserm Jacques Tricquet Beides nicht gelingen wollte, so wußte er zu kriechen — und wenn er dann sich jenseit des umkrochenen Hindernisses wieder erhob, stand Keiner so aufgerichtet und stolz wie er da!"

„Also gleichviel woher er stammte! War er doch ein Genie", unterbrach ich den Erzähler. „Wohl mögen Sie stolz auf solchen Ahnherrn seyn."

„Nun, wir haben ihm denn auch jederzeit nichts als Gutes nachgesagt", war die ziemlich prunkende Antwort des trübe blickenden Gutsherrn. „Nur sein Kriechen

konnten wir niemals billigen, und noch weniger es nachahmen. Hören Sie nun was daraus entstand. Nicht lange währte es, so erregte Tricquet Aufmerksamkeit am Königshofe. Die sonnige Heiterkeit auf seinem Angesicht — o, welch ein Angesicht! Lassen Sie es sich zeigen.“

Der biedere Alte führte mich in seinen Gesellschaftsaal, wo er mir den fraglichen Gegenstand nicht erst zu bezeichnen brauchte. Das Bildniß Tricquet's schien weniger einem Manne, der jemals lebte, als vielmehr einer schönen Frau — einer Bacchantin zu gleichen, wie diese jemals durch den Zauber des Genius der Poesie erzeugt worden seyn kann. Des Bildes sanftes, lichthelles Haar stimmte wundersamlich mit dem kühnen, lachenden Blick einer Hebe — es wies sich wie das Bild eines liebenswürdigen, aber kecken Frauenzimmers, in der Kleidung eines engländischen Edelmannes.“

„Ein merkwürdiges, stark sich selbst widersprechendes Bild!“ rief ich aus; „so daß mich um so lebhafter nach der Geschichte seines Urbildes verlangt.“

„Nehmen Sie irgend eine Familienähnlichkeit wahr?“ fragte der bekümmerte Greis. Ich wagte nicht gleich hierauf zu antworten, denn ich wußte nicht, ob er es mit seiner Frage ernstlich meynte. Wäre das Bild, in seiner Jugendfrische belebt, auf den Ruf des Weltgerichtsengels aus seinem Grabe hervorgekommen und hätte diesem dieselbe Frage gestellt, so hätte sie kaum widersinniger seyn können. Ich sah meinem Frager fest in's Antlitz, und gewahrte in seinen eingesunkenen

Augen einen Düſterblick, den ich mir nicht zu deuten wußte. Ich fühlte mich davon wie durchbohrt; kam jedoch zu der haſtigen Schlußfolgerung, er zweifle an meiner Aufrichtigkeit. Wie ſehr irrte ich mich!

„Familienähnlichkeit?“ entgegnete ich raſch. „Nicht die geringſte.“

Brabantyne ergriff meine Hand und drückte ſie mit Innigkeit, dann ſeufzte er herzerſchütternd und ſagte mit Betrübniß: „Dennoch fand man allgemein ſolche Aehnlichkeit, ſo lange ich an Glücksgütern Ueberfluß hatte. Immerhin! immerhin! Warum ſollte nicht mit den Glücksgütern auch die Familienähnlichkeit ſchwinden können?“

Der unanſehnliche, faſt häßliche alte Brabantyne — wie bemitleidete ich ihn!

Wir kehrten in das kleine Zimmer zurück, in welchem wir zuſammengetroffen waren. Mein Wirth leerte dort raſch nacheinander zwei Gläſer voll alten Madeirawein, und fuhr dann lebhaft in ſeiner Erzählung fort:

„Ein fröhlicher Geſell war allwege der junge Jacques Tricquet, der, wie geſagt, am Hofe des jugendlichen Heinrich des Achten nicht geringe Aufmerkſamkeit erregte. Bald ſchwärmte er dort unter den Damen als der ſtattlichſte Edelknecht umher, welcher jemals die weiße Schwungfeder ſeines Barrettes über die Schnüren und Puffen ſeines Wamſes anmuthig herabhangen ließ. Heinrich nahm ihn in ſeine Dienſte, und Tricquet erledigte ſich dieſer wie ein ächter Engländer. Allgemein ward eingeräumt, er und ſein königlicher Gebieter —

— „ille et rex ejus“ — wären die schönsten Männer, die irgend ein Königshof aufzuweisen vermögte; wobei man jedoch dem königlichen Heinrich — wenn nämlich Seine Majestät zugegen war, — jederzeit den Vorrang gab.

„Zu jener Zeit ließ sich nur Weniges von dem Schlimmen in dem Charakter Heinrich des Achten wahrnehmen. Freilich war er von jeher gebieterisch und aufbrausend gewesen, doch hatte er bis jetzt noch keine Handlung der Bedrückung oder der Tyrannei begangen. Tricquet stieg schnell in der Gunst seines gekrönten Herrn, der ihm bald das ehrenvolle Amt eines Geheimschreibers des Königs verlieh. Wäre Tricquet geistlichen Standes gewesen, so würde er zuverlässig erster Minister geworden seyn und als solcher vielleicht seinen Kopf eingebüßt haben. Von dunkler Herkunft jedoch wie er war, ward ihm nur die Auszeichnung — doch ich darf meiner Erzählung nicht vorgreifen.

„Gewiß“, sagte ich sänftigend, „gewiß bleibt es in nicht geringem Grade ehrenvoll für den Messire Tricquet, der Begründer des ausgezeichneten Hauses Brabantyne geworden zu seyn.“

„Ei, ja doch!“ rief mein Wirth, „es stand recht wohl um uns, so lange wir uns Narren schelten ließen — doch ich wollte ja nicht vorgreifen! Tricquet war des Königs beständiger Gefährte, spielte mit demselben allerlei Spiele, und spielte sie so gewandt, daß Seine Majestät stets nach Dero Laune, bald mit mehr, bald mit weniger Schwierigkeit der Gewinnende war. Tric-

quet würde vom Hofe und vom gesammten Adel gehaßt worden seyn, wenn er irgend Etwas der Ehrbegier Aehnliches hätte blicken lassen. Er war schlau genug, nicht einmal nach dem Ritterschlage zu streben. Er wußte wohl, wie er's zu treiben hatte, der Schelm! Wollte der Himmel, alle seine Nachfolger wären so schlau gewesen wie er es war! — In dem vergeblichen Versuche zu einer Baronetschaft zu gelangen, verlor mein Großvater zwei Dörfer und fünf Pachthöfe!«

»Wenn auch«, meynte ich — »Ihre Stellung und Ihr Einfluß in der Grafschaft sind —«

»Sind Undinge! Inzwischen zollt mein Weinkeller noch die Gebühren; also eingeschenkt, mein Freund, und getrunken; meine Erzählung wird sonst flau. Endlich kam dem jungen Heinrich die abgeschmackte Grille, allerlei Ausflüge zu machen. Einer derselben führte ihn in diese unsere Grafschaft Cumberland, in eben dieses Haus, ja, soviel ich weiß, in eben dieses Zimmer, in welchem wir uns jetzt befinden; obwohl ich Letzteres nicht behaupten will, da nach und nach mit und an dem Hause so viel Umbau und Anbau vorgenommen worden ist, daß seine ursprüngliche Oertlichkeit sich kaum noch ermitteln läßt. Inzwischen, mag nun Heinrich der Achte in eben diesem Zimmer anwesend gewesen seyn, oder nicht; das durch unser Fenster sich schlängelnde Geisblatt duftet noch eben so lieblich, unser Wein schmeckt noch eben so köstlich, als jemals Geisblatt lieblich geduftet und Wein köstlich geschmeckt haben kann.«

»Das nenn' ich eine gesunde Phiosophie!« fiel ich wohlgemuth ein. »An der halten Sie vest, lieber

Freund, so werden Sie bald aller Ihrer Sorgen Herr werden.“

„Nimmer, nimmer werd' ich das“, rief Brabantyne. „Mit unserem Familienwahlspruch ist alle Segnung von uns gewichen. — Weiter. Zur Zeit, von der ich rede, blühete in diesem Hause ein betagter Baronet, ein Sir Godofred Hautbois, ein funfzigjähriger Wittwer, der keine andere Verwandte, als eine liebenswürdige und besonders geistreiche Nichte hatte, die nicht nur das Haus, sondern auch ihren Onkel regierte. Sie besaß eignes ansehnliches Vermögen, und war überdies die muthmaßliche Erbin des gesammten Reichthums ihres Oheims. Zu jener Zeit war es Vorrecht der Königswürde, über die Hand jeder reichbegüterten Erbin im Lande zu verfügen. In Folge der Abgeschiedenheit, in welcher Harriet Hautbois lebte, hatte bei Seiner Majestät noch keiner von den geldbedürftigen Höflingen des Königs um die Schöne angehalten, denn es war kaum den nächsten Nachbarn des alten Baronets bekannt, welche glänzende Morgengabe dessen Nichte ihrem zukünftigen Eheherrn zu bringen hatte.

„Heinrich und dessen Gefolge kamen an, und Harriet Hautbois ward sofort eine gepriesene Schönheit, der Alle huldigten. Ob Heinrich selbst ihr außer der herkömmlichen Artigkeit, die Keiner dem liebenswürdigen Mädchen versagen konnte, noch irgend besondere Aufmerksamkeit schenkte, weiß ich nicht; gewiß aber ist es, daß binnen der Woche, welche der königliche Gast im Hause zubrachte, sieben hochgestellte Lords bei Heinrich

um die Hand der schönen und reichen Harriet anhielten.

„Jacques Tricquet dagegen ging, wie es im Sprichworte heißt, vor die rechte Schmiede. Er war bei weitem hübscher, bei weitem gebildeter und bei weitem schmucker gekleidet, als irgend Einer in des Königs Gefolge. Harriet dachte nicht daran, von welcher Herkunft Jacques Tricquet seyn mögte. Ja, wenn sie sah, wie sich in freundschaftlichem Gespräche, nach Weise der Jünglinge, Heinrichs Arm um Tricquet's Nacken schlang, so konnte es ihr kaum einfallen, daran zu denken, ob auch wohl ein Makel an Tricquet's Wappenschilde haftete; vollends konnte ihr nicht einfallen, Tricquet habe gar keinen Wappenschild. Sie betrachtete ihn als den Liebling des Königs, und bald darauf als ihren eigenen Liebling.

„Der weltkluge Jacques erklärte nimmer seine Liebe; wohl aber that er Besseres, indem er die schöne Harriet fühlen ließ, wie sehr er sie liebte. Dabei vergaß er keineswegs, ihr Kunde von der Frechheit der Höflinge zu geben, indem diese bei dem Könige um die Hand der schönen Nichte des Baronet Hautbois angehalten hätten. Die sieben Lords kamen also sehr übel an, als sie jetzt das thaten, was sie zuerst hätten thun sollen — nämlich als sie sich an die Schöne selbst wendeten.

„Der Besuch erreichte seine Endschaft, denn die königlichen Haushofmeister hatten die Umgegend schier arm an Lebensmitteln gemacht; so daß der alte Godofred hoch erfreut war, als er mit gebogenem Knie seinem scheidenden Gaste den herkömmlichen Steigbügelbecher

darreichte. Haus Hautbois fand seine frühere Stille wieder, und die junge Erbin hatte Muße genug an den hübschen Geheimschreiber zu denken.

„Jacques Tricquet war kaum nach London zurückgekehrt, so fing er an niedergeschlagen zu werden, dann grämlich, endlich gar kränkelnd auszusehen. Mit unzubeschreibender List bereitete er seinen Gebieter auf Erörterung seines Anliegens vor; jedoch wie groß jene List auch war, so schützte sie, als er den König bat, sich bei dem Baronet Godofred für ihn in Bezug auf die Hand der schönen Harriet zu verwenden, ihn nur mit genauer Noth vor dem Galgen — denn da Jacques nicht edelgeboren war, konnte er nicht auf Anrecht an den Henkerblock hoffen.

„Nichts von Heinrichs Aussprudelungen und seltsamen Flüchen! Eine Zeitlang war der König wirklich zornergrimmt; die Demuth und Unterwürfigkeit, zusammt der wohlerheuchelten Zerknirschung Tricquet's besänftigten endlich den Gekrönten, so daß zwischen diesem und dessen Geheimschreiber die frühere freundschaftliche Eintracht sich einigermaßen wieder erneuerte. Später hatte der Günstling das Glück, seinem Gebieter einen wesentlichen — einen geheimen Dienst zu leisten, der, wie ich fürchte, eben kein rühmlicher Dienst war. Der Herrscher fühlte sich hiefür dankverpflichtet, und der Diener fing wieder an schwermüthig und kränkelnd zu werden.

„Plötzlich fuhr dem König der Gedanke durch den Kopf, den Großmüthigen zu spielen. Ohne seinen Liebling das Mindeste von seiner Absicht merken zu lassen, entsendete er an den alten Baronet einen Boten mit der Eröffnung, wie es Seiner Majestät Wille wäre,

die Hand seiner und des Baronets gemeinsamen Mündel, der schönen Harriet Hautbois, seinem Freunde und Rathgeber, dem ehrsamen Grafen von Rittrydean zu verleihen. Rittrydean aber war ein eingefleischter Spieler, der in jahrelangem, wüsten Lebenswandel seine Güter verthan und sich tief in Schulden gesteckt hatte. Sir Godofred und Harriet erhielten drei Wochen Vorbereitungfrist. Nach Ablauf derselben wollten König und Bräutigam bei dem Baronet eintreffen, damit die Vermählung feierlich und glänzend vollzogen würde.

„Auf diese Weise warf der König reichlichen Stoff zu Elend und Jammer um sich her. Jacques Tricquet wollte schier vor Wehmuth verkümmern, worüber sein Herr so laut lachte, als er nur konnte. Der alte Ausschweifling eilte mit in Thränenwasser schwimmenden Augen zu seinem Lehnsherrn, um ihm zu danken, und sein Lehnsherr lachte wenn möglich noch lauter über ihn, als er über seinen Geheimschreiber gelacht hatte. Seine Majestät war noch nimmer so frohgelaunt gewesen, als sie jetzt sich zeigte. Ja, ja, Freund, hätte jene Frohlaune sich als stätig erwiesen, so würden zur Stunde alle Engländer ächt römisch-katholisch seyn.

„Des Oheims Entrüstung und des Mädchens Schrecken sind nicht zu beschreiben. Sir Godofred hätte hätte in seinem Grimme gern dem königlichen Eilboten den Schädel eingeschlagen und so sein eignes Haupt auf den Block gefördert. Inzwischen unterdrückte er seinen Aerger nur in so weit, daß er keine andere Antwort zurücksendete, als die: „Lieber wollte ich, es gefiele Seiner Majestät, meine Nichte mit Dero Narren, als

mit dem verwitterten und verwetterten Lord Rittrydean zu vermählen!«

»Geziemend, wenn gleich mit Zittern und Zagen wurde dieſe Entgegnung dem leicht erzürnten Könige hinterbracht. Sofort mußte der auserſehene Bräutigam vor dem Herrſcher erſcheinen, damit dieſer vernehmen mögte, welchen Werth der Baronet Hautbois auf eine Verbindung mit dem Grafen von Rittrydean legte. Mittlerweile freute Jacques Tricquet ſich königlich über die dem Könige gewordene Antwort des alten Ritters; und ſchon begann die Hoffnung in ſeiner Bruſt ſich zu heben, als Heinrich ſich dem heftigſten Zorn überließ. Mit manchem zwiſchengeſchobenen »Ha!« und »Hoho!« ſchwur der Gereizte bei Beelzebub's Gebeinen und bei ſeinen eigenen Gelenken, daß Sir Godofred Hautbois ſeinen Willen haben ſollte, und daß wenn deſſen Nichte nicht zur anberaumten Zeit ſeinen Narren ehelichte, ſo ſollten der Herr Oheim Tages darauf kopflos in ſein Grab gebündelt, die Jungfer Nichte »in ein Nonnenkloſter«, und deren geſammtes Gut und Erbgut in den königlichen Schatz wandern.

»Dieſer Urthelsſpruch, lieber Freund, war keineswegs ſo ſtreng oder grauſam, als er es vielleicht zu ſeyn ſcheint. Der Narr oder Spaßmacher oder luſtige Rath war gemeinhin der Gewandteſte am Hofe; wiewohl ich damit nicht erwieſen haben will, daß luſtige Räthe geziemende Ehemänner für ſchöne und reiche Erbinnen abgeben.

»Der Narr ward vorgefordert, und wollte ich mit meiner Erzählung nicht eilen, ſo würde ich die thörigen oder vielmehr die weiſen Späße zum Beßten geben,

die er vorbrachte, als er das Glück vernahm, das seiner wartete. Durch seine Grimassen erhielt Heinrich die frühere Frohlaune wieder, so daß er abermals so laut lachte, als er es jemals gethan hatte. König und Narr aber waren die Einzigen, die ihren Spaß an der Geschichte hatten und haben konnten.

„Als Seiner Majestät allergnädigster Wille dem Baronet kundgemacht worden war, hatte der alte Herr nicht übel Lust, ein Rebell zu werden. Seine Nichte hegte jedoch herzliche Liebe zu seinem guten und gesunden Kopf — ja, Godofred selbst mogte diesen Kopf nirgend lieber als zwischen seinen eigenen Schultern wissen. Statt also im Norden des Landes einen Aufstand zu erregen, kam der alte Hautbois mit seiner Nichte nach London, um zu versuchen, ob der König zu besänftigen seyn würde. Hübsche Auftritte gab es da; der alte Ritter schwatzte von seinen Wunden und zeigte seine Narben; die junge Dame fiel zu des Königs Füßen und badete diese mit ihren Thränen; was Alles denn zu großer Erlustigung Seiner Majestät diente.

„Endlich erlangten Harriet's Flehensworte insofern Milderung des verhängten Schreckensspruches, daß ihr gestattet ward, unmittelbar nach vollzogener kirchlicher Handlung sich als jungfräuliche Vermählte in ein Nonnenkloster zurückzuziehen; unter welcher Bedingniß denn auch ihr Ohm an Leben, Freiheit und Güterbesitz ungeschädigt bleiben sollte. Der Narr, der mittlerweile es nicht an schaurigen Zwischenreden hatte fehlen lassen, schwatzte bei dieser Sentenz von Niederreißen des Klostergebäudes, wollte Reformator werden und als solcher Seiner Heiligkeit dem Papst ein Schnippchen schlagen,

worum dieser sein Lebenlang zu denken haben würde. Bekanntlich that sein königlicher Gebieter einige Jahre später dies Alles; obwohl von demselben zur Stunde der Mann in der Schellenkappe für seine gottlose Lästerung mit Peitschenhieben bedroht ward. Sie ersehen hieraus, mein Freund, was für gescheidte Einfälle bisweilen ein Narr hat, und wie beklagenswerth es ist, daß wir sogenannten klugen Leute so selten Nutzen aus dergleichen Einfällen zu ziehen wissen.

„Meine Geschichte geht zu Ende. Ueberblicken Sie die letzte Scene des Drama's. Links vor dem Altare in der ehemaligen Kapelle dieses Hauses, deren Trümmer längst in einen Getraideschoppen umgewandelt worden sind, steht eine weinende Braut; ihr zur Seite erblickt man den Ohm der Schönen, dem der schwärzeste Verrath im Busen zu toben scheint; zwei hübsche Brautjungfern schluchzen um die Wette, während hinter dieser Gruppe die hochwürdige Aebtissin mit ihren Nonnen, weiß gekleidet und verschleiert steht und den Moment erwartet, in welchem sie das ausersehene Opfer in das naheliegende Kloster zu führen hat. Inmitten der Kapelle, gerade vor dem Altar, sitzt der überaus muntere König, dem bald ein Lächeln der Lustigkeit auf den Lippen, bald ein Zug der Bosheit um den Mund herum schwebt. Rechts vor dem Altar steht der Narr; jetzt ein armer, grämlicher, beklagenswerther Narr. Er ist heftig bewegt; sein Busen hebt und senkt sich convulsivisch, und dicke Thränentropfen „laufen ihm an seiner unschuldigen Nase herab", die allerdings das Alles und das Eine ist, was man von seinem Gesichte zu erkennen vermag. Gekleidet ist er

in alle Pracht und Buntheit königlicher luſtiger Räthe. Hinter ihm nimmt man einige fröhliche und mehrere traurige Hofcavaliere wahr. Der übrige Raum der Kapelle hat ſich mit prunkend gekleideten Herren und Damen angefüllt. Die Einſegnung hat endlich ſtattgefunden, und der Narr breitet ſeine Arme aus und erſehnt den üblichen bräutlichen Kuß. Die Braut aber bebt mit Grauſen zurück, und iſt nahe daran, der hochwürdigen Kloſtervorſteherin in die Arme zu fallen, als der König ſich erhebt und ein donnerndes „Halt!“ erſchallen läßt. Eine Todtenſtille herrſcht ringsum; regunglos ſind alle Anweſende, den Narren ausgenommen, der vor der Halbohnmächtigen knieet, ſich ſeiner Kolbe, ſeiner Kappe, ſeines Mantels und ſeiner Jacke entledigt, und ſich als der ſchöne Jüngling Jacques Tricquet, der ehemalige Geheimſchreiber des Königs darſtellt.

„Wählt, Lady! Vor Euch oder hinter Euch?“ ruft Heinrich der Achte.

„Einen Augenblick lang mogte die Neuvermählte ſich wie vom Donner gerührt fühlen; im nächſten Moment jedoch, gleich einer jungen Hindin, der die Gefahr auf der Ferſe iſt, ſtürzt ſie ſich in die Arme ihres Gatten, der ſie innig an ſeine Bruſt drückt, mit ihr der Kapelle enteilt, und ſie in ein Gemach führt, wo ſie unter Küſſen und Liebesverſicherungen bald zur völligen Erkenntniß ihres obwaltenden Glückes gelangt. Es würde überflüſſig ſeyn, wenn ich Ihnen das Bankett ſchilderte, welches folgte. Jacques Tricquet hielt ſich in ehrerbietiger Entfernung von dem Könige und behielt ſo die Gnade des Monarchen bis zu deſſen Ableben.

„Seine Majestät beraubte ihn seiner Reichthümer nicht, obwohl er bisweilen einige Summen Geldes von ihm entlehnte, wofür denn aber meinem Urahn gestattet ward, ein Wappen zu führen, welches an der Stelle des offenen Helms eine Schellenkappe, zu Schildhaltern zwei Narrenkolben und in azurnem Felde zwei aufgeblähete Blasen mit dem Wahlspruche: „Sors stulti saepe fausta“ *) zeigte. So lange wir dies Wappen und diesen Spruch, zusammt dem Namen Tricquet beibehielten, blühete unsere Familie. Endlich jedoch begannen wir uns unseres Wappens, unseres Wahlspruches, ja sogar unseres Namens zu schämen. All diese drei sind jetzt, wie Sie wissen, umgewandelt. Mit ihnen ist es unser Geschick. O, welche Summen hat diese Umwandlung uns gekostet! in welche geldfressende Verbindungen hat sie uns gestürzt! — Ah! das Fläschchen ist geleert — leeren wir auch unsere Gläser, Freund. Ich habe diesen neuen Pfandbrief in Augenschein zu nehmen. Ja, ja! Wir führen einen edlen Wappenschild und einen hochklingenden Wahlspruch, aber wir sind dem Bettelstabe nahe — Fürwahr! Narrenglück, gutes Glück!“ — Mit diesem Ausrufe schloß der Edle von Brabantyne seine Familiengeschichte.

---

*) Des Narren Loos ist oft ein glückliches!“

Das lebende Bild.

Ein Roman aus der wirklichen Welt.

„— — — Trifles, light as air,
Are to the jealous confirmations strong
As proofs of holy writ."

„— — — Nicht'ges, leicht wie Luft,
Gilt Eifersücht'gem für Beweis, so ſtark
Als Bibelwort."

Shakſpeare's „Othello."

Erstes Kapitel.

Rosabelle von Clairville war das einzige und mutterlose Kind eines französischen Edelmannes am Hofe Ludwigs des Fünfzehnten. Ihr Vater, der Marquis von Clairville, hatte erst im vorgerückten Mannesalter sich verehelicht und liebte sein Töchterchen völlig in dem Maße, in welchem ein alter französischer Höfling irgend Etwas lieben kann. Rosabelle war eine schöne, muntere Kleine, der freilich Vieles nachgesehen, die jedoch, Dank ihren natürlichen Anlagen, nicht verderbt ward. Sie war muthwillig, aber gutherzig; zog gern die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung auf sich und war an einen ziemlich hohen Grad von Bewunderung ihrer kleinen Persönlichkeit gewöhnt; sie besaß Talente, bildete dieselben jedoch nicht aus, und schien durchaus untüchtig zu ausdauerndem Fleiße zu seyn. So lernte sie von ihren eigentlichen Lehrern sehr wenig, dagegen aber nahm sie Vieles in sich auf, was ihr von Niemandem gelehrt ward. „Mademoiselle hat Stimme und Gehör," klagte ihr fast verzweifelnder Singemeister; „dennoch gelingt es mir nicht, ihr nur ein einziges Rondo gehörig einzuprägen." Der Vater seufzte dann und runzelte die Stirn; Rosabellchen aber schlang ihre Aermchen um seinen Nacken und sang ihm eines von seinen Lieblingsliedern so einfach und so gefühlvoll vor, daß selbst das Herz des starren Höflings fragte: „Ist das denn keine Musik?"

„Lassen Sie Ihr Töchterchen gewähren, Marquis," beruhigte ihn eine einsichtvolle bejahrte Freundin —

entziehen Sie der Kleinen kein einziges Mittel zu ihrer Ausbildung und erwarten Sie dann das Beßte von der Zeit.“

Der Marquis war reich gewesen; nach und nach aber war er es immer weniger geworden. So gelangte er endlich zu dem Entschlusse, sich seines kostspieligen Hofamtes zu entledigen, seine Tochter in eine Kostschule zu versetzen und sich, wenigstens für einige Jahre, auf sein im Süden des Landes belegenes Gütchen zurückzuziehen. Die erwähnte Freundin billigte diesen Plan bis auf die Kostschule, und Rosabella flehete: „O, Papa, schicke mich nicht in solches Gefängniß! Ich muß ja sterben, wenn ich Dich nicht mehr sehen soll! Nimm mich mit Dir. Ich will ja auch alles thun, was der gute Abbé und die freundliche Clery mir sagen; und o! wie werd' ich dann so glücklich und so frei seyn! Nicht so wie zu Versailles — nein! nein! Auf dem Gute werd' ich in wirklicher Waldung umherlaufen, werde wirkliche Wasserfälle besehen und wilde Blumen pflücken und den Mähern helfen, und die Vögel singen hören, die dort eben so frei sind als ich, und die nicht in Zuchthecken und vergoldeten Käfigen eingesperrt sitzen müssen! Und dann der Garten; — Vater, o, denk' doch nur an den Garten!“

Bezaubert von diesen Bildern ihrer Rückerinnerung und ihrer Einbildungkraft, sprang die Kleine, ungeachtet der Reifröcke und der spitzabsätzigen Schuhe, die sie trug, in aller Aufregung eines echten Naturkindes im Zimmer umher.

„Ja, ja,“ dachte der Marquis, „Mutter Natur verübt oft die seltsamsten Streiche! Dies Kind hätte

aus ihren Händen als die Tochter eines schweizerischen Bergbewohners hervorgehen sollen; dennoch gab die grillenhafte Dame demselben einen französischen Hofstaat zur Wiege. Hm! hm! meiner Rosabella Mutter war eine Abkömmlingin des glorreichen Hauses der Courci, und ich — ich, ihr Vater — —?“ Der Marquis zuckte die Achseln und nahm eine ungewöhnlich große Prise Schnupftaback.

Rosabellchen war ein bevorzugter Liebling in den Hofkreisen, in welchen ihr Vater sich bewegte. Sie konnte, ohne daß man ihr deshalb den geringsten Vorwurf gemacht hätte, Dinge sagen und thun, die außer ihr keine Andere würde haben sagen und thun dürfen. Von den steifen Demoiselchen, die gleichen Alters mit ihr waren, und die dann und wann aus der Kostschule einen Besuch im älterlichen Hause abstatteten, ward Rosabella mit Verwunderung und Bangen betrachtet; ja selbst schon mehr herangewachsene Mädchen in Rosabellens Umgebung hegten eine gewisse Furcht vor unserer kleinen Heldin, denn diese verstand sich trefflich auf das Nachahmen der Geberden Anderer, und gefiel sich in allerlei kleinem Unheilstiften. Dazu kam, daß man ihre Neckereien und Widersprüche belobte und weiter erzählte, und überdies, aus gewissen anderen Gründen, ihr Neckereien und Witzsprüche andichtete und nachsagte, an die sie nimmer gedacht hatte.

Dies Alles wirkte dazu hin, bei der Kleinen eine höchst gefährliche Geistesrichtung zu nähren, wenn nicht gar zu vestigen. Man tadelte den Marquis, daß er seine Tochter nicht so erzog, wie andere Kinder erzogen würden, nämlich „selon les règles“; so daß selbst

diejenigen Personen, welche unsere Rosabella herzlich liebhatten, es recht wohl billigten, daß der Marquis sich — gleichviel aus welchem Beweggrunde — für eine Zeitlang mit seiner Tochter von der großen Welt zurückziehen wollte.

Endlich ward dieser entscheidende Schritt gethan. Mit unsäglicher Anstrengung riß der alte Höfling sich von Paris und Versailles los, indem er sich kaum für fähig hielt, in irgend einer anderen Atmosphäre, als in seiner bisherigen zu leben, und indem er das Opfer, das er seiner und seiner Tochter Wohlfahrt brachte, für eine Handlung von mehr denn römischem Heldenmuthe hielt.

Rosabella näherte sich ihrem dreizehnten Jahre, als sie ihren Vater auf dessen seit länger als sechs Jahren nicht von ihm besuchten Schloß in der romantischen und schönen Provence begleitete.

Zweites Kapitel.

Etwa drei Jahre nach der Abreise des Marquis von Clairville ward zu Paris bei Hofe ein junger engländischer Edelmann vorgestellt und sehr huldreich aufgenommen. Lord Altmont zählte Fünfundzwanzig. Frühzeitig war ihm der Vater gestorben, und als er volljährig worden war, gelangte er zu einem sehr großen Vermögen. Er war jetzt auf Reisen, und hatte bereits mehrere nordische Höfe, zuletzt auch Wien und Italien besucht. Von Paris wollte er sich über Madrid und Lissabon zurück in seine Heimath begeben.

Lord Altmont zeigte sich ganz so, wie zu damaliger Zeit die Ausgezeichneteren seines Standes und

Vaterlandes ſich zu zeigen pflegten — ernſthaft, würdevoll, höflich, edel und veſt von Grundſätzen, reich an Muth und Ehrgefühl; nur daß ein etwas kühles und geglättetes Aeußeres ſeine wärmeren Empfindungen verſchleiert hielt. Dabei ließ er eine vielleicht allzu hohe Reizbarkeit und einen gewiſſen Hang zum Romanhaften an ſich wahrnehmen, welchen Letzteren ſein vielfältiger Verkehr mit der Welt keineswegs hatte erſticken können. Er beſaß ausgezeichnete Talente, und hatte dieſelben ſorglich und umſichtig ausgebildet; er war ehrgeizig und blickte auf eine glänzende Laufbahn, hegte jedoch die Abſicht, zuvörderſt, und zwar ſobald er nach Hauſe zurückgekehrt ſeyn würde, auf ſeine Vermählung bedacht zu ſeyn.

Er glaubte in der Wahl ſeiner Gattin ſehr behutſam, ja, wenn man will, krittlich ſeyn zu müſſen. Geld ſollte ſie, ſeinem Dafürhalten nach, eigentlich gar nicht beſitzen; unerläßlich aber wären ihr edle Geburt, vollendete Erziehung und Körperſchönheit, auch müßten in höchſtem Grade untadelig nicht nur ihre Grundſätze und ihr Wandel, ſondern auch ihr Weſen und ihre Unterhaltungweiſe, ja ſelbſt ihr Geſchmack ſich zu kleiden ſeyn; gleich wie an Cäſar's Weibe, müßte es unmöglich ſeyn, daß an ihr ein Argwohn haften könnte. Dabei wünſchte er ſie ſanft und gelaſſen, aber dennoch würdevoll, ja ſogar ſtolz zu ſehen — ein magiſcher Kreis müßte um ſie herum gezogen ſeyn, den zu überſchreiten Jeder augenblicklich für unausführbar zu halten hätte.

Lord Altmont konnte ſich keines weiblichen Weſens erinnern, welches zufolge der mitgetheilten Anſichten ihm als Gattin würde genügen können. Nur von ſeiner

Mutter meynte er, es mögte diese, in ihrer Jugendzeit, sich seinem Ideale genähert haben; dennoch glaubte er sich von ihr vorstellen zu müssen, sie habe nicht diejenige eheliche Zärtlichkeit und Hingebung gezeigt, die er von seiner künftigen Lebensgefährtin glaubte erwarten zu müssen. Seine Schwester war die leibhafte Anständigkeit; ob sie aber überhaupt ein Herz besitze, galt ihm für ein bis jetzt ihm noch nicht gelöstes Räthsel.

„Ueber Einen Punkt habe ich mich völlig entschieden," dachte Lord Altmont, indem er den Kreis von theils anmuthigen, theils geschniegelten Wesen überblickte, der ihn umringte — „mit einer Ausländerin, und vollends mit einer Französin, vermähle ich mich nimmer."

„**Eh bien, Milord**", sagte der jugendliche und hübsche Graf von Beauvilliers, indem er zu unserem Helden trat. „Sie sind wirklich entschlossen uns zu verlassen und sich über die rauhen Pyrenäen hinwegzubegeben? Ihr Engländer besitzt doch eine beispiellose Herzhaftigkeit. Warum leben Sie sich nicht erst recht satt in Paris und kehren dann geraden Weges in Ihr Vaterland zurück?"

Lord Altmont, der nicht Lust hatte auf des Pariſers Eitelkeit einzugehen, berücksichtigte dessen Fragen nicht weiter, sondern sagte, gleichsam als ob ihm plötzlich etwas eingefallen wäre — „**à propos, Monsieur le Comte**, Sie haben in der Provence einen Onkel, der ein alter Freund meines verstorbenen Vaters war; sehr gern mögt' ich mich ihm vorgestellt sehen."

„Ich will Ihnen einen Empfehlbrief an ihn mitgeben — Doch nein!" fuhr der Graf verschmitzt fort;

„es wird beſſer ſeyn, ich unterlaſſe das; denn außer dem alten Onkel giebt es dort eine ſchöne Couſine — "

„Ganz recht," fiel der Engländer ein — „ſo hört' ich; und überdies hört' ich, es ſoll eine Frau Gräfin aus ihr werden — ſoll's nicht?"

„Ma foi," verſetzte der junge Franzos achſelzuckend, „ich weiß es kaum. Mein Vater wünſchte meine Vermählung mit meiner Couſine auf ſeinem Todbette; mein Onkel iſt der Verbindung nichts weniger als abgeneigt; Mademoiſelle de Clairville kümmert ſich nicht darum, und ich mache es wie Mademoiſelle de Clairville. Das iſt ſo unſere Art und Weiſe dergleichen Angelegenheiten zu betreiben. Unſere **chers pères** und **chères mères** ſind ſo artig, uns aller dergleichen Bemühungen zu überheben."

„Ihre Couſine ſoll ſehr ſchön ſeyn."

„Ich kann das nur beſtätigen, und erinnere mich ihrer als eines ſehr hübſchen, wiewohl ziemlich unbändigen und lärmſüchtigen Kindes. Wäre ſie jedoch die Vollkommenheit ſelbſt, ſo hege ich doch nicht im Geringſten die Abſicht, mich in ſie zu verlieben."

„Weshalb nicht?"

„Weil ich ſie heirathen ſoll, wie Sie wiſſen."

„Ja ſo! Das hatte ich vergeſſen. Wenn aber ein Anderer ſie heirathet?"

„Ei, das würde ganz etwas Anderes ſeyn! Gehen Sie hin, heirathen Sie ſie, Milord, und bringen Sie ſie hieher nach Paris, ſo verſpreche ich Ihnen, mich augenblicklich in ſie zu verlieben."

„Vielen Dank," entgegnete der Engländer. „Aber wie? wenn Sie mich begleiteten?"

„Das kann jetzt nicht geschehen — impossible! Ich habe," fuhr der Graf leise fort, indem er sein Augenglas einer Dame zuwendete — „ich habe eben jetzt eine Herzensangelegenheit, von der ich mich in diesem kritischen Augenblicke platterdings nicht lossagen kann."

Drittes Kapitel.

Es war an einem herrlichen Frühlingsmorgen, als Lord Altmont in der Ferne das Schloß Clairville erblickte, das sich in reizender Umgebung an dem Abhange eines Hügels erhob, wo es weithin über die blauen Fluthen des mittelländischen Meeres, des lieblichsten und mildesten aller salzigen Gewässer blicken ließ. Die Fluren ringsum aber zeigten eitel Anbau und Blüthenpracht und Heiterkeit.

Lord Altmont stieg aus seinem Reisewagen, gab Befehl, denselben an die äußere Pforte der Hauptallee zu fahren und dort auf ihn zu warten. Dann schlenderte er eine grüne, beschattete und blumenreiche Ebene entlang, die ersichtlich zu eben demselben Eingangsthore leitete. Dahin schlenderte er im Vollgenusse alles dessen, was Vogelsang, Duft der Violen und der wilden Heckenrosen und der Prachtanblick der mit Maßlieb übersäeten Wiese ihm Liebliches darboten. In einer Art von geistigem Rausche, der ihn an nichts denken, ihn aber alles genießen ließ, schlenderte er dahin, als er durch ein Gelächter in seiner Nähe aufgeschreckt ward. Dann ließen sich leichte, hurtige Fußtritte vernehmen und gleich darauf sprang aus einer Oeffnung einer Hecke ein Mädchen hervor — ländlich gekleidet, das Haar aufgelöset und in der Hand einen großen, blaubebänderten Strohhut,

mit welchem sie einen wunderlieblich bunten Schmetterling zu erhaschen strebte.

Lord Altmont stand still, zog seine Reisemütze ab und verbeugte sich, als — sieh da! auf seinen Kopf der ermüdete Schmetterling sich niederließ, den in demselben Moment der blaubebänderte Strohhut deckte.

Als das junge Mädchen nun sah, was sie eigentlich angerichtet hatte, stand sie einige Secunden lang wie ein Abbild der Verwunderung und der Bestürzung da; dann aber ließ der Gegensatz, den des jungen Mannes ernste Miene zu dem drolligen Herausputze seines Kopfes abgab, in dem Mädchen keine andere Empfindung als die des Lächerlichen walten; eine Empfindung, der sie sich nunmehr auf jene ungezwungene und unbezähmbare Weise hingab, die man an den Jugendlichen und und Leichtherzigen recht wohl kennt und eben so gern verzeihet. Dann machte sie einen Versuch, ihren Hut wiederzuerhalten, allein dem widersetzte sich ganz gelassen der Fremde, indem er der Schönen Hand faßte und die Frage aufwarf, ob sie meynte, er würde ihr die ihm gewordene Beute herausgeben, ohne dagegen das übliche Lösegeld zu erhalten? Das Lachen des Mädchens hörte plötzlich auf, sie blickte schüchtern umher, und eine dunkle Röthe, die das Erzeugniß theils der Furcht, theils des Verdrusses war, überwallte ihr das Antlitz und den Nacken.

„Monsieur", stammelte die Erschreckte — „ich bitte Sie, geben Sie mir meinen Hut — Ich that es, ohne daß ich selbst es wußte — ich sah nur den Schmetterling — Lassen Sie meine Hand los."

Mitterweile starrte Lord Altmont mit Bewunderung und vielleicht mit allzu vieler Dreistigkeit in das schönste Angesicht, das er jemals erblickt hatte; auch ließ sein geübtes Auge ihn wahrnehmen, daß die Schöne keineswegs ein Bauermädchen war. „Sie würden allerdings Ursache haben, mich auszulachen," versetzte er, „wenn ich gar keine Bedingungen stellte; inzwischen will ich nicht streng gegen meine liebenswürdige Gefangene seyn — Erlauben Sie mir, Ihnen den Hut wieder aufzusetzen; weiter verlange ich nichts."

Das Mädchen schüttelte ihre dichten dunkeln Locken zurück und blickte mit schüchternem Vertrauen zu dem Fremden auf, der nun den Strohhut von seinem Kopfe nahm —

Der Schmetterling — husch! flatterte von dannen.

Zierlich und manierlich setzte Lord Altmont nun dem Mädchen den Strohhut auf; natürlich mußte er diesen auch unter dem Kinn zubinden, so daß er, sonder Zweifel wegen seiner Ungeübtheit in solchen Dingen, zu einer Schleife, die von dem Mädchen in einer Secunde geschlungen worden seyn würde, beinahe drei Minuten Zeit bedurfte. Inzwischen hielt er sein gegebenes Wort, und mit der Hurtigkeit eines Rehes sprang die Schöne zurück durch die Heckenöffnung und war verschwunden.

Lord Altmont ward auf das Freundlichste und Gastlichste von dem alten Marquis empfangen, der ihm sogleich ein eigenes Zimmer anweisen ließ und ihn einladete, so lange auf dem Schlosse zu verweilen als Zeit und Absichten es ihm gestatten mögten.

Im Speisesaale ward der Gast der gewöhnlichen Umgebung eines auf seinen Gütern eingezogen lebenden

Edelmannes vorgeſtellt — nämlich dem Herrn Abbé, einem Secretär, dem Gemeindepfarrer, dem Hausarzt und dem Anwalte der Familie. Alsdann öffnete ſich eine Seitenthür und der Marquis fuhr fort: „Und hier meine Tochter, Mademoiſelle de Clairville. Roſabella, unſer Gaſt, 'milord' Altmont, der Sohn des ſchätzenswerthen Freundes, deſſen Du mich ſo oft erwähnen hörteſt.“

Ein junges Frauenzimmer war in Begleitung ihrer Hofmeiſterin hereingetreten; ihr kamelotenes Röckchen war mit einem ſeidenen Kleide vertauſcht, ihr flatterndes Haar ſorgfältig aufgeſteckt worden, dennoch erkannte Lord Altmont ſofort in dem Frauenzimmer die Heldin ſeines Abenteuers auf der Wieſe, die leichtfüßige Schmetterlingsjägerin, die ſchöne Eigenerin des blaubebänderten Strohhutes.

Viertes Kapitel.

Weshalb verweilt Lord Altmont ſo lange auf Schloß Clairville? Woche nach Woche entgleitet, und immer noch iſt er da! Madrid und Liſſabon ſind vergeſſen; ſelbſt nach dem Heimathlande ſehnt er ſich nicht mehr; es ſchlummern alle ſeine ehrgeizigen Entwürfe und das phantaſtiſche Ideal ſeiner einſtigen Hausfrau iſt wie ein Schattenbild zerfloſſen; alle ſeine hochweiſen und ſuperklugen Vorſätze ſind über den Haufen geſtürzt, und durch wen? durch ein ausgelaſſenes franzöſiſches Mädchen, durch eine kleine Unbändige, eine kaum der Kinderſtube entſprungene, wenn gleich hübſche, jedoch auch „wilde Hummel“, wie wir Deutſchen uns in ſolchem Falle auszudrücken pflegen. Ja, ja, dies Alles war Roſabella; allein wenn ſie nichts mehr als dies geweſen wäre, ſo

würde sie ihren engländischen Verehrer nimmer gewonnen haben. Rosabella war kunstlos und durchschaubar wie das Licht des Tages es ist. Freilich war sie ungestüm, aber sie war es mit Herzensgüte, mit einnehmendem Wesen, mit Anspruchlosigkeit und innigem Gefühle. Alt und Jung hatten Rosabella gern, sogar ihr Lehrer, der Herr Abbé und Mademoiselle Clery, die Erzieherin; obschon diese Beiden in ihr, wie sie bisweilen sagten, die Plage ihres Lebens sehen müßten.

Aber noch höherer Reiz ward der Tochter des Marquis von Clairville für den jungen Engländer dadurch verliehen, daß sie diesen ersichtlich auszeichnete, und daß sie die Artigkeit und Aufmerksamkeit der jungen Herren aus der Nachbarschaft theils mit Gleichgültigkeit, theils mit lachendem Spotte zurückwies. Keines Menschen Belehrungen hatte Rosabella jemals so geduldig und freudig aufgenommen, als sie die des Lord Altmont aufnahm; und Lord Altmont unterrichtete mit Entzücken das Mädchen, da deren Anlagen und Fähigkeiten ersichtlich weit über das hinausragten, was „**Monsieur l'Abbé**“ und „**Mademoiselle la Bonne**“ von denselben hatten wahrnehmen können. Lord Altmont und Mademoiselle de Clairville studirten mitsammen, spazierten mitsammen, ritten und tanzten mitsammen. Der Marquis war für dies Alles keineswegs blind; doch stellte er sich als wäre er es. Sein Stolz fühlte sich durch das Zögern seines Neffen, des Grafen von Beauvilliers beleidigt, den er allerdings zu seinem Eidam ausersehen hatte, und überdies hielt er, und mit Recht, den jungen, reichen und adeligen Engländer für einen vollkommenen Ersatzmann; denn obschon dieser ein Ausländer und obendrein Protestant war,

glaubte der Marquis doch, ihm die Hand seiner Tochter nicht weigern zu dürfen.

Lord Altmont erhielt folgendes Schreiben von seiner Mutter:

„Was kann, liebster Sohn, Dich so lange im südlichen Frankreich zurückhalten? Wir glaubten Dich bereits in Lissabon. Es ist wünschenswerth daß Du den Herbst auf Deinen Gütern zubringst und die nähere persönliche Bekanntschaft der Dir benachbarten Familien machst. Auch werden einige nöthige Vorkehrungen zu Deinem ersten Erscheinen im Parlamente zu treffen seyn. Da nun die Jahrszeit schon sehr weit vorgerückt ist, so denken wir es sey gerathener Du gäbest deinen Reiseplan nach Madrid und Lissabon auf, und kehrtest auf dem nächsten Wege zu uns zurück —“

Lord Altmont zerknitterte diesen Brief und schritt hastig auf und ab. Die Krisis war eingetreten. „Ich mißbillige diese Liebe,“ sagte die Vernunft — „Vermähle Dich mit einer Engländerin, wähle aus den Kreisen des Adels in Deinem Heimathlande, wo Du die tugendhaftesten, die schönsten, die gebildetesten Mädchen findest. Das Bündniß, welches Du beabsichtigst, wird allen denen die Dir wohl wollen ein Dorn im Auge seyn, und wird Deine Mutter und Deine Schwester tief verletzen. Eine Katholikin! Eine leichtherzige, verzogene Französin! Laſſ' ab von ihr!“ — „Ich,“ sprach dagegen die Liebe, „ich bin ganz anderer Meynung. Rosabelle de Clairville ist von ungleich älterem Adel als die Altmonts es sind; das Blut der Courci strömt in ihren Adern. Wenige Engländerinnen gleichen ihr an Schönheit; von keiner derselben kann Rosabella an Trefflichkeit des Gemüths

und an Tiefe der Empfindung übertroffen werden. Allerdings ist sie sehr jung, allein diesen Fehler legte sie mit jedem Tage mehr ab; freilich ist sie leichtherzig, allein zärtliche Fürsorge und verständige Leitung werden ihr Bestigkeit des Herzens und demnächst Würde des Wesens verleihen. Es ist nichts an ihr zu tadeln, als nur daß sie eine Katholikin und eine Französin ist; doch das ist nicht ihre Schuld. Deine Mutter und Deine Schwester und alle Uebrigen werden damit anfangen müssen Rosabella zu bewundern, und werden also damit aufzuhören haben Rosabella zu lieben. Nicht ist sie eine Pflanze die Du aus einem pariser Treibhause in den Boden Deines Vaterlandes versetzest, sondern sie ist eine frische, still entsprossene Blüthe die Du pflückst, und die Du, Dir zu Stolz und Zier, an Deine Brust legst, um sie nimmer von Dir zu lassen!" Die Vernunft konnte hierauf kein Wörtchen entgegnen, und wenn sie es auch gekonnt hätte, so würde sie doch nicht angehört worden seyn.

Lord Altmont schritt zu Rosabellens kleinem Arbeitzimmer, wo er sie zwischen Büchern und Blumen, Stickereiarbeiten und halbvollendeten Zeichnungen fand.

„Wie freut es mich, daß Sie kommen," rief sie, und langte ein Buch hervor — „Hören Sie doch wie ich diese Stelle aus Ihrem Milton vorlesen kann."

„Rosabella!" sagte Lord Altmont niedergeschlagen. Das Mädchen blickte ihn an.

„Um Gotteswillen, Altmont, wie blaß sehen Sie aus! Fühlen Sie sich unwohl? Was ist Ihnen?"

„Ich erhielt ein Schreiben, das mich nach England zurückberuft — ich muß Sie verlassen."

„Verlaſſen?“ entgegnete das Mädchen in einem ſo herzzerſchneidenden Tone, als ob ihr jetzt zum erſtenmale ſich die Möglichkeit einer Trennung deutlich darſtellte. „Verlaſſen?“ das Buch entfiel ihrer Hand, ihre Wangen und Lippen erbleichten — ſie war dem Umſinken nahe — Altmont nahm ſie in ſeine Arme: „Liebſt Du mich, Roſabella?“ fragte er.

Liebliche Röthe zog über des Mädchens Antlitz und Nacken, Thränen entſtürzten ihren Augen, und faſt ſchluchzend brachte ſie die Worte hervor — „Innig, o innig!“

„Willſt Du die Meinige ſeyn?“

„Ich will — ja, ja, ich will.“ — In demſelben Momente lag ſie am Herzen des Geliebten, deſſen Lippen die ihrigen berührten. Da trat Mademoiſelle Clery herein — Doch es ſey hier nicht verſucht, das unbeſchreibliche Erſtaunen der Demoiſelle Clery zu beſchreiben.

Bald waltete eitel Geſchäftigkeit im Schloſſe. Der hochvergnügte alte Marquis hielt ſofort eine geheime Zwieſprach mit dem Biſchof des Sprengels ab, und wußte die Angelegenheit ſo wohl zu betreiben, daß alle Schwierigkeiten, die ſich damals mit Ehebündniſſen zwiſchen Perſonen verſchiedenen Lehrglaubens verknüpften, hurtig beſeitigt wurden. Zehn Tage ſpäter fand die Vermählung nach dem Ritus beider Kirchen ſtatt.

Mit nicht geringer Freude hatte Altmont während dieſer Zwiſchenzeit wahrgenommen, daß Roſabellens Weſen plötzlich ernſter und zurückhaltender geworden war. Er folgerte daraus viel Günſtiges für die Zukunft, legte jedoch dabei wohl allzu großes Gewicht auf das, was vielleicht nur das Reſultat der neuen Lage war, in welche Roſabella ſich verſetzt ſah.

Dem Marquis lag jetzt nichts so sehr am Herzen als seine Rückkehr nach Paris. Das junge Paar lebte nur sich und kümmerte sich wenig um des Vaters Absichten; da es jedoch räthlich zu seyn schien, daß Lord Altmont seine Heimreise nicht länger aufschöbe als es irgend nöthig wäre, so machte man vierzehn Tage nach der Vermählung sich auf den Weg nach der französischen Hauptstadt.

Fünftes Kapitel.

In Paris bezog man das zum Voraus bestellte prachtvolle Hôtel, wo mehrere vertraute Freunde, theils Engländer, theils Franzosen, sich bereits versammelt hatten, um die Neuvermählten und deren Vater zu bewillkommnen. Der Graf von Beauvilliers konnte dabei nicht anwesend seyn; Dienstobliegenheiten hielten ihn zu Versailles zurück; doch hatte er ein Glückwunschschreiben eingesendet, in welchem er sich selber das Glück versprach, so bald als möglich sich der Gesellschaft der Neuvermählten zu erfreuen. Mittlerweile hörte der Graf zu Versailles von hundert Zungen die blendende Schönheit und die „naive“ Anmuth der jungen Lady Altmont preisen. Lady Altmont machte förmlich Epoche; sie war die Umringte, die Bewunderte, die Gefeierte.

„Welche Schande für uns, daß wir von einem Engländer solchen Schatz für gute Prise erklären ließen! Beauvilliers, was ist's mit Dir? Hörten wir doch fortwährend, daß Du der Hüter jenes Edelsteins werden würdest?“ Der Graf lächelte achselzuckend; sobald er sich aber allein befand, biß er seine Lippe und runzelte die Stirn.

Da ein Glied der königlichen Familie gefährlich krank gewesen war, so fand für den Augenblick keine Audienz zu Versailles statt; nach einiger Zeit jedoch ward dem Grafen von Beauvilliers der Auftrag, dem Marquis von Clairville die Botschaft zu übringen, daß der Hof binnen Kurzem sich nach den Tuilerieen begeben würde. Etwa drei Wochen nach ihrer Ankunft in Paris befand Lady Rosabella Altmont sich allein in einem ihrer blendend erleuchteten Gesellschaftsäle. Es war die erste Soirée, welche sie gab. Mit kindischer Freude überblickte sie die köstlichen und geschmackvollen Anordnungen, die ihr Gemahl hatte treffen lassen. Sie stand vor einem Stehspiegel, der ihre Graziengestalt in Lebensgröße ihr entgegenhielt, und ein Erröthen verzeihlicher Eitelkeit überflog die Wangen der Neuvermählten. Da gewahrte sie im Glase, wie ein Mann in das Zimmer schlüpfte und unentschlossen am Eingange stehen blieb — Ein wenig erschreckt durch die unangemeldete Erscheinung blickte Rosabella hinter sich. Mit einer Miene von einiger Wichtigkeit trat der Fremde näher: „Hast Du mich denn ganz und gar vergessen, Rosabella?“ fragte er.

„Lieber Vetter, wie soll ich? Bist Du endlich da?“ versetzte Rosabella mit Unbefangenheit. „Wie Du Dich verändert hast! Wie Du gewachsen bist!“

Bevorzugt durch sein Verwandtschaftrecht, küßte Beauvilliers die Wange seiner schönen Base.

„Sage nur, wie Du Dich verändert hast, wie Du gewachsen bist, Cousinchen!“

„Komm, setzen wir uns, Vetter. Uns werden noch einige Minuten zum Plaudern bleiben, bevor Gäste eintreffen.“

„Einen Augenblick, Rosabella! Bleibe stehen — laß mich Dich betrachten — laß mich verloren seyn im Anschauen alles dessen, was ich habe verlieren müssen!“

Rosabella ward etwas betroffen; ihr kam eine dunkle Erinnerung an eine vormals zwischen ihr und ihrem Vetter beabsichtigt gewesene Heirath; doch wußte sie durchaus nicht, daß hinsichtlich dieser wirklich während des flossenen Jahres ein Briefwechsel zwischen ihrem Vater und Beauvilliers geführt worden war. Nachdem also die erste Wallung ihrer Verlegenheit verflogen war, fühlte Rosabella sich unwiderstehlich angeregt, über das Pathos zu lachen, das ihren Vetter bei Erinnerung an seine früheren kindischen Spiele mit ihr angewandelt hatte.

„Nichts von dergleichen, Albert,“ sagte sie dann ernsthaft. „Seitdem Du allerlei Unsinn zu mir schwatztest, bin ich älter und verständiger geworden. Fürwahr, ich kann mir jetzt in Dir kaum denselben Albert vorstellen, der meines Vaters Zopfperrücke und Treffenhut aufsetzte und dessen blaue, mit Silber gestickte Weste angezogen hatte, deren Schöße Dir fast bis auf die Knöchel reichten —“

„Rosabella! hör' auf — O, nicht weiter, Lady Altmont!“

„Und ich,“ fuhr die Leichtherzige fort, „und ich — erinnerst Du Dich noch? Ich war in meiner Mutter höchste Florhaube gekrochen und stellte die schöne Gabriele vor, während Du als Heinrich der Vierte stolzirtest — Hahaha! Darüber denk' ich noch recht oft und recht herzlich mit Dir zu lachen. Und — weißt Du noch, was für arge Streiche wir dem tabackschnupfenden Abbé

mit seiner krähenden Stimme und der schielenden alten Bonne mit ihrer langen bebrillten Nase spielten? Hahaha!«

Beauvilliers sah ein, wiewohl ungern, daß er vor der Hand von Seufzern und sentimentalem Wesen ablassen müßte. Rosabella hatte ihn neben sich Platz auf einem Kanapee nehmen lassen, und sie und er lachten beinahe krampfhaft, als der Marquis und Lord Altmont eintraten. Oheim und Neffe eilten Einer in des Andern Arme und hielten sich nach der Weise ihres Landes herzlich umfaßt. Lord Altmont aber begrüßte den gewandten jungen Grafen mit einiger Zurückhaltung, wenn gleich die Höflichkeit, mit der er es that, sich zwang einen Schein von Herzlichkeit anzunehmen.

Die Säle füllten sich bald mit Gästen an; die junge Wirthin war Gegenstand allgemeinen Bewunderns, denn wenn Frankreich sich auch der anmuthigsten, begabtesten und reizendsten Frauen rühmen darf, so sind wirklich schöne Frauen doch selten im Lande; kein Wunder also, daß die strahlende Lieblichkeit Rosabellens um so entschiedenere Wirkung hervorbrachte. Beauvilliers umschwärmte rastlos seine Base; oft begegnete sein Blick dem ihrigen, und dann schien es, als ob Beide in demselben Augenblicke sich dieses oder jenes fröhlichen Momentes aus ihrer Kinderzeit erinnerten. Lord Altmont tanzte an diesem Abend nicht, und wenn er auch allen seinen Gästen die größte Aufmerksamkeit erwies, so merkte man ihm doch an, daß er sich keineswegs in seiner gewohnten heitern Stimmung befand.

Sechstes Kapitel.

Nach ziemlich langem Zögern lief endlich von Lord Altmont's Mutter ein Schreiben ein, welches eine Ant-

wort auf die Mittheilung erhielt, die ihr Sohn ihr von seiner Vermählung gemacht hatte. Ersichtlich ward Letztere mehr beklagt als die Worte im Briefe es ausdrückten. Ernstlich bat die Mutter den Sohn, seine junge Frau so hurtig als möglich aus Paris zu entfernen und sie auf seinen Familienlandsitz in Sussex zu führen, wo Mutter und Schwester sich jetzt befanden. Ein etwas kühler, aber höflicher Gruß an die junge Gattin und deren Vater schloß diese Epistel. Lord Altmont las dieselbe in seiner Gattin Ankleidezimmer mit einem Gefühle, dessen Peinlichkeit ihn selbst betroffen machte. Er blickte auf und betrachtete Rosabella. Diese übte vor ihrem großen Spiegelglase einen Tanzschritt. Plötzlich aber hielt sie inne und schien sich in Nachsinnen zu verlieren.

„Woran denkst Du, Rosa?“ fragte der Gatte.

„Ich versuche einen Tanzschritt herauszubringen, auf den Beauvilliers sich so allerliebst versteht. Sieh doch her, ob ich's so wohl gut mache“ — und ihre Füßchen kreiseten in mehr Schwenkungen das Zimmer entlang, als Seine Herrlichkeit Augen hatte denselben zu folgen.

„Ich sollte meynen, ja,“ versetzte Altmont dann — „Ja, ja, so ist's gut — so ist's trefflich! — Du hast Deinen Vetter wohl recht gern?“

„Ja — nein!“ sagte Rosabella.

„Ja — nein? welches von Beiden meynest Du denn?“

„Ich hab' ihn gern, und hab' ihn nicht gern; gern um deswillen was er mir gewesen ist, denn er war ein gar gutherziger Spielgenoß und steckte immer voll von Schwänken. Jetzt jedoch — jetzt mache ich mir nicht sonderlich viel aus ihm.“

„Er aber macht sich sonderlich viel aus Dir.“

„Ja, ja, das thut er. Ich glaube er hat mich lieber, als er mich jemals hatte.

„Nimm Dich in Acht vor ihm, Rosabella; ermuntere ihn nicht — Verstehst Du mich?“

Für einen Augenblick sah Rosabella ernst und betroffen aus; dann rief sie: „Wahrhaftig, die Männer sind doch wunderliche Geschöpfe! Ich kann sie durchaus nicht begreifen. Was für Unsinn sie oft schwatzen! Du da, öffne den Mund nicht wieder — ich will Dich jetzt nicht zu Worte kommen lassen;“ und sie legte ihre Sammethand auf die Lippen des Gatten, der geziemend die Hand küßte, dieselbe leise in die seinige nahm und dann sagte: „Ich habe ein Glückwunschschreiben von meiner Familie erhalten; Du verstehst noch nicht Englisch genug, um es selbst lesen zu können; vernimm also, man dringt auf meine Heimreise. Sobald Audienz bei Hofe gegeben seyn wird, verlassen wir diesen heitern und glänzenden Schauplatz, Rosabella, wo man Dir so unsäglich schmeichelt, Dich fast abgöttisch verehrt. Du wirst mit mir ein Schloß beziehen, in welchem es ernst, förmlich und geregelt hergeht, in welchem Du keine Schmeicheleien hören, keine Bewunderer sehen wirst, und wo Manches um deswillen man hier Dich belobpreiset, Dir einen Verweis wird zuziehen können.“

Rosabella senkte ihren Blick, und in ihre Augen traten Thränen. Nach einer Weile aber schlang sie ihre Arme um den Nacken ihres Gatten und flüsterte: „Aber Du wirst Dich in jenem Schlosse befinden, und wie düster und ernst es auch seyn möge, mir soll es doch für ein zweites Paris gelten!“

Lord Altmont drückte die Liebliche an seine Brust; er fühlte, daß Rosabella über sich selbst triumphirt hatte.

— Beauvilliers war keineswegs ein kaltherziger Ausschweifling. Jung, reich, eitel und geldvergeudend, war er der Liebling seines Kreises, dessen Thorheiten er sich allerdings leichtsinnig genug hinzugeben pflegte. In Bezug auf Rosabella jedoch ward Alles in ihm aufgeregt, was Böses in ihm seyn mogte; Verdruß und Aerger erbitterten ihn, so daß er für seine Base die leidenschaftlichste Liebe fühlte, oder sich doch einbildete, dieselbe zu fühlen; gegen Lord Altmont aber nährte er unversöhnlichen Haß, besaß jedoch Weltklugheit genug, um seine Absichten hinlänglich zu verschleiern. Altmont's edles Gemüth war über unwürdigen Argwohn erhaben. Aus eigenem Antriebe wollte er die ihm anfänglich aufgestiegenen Wallungen der Eifersucht dadurch bestrafen, daß er die Vertraulichkeit, die zwischen den beiden jugendlichen Verwandten obwaltete, auch nicht im Geringsten während seines nur noch kurzen Aufenthaltes in Paris beachtete. Ihn belohnte dafür die arglose Einfachheit in dem Betragen seiner Gattin, deren Zärtlichkeit für ihn sich noch zu erhöhen schien. Hinsichtlich des Grafen Beauvilliers konnte Altmont nicht aller seiner Zweifel ledig werden; betreffs seines Weibes war er vollkommen ruhig.

Die Audienz bei Hofe fand statt und war in jeglichem Betracht befriedigend, sowohl für den Stolz als für die Aussprüche Lord Altmont's.

„Wie lauteten doch die Worte Beauvilliers," sagte ein jugendlicher Höfling zu dem Grafen, „die der König in Bezug auf Verpflanzen dieser schönsten Blume Frankreichs in engländischen Boden vernehmen ließ?"

„Bah! ich weiß nicht. Sicher waren sie eine zierliche Rede, die die Pompadour ihm eingelernt hatte.“

„Hahaha! Nun, mich wundert's nicht, wenn ein Vetter bei seinem Bäschen gut angeschrieben steht; wiewohl ich Dich eigentlich bemitleiden sollte.“

„Bemitleiden? mich?“ versetzte der Graf ärgerlich. „Mich beneiden, hast Du wohl sagen wollen!“

„Beneiden, daß Du um solche Gattin gebracht worden bist?“

„Nein, daß ich solche Geliebte gewann.“

Diese höchst leichfertige und unwahre Aeußerung ward weiter getragen und — geglaubt; denn Lady Altmont war jetzt bereits zwei Monate lang verheirathet, und hatte demnach, dem pariser Moralcodex zufolge, keinen Augenblick mehr zu verlieren, auf einen Liebhaber bedacht zu seyn. Zwar ward Beauvilliers von einem Anfluge von Reue über seine Aeußerung beschlichen, doch erstickte er dieses Gefühl bald, denn seiner Eitelkeit und seiner Rache war geschmeichelt worden.

Spät Abends vor dem zu ihrer Abreise vestgesetzten Tage befand Rosabella sich in ihrem Zimmer, von Gepäck aller Art umringt, als ihr Vetter eintrat.

„Bist Du's Albert? Gleich will ich Dir ein Viertelstündchen gönnen. Nur diese Schachtel noch — Du siehst, ich bin geschäftig wie eine Biene.“

„Mir verhaßte Vorkehrungen, die Du da triffst!“ sagte der Graf, und setzte gesenkten Tones dann hinzu: „O, Rosabella! wüßtest Du nur, wie elend ich bin.“

„Ich weiß wohl. Zwei so unvergleichliche Verwandte wie Lord Altmont und ich es sind, scheiden zu sehen — — Da, Fanchette; hier sind die Seidenschuhe,

die Du suchtest.“ Fanchette nahm die Zierlichen hin, warf einen Blick voll zweifelhafter Bedeutung auf das klägliche Gesicht, das der Graf machte, und ging wieder in das Cabinet, aus welchem sie gekommen war, zog jedoch aus Gründen, die ihr besser als irgend Jemandem bekannt seyn mogten, die Thür des Seitengemaches hinter sich zu.

„Du hörst mich nicht an, Rosa — Du kümmerst Dich nicht um mich, und doch bist Du mir Eins und Alles!“

„Wir sind Deine Freunde und Verwandte, Albert; und herzlich gern glaube ich Dir es, daß unsere Abreise Dich betrübt. Aber stütze Dich nicht mit dem Elnbogen auf meine Spitzenhaube; Du zerknitterst sie mir ja ganz und gar.“

„Freunde! Verwandte!“ wiederholte der Graf — „und weiter nichts? Solltest Du mir nicht mehr werden? O, beklage mich, bemitleide mich! ich weiß nicht was ich rede.“

Er hielt inne. Rosabella schwieg, die Haubenschachtel, die sie hergenommen hatte, entglitt ihrer Hand; sie erblaßte und ihr Blick haftete am Boden. Der Graf fühlte sich ermuthigt; er kniete, faßte ihre unwiderstrebende Hand und umschlang mit dem anderen Arm die Huldgestalt der Lieblichen. „Ich will Dir nach England folgen,“ flüsterte er, „ich kann nicht ohne Dich leben, Rosabella. O, gewähre mir nur Ein Wort, nur Einen Blick des Trostes und des — Hoffens!“

Mit unzubeschreibender Schwierigkeit hatte die reine Seele Rosabellens während der letzteren wenigen Minuten die eigentliche Absicht ihres unwürdigen Vetters durch-

ſchaut. Leiſe entwand ſie ſich ſeinen Händen, ſagte kein Wort, aber blickte ihn an. Dieſer Blick durchbohrte ſein Inneres; er vermogte nicht ihn zu ertragen, und verbarg ſein Angeſicht, während Roſabella ſich von ihm abwendete und ruhig das Zimmer verließ. Einige Secunden lang blieb der Graf noch in ſeiner knieenden Stellung, dann raffte er ſeinen Hut auf und entſchlich über die Hintertreppe.

Früh am folgenden Morgen erhielt Lord Altmont ein Abſchiedsbillet von dem Grafen, der ſich mit Unpäßlichkeit entſchuldigte.

Roſabella ſagte mit einem Herzen voll Lieb' und Wehmuth ihrem theuren alten Vater Lebewohl, und erſt im Verlaufe der Reiſe vermogten die Neuheit der ſich ihr zeigenden Gegenſtände und die zärtliche Fürſorge ihres Gatten ihr aufgeregtes Gemüth zu beſänftigen. Ihre Ueberfahrt war eine ſtürmiſche, und der Tag ihrer Landung in Dover wies ſich trüb' und regnig. Das ſchien eine ſchlimme Vorandeutung zu ſeyn; und gleichwie einſt die unglückliche ſchottiſche Maria, blickte Roſabella traurig und ſehnſüchtig zurück auf das ſonnige Ufer des lebensfrohen Frankreichs.

Man ſetzte ſogleich die Reiſe nach Suſſex fort. Moorland war ein ſchönes, an Annehmlichkeiten mancher Art reiches Landgut; der Park wies ſich ſauber, der Obſtgarten war umfangreich und ergiebig, der Blumengarten lieblich und ſchön, wiewohl ſteif in ſeinen Anlagen — am unteren Ende desſelben erhob ſich eine dunkle Laube, in ſeiner Mitte ſtand ein Sonnenzeiger; zu beiden Seiten desſelben ſprudelten Springbrunnen; das Herrnhaus war aus den Zeiten der Königin Eliſabeth, ließ

weder die Würde eines Schlosses, noch die Anmuth einer Villa wahrnehmen; es sah unfreundlich, groß und massiv aus, verhieß also für die Winterszeit Wärme und Behaglichkeit, aber auch Langweile.

Die Kirchenglocken läuteten und die Dörfler schritten in ihren Sonntagskleidern heran, um den Gutsherrn und dessen Gattin zu begrüßen. Dann ging es zwischen den beiden Reihen hindurch, die von der Dienerschaft des Hauses gebildet worden waren, bis an den Eingang in die Vorhalle, in welcher die verwittwete Lady Altmont und deren Tochter kerzengerade standen und unser Paar bewillkommneten. Aus diesem Allen hauchte nicht der leiseste Odemzug des heitern Lebens, dem Rosabellens Landsleute sich hinzugeben pflegten; die Dörfler hier sangen nicht, tanzten nicht, bestreueten nicht einmal mit Blumen den Pfad der Einziehenden. Dennoch erfreute Rosabella sich an der Sauberkeit und Ordnung, die ringsumher zu herrschen schienen. Rosabella knieete, um den Segen ihrer Schwiegermutter zu empfangen, und umarmte mit Herzlichkeit ihre Schwägerin.

Als Rosabella einige Tage in ihrer neuen Umgebung zugebracht hatte, legte diese sich schon deutlicher ihrer Erkenntniß dar. Das Herz der jungen Gattin öffnete sich gegen ihres Gemahls Mutter, die zwar in hohem Grade förmlich, aber doch mild und freundlich von Wesen und von Gemüth war; gegen die Schwester Lord Altmont's aber fühlte Rosabella einen Widerwillen, den sie, ungeachtet allen ihren Bemühens dazu, nicht unterdrücken konnte. Miß Altmont war älter als ihr Bruder, unbedeutend in ihrem persönlichen Erscheinen, kalt in ihren Aeußerungen, stolz, streng, schlau und eine starre Beob-

achterin alles Förmlichen. Sie sprach das Französische ziemlich gut, welches ihre Mutter nicht konnte.

Anstandsbesuche der Nachbarn erfolgten und wurden natürlich erwidert. Dann traten Einladungen zu Mittagstafeln ein. Lady Altmont ward viel bewundert, viel geliebt, aber ungleich mehr bekrittelt.

„Mama," sagte Miß Altmont, „mich dünkt, es wird gerathen seyn, der Frau meines Bruders einige Winke über mehrere kleine Punkte in ihrem Benehmen zu geben, damit sie diejenige Aufmerksamkeit an den Tag legt, die unbedingt von ihr zu heischen seyn dürfte. Freilich wird sie anfänglich dadurch entschuldigt, daß sie sehr jung und eine Französin ist; allein mit der Zeit fällt solche Entschuldigung weg. Ich glaube gern, daß nichts eigentliches Arges an ihr ist; doch sollte sie der Welt Meynung ungleich höher achten, als sie es bisher that." Dieses Höherachten war eine Lieblingsmaxime der förmlichen Miß Altmont. „Kann zum Beispiel," fuhr die Sittenpredigerin fort, „unseren Landesgebräuchen wohl irgend Etwas starrer widerstreben, als wenn eine Verehelichte tanzt? und noch dazu sechs- siebenmal hintereinander tanzt, während Unvermählte sitzen bleiben müssen und zusehen können, wenn sie Lust dazu haben? Dann ist viel zu viel Freies in Wesen und Ausdruck dieser meiner Schwägerin, von der mit Recht die Damen sich ein wenig beunruhigt zurückziehen, während sie von den Herren umstanden und auffallend betrachtet und angehört wird. Das gebrochene Englisch, das Mylady spricht, gereicht zu wahrem Ohrenkitzel ihrer Bewunderer — ich glaub' es, denn sie bringt bisweilen so Wunderliches vor, daß ich bereits zu mehreren Malen mir den Fächer vor's

Geſicht halten mußte, um mein Erröthen zu verbergen; und ihre ſchnippiſche franzöſiſche Zofe — die, Mama, ja, die kehrt uns noch die ganze Dienerſchaft um und um. Ich ſag's, das Alles miteinander iſt nichts weniger als reputirlich, und es muß etwas Entſcheidendes dagegen geſagt oder gethan werden. Der Welt Meynung muß man ſtreng in Ehren halten."

Sprich Du mit ihr oder mit Deinem Bruder darüber," verſetzte die Mutter; „ich mag mich nicht in dergleichen Dinge miſchen."

„Was könnt's helfen mit meinem Bruder zu reden? Der ſieht in ſeine Frau wie in einen güldenen Kelch, und würde meinen Beweggründen zu Einreden weder Gehör noch Glauben ſchenken."

Siebentes Kapitel.

Miß Altmont redete weder mit ihrem Bruder noch mit Roſabellen, gefiel ſich aber in höhniſchen Winken, übelgewählten Vergleichungen und ſpöttiſchen Anſpielungen; führte alſo die kläglichen Waffen alltäglicher Frauenzimmer. Roſabella fuhr gegen dieſe Angriffe eine ganze Batterie von Laune und mädchenhaften Späßchen auf, und hatte ihre Freude daran ihre Schwägerin ſo zu ſchrauben, daß dieſe immer anzapfender in ihren Bemerkungen ward; Bemerkungen, die allerdings einen Eindruck auf Lord Altmont, wenn auch wider deſſen Willen machten. Fanchette ward unter ſtrenge Beaufſichtigung geſtellt, was denn allerdings zu ſo großem Verdruſſe der muntern Franzöſin gereichte, daß dieſe im Dienſtbotenzimmer oft laut erklärte, wie es ihr weit lieber ſeyn würde, wenn ihre Gebieterin ihren hübſchen Vetter geheirathet hätte, der, wie gewiß

nicht weggeleugnet werden könnte, sterblich in seine schöne Cousine verliebt wäre. Daß solche Aeußerungen der unbesonnenen Zofe getreulich von der Mutter Kammerfrau der Miß Altmont hinterbracht wurden, läßt sich wohl denken.

Es war damals Landessitte, den Winter in der Hauptstadt zuzubringen; so daß, das Wetter mogte seyn wie es wollte, am ersten November jedes Jahres die mit Vieren bespannte schwerfällige Kutsche vorfuhr, um die Familie in ihre Stadtwohnung zu befördern. Diese Stadtwohnung gehörte ausschließlich der verwittweten Lady Altmont.

„Liebste Rosabella," sagte der Hausherr, „antworte mir ohne Zurückhaltung: mögtest Du den Winter in dem Hause meiner Mutter zubringen, oder soll ich vorläufig eine eigene Wohnung für uns miethen? Ich sage vorläufig, denn nächstes Jahr hoffe ich uns durchaus nach unserer Bequemlichkeit einzurichten."

„Miethe eine eigene Wohnung, lieber Altmont," antwortete Rosabella bittend.

Als diese Anordnung kund ward, bemerkte die Mutter, es würde jene Wohnung doch wohl der ihrigen so nahe als möglich seyn; Miß Altmont aber blickte ihren Bruder an, kopfschüttelte und seufzte.

Tags darauf, bei'm Frühstück, schaucte Miß Altmont, die eine eifrige Politikerin war, von ihrem Zeitungblatt auf und wendete sich zu ihrer Schwägerin mit den Worten: „Hier steht etwas, das Sie interessiren wird, Lady Altmont. Ihr Vetter, der Graf Beauvilliers, ist unlängst mit dem neuen französischen Gesandten in London angekommen." Miß Altmont faßte dabei ihre Schwägerin scharf in's Auge, und bewirkte dadurch mehr als sie

erwartet hatte. Ihr Bruder erschrak bei der Mittheilung, bemerkte seiner Schwester Lauerblick und sah dann seine Gattin an, der ein hohes Roth die Wangen überzog, während sie auf ihre Tasse blickte, dieselbe an die Lippen führte, sie wieder hinstellte, und dann die Frage: „Wirklich?“ hervorstammelte.

„Nun, ich dachte, es würde Sie ausnehmend freuen,“ meynte Miß Altmont.

„Nun ja — nicht so eigentlich — indessen —“

„Es thut mir leid, Sie so bestürzt gemacht zu haben,“ bemerkte die Schwägerin, und beschäftigte sich dann angelegentlich mit dem Zeitungblatte.

Lord Altmont verließ das Zimmer. Als der aufwartende Diener die Kunde mit hinunter in die Gesindestube trug, klatschte Fanchette frohlockend in die Hände.

Einige Tage später traf die Familie in London ein. Lord und Lady Altmont bezogen eine schöne Wohnung, die sie von einem ältlichen Edelmanne gemiethet hatten, der um seiner Gesundheit willen den Winter in Italien zubringen wollte.

Achtes Kapitel.

Drei oder vier Tage vergingen, ohne daß man etwas von dem Grafen vernahm. Endlich eines Abends, als Rosabella, deren Gemahl eine Männergesellschaft bei sich sah, allein im Wohnzimmer saß, trat Albert mit vieler Förmlichkeit herein, küßte ihr ehrerbietig die Hand, warf einige Höflichkeitfragen auf und ging dann in das Gesellschaftzimmer, wo er zwar artig, jedoch nichts weniger als herzlich von dem Hausherrn empfangen ward. Da Beauvilliers einige von den Anwesenden kannte, nahm

er für ein Weilchen mit seiner gewohnten Leichtigkeit und Lebhaftigkeit Theil an deren Gesprächen, schützte dann eine anderweitige Einladung vor und empfahl sich.

Graf Beauvilliers hatte abermals das Vergnügen oder die Kränkung, den Triumph seiner ihm einst zur Gemahlin zugedacht gewesenen schönen Base zu sehen. Rosabella ward in London eben so gefeiert, wie man sie in Paris gefeiert hatte, von wannen ihr Ruf ihr vorausgegangen war. Dazu kam daß sie Zeit und Mittel gewann, ihre Talente ferner auszubilden und besonders sich in der engländischen Sprache zu vervollkommnen. Sie war der Gegenstand der Verehrung aller Männer und wußte durch ihr einfaches und natürliches Wesen sich sogar einige Damen zu Freundinnen zu machen, die minder geschraubt waren als Miß Altmont.

Lord Altmont konnte nicht umhin sich einzugestehen, daß geblendet von der Schönheit und der fast kindischen Einfalt Rosabellens er deren eigentliche Geistesfähigkeiten viel zu gering geachtet hatte. Diese entwickelten sich jetzt mit einer Kraft, die ihn in Erstaunen versetzte. Uebrigens sollte er in noch ungleich höherem Grade die Energie kennen lernen, die unter der blumigen Oberfläche des Charakters Rosabellens verborgen lag.

Die verwittwete Lady Altmont fing an stolz auf ihre Schwiegertochter zu werden, und würde diese innig geliebt haben, wenn nicht Miß Altmont, die großen Einfluß auf ihre Mutter hatte, und der Rosabellens geistreiches Wesen Galle und Wurmsaamen war, diese keimende mütterliche Liebe zu ersticken gewußt hätte.

Rosabella freuete sich im Stillen über die wesentliche Veränderung, die mit dem Gemüthszustande ihres

Vetters vorgegangen zu seyn schien. Albert gab sich den Schein, als wollte er eine Bekanntschaft ganz neuer Art anknüpfen und die aufrichtigste Freundschaft gegen seine Base und deren Gatten an den Tag legen. Sein Benehmen gegen Rosabella war im höchsten Grade ehrerbietig und völlig so wie er es gegen jedes andere Frauenzimmer zeigte; er machte ihr keine Complimente mehr, und schwieg, wenn sie von Andern gelobt ward. Lord Altmont fing an eine bessere Meynung von ihm zu hegen.

Während die Familie in London wohnte, hielt man es für rathsam, das Herrnhaus von Moorland zur künftigen Wohnung für Mutter und Tochter einzurichten, während Lord und Lady Altmont das eigentliche Familienschloß beziehen wollten, das nur in geringer Entfernung von jenem Herrnhause war. Am ersten Mai also begaben Mutter und Tochter sich auf das Gut; der Lord konnte sie jedoch nicht begleiten, weil mancherlei Geschäfte ihn noch für einige Wochen zurückhielten.

Am Tage vor der Abreise der drei Damen aß der Graf mit Lord und Lady Altmont zu Mittage. Er erzählte Rosabellen, wie er nach zwei oder drei Monaten auf die Heimreise würde bedacht seyn müssen. „Ich werde einen kleinen Umweg über Sussex machen, um bei Sir Charles Welburne einen ihm versprochenen Besuch abzustatten, hauptsächlich aber um Gut Moorland zu besehen, damit ich meinem Onkel, dem Marquis, eine von ihm gewünschte Beschreibung davon machen kann.“

Rosabella freute sich hierüber, wollte ein Packet für ihren Vater bereit halten und meynte, ihr Vetter würde wohlthun, dem Marquis von Clairville zuzureden, sie recht bald in Sussex zu besuchen.

„Wir ſollten uns ſchämen,“ ſagte Lord Altmont, als er am folgenden Morgen ſeine weinende Gattin hinab und an den Wagen führte, „daß eine Trennung für wenige Tage uns Beide ſo elend macht; fürwahr Roſa, man wird uns auslachen, daß wir uns ſo kindiſch geberden.“

„Ich kann meine Thränen nicht zurückhalten,“ verſetzte Roſabella ſchluchzend.

„Ich auch nicht,“ ſagte ihr Gemahl; „denken wir indeſſen an die Freude des Wiederſehens.“

„Ich will's verſuchen, Altmont; doch weiß ich kaum wie ich es anfangen ſoll; Gott gebe, daß wir einander glücklich wiederſehen!“

Roſabella ſprach dieſe Worte ſo niedergeſchlagen und in ſo feierlichem Tone, daß ſie dadurch ſelbſt überraſcht und ihr Gemahl dadurch erſchreckt ward. Mittlerweile hatte man den Wagen erreicht, in welchem die beiden andern Damen bereits warteten. Altmont hob ſeine Gattin in den Wagen und ſagte zu ſeiner Mutter: „Heitern Sie meine Roſabella auf; ſie erliegt ſonſt ihrer Bekümmerniß.“ Der Wagen rollte fort. Ein weißes, thränenbefeuchtetes Tüchlein flatterte zum Fenſter desſelben heraus. Lord Altmont kehrte langſam in ſein Zimmer zurück. Seine Seele fühlte ſich, ohne zu wiſſen weshalb, ſo ſchwer bedrückt, daß er vergebens verſuchte die Laſt von ſich abzuwälzen.

Neuntes Kapitel.

Vier oder fünf Tage ſpäter aß Beauvilliers in London zu Mittage mit Lord Beauclerk, der ihn auf ſeiner Fahrt nach Paris begleiten wollte. Ein zweiter Gaſt Beauclerk's

war ein Herr Cavendish, ein vertrauter Freund der Familie Altmont.

„Also morgen früh soll es allen Ernstes fortgehen, Graf?“ fragte Beauclerk.

„Allen Ernstes,“ antwortete Albert.

„Was sagen Sie dazu, Cavendish?“ fuhr Beauclerk fort. „Ist's nicht ärgerlich? Denken Sie sich nur! unterwegs will Beauvilliers die Altmonts und Welburnes in Suffex besuchen. Beide Familien haben mich zu mehreren Malen zu sich eingeladen, dennoch besteht er darauf, daß ich ihn bei Welburnes erwarten soll. Er will durchaus nicht zugeben, daß ich noch Einmal sein schönes Bäschen zu Gesichte bekomme.“

„So?“ fragte Cavendish. „Wie ist mir denn, Herr Graf? Befindet Lord Altmont sich nicht in London? Wie wollen Sie da mit Ihrem Besuche auf dessen Gute zurechtkommen?“

„Ei, ich besuche die Wittwe Altmont und deren steifgeschnürte Tochter —“

„Die wohnen ja zwei Stunden weit von der Lady Altmont.“

„Desto besser,“ meynte der leichtfertige Franzose, „das ist nahe genug, dünkt mich.“

Die Unterhaltung stockte für ein Weilchen, ward jedoch bei'm Weinglase bald wieder in Gang gebracht. Der Graf und Beauclerk tranken reichlich; Cavendish jedoch gab, wie immer, sich mäßig.

„Trinken Sie mit mir, Graf!“ rief in heiterer Weinlaune Lord Beauclerk. „Dieses Kelchglas voll Rheinwein sey auf das Wohl der Rose von Frankreich geleert!“

„Das Wohl der Rose von Frankreich!“ sagte der Graf mit einem schweren Seufzer, und legte seine Linke auf sein Herz.

„Graf, Graf! gestehen Sie's uns im Vertrauen, da unter ihrer Hand regt sich noch immer ein kleines 'penchant'. Für einen Franzosen haben Sie Ihr süßes Geheimniß viel zu lange bewahrt; also — gestehen Sie!“

„Für einen Franzosen?“ wiederholte Beauvilliers in einem nachgeahmten Heldentone. „Wissen Sie wohl, daß für den Franzosen Liebesangelegenheiten zu gleicher Zeit Ehrensachen sind? Ich verstumme!“ Dabei legte er seinen Zeigefinger auf seine Lippen.

„Dessenungeachtet nehmen Sie mich mit nach Schloß Altmont,“ sagte Beauclerk, den ein Schlucken anwandelte. „Ich verspreche Ihnen blind wie ein Maulwurf und taub wie ein Dachs zu seyn.“

„Nicht für aller Welt Schätze!“ fuhr der Graf in seiner Rodomontade fort. „Der Drache, der mir meine Frucht der Hesperiden stahl, hat seinen Wachposten verlassen, und seine beiden Bevollmächtigten, die beiden Megären, wohnen zwei Stunden Weges weit weg. Beauclerk, nennst Du Dich meinen Freund? Wohlan, bei dieser Hand — nein, bei dem Monde, wenn wir ihn sehen könnten — bei dem silbernen Monde, dem Planeten der Liebenden — doch nein, er ist kein Planet — Beauclerk, wenn Du mein Freund bist, so — so — so —“

Beauclerk schlief bereits, und der Graf hatte vergessen was er sagen wollte. Cavendish schlich sich in aller Stille fort, unentschlossen ob er dem Freunde Altmont einen Wink geben sollte, oder nicht.

Gegen neun Uhr an dem Abend welcher der so eben skizzirten Scene folgte war Rosabella in ihrer Wohnung zu Schloß Altmont angelangt, nachdem sie den Tag in Haus Moorland bei ihrer Schwiegermutter zugebracht hatte. Das Wetter war anhaltend trübe gewesen; jetzt regnete es heftig. Rosabella, welche Befehl gegeben hatte die Wohnung zu schließen, und sich bis zum Schlafengehen mit einem Buche beschäftigen wollte, hörte in demselben Augenblick einen Wagen die lange gepflasterte Allee heraufrollen. „Kann es mein Gemahl seyn? Ja, ja, er ist's, er muß es seyn — Eile, o eile, Fanchette!“

Nach wenigen Minuten kehrte Fanchette zurück. Ihr folgte jedoch nicht Lord Altmont, sondern der Graf.

„Beauvilliers?“ rief Rosabella. „So bald hätte ich meinen Vetter nicht erwartet — indessen freut es mich — “

„Liebe Base,“ versetzte der Graf mit leisem Handkusse, „ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich zu so später Abendzeit hier eindringe; allein ich konnte London nicht früher verlassen, und muß meine Reise nach Frankreich um mehrerer Ursachen willen beschleunigen. Aber kann ich hier Obdach für die Nacht erhalten, oder muß ich in dem entsetzlichen Wetter — “

„Obdach für die Nacht? Ei freilich!“ antwortete Rosabella, indem sie sich im Stillen des kalten Empfanges schämte, den sie ihrem Verwandten geboten hatte, wiewohl solches nur Folge der von ihr erfahrenen Täuschung betreffs der Ankunft ihres Gatten gewesen war.

Lady Altmont ließ ihrem Gaste ein Zimmer anweisen und gab Befehl, auch dessen Dienerschaft geziemend unterzubringen. Ihr Abendessen hatte sie bereits

in das Stübchen beordert, in welchem sie selber sich befand — der Tisch war schon gedeckt; der Graf mußte also gleichsam eingeladen werden, mit seiner schönen Wirthin zu essen. Daß bei Tische nur Fanchette die Aufwartung besorgte, erklärt sich von selbst durch die in England übliche Sitte, nach welcher nur die Kammerfrau der Dame des Hauses das Zimmer oder Boudoir der Letzteren zu betreten habe. Behaglich saß am gemüthlichen Kamin der Graf seiner schönen Base gegenüber, die nach Herzenslust mit ihm plauderte. In diesem Allen jedoch lag und war nichts was den Gast zu irgend einem Ueberschreiten des feinsten Anstandes hätte verleiten mögen. Eben so erfolglos hätte er der Königin von England inmitten ihres Hofstaates, als hier der Lady Altmont in deren Privatzimmer, zwischen zehn und eilf Uhr in der Nacht von Liebe vorschwatzen können. So abwehrend ist der Schild ächter weiblicher Tugend, und so untrüglich der Instinct des Mannes in dergleichen Fällen!

Bei'm Frühstücke traf man wieder zusammen, und da das ungestüme Wetter noch anhielt, führte Rosabella ihren Vetter im Hause umher, beschrieb ihm die Veränderungen, die noch mit der inneren Einrichtung desselben vorgenommen werden sollten, und ließ ihn dann mit irgend einem seiner Lieblingsschriftsteller im Büchersaale, während sie sich in ihr Cabinet zurückzog, um die Briefe zu schreiben, die sie mit dem für ihren Vater bestimmten kleinen Geschenkpackete dem Grafen nach Paris mitgeben wollte. Rosabella pflegte Tag nach Tag an ihren Gatten zu schreiben; heute jedoch, theils mit einer langen Zuschrift an ihren Vater beschäftigt, theils um nicht gänzlich ihrem Gaste ihre Gegenwart zu entziehen,

verſchob ſie ihre Mittheilung an Lord Altmont bis auf morgen, ſo daß als die Wittwe Altmont wie bisher ein Schreiben an ihren Sohn abfordern ließ, der entſendete Diener ohne ein ſolches wieder umkehren mußte.

Schach und Billard füllten die Stunden bis zum Mittageſſen aus. In letzterem Spiele war Roſabella wirklich Meiſterin, und ihr hurtiger Blick, ihr frohes Lachen und ihre anmuthigen Bewegungen dabei führten dem Vetter die Erinnerung an das leibhafte Bild ſeiner kleinen unbändigen Baſe Roſabella zurück. Man aß mitſammen und gab ſich überaus fröhlich, indem Roſabella erklärte, nichts ſolle ihr das unſägliche Vergnügen ſtören, einmal nach Herzensluſt Franzöſiſch plaudern zu können. Beauvilliers verſchob in Folge deſſen ſeine Abfahrt bis zum nächſten Morgen, und der argloſen Wirthin fiel es nicht ein hinſichtlich deſſen unartig gegen ihren Gaſt zu ſcheinen, noch weniger aber es wirklich zu ſeyn. Da das Wetter ſich ein wenig aufklärte, ſo mußte der Graf auch noch Roſabellens Garten beſehen; dann that Roſabella den Vorſchlag, mit dem Grafen hinüber zu ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin zu fahren und einige Stunden dort zuzubringen, was Albert jedoch ablehnte, indem er bemerkte, daß ſeine ſchöne Couſine recht wohl wüßte, wie er und die Damen da drüben eben nicht die beſten Freunde wären. Die Fahrt unterblieb alſo. Nach dem Thee ſpielten und ſangen Wirthin und Gaſt mitſammen etliche liebe provençaliſche Lieder, und als Letzterer dann ſich auf ſein nächtliches Lager warf, geſtand er es ſich ſeufzend, daß dieſer Tag, obwohl einer ſeiner am ſchuldloſeſten verlebten Tage, doch der ſchönſte ſeines Lebens geweſen war.

Früh am nächſten Morgen war des Grafen Wagen vorgefahren.

„Habe Dank, liebes Bäschen,“ ſprach Beauvilliers zu ſeiner reizenden Wirthin, „für die köſtlichen Stunden, die ich mit Dir habe zubringen dürfen. Oft, recht oft werd' ich ihrer gedenken.“

Das einfache „Adieu, Albert!“ das Roſabella ihm nachrief, durchſchnitt ihm das Herz, denn es war dies das Erſtemal, daß ſie ihn „Albert“ nannte, ſeitdem ſie in ihrem Zimmer zu Paris ihm den Drohblick zugeworfen hatte.

Beauvilliers drückte ſich in ſeine Wagenecke und philoſophirte vor ſich hin. „Meine moraliſche Natur,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſchreitet unſtreitig in ihrer Beſſerung fort, denn in Wahrheit, es bekümmert mich daß ich meine ſchöne Baſe nicht heirathete, und zwar minder um ihrer Schönheit und des glänzenden Eindruckes willen, den ſie auf die Geſellſchaftkreiſe macht, als wegen der Herzlichkeit und Reinheit ihres Weſens. Man zeige mir doch ein zweites ſchönes Frauenzimmer, mit der ich alle jene Stunden allein verlebte, und die ſich dann ſo gab wie Roſabella es that, ſo daß ich für alle Schätze der Erde mich nicht anders gegen ſie benehmen konnte als ich mich benahm! Wie war Roſabella ſo ganz und gar arglos, vertrauensvoll und gütig! Erzähl' ich's in Paris, ſo erklärt man mich für einen Gimpel.“

Dann wandelte unſeren Weltling ein Gefühl von Neue an, daß er von jeher, wenn gleich nur ſchweigend, ſeine Leidenſchaft für ſeine Baſe eingeſtanden und nimmer dem Geſchwätze, das ſich darüber laut machte,

gewehrt hatte; eine Leidenschaft, deren Vorhandenseyn sich durch seinen Besuch im Schlosse Altmont nur allzu sehr zu bestätigen schien. Sein Gewissen flüsterte: „Du hast ihren Ruf gekränkt.“ Rachegefühl schrie dagegen: „Du hast Deinem Nebenbuhler einen Streich versetzt, den er wohl wird fühlen müssen!“ und Eitelkeit versicherte ihm ganz leise, daß der Glaube an seine brennende Leidenschaft und der Anflug von Argwohn, der gegen Rosabella walten müßte, die Letztere in den Augen der vornehmen Welt nur noch interessanter machen würden. In der heitersten Stimmung kam Beauvilliers bei Welburnes an, beantwortete des seiner dort harrenden Beauclerk schlaue Anspielungen mit einem bedeutenden Lächeln, und tändelte auffallend mit der hübschen Zofe Mylady Welburne's.

Der Graf hatte Schloß Altmont kaum verlassen, so saß Rosabella auch schon hinter ihrem Briefe an ihren Gatten, dem sie umständlich den Besuch ihres Vetters mit allem was sich dabei zugetragen hatte erzählte, ihm die kleinen Geschenke nannte, die ihr Vetter für ihren Vater mitnahm, und ihm überhaupt auch nicht den kleinsten jüngst vorgefallenen Umstand verschwieg. Sie schickte ihr Schreiben nach Haus Moorland hinüber, da von dorther zur gewohnten Stunde kein Bote gekommen war, um ihren Brief abzufordern. Nach ziemlich langem Zögern aber erhielt Rosabella ihr Schreiben mit der mündlichen Bemerkung zurück, es wäre dasselbe zu spät eingelaufen, um es heute noch zu dem nächsten Stationstädtchen zu befördern; auch wären Mama's Briefschaften bereits auf die Post gegeben worden.

„Bereits auf die Post gegeben? ohne mich davon in Kenntniß zu setzen?“ rief Rosabella verwundert, indem sie es bitterlich beklagte, daß nun schon am zweiten Tage kein Brief von ihr an ihren Gatten hatte gelangen können.

Rosabella war bei einer benachbarten Familie zum Essen eingeladen worden, und man hatte die Uebereinkunft getroffen, sie sollte auf ihrer Fahrt dahin ihre Schwägerin mitnehmen. Als sie jedoch nun bei dieser vorfuhr, hieß es, Mylady und Miß Altmont wären nicht mehr zu Hause.

„Nicht zu Hause? und ich sollte Miß Altmont doch um diese Stunde abholen? Ward kein weiterer Bescheid zurückgelassen?“

„Keiner, Mylady,“ versetzte der am Kutschenschlage stehende steifsteife Diener.

Rosabella fuhr weiter, ohne begreifen zu können was es mit den Damen Altmont wäre. Am Orte ihrer Bestimmung angelangt, erklärte sie der Frau vom Hause, wie diese so gütig würde seyn müssen, Miß Altmont's Entschuldigung wegen Nichtkommens aus Miß Altmont's eignem Munde zu vernehmen, indem Miß Altmont nicht zu Hause angetroffen worden wäre. Der Hausfrau und mit dieser auch den Gästen mogte an der Nichtanwesenheit Miß Altmont's wenig oder gar nichts gelegen seyn, denn man sprach kaum darüber, und Rosabella verlebte einen recht angenehmen Abend.

Zehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen frühstückte Freund Cavendish bei dem Lord Altmont in London. Das Gespräch lenkte

sich auf die möglichen Aussichten der französischen Gesandtschaft, und wendete sich alsdann ziemlich natürlich auf die Abreise des Grafen von Beauvilliers. „A propos,“ sagte Cavendish, »ist Ihnen dieser Beauvilliers denn besonders werth?«

»Besonders? Nein, daß ich nicht wüßte,« versetzte Lord Altmont.

»Er scheint ein eitler und unbesonnener junger Mensch zu seyn,« bemerkte der schlichte Cavendish,« und — frei heraus, Altmont — ich an Ihrer Stelle würde ihm ferner nicht gestatten, so vertraulich mit — — Sie verstehen mich, lieber Freund?«

»Cavendish, was wollen Sie sagen?« rief Altmont, dem das Blut in die Schläfen stieg.

»Nun, nun, beunruhigen Sie sich nicht. Ich will nichts weiter sagen, als daß Beauvilliers sich allzu prahlerisch auf seine Verwandtschaft und seine frühere Verlobung mit Lady Altmont bezieht.«

»Verlobung? Er war niemals mit Lady Altmont verlobt.«

„Die Welt spricht, er war es und habe es nimmer vergessen; viel weniger noch habe er Ihnen vergeben, daß Sie —“

„Die Welt lügt, und wenn er es wagt, nur den leisesten Wink — —“

In demselben Augenblicke überbrachte ein Diener die vom Lande her eingelaufenen Briefschaften; Lord Altmont überblickte dieselben. „Wieder kein Schreiben von Rosabella? Sie muß wirklich krank seyn. Aber hier ist ja ein Brief von meiner Schwester!“ Er riß die Epistel auf, — seine Augen quollen aus ihren Höhlen

hervor — er ward leichenblaß — kalte Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn —

„Freund! Altmont! was iſt vorgefallen?“ rief Cavendiſh.

„Leſen Sie — leſen Sie!“ murmelte Lord Altmont, indem er den Brief hinwarf, auf ſeinem Stuhle zurückſank und ſich das Antlitz mit ſeinen Händen bedeckte.

Cavendiſh las:

„Mein theurer Bruder!

„Mit der tiefſten Bekümmerniß erfülle ich heute eine Pflicht, die ich vielleicht ſchon früher hätte erfüllen ſollen. Es kann Deiner Beobachtung, beſonders jüngſthin, nicht entgangen ſeyn, daß meiner Mutter Geſinnung und die meinige gegen Lady Altmont nicht von der Art geweſen iſt, wie ſie es zu unſerem wahren Familienglücke hätte ſeyn müſſen, wenn wir nicht in dieſer Geſinnung durch Mittheilungen beſtärkt worden wären, die wir Dir mündlich darlegen werden. Jene Mittheilungen betreffen das Betragen des Grafen von Beauvilliers gegen Lady Altmont. Aus wie zuverläſſiger Quelle dieſelben uns nun auch geworden ſind, würden ſie dennoch als bloßes Gerücht uns nicht zu dem entſcheidenden Schritte haben vermögen können, den wir jetzt thun, wenn nicht leider Lady Altmont's Aufführung unter unſeren Augen uns durchaus keine andere Wahl ließe. Graf Beauvilliers iſt während eines Tages und zweier Nächte Lady Altmont's Gaſt unter ſo beſonderen Umſtänden geweſen, daß bevor dieſe nicht vollgenügend erläutert worden ſind, meine Mutter und ich ſich in die peinliche Nothwendigkeit verſetzt ſehen, allen und jeden Umgang mit Lady Altmont aufzugeben.“

Diese Epistel schloß mit einigen alltäglichen Tröstungphrasen und, wie es in schwesterlichen Briefen gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, mit einigen gravitätischen jungfräulichen Rathschlägen.

„So ist er also wirklich auf Schloß Altmont gewesen!“ rief Cavendish.

„Wußten Sie, daß er die Absicht hegte hinzugehen?“ fragte Lord Altmont gezwungen ruhig.

Daß jetzt von Cavendish eine Mittheilung des früher erwähnten Tischgespräches zwischen Beauvilliers und Beaucleri abgegeben ward, braucht hier wohl nicht erst erinnert zu werden. Als Lord Altmont den Freund bis zu Ende angehört hatte, rief er vesten Tones: „Cavendish, folgen Sie mir, gleich! und fahren Sie fort, in dieser Sache so zu handeln wie Sie es bisher thaten, nämlich als mein Freund.“

Nach einer halben Stunde befanden Beide sich auf dem Wege nach Sussex.

Elftes Kapitel.

Während der Fahrt sprach Lord Altmont keine Sylbe. Gekränkte Liebe und verletzter Stolz nagten ihm wechselsweise am Herzen. Er rief sich das Ideal zurück, das er als Gattin hatte suchen und finden wollen, und indem er dasselbe mit ihr verglich, die, wenn der That nach auch unschuldig, doch so thörig und unbesonnen gehandelt hatte, daß dadurch die Reinheit ihres Rufes unrettbar befleckt worden war, dünkte ihn, das Blut des Ehrenräubers könnte ihm nicht Sühne genug für den begangenen Frevel seyn.

Es war Abend als man zu Moorland eintraf. Das plötzliche Erſcheinen der beiden Freunde gereichte zum Schrecken der Mutter und der Schweſter Lord Altmont's.

„Andere Pferde vorſpannen laſſen, Cavendiſh," rief Altmont, als er die Treppe hinanſtieg. Oben begrüßte er flüchtig Mutter und Schweſter, erklärte, daß er nur wenige Minuten bleiben würde, und verlangte dann im Beiſeyn ſeines Freundes vollſtändige Darlegung alles Vorgefallenen.

Mama weinte, und Miß Altmont konnte nur mit Anſtrengung ſprechen, als ſie wahrnahm welche Wendung die Sache genommen hatte, und wie es zu ſpät zum Rückſchreiten geworden war. Miß Altmont erzählte nun die in Umlauf gekommenen Gerüchte, die ziemlich dem glichen was Cavendiſh in Erfahrung gebracht hatte, und fügte hinzu, das Uebrige was ſie wiſſe ſey ihr von ihrer Mutter Kammerfrau, Miſtreß Milicent mitgetheilt worden, und könnte dieſe ja ſelbſt Ausſage thun.

Mrs. Milicent war eine ältliche, ſteife und gezierte Jungfrau, die auf dem Gute erzogen und geboren worden war, nach ihrer Weiſe mit Innigkeit an der Familie hing, ſtreng auf Aeußerlichkeiten hielt, beſtändig in geſteifter Haube, fingerloſen Handſchuhen und hochabſätzigen Schuhen einherging, von jeher die franzöſiſche Heirath verabſcheut hatte und auf Roſabella und Fanchette nicht anders als wie auf gottloſe Heidinnen blickte. Inzwiſchen wußte Lord Altmont, daß Mrs. Milicent bei allen ihren Vorurtheilen eine wahrheitliebende Perſon war; Mrs. Milicent ward alſo vor den Gutsherrn beſchieden.

Da in dieſen Blättern unſeren ſchönen Leſerinnen ein „Roman aus der wirklichen Welt" vorliegen ſoll, darf die Ausſage der hochachtbaren Kammerfrau als ein

treues Spiegelbild der Alltäglichkeit hier nicht gänzlich übergangen werden.

„Milicent," sagte der Gutsherr zu der Eintretenden, „ich wünsche, daß Sie mir alles das wiederholen, was Sie meiner Schwester in Bezug auf den Grafen Beauvilliers erzählt haben, und daß Sie sich dabei auf namhafte Personen berufen."

„Mylord," entgegnete die Berichterstatterin, „ich berufe mich zunächst auf Mylady's franzdsische Kammerjungfer, die sich Mamsell Fanchette nennen läßt; denn sobald diese ausfindig machte, daß eine wohlgeregelte engländische Familie nichts von ausländischer Flunkerei in sich duldet, sondern sich guter Ordnung und Sitte befleißigt, fing sie an zu murren und die Nase hochzuhalten und allerlei ungeziemende Reden zu führen, indem sie sagte, daß sie herzlich wünschte, ihre junge Herrin mögte ihren Vetter, den Grafen geheirathet haben, der bis über die Ohren in seine Base verliebt wäre; daß es dann ein frohes und flottes Leben in Paris gegeben haben würde, wo man junge Frauen nicht wie Kloster-jungfern in alte große häßliche Gebäude einsperrt, um die herum es nichts als Regen oder Nebel, und innerhalb welcher es nichts als Rindfleisch und Dünnbier giebt; daß französische Damen jederzeit einen Liebhaber neben ihrem Gemahl hätten, und daß wenn der Graf kommen würde, es sich zu zeigen hätte wie Mylady denselben bei sich aufnähme. Ich entgegnete der Lästererin hierauf, daß ich mich vest überzeugt hielte, Mylady wäre viel zu sittigen Wesens, um sich zu irgend einer ungeziemenden Aufnahme ihres Vetters verstehen zu können, obschon sie zu den Französinnen gehörte, von denen es allerdings

hieße, daß sie sich Dinge erlaubten, die kein rechtschaffenes Frauenzimmer sich erlauben darf. Und um die Schwatzhafte zu überführen daß sie ihre Herrin wirklich läſterte, fragte ich sie, wodurch es sich denn bewieſe, daß der Graf verliebt in seine Base wäre; worauf mir die Fanchette unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte, wie am Tage vor Mylady's Abreiſe von Paris der Graf um die Zwielichtszeit zu Mylady in's Zimmer trat, um sich bei ihr zu verabschieden, wie er dabei sehr schwermüthig und zärtlich that, wie sie, nämlich Mamsell Fanchette, in's Cabinet ging, deſſen Thür hinter sich zuwarf, dann durch das Schlüſſelloch guckte, und nun sah, wie der Graf vor Mylady kniete und der Sitzenden etwas, was sie jedoch, nämlich wieder die Fanchette, nicht hören konnte, in's Ohr flüſterte; wie ferner bald darauf Mylady sehr aufgeregt in das Cabinet kam, wie der Graf über die Hintertreppe fortging und wie er am nächsten Morgen sich in einem Billet an Mylord entschuldigte nicht zum Scheidebeſuche kommen zu können, weil er sich unpaß fühlte, und allendlich, daß Mylord jedoch von jener Stunde an bis heute noch nimmer wüßte, welchen zärtlichen Abschied der Herr Graf von seiner Base genommen hätte."

Lord Altmont saß, während er dies anhörte, das Haupt gestützt und die Augen mit seiner Hand bedeckt, und rang ersichtlich unter einer heftigen Bewegung. „Sie waren vergangenen Winter nicht mit der Dienerschaft in der Stadt, Milicent?" fragte seine Herrlichkeit.

„Nein, Mylord, ich hütete Haus Moorland."

„Was wissen Sie Näheres über des Grafen Beſuch auf Schloß Altmont?"

„Die Beschließerin erzählte mir darüber Folgendes,“ versetzte die Kammerfrau. „Der Herr Graf kam am vorigen Dinstag — ja, ja, am Dinstag; heute haben wir Freytag — zu Wagen auf dem Schlosse an, als Mylady so eben von ihrem Besuche hier zu Moorland zurückgekehrt war. Mamsell Fanchette eilte ihm entgegen, als ob man ihn erwartet hätte. Er ward in Mylady's Zimmer geführt, wo der Tisch bereits zum Abendessen gedeckt stand, und wobei Niemand außer Fanchette die Tafelnden zu bedienen hatte. Das nächstliegende Gastzimmer — die blaue Stube — mußte für den Grafen eingerichtet werden. Am folgenden Tage verweilte der Graf auf dem Schlosse, weil das Regenwetter, wie es hieß, ihn am Weiterreisen verhinderte. Er und Mylady brachten den ganzen Tag mitsammen zu, einige Stunden abgerechnet, während welcher Mylady sich mit Schreiben beschäftigte. Nach dem Mittagessen gingen Beide im Garten umher, tranken dann Thee und spielten und sangen allerlei französische Lieder, waren beiderseits sehr aufgeräumt, und ließen kein engländisches Wort über ihre Zunge gehen. Die beiden Diener des Grafen schwatzten und lachten gewaltig in der Gesindestube, und besonders machte der Kammerdiener sich viel mit Fanchette zu schaffen, indem er sagte, das wäre pariser Sitte; oben im Hause wäre der Herr, unten im Hause wäre der Diener verliebt, und was der ärgerlichen Reden mehr waren, so daß die Beschließerin ihm bedeutete, die Gesindestube zu verlassen, wenn er seinen gottlosen Mund nicht halten könnte. Am folgenden Morgen, nämlich gestern, fuhr der Graf ab, nachdem er sich im Frühstückszimmer bei Mylady verabschiedet hatte,

ohne daß irgend eine dritte Perſon dabei zugegen geweſen war.“

„Iſt das Alles, was Sie zu berichten haben, Milicent?“ fragte Lord Altmont.

„Alles, Mylord. Ich weiß weiter nichts Erhebliches,“ verſetzte die Kammerfrau und entfernte ſich mit eben ſo tiefer Verbeugung als mit welcher ſie eingetreten war.

Faſt in demſelben Augenblick meldete ein Diener, daß der Wagen Mylords friſchen Vorſpann erhalten hätte. Lord Altmont fuhr auf, nahm von den aufgetragenen Erfriſchungen ein Glas Waſſer, das er in einem Zuge austrank, umarmte haſtig ſeine Mutter, küßte flüchtig die Wange ſeiner Schweſter und ſtürzte, ohne ein Wort zu ſagen, zum Zimmer hinaus. Seine Mutter wollte ihm nach, Cavendiſh hielt ſie jedoch zurück, indem er ſagte: „Laſſen Sie ſich rathen, Mylady; Sie kennen Ihren Sohn!“ Die bekümmerte Lady ſank auf Ihren Stuhl zurück und Cavendiſh beurlaubte ſich bei ihr und der ſchier ſprachlos gewordenen Miß Altmont.

Zwölftes Kapitel.

Sir Charles Welburne's Beſitzthum gränzte an die nächſte Poſtſtation; dorthin hatte Cavendiſh den Kutſcher beordert.

Auf der Fahrt dorthin ſah Lord Altmont bei'm Mondlichte durch eine Wegesöffnung das Stammſchloß ſeiner Väter ſich erheben, in welchem er gehofft hatte des reinſten häuslichen Glückes theilhaftig zu werden. Das Wohnzimmer des Gebäudes wies ſich erhellt, und Alt-

mont meynte die liebliche Gestalt seines Weibes an den Fenstern hingleiten zu sehen. Stöhnend sank er in die Ecke des Wagens zurück. „O, Rosabella! womit verdiente ich diese Schmach, die Du über mich brachtest? Du, die ich so über Alles schätzte und liebte? Du, für die ich willig meine letzten Blutstropfen hingegeben haben würde? O, Rosabella! wie mußtest Du denn so tief fallen?“ Und zwei große Thränentropfen entquollen den in die Nacht hineinstierenden Augen des Mannes. Schweigend faßte der Freund des Leidenden Hand; Cavendish wußte recht wohl, daß Tröstungworte hier zu nichts führen konnten.

Bei Welburnes zog Cavendish die Kunde ein, daß Beauvilliers und Beauclerk sich noch auf dem Gute befänden, sich jedoch am nächsten Morgen nach Dover und von dort nach Frankreich begeben wollten.

Altmont und Cavendish setzten ihre Reise fort und erreichten Dover zeitig genug, um sich folgenden Tages nach Calais einzuschiffen, in welcher Stadt sie Abends eintrafen, und wo sie der Ankunft des Grafen und dessen Begleiters harren wollten.

Während eines Theils des nun eingetretenen Sonntags schrieb Lord Altmont verschiedene Verfügungen nieder, die in seiner gegenwärtigen Lage zu treffen er für nöthig erachtete. Dann beschied er seinen vertrauten Diener zu sich. „William,“ sprach er zu diesem, „was auch vorfallen möge — verstehe mich wohl! — was auch vorfallen möge, so reisest Du ohne eines Augenblicks Verzug, und ohne erst irgend Jemanden weiter zu fragen, zu meiner Mutter zurück, und stattest ihr getreuen Bericht ab. Hier ist Geld zur Reise.“

Kaum waren am Abend desselben Sonntages Graf Beauvilliers und Lord Beauclerk in einem Gasthofe zu Calais abgestiegen, als ihnen Herr Cavendish gemeldet ward, der sodann das freudige „Willkommen," das die Beiden ihm entgegenriefen, mit einer kalten Verbeugung erwiderte, und dem Grafen eine schriftliche Herausforderung Altmont's überreichte.

„Ich dacht' es mir!" rief Beauvilliers. — „Sie sind doch mein Secundant, Beauclerk?"

„Zuverlässig und jedenfalls," versetzte der Gefragte, nachdem er ebenfalls die Zuschrift gelesen hatte.

„So will ich Sie und Herrn Cavendish mitsammen lassen, damit Sie das Fernere verabreden; nur bitte ich, da die Wahl der Waffen mir zusteht, um den Degen, der die Wehr des Edelmannes ist; Pistolen ziemen sich nur für Heerwegsritter. Eilen Sie, so sehr Sie können, meine Herren; denn mich verlangt nach einem Abendessen."

Die Secundanten hatten bald ihre Verabredung getroffen; Cavendish empfahl sich höflich, und Beauvilliers, dem die Aufwärter mit den dampfenden Schüsseln folgten, sprach diesen und der Flasche in seiner gewohnten muntern Stimmung zu. „Es ist dies recht hübsch von Altmont," sagte er; „auch hab' ich's nicht anders von ihm erwartet. Mag ich nun verwundet werden oder nicht, so werde ich doch jedenfalls mit dem linken oder dem rechten Arm in einer Binde nach Paris reisen, und dabei blaß aussehen und die Stirn runzeln, wenn ich der jungen Gräfin B* meine Aufwartung mache. Nichts hilft uns in Salon und Boudoir besser fort, als ein Liebeshandel und ein Duell.

Dreizehntes Kapitel.

Um fünf Uhr nächsten Morgens befanden die Kämpfer sich am verabredeten Orte. Ein engländischer Wundarzt und der Diener William waren in der Nähe. Lord Altmont blickte ernst und düster; Graf Albert schritt, nachdem man sich höflich gegeneinander verbeugt hatte, so achtlos umher, als erwarte er das Beginnen eines Fangballspieles.

Der Kampf ging vor sich; Lord Altmont, mehr darauf bedacht seinen Gegner zu treffen als sich selber zu wahren, erhielt einen tiefen Stich in die Schulter, stieß jedoch in demselben Moment seine Klinge in die Brust seines Gegners, so daß dieser tödtlich verwundet zu Boden sank.

Alle Anwesende eilten ihm beizustehen; man trug ihn in eine für den Fall bereits in Anspruch genommene ländliche Wohnung auf ein sauberes Bett; der Wundarzt bediente ihn und bot alles ihm Mögliche auf, dem Leidenden die Schmerzen des Todes zu lindern.

„Sagen Sie mir, Herr Doctor, ob irgend Hoffnung vorhanden ist," fragte der reisefertige Diener.

„Keine," lautete die Antwort; „der Unglückliche kann höchstens noch zwei Stunden leben."

William eilte von dannen, um den Haven, und von dort aus Dover und Haus Moorland zu erreichen.

Lord Altmont, seiner eigenen Verletzung uneingedenk, nahm seinen Sitz zu Haupte des Sterbenden, der, vom Arzte wieder zu sich gebracht, seinen Zustand recht wohl erkannte. „Mylord," sprach Beauvilliers mit schwacher Stimme, indem er seine Hand hinstreckte, die Lord Altmont voll Betrübniß faßte — „Mylord, mir ward

verdienter Lohn. Der Himmel iſt gerecht und auch barmherzig, denn er gönnt mir Friſt, um einigermaßen das Unrecht wieder gutzumachen, das ich begangen habe.“ Theilnehmend umſtanden Arzt und Secundanten das Lager des Reuigen. „Rachefühl gegen Sie,“ fuhr Beauvilliers mit oft ihn unterbrechendem Stöhnen fort, „weil Sie Clairville's Tochter ehelichten, und meine maßloſe Eitelkeit haben mich auf dies mein Sterbebett geworfen. Ich geſtehe Ihnen, Altmont, daß ich Ihre ſchöne Gattin gern verleitet hätte, wenn es mir möglich geweſen wäre; dennoch redete ich nur ein einziges Mal, und zwar am Abend vor ihrer Abreiſe von Paris, Worte der Leidenſchaft zu ihr; ward aber durch einen einzigen Blick von Roſabellen ſo zurückgeſchreckt, daß ich nimmer wieder Aehnliches gegen ſie wagte. Rache gegen Sie und blinde Eitelkeit bewogen mich nun, durch meinen Beſuch auf Schloß Altmont ſchmähende Gerüchte über Ihre tugendhafte Gattin in Umlauf zu bringen, und Sie zu einem Zweikampfe zu reizen, in welchem ich vielleicht der Glücklichere — — Sie hören dies Alles, Mylord,“ unterbrach ſich der Unglückliche, „und behalten dennoch meine Hand in der Ihrigen?“

„Möge Gott Ihnen ſo vergeben, wie ich Ihnen verzeihe!“ ſprach Altmont mit Feierlichkeit. „Sie fehlten, fehlten ſchwer — aber Sie büßen Ihren Fehler allzu ſchrecklich. Kurzſichtige Sterbliche, die wir ſind!“ fuhr Altmont fort, indem er ſeine gefaltenen Hände gen Himmel hob — „O, Graf! was gäbe ich darum, wenn ich Ihr Leben erhalten wiſſen könnte!“

„Nichtiger Wunſch,“ lallte Beauvilliers — „O, Roſabella, unſchuldige Roſabella! Wie unwürdig ich mich

auch zeigte, so wirst Du doch meinen Tod beklagen. O, Mylord! trösten Sie Ihre Gattin — schätzen und lieben Sie sie — sie ist ein Edelstein, der sich mit keinem Preise bezahlen läßt."

Ein Priester, nach welchem geschickt worden war, trat herein, — und um Mittag war Albert von Beauvilliers mit demüthiger Ergebung in sein Geschick verschieden.

Lord Altmont mußte, von Schmerzen dazu angemahnt, sich seine bisher unbeachtet gebliebene Wunde verbinden lassen; dann eilte er mit Cavendish dem Haven zu, wo sie ein Fischerboot miethten, um nach Dover hinüberzulegen. Da der Wind ihnen zugegen war, mußten sie zwei Tage und zwei Nächte auf der Fahrt zubringen, wobei Altmont so geistig wie körperlich unsägliches Weh erlitt. Endlich erreichten sie Dover, wo unsere Erzählung sie einstweilen verläßt, um sich den Ereignissen zu Schloß Altmont zuzuwenden.

Vierzehntes Kapitel.

Rosabella, die sich durch das Benehmen ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin gegen sie einigermaßen verletzt fühlte, beschloß weder bei denselben einzusprechen, noch zu ihnen zu schicken, sondern beförderte nächsten Tages ihre Zuschrift an Lord Altmont, der sie eine Nachschrift hinzufügte, durch einen eigenen Boten auf die Post. Beklagenswerthe Rosabella, die nicht ahnete wie nahe ihr an dem Schlosse vorüber fahrender Gatte ihr an demselben Abend war, an welchem sie vereinsamt in ihrem erleuchteten Wohngemache umherschritt!

Vier Tage vergingen — kein Brief von ihrem Gemahl ward Rosabellen; kein Besuch, keine Kunde von Mutter und Schwester. Unheimliche Gefühle senkten sich in Rosabellens Busen. In dem Benehmen der Dienerschaft gegen sie war eine auffallende Umwandlung wahrzunehmen. Niemand im Hause wollte mehr mit der Zofe Fanchette zu schaffen haben, so daß diese sich größtentheils in den Zimmern ihrer Gebieterin aufhalten mußte. Man gehorchte den Befehlen der Herrin, aber man that es mit Abneigung, ja selbst mit Geringachtung. Zwei Tage lang duldete Rosabella dies, dann ließ sie keinen der Hausgenossen und überhaupt Niemanden außer Fanchette zu sich. Daß Graf Beauvilliers mit diesen Wahrnehmungen im Zusammenhange stehen müßte, leuchtete Rosabellen endlich ein. Hatte sie unverständig gehandelt, indem sie ihren Vetter als Gast bei sich aufnahm? Angesichts ihrer selbst fühlte sie, daß sie das nicht gethan hatte; jedoch — Angesichts der Welt? Darin lag's! „Der Welt Meynung muß," wie Miß Altmont sich oft gegen sie geäußert hatte, „in Ehren gehalten werden." Rosabella wollte ihre Zofe in Berathung ziehen, ließ jedoch sogleich von diesem Gedanken ab, indem sie dessen Ausführung für ungeziemend und herabwürdigend hielt. Rosabella war stolz, und in diesem Stolze beschloß sie, den Sturm, den sie voraussah, obwohl sie nicht wußte, von wannen und wie er kommen würde, vesten Sinnes zu erwarten, ihm weder entgegenzueilen, noch vor ihm zurückzuweichen.

Fanchette gab sich schweigsam und niedergeschlagen; denn Fanchette wußte mehr als ihre Herrin, und erschrak vor der Erinnerung an das Geschwätz, zu welchem sie

durch Eitelkeit und Unbedachtsamkeit sich hatte verleiten lassen.

Dies war die Lage der Dinge als am nächsten Mittwochsvormittage ein Wagen vorfuhr, aus welchem Miß Altmont sich förmlich bei Lady Altmont melden ließ. Dann trat Erstere in Begleitung der Kammerfrau Milicent herein. Lady Altmont erhob sich schweigend von ihrem Sitze und winkte ihrer Schwägerin Platz zu nehmen. Die Kammerfrau setzte sich unfern der Thür.

Miß Altmont befremdete dieser Empfang, denn sie hatte Klagen und Thränen, Erläuterungen und Entschuldigungen erwartet, und sah sich jetzt hierin auf eine sie überraschende Weise getäuscht. Endlich fand sie Worte.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, Mylady," begann sie, „ist in hohem Grade peinlich für mich; indessen komm' ich in Auftrag meiner Mutter, und meiner Mutter zu gehorchen, ist mir Pflicht. Es muß Ihnen bekannt seyn, Lady Altmont, welche Gerüchte sich über des Grafen von Beauvilliers Gesinnuugen gegen Sie verbreitet haben. Wie schmeichelhaft dieselben auch in Frankreich für Sie seyn mögen; hier in unserem Lande sind sie mit Recht verdammenswerth —"

Da Lady Altmont in ihrem Schweigen verharrte, fuhr die gehorsame Botin ihrer Mutter fort: „Leider wurden diese Gerüchte besonders durch die Mittheilungen Ihrer eigenen Dienerin Fanchette bestätigt, die gleichsam das zu rühmen schien, worüber sie in ihrer tiefsten Seele hätte beschämt seyn sollen."

Lady Altmont blickte zu Fanchette hinüber, die ihre Hände vor ihr Gesicht legte und laut weinte.

„Graf Beauvilliers selbst,“ sprach Miß Altmont weiter, „leugnete nicht seine ungeziemende Neigung für Sie, und der Besuch, den er Ihnen abstattete, widerspricht keineswegs der Meynung, daß Graf Beauvilliers die Absicht gehabt habe, Sie, Mylady, während der Abwesendheit Ihres Gemahls zu entführen. Von diesem Allen erhielt mein Bruder umständliche Nachricht, so daß er in Begleitung eines Freundes nach Calais reisete und dort mit dem Grafen von Beauvilliers und dem Lord Beauclerk zusammentraf —“

Rosabellens Vestigkeit begann zu wanken. „Und dort?“ fragte sie plötzlich.

„Dort fand ein Zweikampf statt.“

„Mein Gemahl —?“ kreischte Rosabella.

„Ist leicht verwundet worden; der Graf jedoch — es ist mir schmerzlich — —“ Miß Altmont hielt inne.

„Ist todt?“ fragte Rosabella mit einer unnatürlichen Ruhe. Miß Altmont machte ein Zeichen des Bejahens.

„Gott!“ rief Rosabella, indem sie händeringend von ihrem Sitze auffuhr — „Ist es dahin gekommen? Mein Blutsverwandter gefallen von der Hand meines Gatten; und ich bin die Ursache davon? Grausamer Altmont! welche Zeitfrist, welche Büßung wird diesen Flecken jemals von Dir abwaschen? Ungerechter, unwürdiger Gemahl! Hätte auch die ganze Welt mich für schuldig erkannt; nicht hättest Du mich dafür halten sollen; nicht Du, dem jeder Gedanke meiner Seele offen dalag! Indessen ist's geschehen, und ich will Dein Bild aus meinem Herzen vertilgen, ob auch dies Herz darüber brechen muß. Hinfort hast Du kein Weib, und Rosabella hat keinen Gatten mehr. — Armer Albert!“

Sie ſank auf ihren Stuhl zurück, und heiße Thränen, die ſie vergebens mit ihren zarten Fingern zu verbergen verſuchte, ſtrömten über ihre Wangen.

Wie viel oder wie wenig Miß Altmont an dem Seelenzuſtande ihrer Schwägerin Theil nahm, mögen unſere gefühlvollen Leſerinnen ſelbſt ermeſſen, wenn ſie vernehmen, daß Miß Altmont der an der Thür harrenden Kammerfrau zurief: „Da ſehen wir's, Milicent! Mylady vergißt ihren verwundeten Gemahl und vergießt Thränen über ihren ſtrafbaren Anbeter.“

Das Blut der Courci empörte ſich in den Adern Roſabellens bei dieſen Worten; das nämliche Gefühl, in welchem ſie durch einen einzigen Blick die unwürdige Leidenſchaft ihres Vetters von ſich abgewehrt hatte, blitzte abermals aus ihren Augen. Ohne ein Wort zu reden, deutete ſie auf die Thür des Zimmers. Miß Altmont ſchritt haſtig zu derſelben hin, um dem gewaltigen Blicke zu entrinnen. In der nächſten Secunde befand Roſabella ſich allein mit ihrem Weh und ihrer leichtſinnigen Zofe. Sie klingelte; William, der von Haus Moorland mit herübergekommen war, mußte vor ihr erſcheinen.

„War Graf Beauvilliers todt, als Du Calais verließeſt?“

„Nein, Mylady; doch verſicherte der Wundarzt, der Herr Graf würde nur noch wenige Stunden leben können.“

„Wer ſchickte Dich nach England? und weshalb ſchickte man Dich?“

„Tags vor dem Duell befahl Mylord mir, ſobald irgend etwas vorgefallen ſeyn würde, augenblicklich

abzureiſen und Mylady deſſen Mutter davon in Kenntniß zu ſetzen.“

„Dein Herr ward verwundet?“

„Unbedeutend — in der Schulter —“

„Schickte Dein Herr ſich zur Reiſe an?“

„Er blieb bei dem Grafen und ſchien denſelben erſt nach deſſen Hinſcheiden verlaſſen zu wollen.“

„Wer war der Secundant Deines Herrn?“

„Herr Cavendiſh.“

„Du haſt keinen Auftrag an mich?“

„Keinen, Mylady.“

„Verlaß das Zimmer.“ William ging ehrerbietig.

Lady Altmont ſtand ein Weilchen regunglos und wie ohne Athem gleich einer Bildſäule da, bis Fanchette aus ihrem Winkel hervorkroch, ſich ihr zu Füßen warf und mit zu ihr emporgehobenen Händen um Verzeihung flehete —

„Morgen,“ verſetzte die Herrin in dumpfem Tone; „morgen will ich Dich hören; für heute will ich Niemanden ſehen — hörſt Du, Niemanden!“ Nach dieſen Worten zog Roſabella ſich in ihr Schlafzimmer zurück, welches ſie hinter ſich zuſchloß. Während des Tages ließ ſie ſich ein Weniges von Speiſe und Trank hinaufreichen. Die es ihr überbrachten, fanden daß die Herrin ſehr gelaſſen blickte, jedoch ſehr blaß von Angeſicht war, und etwa wie eine Perſon ausſähe, die zu einem nothwendigen, aber höchſt ſchmerzlichen Entſchluſſe gekommen wäre.

Abends um neun Uhr ließ Roſabella, nach damaliger Landesſitte, ſich die Hausſchlüſſel bringen, indem ſie erklärte, daß ſie ſich ſchlafen legen wollte.

Am folgenden Morgen harrte Fanchette sehnsüchtig des Klingelrufes ihrer Gebieterin. Als endlich zehn Uhr vorüber war, pochte sie an die Thür des Schlafgemaches, erhielt jedoch keine Antwort. Sie untersuchte das Schloß der Thür — es war offen — — Lady Altmont aber war nirgend zu finden — —

Funfzehntes Kapitel.

In Folge des Seelen- und Körper-Zustandes Lord Altmont's hatten dieser und dessen Begleiter vierundzwanzig Stunden in Dover rasten müssen, so daß sie Moorland erst am Abend desjenigen Tages erreichten, der dem Tage folgte an welchem Rosabella vermißt worden war.

Nichts von dem Schrecken, nichts von dem Grimme Lord Altmont's, als er alles zu Schloß Altmont Vorgefallene erfuhr, als vollends er unter den Briefen, die ihn in Paris nicht mehr angetroffen hatten und folglich nach England zurückgesandt worden waren, auch das ausführliche Schreiben seines Weibes fand, durch welches die Betheuerungen des sterbenden Beauvilliers betreffs der Unschuld Rosabellens vollgenügend bestätigt wurden! In seinem Schmerz und Weh achtete er selbst der Flehensworte seiner Mutter nicht, die ihn beschwörte sich zu fassen und zu sammeln. Seine Schwester wies er unter den heftigsten Ausdrücken von sich, indem er sie warnte ihm jemals wieder unter die Augen zu treten. Dann eilte er hinüber nach Schloß Altmont, wo die Beschließerin ihm die Schlüssel zu der verschwundenen Lady Zimmern überantwortete, die von der Dienerschaft völlig in dem nämlichen Zustande gelassen worden waren, in welchem man sie bei dem ersten Lärmrufe Fanchettens gefunden hatte.

Es ergab ſich daß Roſabella nur wenige ihrer geringeren Kleider, einen ſeidenen Mantel und ihren Gartenſtrohhut, nebſt den Juwelen, die ſie ſchon vor ihrer Vermählung gehabt hatte, ihr Taſchengeld, das ſich auf höchſtens zweihundert Guineen belaufen konnte und das Miniaturbildniß ihres Gatten mit der daran befindlichen goldenen Kette mitgenommen hatte. Vergebens ſuchte Lord Altmont nach irgend einem Blättchen von der Hand Roſabellens. Freilich ward Fanchette ſcharf befragt, doch konnte Fanchette nichts Erheblicheres hervorbringen als ihre Thränen über die unbeſonnenen Reden, die ſie geführt hatte und eine Beſchreibung des letzten Auftrittes zwiſchen Miß Altmont und ihrer unglücklichen Herrin; eine Beſchreibung, deren Eindruck auf Lord Altmont über alle Beſchreibung hinausreichte.

Mit Mühe nur fand der treue Freund Cavendiſh endlich Gehör bei dem der wildeſten Verzweiflung hingegebenen Gatten. „Ich zweifle nicht," ſprach er, „daß Lady Altmont ſich zu ihrem Vater begeben habe. Sie, lieber Altmont, ſind jetzt nicht im Stande zu reiſen — kopfſchütteln Sie ſo viel Sie wollen, ſtampfen Sie noch ſo arg mit dem Fuße — ich ſag' es dennoch, Sie können, Sie dürfen jetzt nicht reiſen; ich aber — ich will mich unverzüglich auf den Weg nach Paris machen. Ihr William möge mich begleiten. Ich ſchreibe Ihnen poſttäglich, und werde weder Zeit noch Anſtrengung ſparen. Hoffentlich holen wir die theure Lady Roſabella noch unterwegs ein — in Paris denk' ich ſie ganz gewiß zu finden!"

War dieſer Vorſchlag auch nur ein Strohhalm einem Schiffbrüchigen gereicht; Lord Altmont mußte ihn

wohl annehmen. Nach einer Stunde befanden Cavendish und William sich auf der Reise.

Zu heftig war Lord Altmont während einer Reihe von Tagen bestürmt worden, als daß seine physischen Kräfte nicht hätten unterliegen müssen. Von einem hitzigen Fieber ergriffen, lag er mehrere Tage in Todesgefahr. Der erste Brief seines Freundes gereichte ihm jedoch zu einem ziemlich wirksamen Heilmittel, denn Cavendish schrieb ihm, er hätte zuverlässige Spur von Lady Altmont bereits in Calais gefunden.

Sechszehntes Kapitel.

Cavendish, fast überzeugt die Entflohene in Paris aufzufinden, eilte, diese Hauptstadt zu erreichen, ohne unterwegs sich durch Nachfragen aufzuhalten. In der Wohnung des Marquis von Clairville angelangt, vernahm er jedoch mit Schrecken von dem in tiefe Trauer gekleideten alten vertrauten Diener des Hauses das vor wenigen Tagen erfolgte Hinscheiden des Vaters Rosabellens.

„Ich wundere mich nicht, Monsieur Cavendish,“ sagte der alte Berton, „daß Sie nichts von dem Trauerfalle ahneten. Krankheit und Tod des seligen Herrn traten plötzlich ein; und daß ich offen zu Ihnen rede — mein guter Herr hatte sich in die Idee hineingeträumt, während seiner letzteren zwanzig Lebensjahre nicht älter geworden zu seyn. So konnte es um so eher ihm begegnen, daß an einem sehr kühlen Morgen, an welchem er den dumpfigen Ballsaal der Herzogin von ** verlassen hatte, er sich eine Erkältung zuzog, die nach vierundzwanzig Stunden seinen Tod herbeiführte.“

„Ward ihm das Ableben seines Neffen kund?“ fragte Cavendish mit Besorgniß.

„Nein, die Nachricht von dem Duell und dessen Folgen langte erst dann zu Paris an, als mein theurer Herr bereits auf der Bahre lag. Nun aber, Monsieur, beantworten Sie auch mir wohl eine Frage? Wo ist ‘Miladi’ Altmont?“

„Wie? ist sie nicht hier?“

„Sie war hier, ist es jedoch nicht mehr. Ah, Monsieur, ich habe Ihnen Seltsames zu erzählen. Nicht daß ich sonderlich dem Aberglauben anhinge — o nein! wir haben hier viel zu lange in der großen Welt gelebt, um nicht über abgeschmackte Volksvorurtheile hinaus zu seyn; dennoch will ich Ihnen was sich zutrug in schlichten Worten mittheilen, und Sie mögen dann selbst darüber entscheiden. Es war eilf Uhr in der Nacht. Der Herr Marquis hatte bereits die letzte Oelung empfangen und lag, unserer Meynung nach, bewußtlos da, so daß wir jeden Augenblick sein Hinscheiden erwarteten. Etliche seiner Freunde, und auch meine Wenigkeit, standen voll Betrübniß am Bette, und ich hatte dem Herrn Abbé so eben zugeflüstert wie es doch zu beklagen wäre, daß ‘Miladi’, die Tochter des Herrn Marquis, deren dieser so oft während des Tages erwähnt hatte, sich nicht zugegen befände, als — siehe da! die Seitenthür sich plötzlich öffnete und ‘Miladi’ Rosabella wie eine Erscheinung hereinschwebte, weiß gekleidet, ihr Haar lang über die Schultern herabhangend, ihr Angesicht leichenbleich. Wir Alle standen starr von Erstaunen. Ohne unser zu achten, schritt sie zu dem Bette, beugte sich über den Sterbenden hin und sprach mit einem Tone, der uns

durch das Herz schnitt, die Worte: „Mein Vater!“ Und, können Sie's glauben, Monsieur? die Seele des alten Mannes schien in ihrem Fluge himmelwärts plötzlich gehemmt zu seyn, denn er, der bisher starr dagelegen hatte, regte sein Haupt und griff mit seinen Händen umher, als wollte er die geliebte Tochter umfassen. Diese nun nahm sein Haupt in ihre Arme, küßte seine Stirn und legte ihre Wange an die seinige. Ein unbeschreibliches Lächeln zog über das Antlitz des Greises hin, der dann in der Umarmung seinen Geist aufgab. 'Miladi' Rosabella, die nun eine Leiche umfaßt hielt, drückte dieser die Augen zu und ging dann in eine Ecke des Zimmers, wo sie niederknieete und betete. Wir Anderen streckten den Körper des Marquis, und zündeten Kerzen und Weihrauch an, und waren kaum damit fertig, als 'Miladi' sich erhob und uns winkte, sie zu verlassen. Keiner von allen Anwesenden wagte ihrem feierlichen Winke auch nur durch die kleinste Frage ungehorsam zu werden; die Tochter blieb also allein bei ihrem hingeschiedenen Vater. Als wir später wieder in das Zimmer traten, lag der Todte da, wie er zuvor gelegen hatte; von der Lebenden jedoch war im ganzen Hause keine Spur zu finden; auch haben wir seitdem nichts wieder von ihr gesehen noch gehört.“

„Lady Altmont,“ versetzte Cavendish mit aller Fassung, die er aufzubringen im Stande war — „Lady Altmont wird ohne Zweifel genau mit den verschiedenen Zugängen ihres Vaterhauses bekannt gewesen seyn, und sich also eben so unbeachtet entfernt haben, als sie unvermuthet gekommen war. Es scheint, als wolle sie durchaus in Verborgenheit zurückgezogen leben und deshalb —“

„Ah, Monsieur,“ fiel der alte Berton kopfschüttelnd ein — „ich will Niemandem Schlimmes nachsagen, aber jener engländische Gemahl und dessen engländische Familie haben unsere arme Rosabella zu Tode gebracht, und diese mag gar wohl ihrem Grabe in fernem Lande entstiegen seyn, um als Geist den letzten Odemzug ihres Vaters ausseufzen zu hören. Ach! Vater und Tochter sind für diese Welt dahin!“

Daß diese Mittheilungen nach England berichtet wurden und welchen Eindruck dieselben dort machten, braucht hier wohl nicht erwähnt zu werden. Cavendish entsendete den Diener William auf Spähung nach der Provence, während er selber in Paris und an anderen Orten nach der Entschwundenen forschte, doch blieben Beider Bemühungen durchaus erfolglos.

Nach England zurückgekehrt, fanden sie Lord Altmont und dessen Mutter daselbst in einer Badestadt, in welcher der Erstere bemüht war seiner geschwächten Gesundheit aufzuhelfen. Die häusliche Einrichtung zu Paris ward aufgehoben, dagegen dem Schlosse Clairville in der Provence die sorglichste Aufmerksamkeit gewidmet, zu welchem Ende Fanchette dorthin abgesendet ward, wo diese denn Muße und Gelegenheit hatte, ihre Theilnahme an dem Unglücke ihrer Gebieterin zu bereuen und nebenbei ihren Unmuth über die Rohheit engländischer Eheherren auszulassen.

Da Lord Altmont durchaus seine Schwester nicht wieder vor sich lassen wollte, diese also sich mehr als jemals in einem peinlichen Lebensverhältnisse erblickte, gab sie einem früher ihr gemachten Heirathantrage Gehör und begleitete ihren Gemahl, einen ältlichen Landedelmann, auf dessen Gut im Norden des Landes.

Siebenzehntes Kapitel.

Lord Altmont widmete während des folgenden Winters ſich ſeinen Pflichten als Parlamentsmitglied; war jedoch allem was geſelliger Umgang heißt unzugänglich, und führte inmitten der üppigen Hauptſtadt das Leben eines Einſiedlers.

Im nächſten Frühling durchſtreifte er ſelbſt das nördliche und mittlere Frankreich, forſchte in jedem Kloſter, in jeder auch noch ſo kleinen Dorfſchaft nach Roſabellen — vergebens! Einen zweiten Sommer brachte er mit Suchen in den Niederlanden und den Rheingegenden hin; jedoch ebenfalls ohne Erfolg.

Den dritten Sommer wollte er zu einer Forſchungreiſe durch das ſüdliche Frankreich und durch die Schweiz verwenden. Er kam in der Provence an — o! wie ſo folternd waren die Empfindungen, mit denen er ſich dem ihm unvergeßlichen Schloſſe Clairville nahete! Welche Fluth von quälenden Gedanken und Rückerinnerungen drängten ſich in ſeine Seele! Alles Schöne, alles Liebliche, alles Herrliche fand er wie vormals hier, nur ſie nicht, nur Roſabella nicht!

Lord Altmont ſetzte langſam ſeine Späherwanderung durch die Provence, das Dauphiné und Savoyen fort und gelangte endlich in den helvetiſchen Canton Wallis. Ein anmuthiges Thal überraſchte ſogar den Diener William ſo, daß er ausrief: »Hier, Mylord, hier iſt's wunderſchön! Hier könnten Ihre Herrlichkeit wohl eine Zeitlang verweilen, denn wirklich ſcheinen Sie der Ruhe ſehr zu bedürfen.«

»Ich dachte bereits dasſelbe, William,« verſetzte der Gebieter.

„Dort winkt ein schmuckes Wirthshaus!“ sagte der Diener und zeigte den Weg entlang. „Beliebt's Ihnen, dort einzusprechen, Mylord?“

Lord Altmont fand es behaglich in dem netten Hause, brachte jedoch in demselben eine unruhige Nacht zu und fühlte sich am nächsten Morgen erschöpfter denn zuvor. Dennoch stieg er in das hübsche Wirthshauszimmer hinab, wo ihm sein ländliches Frühstück von einem schlau blickenden und recht lieblichen kleinen, etwa zehnjährigen Mädchen aufgetragen ward.

„Wessen Kind bist Du, liebe Kleine?“ fragte der Graf.

„Ich bin die Tochter der Wirthin, Herr.“

„Wie heißt Du denn?“

„Anneli.“

„Bist Du auch so artig und fleißig, als Du hübsch bist? Kannst Du schon lesen? auch wohl schon schreiben, Anneli?“

„Je ja; Schwester Louise unterrichtet mich und noch mehrere Mädchen hier im Orte.“

„So? wer ist denn Schwester Louise?“

„Ei, weiß der Herr nichts von Schwester Louise, der barmherzigen Schwester, die so viel Gutes thut? nichts von der Dame in der Maske?“

„Dame in der Maske?“ wiederholte Lord Altmont aufhorchend. In demselben Augenblick trat Anneli's Mutter herein, fragte höflich, ob 'Milord' auch mit dem Frühstück zufrieden wäre, und trieb dann ihr Töchterchen an ihren Hut aufzusetzen und ihre Bücher zu nehmen, um nicht zu spät bei Schwester Louisen einzutreffen. Die Kleine ging.

„Liebe Frau Wirthin, weshalb nennt Ihr Töchterchen denn jene Schwester Louise die Dame in der Maske?“

„Weil sie das Gelübde gethan hat, beständig eine Larve zu tragen.“

„Die Leserin wundere sich nicht über diesen Umstand; es war damals in katholischen Ländern häufig der Fall, daß dergleichen Gelübde gethan und auch gehalten wurden; Lord Altmont selbst hatte auf seinen Reisen schon früher ähnliche Beispiele davon gesehen.

„Man weiß aber doch wer die Dame eigentlich ist?“ fragte der Gast weiter.

„Durchaus nicht,“ lautete die Antwort; „man spricht im Orte und selbst drüben im Klostergebäude der barmherzigen Schwestern, in welchem auch Louise wohnt, Dies und Das, jedoch nimmer etwas Zuverlässiges darüber; außer daß Schwester Louise in allem ihren Thun mehr einem Engel als irgend einem menschlichen Wesen, sey es Nonne oder Priester oder Laie, gleicht.“

In Lord Altmont blitzte die Hoffnung auf, diese Dame in der Maske könnte wohl seine Rosabella seyn. Hastig fragte er: „So ist Schwester Louise wohl sehr reich?“

„Vor etwa drei Jahren vermachte sie, wie es heißt, dem Kloster eine ansehnliche Summe, und zwar that sie das auf dem Krankenlager, von dem sie nicht wieder aufzustehen gedachte“ —

„Vor drei Jahren?“ — fragte Lord Altmont in fieberischer Bewegung.

„Ja wohl, Herr. Ach! wir Alle im Orte fürchteten, daß der Tod sie uns entreißen würde; jedoch dem Himmel sey Dank, sie genas und nun —“

„Nun?“

„Nun hoffen wir zu Gott, daß ſie uns noch recht lange erhalten bleibt, daß ſie uns noch zehn Jahre lang —“

„Seit wie lange befindet ſich Schweſter Louiſe denn ſchon hier?“

„Ich ſagt's Ihnen ja, 'Milord.' Auf Johannis wird es zehn Jahre daß —“

„Zehn Jahre!“ ſeufzte Lord Altmont; denn durch dieſe Auskunft der Wirthin war ihm alle ſeine Hoffnung wieder vernichtet worden —

„Nun ja, zehn Jahre! Hat ſie doch meine Anneli zur Taufe gehalten, da muß ich's ja wohl wiſſen,“ fuhr die Wirthin fort; allein Lord Altmont war bereits zur Stube hinaus, ließ ſich ſein Pferd vorführen und ritt, ohne ſich von William begleiten zu laſſen, eine der Thalebenen entlang. Das Wetter war kühl; er jedoch fühlte ſich bald erhitzt und dürſtend, ſo daß er vor einer der Hütten anhielt und einen Trunk begehrte. Eine blinde Greiſin, die im Vorgarten der Hütte ſaß, rief ihrem unfern von ihr arbeitenden Großſohne zu, dem Fremden zu willfahren, als ein kleines Mädchen, das mittlerweile die Straße herabgekommen war, zu der Alten trat und ihr ein mit Früchten und Blumen gefülltes Körbchen mit den Worten überreichte: „Hier, Altmutter Waſemann, hab' ich ein Geſchenk für Euch.“

„Ich hörte Dich ſchon kommen,“ verſetzte die Alte, die gleich den meiſten Blinden ſcharf hören mogte, „und ich weiß auch,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie das Körbchen betaſtete, „wer mir dieſe Gabe ſchickt.“

„Ei, freilich, Schweſter Louiſe —“

„Sag' lieber, die heilige Louiſe!“ verſetzte die Greiſin feierlich, indem ſie ihre lichtloſen Augen gen

Himmel gerichtet hielt; denn hienieden ist Niemand würdig sie Schwester zu nennen."

„Diese Louise, diese verlarvte Schwester der Barmherzigkeit verfolgt mich ja gleichsam!" rief Lord Altmont, als er weiterritt.

Nachmittags war Lord Altmont, um sich dem zwar [illegible]eren, ihm jedoch viel zu geräuschvollen Verkehr im Dorfchen zu entziehen, dem Flußufer zugeschlendert. Er fühlte sich sieberisch und dachte seine irrwandernden Gedanken durch Lesen eines seiner Lieblingsautoren zu schwichtigen und zu vestigen. Mit seinem Buche beschäftigt saß er unter einem Baume, als er sich leise am Aermel gezupft fühlte — Anneli stand hinter ihm.

„Will der Herr jetzt die Schwester Louise sehen?"

„Wo? wo?" fragte Lord Altmont, indem er hastig aufstand.

„Dort in der Hütte ist sie bei dem armen alten und schwerkranken Willis —"

Lord Altmont eilte der Hütte zu, indem Anneli ihm voranlief. Die Hüttenthür stand offen. Auf ärmlichem aber sauberem Bette lag ein Greis, der seinen Todeskampf zu kämpfen schien. Zu Füßen des Bettes kniete ein Frauenzimmer, vermuthlich des Alten Tochter, und schluchzte laut. Neben dem Sterbenden, den Rücken gegen den Eingang gekehrt, kniete Schwester Louise in ihrem schwarzen Ordensgewande mit weißem linnenen Krägelchen. Ihr Haupt war mit einer hochragenden, leichtgefalteten, ebenfalls weißlinnenen Haube bedeckt. Sie betete. Ihre Stimme klang melodisch, obwohl sie durch den Florstreifen an ihrer Halbmaske etwas gedämpft werden mogte. Ihre Gestalt wies sich schlank und jugendlich.

Anneli meynte, der Herr mögte doch in die Hütte gehen und mitbeten; Lord Altmont wollte dies jedoch nicht, obwohl er nicht vermogte den Blick von der Gruppe abzuwenden. Als aber die Verlarvte einmal seitwärts hinüber zu der Weinenden blickte, glaubte Altmont, er wäre von der Barmherzigkeitschwester bemerkt und für wahrscheinlich für einen Neugierigen gehalten worden; um nun nicht auch noch als ein Aufdringlicher zu erscheinen, schritt er wieder zu seinem frühern Sitze zurück.

„Ich will vor der Thür warten," sagte Anneli zu ihm, „bis Schwester Louise herauskommt, und sie dann hieher zu dem Herrn führen."

Nach etwa einer Viertelstunde kehrte Anneli betrübt zurück.

„Ich seh' Dir's an, Kind," sagte Lord Altmont; „Schwester Louise will mit keinem Fremden reden. Mich wundert das nicht —"

„Ich glaubte wirklich, sie würde her zu dem Herrn kommen, denn ich habe ihr heute früh den Namen des Herrn genannt, als ich — —"

„Und was sagte sie, als Du sie batest hieher zu kommen?"

Nach einer Pause, während welcher sie bemüht zu seyn schien sich der Worte Louisens zu erinnern, versetzte Anneli bedächtig: „Sie sagte, daß die Großen und Reichen und Glücklichen nichts mit der Schwester Louise zu schaffen haben könnten. Wenn der Herr jedoch krank, oder arm, oder im Unglück wäre, und man sie alsdann zu dem Herrn beriefe, so würde sie allerdings kommen."

Lord Altmont legte sich an diesem Abend zeitig zu Bette, doch that er es nicht eher, als bis er, um seiner

Meynung nach desto ruhiger schlafen zu können, ein kleines Opiat verschluckt hatte; allein dies hatte schlimme Folgen, denn sein Fieber ward heftiger, so daß er am nächsten Morgen ärztlichen Beistandes bedurfte. Der Aeskulap des Ortes verschrieb ihm ein Heilmittel und gab dann die Weisung, eine Wärterin aus dem Kloster herüber zu beorden; eine Vorsichtmaßregel, die er nur in sehr erheblichen Krankheitfällen anzuordnen pflegte.

„Kann nicht die Dame in der Maske zu mir kommen?" fragte Lord Altmont, der eben jetzt einen lichten Augenblick haben mogte.

„Sobald die Reihe sie trifft, wird sie allerdings kommen müssen," versetzte der Arzt mit großer Ernsthaftigkeit und ging.

Achtzehntes Kapitel.

Während des Tages hatte der Fieberanfall sich wiederholt, und als Lord Altmont gegen Abend sich einigermaßen wieder bei Sinnen fühlte, fragte er, ob eine barmherzige Schwester da wäre.

„Sie sitzt neben Ihrem Bette, Mylord," war Williams Antwort.

Lord Altmont schob den Bettvorhang zurück und erblickte ein ältliches, ziemlich grämlich blickendes Frauenzimmer.

„Ha! nicht die Dame in der Maske?" rief er.

„Wie leicht wahrzunehmen ist. Halten Sie sich ruhig, mein Herr," sagte die Matrone.

„Warum ward denn nicht Schwester Louise zu mir geschickt?"

„Sobald die Reihe sie trifft, wird sie —"

„Wann trifft sie die Reihe?"

„Sie wird mich ablösen."

„So? Schön! herrlich! und wann werden Sie abgelöst?"

„Halten Sie sich ruhig, mein Herr!" sagte abermals die klösterliche Wärterin, und reichte dem Kranken

einen Kühltrank, den dieser gierig verschlang, indem er nicht weiter an die Verlarvte zu denken schien.

Es war Mitternacht; ein mattes Lampenflämmchen brannte in der Kammer. Zu Füßen des Bettes, so glaubte der Kranke, rausche Etwas, auch würden leichte Fußtritte hörbar; dann war Alles still. „William," stöhnte Altmont, „reiche mir zu trinken."

William war zu Bette; nichtsdestoweniger öffnete sich der Vorhang, und dem Kranken ward ein Löffel mit Arznei gereicht. Altmont faßte die Hand, die den Löffel hielt, schlürfte und blickte dann auf — er sah eine schwarze Maske über sich hingebückt.

„Ah!" rief er feierlich, „die barmherzige Schwester hat Wort gehalten — ich bin krank und unglücklich, und sie kam zu mir."

Die Verlarvte antwortete nicht, schob jedoch das Kopfkissen des Kranken zurecht.

„Sie verlassen mich nicht —" rief dieser.

„Heute Nacht nicht," lispelte es hinter dem Maskenflor.

„Auch morgen nicht!" rief der Fieberische hastig. „Geben Sie mir Ihre Hand — so — jetzt halte ich Sie — Sie sollen mich nicht verlassen, wie sie mich verließ. Haben Sie sie jemals gesehen? Ja, ja, Sie müssen sie ja gesehen haben — am Todtenbett ihres Vaters — in ihrem Grabgewande. — Da, da, ziehen Sie Ihre Hand zurück — ich hatte geglaubt, Rosabellens Hand zu fassen, die kleine, weiche Hand — ziehen Sie sie zurück, denn ich habe geschworen, nie wieder eines Weibes Hand in der meinigen zu halten. — Sie weinen? Ja, ja, ich höre Sie schluchzen. Hahaha! Gut, daß sie eine Larve tragen, um Ihre Krokodilthränen zu verbergen. Weiber können weinen und lächeln, wie's ihnen genehm dünkt. Ja, ja, Du und Dein Vetter — Ihr seyd die Mörder Altmont's!"

„Schrecklich!" stammelte die barmherzige Schwester.

Nach und nach ward das Murmeln des Fieberkranken immer unverständlicher und leiser; endlich wirkte

die Arznei insofern, daß sie ihn in tiefen Schlaf versenkte, aus welchem er erst gegen Morgen und zwar mit dem Ausrufe erwachte: „William, was für ein Lärm ist denn an meinem Bette?“

„Die Wärterin schnarcht so, Mylord“ — versetzte der Diener und schüttelte die Schlafende, daß sie aufschreckte. „Sieh, sieh! bin ich da an meinem Posten eingeschlafen!“ lallte noch schlummertrunken die wohlbeleibte Klosterschwester, die dann den Bettvorhang öffnete und dem Kranken ihr Vollmondsgesicht zeigte, indem sie fragte: „Nun, wie ist's Befinden heute früh?“

„War es ein Traum?“ rief Lord Altmont. „War sie denn nicht hier — die Dame in der Maske?“

„Kein Traum, Herr,“ antwortete Schwester Maria;“ „vor etwa einer Stunde löste ich sie ab, und wenn's dem Herrn Freude machen kann, so mög' er wissen, daß Schwester Louise bei der Superiorin um die Erlaubniß nachsuchen will, den Herrn immerfort zu pflegen. Das ist zwar gegen die Ordensregel, aber Schwester Louise kann mit unserer Superiorin machen was ihr beliebt.“

Gegen Mittag kehrte die Verlarvte zurück, um Quartier im Wirthshause zu nehmen. Sie fand den Patienten ungleich besser, denn das Fieber kehrte ihm nicht wieder, wohl aber schien er entbrannt von Dankgefühl für seine Pflegerin zu seyn.

„Wenn Sie nur dann und wann des Tags ein Stündchen bei mir zubringen wollten; das ist alles, was ich wünsche,“ sagte er.

Schwester Louise nickte zustimmend, gebot jedoch dem Patienten sich ruhig zu halten und so wenig als möglich zu reden.

Tag und Nacht brachte nun Schwester Louise, abwechselnd mit William, mehrere Stunden am Bette des Kranken als treue, sorgliche Pflegerin zu. Zwar schien sie dies pflichtgemäß zu thun, doch that sie es freundlich, mild und vollherzig.

„Wodurch kann ich Ihnen jemals vergelten?“ rief Lord Altmont oft im Gefühle seines Dankes.

„Dadurch daß Sie genesen, und nie vergessen wie ich das, was ich für Sie thue, auch für den Aermsten und Geringsten und selbst für den Undankbarsten meiner Mitmenschen thun würde.“

Neunzehntes Kapitel.

Lord Altmont konnte endlich von William unterstützt zu dem Lehnstuhle in seinem Wohngemache schleichen, wo Schwester Louise alsdann, indem sie an ihrer Malerei oder Stickerei arbeitete, ihm durch Gespräch einige Stündchen verkürzte, wenn sie nicht etwa ihm vorlas. Von Tage zu Tage fühlte Lord Altmont sich immer mehr zu seiner geheimnißvollen Wärterin hingezogen. Lächle hierüber nicht, mein Leser! Liebe hatte ersichtlich auf keiner von beiden Seiten hiemit zu schaffen; Du aber gehörst vielleicht zu denen, deren Weltklugheit es bestreiten zu müssen glaubt, daß edle Freundschaft zwischen Personen beiderlei Geschlechts bestehen könne — ich aber, der ich diese Geschichte nachzuerzählen habe, kann hierauf nur entgegnen, daß diejenigen, denen es unmöglich ist an solche Freundschaft zu glauben, eben dadurch deutlich darthun, daß sie derselben durchaus unwürdig sind.

„Durch welches Geschick,“ dachte Lord Altmont eines Tages, als er im Lehnstuhl gegenüber seiner mit einer Zeichnung beschäftigten Pflegerin saß — „durch welches Geschick mag diese ersichtlich schöne und jugendliche Person (denn jugendlich erscheint sie, obschon sie bereits zehn Jahre ihrem Orden angehört) zu klösterlicher Zurückgezogenheit gebracht worden seyn?“ Aus diesem Nachsinnen ward er plötzlich aufgeschreckt, denn die Verlarvte blickte von ihrer Arbeit auf und sagte: „Nach vierzehn Tagen, Mylord, werden Sie auf unserer Krankenliste ausgestrichen und vollkommen im Stande seyn, Ihre Reise fortzusetzen.“

„So?“ entgegnete der Genesende: „Also kaum genesen, soll ich an meine Geschäfte verwiesen werden?“

„Ich weiß nicht,“ versetzte die Klosterschwester, indem sie hinter der Halbmaske zu lächeln schien, „ob Sie in Geschäften oder zum Vergnügen reisen; in beiden Fällen jedoch würde Ihnen längerer Aufenthalt in diesem Thale nicht sonderlich förderlich seyn können. Sie erlangten hier Ihre Gesundheit wieder, und das ist wohl alles was Sie vernünftiger Weise von diesem Orte verlangen können.“

„O, Louise!“ rief Altmont lebhaft. „Sie wissen, daß die Welt und ich nichts mehr miteinander zu schaffen haben. Freilich habe ich zu Zeiten etliche Obliegenheiten in meiner Heimath zu erfüllen; alle übrigen Tage meines Lebens aber mögte ich nirgendwo lieber zubringen als hier.“

Louise saß einige Minuten lang in tiefen Gedanken, dann sagte sie schüchtern: „Mylord, Sie waren zu mehreren Malen freundlich genug mich zu fragen, wodurch Sie die Pflege, die ich Ihnen pflichtgemäß zukommen ließ, wohl vergelten könnten — Nun, Sie können das jetzt, Mylord.“

„Wodurch? Wodurch? O, reden Sie, Louise!“

Louise schien zu dem was sie sagen wollte erst den erforderlichen Muth sammeln zu müssen; dann sprach sie: „Während der ersten Nacht Ihrer Krankheit, Mylord, ließen Sie in leichter Fieberhitze Aeußerungen laut werden, die, wie ich glauben muß, nicht lediglich Folge einer Gehirnentzündung waren. Jene Aeußerungen, so wie nicht minder Ihre fortwährende Niedergeschlagenheit und Zerfallenheit mit der Welt, ließen in mir den lebhaften Wunsch rege werden, den Kummer kennen zu lernen, der Sie bedrückt.“ Als Lord Altmont schwieg, fuhr sie fort: „Ich kann mir diesen Wunsch selbst nicht deutlich erklären; vielleicht erweckten ihn weibliche Neugier, Theilnahme für Sie und jene Sympathie, die ich, deren Loos nichts weniger als ein freudiges war, für jeden Unglücklichen fühle.“

„Kein Wort mehr, Louise! Aus welchen Beweggründen Ihr Wunsch sich herleiten mögе — er soll erfüllt werden. Ihre Theilnahme kann mir nur erquickend seyn.

Laſſen Sie mir Zeit bis morgen, und Sie ſollen Alles wiſſen. Befürchten Sie kein Halbvertrauen.“

„Ich danke Ihnen herzlich, Lord Altmont,“ ſagte Louiſe mit Wärme — „und nun laſſen Sie uns von etwas Anderem ſprechen.“

Sonder Einleitung und Stocken begann und vollendete Lord Altmont am folgenden Vormittage ſeine webevolle Mittheilung, in welcher er Niemanden als nur ſich ſelbſt anklagte. Großmüthig und zartfühlend gedachte er des irrenden und beklagenswerthen Beauvilliers, ging leicht über das Benehmen ſeiner Schweſter hin und ſchilderte Roſabella als ein Weſen, das zu rein und zu argloſen Herzens war, um in einer mißurtheilenden und ſündigen Welt leben zu können. „Wäre ihre Seele minder rein geweſen,“ ſagte er, „ſo würde ſie in ihrem Betragen ſich behutſamer gezeigt haben.“

Louiſe unterbrach den Erzähler mit keiner Sylbe, obſchon ſie ihn mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit anhörte. Dann und wann erröthete ſie — das blendende Weiß ihres Nackens gab deutliches Zeugniß davon. Einige Male glaubte Altmont, er ſähe Thränen in ihren Augen ſchwimmen. Als er jedoch abermals begann, einzig und allein ſich ſelbſt zu verklagen, unterbrach ihn die Verlarvte mit den Worten: „Sie ſind allzuſtreng gegen ſich, Mylord. Alle um Sie her — ſelbſt Ihre Gemahlin — verzeihen Sie mir, ich glaube es ſagen zu müſſen — ſelbſt Ihre Gemahlin — Alle waren zu tadeln. Sie begingen den großen Fehler, daß Sie nicht durch alle Ihnen zu Gebote ſtehende Mittel den Schein von der Wahrheit ſonderten, bevor Sie einen Stein auf Ihre Gattin warfen, und das Leben eines Mitmenſchen antaſteten. Das Betragen Roſabellens aber war höchſt unbeſonnen. Lady Altmont hätte die Sitten des Volkes, unter welchem ſie zu leben hatte, ſorgfältig kennen lernen und ſich denſelben pflichtgemäßig anſchmiegen und fügen ſollen, hätte jeglichen Umgang mit einem jungen Manne aufgeben ſollen, der es Einmal gewagt hatte, die Sprache verbotener Leidenſchaft zu ihr zu reden. Es ſey,

daß ihre Fehler aus Seelenreinheit und Gutherzigkeit entsprangen, dennoch waren und sind es Fehler. Tadelnswerth auch bleibt es von ihr, daß sie nach dem verhängnißvollen Zweikampfe nicht ihres Gemahls Rückkehr erwartete, nicht von dessen eigenen Lippen die Beweggründe vernahm, die ihn zu einem so vorschnellen und blutig entscheidenden Schritte verleitet hatten."

Louise hielt inne, und als Lord Altmont ihr nichts entgegnete, fuhr sie fort: „Was aber mag aus ihr geworden seyn? Sagten Sie nicht, sie habe Ihr Portrait mitgenommen?"

„So ist es," versetzte der Gefragte.

„Haben Sie nicht ein Abbild von ihr?"

„Nein, ich wollte ich besäße eines — es würde mir einigen Trost gewähren."

Louise sann ein Weilchen nach, dann sprach sie: „Sie wissen, Mylord, ich male ein wenig — freilich sahen Sie mich nur Blumen zeichnen, doch meyne ich ebenfalls glücklich in Anfertigung von Bildnissen zu seyn. Sie haben mir die Person Ihrer Gattin so genau beschrieben, und das Bild derselben hat sich meiner Imagination so tief eingeprägt, daß ich unter Ihrem Beistand und mit Ihrer Nachhülfe wohl im Stande seyn dürfte, Ihnen eine leidlich ähnliche Skizze zu liefern, die, wie Sie bemerkten, allerdings Ihren Nachforschungen förderlich seyn könnte."

Lord Altmont faßte diesen Gedanken so lebhaft auf, daß sofort zur Ausführung desselben geschritten ward. Freilich entwarf Schwester Louise anfänglich einige Gesichtsumrisse, die in Bezug auf Rosabellens Antlitz für Zerrbilder angesehen werden mußten; allgemach aber gelangte die Zeichnerin zu einer wirklich zufriedenstellenden Portraitskizze. Altmont beschrieb nun den provençalischen Bäuerinnenanzug, in welchem er Rosabella zum Erstenmale gesehen hatte — und siehe! durch diese Zugabe gewann die Zeichnung eine um so lebhaftere Aehnlichkeit.

„O lassen Sie mich sie anschauen, wie sie war, bevor mein Erscheinen den verzehrenden Mehlthau auf die

Blüthen ihres Glückes und ihrer Schönheit warf!“ rief Altmont, indem er Louisens Entwurf mit bethräntem Blicke betrachtete — „Ach, Rosabella! was bist Du jetzt? Schwerlich etwas Anderes als eine hinwelkende, absterbende Blume, wenn nicht etwa Dein Mißgeschick Dich schon längst in das Grab senkte!“

„Ich meyne,“ sagte Louise, indem sie ihren Bleistift hinlegte — „ich meyne, ich werde diese Skizze zu Ihrer Zufriedenheit mit dem Pinsel ausführen. Will es mir nicht gelingen, so rufe ich Ihren fernern Beistand auf; gelingt es mir aber, so sollen Sie das Portrait am Tage Ihrer Abreise erhalten.“

Zwanzigstes und letztes Kapitel.

Die vierzehn Tage vergingen und der Tag der Abreise war vestgesetzt. Der Genesene hatte Erlaubniß erhalten, das Klostergebäude zu besuchen und sich daselbst bei der eben so geheimnißvollen als ihm interessant gewordenen Schwester Louise zu verabschieden, und bei dieser Gelegenheit das versprochene Bildniß in Empfang zu nehmen. Von den übrigen im Orte ihm werthgewordenen Bekannten, zu denen vorzugsweise der Arzt gehörte, hatte Lord Altmont sich bereits beurlaubt. Am Morgen des zur Reise bestimmten Tages ließ er durch seinen William reiche Gaben an die ärmeren Bewohner der Gegend vertheilen, während er selbst sich zum Kloster begab, an dessen Eingang ihn Schwester Maria und die so schlaue als niedliche Anneli empfingen und ihn in das Sprachzimmer führten, wo ein lockendes, größtentheils aus Früchten bestehendes Frühstück aufgetragen war, und bei welchem man ihn bat, ein Viertelstündchen zu verweilen, da das von Schwester Louise ihm versprochene Bildniß noch einiger Pinselstriche bedürfe. Während dieses Viertelstündchens schlüpfte Anneli zu wiederholten Malen hinaus, kehrte jedesmal mit einem schelmischen Lächeln auf den Lippen zurück, und überbrachte bei ihrem letzten Eintreten einen

Gruß von Schwester Louise, nebst der Bitte, sich hinauf in ein anderes Zimmer zu verfügen. Anneli wollte sich das Amt einer Führerin auch diesmal nicht nehmen lassen; an ihrer Hand also, die die seinige besonders vesthielt, als fürchtete die Kleine, er mögte ihr irgendwie entschlüpfen, betrat Lord Altmont nun ein oberes, ziemlich geräumiges, der Werkstatt eines Malers nicht unähnlich möblirtes Gemach, an dessen äußerem Ende ein bis zur Hälfte der Wand hinaufreichender faltenreicher Vorhang von weißem Mousselin herabhing. Nahe der Thür war mit Kreide ein nicht sehr großer Kreis auf den Boden hingezeichnet.

„Sehen Sie wohl diesen Kreis, Mylord," sagte Anneli schelmisch. „In diesem Kreise werden Sie stehen bleiben, weil Sie von ihm aus, wie Schwester Louise behauptet, das Gemälde im beßten Lichte werden betrachten können."

„Wo ist denn das Bildniß?"

„Ja," rief Anneli, „das eben ist der Spaß bei der Sache, daß Sie meynen, Schwester Louise werde Ihnen ein Portrait einhändigen, welches nicht so groß wie meine Hand ist. Nichts da, 'milord'! Schwester Louise hat Ihnen ein großes Bild gemalt und dort hinter dem weißen Vorhange steht es in einem schönen vergoldeten Rahmen. Sie aber sollen sich nicht von dieser Stelle wegbegeben, hat Schwester Louise befohlen. Der Vorhang wird gleich weggezogen werden."

„Ich will alles thun, was Schwester Louise befiehlt," sagte Lord Altmont, der sich arg getäuscht fühlen mogte; denn er setzte hinzu: „Ein Miniaturbild würde mir unschätzbar gewesen seyn; ich hätte es im Busen tragen können. Ein Portrait in Lebensgröße aber — und noch dazu in der kurzen Zeit von vierzehn Tagen gemalt — wird mir das auf Reisen und zu meinen Zwecken nützen können?" Lord Altmont verfiel in tiefes Nachsinnen. Mittlerweile stahl Anneli sich von seiner Seite weg, schritt leise zu dem Vorhang hin, faßte eine an demselben befindliche

Schnur, und siehe! in prächtigem Rahmen, über welchem eine Baronetskrone angebracht war, zeigte sich auf dunklem Grunde das lebensgroße Bildniß Rosabellens. Die Aehnlichkeit war überraschend, insofern nämlich das Bild die Schöne so zeigte, wie sie jetzt wohl aussehen mögte. Rosabella erschien etwas blaß und von Gestalt minder gerundet als vormals, allein ihr Lächeln und ihr Feuerblick, beide durch einen ersichtlichen Anhauch von Schwermuth herabgestimmt, waren treu nach dem Leben. Rosabella saß an einem Tischchen, auf welchem eine mit Blumen gefüllte Vase stand. Die eine ihrer Hände stützte sich auf das Tischchen, in der andern hielt sie ein Miniaturbildchen, das an goldner Kette ihr um den Hals hing. Sie war in der Tracht eines provençalischen Bauermädchens abgebildet, auf dem Kopfe einen großen blaubebänderten Strohhut, der so weit in den Nacken zurückhing, daß es schien, als wollte er seiner schönen Trägerin entfallen. Das Bildniß brachte die Wirkung einer natürlichen Erscheinung hervor; es mußte also nach den höchsten und vollkommensten Regeln der Kunst verfertigt worden seyn.

Wohl fünf Minuten lang stand Lord Altmont regungslos da, während sein Blick voll Entzücken mit einer Art von zweifelvollem Erstaunen über das Bild hinirrte. Endlich haftete dieser an der Kette, an welcher das Miniaturgemälde zu hangen schien. Diese Kette, die von eigenthümlicher Arbeit war, und die Lord Altmont, wie er sich dessen jetzt deutlich erinnerte, Louisen niemals beschrieben hatte, war bis in ihre kleinsten Eigenthümlichkeiten genau nachgeahmt. — Lord Altmont zitterte — erbleichte — verließ seinen Standort — und siehe! die Perspective des Gemäldes verflachte sich. Er trat näher — sein Herz schlug hörbar — das Blut drängte sich ihm in die Wangen — seine Augen leuchteten — der Odem versagte ihm, bis nach einer Pause er einen lauten Schrei ausstieß und dann vorwärts und geradezu in den Rahmen hineinsprang, wo ihm nun kein Zweifel mehr an dem Wirklichen in

der Erscheinung bleiben konnte. In seinen Armen hält er eine athmende, von Leben und Liebe zitternde und erglühende Gestalt; er fühlt, wie heiße Thränen auf seine Hand fallen, wie sich zwei Arme lebenswarm um seinen Nacken schlingen, und wie sich von rosigen Lippen ihm der Kuß des Friedens, der Vergebung und der unveränderten und unwandelbaren Liebe bietet!

Welch ein Augenblick! — Dreijähriges Weh, durch blöden Wahn der Eifersucht erzeugt, ward durch diesen Einen Moment für immer in den Schooß der Vergessenheit gesenkt! Solchen Moment beschreiben zu wollen, heißt den Geist desselben ertödten.

„Louise! Rosabella! — Rosabella! Louise!" rief der Beseligte — „Wie ist's nur möglich, da Louise schon seit zehn Jahren in diesem Thale lebt und meine Rosabella doch erst vor drei Jahren — — —"

Nach und nach erst, als des Momentes Wonne anfing ruhigeren Mittheilungen ihr Recht einzuräumen, erfuhr Altmont, daß seine irrwandernde Gattin eine Freistatt bei den barmherzigen Schwestern zu eben der Zeit fand, als die wirkliche Schwester Louise, die sich die Buße auferlegt hatte sich nie anders als verlarvt zu zeigen, so eben aus der Zeitlichkeit geschieden war. Rosabella nannte sich und vertraute sich der Superiorin; die wirkliche Louise ward in aller Stille begraben, und Rosabella, die an deren Stelle trat und deren Namen und Maske annahm, täuschte so die Bewohner des Ortes, damit sie um desto sicherer sich vor allen Nachforschungen von England aus verborgen halten könnte.

— Gepriesen sey die göttliche Fürsehung, die den Helden unseres kleinen Romans im blühenden Thale des Walliserlandes — erkranken ließ!

Der Frauen Erdenloos,

oder:

Die Sclavin in goldnen Ketten.

Ein Original-Drama in vier Acten.

„Feindlich iſt des Mannes Streben.
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Raſt und Aufenthalt — — —

„Aber wie leiſe, vom Zephyr erſchüttert,
Schnell die äoliſche Harfe erzittert,
Alſo die fühlende Seele der Frau — — —"
Schiller's „Würde der Frauen."

„Aber jetzo traur' ich, denn Leiden beſchied mir ein Dämon."
Homer's Odyſſee, Geſ. XVIII. V. 255, u. Geſ. XIX, V. 129.
(Nach d. Ueberſ. von J. H. Voß.)

Personen:

Ramiro, Tyrann von Aosta.
Graf d'Orbito.
Giacomo, dessen Sohn.
Bianca, dessen Tochter.
Sanseverino.
Bertotto,
Maffeo,
Belani,
Coralo,
} Nobili.
Silvestro, Hauptmann.
Sambika, eine Mohrin.
Pietro, ein fünfjähriger Knabe.
Die Wirthin Gambetta.
Gianuetta, deren Tochter.
Dorilla, deren Nichte.
Ein Edelknabe.
Zwei Hofdamen.
Zwei Carthäusermönche.
Ein Diener des Grafen.
Nobili. Hofdamen. Edelknaben. Lanzenknechte.

(Die Handlung ereignet sich zu Aosta im funfzehnten Jahrhundert. Der erste Act, der sechs Jahre früher als die übrigen Acte spielt, findet auf der Villa des Grafen d'Orbito statt.)

Erſter Act.

(Garten der Villa des Grafen d'Orbito.)

Erſter Auftritt.

Bianca (allein).

Schlug, doch, dünkt mich, ſchon die Stunde,
Die ihn zu mir führen ſoll.
— Ach! wie iſt das Herz mir voll!
Wie ſo gern aus ſeinem Munde
Hör' ich, daß er mein ſich nennt;
Daß gleich mir nach ſüßem Bunde
Sehnſucht ihm im Herzen brennt!
— O, mein Carlo! Heißgeliebter!
— Bianca, Bianca! wird's geſcheh'n?
Wirſt Du je an ſeinem Herzen
Durch der Liebe Luſt und Schmerzen
Im Beſitz Dich glücklich ſeh'n?
— Horch! es rauſchet in den Büſchen,
Und das Mauerpförtchen knarrt. (Ramiro tritt auf.)
Carlo, wie hat ſchon ſo lange,
O! wie hat ſo ſehnſuchtbange
Deine Bianca Dein geharrt.

Zweiter Auftritt.

Bianca. Ramiro (als Cinderſpieler Carlo).

Ramiro.

Hab' Dank, hab' Dank, und ſey gegrüßt in Liebe!
— Iſt Dir der arme Sänger denn ſo werth?

Bianca.

Carlo! fragſt Du? kannſt Du fragen?
Will Dein Inn'res Dir nicht ſagen,
Wie Dich Bianca hochverehrt?

Ramiro.

Doch, doch mein ſchönes, ſchönſtes theures Lieb!
Und kam ich etwas ſpät heut, ſo vergieb.
Der Morgen war ſo ſchön, die Luft ſo mild,
Der Wald mit muntern Vögeln ſo erfüllt,
Daß oft ich voll Entzücken lauſchend ſtand,
Eh' ich den Weg hieher zu Liebchen fand.

.....

Bianca.

Ei, den Vöglein mögt' ich zürnen,
Daß, wie durch Sirenenſang,
Deinen Schritt zu mir ſie hemmten.
Alſo giebt's doch Etwas, das Dich
Von mir abzuzieh'n vermag?
Thörin, ich! glaubt' ich doch immer
Daß nicht Schein, noch Schall, noch Schimmer,
Selbſt kein Ideal mich je
Dir entfremden könnte. Weh!
And'res mehr als mich zu lieben —
Carlo! muß mich's nicht betrüben?

Ramiro.

Wie denkſt und ſprichſt Du, Liebchen, ſo verkehrt?
Weil ich der Vögel Zwitſchern angehört,
Scheint Eiferſucht Dich zu erfaſſen?

Bianca.

Nein.
Froh und glücklich will ich ſeyn,
Da ich Dir im Arm mich fühle.
— Und nun, Carlo, ſing' und ſpiele
Mir ein klangvoll ſüßes Lied;
So recht Sanftes für's Gemüth —

Ramiro.

Ein Lied zu ſingen, wird mir nicht beſchwerlich;
Doch iſt's, Du weißt's, des Morgens hier gefährlich.
Dein Vater wandelt oft im Garten dann,
Und, ach! wir kennen ihn als ſtrengen Mann.
Hört oder ſieht er mich, jagt er mich fort,
Und ſpricht zu Dir wohl gar dann ſcheltend Wort.
Laſſ' es uns heut vermeiden.

Bianca (empfindlich).

Du befiehlſt's?

Ramiro.

Ich wünſch' es, Bianca, und zwar Deinetwillen.

Bianca.

Jeden Wunſch Dir zu erfüllen,
Dünkt mich heiligſüße Pflicht;

So begehr' ich's weiter nicht,
Daß Du mir ein Liedchen ſingeſt,
Ob's ein Liedernetz auch war,
Worin, Loſer! vor'ges Jahr
Deiner Bianca Herz Du fingeſt.

Ramiro.

Was meynſt Du, Kindchen, wenn ich bald die Cither —
So — wie man's nennt — hoch an den Nagel hing',
Und würd' am Hof des Fürſten etwa Ritter,
Hofmarſchall, oder ſonſt ein vornehm Ding?

Bianca.

Der Gedanke macht mich beben.
Sag', o ſag's, daß Scherz ihn ſpricht!
Auf dem Thron ſelbſt mögt' ich nicht
Ohne Deine Lieder leben.
Ach! in ihnen lieb' ich Dich,
Mir in's Herz ſind ſie geſchrieben;
Laß mir ſie, ſo liebſt Du mich,
Denn in jedem Deiner Lieder
Find' ich ſtets Dich ſelber wieder.

Ramiro.

Schwärm'rin!

Bianca.

Bin ich's, weil ich liebe,
Dann, mein Carlo, haſt Du Recht.
Uns, vom ſchwächeren Geſchlecht,
Wie die Welt uns Frau'n benennt,
Weil nur Männerkraft ſie kennt,
Wurden um ſo zart're Triebe;
Was im Liebſten uns gefällt,
Darin lebt uns unſ're Welt.

Ramiro.

So bin ich, Bianca, von den Männern allen
Der einz'ge denn, der ſtets Dir wird gefallen?

Bianca.

Einz'ger mußt Du wohl mir bleiben,
So Du der bleibſt, der Du biſt;
Weil dem Liebſten, den wir wählten,

Dem wir unſer Herz vermählten,
Keiner je vergleichbar iſt.

Ramiro.

Beſel'gend Wort iſt, Bianca, mir erklungen;
Du ſprachſt es aus! So iſt mir's denn gelungen;
Ich bin geliebt, und durch mein Selbſt allein —

Bianca.

Carlo! kann's denn anders ſeyn?
Liebt ein tugendhaftes Mädchen
Denn den Mann wohl anders als
Um ſein Selbſt —

Ramiro.

Geliebte, mein!
Nun iſt es veſt beſchloſſen — Sprich nicht drein.
Will ich zur Gattin jemals Dich beſitzen,
Kann weder Sang noch Citherſpiel mehr nützen;
Umwandeln, Bianca, muß ich mein Geſchick,
Sonſt wird mir nimmer des Beſitzes Glück.
Dem armen Sänger wird, bei meinem Leben,
Dich nie Dein adelſtolzer Vater geben;
D'rum will ich eher nicht Dich wiederſeh'n,
Als bis mit Zuverſicht es kann geſcheh'n;
Bis ich's vermag, den Vater zu bewegen,
In meine Hand die Deinige zu legen.
— Leb' wohl denn!

Bianca.

Gehſt Du ſchon, mein Freund?

Ramiro.

Ich geh', um deſto eh'r zurückzukehren;
Und glaub's, in Kurzem ſoll Erfolg Dich lehren,
Wie gut Dein Carlo es mit Dir gemeynt.
— Leb' wohl denn, Liebchen.

Bianca.

Wann ſeh' ich Dich wieder?

Ramiro.

Bald, Bianca; hurtig! ſchnell! In wen'gen Stunden
Iſt uns der Weg zu unſ'rem Glück gefunden. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Bianca (allein).

Carlo! Du vermiſſeſt Dich.
— Er enteilt. Was kann er wollen?
Ach! ihn anders ſeh'n zu ſollen,
Als er jetzt iſt, ängſtet mich.
Er ein Hofmann? Er ein Ritter?
— Carlo, ſag's, Du ſprachſt im Scherz;
Denn entſagſt Du Deiner Cither,
So verlier' ich — Weh! — Dein Herz.
Der gehört nicht mehr der Liebe,
Der der Ehrſucht ſich ergab;
Er verſenkt in zeit'ges Grab
Dann den ſüßeſten der Triebe.
Dennoch ſoll das Weib die Liebe
Monden-, jahre-, lebenslang
Unverbrüchlich dem bewahren,
Deſſen Abfall ſie erfahren?
O, beklagenswerther Zwang!
Nicht von Roſenfeſſeln redet,
Womit Lieb' alsdann umſchlingt;
Nein! auf Dornen nur zu betten,
Iſt das Ziel, wonach ſie ringt;
Denn ob Huld'gung man auch bringt,
Ob man mildert auch das Joch,
Bleibt das Weib dann Sclavin doch,
Bleibt's in unlösbaren Ketten.
Ach! und wären's goldne Ketten,
Fein wie Weltwitz ſie nur ſpinnt,
Drücken doch ſie, drücken ſchwer,
Drücken wohl um ſo viel mehr,
Eben weil ſie golden ſind.
— Carlo, Carlo! kehre wieder,
Lief're nicht mich ſolchem Schmerz;
Wahre Dir und mir Dein Herz,
Laß mir Dich und Deine Lieder!

Vierter Auftritt.

Orbito. Bianca.

Orbito.

Schon wieder war der Lautenschläger hier;
Ich selbst sah ihn entschlüpfen.

Bianca (bittend).

Theurer Vater!

Orbito.

Willst Du durch diesen kindischen Roman
Zur Fabel Deines Mutterlandes werden?
Willst Du mit Deinem Wandersänger Dich
Von Jahrmarktsfest zu Fastnachtspielen betteln,
Indeß daheim Dein wehgequälter Vater
Der landesflücht'gen Tochter fluchen mögt',
Und, ach! in Einsamkeit und bitt'rem Schmerz
Nicht Wort zum Fluche findet, noch zum Segen?

Bianca.

Vater, laß Dich doch bewegen,
Sey doch mild mit Deinem Kind!
— O, wie rauh die Männer sind,
Als Verehrer, wie als Väter!

Orbito.

Sieh Dich vertrieben wie ein Missethäter,
Nachdem Du redlich jahrelang gedient;
Sieh Dich verbannt von einem Fürstenhof,
Für dessen Glanz Du kühn das Leben wagtest,
Und frag' Dich dann, ob's Pflicht nicht ist, zu ringen,
Zu früh'rer Höh' Dich wieder aufzuschwingen. —
— Des vor'gen Herzogs von Aosta Günstling,
Ja, mehr als das, sein Freund, sein Bruder, fiel ich
Als Opfer schnöder Hofkabal' und mußte
Für Lebenszeit auf diese Villa mich
Verbannt sehn. Kaum acht Jahre zähltest Du,
Als jener Schlag mich traf. Mit Deiner Mutter
Verlebt' ich sieben traur'ge Jahre hier,
Da raubte Tod die treue Gattin mir;
Dein Bruder, Ehr' und Ruhm sich zu gewinnen,

Die feindlich Schickſal ihm daheim verſagt,
Nahm Dienſt im Heer des Königs von Neapel,
Und kämpft auf ferner See, daß keine Kunde,
Du weißt es, uns ſeit Monden von ihm ward.
Aoſta's Herrſcher ſtarb vergang'nes Jahr;
Sein Sohn Ramiro lenkt des Reiches Zügel —

Bianca.

Leider! Nenn' — o, nenn' ihn nicht,
Da nur Schrecken von ihm ſpricht!
Nenn' ihn nicht! Er iſt die Laſt,
Iſt die Plage dieſes Landes,
Iſt die Geißel jedes Standes,
Denn durch Tyrannei und Tücke
Wird er Störer jedem Glücke —
Schon ſein Nam' iſt mir verhaßt.
Mit ihm leben — wer ertrüg' es?
Mir wär' grau'nvoll ſeine Nähe,
Und des Himmels Gnade füg' es,
Daß ich nie, o! nie ihn ſehe.

Orbito.

Auch rief er nicht mich an den Hof zurück;
Mir blieb, was mir geworden — die Verbannung.
Wie magſt Du nun wohl rauh den Vater ſchelten,
Deß letzte Hoffnung nur auf Dich ſich ſtützt;
Der nur durch Dich noch Ausſicht hat zu ſteigen,
Nachdem ſo ingrimmweckend tief er fiel?

Bianca.

Vater, laß den Muth nicht ſinken;
Sieh die Hoffnung lächelnd winken.
Edler, kunſtgeweihter Sänger
Iſt mein Carlo; und die Kunſt
Windet ſchöne, duft'ge Kränze,
Die wohl mehr als Hofsgunſt werth ſind.
Bald iſt im ital'ſchen Land
Carlo rühmlicher bekannt,
Als ſelbſt — —

Orbito.

O Wahnwitz! Graf d'Orbito's Tochter

Weib eines Citherschlägers? Nimmermehr!
Entschließen wirst Du Dich, Dich zu vermählen
Mit dem, dem Vatersorg' Dich auserseh'n.

Bianca.

Werd' ich's können, Vater?

Orbito.

Alles
Kann ein gehorsam, pflichtgetreues Kind,
Dem seine Aeltern zartfürsorgend sind.
Laß Dich daran erinnern, wie die Mutter
Im Sterben an ihr Lager Dich berief,
Und wie vor'm Mutter-Gottes-Bilde Du
Ihr feierlich gelobtest, stets den Willen
Des Vaters — Deines Vaters zu erfüllen.
Gehorsam schwurst Du mir in ihre Hand.
Ihr Tod war Deines Schwures Unterpfand —
Willst Du Dich heiligen Gelübd's entschlagen?
Willst Du Dich los von Deinen Pflichten sagen?

Bianca.

Vater, wie so grausam spielst Du
Mit der Mutter Angedenken,
Statt um ihretwillen mir
Nachsicht und Geduld zu schenken!
War sie — o! doch eitel Huld,
Eitel Nachsicht und Geduld;
Sie, aus deutschem Stamme, die mir
Ihren stillen Sinn vererbte,
Daß er ihrer werth mich ad'le,
So, daß Italienerin
Ich nur noch in Fehlern bin,
Die ich selber an mir tad'le.

Orbito.

Wagst Du, inmitten Deiner Landesschwestern,
Italien, Deine Heimath, zu verlästern?
Ist das der stille Sinn mit dem Du prahlst?
Ist das die Dankesmünz' in der Du zahlst?
Willst Du der Mutter würdig Dich bezeigen,
So sey gehorsam mir durch Thun und Schweigen;

Sey Tochter mir durch Uebung Deiner Pflicht.
Laſſ' ab vom Lautenſchläger, willſt Du nicht,
Daß ſchwergekränkten Vaters Zorn Dich treffe.
— Maſſa Carara's hochgebor'ner Neffe,
Sanſeverino, Zierde dieſem Land,
Bewirbt ſeit Kurzem ſich um Deine Hand —

Bianca.

Wie? Sanſeverino?

Orbito.

Er!
Und beſſ'ren Eidam find' ich nimmermehr.
Durch ihn, den Günſtling unſers Fürſten, kann
Und werd' ich wieder an den Hof gelangen,
Kann Machtgewalt mit meinen Gütern dann,
Die Hinterliſt mir ſtahl, zurückempfangen.
Ihm alſo reichſt Du Deine Hand.

Bianca.

O Schmerz!
Was iſt Hand denn ohne Herz?
Und dies Herz, kann ich's verſchenken,
Da es mir nicht mehr gehört;
Da's nur Carlo, ihn, den Einen,
Den ich liebe wie ſonſt Keinen,
Unausſprechlich hoch verehrt?

Orbito.

Mit ihrem Herzen mögen Weiber ſchalten
Nach Grill' und Laune, ſo ſie Stand nur halten,
Wo's Ruf und Ehr' und Rang und Namen gilt.
Sey Dir das Herz von wem Du willſt erfüllt;
Nur wolle nicht, trotz aller Sitt' im Land',
Vermählt Dich wiſſen unter Deinem Stand.

Bianca.

Mädchenſtand — o Stand voll Qual!
Hat die Jungfrau denn wohl Wahl?
Kann ſie Streit der Kindespflichten
Mit der Liebe denn wohl ſchlichten,
Da's an Freiheit ihr gebricht?
Iſt aus ſolchen gold'nen Ketten,

Die das eig'ne Herz ihr ſticht,
Denn die Aermſte wohl zu retten?
Weh mir! — O, daß Carlo käme,
Dieſe Marter von mir nähme!
Daß mein Mißgeſchick ihn rührte,
Und er liebend und geliebt
Mich als Weib von dannen führte!

(Sanſeverino tritt auf.)

Orbito.

Unwürd'ge, Du! — — Ah! Ihr, Sanſeverino!
Seyd hochwillkommen —

Fünfter Auftritt.

Orbito. Sanſeverino. Bianca.

Sanſeverino.

Edler Graf d'Orbito —
Signora, laßt die ſchöne Hand Euch küſſen —

Orbito.

Ihr kommt vom Hof?

Sanſeverino.

Um ihn für läng're Zeit
Zu melden —

Orbito.

Wie? Sanſeverino? Ihr?
Ramiro's Günſtling?

Sanſeverino.

Eben weil ich's bin,
Ward mir die Ehre —

Orbito.

Sprecht nicht räthſelhaft.

Sanſeverino.

Ich ſag's ja deutlich; Ehre find' ich d'rin,
Daß mich der Fürſt als ſeinen Abgeſandten —

Orbito.

Ah ſo! als Abgeſandten —

Sanſeverino.

Nach Neapel.
Bevor es Nacht wird, reiſ' ich dahin ab.

Orbito.

Nehmt meinen Glückwunſch —

.....

Bianca.

Und den meinen.

Sanſeverino.

Dank!
Inzwiſchen kam ich nicht, um Abſchied blos
Zu nehmen; mich erfüllt der Wunſch, Ihr reiſ'tet
Mit mir, verehrte Donna —

Bianca.

Wie, Signor?

Sanſeverino.

Wie ſonſt, als wie Sanſeverino's Gattin?
Gewährt mir, ſchöne Bianca, Herz und Hand.

Orbito.

Da hörſt Du's!

Bianca.

Ihr, Signor? Mein Herz — vergebt —

Sanſeverino.

Ein ſchönes Herz iſt's; laßt für mich es ſchlagen;
Laßt Euch mit Mannes edlem Freimuth ſagen,
Daß ich es kenn', und daß mein Erdenglück
In Eurer Hand rub't — zieht ſie nicht zurück,
Die ſchöne Hand! Ich will Euch treu ergeben
In Liebe ſeyn; will's ſeyn für's ganze Leben.

Bianca.

Wie ſo plötzlich kam, Signor,
Dieſe Lieb' Euch? Nicht begreif' ich's —

Sanſeverino.

Begreiflich iſt die Liebe freilich nicht;
Wär' ſie's, ſo wär' ſie wahrlich keine Liebe.
Der kalte Stahl ſchlägt aus dem kalten Stein
Den Funken, der zum Gluthbrand mag erwachſen.
Wie das geſchieht, begreife wer da kann;
Begriffen hat er auch die Lieb' alsdann.
Euch ſeh'n und lieben war nur Ein Moment;
Schenkt Gegenliebe mir, ſo Ihr es könnt.

Orbito.

So ſie es will, wär' beſſer hier geſagt;
Inzwiſchen ſey ſie weiter nicht gefragt —

.....

Bianca.

Vater! — O Sanſeverino!
Seyd nicht grauſam — hört mich an —
Wollet nicht ein Herz begehren,
Das Euch achten zwar und ehren,
Aber niemals lieben kann.

Sanſeverino.

So liebt Ihr einen Andern, Bianca? — Wehe!

Orbito.

Kein Hinderniß ich weiter darin ſehe —

Sanſeverino.

Doch, doch, Signor! wenn —

Orbito.

Seyd kein Grillenfänger!
Die Thörin ſchwärmt für einen Wanderſänger,
Für'n Ding von Nichts; und aus dem Nichts auf Erden
Kann, ſeit die Erd' aus Nichts ward, auch nichts werden.
So alſo fügt ſich Bianca.

Sanſeverino.

Nein, o nein!
Zwang kann mit Liebe nie vereinbart ſeyn.
Bei allen Heiligen ſey es geſchworen,
Ich lieb' Euch, Bianca, glühend, wahr und rein;
Doch geh' mir eher alles Glück verloren,
Als daß durch Zwang Ihr ſollt die Meine ſeyn.

Bianca.

Dank, o Dank, Sanſeverino!
Edler Mann —

Orbito.

Ein Thor iſt der zu nennen,
Der ſeinem eig'nen Glück' im Wege ſteht.
Signor, bedenkt! wollt Euch Bedenkfriſt gönnen,
Da Ihr zu Nacht erſt nach Neapel geht.
Wie Spreu vor'm Wind ſind eines Mädchens Grillen —

Sanſeverino.

Die Liebe weiß von Grillen nichts, Signor.
Sucht Eurer Tochter Wünſche zu erfüllen,
Neigt ihrem Herzensfleh'n ein willig Ohr.

Selbſt ich will, ſo Ihr's thut, Euch's innig danken,
Denn Bianca's Glück iſt auch für mich ein Glück.
Bleibt doch das Weib gebannt in enge Schranken,
Vom erſten bis zum letzten Augenblick!
Wir Männer ſchweifen raſtlos durch das Leben,
Wir pflücken und benaſchen jede Frucht;
Dem Weib iſt Freiheit nirgendwie gegeben,
Aus ihrem Kerker rettet keine Flucht;
Will ſie der einen Feſſel ſich entringen,
Fühlt ſie, daß Doppeltbande ſie umſchlingen.
Herkommen, Sitte, Zucht und Förmlichkeit:
Das ſind die Ketten, denen man ſie weih't;
Satzung des Mann's, der Alles ſich erlaubt,
Sucht Größe d'rin, daß ſie das Weib beraubt.
Nehmt Ihr dem Weib' auch noch die freie Liebe,
So wüßt' ich wahrlich nicht, was ihr noch bliebe.
Signor, mit Weh im Buſen ſprech' ich's: Gebt
Dem Herzen Bianca's, was ihr Herz erſtrebt.

Bianca.

O, Sanſeverino! Freund!
Laßt, o laßt mich ſo Euch nennen!
Kann ich's dankend je erkennen,
Wie ſo gut Ihr's mit mir meynt?
Lohn's Euch Gott in ſüßen Banden
Der, der Ihr Euch einſt vermählt;
Seyd von ihr, die Ihr erwählt,
Wie Ihr mich verſteht, verſtanden!

Sanſeverino.

O Bianca! Engel! Ach, was muß ich hören!
Ob's eine bitterſüß're Marter giebt?
(Knieend mit Handkuß) Um überſchwenglich hoch mich zu verehren,
Sagt Ihr, zur Pein mir, daß Ihr mich nicht liebt.

Bianca.

Auf! was wollt Ihr mir zu Füßen?
Edles hat nichts abzubüßen.

Sanſeverino (aufſtehend).

Ihr tödtet und belebt zu gleicher Zeit
Mein armes Herz. Bei meinem innern Streit,

Bei allem Heiligen in der Natur,
Leist' ich dem höchsten Gott und Euch den Schwur:
So's je an Schutz und Beistand Euch will fehlen,
Sollt Ihr auf mich als Euren Ritter zählen!

Orbito.

Fürwahr! das nenn' ich arg platonisiren!
— Signor, verspätet Euch zur Reise nicht.

Sanseverino.

Graf, geht nicht spottend mit mir in's Gericht;
Denn bitter ist's Philosophie-Studiren,
Wenn, o! das Herz von Wonn' und Weh' uns bricht.

Sechster Auftritt.

Vorige. Ein Diener.

Diener.

Ein Herr vom Hof verlangt zu Euch; er nennt sich Maffeo.

Orbito.

Was? vom Hof? was kann vom Hof
Mir kommen? Führ' den Herrn zu uns hieher.

Diener.

Hier ist er schon. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Orbito. Maffeo. Sanseverino. Bianca.

Maffeo.

Seyd mir gegrüßt, Herr Graf —

Orbito.

Signor, Ihr seyd —

Maffeo.

Maffeo nenn' ich mich,
Im Dienste des Tyrannen von Aosta.

Orbito.

Mir unbekannt, wie's auch der Herzog ist;
Will sagen von Person, doch nicht von Namen.
Ihr kommt, Signor —

Maffeo.

Als Bote meines Herrn,

In eig'ne Hand Euch dies fein wicht'ges Schreiben
Zu legen. Hängt mein Glückwunsch d'ran als Siegel,
So bitt' ich, mit dem Brief ihn zu bewahren.
Der Antwort braucht es nicht, denn mein Gebieter
Wird selbst bald hier seyn; d'rum entlaßt mich, Herr,
Mich dem Gefolg des Fürsten anzuschließen. (Ab.)

Achter Auftritt.

Orbito. Sanseverino. Bianca.

Orbito.

Vom Herzog mir ein Schreiben —

Sanseverino.

Les't doch, Graf;
Seyd ohne Zwang.

Orbito (in den Brief blickend).

Was seh' ich? Ist's zu glauben?
— Sanseverin, reicht mir die Hand — verzeih't,
Wenn ich vorhin Euch irgendwie verletzte;
Großmüthig habt Ihr —

Sanseverino.

Was, Signor?

Orbito.

Ein Wunder
Bewirkt. Ramiro ruft mich an den Hof,
Und giebt mir alle meine Güter wieder.

Sanseverino.

So steht's im Brief?

Orbito.

So und nicht anders. Wem
Als Eurem Fürwort nur hab' ich's zu danken!
Jetzt schmerzt mich's doppelt, daß (Bianca deutend) der Starrkopf da
So schnöd' Euch abwies.

Bianca.

Zürnst Du noch, mein Vater?

Sanseverino.

Nicht schnöde, Graf. Seyd sanft mit meiner Freundin.
Auch habt nicht mir Ihr diesen Brief zu danken;

Denn als für Euch ich zu dem Herzog sprach,
Ließ er mich heftig an, verbot mir streng,
Hinfort ihm Euern Namen nur zu nennen.

Orbito.

Wie reim' ich das? Doch sagte nicht der Bote,
Der Herzog würde selbst —? Da muß ich eilen,
Der Dienerschaft Befehle zu ertheilen.
— Geschwind. (Trompeten von außen.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Gefolge. Edelknaben. (Dann) **Ramiro. Maffeo. Bertotto.**

Ceremonienmeister (dem Zuge voran).
Gebt Raum dem Herzog von Aosta! (Trompeten.)

Bianca (als Ramiro eintritt).
Wen erblick' ich? — Carlo? — Herzog?!
Ob ich noch ich selber bin?
— All' mein Glück ist nun dahin!

Orbito.

Ihr seyd der Herzog? Ihr? der Citherspieler,
Den ich unlängst — —?

Ramiro.

Was fällt Euch ein, Herr Graf?
Laßt das Vergangn' in Dunkelheit entschwinden,
Mit heit'rer Gegenwart uns abzufinden.
Zur Herzogin erheb' ich Eure Tochter;
An meiner Hand besteige sie den Thron.

Orbito.

Huldreicher Fürst —

Bianca.

O, eisigkalter Hohn!

Ramiro.

Nun, Bianca? hielt ich Wort? Ist solch ein Ritter
Nicht besser, als der Bettler mit der Cither?

Bianca (tief erschüttert).
Carlo! (von ihm weg) Nein! nicht Carlo mehr
Ist es, den in Euch ich sehe.
Der Tyrann Ramiro — Wehe!
Gold'ne Ketten, Ihr drückt schwer.

Ramiro.

Was iſt Dir, Liebchen? Sieh mich doch nur an.
Bin ich als Fürſt nicht mehr derſelbe Mann?

Bianca.

Wär't Ihr's — wär'ſt Du's — — Aber nein!
Wer ſo ſchmerzlich konnte täuſchen,
Der darf nimmer Liebe heiſchen,
Und mein Herz — ward mir zu Stein.

Ramiro.

Bianca!

Bianca.

Liebt' ich doch den Sänger!
Liebt' ihn —? Ach! ich lieb' ihn noch;
Aber Ihr zwingt mich in's Joch,
Daß mir bange wird und bänger.

Ramiro.

Weshalb? wägt nicht der Fürſt den Sänger auf?
Mich dünkt, Feinliebchen ſchließt hier guten Kauf.

Bianca.

Kauf? Ja, Kauf! O feiler Handel,
Der mit Liſt und Trug begann;
Und was gilt's? dem Lügenwandel
Schließt ſich neue Falſchheit an.

Ramiro (ſtreng).

Signora!

Orbito (mit Schreck).

Tochter!

Ramiro.

Euch befängt ein Wahn.
Wie ſtets bin ich Euch liebend zugethan.

Bianca (wehmüthig).

Nein, o nein! Ihr konntet lügen,
Konntet täuſchen und betrügen,
Und im Herzen tief mir's ſpricht:
Liebe weiß von Lüge nicht.
Glück und Frieden mir zu morden,
Als ob ein Tyrann mir mehr

Denn der arme Carlo wär',
Iſt der Sänger Herzog worden.
O mein Herz, mögt'ſt Du verbluten,
Daß vor wenigen Minuten
Du den Edlen ausſchlugſt — ihn,
Der ſich nicht Dir aufgezwungen,
Der die Ehrfurcht abgedrungen,
Der Dich liebt — Sanſeverin!

Ramiro.

Kam's ſo weit ſchon? Was ſoll Sanſeverin?
Nicht ſchickt' umſonſt ich als Geſandten ihn
Gen Napoli. (Sanſeverino bemerkend) Signor, Ihr ſeyd noch hier?
(Sich ſelbſt deutend) Wir warben längſt um Donna Bianca — wir!
Genügt das nicht, Euch deutlich zu beweiſen,
Wie's noth Euch thut, im Augenblick zu reiſen?

Sanſeverino (reſignirt).

Ich reiſe, Herzog.

Bianca.

Theurer, einz'ger Freund —

Sanſeverino.

Seyd ſtark, Madonna, ob Eu'r Herz auch weint.
In dieſem Kampf kann Gott nur Euch beſchützen;
Ich aber würd' Euch ſchaden mehr als nützen. (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Vorige (ohne) **Sanſeverino.**

Bianca.

Will denn Alles mich verlaſſen?
Darf ich keine Hoffnung faſſen?

Ramiro.

Doch, ſchöne Bianca! hofft und bau't auf mich.

Bianca (ohne Ramiro's zu achten).

Vater — o, erbarme Dich!
In ein Kloſter ſende mich.
Nimmer will ich mich vermälen,
Will noch heut den Schleier wählen —

.....

Orbito.

Dein Carlo hat im Herzog ſich gefunden;
Sey denn nach Deiner frühern Wahl verbunden.
— Mein Fürſt, allweg' Eu'r vielgetreuer Knecht.

Ramiro.

So recht, Herr Graf; und Jedem werde Recht.
(Zum Gefolg, Bianca deutend) Hier unſ're Braut. Man
ſchmücke ſie zur Trauung;
Dann zum Bankett in offener Beſchauung.

Bianca

(die mit Schleier und Brautkrone, wozu Edelknaben das Erforderliche auf Kiſſen hinreichen, von den Damen geſchmückt wird).

Carlo! gieb mir Deine Lieder
Und den Lautenſchläger wieder.

Ramiro.

Den Citherſchläger hab' ich heut begraben;
Doch heut der Herzog Dir die reichſten Gaben;
Sein Glanz wird, Bianca, auch der Deine ſeyn.

Bianca.

Wollt' ich denn nach Glanze frey'n?
Glück, mein Glück! wo biſt du blieben?
Liebe wollt' ich, wollte lieben,
Nicht Tyrannengattin ſeyn! (Sehr fernes Glockengeläut.)

Ramiro.

Folgt mir, um in Aoſta einzureiten,
Von wannen ſchon die Hochzeitglocken läuten.
— Signora, laßt mich bitten — nicht befehlen!
Ihr werdet mir mir zum Altare geh'n;
Wenn nicht, den Vater — wollt das Klüg're wählen! —
Auf's neu' in ſchmählicher Verbannung ſeh'n.

Bianca.

O, mein Vater! — Nicht zu retten
Bin ich aus den gold'nen Ketten.
— Auf denn, Bianca! halte Stand.
(Kalt und veſt) Hier, Herr Herzog — meine Hand. (Ab. von Ramiro geführt. Die Uebrigen folgen unter Trompetenſchall.)

Zweiter Act.

(Bianca's Zimmer im Palaſt.)

Erſter Auftritt.

Bianca (allein).

Muß ich's immer tiefer fühlen,
So wie Jahr nach Jahr entrollt,
Daß ich Thöriges gewollt,
Statt mir Frieden zu erzielen?
— Erſte Liebe, biſt Du Liebe,
Wenn Du Täuſchung mußt empfah'n,
Statt Erwid'rung ſüßer Triebe?
Nein, o nein! dann biſt Du Wahn;
Biſt ein Wahn, der mir am Herzen
Wie ein Krampf unheilbar nagt,
Daß in meiner Nacht voll Schmerzen
Es mir nimmer, nimmer tagt.
O, welch freudlos, dunkles Leben!

Zweiter Auftritt.

Bianca. Sambika.

Sambika (tritt ein und wirft ſich mit über die Bruſt gekreuzten Armen knieend am Eingange nieder).

Bianca.

Nun, Sambika? was ſoll's geben?

Sambika.

Frau Herzogin, die Stund' iſt da,
In der Ihr täglich — —

Bianca.

Ja doch, ja!
Heut' indeſſen bad' ich nicht —

Sambika.

Verzeih't, zu fragen war mir Pflicht.
Der Fürſt iſt ſtreng, und nimmt's genau.
— Befehlt Ihr ſonſt, erlauchte Frau?

Bianca.

Muß denn täglich ich Dir's ſagen?
Aufſteh'n ſollſt Du, ſollſt nicht knie'n.
Sclavendienſt iſt mir zuwider;
Auf! und knie' mir niemals wieder.

.....

Sambika (aufſtehend).

Die äußern Zeichen ſind nur Schein;
Man kann auch frei als Sclavin ſeyn.

Bianca.

Wie, Sambika?

Sambika.

Jahrelang
Lebt' in Europa ich im Zwang,
Mußt' oft von einem Herrn zum andern
Aus Knechtſchaft in die Knechtſchaft wandern;
Doch feſſelt dieſe nur den Leib.
Der Sinn kann frei ſeyn auch im Weib,
Selbſt in der Mohrin, die verhandelt
Als Sclavin unter Weißen wandelt.

Bianca.

Ich erſtaune. Wie beginnſt Du's,
Aermſte, frei Dich da zu dünken,
Wo den Worten Du, den Winken
Des Gebieters, ihm zur Luſt,
Wie ein Jochthier folgen mußt?

Sambika.

Meynt Ihr, weil's Euch beliebt zu fragen,
Ich müſſ' Euch d'rum gleich Antwort ſagen,
Und Antwort die da g'nügt? Ei, ei!
Müßt' ich's, wär' ich fürwahr nicht frei.
Doch damit hat es keine Noth.
Nur wenn's der Große Geiſt gebot,
Verräth Sambika was ſie denkt,
Und wie der Sinn heißt, der ſie lenkt.

Bianca.

Jener Große Geiſt, Sambika —
Will er jetzt Dir nicht befehlen,
Nichts mir, gar nichts zu verhehlen?

Sambika.

Ich glaub' er will's; denn in mir ſpricht's:
„Verberge Deiner Herrin nichts,

Weil's billig iſt, daß Der du trau'ſt,
Die Du im Leid und Elend ſchau'ſt."
Ihr ſeyd im Elend.

Bianca.

Sah'ſt Du's ein?

Sambika.

Blind gleich dem Maulwurf müßt' ich ſeyn,
Wenn ich nicht ſäh, wie Ihr im Leid,
Im Elend durch Euch ſelber ſeyd.

Bianca.

Durch mich ſelbſt?

Sambika.

Weil Ihr's ertragt,
Daß Euch ein Mann ſo quält und plagt.
Seht mich nicht ſo verwundert an,
Daß ich um all' das wiſſen kann.
Die Fürſtin Mutter iſt verblichen —
Ein Monat iſt ſeitdem verſtrichen —
Ich dient' ihr auf Befehl des Herrn
Zu Caſteld'oro, das zwar fern
Von hier iſt; doch ward durch den Mund
Des Volksgerücht's mir Alles kund.
Sechs Jahr' lang ſeyd Ihr Herzogin,
Doch bracht's Euch nimmermehr Gewinn.
Der Fürſt hat ſchmählich Euch belogen,
Hat Euch durch ſich und Euch betrogen:
Die Schönſt' im Lande wollt' er frey'n,
D'rum ſolltet Ihr ſein eigen ſeyn.
Ihr wurdet's, weil Ihr's werden mußtet,
Wie elend Ihr Euch dabei wußtet.
Eu'r Vater, plötzlich umgewandelt,
Hat wie 'ne Sclavin Euch verhandelt,
Verkuppelt an die Tyrannei;
D'rum thut wie ich that — macht Euch frei!

Bianca.

O, Sambika! kann's geſcheh'n?
Wie wär' ich wohl zu erretten?
Wie könnt' ich aus meinen Ketten
Jemals wohl erlöſ't mich ſeh'n?

Sambika.

Soll ich die Sclavin Euch das ſagen,
Der Fürſtin? Könnt als Weib Ihr fragen?
— Maaßt über Euren ſtolzen Mann
Nach Weiber Art Euch Herrſchaft an,
Maaßt ſie Euch an; thut's ohne Säumniß,
So iſt gelöſ't Euch mein Geheimniß.
Zu Dahomeh in Afrika,
Wie hier, ich's unverändert ſah,
Daß der zu Throne ſtets wird ſitzen,
Der And'rer Schwächen weiß zu nützen.
Der Große Geiſt gab uns genug,
Wenn er verſchmitzt uns macht' und klug —
Frei iſt das Weib, ſo es den Mann,
Wie ſtark er ſey, beherrſchen kann.

Bianca.

Herrſchen? ich? Auf allen Wegen
Tritt mir Widerſtand entgegen.
Todt mein Vater, fern mein Bruder,
Der ſeit Jahren mir nicht ſchrieb,
Ach! wohl längſt im Kampfe blieb;
Fern der Freund —

Sambika.

Eu'r Freund? Kenn' ich ihn?
Nennt ihn mir.

Bianca.

Sanſeverin.
Er hat einſt um mich geworben,
Doch ich Thörin ſchlug ihn aus.
Seit der Vater mir geſtorben,
Wohnt nur Wehſal mir im Haus;
Denn ſo lang' Orbito lebte,
War mein Gatte mild noch, ſtrebte
Wenigſtens, den Schein zu retten;
Doch ſeit meines Vaters Tod
Hält des Herzogs Machtgebot
Mich in ſchweren Leidensketten.

Mit dem Vater, dem Behüter,
Starb die letzte Stütze mir,
Und beraubt ſiehſt Du mich hier
Wie der Liebe, ſo der Güter.
Alles, ach! ging mir verloren;
Nichts mehr, nichts mehr nenn' ich mein,
Als der Rückerinn'rung Pein,
Und den Sohn, den ich geboren —

Sambika.

Vergeßt nicht, Herrin, daß die Liſt,
Des Weibes Waff', Euch blieben iſt.

Bianca.

Schwarz, wie Du es ſelber biſt,
Iſt ein ſolcher Schmachgedanke;
Nie ſoll er der meine ſeyn!
Alles Elend brech' herein,
Eh' in Frauenwürd' ich wanke.

Dritter Auftritt.

Vorige. Zwei Hofdamen.

Bianca (zu den Eintretenden).

Was ſchon wieder drängt ſich ein!

Erſte Dame.

Wird's der Frau Herzogin gefällig ſeyn,
In's Putzgemach mit uns ſich zu begeben?
Es iſt die Stunde —

Bianca.

Qualvoll Hofſtaatsleben,
Das mir nichts als Hohlheit beut!
— Nicht geſchmückt ſeyn will ich heut.

Zweite Dame.

Es iſt des Fürſten Wunſch, daß zu dem Feſte
Bei der Marcheſa — —

Bianca.

Sprecht mir nichts von ihr!
Fortgeh'n ſollt Ihr — fort von hier! (Damen ab.)

Vierter Auftritt.

Bianca. Sambika.

Bianca.

Wie's mich foltert, mich empört,
Wenn mein Ohr ſie nennen hört!
War noch Frieden mir im Haus,
Trieb die Liſt'g' ihn vollends aus.
Mir zur Qual ward ſie geſendet,
Jene Florentinerin,
Die des Gatten Herz und Sinn
Vollends von mir abgewendet —

Sambika.

Fürſtin, erwägt's, nur bitt're Frucht
Pflückt man vom Baum der Eiferſucht.

Bianca.

Eiferſucht? wer denkt an ſie?
Wo das Herz für Lieb' erkaltet
Und erſtorben iſt, da waltet
Jene gelbe Göttin nie.
Groll iſt's, was mich faßt, und Wehmuth,
Wenn ich der Marcheſa denke.
Prüfe ſelber, ob's mich kränke,
Wenn ich's dulden muß in Demuth,
Daß die liſt'ge Buhlerin
Herrſchend in Aoſta ſchalte,
Während ich, als Herzogin,
Durch Geduld und ſtillen Sinn
Kaum in Anſeh'n mich erhalte.
Weh! in Glanz und Pracht uns ſeh'n,
Ohne daß uns Macht gegeben,
Heißt als Herrin ſclaviſch leben,
Heißt in gold'nen Ketten geh'n.

Sambika.

Die Ketten ſchütteln, half noch nie;
Abſtreifen, Fürſtin, müßt Ihr ſie.
Wagt einen Kampf für Eure Sache!
Hier gilt's Geduld nicht, hier gilt's Rache.

Zeigt Euch als Italienerin;
Fahrt Eurer Feindin durch den Sinn,
Und soll's kein Dolch seyn, der da trifft,
So wählt ein still'res Mittel — Gift.

Bianca.

Weg, Versuch'rin! Nimmermehr.

Sambika.

Nehmt Rath an; denkt auf Gegenwehr.
Ich kenn's aus Arda's Waldrevieren.
Ist da der Tiger wo zu spüren,
Legt flugs der Neger auf ihn an,
Läßt nie das Thier zu sich heran.
Wer gern vor'm Feinde sicher wär',
Der treff' ihn gut von hintenher.

Bianca.

Heidin! darf's die Christin denken,
Was Du auszusprechen wagst?
Grausenvoll ist was Du sagst.
— Woll', o Gott! das Herz mir lenken,
Daß im Kampf' ich mag besteh'n,
Nicht in Sünden untergeh'n.

Fünfter Auftritt.

Ramiro. Bianca. Sambika.

Sambika (niederknieend).

Der Herzog kommt.

Ramiro (dem zwei Edelknaben den Eingang geöffnet halten, tritt auf; zu Bianca, mit Handkuß).

Nehmt unsern Gruß und Kuß.

Bianca.

Beides nehm' ich, weil ich muß.

Ramiro (winkt der Mohrin und den Pagen).

(Sambika und Edelknaben ab.)

Sechster Auftritt.

Ramiro. Bianca.

Ramiro.

Signora, laßt mit Höflichkeit mich fragen:
Warum geschmückt nicht, wie's die Stunde will?

Warum erſchient Ihr nicht im großen Saal,
Bei der Audienz, als Schönſte meines Landes
Zu glänzen, wie der Tag es anbefiehlt?

Bianca.

Weil ich nicht mehr willens bin
Als Geſpenſt der Herzogin
Dieſes Landes zu erſcheinen —

Ramiro.

Geſpenſt? Geſpenſt? Was könnt Ihr damit meynen?

Bianca.

O, Ihr wißt's wohl, Don Ramiro,
Wie Ihr mich zur Schmach erleſen,
Wie Ihr mir für Seyn und Weſen,
Nichts als leeren Schein gewährt —

Ramiro.

Seyd Ihr als Fürſtin nicht im Land geehrt?
Wer ſagt, wer kann zu ſagen ſich erkühnen,
Ich ließ' Euch nicht nach Würd' und Stand bedienen?

Bianca.

O, Ihr thut's nur allzuſehr,
Laßt es thun nach Tag und Stunde;
Höflichkeit habt Ihr im Munde,
Doch Eu'r Herz iſt kalt und leer.
— Laßt mich reden! Nicht ertragen
Kann ich länger dieſen Schmerz;
Duldet's, daß mein armes Herz
Aushaucht die gerechten Klagen.
Nichts von meinen Mädchentagen,
Nichts von Carlo auch, von ihm,
Den der Liebe Cherubim
Bei dem Ewigen verklagen.

Ramiro.

Signora Bianca — mit der Fürſtenkrone
Beſchenkt' ich Euch —

Bianca.

Und habt geplündert mich;
Denn als Bettlerin ſitz' ich
Neben Euch auf Eurem Throne.

Nicht von Liebe sey noch Rede,
Nie hab' ich an sie geglaubt,
Seit mir Don Ramiro schnöde
Meinen Carlo hat geraubt;
Seit in frevler Lüsternheit
Euer Sinn zu mir entbrannte,
Daß um mich Ihr habt gefrey't,
Weil man Schönst' im Land mich nannte.
Arge Männer-Eitelkeit,
Die nicht aufhört zu betrügen,
Die Euch Herr'n der Schöpfung treibt,
Daß Ihr lüstern Euch beweibt,
Euerm Götzen zu genügen!
— O, ich weiß jetzt, daß wir Frau'n
Allzusehr nach Liebe ringen,
Und es d'rum nicht weiter bringen,
Als uns schlecht geliebt zu schau'n!
Aber meine Menschenrechte
Will ich länger nicht entbehren —
— Schweigt, Signor, mich anzuhören!
Ich entstamme dem Geschlechte
Der Orbito — ahnenreich,
Ist mein Haus dem Euren gleich:
Warum nahmt Ihr meine Güter,
Als mein Vater Tod's verblich?

Ramiro.

Weil Landessatzung es so will; weil ich
Als Eu'r Gemahl Euch Vormund bin und Hüter.

Bianca.

Recht so! macht nur Grundgesetze,
Babelthurm darauf zu bau'n,
Daß am Sclavenjoch der Frau'n
Mannes Hoheit sich ergötze!

Ramiro.

Signora, was verwirrt Euch so den Sinn?

Bianca.

Bin ich Graf Orbito's Tochter,
Bin ich wirklich Herzogin —

Herr, ſo ſagt mir, eh' ich ſterbe:
Wo iſt meiner Väter Erbe?
Wo mein Nachlaß meinem Sohn?

Ramiro.

Erbt unſer Knabe denn nicht meinen Thron?
Iſt Pietro Herzog nicht nach mir im Land?

Bianca.

Wenn die Nobili es leiden,
Huld'gend ihm ſich ihm vereiden:
Dann erſt iſt er anerkannt.
Heut iſt Eins, ein And'res morgen,
D'rum laßt mich für Pietro ſorgen;
Würgt nicht Graf Orbito's Haus.
Gebt die Güter meines Vaters
Für den Knaben mir heraus.

Ramiro.

Unthunliches begehrt Ihr, Herzogin,
Erwägt, daß Vater meines Sohns ich bin.
Erſt wenn der Vater aufhört zu regieren,
Mag die Frau Fürſtin Mutter, hat ſie Witz
Genug dazu, auf ihrem Wittwenſitz
Für ihren Sohn des Landes Scepter führen.

Bianca.

Ha, wie hurtig Glied nach Glied
Sich an meine Ketten ſchmiedet,
Daß bei Wehmuth im Gemüth,
Zorn mir in den Adern ſiedet!
— Nun, Signor, wenn unſer'm Sohn
Ihr geſichert wißt den Thron,
Wenn Ihr Eures Staatsſchiffs Ruder
Sonder Furcht vor Stürmen lenkt —
Kühner Schiffer, ſo bedenkt,
Wie vielleicht ein ält'rer Bruder
Mir noch lebt, der jeden Tag,
Als der Erbe ſeines Vaters,
Seine Güter fordern mag.
Giacomo d'Orbito —

.....

Ramiro.

Ward verbannt,
Und ich rief ihn noch nicht zurück in's Land;
Hab' auch nicht Luſt, an meines Thrones Stufen
Verſcholl'ne Nobili zurückzurufen.

Bianca.

Don Ramiro — ich erbebe!
Ihr ſeyd fürchterlich, Signor.
Träte Giacomo jetzt vor —
Bei dem Leben, das ich lebe! —
Hat's für mich gleich wenig Werth —
Euern Uebermuth zu dämpfen,
Reicht' ich ſelbſt, Euch zu bekämpfen,
Meinem Bruder Schild und Schwert.

Ramiro.

Hoffärt'ge Tochter aus rebell'ſchem Haus!
Stellt endlich Eure Abſicht ſich heraus?
Frech, wie die frechen Nobili des Land's,
Zeigt wer Ihr ſeyd Ihr deutlich jetzt und ganz.
Doch ſoll mir's durch Sanſeverin gelingen,
Dies Adelsvolk zu bänd'gen und zu zwingen.
Von Napoli berief ich ihn hieher;
Vergang'ne Nacht ſchon traf er ein hier —

Bianca (wie erſtarrt).

Wer?

Ramiro.

Ich nannt' ihn ja.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Sambika.

Sambika (am Eingange).

Signor Sanſeverin
Kommt auf Befehl — —

Ramiro.

Herein!

Sambika (da Sanſeverins eintritt).

Schon ſeht Ihr ihn.

(Sie bleibt wie dienſtthuend am Eingange ſtehen.)

Achter Auftritt.

Ramiro. Sanſeverino. Bianca. Sambika.

Ramiro.

Laßt nochmals Euch, Sanſeverin, begrüßen.

Sanſeverino.

Mein Fürſt! — (Mit Kniebeugung) — Frau Herzogin,
zu Euren Füßen — —

Ramiro.

Erhebt Euch.

Bianca.

Himmel! was geſchieht mit mir?

Ramiro.

Zu meinem Schutz und Eurem iſt er hier.
Sein Ohm, der Herzog von Carrara, wißt,
Ein mächt'ger Nachbar zwar, doch Freund uns iſt;
Durch ihn und dieſen Freund hier ſoll mir's glücken,
Aoſta's Adelshoffart zu erſticken.
Komm' Euer Bruder nur zum Lanzenbrechen,
Mög' er nur Hochverrathes ſich erfrechen;
Ihn zu empfangen, ſind wir vollbereit — —

Bianca.

Gott, mein Gott, welch neues Leid!

Ramiro.

Und weil denn die durchlaucht'ge Herzogin,
In ihrem ſtarren, eiferſücht'gen Sinn,
Nicht mitwill zu Signora Laura's Feſte,
Bei welchem ich der Erſte bin der Gäſte,
So muß allein ich zur Marcheſa geh'n;
Doch will, Madonn', erſt Euch beſchirmt ich ſeh'n.
Nicht ſpreche man, daß Galant'rie mir fehle,
Wenn ich für Euch in Eurem Sinne wähle!
Sanſeverin hat einſt Euch Lieb' erklärt,
Gewiß er alſo mein Geſuch gewährt;
Zum cavalier' servent' Euch geb' ich ihn —
Macht's Euch bequem. — Glück auf, Sanſeverin! (Ab.)

(Sambika kniet, als der Herzog an ihr vorübergeht; erhebt ſich dann wieder und bleibt wie zuvor am Eingange.)

Neunter Auftritt.

Sanseverino. Bianca. Sambika.

Bianca (dem Abgegangenen nachzürnend).
Frevelmüthiger Tyrann!
Ob ein Weib, die nichts verschuldet,
Solche Schmähung jemals duldet,
Jemals wohl sie dulden kann?
Bin ich der Verworf'nen Eine,
Daß mein spottend Du Dich bläh'st;
Daß Du mich, als wär' ich Deine
Concubine, schaamlos schmäh'st?

Sanseverino.
Hohe Fürstin — —

Bianca (vor sich hin).
Mich erniedern
Konnt' er, konnt's mit frecher Stirn,
Daß mir's fieb'risch brennt im Hirn,
Schmach mit Schmach ihm zu erwidern.
(Zu Sanseverino) Auf denn! werd' uns was wir wollen!
Sied', o Blut! entart', o Sinn!
Hab' ich Beut' Euch werden sollen,
Nun, so habt mich — nehmt mich hin!
— Hahaha! (Sie sinkt wie ohnmächtig.)

Sanseverino (sie auffassend).
Bianca! Freundin! (Zu Sambika) Sclavin! He!

Sambika (vertraulich).
Signor, ist's besser nicht, ich geh'?
Ihr bleibt dann schmuck mit ihr allein,
Könnt ungestört und sicher seyn.

Sanseverino.
Ha! schwärzeste der schwarzen Erdenschwestern!
Wagst Du's, die eig'ne Herrin so zu lästern?
Schaff' Hülfe — (Er führt Bianca zum Ruhesitz.)

Sambika (ängstlich hin und her).
Ja doch —

Sanseverino.
Sie erholt sich schon.

(Sambika greifend) Und Du, horch auf, und müh' Dich mich zu faſſen!
Wirſt jemals Du mit ihr allein mich laſſen,
So wird vom Teufel Dir durch mich der Lohn.

Sambika (zitternd, gebeugt).
Signor!

Sanſeverino.
Läßt Du uns je allein, ſo zahle
Dir's hintendrein ich (mit dem Dolche drohend) mit geſchliff'nem Stahle!

Sambika (furchtſam niedergekauert).
Ja, ja doch!

Sanſeverino (zu Bianca eilend).
Freundin!

Bianca (ſich verhüllend).
O, Sanſeverin!

Sanſeverino.
Bianca!

Bianca.
Meine Wangen glüh'n.
Himmel! was iſt mir geſchehen?
Mußt' ich ſo Euch wiederſeh'n?
O, verkennt mich Aermſte nicht!

Sanſeverino.
Fühlt's, was für Euch mir tief im Buſen ſpricht;
Dann aber faßt Euch — faßt Euch, Herzogin!

Bianca (vom Sitze herab, auf beide Knieen gleitend).
Ich bin keine Buhlerin,
War's nie, will es nimmer werden —
Gott des Himmels und der Erden,
Warum gab er denn ſo herzlos
Seinem Frevelſpott mich hin?

Sanſeverino (ſie aufrichtend, daß ſie ſich ſetzt).
Wollt unterſuchen, Fürſtin, wollt bedenken!
Laßt nicht durch leichtgeſproch'nes Wort Euch kränken!
Entſchuldigt den Gemahl — Der Schein betrügt,
Und Unrecht thut, wer nach dem Scheine rügt.

Bianca.

Mögt Ihr so Euch selbst beleid'gen,
Daß Ihr den noch wollt vertheid'gen,
Der so mich —

Sanseverino.

Mir ist's zarter Freundschaft Pflicht,
Zu bitten Euch, verdammt den Herzog nicht.
Staatssachen brachten so ihn in Bewegung,
Und Politik weiß nichts von Herzensregung.
Hört mich, Signora. Die Marchesa —

Bianca (aufstehend).

Nichts,
Nichts von ihr! Aosta spricht's,
Ganz Aosta, was sie ist —
Herrisch Weib, voll Hinterlist —

Sanseverino.

Ganz recht; und Eu'r Gemahl benutzt das schlau.
Er spielt den Schmeichler bei der eiteln Frau,
Daß durch Bankett' und Orgien aller Art
Sie ihn vor'm Groll der Nobili bewahrt,
Vor einem Groll, dem nimmer ein Tyrann
In diesem Zwiespaltsreich entgehen kann;
Doch jemals Euch dabei die Treu zu brechen,
Fiel ihm nicht ein, und — —

Bianca.

Fahrt nur fort zu sprechen;
Weiß ich doch wohin Ihr zielt,
Und mit Dank mein Herz es fühlt,
Wie aus zarter Freundschaft Pflicht,
Wenn mein Schicksal mit mir rechtet,
Ihr mich gern bereden mögtet,
Meine Ketten drückten nicht.

Sanseverino.

Wohl drücken sie! Mich haben sie gestählt;
Denn, ach, Signora! ich blieb unvermählt.

Bianca.

O, mein Freund!

.....

Sanſeverino.

Freund? Ich blieb's Euch, werd's Euch ſeyn;
D'rum bin ich hier. — Des Hofes Tändelei'n
Und der Marcheſa üpp'ge Jubelfeſte
Verfehlen zwar den Zweck nicht auf die Gäſte,
Doch hält ſolch unſtät Spiel nicht lange Stand,
Zumal glimmt unter Aſch' ein böſer Brand.
Was vorging hier, iſt mir nicht fremd geblieben;
Der Herzog ſelber hat es mir geſchrieben,
Und einen Plan entworfen. Fürſtin, wißt — —
Doch ſtill; die Mohrin! — — Staatsgeheimniß iſt
Der Plan, bei dem — faßt meiner Rede Sinn —
Dem Herzog Helfer ich — und Geißel bin.

Bianca.

Ihr erſchreckt mich — macht mich zagen — —

Sanſeverino.

Für Euch, o Bianca, Aeußerſtes zu wagen,
Wenn Euch Gefahr dräu't, iſt mir Gottgebot,
Und ich befürchte, daß Gefahr Euch droh't —

Bianca.

Wie, Sanſeverin?

Sanſeverino.

Zagt nicht;
Eu'r Cavalier kennt ſeine Ritterpflicht.
Vernehmt inzwiſchen traurigfrohe Kunde:
Eu'r Bruder — —

Bianca.

Nun?

Sanſeverino.

Lebt' in Gefangenſchaft
Zu Tunis — —

Bianca.

Himmel!

Sanſeverino.

Und es wähnt zur Stunde
Der Herzog noch ihn in der Sclavenhaft —

.....

Bianca.

Wie? und zögert, ihn zu lösen?
Sagt mir nichts? kauft ihn nicht frei?

Sanseverino.

Wie streng' auch der Gemahl Euch schein' und sey,
Zählt Ihr zu vorschnell doch ihn zu den Bösen;
Denn kaum erfuhr er Giacomo's Geschick,
So eilt' er, Boten über Meer zu senden.

Bianca.

Und mein Bruder kommt zurück?

Sanseverino.

Kommt er, so woll' es Gott zum Guten wenden!

Bianca.

Wie?

Sanseverino.

Giacomo war, wie Ihr wißt, verbannt.
Da nun die kecken Nobili im Land
Als Störenfried' und Lärmer sind bekannt,
So sollt' Eu'r Bruder den Befreiern schwören,
Nachdem ihn diese reich mit Geld verseh'n,
Nicht eher nach Aosta heimzukehren,
Als Ruf dazu der Herzog ließ' ergeh'n —

Bianca.

Weiter!

Sanseverino.

Nun denn, die Boten reisen fort;
Jedoch sie finden Giacomo nicht dort —

Bianca.

Nicht? warum nicht?

Sanseverino.

Weil zu Neapel schon
Mir Kunde ward, Eu'r Bruder sey entfloh'n.
Bis jetzt hat dies der Herzog nicht erfahren,
Und, theure Bianca, woll' Euch Gott bewahren,

Daß Giacomo nicht etwa ſich bethört,
Und unter'm Bann heim nach Aoſta kehrt!

Stimme (von außen, ſingend *).
Ein Bübchen, jung von Jahren,
Ein Mädchen, zart und fein —

Bianca.
Welches Lied dringt zu mir ein?

Stimme (wie vorhin).
Die mußten's früh erfahren,
Verbannt zu ſeyn.

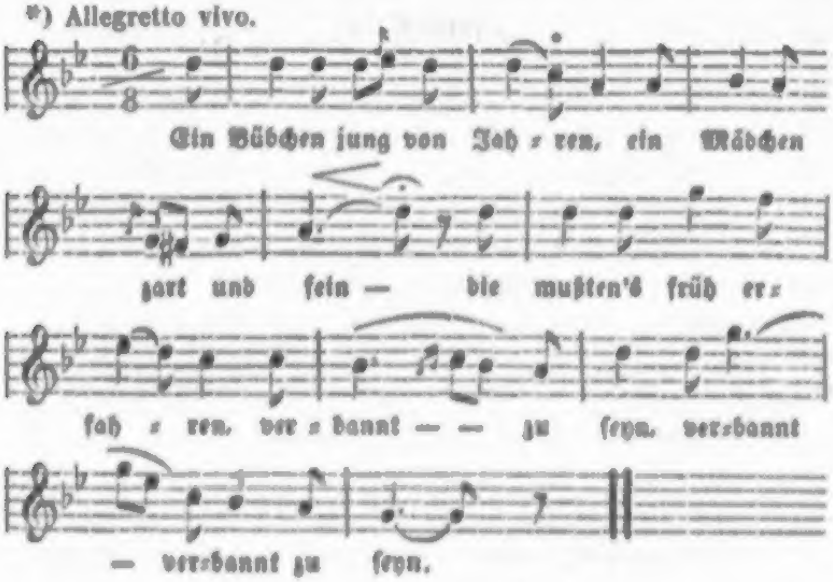
Bianca (an's Fenſter eilend).
Welche Stimme? (Erſchreckt vom Fenſter weg) He, Sambika!
Ruf' den Bettler mir herein.

Sanſeverino.
Signora? — Himmel!

Bianca (als Sambika der Thür zugeht).
Bleib' im Zimmer;
Durch das Fenſter ruf' herein,
Denn — bei'm Tod: Du läſſeſt nimmer
Mich (Sanſeverino zeigend) mit dieſem Mann allein.
Rufe! (Sambika winkt am Fenſter.)

---

*) Allegretto vivo.



Sanseverino.

Wär's denkbar denn? — Signora, wie Ihr bebt!
Worauf habt Ihr so bang den Sinn gerichtet?

(Sambika hält jetzt den Eingang geöffnet, und winkt hinaus.)

Bianca.

So Erinn'rung in mir lebt,
Muß wohl tief mir im Gemüth,
Wiederklingen jenes Lied,
Das mein Bruder einst gedichtet,
Das er oft zur Laute sang —

Zehnter Auftritt.

Bianca. Giacomo. Sanseverino. Sambika.

Giacomo (in ärmlicher Tracht).

Allendlich denn zu ihr herein ich drang!

Bianca (ihm entgegen).

Giacomo, mein Bruder!

Giacomo (will sie umarmen).

Bianca!

(Zurückweichend) Doch nein, durchlauchtige Frau Herzogin;
Der Bettler hat in Ehrfurcht fern zu stehen.

Bianca.

Soll ich denn im Schmerz vergehen?

Giacomo.

Inzwischen hoff' ich, habt mein Erbgut Ihr,
Des Vaters Nachlaß, treulich mir bewahrt.
Gebt es heraus in Gnaden, denn ich lief mir
Von Tunis her die Stiefel ab; auch brach mir
Im Kampf das Schwert, sonst hätt' ich dem Trabanten,
Der Wache steht vor Eurem Prunkpalast,
Und mit der Partisane nach mir schlug,
Ganz and'res Liedchen wohl als Euch gesungen.

Bianca.

Theurer Bruder, mäß'ge Dich;
Denn, fürwahr! nicht Schuld bin ich — —

Giacomo.

Nicht Schuld? Ei seht! Zehn lange Monden schmacht' ich
In niederträcht'ger Haft bei den Barbaren,

Indeß die gnädige Frau Herzogin
Auf weichen Polſtern ruh't, und nicht dr'an denkt,
Wie ſie den Bruder aus den Sclavenketten
Durch eine Handvoll Goldes möge retten.

Bianca.

Schwer gefeſſelt ſchon bin ich,
Wenn gleich Fürſtin dieſem Lande;
Schlinge d'rum nicht Deine Bande
Auch noch, Giacomo, um mich.
(Zu Sanſeverino) Eilt, o Freund, ihm zu bedeuten —

Sanſeverino.

Signor, wählt beſſer Red' und Ort und Zeiten;
Die Fürſtin will Euch wohl —

Giacomo.

Will ſie? Und Ihr?
Wollt Ihr mir auch wohl, Herr, ſo helfet mir
Zu meiner Väter Erbe. Gebt ein Schreiben
Mir an den Caſtellan, der Schloß Orbito
Für Don Ramiro hütet; gebt Befehl ihm,
Daß er mir räume meines Vaters Haus,
Damit mein eig'nes Dach mich endlich ſchirme.

Sanſeverino.

Unmögliches begehrt Ihr.

Bianca.

Ja, wahrhaftig!

Giacomo.

Unmögliches, Frau Schweſter Herzogin?
So ward denn nur zu Wahres mir berichtet!
Man will, das Haus Orbito ſey vernichtet;
Man rechnet d'rauf, daß ich verſchollen bin!

Sanſeverino.

Verbannt war't Ihr, Signor, und ſeyd gekommen,
Eh' Herzogs Spruch den Bann von Euch genommen;
Schlimm kann's Euch geh'n. O, ängſtet nicht die Schweſter!
Kommt mit — verbergt Euch — —

Giacomo.

Mich verbergen? ich?
Reimt das mit Sohnspflicht und mit Ehre ſich?

Die Schweſter — Herzogin, und ich verbannt?
Nachdem mein Vater ward für frei erkannt?
Bin ich Verbrecher? was hab' ich verſchuldet?
Nichts, nichts, Signor! und Feigling iſt, der's duldet,
Daß Tyrannei ſich frevelnd an ihm reibt,
Und ihn zu Tollſinn und Verzweiflung treibt.
— Wo iſt der Herzog? Rede ſteh' er mir!

Bianca.

Himmel!

Sanſeverino.

Zum Heil Euch iſt der Fürſt nicht hier.
Hört man Euch im Palaſt — und Lauſcherohren
Giebt's hier genug — ſeyd Ihr fürwahr verloren —

Bianca.

Giacomo, und ich bin's mit.

(Sambika macht eine ſchnelle Bewegung zum Weggehen.)

Sanſeverino.

Wohin, Sambika, leiteſt Du den Schritt?

Sambika.

In meine Kammer will ich geh'n,
Um nichts zu hören, noch zu ſeh'n;
Damit Sambika, wenn man fragt,
„Sie wiſſe nichts," mit Wahrheit ſagt. (Ab.)

Sanſeverino.

Begreift den Sinn der Rede dieſer Sclavin;
Seht's ein, Signor, welch mißlich Spiel Ihr ſpielt.
Hier im Palaſt wird nichts für Euch erzielt.
Folgt mir —

Bianca.

O, Sanſeverin!
Sorget, ſtrebet, wacht für ihn.
Folg' ihm Bruder! hör' mein Fleh'n!
Soll Ramiro Dich hier ſeh'n?
Soll es Kampf auf Tod und Leben
Mir den Tod zu bringen geben?

Sanſeverino.

Kommt mit; verſchmäh't nicht eines Freundes Hand.

.....

Giacomo.

Es ſey. Jedoch bei'm Adelsrecht' im Land —
Soll ich mir angeſtammtes Recht nicht erben,
So habe Don Ramiro ſein Verderben!

(Ab mit Sanſeverino.)

Elfter Auftritt.

Bianca (allein).

Welch ein Schreckensauftritt war das!
Wie verſchlimmert er mein Loos!
Und wer ſagt mir, welches Unheil
Mir noch ruh't im Zeitenſchooß?
— Thör'ge Mädchen, trachtet nur
Nach dem Blendwerksglück der Frauen!
Statt erträumter Roſenflur
Werdet Wüſtenei'n Ihr ſchauen.
Durch der Männer unſtät Weſen,
Eitelkeit und Herrſchſuchtdrang,
Durch der Satzungformen Zwang,
Sind wir Aermſten lebenslang
Für die Knechtſchaft auserleſen.

Zwölfter Auftritt.

Bianca. Erſte Hofdame (mit Pietro).

Erſte Dame.

Den jungen Prinzen zu Euch herzuführen,
Befiehlt die Stunde —

Bianca.

Dank' Euch! Dank' Euch,
Daß Ihr mir den Knaben bringt.
Tröſtung reicht Ihr meinem Herzen,
Das mit unnennbaren Schmerzen,
Mit den bängſten Sorgen ringt.
— O, mein Pietro!

Pietro.

Liebe Mutter!

Bianca.

Mein geliebtes, theures Kind,
Einz'ge mir geblieb'ne Habe! —

Solltest Carlo heißen, Knabe;
Doch die Satzungformen sind
Keine milde Segensgabe,
Und des Hauses Ordnung spricht:
„Pietro und Ramiro heißen
Unsre Prinzen wechselsweise;“
Und ein Fluch ist's, wenn ein Carlo
In den Namenkranz sich flicht.
— O, mein Pietro!

Pietro (ihr liebkosend).
Weine nicht.

Bianca.
Doch, mein Sohn! Wo Thränen quillen,
Will des Busens Weh sich stillen,
Daß das Herz im Leid nicht bricht.
— Zu Dir, Allerbarmer droben
Sey die Seele mir erhoben;
Du, Du kennest meine Pein.
Sey mein Flehen nicht vergebens:
Laß zum mind'sten, Herr des Lebens,
Mich als Mutter glücklich seyn!
(Sie bleibt knieend in der Umarmung Pietro's.)

Dritter Act.

Erster Auftritt.

(Schenkstube). **Wirthin** und **Dorilla** (geschäftig umher). **Giannetta** (sitzt vorn, wie schmollend).

Wirthin.
Recht so, Dorillchen, immer munter.
Zünd' an die Lichter — rück' den Tisch —
Mehr Becher noch vom Sims herunter —
Hier fehlt ein Stuhl noch — Immer frisch!

Dorilla.
'S wird Alles richtig, Muhme.

Wirthin.
Brennen
Schon Lichter draußen?

Dorilla.
Wie gesagt:
'S wird Alles richtig.

Wirthin.

Nun, ſo können
Die Herr'n hier zechen, bis es tagt.
Bei der Marcheſa giebt's heut wieder
Bis Mitternacht 'nen großen Schmaus,
Und niemals geh'n die lockern Brüder
Von dort geraden Weg's nach Haus.
Sie ſprechen erſt noch bei Gambetta,
Des hübſchen Dorchens willen, ein;
Denn leider willſt ja Du, Giannetta,
Nicht hübſch für die Signori ſeyn.

Giannetta (aufſtehend).

Nein, Mutter. Gott ſoll mich bewahren!
Nichts thu' ich was mir widerſtrebt.

Wirthin.

Doch wird ſtets der am beßten fahren,
Der von der Menſchen Thorheit lebt.
Du biſt 'ne Gans. Da ſieh Dein Bäschen,
Und lern' ein pfiff'ges Mädchen ſeyn.
Dorilla dreh't den Schleckern Näschen,
Und ſtreicht dafür Zechinen ein.

Giannetta.

Mag ſie! — Gut' Nacht. Ich geh' zu Bette. (Ab.)

Wirthin.

Geh, ſchlaf Dich klug, Du dummes Ding!
Wenn ich die Dore da nicht hätte;
Mein Seel' — (Lärmende Stimmen draußen.)

Dorilla.

Sie kommen, Muhme.

Wirthin (den Eintretenden entgegen).

Flink!

Zweiter Auftritt.

Bertotto. Belani. Coralo. Nobili. Wirthin. Dorilla.

Bertotto.

Mutter Gambetta, Wein her! Wein — Salerner!

Wirthin (bedienend).

Ja, ja, Signor.

Belani.

Dorillchen, gieb 'nen Kuß.

Dorilla.

'S hat Zeit noch. Vor empfang'ner Zahlung
Man keine Quittung geben muß. (Entschlüpft ihm.)

Belani (ihr nach).

Spitzbübin, wart' —!

Coralo (zu Etlichen).

Wir würfeln. — Rückt den Tisch.

Nobili.

Ja, würfeln!

Coralo.

He, Dorillchen, Wein her! frisch!
(Sie werden bedient, und trinken und spielen.)

Bertotto (am Tisch gegenüber).

Belani, laß' uns trinken.

Belani (von Dorilla weg, setzt sich zu ihm).

Bin schon da.

Bertotto.

Zu schläfrig war mir's heut bei der Marchesa.

Belani.

Mir vollends.

Bertotto.

Auch brach Don Ramiro früher
Als sonst auf.

Belani.

Ja, er macht sich rar, wie's scheint.

Bertotto.

Sag' nur, er macht sich immer widerwärt'ger,
Beschränkt den Adel immer mehr und mehr,
Verkürzt uns unf're Rechte und Gefälle,
Wo's irgend Weg' und Mittel dazu giebt.

Belani.

Ja, ja, das Zehntenrecht ward arg verkürzt;
Die Kronsteu'r mußte Vorwand dazu geben.

Bertotto.

Auch unsern Theil am Salzzoll zog er ein,
Ihn an's Carthäuserkloster zu verweisen.

Belani.

Ja, ja, den Pfaffen macht er sich zum Freund.

.....

Bertotto.

Mögt' er's, geſchäh's nur nicht auf Adels Koſten!

Belani.

Ein Wort, Bertotto: — Warum dulden wir's?

Bertotto.

Weil albern g'nug wir die Marcheſa dulden,
Ihr obendrein noch, wie Ramiro, ſchmeicheln.
Nur ſie verleitet ihn zu all dem Thun.

Belani.

Irrſt Du Dich nicht? Die Herzogin vielmehr
Schnitzt heimlich, wie mich dünkt, ihm all' die Bolzen,
Die er auf uns verſchießt — — .

Bertotto.

Nicht doch, Belani.
Die Herzogin hat mehr als wir zu leiden,
Und ſteht bei mir d'rum zwiefach hoch im Preis.

Belani.

Ei, ei! laß das den Herzog nicht erfahren.
Ihm gilt die Gattin — — .

Bertotto.

Juſt ſo viel wie Alles,
Und Alles gilt ihm nur, ſofern es ihm
Zu ſeinen Zwecken dient —

Bilani.

Und ſeine Zwecke —
So meynſt Du's doch? — ſind Er, und wieder Er —

Bertotto.

So iſt's. Er iſt ein Heuchler überall,
Und all ſein Thun ſtets war — im Trüben fiſchen.

Belani.

Selbſt die Gemahlin hat er ſo gefiſcht;
Sanſeverin weiß davon nachzuſagen.

Bertotto.

Sanſeverin! Wie der's nur ſo verſchmerzte,
Daß willig die Geliebt' er fahren ließ,
Und ruhig nach Neapel ſich verfügte?

.....

Belani.

Bertotto, das erklärt sich leicht. Ramiro
Ward Lebensretter dem Sanseverin —
Vor Jahren — auf der Jagd — Sieh, da begreift sich's.
Brav ist Sanseverin, und — „Hand um Hand,
Und Dienst um Dienst“ ist alte Rittersitte.
— Weißt Du's? Sanseverin ist wieder hier.

Bertotto.

Nicht möglich!

Belani.

Gestern Abend angekommen.

Bertotto.

Ich trau' ihm nicht. Sein Ohm, Massa Carrara,
Ist groß an Macht jetzt, und Sanseverin
Erbt bei des Oheims Tod die Fürstenkrone.
Bös Spiel kann für Aosta d'raus entsteh'n;
Aosta's Adel hat sich vorzuseh'n.

Dritter Auftritt.

Vorige. Maffeo.

Maffeo.

Ihr seyd noch da — dem Himmel werde Dank!
Ich sucht' Euch auf — ich hab' Euch hier vermuthet —

Bertotto.

Was ist's, Maffeo?

Belani.

Du bist schreckenbleich —

Maffeo.

Doch hält mich Zorn weit mehr bewegt als Schrecken.
Gewaltthat ward an mir verübt.

Die Nobili.

Gewaltthat?

Maffeo.

An mir, an meinem Weib, an meinem Haus —

Belani.

Wie denn?

Bertotto.

Erzähle!

.....

Maffeo.

Dem Tyrannen Fluch!
Ich hab' ihm treulich jahrelang gedient,
Doch hat er Frevels sich an mir erkühnt.

Belani.

Steht's so?

Bertotto.

Ramiro?

Nobili.

Sprich! was hat's gegeben?

Maffeo.

Sanseverin kam gestern gegen Abend
Mit einem Gast zu mir — mit einem Gast,
Deß Nam' Euch Allen zuverlässig werth ist;
Denn tadellos'ren giebt's nicht in Aosta.

Bertotto.

Nun?

Maffeo.

Giacomo d'Orbito war der Gast —

Belani.

D'Orbito?

Nobili.

Giacomo?

Maffeo.

Er selbst. Entronnen
Der Schmachhaft im Tuneserland, hatt' er
Zur Schwester sich, zur Herzogin geflüchtet.
Durch sie bewogen, nahm Sanseverin
Sich seiner an, und bracht' ihn in der Dämm'rung
Zu mir, daß er sich still verborgen hielte,
Bis man durch Fürsprach' oder Rechtes Ford'rung
Ihn lös'te von dem Bann, der auf ihm ruh't.
Nun denn! mein Weib und ich, wir speis'ten ihn,
Und wünschten ihm erquicklich gute Nacht.
Doch kaum hat sich mein Haus zur Ruh begeben,
Da pocht's und lärmt's und schrei't's an meiner Thür —
„Im Namen Don Ramiro's, aufgemacht!"
Erschallt's; und bis in meine Kammer dringt —

Daß mein oft kränkelnd Weib von Schrecken schier
Vergeh'n will — dringt nicht etwa Herzogs Leibwacht;
Nein, Nobili! Zorn faßt mich, wenn ich's denke —
Es dringen Sbirren, feile Häscher dringen
Herein zu mir, in eines Edlen Haus.

Nobili.

Wie? Sbirren?

Bertotto.

Diebeshäscher?

Maffeo.

In mein Haus,
Und fordern Giacomo, und nehmen ihn —
Hätt' ich die Diener nur ermuntern können,
Würd' es den Schergen nie gelungen seyn —
Und schleppen ihn hinweg vor meinen Augen,
Entlang die Gassen, hin zum Otternthurm.

Belani.

Zum Otternthurm?

Bertotto.

Dem Kerker der Verbrecher?

Maffeo.

Hinschleppen sah ich ihn — ich rannte nach —
Ich sah die Pforten öffnen sich und schließen,
Und Giacomo sitzt wahrlich jetzt im Thurm.

Nobili.

Abscheulich!

Bertotto.

Sbirren in der Edlen Haus?
Kein Fürst im Land nahm je sich das heraus.

Nobili.

Zu Giacomo! wir müssen ihn befrei'n.

Maffeo.

So wünscht' ich Euch; so hofft' ich Euch zu finden.

Nobili.

Auf! hin zu Giacomo! zum Thurm! zum Thurm!

Bertotto.

Gemach! die Römerburg trotzt unserm Sturm.
Wie mögten wir, mit kaum zwei Dutzend Händen,
Ein tollkühn, fast unmöglich Werk vollenden?

Veſt iſt der Thurm, aus mächt'gem Quaderſtein;
Verriegelt und verklammert ſind die Pforten,
Und ſchweres Schloß zerſprengt man nicht mit Worten;
Mind'ſtens mit Worten nicht, an's Schloß gerichtet.
Hört beſſern Rath von mir —

Nobili.
Sag' an, ſag' an!

Bertotto.
Ramiro nur den Kerker ſprengen kann.
D'rum trachte Jeder unſ're Zahl zu mehren;
Dann zum Tyrannen hin — er muß uns hören!

Belani.
Muß er? Läßt uns die Leibwacht zu ihm ein?

Bertotto.
Eh'r als der Thurm wird ſie zu zwingen ſeyn.

Maffeo.
Bertotto ſpricht geſcheidt. D'rum laßt uns eilen.
Uns zu verſtärken, laßt uns uns vertheilen.
Ich geh nach Oſt — —

Coralo.
Nach Weſt geh' ich —

Bertotto.
Gen Süden
Wend' ich mich. Wird uns halbweg Glück beſchieden,
So ſeh'n wir All', auf Aeußerſtes gefaßt,
Um Mittag uns vor'm fürſtlichen Palaſt.

Maffeo.
Schon tagt's. Fort, fort!

Bertotto.
Es gilt des Adels Rechte.
Man ſtein'ge mich, wenn ich ſie nicht verfechte!
(Ab mit Maffeo, Coralo und Anderen).

Belani.
Hui! das giebt Lärm. (Zu einigen Gebliebenen) Da müſſen wir wohl mit.
Nordwärts, Ihr Herren, folget meinem Schritt.
(Ab mit den übrigen Nobili.)

Vierter Auftritt.

(Vorgemach im Palaſt.)

Zwei Carthäuſermönche. Edelknabe. (Dann) Ramiro.

Edelknabe (aus der Seitenthür den Beiden entgegen).

Der Herzog wird gleich hier ſeyn, fromme Väter.

Erſter Mönch.

Wir harren ſein in Schweigen und Geduld.

(Edelknabe durch die Mitte ab).

Ramiro (zur Seite herein.).

Gruß Euch.

Erſter Mönch.

Der Segen unſ'res Priors dankt Euch;
Wir bringen ihn (eine Schrift hinreichend) mit dieſem Creditiv.

Ramiro (in die Schrift blickend).

Ihr ſeyd die Brüder, denen ich den Sohn,
Den Prinzen Pietro mitzugeben habe —

Erſter Mönch.

Wir ſind's.

Ramiro.

Ihr kommt ſehr pünktlich; doch ſchon recht!

Erſter Mönch.

Nach Eurem Willen.

Ramiro.

Sprecht: „nach Gottes Willen."
Denn Gottes Will' iſt's — alſo glauben wir —
Der uns beſtimmt hat, als des Landes Fürſt
Dem Volk voranzugeh'n mit frommem Beiſpiel.
Sonach verfügten wir, es ſoll fortan
Der Erbprinz unſ'res Hauſes von Aoſta,
Sobald er eintrat in ſein ſechstes Jahr,
Dem Kloſter der Carthäuſer anvertrau't ſeyn,
Bis er der Lebensjahre funfzehn zählt.
Die Schweigſamkeit, die Pflicht iſt Eurem Orden,
Giebt veſten Grundſtein der Erziehung ab;
D'rum ſey mein Sohn zur Schweigſamkeit erzogen.
Wo viele Worte ſind, iſt wenig That,
Und mit den Schwätzern hält die Thorheit Rath.
Bringt alſo Eurem Prior meinen Knaben.

Schon hat die Oberkämm'rerin Befehl,
Euch unsern Sohn, Don Pietro, auszuliefern;
Von Gottes Gnad' und Eurer Huth beschützt,
Find' er in Eurem Kloster was ihm nützt.
Schließt, würd'ge Herr'n, in Eu'r Gebet mich ein.
(Ihnen gebend) Nehmt diese beiden Ring' auch — theilt Euch d'rein;
Bewahrt sie als geringes Angedenken,
So Ihr sie nicht müßt Eurem Kloster schenken.

Erster Mönch.

Wir danken, Herr, in unsers Klosters Namen.

Ramiro.

Des Himmels Segen mit uns Allen!

Die Mönche.

Amen. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Ramiro (allein).

So hätt' ich klüglich mir die Geistlichkeit,
Den röm'schen Bischof ebenfalls gesichert;
Recht so! indeß die Pfaffen für uns beten,
Bleibt uns zum Handeln Muß' und freie Hand;
Zu schweigsam stillem, wohldurchdachten Handeln,
Wobei Mitwisser nicht und nicht Vertrauter
Uns meistert oder unsern Plan verdreh't.
Das Haus Orbito, mächtigstes im Land,
Wär' nun gestürzt, um nie sich zu erheben.
So nur dem Adel Stoß nach Stoß gegeben,
So stärkt Ramiro sich, wird bald allein
Von Macht und Ansehn in Aosta seyn.
Gewurzelt hat der Baum; von Schlingkrautsranken
Gesäubert, wird vor keinem Sturm' er wanken.
Wer könnt' ihn hindern, daß er Früchte trüge?
Gäb's einen Blitz, der in die Kron' ihm schlüge?
Und wer wohl wär' es, der die Axt an ihn
Zu legen wagte?

Sechster Auftritt.

Ramiro. Edelknabe.

Edelknabe (meldend). Don Sanseverin —

.....

Ramiro (für ſich).

Sanſeverin! — Was ſchreckt mich ſo zuſammen,
Als glüh'ten um mich her Gomorrha's Flammen?
Was fabelt mir im Hirn von Schreckensbrand?
Sanſeverin iſt Spielwerk meiner Hand,
Wie's alle die ſind, die ich auserſeh'n,
Daß ſie, um mich zu heben, untergeh'n.
(Laut) Er komme. (Edelknabe ab.)

Ramiro (allein).

Kalt, beſonnen nur und veſt!
Der nur regiert, der ſich nicht zwingen läßt.

Siebenter Auftritt.

Ramiro. Sanſeverino.

Sanſeverino.

Nur ſchrecken wolltet Ihr die Nobili;
Nicht wahr, Herr Herzog? ſchrecken nur, nichts weiter?
Ihr ſetztet Giacomo gefangen nur,
Um ihn großmüthig freizugeben —

Ramiro.

Nimmer!

Sanſeverino.

So wär' Orbito allen Ernſt's gefangen?

Ramiro.

Weil er den Bann brach, bleibt er's alles Ernſt's.

Sanſeverino.

Orbito's Haus iſt Eurem Haus verwandt;
Im Bruder kränkt Ihr bitter die Gemahlin.

Ramiro.

Wer ſpricht von Weibern, wenn es Männerthat gilt?

Sanſeverino.

Kein edler Mann betrübt ein edles Weib,
Und wahrhaft edles Weib iſt Donna Bianca.

Ramiro.

Von mir zu ihrem Cavalier ernannt,
Sprecht Ihr nur wie ſich's ziemt von Eurer Dame.

Sanſeverino.

Laßt ab, Herr Herzog, von ſo müſſ'gem Scherz;

Zur G'nüge kennt Ihr Eurer Gattin Tugend,
Zur G'nüg' auch meine ſtrenge Redlichkeit.
Zwar lieb' ich Bianca, werde ſtets ſie lieben,
Doch bin, gleich Euch, ich Ehrenmann und Ritter;
Und wenn ich die Geliebt' Euch überließ,
Geſchah's, weil eh'r als ich Ihr um ſie warbt,
Weil ſelber ſie, wenn auch getäuſcht, Euch wählte,
Und weil ich Euch — mein Leben ſchuldig bin.
Daß Ihr die Gattin einer Sclavin gleich
Behandelt, konnt' und kann ich nimmer hindern;
Beſchönigt das Geſetz doch Eh'herrnrechte,
Die der nur geltend macht, der als Tyrann
In ſeinem Haus verfährt — —

Ramiro (verweiſend).
Signor!

Sanſeverino.
Ich ſag's,
Ein Haustyrann nur thut der Gattin ſo,
Wie Ihr an Donna Bianca thut und thatet.
Noch heut — ſo eben hört' ich es mit Abſcheu —
Habt Ihr die Mutter ihres einz'gen Troſtes
Dadurch daß Ihr den Sohn Ihr nahmt, beraubt.
Wie wird die Aermſt', erfährt ſie's, ſich betrüben —
Vergeb's Euch Gott! Ich aber will nicht dulden,
Daß Ihr im Bruder die Gemahlin ſchmäh't!
Orbito's Haus iſt Eurem Haus verwandt;
Beſchimpft Eu'r Haus nicht in dem Hauſ' Orbito;
Ertheilt Befehl zu Giacomo's Befreiung;
Ich darf es fordern, und ich fordr' es, Herr!

Ramiro.
Ihr mögt's. Ich aber werd' es nicht gewähren.

Sanſeverino.
Ihr ſchicktet Sbirren in Maſſeo's Haus;
Solch frevler Eingriff in des Adels Rechte
Muß dieſen Adel gegen Euch empören —
Ich rath' Euch, ſeyd auf Eurer Huth —

Ramiro.
Ich bin's,

War's längst — Ihr selber halft mir ja, den Plan
Ersinnen und befördern; guten Plan —
Laßt also ferner mich nach ihm verfahren.
Viertausend Lanzenknechte, die Eu'r Ohm,
Durch Euer Fürwort, uns zu Söldnern sendet,
Weil uns Saluzzo, wie wir vorgeschützt,
Mit Fehde droh't, sind über voll genügend,
Aosta's frechen Adel zu bewält'gen,
Wenn er sich unserm Willen widersetzt.

Sanseverino.

Dem pflicht' ich bei, sofern der Wille gut ist,
So lang' er trachtet Unbill zu verhüten,
Zu strafen auch; nicht Unbill selbst zu seyn.
Aosta's Adelsübermuth zu dämpfen,
Wirkt' ich das Bündniß mit dem Ohm Euch aus;
Doch kann ich, so Ihr Warnung nicht wollt hören,
Das, was ich leicht bewirkt', auch leicht zerstören.

Ramiro.

Meynt Ihr, Signor? Schon rücken die Viertausend
Das Thal entlang, zu uns'rer Stadt heran;
Eh's Mittag wird, habt Ihr sie hier zu seh'n —
Wie macht Ihr da Geschehnes ungeschehn?

Sanseverino (entschieden).

Herzog, gebietet Giacomo's Befreiung,
Ich geb' Euch sonst dem Grimm des Adels Preis:
Die Hülfemacht kehrt um auf mein Geheiß —

Ramiro.

Thut sie's? Wohlan! versucht's, sie heimzuschicken,
Seht zu, ob Euch der Meisterstreich wird glücken —

Sanseverino.

Ramiro, spielt kein gottlos Spiel mit mir!
Freiwillig blieb ich Euch zur Geißel hier;
Auf Euren Rittersinn hab' ich gebau't,
Hab' arglos Eurem Freundeswort vertrau't.
Zum letzten Mal: Uebt keine Tyrannei;
Gebt Bianca's Bruder — Euren Bruder frei!

Ramiro.

Holt ihn Euch nur; er sitzt im Otternthurm.

Rottirt Euch, rebellirt nur, lauft nur Sturm;
So zeig' ich Euch, wie mit viertauſend Mann
Ich einen Trupp Empörer ſtrafen kann.

Sanſerino
(erbittert den Degen halb aus der Scheide ziehend).
Herzog! (Faßt ſich, den Degen einſteckend) Der Schuld an Euch
bin ich jetzt ledig;
Im Uebrigen, Tyrann — ſey Gott Dir gnädig! (Ab.)

Achter Auftritt.

Ramiro. (Dann) **Edelknabe.**

Ramiro (allein).
So recht! verſagt dem Menſchentroß der Witz,
So ſoll ſein Gott für ihn zum Popanz werden.
Wir fürchten Einen wie den Andern nicht,
So lang es uns an Scharfſinn nicht gebricht.
Klugheit hat Macht. Der ſtürzt in keine Falle,
Der klüger iſt als ſeine Gegner alle.
(Klingelt. Zum eintretenden Edelknaben:)
Wer kommen mög', er wird nicht vorgelaſſen;
Künd' es dem Hauptmann von der Leibwacht an.
Wir ſind erſchöpft; der Vormittag iſt ſchwül,
Und droht mit centnerſchwerer Mittagshitze.
Wir woll'n ruh'n; Du ſorgſt, daß nichts uns ſtört,
Eh' man Trompetenruf vom Wartthum hört.
(Ab zur Seite. Edelknabe durch die Mitte ab.)

Neunter Auftritt.

(Garten des Palaſtes. Auf einer Raſenbank vorn liegt eine Laute.)

Bianca. Zwei Hofdamen. Sambika.

Bianca.
Schweigt, o ſchweigt! Laßt ab zu wähnen,
Worte könnten Troſt mir bringen;
Meinem Geiſte fehlen Schwingen,
Meinem Auge mangeln Thränen;
Mit dem ſchmerzensvollſten Sehnen,
Mit Verzweiflung muß ich ringen!
Können denn in ſolcher Pein
Worte jemals Troſt verleih'n?

— Weh! mein Knabe mir entrissen
Heimlich, durch die Hinterlist
Dessen, der mir Quäler ist
Sonder Schonung und Gewissen.
Meinen Pietro muß ich missen.
In ein Kloster eingesperrt,
Daß der Mönch Gebet' ihm plärrt,
Soll der Mutter Lieb' und Lehren
Mein geliebtes Kind entbehren;
Und wenn Krankheit es beschlich,
Soll mein Knäbchen ohne mich,
Soll in Fiebers Angst und Pein
Fern von seiner Mutter seyn.
O, der Folter, unter Fremden
Das geliebte Haupt zu wissen,
Das man selber pflegen könnte,
Wenn nicht Weltzwang, kaltes Müssen,
Oder Wahn uns von ihm trennte!
— Mütter, in die Welt hinaus,
Seht die Söhn' Ihr Euch getrieben;
Mögt Ihr noch so heiß sie lieben,
Kehren doch sie nicht nach Haus.
Banges Sehnen, bäng're Sorgen,
Aengsten heut Euch so wie morgen;
Nicht den Theuren könnt Ihr nach,
Wie das Herz Euch beben mag!
Aus den goldnen Sclavenketten,
Die die Mutterangst Euch flicht,
Kann Euch nichts, o! nichts erretten,
Denn der Weltzwang duldet's nicht.

Zweite Dame.

Gnäd'ge Frau Herzogin, wollt mir nur glauben —

Bianca.

Laßt mich! kommt nicht nahe mir!
Pietro's Hüterin war't Ihr,
Und Ihr ließt das Kind Euch rauben.
Waget nicht Euch mir zu nah'n;
Denn Ihr habt an mir gethan,

Wie ein Weib von Gott gezeichnet,
Daß Natur ſich ihr verleugnet,
Und ihr Schooß unfruchtbar bleibt,
Weil ſie ſelbſt ſich hat entweibt.
Fort! (Zweite Dame ab.)

Sambika.

Herzogin, beruhigt Euch.
Ein Tag ſieht nicht dem andern gleich;
Wer weiß, ob nicht der nächſte Morgen
Ein Ende macht all' Euren Sorgen —

Bianca.

Sterb' ich etwa nächſte Nacht?

Sambika.

Wie hätt' ich daran denn gedacht?
Mir gab der Tod noch nicht Beſcheid,
Daß wirklich er von Noth befrei't;
Doch weiß ich, Herrin, daß im Leben
Es Freude muß nach Wehſal geben,
Gleichwie nach Regen Sonnenſchein.
Kommt mit, Frau Fürſtin; kommt hinein.
Die Luft iſt trüb' und drückend heiß,
Schwarz zieh'n die Wolken, und wer weiß
Ob wir nicht, wie im Handumdreh'n,
Ein ſchweres Wetter nahen ſeh'n.

Bianca.

Laß mich. Wie ſo trüb' und ſchwer
Auch die Wolken ziehen daher,
Laſten dennoch Weh' und Schmerzen
Schwerer noch mir auf dem Herzen.

Sambika.

Nun, ſo verſucht Euch zu zerſtreu'n.
Giebt's nichts denn was Euch könnt' erfreu'n?
Will nichts ſich ſanft an's Herz Euch ſchmiegen?
— Da ſeh ich ja die Laute liegen,
Mit der Don Pietro geſtern noch
Geſpielt — Verſucht ein Liedchen doch.

Bianca.

O! auch das noch. Dieſe Laute,

Dieſe Quell' all' meiner Pein,
Muß auch ſie noch Mahn'rin ſeyn,
Daß ich falſchen Schwüren trau'te,
Und auf Sand mein Glück erbau'te?
Nicht wär' mir der Sohn entzogen,
Hätte Carlo nicht betrogen;
Und die Laute, die jetzt ſchweigt,
Tönte Lieder hold und leicht.
— Weg Erinn'rung, die dem Leid
Ueberfütternd Nahrung beut!
— Thränen? — O! habt Euren Lauf! (Sehr ferner Donner.)
Zehr', o Schmerz, mein Leben auf! (Sie ſitzt und weint.)

Zehnter Auftritt.

Sanſeverino. Bianca. Erſte Dame. Sambika.

Sanſeverino (in der Scene.)

Wo iſt die Fürſtin? (Auftretend) Endlich ſind' ich Euch.
O, Bianca! was ich fürchtet', iſt geſchehen;
Eu'r Bruder —

Bianca.

Ja, ich weiß;
Bruder mir wie Sohn entriſſen.
(Aufſtehend) Und dies Alles dulden müſſen
Auf des Weltzwangs Machtgeheiß,
Und weil Mannes Herrſchſuchtſinn
Ausſchrei't, daß ich Weib nur bin,
Alſo duldend muß vergeh'n,
Oder — ſclaviſch mich zu rächen,
(Ohne niederzublicken den Dolch zuckend)
Mich vielleicht durch ein Verbrechen
Frei vom Zwange möge ſeh'n.
(Vor dem Dolche zurückbebend)
Läßt man darum Dolch' uns tragen,
Thut aus Spott man's offenbar.
(Den Dolch von ſich werfend)
Weg mit Dir! nie ſoll man ſagen,
Daß ich feige Mörd'rin war.

.....

Sanſeverino.

Gelobt ſey Gott, daß ich gefaßt Euch finde,
Denn Schlimmſtes, wahrlich! ſteht uns noch bevor.
Die Nobili, erzürnt daß Giacomo
Im Thurme liegt gleich einem Miſſethäter,
Vereinten ſich, und drangen zum Palaſt,
Wie mir's der Ruf der Wachen deutlich kundthat.
Zu blut'gem Kampf iſt aller Anlaß da,
Und gern mögt' ich in Sicherheit Euch bringen;
Doch iſt's unmöglich. Don Ramiro's Liſt
Befahl, Aoſta's Thore zu verſchließen,
Hereinzulaſſen Jeden; doch hinaus
Kommt Niemand. Böſe Falle ward geſtellt;
Geb's Gott, daß nur der Finkler in ſie fällt,
Daß es geſcheuchten Vögeln mag gelingen, (Ferner Donner)
Durch Wetterluft von dannen ſich zu ſchwingen.
Wo, Fürſtin, wollt im Drang der Noth Ihr weilen?
Hier, oder im Palaſt? — Ich hab' zu eilen.

Bianca.

Soll ich Euch, Sanſeverin,
Mit in meine Leiden zieh'n?
Gebt mich auf, verehrter Freund.
G'nug ſchon iſt's, daß Bianca weint,
Daß als Braut, als Weib, als Mutter
Sie im Elend war und iſt;
Daß, wie Alles auch ſich wende,
Doch bis an des Lebens Ende
Ihr ein Wurm am Herzen frißt.
O, verlaßt mich! wollt mich hören!
Laßt nicht durch mein Qualgeſchick
Das, was Euch von Erdenglück
Noch erblühen mag, zerſtören!

Sanſeverino.

Mit nichten, Fürſtin! Ich gelobt' es Euch
Zu Euch zu ſteh'n, wo's je mir möglich wäre,
Und halt' Euch Wort, bei meiner Ritterehre!
Ramiro gab mich Euch zu Cavalier;
That dort zum Spott er's, ſey im Ernſt ich's hier.

Mein Gott, mein gutes Recht, mein Schwert und Ihr,
Sie sind's, auf dich ich felsenvest will bauen,
Kühn der Gefahr in's Angesicht zu schauen.
(Fernes Getös von Stimmen.)
Horcht! fern Getös von Stimmen — es kommt näher —
Sagt an, wohin mit Euch, verehrte Bianca?
(Näherer Donner.)

Bianca.

Wo wir sind, da laßt uns bleiben,
Unter Gottes Himmelszelt;
Die nichts Böses thun noch wollen,
Aengstet nicht des Donners Rollen,
Ob auch Feu'r vom Himmel fällt.

Sanseverino.

Wohl. Ueberlaßt die Sclavin mir ein Weilchen.
(Heimlich zu Sambika) Du gehst an's Süderthor mit diesem Ring,
Giebst ihn dem Hauptmann von den Lanzenknechten,
Vor deren Tritt das Thor sich öffnen wird,
Und sprichst: „Gefahr bedroht Sanseverin,
Nur Euer schneller Beistand rettet ihn;
Führt in des Herzogs Garten Eure Reiter —"

Sambika.

Den Ring nur — ich bedarf nichts weiter!
Der Schlauheit g'nügt ein halber Wink.
An's Süderstadtthor — hurtig! flink! (Ab.)
(Näherer Donner.)

Elfter Auftritt.

Vorige. Ramiro. Bertotto. Maffeo. Coralo. Nobili.

Ramiro (in der Scene).

So hört mich doch! zähmt Euer wild Geschrei.
(Er tritt auf.)

Nobili (mit gezogenem Degen ihn umringend).

Gebt uns Don Giacomo d'Orbito frei!

Ramiro.

Wollt Ihr mich meuchelmorden? wollt verwegen
Ihr Hand an mich, Aosta's Fürsten legen?

Nobili.

Wenn Ihr Euch länger weigert —

Bertotto.

Nicht doch, nein!
Steckt, Waffenbrüder, Eure Degen ein.
Wer Recht begehrt, darf ſelbſt nicht Unrecht thun;
Verhandelt, aber laßt die Waffen ruh'n.
(Während die Nobili die Degen einſtecken)
Herr Herzog, Ihr nahmt Freches Euch heraus —

Corale.

Ihr ſchicktet Sbirren in Maffeo's Haus —

Maffeo.

Warft einen Edlen in Verbrecherhaft —

Alle Nobili.

Herzog, löſ't Giacomo's Gefangenſchaft!

Ramiro.

Ihr habt die Leibwacht liſtig mir bezwungen,
Seyd mit dem Schwerte zu mir eingedrungen,
Habt Aufruhr angeſtiftet — Meut'rerei —

Nobili (heftig).

Gebt uns Don Giacomo d'Orbito frei!

Ramiro.

Muß ich? Nun denn! ich will. — Kommt mit hinein.

Sanſeverino.

Thut's nicht! Bleibt hier! Schließt eng den Frevler ein!
Verräther iſt er; bald wird ſich's ergeben —
Umringt ihn eng, doch laſſet ihm das Leben.

Ramiro.

Verräther Du!

Sanſeverino.

Verräther, ſag' ich, Ihr! (Trompetenruf.)
Hört! hört des Thurmwart's Ruf — es nahen Feinde —

Nobili.

Was? Feinde?

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Belani.

Belani (eilig).

Ja. Maſſa Carara zieht,
Durch's Süderthor herein; ſo ſchreit's im Volke.

Nobili.

Maſſa Carara?

Ramiro.

Wollt Ihr mehr noch Zeugniß,
Daß (Sanſeverino deutend) er, nur er hier der Verräther iſt?

Nobili.

Sanſeverin?

Ramiro.

Mit ſeines Ohms Trabanten
Bedroh't er uns. Kommt mit mir; kommt an's Thor,
Daß wir gemeinſam unſ're Stadt vertheid'gen.

Sanſeverino.

Ihr Edlen, hört ihn nicht. Bei meinem Schwert!
Iſt hier Verrath, ward er von ihm begangen.
Nehmt ihn in Haft. Auch mich, Ihr Nobili,
Nehmt veſt — Seht her, zu Eurer Fürſtin Füßen
Streck' ich die Waffen. (Er thut's.) (Noch näherer Donner.)

Ramiro.

Ha! das eben iſt's.
Um meines Weibes willen, die er liebt,
Greift er uns an mit Hochverräthers Waffen!
Recht ſoll Euch werden, Nobili; doch helft
Auch mir zu Recht, helft mir den Frevler ſtrafen,
Der die Gemahlin mir verführt hat —

Bianca.

Schrecken!

Ramiro.

Der jetzt gewaltſam ſie mir rauben will.
Laßt uns an's Thor —

Sanſeverino.

Umringt ihn, ich beſchwör' Euch;
Umzingeln läßt er Euch ſonſt von dem Feind.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Sambika.

Sambika.

Maſſa Carrara's Krieger nah'n —

Ramiro (zu Sanſeverino).

So iſt's um Einen denn von uns gethan.
Ficht, Ehebrecher! nimm Dein Schwert auf. (Naher Donner.)

Bianca (ſich verwerfend).

Himmel!

— Don Ramiro, frevelt nicht
So abſcheulich an der Gattin;
Fürchtet Gottes Strafgericht!

Ramiro.

Furcht faſſ' Euch ſelbſt, die keuſche Herzogin,
Die durch die Feuerprob' erſt ſich mag rein'gen,
Daß die Geſetz' ihr nicht den Buhlen ſtein'gen.

Bianca (hinſinkend).

Allerbarmer! ſey mir Rächer.

Ramiro.

Nun? willſt Du noch nicht fechten, Ehebrecher?
Iſt Dir Dein Liebchen keinen Schwertſtreich werth?

Sanſeverino.

Muß ich? (Die Bühne verdunkelt ſich.)

Nobili.

Ja, ja! ſicht's aus.

Ramiro (den Degen ziehend).

Hier iſt mein Schwert.
Trotz Dir und dem, der uns zu Häupten wettert,
Sey's Blitzſtrahl, der Dich — (Er ſchwingt das Schwert; heftiger Blitz mit gleichzeitigem fürchterlichen Donner. Ramiro ſtürzt todt zu Boden.)

Sanſeverino (nach kurzer Pauſe).

Ha! er liegt zerſchmettert.

Alle Nobili.

Zerſchmettert!

Bianca (aufgeſchreckt).

O! (Sie wird unterſtützt.)

Sanſeverino.

Hand Gottes warf ihn hin!

Nobili.

Hand Gottes!

Bianca.

Himmelsmacht! (Die Bühne wird hell.)

Sanſeverino.

Sorgt für die Herzogin.

Sambika.

Ihn traf der Blitz — Beweis genug,
Daß ihn der Gott der Weißen ſchlug;

Sein Gott, Gott Himmels und der Erden —
(Knieend) Taufst mich, denn Christin will ich werden.
(Trompeten hinter der Scene.)

Nobili.

Ha! was ist das? der Feind — —

Sanseverino.

Jetzt nicht mehr Feind.
Massa Carrara schützt Aosta's Thron
In des erschlag'nen Fürsten Wittw' und Sohn.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Silvestro. Lanzenknechte.

Sanseverino.

Heran, Silvestro; seyd uns hochwillkommen!
Dem Landesadel sey kein Recht genommen;
Zum Pfande deß sey Graf d'Orbito frei,
Und Frieden herrsch' und gegenseit'ge Treu.
So will's die Fürstin.

Bianca (bejahend, schwach).

Ja, so sey's gemeynt.
(Mit gefalteten Händen auf Sanseverino blickend.)
O, mein Retter! o mein Freund!

Vierter Act.

(Straße.)

Erster Auftritt.

Bertotto. Belani.

Belani.

Geht's lange noch so fort, Bertotto, — wahrlich,
So ist's um meine Munterkeit geschehn.

Bertotto.

Belani, ernste Zeit will ernste Männer.

Belani.

Was hat die Zeit denn nöthig ernst zu seyn?
Mich dünkt der Scherz sey gut zu allen Zeiten.
Jedoch Aosta weiß von keinem Scherz mehr,
Seit die Marchesa unser Land verließ,
Weil Don Ra[illegible]ko —

Bertotto.

Still von ihm, Belani.

Stets giebt es Lebende, von denen man
Mit Scheu ſpricht; ſo kann's wohl auch Todte geben,
An die man nur mit Grau'n und Schaudern denkt.

Belani.

Kann ſeyn; und beſſer wär's wohl für Aoſta,
Ramiro lebte noch. Was haben jetzt wir?
Geſpalt'nen Adel und geſpalt'nes Volk;
Der Guelfen und der Ghibellinen Affen.
Die für Aoſta, für d'Orbito Die,
Und in den Scheiden wackeln alle Schwerter.

Bertotto.

Und zwiſchen Beiden ſteht die Jammernswerthe,
Die Herzogin —

Belani.

Dein Herzblatt, Deine Flamme —

Bertotto.

Sprich ehrfurchtvoll. Stets ſchätzt' ich Donna Bianca,
Und gäbe gern mein Leben für ſie hin,
Vermögt' ich dadurch glücklich ſie zu machen.

Belani.

Ei! werde Lautenſchläger, und wer weiß —

Bertotto.

Muß denn ein Schalk auch boshaft ſeyn, Belani?

Belani.

Sprach ich als Schalk, war's doch nicht bös gemeynt.
Gott mache Dich zu Bianca's Eh'gemahl;
Doch dann wird's Zeit für Dich, um ſie zu werben.
Ihr großer Trauermond geht heut' zu End';
Entweder wählt ſie heut den Gatten, oder
Bezieht den Wittwenſitz zu Caſteld'oro —

Bertotto.

Daß ſie das Letz'te thut, deß bin ich ſicher;
Zu wohl kenn' ich der Fürſtin hohen Sinn.
— Doch laſſ' uns geh'n. Dort unten in der Gaſſe
Seh' ich Maffeo mit Don Giacomo.
Wir zählen uns nicht zur Partei d'Orbito's,
Und wo ich kann, weich' ich gern Händeln aus.

(Sie gehen; Edelknabe ihnen entgegen.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Edelknabe.

Edelknabe.

Signori — günſtiges Zuſammentreffen!
Botſchaft an Euch hab' ich; darf ich ſie hier
Auf offner Straß' Euch — —

Belani.

Her damit, mein Burſch;
Wir ſind dem Hauſ' Aoſta zugethan,
Und geben nichts auf leere Förmlichkeiten.

Edelknabe.

Von meiner Herrin, Donna Bianca, Gruß
Und Ladung zum Bankett, das ſie heut Abend
Bei ſich den Edlen von Aoſta giebt.

Bertotto.

Wir freuen uns der Ehr' und kommen gern.

Belani.

Den Edlen ſagſt Du? den Orbito's auch?

Edelknabe.

Die Edlen insgeſammt ſind eingeladen.
Signor Bertotto, Euch nun noch die Botſchaft,
Daß Euch die Fürſtin bald zu ſprechen wünſcht.

Bertotto.

Mich? bald? (Edelknabe bejahend, mit Verbeugung ab.)

Dritter Auftritt.

Belani. Bertotto.

Belani.

Dein Glücksſtern ſteigt herauf, Bertotto.

Bertotto.

Nur wenn die Fürſtin Dienſt von mir begehrt;
Und thut ſie's, mach' ich mich der Ehre werth.
Ich eile. (Ab.)

Belani.

Mit verliebten Ritters Haſt.
(Ihm folgend) Freund, ich begleite Dich bis zum Palaſt. (Ab.)

Vierter Auftritt.

(Bianca's Zimmer, wie im zweiten Act.)

Bianca (einen verſchloſſenen Brief in der Hand, zur Seite herein. Sie klingelt.) (Dann kommt) **Erſte Dame.**

Bianca.

Iſt's geſcheh'n, wie ich befahl?

Erſte Dame.

Feſtlich geſchmückt wird ſchon der große Saal.

Bianca.

Nichts ſoll bei'm Bankette fehlen;
Was an Pracht vermag dies Haus,
Stelle glänzend ſich heraus.

Erſte Dame.

Auf meinen Eifer, Fürſtin, mögt Ihr zählen.

Bianca.

Dieſen Brief zu den Carthäuſern.
Iſt des Priors Streng' auch eiſern,
Wird ſie doch mir zugeſteh'n,
Einmal noch den Sohn zu ſehn.
Sagt dem Boten, daß er eile.
Mich verlangt nach meinem Knaben.
Eurem Eifer ſollen Gaben
Meines Dankes nicht entgeh'n.

Erſte Dame.

Fürſtin —

Bianca.

Habt mein Prunkgewand,
Meine Perlen und Demanten,
Meinen ganzen Schmuck zur Hand,
Wenn ich rufe, mich zu kleiden.
Fürſtin nur dem Namen nach,
Will ich doch am Scheidetag
Aeußerlich als Herrin ſcheiden.
Geht. (Dame ab.)

Fünfter Auftritt.

Bianca. Sambika.

Bianca.

Was bringſt Du mir, Sambika?

Sambika (Speiſe und Trank bringend).

Das Frühmahl, Herrin. Gebt dem Munde
Was recht ihm iſt zu rechter Stunde.
(Sie genießt von Speiſe und Trank) Ich hab' gekoſtet.

Bianca.

Gieb nur her.
Morgen ist's nicht nöthig mehr;
Denn in Klosters stillen Mauern
Wird kein Haß mich mehr belauern,
Wird mich nicht wie hier umschleichen,
Gift im Trunke mir zu reichen,
Wenn er's möglich machen kann.

Sambika.

Wie seyd Ihr, Fürstin, ärmlich d'ran!
Aus Eurer Sclavin Mund zu essen —

Bianca.

Laß von jetzt an mich's vergessen,
Da fortan der Feinde Gift,
Das bisher durch Deine Treu' und
Meine Vorsicht mich verschont ließ,
Mich, geliebt es Gott, nicht trifft.
(Ihr die Schelle vom linken Arm abnehmend.)
Jetzt, Sambika, lös' ich dieses
Zeichen Deiner Sclaverei,
Diese Schelle. Du bist frei.

Sambika.

Verehrte Herrin, lebenslang
Wird Euch Sambika —

Bianca.

Keinen Dank!
Sprachst Du doch, Du fühlt'st als Sclavin
Deiner Ketten Last nicht —

Sambika.

O!
Sprach ich doch nur als Heidin so;
Und, wahrlich! seit ich Christin bin,
Verehr' ich Euren Dulderſinn.
Vergebt's der armen Negerin,
Daß sie Euch je zum Bösen rieth.

Bianca.

Habe Frieden im Gemüth;
Denn wär' ich gefolgt dem Bösen,
Wär' ich Heidin ja gewesen.

(Ihr einen Schlüssel gebend) Nimm den Schlüssel, geh hinein,
Greif' in meinen Geldschatz ein;
Nimm Dir, nimm ohn' erst zu zählen,
Daß, ob Sclavin oder frei,
Dich der Armuth Tyrannei
Nun und nimmer möge quälen.
Geh!

Sambika.

Wie könnt' ich mich erkühnen —?

Bianca.

Geh', und thu' wie ich befahl.
Willst Du dann mir heut' noch dienen,
So geschehs aus eig'ner Wahl,
Daß Du meiner harrst im Saal.

(Sambika macht lebhafte Dankesäußerungen.)

Bianca.

Geh, und wenn Du Glück gewannst,
Sey so frei d'rin als Du kannst.

(Sambika ist zur Seite abgegangen.)

Sechster Auftritt.

Bianca (allein).

(Der Mohrin nachblickend) Wird sie's können, da die Milde
Ihr bekehrtes Herz durchdrang?
Nein! denn unsre Mild' ist's eben,
Die uns fühlbar macht den Zwang;
Unsrer Herzen zart'res Beben,
Das Gefühl, das übersiedet,
Ist's, was in der Sclavennacht
Uns aus Gold die Ketten schmiedet,
Und sie so noch schwerer macht.

Siebenter Auftritt.

Bianca. Edelknabe. (Dann) **Giacomo. Bertotto.**

Bertotto (von außen).

Die Herzogin berief mich —

Giacomo (eben so).

Wollt Ihr sagen,
Ich käme unberufen, Herr?

Bianca (klingelnd).

Was giebt es da?

Edelknabe (eintretend).
Signor Bertotto und der Graf d'Orbito —
Bertotto (eintretend).
Trotz Euch, Herr Graf, trotz Euch tret' ich hier ein.
Giacomo (der mit ihm eintrat).
Und doch gebührt der Vortritt mir allein.
Gelüstet's Euch, so werd' ich's Euch beweisen
Mit veſter Faust und (das Schwert deutend) in der Faust dies Eisen.
Bertotto.
Herr Graf, Entgegnung hätt' ich auf ſolch Wort,
Bedächt' ich nicht die Dam' und dieſen Ort.
Giacomo.
Das hättet draußen ihr bedenken ſollen.
Bianca.
Bruder, kannſt Du's tadeln wollen,
Daß den Ritter ich berief?
O, wie kränkſt Du mich ſo tief
Durch Dein unverſöhnlich Grollen!
(Zu Bertotto) Laßt, Signor, es Euch gefallen,
In den Bilderſaal zu geh'n,
Drei Gemäld' auszuerſeh'n,
Die Euch gern als Angedenken
Eure Fürſtin mögte ſchenken;
Kehrt zurück, wenn es geſcheh'n.
Bertotto.
Aoſta Heil! — und will d'Orbito Frieden,
So meid' er Streit, wie ich ihn ſtets gemieden. (Ab.)

Achter Auftritt.

Bianca. Giacomo.

Bianca.
Bis in meine Frau'ngemächer
Treibſt Du, Bruder, mir den Zank.
Solch ein liebeleer Erkühnen —
Womit konnt' ich es verdienen?
Giacomo.
Womit? Kann das die Frau des Mannes fragen,
Der mir ſo ſchreiend Unrecht zugefügt?
Den Gott durch ſeinen Wolkenſtrahl erſchlagen?
Der unſer'm Haus zur Schmach im Grabe liegt?

Bianca.

Himmel! iſt es nicht genug,
Daß im Leben er mich quälte?
Soll er auch im Leichentuch
Durch den Bruder noch mir Pein,
Schrecken und Verfolgung ſeyn?

Giacomo.

Er ſoll es nicht, wenn ſeine Wittwe nicht
Unweiblich und anmaßend aus dem Kreis tritt,
Den ihr Gebrauch und Sitt' und Förmlichkeit
Vorzeichnen. Keine Fürſtin dieſes Landes
Hat je wie Ihr, Frau Schweſter Herzogin,
Des großen Trauermond's als Wittwe ſich
Bedient; beſcheiden zog nach Caſteld'oro
Sich jed' auf ihren Wittwenſitz zurück.
Ihr aber machet Anſpruch auf Regentſchaft,
Da doch des Prinzen Ohm und Vormund lebt,
In mir, dem Grafen von Orbito lebt —

Bianca.

Der wohl mehr als Pietro's Mutter
Nach des Landes Herrſchaft ſtrebt;
Der dadurch des Landes Adel
In Parteien hat getheilt,
Daß von dieſes Landes Wunden
Auch die leichteſte nicht heilt —

Giacomo.

Weil Haus Aoſta ſtets dem Hauſ' Orbito,
Obwohl es dieſem liſtig ſich vermählte,
Feindſelig und verderblich ſich gezeigt;
Weil es des Feindes Macht in's Land gerufen.
D'rum macht, Frau Schweſter Herzogin, mir's klar,
Was heut Ihr vor'm Bankette wollt verkünden.
Wird man Euch ſanft und unterwürfig finden,
Wie's hier zu Land den Weibern ziemt und frommt?
Sprecht's aus, iſt's länger noch von Euch zu denken,
Daß Ihr in meinem Recht mich wollt beſchränken?

Bianca.

Wie ſo gern ließ' ich die Milde,
Rauher Mann, im Land hier walten;

Doch zurück zum rohen Alten
Führte Deine Männerhand
Gern die Dinge hier im Land —

Giacomo.

Der Mann, der Stärk' in sich verspürt, der kennt
Und achtet nicht des Weibes Regiment.
Mag Mild' am Spinnrad anzutreffen seyn;
Wo's Herrschaft gilt, gilt Männerstärk' allein.

Bianca.

O, mein Bruder! in der Liebe
Starkes sich mit Mildem paart;
Theilen Mann und Weib nun Beides,
So sind Beide wohl bewahrt.
Doch der Männer unstät Wesen,
Mit des Formenzwanges Lauf,
Hat uns Frauen auserlesen
Zu gehorchen, und nicht Geltung
Hat vom Weib geschloss'ner Kauf,
Drückt kein Mann sein Siegel drauf.
Gebt den Frauen gleiche Rechte
Mit den Männern, und glaubt vest,
Daß im zarteren Geschlechte
Dann noch ungleich mehr sich ächte
Frauenzartheit finden läßt.

Giacomo.

Hinweg mit solcher Thorheit, die wahrhaftig
Im Weibermund nur Vorschub finden kann!
Zurück zur Sache, Herzogin; sagt an!
Denkt Ihr Aosta länger noch zu quälen?
Denkt Ihr mit Sanfev'rin Euch zu vermählen?
Denkt Ihr, falls Ihr in's Kloster mögtet geh'n,
Auf Eurem Wittwenvorrecht zu besteh'n?
Bin ich Don Pietro's Vormund oder nicht?

Bianca.

Mutter- und Regentin-Pflicht
Denk' ich würdig zu erfüllen;
Aber meinen wahren Willen,
Sag' ich, Giacomo, Dir nicht.

.....

Giacomo.

So denkſt Du mir zu trotzen, Deinem Bruder?

Bianca.

Halt' ich auch des Staates Ruder
In nur ſchwacher Frauenhand,
Will ich doch das Recht des Thrones
Mit der Wohlfahrt meines Sohnes
Und dem Frieden hier im Land,
Trotz der Feinde Liſt und Tücke,
Bis zum letzten Augenblicke
Aufrecht halten —

Giacomo.

Ihr ſprecht kühn,
Frau Schweſter Herzogin —

Neunter Auftritt.

Vorige. Edelknabe. (Dann) **Sanſeverino.**

Edelknabe (meldend).

Signor Sanſeverin.

(Sanſeverino tritt ein.)

Giacomo.

Ah! Ihr Signor! Laßt eine Frag' Euch ſtellen.
Wie lange noch laßt Eure Hund' Ihr bellen?
Signor, was meynt Ihr — Eure Lanzenknechte,
Wann hemmen ſie nicht mehr d'Orbito's Rechte?

Sanſeverino.

Signor, aus meinen Mitteln zahl' ich ſie;
Und Euch zur Laſt fiel meine Leibwacht nie.

Giacomo.

Zieht ſie nicht morgen ab, mögt's Euch doch reu'n.

Sanſeverino.

Signor, wer Recht thut, der hat nichts zu ſcheu'n.

Giacomo.

Um Euer Rechtthun hier noch länger ſtreiten,
Was wär' es mehr, als Nachtheil Euch bereiten?
D'rum geht, ich rath' es Euch, mit Euch zu Rath.
Den Weibern Wortſchwall; — Männern ſey die That!

(Ab.)

Zehnter Auftritt.

Bianca. Sanseverino. Edelknabe.

Sanseverino.

So tobt denn dieser stolze Graf noch immer?
So macht er täglich Eure Leiden schlimmer?
O schreitet ein, verehrte Herzogin!
Gebt Euch nicht dieses Adels Hoffart hin;
Sucht zu gewinnen, wollt nicht stets verlieren.
Laßt einen kühnen Streich mich für Euch führen;
Die Waffenmacht ist unser — schlaget d'rein!

Bianca.

Nein, Sanseverino, nein!
Nicht zu Blut'gem laßt's uns wenden;
Laßt in Mild' es uns vollenden,
Nicht wie Männer rauh uns seyn.

Sanseverino.

O, Bianca! Euer himmlisches Gemüth
Der Liebe Kreis stets enger um mich zieht.
Gewährt mir, o! gewährt mir Herz und Hand;
Verlaßt mit mir dies heimgesuchte Land;
(Knieend) Vermählt Euch mir, Massa Carrara's Erben,
Beglückt zu leben und einst sanft zu sterben.

Bianca.

O mein Freund! was fordert Ihr?
(Ihn aufrichtend) O, steht auf, und wollt erwägen,
Daß der ird'schen Liebe Segen
Nie mehr ruhen kann auf mir.
Gram und der Erinn'rung Thränen
Und ein unvertilgbar Sehnen
Bleiben mir zum Eigenthume,
Bis in der Matronen Kreis
Ich von keinem andern Ruhme,
Als von dem des Duldens weiß.

Sanseverino.

So nimmt Euch wirklich denn das Kloster auf?
So soll ich heute denn zuletzt Euch sehen?

Bianca.

Was gescheh'n muß, laßt geschehen.
Nimmt auch Weltgang seinen Lauf,

Schwingt ſich dennoch zu den Höhen
Was von oben ſtammt hinauf.
Lohn' es Euch der Herr der Welten
Was Ihr Edles mir gethan!
Dächt' ich je Euch's zu vergelten,
Wär's ein Hirngeſpinſt, ein Wahn.
Dennoch wollet mich nicht ſchelten,
Wenn ich handle wie ich muß.
Lebet wohl. Gott mit uns Beiden!
Schützt mein Kind, und nehmt bei'm Scheiden
Meinen ſchweſterlichen Kuß. (Umarmung.)

Sanſeverino.

O, Bianca! Bianca! darf's nicht anders ſeyn?

Bianca.

Um der Liebe willen, nein!
Weil nicht Heil wir davon hätten.
Was geſcheh'n muß, laßt geſcheh'n;
Laßt in meinen goldnen Ketten
Mich getroſt zu Grabe geh'n. (Sie wendet ſich ab.)

(Sanſeverino geht, kehrt zurück, blickt ſie mit Inbrunſt an, küßt ihr leidenſchaftlich die Hand und geht ab.)

Bianca (zum Edelknaben).

Führe den Signor Bertotto
In's Gemach hier nebenan,
Daß ich in Sambika's Beiſeyn
Ihn willkommen heißen kann. (Ab zur Seite.)

(Edelknabe durch die Mitte ab.)

Zwölfter Auftritt.

(Großer, geſchmückter und erleuchteter Saal. Vorn zur Seite ein Thronſitz.)

Sanſeverino. Silveſtro (von verſchiedenen Seiten).

Sanſeverino.

Silveſtro,
Ich hab' Euch her in dieſen Saal beſchieden,
Daß Ihr von hier aus heut befehlen mögt.
Die Herzogin giebt groß Bankett zu Nacht,
Und alle Edlen ſind dazu geladen.
Bei der Parteiwuth dieſer Nobili
Muß, Hauptmann, unſ're Vorſicht ſich verdoppeln.

Legt also Wachen rings durch den Palast.
Das Wort sey »Bianca«.

Silvestro.

»Bianca« sey das Wort.

Sanseverino.

Verhaftet wird, wer seine Klinge zieht;
Im Uebrigen gilt jeder Gast Euch gleich,
Und Allen ist mit Anstand zu begegnen.
Noch Eins. Fünfhundert Mann sind zu bestellen,
Marschfertig mit dem Früh'sten sich zu halten,
Daß wenn vielleicht die Herzogin verreis't,
Es ihr am nöth'gen Schutzgeleit nicht fehle.

Silvestro.

Ganz wohl, Signor. (Ab.)

Sanseverino (allein).

Liegt mir so schwer der Abschied auf der Seele?
Ist es der Fürstin rührendes Geschick?
Ist's Ahnung deß was mir begegnen mögte?
Ich kann's nicht sagen, — aber dieser Saal
Drängt immer näher um mich seine Wände,
Als würd' er Gruftgewölb' im Todtenhaus.
— Sieh, Menschenleben, noch so glänzend aus:
Ein heimlich Grauen bleibt Dir doch — das Ende! (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Giacomo. Maffeo.

Giacomo.

Ihr seht's, er ist jetzt mächt'ger hier denn je;
Verzehnfacht wird die Leibwacht im Palaste.

Maffeo.

Ich seh' es. Haus Aosta's Tyrannei
Wächst immer rieſ'ger an. Massa Carrara
Ist Herr hier, wie's kein Fürst des Landes war,
Und der Despot nennt sich Sanseverino.

Giacomo.

So ist's. Nur Er! Er hat mir so die Schwester
Umgarnt. Nur Er bestärkt den Willen ihr.
Wählt vollends zum Gemahl sie ihn, Maffeo,
So ist es ganz um uns're Macht gethan.

Maffeo.

Ihr wißt nicht was die Herzogin beſchloſſen?

Giacomo.

Nichts weiß ich, nichts, als daß Sanſeverin
Mich Alles fürchten läßt für unſ're Sache.
Inzwiſchen that ich was mir möglich war.
Das Grenzſchloß mit der Banngerechtigkeit,
Um das Saluzzo mit Aoſta hadert, —
Ich habe zugeſagt, es auszuliefern,
Sobald Saluzz befreundet zu uns ſtoßt,
Maſſa Carrara von hier auszutreiben.
Nicht zweifl' ich an dem glücklichen Erfolg,
So wir Sanſeverin's uns nur bemächt'gen.

Maffeo.

Hm! und Silveſtro? wär' er nicht zu fürchten?

Giacomo.

Nur wie ein Degen dem der Fechter fehlt.
Doch vor'm Bankett ſeh' ich nicht Möglichkeit,
Gewaltſtreich gegen unſern Feind zu führen.
Vielleicht gelingt's, wenn der Salernerwein
Bei'm Mahl den Zechern in die Köpfe ſtieg,
Daß etliche Beſonnene von uns
Entſtandenen Tumult gewandt benutzen,
Sanſeverin gefangen nehmen, und
Ihn zwingen, unſerm Willen ſich zu fügen.
Ich geh, von unſern treuen Freunden die
So zu dem Zwecke tauglich ſind zu wählen.
Laßt's unterdeſſen nicht an Vorſicht fehlen. (Ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Maffeo (allein.)

Hm! Vorſicht, Giacomo, ſind' ich nicht d'rin,
Bei wicht'gem Thun ſich Mehrern zu vertrauen.
Der Kluge handelt gern für ſich allein;
Ramiro gab davon uns ein Exempel.
Könnt' ich hier nicht der Mann des Handelns ſeyn?
Durch raſche That vom Zwangjoch uns befrei'n?
— Soll nicht Verderben nah'n uns Edlen allen,
Muß Sanſev'rin, des Adels Quäler fallen.

— Sanſeverin, werd' er nun der Gemahl,
Werd' er Protector nun des jungen Prinzen —
Und Eins von Beiden wird er ſicherlich,
Denn allzuſehr hat er die Gunſt der Fürſtin —
Muß nach gethanem Schwur den Becher leeren,
Den das Geſetz den Eidesbecher nennt.
— Mein Obermundſchenk-Amt — der Pag' unwiſſend —
Flucht hält nicht ſchwer — Schutz giebt mir die Partei —
Und von dem Dränger iſt Aoſta frei;
Was dann noch fehlt, mag Giacomo vollenden —
Sanſeverin! ich denk' Euch heimzuſenden. (Ab.)

(Trompeten.)

Funfzehnter Auftritt.

Nobili und **Damen** (füllen zu beiden Seiten den Saal). **Giacomo Velani. Coralo. Edelknaben** (wie zur Bedienung). **Bianca. Sanſeverino. Bertotto. Sambika.**

Bianca (die den Thronſitz einnahm).

Zwiegeſpalten ſelbſt noch hier,
Seh'n, Aoſta's Edl', Euch wir.
Auf des Saales einer Seite
Steht d'Orbito wie zum Streite,
Doch Aoſta's Herzogin
Iſt gewilligt Streit zu meiden,
Und in ächtem Frauenſinn
Sich die Edlen zu vereiden,
Um in Frieden dann zu ſcheiden.
— Ihr verſichertet den Thron
Meinem Pietro, meinem Sohn;
Habet Dank für dieſe Wahl!
— Unſer Trau'rmond ging zu Ende.
Nach mit Euch genoſſ'nem Mahl
Scheid' ich, und zum Kloſter wende,
Wenn es tagt, ich meinen Schritt.
(Aufgeſtanden, in gebeugter Stellung) Gebt mir Euren Segen mit.

(Alle Nobili entblößen die Häupter und bedecken ſich wieder.)

Bianca (wieder ſitzend).

Aufrecht das Geſetz zu halten,
Wird als Vormund meines Sohnes,
Als Vertreter dieſes Thrones

Giacomo d'Orbito walten,
Bis Don Pietro Sechszehn zählt.
Wie's mein Wittwenrecht gestattet,
Hab' ich mir den Mann erwählt,
Der Protector meines Sohnes
Seyn soll. Landes Edle, seht
Diesen Mann und achtet ihn
Im Signor Sanseverin,
Dem Bertotto, unser Ritter,
Als Vasall zur Seite steht.
— Schwört jetzt, Don Sanseverino,
Dieses Land's Gesetz' und Rechte,
Wie dieselben jetzt besteh'n,
Wohl erhalten stets zu seh'n,
Was sich auch ereignen mögte.

Sanseverino.
Ich schwör's bei Gott, bei'm Recht und meinem Schwert!

Bianca (aufstehend).
Alte Sitte bleib' im Werth.
Füllet d'rum den Eidesbecher,
Daß ihn der Protector leere,
Und dazu den Trinkspruch höre:
„Gott der Herr ist Meineid's Rächer".

Alle Nobili.
Gott der Herr ist Meineid's Rächer.

Giacomo (bei Seite zu Coralo).
Signor Coralo, ruft mir doch Maffeo,
Wenn er sein Amt verwaltet hat, hieher.
Schnell! (Coralo ab. Edelknabe bringt einen Becher.)

Bianca
(vom Thron herab, zwischen Sanseverino und dem Edelknaben).
Verzieht. — Sambika, bringe
Meinen Becher auch gefüllt,
Der dem Wohl des Landes gilt.

(Sambika geht und kehrt mit einem Becher zurück.)

Coralo (der wiederkam, heimlich zu Giacomo).
Maffeo, Herr, ist nicht mehr im Palast.
Fort ritt er, wie man sagt, in aller Hast.

.....

Giacomo.

Nicht möglich! Sucht ihn auf, Signor, geschwinde!
Viel liegt mir d'ran, daß er sich hier befinde.
(Coralo ab.)

Bianca (den Becher Sambika's nehmend).

Nach der Mutter Landessitte,
Die der Deutschen Sitte war,
Reicht dem theuren Freund die Freundin
Ihren eignen Becher dar.
(Zu Sanseverino) Mög' er Euch gesegnet seyn!
— Schallt, Trompeten, schmetternd d'rein! (Trompeten.)
— (den Becher des Pagen nehmend) Heil, Aosta! (Sie trinkt.)
(Sanseverino trinkt ebenfalls und giebt den Becher zurück.)

Bianca (ihren Becher zurückgebend).

Unser Haus ist jetzt bestellt,
Daß sich Fried' im Land' erhalte.
— Auf, Signori! Friede walte;
Jeder thu' wie ihm gefällt.
(Nobili und Damen vertheilen sich in Gruppen.)
(Ferne Tanzmusik hinter der Scene.)

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Erste Dame (mit Pietro).

Erste Dame.

Der Bote bringt so eben uns den Prinzen.

Bianca.

Ah, mein Pietro! lieber Sohn!
— Dir ist wohl? Gott mag Dich schützen!
— Komm, sollst spielen; sollst zu Thron
Mit der lieben Mutter sitzen.
(Geht zum Thron) Ah! wie wird mir? — (Sie wankt)
Krampfhaft Beben!

Erste Dame.

Hülfe! — Helft der Herzogin! (Allgemeine Bewegung.)

Sanseverino (herbeieilend).

Bianca! (Musik schweigt.)

Pietro.

Mutter!

Giacomo (herbeieilend).

Schwester!

.....

Bianca.

Gift.

Sambika.

Nimmermehr!

Bianca.

Es gilt mein Leben.

Mehrere.

Schrecklich!

Bianca.

Dieſer Schlag — er trifft!

Sanſeverino.

Bianca! — Silveſtro! — He! Verrath!

Giacomo.

Schafft Aerzte (Edelknaben ab.)

(Silveſtro füllt mit Lanzenknechten den Hintergrund der Bühne.)

Bianca.

Laßt, o laßt, Sanſeverin,
Nicht für mich den Degen ziehn.
Sey zum Opfer ich erleſen. (Sinkt hin.)

Giacomo.

O, ſchaffet Hülfe. (Edelknaben ab.)

Bianca.

Laßt, es iſt zu ſpät.
Schließt mich ein in Eu'r Gebet.
— Giacomo, Dir ſey vergeben.

Giacomo.

Bei'm ew'gen Sonnenlicht und meinem Leben!
Nicht Schuld bin ich ſo ſchwarzer Miſſethat.
Was auch mein Groll ſich vorzuwerfen hat,
So ſey doch Gottes Gnade mir genommen,
Wenn je Gedank' an Mord mir iſt gekommen.
Beweiſes deſſen ſtreif' ich ab von mir
Jedwedes Recht als Schutz und Vormund hier.
Sanſeverin — Maſſa Carrara gebe
Aoſta Schutz, daß es in Frieden lebe.

Bianca.

O, mein Pietro! laß zum Segen
Auf Dein Haupt die Hand mich legen.

Willst des Lebens werth Du seyn,
Hab' die Lehre wahr und rein
Dir in's Innerste geschrieben:
„Sey ein Mann und lerne lieben,
So ist alle Weisheit Dein".

Sanseverino.

O, edle Freundin!

Bianca.

Ihr, o Ihr durch mich gerettet —

Sanseverino.

Bianca!

Bianca.

Freu't Euch. Losgekettet
Bin durch Euch ich von dem Joch;
Denn es liegt in allen Landen,
Durch der Männer Deutelei
Und des Weltzwangs Tyrannei
Immerdar das Weib in Banden.
(Aufgerichtet) Darum nennt uns Frauen nur
Ein Geheimniß der Natur,
Aber nicht der Schöpfung Zier;
Denn in Fesseln leben wir.
Die am schwersten hat geduldet,
Und am wenigsten verschuldet,
War am meisten Sclavin hier. (Stirbt. — Gruppe.)

Sanseverino (nach kurzer Pause).

Sie starb. — Begrabt mit Ehrfurcht sie und Grauen,
Als Inbegriff vom Erdenloos der Frauen.

(Der Vorhang fällt.)

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes:

Vorerinnerung des Herausgebers. Seite
Zur Einleitung. Mein Kakodämon und Ich. Eine Improvisation .. 9.
Die Brautfahrt Karl's des Ersten von England. Eine histor. Skizze .. 13.
Der Opfertod. Eine Novelle aus Afrika ..... 37.
Licht und Schatten. Eine Skizze aus der Mappe eines Reisenden .... 59.
„Narrenglück, gutes Glück." Eine histor. Anekdote ..... 79.
Das lebende Bild. Ein Roman aus der wirklichen Welt ..... 97.
Der Frauen Erdenloos, oder: Die Sclavin in goldenen Ketten.
Ein Original-Drama in vier Acten ..... 181.

Norddeutsches

Archiv

für

kleine Romane, Erzählungen, Novellen,
Mährchen, Skizzen, Schauspiele, Gedichte &c.

Eine Monatsschrift

für gebildete Leser.

Herausgegeben

von

Georg Nicolaus Bärmann, Dr.

Zweiter Band.

(Julius, August und September 1845.)

„Kannst Du nicht Allen gefallen durch Deine That und Dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen ist schlimm."

Friedrich v. Schiller.

Hamburg.
Auf Kosten des Herausgebers.
Als Manuscript für Freunde gedruckt.

Druck von G. J. Thiele.

Ohm Walter.

Ein Familiengeſchichtchen.

„— — Seine Seele iſt ſo empfindſam, ſeine ſinnlichen Werkzeuge ſind ſo fein, daß ein Verdacht, ein Wort, ein Gedanke im Stande iſt ihn zu beunruhigen — — — Er hätte ſein Leben darum gegeben, wenn er eine von den Thränen, die aus ihren Augen floſſen, hätte auffammeln können."

Diderot: „Der natürliche Sohn".

1.

„Vor der Welt herzlosem Gaukelspiele
Wich die Einfalt ihrer Kinderzeit;
Rege wurden schlummernde Gefühle
Und in's Herz ihr senkte sich das Leid."
Karl Mühler.

Wenn der geistreiche engländische Novellist, Baronet Bulwer irgendwo gesagt hat: „Wer funfzig Lebensjahre zurücklegte, soll sich über nichts mehr in dieser Welt verwundern", so bewahrheitet diese seine Bemerkung sich zum Theil durch die Wahrnehmung, daß man nur halb so viele Sommer zu zählen, und nur einen mäßigen Grad von Beobachtunggabe zu besitzen braucht, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, daß jedes Familienleben in seinem Verlaufe irgend ein Drama umfaßt, wie die Schaubühne es kaum inniger, wirksamer, erschütternder uns vorzuführen vermögte. Es giebt keinen guten Roman, kein gutes Drama, dessen Verwickelung und Lösung nicht irgendwie im wirklichen Leben sein getreues Spiegelbild fände; denn die Aesthetiker lehrten uns längst, daß der gute Roman, das gute Drama eine künstlerisch getreue Ueberlieferung von Ergebnissen aus der wirklichen Welt darbieten müsse. Bisweilen gelangen solche Familiendramen aus dem engeren Kreise, in welchem zu Ende gespielt zu werden ihr unabänderliches Geschick zu seyn scheint, in den weiten Kreis der Oeffentlichkeit, so daß alsdann die Gerichtshöfe den Ort abgeben, an welchem des Drama's Katastrophe erfolgen muß;

oft, sehr oft jedoch entwickelt solches Drama sich völlig geräuschlos, schreitet im Dunkel vorwärts, hat seine stumme Peripetie und erfüllt lautlos die Herzen seiner Helden und Heldinnen mit namenlosem Weh, wenn nicht der Fürsehung milde Hand den Ausgang desselben zu Freudigkeit, oder doch zu sänftigender Sühne hinlenkt. Solches Drama erstirbt oder erstickt sich, so daß es selbst manchen von Denen unbekannt bleibt, die ohne ihr Wissen eine Rolle in demselben mitspielten; es wäre denn, daß einer der Theilnehmer die Einzelnumstände einem befreundeten Ohre mittheilte. Dann freilich wird eine in ihr so völlig neue Mysterien eingeweihete Person allerdings zu erstaunen haben, daß ihre Augen nichts sahen, ihre Ohren nichts hörten, ihre Beobachtunggabe nichts wahrnahm, ihr Scharfsinn nichts errieth, und daß sie geglaubt hatte, einen vesten Boden zu beschreiten, während sie doch zuverlässig auf einem Vulkane stand.

Von solcher Art ist das kleine Familiendrama, welches hier den Lesern vorgeführt werden möge.

In einer der größeren Residenzstädte Deutschlands bewohnte, vor etwa einigen Jahrzehnten, der Großwechsler Arnold F** eines der stattlichsten Häuser. An der Börse behauptete seine Firma einen unbestreitbar hohen Rang, und zwar mit um so gegründeterem Rechte, als diese seit mehreren Menschenaltern sich von Vater auf Sohn vererbt, und in dieser Vererbung ihren Glanz eher erhöht als verringert hatte. Die weitverzweigten Geschäfte waren zuletzt in F**'s Hände aus denen seines älteren, plötzlich verstorbenen Bruders Thomas übergegangen und wurden jetzt von ihm mehr liquidirt als weiter fortgeführt.

F**'s ſtattliches Haus zählte etliche Mitbewohner, mit welchen der Leſer bekannt gemacht werden muß. Wir begegnen darin zuerſt der liebenswürdigen Eugenie F**, der verwaiſeten Nichte und Mündel des Hausherrn, und ſodann der Großmutter derſelben, Madame Walter. Der dritte Hausgenoß F**'s war Herr Amadeus Walter, der Neffe der Letzteren, der zunächſt von Eugenien, und in Folge deſſen von Allen im Hauſe, „Ohm Walter“ genannt ward, dem man ſeit zwanzig Jahren die Geſchäftführung des Hauſes überantwortet hatte, und der dabei das einzige vermögenloſe Mitglied dieſer reichbegüterten Familie war.

In F**'s Augen galt Amadeus Walter für einen jener bedeutungloſen Menſchen, die durch Mangel an Ehrgeiz, oder durch eine eigenthümliche Geiſtesrichtung ſich ſelbſt ihrer Umgebung unterordnen. Amadeus Walter war ein Spielgefährte von Eugeniens Mutter geweſen. Wenige Monden nach der Vermälung derſelben entſagte er dem Advocatenſtande, dem er ſich, eben ſowohl aus Neigung, als in Folge des Wunſches ſeiner Aeltern gewidmet hatte, und trat bei Thomas F** als Rechnungführer ein, in welcher Stellung ſein beſonderes Talent und ſeine Vorliebe für das Wechslergeſchäft ihn bald zu einem nützlichen und endlich zu einem unentbehrlichen Arbeiter machten. Von jener Zeit an hatte Amadeus Walter das F**'ſche Haus nicht verlaſſen, hatte Theil an allen Erlebniſſen der Familie genommen, hatte die kleine Eugenie von ihrem erſten Lallen an als ſeinen Liebling betrachtet und behandelt; ihre Erziehung war, bis ſie das Alter erreicht hatte, in welchem ſie in eine vornehme Koſtſchule gegeben ward, ausſchließlich ſein Werk geweſen; Euge-

niens Mutter war in seinen Armen gestorben, und als endlich Eugenie auch ihren Vater verlor, war „Ohm Walter“ derjenige, der alle die Angelegenheiten, die auf das Wohl der Waise irgend Bezug haben konnten, in seine Hände nahm, und dieselben nach seinem Ermessen und Willen zu lenken sich bemühete, was immer für Hindernisse sich ihm dabei entgegenstellen mogten.

Ohm Walter war es auch, durch den der gegenwärtige Chef des Hauses F** bewogen ward, die Geschäfte zu liquidiren, um nicht durch neue hinzugehende Verpflichtungen in einer bedenklichen Zeit die Capitalien der Familie zu gefährden. In dem Maße, in welchem die Gelder von ihm eingezogen wurden, wußte er klugberechnend diese so sicher unterzubringen, daß er sie gegen etwaige zukünftige Mißlichkeiten wohl geschützt wissen konnte; und so ämsig wie er diese Oberleitung der Geschäfte betrieb, betrieb er jegliches Andere, was Eugenie mittelbar oder unmittelbar betreffen konnte, bis zu der geringfügigsten Kleinigkeit hinab. Mit Einem Worte: Ohm Walter hatte sich zum Factotum der Familie zu machen gewußt; wenn er auch nicht für alle Glieder derselben das Orakel war. Von Natur zur Schwermuth geneigt, erheiterte er sich nur noch in der Nähe Eugeniens, und wußte es stets so einzurichten, daß er dieser jeglichen Wunsch erfüllte, ohne dabei von seiner bisweilen an ein inquisitorisches Verfahren gränzenden Wachsamkeit über dieselbe im mindesten nachzulassen. Man glaube nicht, daß Ohm Walter sein Nichtchen verzog, indem er deren Wünsche erfüllte; denn von Kindesbeinen an hatte er Eugenie dahin zu lenken gewußt, keine unbilligen, keine unverständigen, keine thörigen Wünsche zu hegen. Ohm Walter herrschte

im F**'schen Hause, aber er herrschte mit Liebe und Wohlwollen, wenn gleich mit unerschütterlicher Energie, die er jedoch nie durch gebieterisches Wort, wohl aber durch weise, mitunter auch durch schlaue Lenkung der Ergebnisse zu offenbaren wußte. Großmama Walter, unsers Ohms Tante, sah freilich diese Herrschaft mit scheelen Augen an; sie selbst hätte gern eine Obergewalt über Eugenie geltend gemacht, jedoch Ohm Walter verfuhr stets so klug, so gerecht, so wohlwollend und zweckfördernd, und Eugenie fühlte sich unter seiner Leitung und seinen Anordnungen so glücklich und heiter, daß F**, ihr Vormund und Oheim, ihn wie in den Geschäften, so auch in den kleinen Familienangelegenheiten ungehindert walten ließ, ja nicht selten ihn in seinem Vornehmen bestärkte und ihn gegen abweichende Ansichten der Großmama in Schutz nahm. Uebrigens kümmerte Ohm Walter sich wenig um die Billigung oder um den Tadel seiner Umgebung; er ließ Andere schwatzen, während er selber handelte.

Amadeus Walter war ein langer, hagerer Vierziger, dessen Züge noch immer andeuteten, daß er vor drei oder vier Lustra recht hübsch gewesen war. Freilich zeugten diese Züge auch von bittern, oder doch von traurigen Lebenserfahrungen. Seine kahle Stirn gab ihm einen Anflug von Strenge bei; seine Mienen sprachen seinen überwiegenden Hang zur Schwermuth aus, und, wie gesagt, nur in Eugeniens Nähe hatte Ohm Walter von jeher dem Leben einige Heiterkeit abgewinnen können. Er kleidete sich eher ärmlich als prunkend, und bedurfte überhaupt so wenig für sich, daß es weder seinem früheren, noch seinem jetzigen Chef hätte einfallen mögen,

ihm einen gewissen Jahrgehalt auszusetzen; im Gegentheil, Beide hatten sich bewogen gefühlt, ihn so viel aus der Casse für sich nehmen zu lassen als er selbst wollte; und das, was er alljährlich aus dieser nahm, hatte nimmer an den Gehalt hinangereicht, den ein Cassirer, selbst in einem Wechslerhause ungleich niedereren Ranges, zu beziehen pflegte.

So von Ohm Walters zärtlichster Fürsorge bewacht, erzogen und geleitet, hatte Eugenie F** ihr achtzehntes Jahr erreicht, und ihr Vormund dachte jetzt daran, sie zu verehelichen. Nach dem, was wir über Ohm Walter gesagt haben, scheint es, als würde man diesen vor Allen über ein so wichtiges Vorhaben zu Rathe ziehen; allein F** ließ sich solches durchaus nicht einfallen, denn er kannte seines Cassirers Art und Weise zu sehr, um sich diesem im vorliegenden Falle nicht so verborgen wie möglich zu halten. Ohm Walter lebte der Ansicht, Eugenie sey reich genug, ja, sie besitze sogar hinlängliches Vermögen, um einen Gatten zu bereichern; wozu also der Sache vorgreifen? und zwar um Geldes willen? weshalb das Mädchen nicht selbst wählen lassen? warum nicht ihre Wahl billigen, wenn an dieser vernünftiger Weise nichts auszusetzen seyn könne? In der Welt der Begüterten, der Höhergestellten waren jedoch diese Ohm-Walter'schen Ansichten wenigstens damals noch keineswegs eingebürgert. Nicht Beziehungen der Jugendgefühle, nicht Forderungen der Herzensregungen sind es, auf welche jene Welt eingeht; Stand, Name, Vermögen und der gewöhnlich herzlose Begriff „Connexionen" sind die Götzen, die da angebetet werden, denen geopfert werden muß. Ein Mädchen mit so und

so vielen Tausenden jährlicher Renten darf keine eigene Wahl haben, wenn ihr Name nicht in das Verzeichniß der Thörigen eingetragen werden soll. Einem solchen Mädchen muß eine „passende Partie“ gefunden werden, und nur in Anbetung jener Götzen ist eine derartige „Partie“ zu sichern.

F** wendete sich also mit seinem Heirathprojecte nicht an Ohm Walter, wohl aber an Eugeniens Großmutter.

„Madame“, sprach er zu ihr, „Sie wissen, wie herzlich ich meine Mündel liebe und wie geringe Mühe mir die Sorge für dieselbe macht, da ich so glücklich bin, Sie, verehrte Mama, zu meinen Hausgenossen zu zählen. Dennoch erlaube ich mir, Ihnen eine in Bezug auf Eugenie uns gemeinsam obliegende Pflicht an das Herz zu legen. Es betrifft nämlich die häusliche Einrichtung des Mädchens. Sollte es nicht Zeit seyn, allen Ernstes daran zu denken?“

Madame Walter war ganz der nämlichen Ansicht. Sie näherte sich ihrem sechszigsten Lebensjahre, und wollte nicht gern eher sterben, als bis sie sich der Pflichten entledigt haben würde, die sie sich bei dem Tode ihrer Tochter auferlegt hatte. F**, erfreut, sein Project so günstig aufgenommen zu sehen, rückte mit diesem vollends heraus. Ein Geschäftsfreund hatte bei ihm um des Mädchens Hand angehalten. Der Mann war reich, zählte fünfundvierzig Jahre, hatte jedoch das Aussehen eines Dreißigers, war ein Weltmann, stand in hoher merkantilischer Achtung und besaß der guten Eigenschaften viele. „Was meynen Sie, Madame, zu dieser Partie für Eugenie?“ fragte der sorgliche Vormund.

„Ich sehe nicht ein, wie Eugenie besser unterzubringen wäre“, antwortete Großmama.

Inzwischen hatte F** nur die Lichtseite des Bewerbers herausgekehrt; zu der Schattenseite desselben gehörte vornämlich, daß er noch bis ganz vor Kurzem den Wandel eines Lebemannes der haute volée geführt, und sich von einer Opernsängerin nur deshalb losgesagt hatte, weil diese es vortheilhaft für sich fand, deutsche Luft mit russischer zu vertauschen. Bei alledem war jener Wandel, wie sich das von selbst verstehen mußte, mit allem Anstande geführt worden; und überdies hatte der Heirathlustige dem Freunde F** unter vier Augen die Versicherung gegeben, daß ihn seine „petits égarements de garçon“ längst als schal und abgestanden vorkämen, und daß er sich nach nichts so sehr als nach den Freuden eines soliden Hausvaters sehnte.

„Aber mein Neffe?“ warf Großmama ein, als F** die Sache zur Genüge besprochen zu haben glaubte.

„Ja so, Ihr Neffe!“ war die Antwort. „Der ist bisher ganz eigentlich die Jungfer Hofmeisterin Eugeniens gewesen; allein wenn Hofmeisterinnen sich auch in Alles mischen, so muß dies doch wegfallen, sobald von Verehelichung ihrer Zöglinge Rede ist. Die Functionen der Hofmeisterinnen hören alsdann auf. Bedenken Sie also nur, Madame, daß Sie die nächste Verwandte Eugeniens sind, und daß ich des Mädchens Vormund bin. Von uns Beiden, einzig und allein von uns Beiden ist Eugenie abhängig, und Herr Amadeus Walter hat sich durchaus nicht in diese Angelegenheit zu mischen.“

Da jedoch Ohm Walter's Einfluß auf Eugenie platterdings nicht wegzustreiten war, so beschloß man,

den fürsorgenden Alten für eine Zeitlang aus der Hauptstadt zu entfernen, und ihn erst dann wieder zurückzurufen, wenn die Sache mit Eugenien und dem Heirathlustigen so weit gediehen seyn würde, daß kein Rückschritt mehr in derselben gethan werden könnte. Der Hausherr begab sich demnach hinunter in seine Geschäftszimmer, wohin er freilich höchst selten ging, wo sein Cassirer jedoch, wie immer, alle Hände voll zu thun hatte.

„Freund Walter“, hob er an, „Sie wissen, daß N* u. Compagnie in Linz uns eine namhafte Summe schulden. An der Börse vernahm ich beunruhigende Gerüchte in Bezug auf jenes Haus. Von jeher, was ich nur mit Dank zu erkennen habe, zogen Sie in solchen Fällen persönliches Einschreiten einem weitläufigen Briefwechsel vor, und entsendeten einen oder anderen unserer Commis, um an Ort und Stelle unsers Hauses Gerechtsame wahrnehmen zu lassen. Diesmal jedoch betrifft es ein so großes Capital, daß ich Sie bitten mögte, sich selbst nach Linz zu verfügen. Ich werde Ihnen dann dorthin schreiben, da Sie um ähnlicher Angelegenheit willen auch wohl noch Grätz und Olmütz zu besuchen haben werden.“

Mit dem Umlaufe des Börsengerüchtes hatte es allerdings seine Richtigkeit; und wo irgend ein dem Hause F** zustehendes Capital, ob klein, ob groß, zu wackeln schien, bedurfte es zu möglichster Beststellung desselben keiner Anmahnung für den rastlosen Geschäftsmann Amadeus Walter. Ehe zwei Stunden vergangen waren, befand sich dieser auf der Fahrt nach Linz. Kaum daselbst angelangt, begiebt er sich zu N* u. Compagnie, und findet, was schon an so manchem Gerücht

sich hat finden lassen, nämlich daß an diesem kein wahres Wort war. Amadeus Walter beansprucht die dem Hause F** zukommenden Gelder, die Rechnung mit N* u. Compagnie wird extrahirt und nach zweimal vierundzwanzig Stunden mittelst guter Wechsel bis auf den lezten Kreuzer saldirt. Ohne nun noch Briefe von Hause zu fernerer unbestimmter Reise zu erwarten, fährt Ohm Walter nach der Hauptstadt zurück, nachdem er etwa fünf Tage abwesend gewesen war. Bei seiner Ankunft trifft er F** nicht zu Hause an; seine Tante aber befand sich, da es ziemlich zeitig am Morgen war, noch in ihren Zimmern eingeschlossen. Er begiebt sich also zu Eugenien, die er hinter ihrem Piano sitzend, das Köpfchen gestützt, bleichen Angesichtes und in Thränen schwimmend findet. „Eugenie, Eugenie!“ ruft er.

„Beßter Ohm Walter! Bist Du da? Dem Himmel sey Dank! Deine Eugenie bedarf Deiner.“

„Mein Herrgott! was haben sie hier während meiner Abwesenheit Dir gethan?“

„Sie wollen mich verheirathen“, stammelte das Mädchen, die vor Schluchzen kaum ein Wort hervorzubringen vermogte.

„Dich verheirathen? Also darum schickten sie mich fort? Dich verheirathen, ohne mir ein Sterbenswörtchen davon zu sagen? ohne meinen Rath, meine Bewilligung einzuholen? und vollends wider Deinen Willen, mein liebes, liebes Kind?“

„Leider!“ versetzte Eugenie mit einer Bestimmtheit, wie er sie bisher noch nicht an dem Mädchen wahrgenommen zu haben glaubte.

„Sey ruhig, Eugenie“, sagte er; „daraus wird nichts, das versichere ich Dir.“

Eugenie erzählte nun ihm, den als ihren alleinigen Beschützer und Freund anzusehen sie längst gewohnt war, was der Leser bereits weiß, und setzte hinzu, daß sie vergebens den Absichten ihrer Großmutter und ihres Vormundes widerstrebt hätte, daß Großmutter wie Vormund unerbittlich und daß die Sache als unwiderruflich abgemacht anzusehen wäre.

Ohm Walter setzte sich Eugenien gegenüber und betrachtete diese mit inniger Aufmerksamkeit. Die Aermste war während der jüngstverflossenen wenigen Tage fast unkenntlich worden. Aus jahrelanger Sorglosigkeit plötzlich herausgeschreckt, war sie der tiefsten Bekümmerniß zum Raube gegeben worden; ihre sonst lachenden Augen wiesen sich verweint, ihre Wangen, auf denen noch unlängst die Rosen der Gesundheit und des Frohsinns geblüht hatten, waren jetzt erbleicht, und auf ihrer sonst so heiteren Stirn lagerten Wolken unzubeschreibenden Trübsinnes. Bei diesem Anblicke, der ungleich beredter sprach, als Eugeniens Mund es vermogte, schlichen zwei große Thränen über das Antlitz Ohm Walters, der jetzt deutlich einsah, daß alles was er bisher für Eugeniens Glück und Seelenfrieden gethan hatte, nichts gegen das wäre, was ihm ferner dafür zu thun noch übrig bliebe.

„Eugenie!“ rief er, und umarmte sein Pflegetöchterchen dabei mit einer Innigkeit, die ganz anderer Art als die zu seyn schien, welche er bisher gegen das Mädchen geäußert hatte, und die jetzt zu zeigen, er sich platterdings nicht erwehren konnte — „Eugenie, sammle Dich, beruhige Dich! Kehre zurück zu Deiner ehemaligen

Harmlosigkeit und Freudigkeit! Lächle wieder und sieh wieder so hübsch aus, wie Du es noch vor wenigen Tagen thatest und warst! Ich versichere Dir, aus dieser Heirath soll nun und nimmer etwas werden.“

So lieblich dem Mädchen diese Tröstungworte klangen, so wenig war Ohm Walter im Herzen überzeugt, daß er dieselben würde wahrmachen können, ohne irgend Gewaltschritte zu thun. Er kannte zur Genüge die Hartnäckigkeit Derer, mit denen er es in dieser Sache zunächst zu thun hatte. Längst war von ihm die schmerzliche Erfahrung gemacht worden, daß seine Tante höchst ungern von dem abging, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte; deshalb begnügte er sich auch damit, der alten Dame kurzweg zu eröffnen, daß Eugenie den ihr bestimmten Bräutigam nicht leiden und daß demnach aus der beabsichtigten Heirath nichts werden könnte. Madame Walter antwortete hierauf mit Geringschätzung, gab ihrem Neffen zu verstehen, wie er schon allzu lange sich auf eine ihm keineswegs zukommende Weise mit Eugeniens Glück und Geschick beschäftigt hätte, und wie es nunmehr höchste Zeit wäre, daß er davon abließe, folglich sich nicht mehr in Angelegenheiten mischte, die ihn eigentlich gar nicht, oder doch höchstens nur als einen sehr entfernten Verwandten angingen. Ohm Walter hatte an dieser Eröffnung vollauf genug, und eilte nun zu dem Vormunde des Mädchens, um zu versuchen, was er bei diesem ausrichten könnte, kam dabei aber vom Regen in die Traufe, denn der Chef des Wechslerhauses schalt seinen Cassirer nicht wenig, daß dieser eigenmächtig zurückgekehrt war, ohne zuvor in Linz seines Prinzipals Briefe erwartet und also dessen Auftrag nur zur Hälfte

ausgerichtet zu haben; und fügte mit nicht geringer Wichtigthuerei hinzu, daß seine Mündel und deren Heirath Niemanden als ihn selbst, den Vormund des Mädchens anginge, der seinerseits darüber mit Niemandem als höchstens mit Eugeniens Großmutter Rücksprache zu nehmen hätte.

Ohm Amadeus hätte nun noch, als letztes Mittel, einen Versuch bei dem Bräutigam machen mögen. Er kannte diesen recht wohl, und sollte er ihn nicht in Güte zum Zurücktritt bewegen können, — „ei! so muß seiner Hartnäckigkeit Gewalt entgegengesetzt werden“, rief der Zorn des zärtlichen Pflegers und Vertreters Eugeniens — „Es wird mir nicht schwer werden, meinen Gegner zu einem Zweikampf zu nöthigen — bezwinge ich ihn, so ist Eugenie seiner ledig; tödtet er mich, so ist Eugenie abermals frei, denn nimmer wird sie dem Mörder ihres Erziehers und einzigen Freundes die Hand reichen, trotz allen Drohens oder Zuredens ihrer übrigen Verwandten!“

Aber eben die Zärtlichkeit, die Ohm Walter für seine liebe Eugenie hegte, ward Hemmung zur Ausführung dieses Gedankens — Ein Duell um eines heirathfähigen Mädchens willen wird jederzeit der gesellschaftlichen Stellung eines solchen Mädchens mehr oder minder nachtheilig, selbst wenn der Zweikampf günstig für sie ausfällt, und dann — „Sterben? Eugenie nie mehr sehen? sie der Gewalt selbstsüchtiger oder gleichgültiger Verwandten hingeben? — Hieße das dem Kinde wahre Liebe beweisen?“ Und Ohm Walter ging, ehe er sich mit dem Bräutigam befaßte, nochmals zu Eugenien: „Mein theures Kind“, sprach er, „sie haben's nun einmal unter sich abgemacht, daß diese Heirath vor sich gehen soll — — Weine nicht, ich bitte Dich. Rechne

auf mich, rechne veſt auf mich. Inzwiſchen kenne ich den Mann, den man Dir geben will — freilich zählt er doppelt Deine Jahre, dennoch iſt er kein alter Mann; dabei iſt er wohlgebildet, ſteht im Rufe ſtrenger Rechtlichkeit, und die Welt — nicht ich, Eugenie — aber die Welt, in der wir doch nun einmal leben und leben müſſen — die Welt wird dieſe Heirath durchaus zweckgemäß finden —"

Je länger Amadeus ſo ſprach, deſto lauter ſchluchzte Eugenie.

„Nun, nun", fuhr Jener fort, „ich mißbillige Deine Abneigung nicht, aber bei alledem begreife ich nicht, daß bloße Drohung mit dieſer Heirath Dich ſo ganz und gar außer Dich ſelbſt gebracht hat — Dir liegt gewiß noch Anderes auf der Seele, Mädchen. Sprich, ſprich! öffne mir Dein Herz!"

Allerdings war Ohm Walter der einzige Verwandte zu dem Eugenie volles Vertrauen hegte, allein außer ihm gab es noch Ein männliches Weſen, dem des Mädchens Herz ſich mit aller Innigkeit, deſſen es nur fähig war, zugewendet hatte. Der Name dieſes Einen drängte ſich nun auch in dieſem Augenblicke auf ihre Lippen, allein ihn auszuſprechen vermogten dieſe Lippen nicht.

„Eugenie", ſagte Amadeus betrübt — „Du haſt ein Geheimniß vor mir — thuſt Du wohl recht daran?"

Dieſer Auftritt, der zwiſchen Familiengliedern keineswegs zu den Seltenheiten gehört, fand an einem heißen Juliustage ſtatt. Eugeniens Fenſter ſtand geöffnet, das Mädchen ſchob den ſeidenen Vorhang vor demſelben zurück, und deutete mit bebendem Händchen zu dem dritten Stockwerke des gegenüberſtehenden Hauſes hinauf, indem ſie dabei bis in den Nacken erröthete.

„Ha!“ rief Ohm Walter — „Verſteh' ich Dich und Dein Erröthen? Du liebſt? — Halt doch! ich errathe ihn — ihn da drüben — den jungen Rechtsgelehrten — den Doctor Minder —“

Eugeniens Blick brannte, ſo daß von dem Strahle desſelben die Thränen in ihren Augen verzehrt wurden — ein unbeſchreiblich ſüßes Lächeln lagerte ſich auf ihren Mund. In demſelben Augenblicke küßte Ohm Walter des Mädchens Stirn und rannte dann im Sturmſchritte zur Thür hinaus. Nach zwei Minuten ſtand er drüben und klingelte bei dem Nachbar Doctor, als ob er die Schnur hätte abreißen müſſen.

2.

„Wo die Gewalt unkrauchbar iſt,
Bedient ein Kluger ſich der Liſt.“
v. Hagedorn.

Ohm Walter kannte den jungen Rechtsgelehrten von einem der Bälle her, die im vergangenen Winter in dem F**'ſchen Hauſe ſtattgefunden hatten und zu welchem der hübſche Herr Nachbar eingeführt worden war. Es verlautete nur Gutes über den Doctor Guſtav Minder, der einer braven, aber armen Familie in der Provinz angehörte, für einen tüchtigen Advocaten galt, dabei ausgezeichnet tanzte, und überdies ſeit längerer Zeit oft Abends in ſeinem Zimmer ganz allerliebſt ſchmachtend zur Guitarre zu ſingen pflegte. Uebrigens hatte Ohm Walter ſich bisher weiter nicht um ihn gekümmert; jetzt aber, da er Eugeniens ſtummes Liebesgeſtändniß vernommen hatte, nahm er an keinem Menſchen auf der Welt,

Eugenie, das liebe Kind, ausgenommen, größern Antheil, als an dem Herrn Doctor Gustav Minder. Er war mit dem vesten Vorsatze hinübergerannt, Alles dort drüben, von dem Klingelknopfe, an welchem er gewaltig zerrte, bis hinauf in die Mysterien des Alkovens, in den er einen prüfenden und erforschenden Blick zu werfen gedachte, auf das Schärfste zu untersuchen. Ein alter, graubärtiger Diener, eines von jenen seltenen, unverderbten Geschöpfen, die gleichsam mit hündischer Treue an ihrem Gebieter hangen, öffnete ihm. Im Vorgemache sah Ohm Walter eine Dominomasse und zwei Rappiere liegen. Aus einem halb offen stehenden Wandschranke blitzten etliche Paare wohlgewichseter Stiefel neben einigen zierlichen lackirten Tanzschuhen hervor, über welche hin eine stattliche Garderobe sauber an Zäpfchen hing. Im Zimmer selbst befanden sich elegante Möbeln, ein ziemlich großer Bücherschrank, ein mit einer Menge von Papieren belasteter Tisch vor einem Sopha, über welchem, unter dem in bronzirten Rahmen gefaßten Spiegel, eine kühn entworfene Kreidezeichnung hing, die das Portrait eines wunderhübschen jungen Mädchens zeigte. Mit Eugeniens Gesichtchen hatte dies Portrait nicht die mindeste Aehnlichkeit. Ohm Amadeus zog die Stirn kraus.

„Der Herr Doctor soll gleich hier seyn. Ich will Sie unverzüglich bei dem Herrn Doctor melden", sagte der Alte, der unseren Forscher hereingeleitet hatte.

„Wessen Bildniß ist das dort?" fragte dieser, indem er auf das crayonirte Portrait zeigte.

„Es ist das Bild der Schwester des Herrn Doctors", antwortete der Gefragte, und verbeugte sich tief. Ohm Walter's Antlitz erhielt seine vorige Heiterkeit wieder.

In demſelben Augenblicke öffnete ſich eine Seitenthür, und herein trat Doctor Minder; ein junger Mann von mittelmäßiger Größe, aber wohlgebaut. Er zeigte eine offene, ja anmuthige Phyſiognomie. Seine weiße, hohe Stirn gab ihm ein ſo freies, entſchiedenes Ausſehen, daß er nicht nur Vertrauen, ſondern auch Theilnahme einflößte. Er mogte etwa vierundzwanzig Jahre zählen. Obwohl er den ihn Beſuchenden augenblicklich erkannte, vermogte er doch nicht, eine ihm aufſteigende Wallung gänzlich zu verhehlen; inzwiſchen ſchien er keineswegs verlegen zu ſeyn.

„Verlaſſ' uns, Sebaſtian“, ſagte der Doctor in freundlichem Tone zu ſeinem Diener, und bot dann mit dem Freimuthe eines Menſchen, der ſich nichts vorzuwerfen hat, ſeinem Gaſte einen Sitz an. Ohm Walter ſchien mittlerweile ihn mit den Augen verſchlingen zu wollen. Als man ſich geſetzt hatte, hob der Advocat an: „Mein Herr, ich würde noch heute mir die Ehre gegeben haben, Sie zu beſuchen, und —“

Ohm Walter unterbrach ihn lebhaft mit den Worten:

„Sie alſo ſind es, junger Herr, den meine — — meine kleine Nichte — den Eugenie liebt?“

Der Herr Doctor der Rechtsgelahrtheit erröthete bis in ſein Stirnhaar, während ihm die Augen funkelten.

„Herr Walter“, verſetzte der Jüngling, „ich, ich habe dies Geſtändniß der Liebe zuerſt abzulegen; ich, der ich glücklich ſeyn würde, wenn — —“ Sich ſelbſt unterbrechend, fuhr er fort: „Da ich weiß, daß ich jetzt zu demjenigen Manne rede, der einzig und allein wahrhafte verwandtſchaftliche Theilnahme für Fräulein F**

empfindet, so muß ich, ehe ich auf das Glück eingehe, welches sich mir aus Ihren Worten darbieten mögte, und ehe ich Ihnen ein Geständniß eröffne, welches die schöne Eugenie betrifft, — muß ich, sag' ich, Sie näher, ja so genau als möglich mit mir und meinen Verhältnissen bekannt machen. Ich gehöre einer armen, jedoch redlichen Familie in N* an. Mein Vater bekleidet seit zwanzig Jahren ein bescheidenes Stadtämtchen, und wird mir bei seinem einstigen Hinscheiden zwar kein bedeutendes Vermögen, wohl aber das Muster eines redlichen Staatsdieners und eines ehrenwerthen Rechtsgelehrten hinterlassen. Dies Vermächtniß werde ich mit einer von mir zärtlich geliebten Schwester zu theilen haben. Für eine begüterte Erbin, wie Fräulein Eugenie, oder vielmehr für deren reiche Verwandte, ist dies, man muß es gestehen, ein sehr geringes Besitzthum, man mögte denn meine Kenntnisse und Talente mit in Rechnung bringen. Inzwischen bin ich mit meinem Loose zufrieden, und hoffe damit ausreichen zu können. Die Erziehung, die mein Vater mir gab und geben ließ, hat mich gelehrt, persönliche Eigenschaften höher als alle Reichthümer zu stellen; und übrigens anempfiehlt mein Vater mir beständig, mich in dieser Welt mehr dem Ringen nach Ehre, als dem Streben nach Gelde zu widmen."

„Ganz recht! ganz recht!" sagte Ohm Walter, indem er die Hände des jungen Mannes faßte und sie mit Wärme drückte. „Und Eugenie liebt Sie?" setzte er fragend hinzu.

„Herr Walter", versetzte der junge Mann, „vor mehreren Monaten sah ich Ihr Fräulein Nichte zum

erstenmale in dem Hause ihres Vormundes, auf einem Balle, zu welchem ich durch einen Freund des Herrn F** eingeführt worden war. Seit jenem Augenblicke liebe ich Eugenie — Eugenie hat meine Liebe wahrgenommen, sie weiß um dieselbe, ohne daß ich mich ihr jemals in Worten oder durch Briefe erklärte; denn die Liebe ist eine schlechte Verhehlerin ihrer selbst. Jetzt erkenne ich die Täuschung, in die ich selber mich stürzte. Ich hätte es über mich gewinnen sollen, Eugeniens Nachbarschaft und Nähe zu fliehen; ich habe dies nicht vermogt — Eugenie weiß um meine Liebe, weiß daß nichts auf dieser Welt mich dieser Liebe abwendig machen kann —"

Ohm Walter rückte bei diesen Worten des Jünglings ungeduldig mit seinem Stuhle, wendete sich dann gegen den Sprecher, und rief mit Hast:

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Doctor? Hätte Ihr Vater über Sie verfügt? oder fänden Sie etwa Eugenie F** nicht würdig, Ihren Namen zu führen?"

„Würdig? meinen Namen?" ließ der Doctor sich mit Lebhaftigkeit vernehmen — „Großer Gott! ich mögte ein König seyn, um meine Krone zu Eugeniens Füßen legen zu dürfen — Doch, ach! wie so ganz umgekehrt ist hier der Fall. Eugenie ist eine von den Königinnen dieser aristokratischen Welt; sie ist eine reiche Erbin, während ich — —"

„Ich verstehe", fiel Ohm Walter hingeworfen ein — „es betrifft die vermaledeite Geldfrage."

„O, mein Herr, diese ewig obschwebende gesellschaftliche Frage wird nicht nur mir diejenige verweigern, der meine ganze Seele gehört, sondern sie wird auch zur Verläumderin meiner Gefühle werden. Sie wird

bewirken, daß man erbarmenslos mir meine Empfindungen wegleugnet, und nur an meine Habgier glaubt.«

»Und um mir das zu sagen, wollten Sie mich heute besuchen, Herr Doctor?«

»Ich würde nicht gewagt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen, wenn Ihr Fräulein Nichte nicht gestern an mich geschrieben hätte.«

»So? Eugenie schrieb an Sie?«

»Ja, mein Herr; sie verfuhr mit mir wie eine von jenen Königinnen, die, wenn sie sich von einem ihrer Unterthanen geliebt wissen, ihm mit lächelndem Munde sagen — seine Liebesträume fern von dem Throne auszuschlafen. — Hier ist Fräulein F***'s Brief, lesen Sie!«

Zitternd nahm Ohm Walter das Schreiben, und las nun eine Epistel, in welcher das Mädchen zwar unendlich mehr von dem Widerwillen, den der ihr aufgedrungene Bewerber ihr einflößte, als von der Liebe sprach, die sie für den jungen Rechtsgelehrten empfand; aber dessen ungeachtet konnte man aus jedem ihrer Worte die Leidenschaft errathen, die sich ihres Herzens bemächtigt hatte. — Für einen prüfenden, forschenden Leser würde der Brief als das zarteste, keuscheste Geständniß innigster Liebe gegolten haben; allein Gustav's Aufgeregtheit hatte nicht vermogt, die leisen Flügelschläge einer schüchternen Psyche wahrzunehmen — Eugenie schilderte sich in ihrem Briefe wie eine Hülflose, der es an allem Schutze, an jeglichem Beistande um so mehr fehlte, als der einzige Verwandte, der sie wahrhaft liebhätte, jetzt fern von ihr wäre; wie ferner ihr auf der weiten Gotteserde kein anderer Trost mehr geblieben wäre, als der, den Herrn Doctor Gustav Minder wissen zu lassen,

in welcher unglückseligen Lage sie sich befände, und wie endlich es, ach! ihr zu einer entsetzlichen Pflicht gemacht würde, diesen nämlichen Herrn Doctor nun und nimmer im Leben wiederzusehen!

„Eugenie liebt Sie!“ rief Ohm Walter, als er den Brief bis zu Ende gelesen hatte. „Steht's hier doch deutlich genug, wenn auch nur zwischen den Zeilen! Zudem hat sie mir's gestanden — hat mir ihr Herz geöffnet. Und fürwahr, mein lieber, junger Nachbar, wenn man das Mädchen zwingt einen Andern zu ehelichen, so wird es ihr das Leben kosten.“

„Und mir auch!“ stammelte der Jüngling, während eine Todtenblässe ihm das Antlitz überzog.

„Armes Kind!“ sprach Ohm Walter halblaut vor sich hin. „Du wirst die Martern, die man Dir bereitet, nicht ertragen — Du wirst ihnen erliegen! — O mein Gott!“ fuhr er mit Heftigkeit fort, „warum, meine Eugenie, hast Du nicht früher Dich mir vertraut? Und auch Sie, mein Herr“, setzte er hinzu, indem er zu dem jungen Mann hinüberblickte — „und auch Sie! Warum erfahre ich erst heute, was ich schon vor Monaten hätte wissen sollen? Hätte ich es gewußt, so würden Eugenie und Sie längst vereinigt — mein holder Liebling würde glücklich seyn — würde nicht mit diesen Qualen zu ringen haben!“

„Wie, Herr Walter?“ fragte Gustav erstaunt — „Sie billigen also —“

„Ihre Liebe?“ unterbrach Eugeniens Oheim; „und weshalb sollte ich sie nicht billigen? Sind Sie nicht rechtschaffen und von guten, ehrenwerthen Aeltern? Stehen Sie nicht im besten Rufe? Haben Sie nicht

Tüchtiges gelernt? Und zudem liebt Eugenie Sie ja — ich weiß es — ich habe in des Mädchens Augen — in ihrem Herzen gelesen — habe ihr Erröthen zur Genüge verstanden. Welches Zeugnisses bedürften wir hier noch?«

»Sie glauben also«, fragte der Advocat mit Schüchternheit weiter — »Sie glauben also, daß Eugeniens Vormund meinem Gesuche um Eugeniens Hand Gehör schenken wird?«

»Nicht im Geringsten glaub' ich das«, versetzte Ohm Walter scharfen Tones, »denn dieser Herr Vormund ist ein vertrauter Freund des Bräutigams, den man meiner Eugenie aufdringt; der Herr Vormund hat diesem sein Wort gegeben, und wird also niemals von seinem Vorsatz abstehen — «

»So haben Sie Hoffnung, daß Madame Walter —?«

»Die Großmama? meine Frau Tante?« warf Ohm Walter mit einer kleinen Geberde der Geringschätzung ein — »Pah! die ist ehrsüchtig und geldstolz! Der Herr Bräutigam besitzt ein Rittergut, und kann außerdem in der Hauptstadt großes Haus machen; und folglich würde Madame Walter lieber ihre Enkelin sterben sehen, als diese glänzende Partie für Eugenie entschlüpfen lassen. Und doch«, setzte der Theilnehmende bekümmert niederblickend, leiseren Tones hinzu — »und doch hat auch ohne solche verhaßte Partie meine Eugenie des Geldes mehr als genug — — «

»Dann aber sehe ich nicht ab — « fiel der Advocat ein.

»Dann, Herr Doctor beider Rechte«, sagte Ohm Walter mit Gelassenheit und schwerem Nachdrucke: — »dann erkenne ich zu Rechtens, daß wir das nehmen müssen, was man uns nicht geben will.«

„Ich weiß nicht ob ich Sie verstehe, Herr Walter — ob ich Sie verstehen darf —“ stammelte der verliebte Jüngling.

„Sie müssen Eugenie entführen, junger Herr“, rief Ohm Walter in vestem Tone — „ja, ja, entführen, und das heute noch — in der nächsten Nacht! — Hören Sie mich an!“

Ohm Walter, der mittlerweile aufgestanden war, führte bei den letzteren Worten den jungen Mann an das Fenster, das auf die Gasse und gerade hinüber in das F**'sche Haus blicken ließ.

„Sehen Sie dort die Fensterfächer links — es sind die Fenster des Speisesaals — kaum funfzehn Fuß hoch über dem Erdboden“, fuhr Ohm Walter fort. Schlag Eins kommender Nacht werde ich mit Eugenien in jenem Saale seyn. Das ganze Haus drüben wird alsdann schlafen; ja, ja, sowohl der eigensüchtige und eigensinnige Herr Vormund, als die ehrgeizige und geldstolze Großmama wird schlafen. Sie, junger Herr, werden sich alsdann auf der Straße befinden, werden mir eine Strickleiter hinaufwerfen, ich werde diese Strickleiter sorglich an der Fensterbrüstung bevestigen und — Eugenie steigt hinab — in Ihre Arme!“

„In meine Arme? In meine Arme!“ rief der entzückte Jüngling, den Ohm Walter's Worte in ein geöffnetes Paradies schauen ließen.

„Allerdings, in Ihre Arme, denn nicht ohne Sie wird Eugenie in die Post-Chaise steigen können, die ich an der Straßenecke für Euch, Ihr lieben verliebten Leutchen, werde bereithalten lassen. Dann, junger Herr, ohne Aufenthalt fort mit Ihrer schönen Beute über die Grenze,

wo Sie — ich verlange nicht erst Ihr Ehrenwort darauf — wo Sie sich unverzüglich mit Ihrer Braut ehelich verbinden lassen. Schwierigkeit ist durchaus nicht dabei. Ich würde mitfahren, wenn ich nicht hierbleiben wollte und müßte, um Euch recht eigentlich nützlich zu werden. Ja, ja, ich werde hier dafür sorgen, die Nachforschenden von Eurer Spur abzulenken und das Aufsehen, das Eure Flucht macht, zu Eurem ganz eigentlichen Vortheile zu wenden. Was den aufgedrungenen Bräutigam betrifft, den nehme ich ebenfalls auf mich; ich denke, er soll mich wohl zu Worte kommen lassen. Den Herrn Vormund überantworte ich seiner gewohnten Unentschlossenheit, und den ersten Zornesaufwallungen der Großmama setze ich meine Gelassenheit und Besonnenheit entgegen. Die alte Dame soll von mir lernen, sich der Gewalt einer unabänderlichen Thatsache zu fügen. Fürchten Sie nichts; zu allen diesen Zwecken habe ich die erforderlichen Mittel. Jetzt, junger Freund, kommt es auf Sie an, ob Sie meinen Beistand annehmen, ob Sie unter diesen Umständen Ihrer Geliebten Leben retten und sie und sich beglücken wollen.«

Doctor Gustav Minder war ein verständiger, jedoch auch, wie meine schönen Leserinnen bereits wissen, ein verliebter junger Mann. Wenn er einerseits recht wohl einsah, wie nachtheilig der ihm angerathene Schritt auf sein bürgerliches Fortkommen wirken könnte, so brachte doch andererseits sein Herz der Gründe, durch welche die Einwürfe seines Kopfes zurückgewiesen wurden, so viele vor, daß die Liebe in diesem bangen Streite die Oberhand behalten mußte; ja, ein einziger von allen jenen Gründen war schon hinreichend, dies zu bewirken,

und dieſen Grund hatte Ohm Walter ſelbſt hervorgehoben; den gewichtigen Grund nämlich, daß Eugenie eine Verbindung mit dem ihr verhaßten Bräutigam nicht überleben würde. Uebrigens glaubt und hofft man im vierundzwanzigſten Lebensjahre nur allzugern das was man wünſcht, und wo es Befriedigung unſerer Leidenſchaft gilt, ſtellen wir, ſelbſt in einem ungleich weiter vorgerückten Alter, nur höchſt ungern Betrachtungen der Vernunft an.

Doctor Minder ging alſo auf Ohm Walter's Vorſchlag ein, ſo daß durch einen jener launiſchen Widerſprüche, die ſich in den Büchern von der Liebe ſo oft vorfinden, eben derſelbe Jüngling, der nicht den Muth hatte, ſeines Mädchens Hand zu begehren, weil er fürchtete, die Verwandten derſelben würden ihn der Geldbegier beſchuldigen, den Entſchluß faßte, dieſes Mädchen zu entführen, und ſich dadurch um ſo eher in eben den Verdacht zu bringen, von welchem er ſich bedroht glaubte. Inzwiſchen darf hiebei nicht außer Acht gelaſſen werden, daß Ohm Walter's Einmiſchung und Zureden weſentlich die Zuſtimmung unſers verliebten Jünglings hervorriefen. Dieſer entführte nicht ſo eigentlich Eugenie; ſie ward ihm vielmehr zugeführt.

„Junger Freund“, ſagte Ohm Walter mit einer Umarmung — „ich erwarte Sie alſo zur beſtimmten Stunde. Sie werden Ihre Gattin von mir empfangen. Wenn einige Freundſchaft, wenn zärtliche Zuneigung Rechte gewähren, ſo iſt kein Menſch auf der Welt mehr als ich berechtigt, Eugenie in ihre Arme zu führen. — Jetzt verlaſſe ich Sie, denn Sie bedürfen der Ihnen noch übrigen Zeit, um Ihre Vorkehrungen zu treffen. — Eines jedoch noch! Sind Sie mit Gelde verſehen?

Erröthen Sie nicht, lassen Sie sich von keiner Verlegenheit hinnehmen — Sie sind jetzt mein lieber Verwandter, gehören zu meiner Familie. — Hier meine Brieftasche, worin Sie die Summe finden, die Sie von mir zu entlehnen haben. Diese Summe, lieber Doctor, ist mein, nicht Eugeniens Eigenthum; mit mir allein also haben Sie darüber abzurechnen.«

Bei diesen Worten hatte Ohm Walter ein Brieftäschchen auf den Schreibtisch gelegt, und schoß jetzt wie ein Blitz zur Thür und zum Hause hinaus.

Ohm Walter triumphirte im Innersten seines Herzens. Er hatte die Pläne der eigensüchtigen Verwandten seiner theuren Eugenie zunichtgemacht; hatte, nach menschlichem Ermessen, das Glück der geliebten Pflegetochter begründet, und ihm blieb nichts weiter zu thun übrig, als diese zu dem kühnen nächtlichen Schritt zu bewegen, zu dem sie jedoch, wie er wohl mit Sicherheit annehmen mogte, sich durch ihre Liebe zu Gustav und durch ihren Widerwillen gegen ihren Bräutigam mächtig genug angeregt fühlen würde; des Einflusses nicht zu gedenken, den er, nämlich Ohm Walter selbst, schon seit Jahren auf Eugenie geübt hatte.

»Ich habe ihn gesehen, Deinen Gustav«, — sprach er zur Pflegetochter — »ja, ja, er liebt Dich! Ich wußte wohl, daß meine Eugenie keine unwürdige Wahl treffen könnte, und ich schwöre Dir, Kindchen, daß Du seine Frau werden sollst — Still! still! es scheint, als beobachtete man uns. Ein Wort noch: Heute Abend begiebst Du Dich zur gewohnten Stunde in Dein Zimmer. Wenn dann Dein Kammermädchen Dich verlassen und sich zu Bette begeben hat, wirst Du wach bleiben, und

sobald Deine kleine Schlaguhr eine Stunde nach Mitternacht angiebt, kommst Du völlig angekleidet hinunter in den Speisesaal, wo ich Dich erwarten und Dir Weiteres mittheilen werde.«

Nach diesen Flüsterworten fühlte das Mädchen eine so seltsame Beklemmung, daß den lieben langen Tag hindurch ihr zu Muthe war, als ob die Zeit völlig still stände. Das Mittagsessen wollte kein Ende nehmen, und der Herr Bräutigam, der seit der vergangenen Woche ein täglicher Gast im F**'schen Hause war, schien auf seinem Stuhle sitzen bleiben zu wollen, bis die Ewigkeit grau würde, um links hin Eugenien allerlei Süßigkeiten zu sagen, die ihr Wermuth und Operment zu seyn bedünkten, und rechts hin dem Freunde F** seine Pläne für die Folgezeit so umständlich wie möglich darzulegen. Endlich war der Abend herangerückt, allendlich hatte Großmama ihren letzten, entscheidenden Whistrubber beendigt, und Eugenie durfte sich in ihr Zimmer zurückziehen. Dort schickte sie, so hurtig als es thunlich war, ihr Kammermädchen fort, hockte dann, wie ein Vögelchen im Neste, in ihrem Lehnstuhl und sann über die seltsame Zusammenkunft nach, zu der Ohm Walter sie bestellt hatte, und die, wie sie allerdings glauben mußte, nichts Anderes bezweckte, als sie ihrem Geliebten zur Gattin zu geben. Tausenderlei Gedanken fuhren ihr durch das Köpfchen, ohne daß sie auch einen einzigen derselben festhalten konnte. Unruhig, ungeduldig und ohne es zu wagen auch nur eines ihrer Gedankenbilder irgendwie auszumalen, verließ sie ihren Sitz, auf welchem sie keine Ruhe finden konnte, und schlüpfte an das Fenster, um einen verstohlenen Blick auf das Haus gegenüber zu

werfen. Die Nacht war schön, aber dunkel; kein Mondlicht strahlte, und diejenigen Sterne, die durch das schwarze Gewölk hindurch ihren Schein versenden konnten, waren nicht hinreichend, das Düster zu verscheuchen. Eugenie konnte daher die Fenster des Geliebten nur mittelst des Lichtscheines erkennen, der hinter denselben sich aus einem Zimmer in das andere bewegte.

„Er ist zu Hause", sagte Eugenie zu sich selbst. „Was mag er vorhaben? Warum flackert sein Licht unaufhörlich hin und her?"

Sie kehrte zu ihrem Sessel zurück, und folgte nun mit ihrem Blicke dem Schneckenschritte des Zeigers ihrer Schlaguhr, der endlich die bestimmte Stunde andeutete. Im Hause war Alles ruhig, im anstoßenden Alkoven kündete das regelmäßige Wiederkehren des Athemholens deutlich genug an, daß Mariette, die Zofe, vest schlief. Auf den Zehen entschlüpfte Eugenie ihrem Zimmer und schlich, indem sie den Odem an sich hielt, und sich hütete auch nur mit ihrem Gewande das Geländer der Treppe, oder die Wände des Corridors zu berühren, dem Speisesaale zu. Kaum in diesen eingetreten, sah sie, wie Ohm Walter sich zum offenen Fenster hinauslehnte, und hörte, wie er die Worte hinausrief: „Ich sage Ihnen, es ist nicht die geringste Gefahr dabei. Die Strickleiter ist vollkommen wohl bevestigt. Nur Geduld — ich erwarte unser Mädchen — sie wird, sie muß kommen. Ziehen Sie nur unten die Leiter recht straff an. — Still! ich höre Tritte — —"

Ohm Walter wendete sich, und sah wirklich Eugenie; allein hinter ihr, in der einen Hand einen brennenden Wachsstock, dessen Schimmer sie mit der andern Hand

bedeckte, ſchlich Großmama Walter, nicht unähnlich der Lady Macbeth, wie ſie nächtlich, ſchauerlich ſchlafwandelnd die Bogengänge und Gemächer von Schloß Dunſinan durchſchreitet.

Großmama's Neffe ſchien jedoch durch dieſes unerwartete Erſcheinen der alten Dame nicht im Geringſten aus der Faſſung zu kommen, vielmehr rief er ziemlich jovialen Tones zum Fenſter hinaus:

„Junger Freund, es ereignet ſich ſo eben ein kleiner Vorfall, durch welchen unſer Werk um ein Stündchen verzögert wird. Erwarten Sie mich drüben im engländiſchen Kaffeehauſe. Verſchmauſen Sie mittlerweile, wenn Sie es noch bekommen können, ein gebratenes Hühnchen, und laſſen Sie eine Champagnerflaſche dazu knallen. Nach einer Stunde bin ich bei und mit Ihnen.“

3.

„Nun iſt's gut; die Flamme brach
Mit dem Worte, das ich ſprach,
An das Tageslicht heraus.
— Nun iſt's Friede!“
Adolph Müllner: „Die Schuld.“

In dem Blicke, welchen Ohm Walter auf ſeine Tante warf, lag etwas Wildes und Geringſchätzendes, das ſich gar nicht zu der Lage ſchickte, in welcher ſie ihn überraſchte. Er trat ihr einen Schritt entgegen, dann ſtand er ſtill, als ob er ſich plötzlich zu etwas Anderem entſchlöſſe: „Hm“, ſagte er zu ſich ſelbſt, „am Ende iſt es ſo um ſo beſſer.“

Der Augenblick einer seit zwanzig Jahren erharrten Genugthuung, ja einer in tiefster Brust ersehnten Rache war ihm gekommen. Er ging zu Eugenien. „Mein Kind“, sprach er, „kehre zurück in Deine Kammer; bald, recht bald sollst Du mehr von mir hören. Zuvor hab' ich mit Deiner Großmutter zu reden.“

„Die Sie, wie es scheint, nicht erwarteten, Herr Neffe“, fiel diese ziemlich empfindlich ein.

„Nein, Madame“, entgegnete der Beschützer des verliebten Paares, „doch sollen Sie zur Stelle das erfahren, was ohnehin Ihnen bald kundworden seyn würde. Das ist's Alles.“

Eugenie hatte sich weggegeben.

„Werd' ich jetzt hören, was dies Alles zu bedeuten hat?“ fragte Dame Walter.

„Sehr gern, ma tante. Ihre Enkelin hegt einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen den Mann, den man ihr aufdringt; der Mann aber, den Eugenie liebt, ist ein wackerer Jüngling, von guten Aeltern, gleichen Alters mit ihrer Enkelin, und mit ihm will ich Eugenie verehelicht wissen.“

„Sie?“

„Ich. Der junge Mann nennt sich Gustav Minder. Er befand sich unter diesen Fenstern und ich sprach mit ihm, als Sie mich und Eugenie beschlichen. Hier hängt die Strickleiter, auf welcher Ihre Enkelin zu ihrem Geliebten hinuntersteigen sollte, um von ihm entführt zu werden. Eugenie weiß hievon noch nichts; erst als sie in diesen Saal trat, wollte ich sie davon in Kenntniß setzen.“

„Welche Frechheit!“ rief die Dame Großmama.

„Es liegt darin weniger Frechheit, als Sie sich einbilden, **ma tante.**“

„So wagen Sie es, mir in's Geſicht zu ſagen, daß Sie über Eugenie gegen meinen Willen und gegen den ihres Vormundes verfügen? daß Sie Hand zu einem Jungfernraube bieten? Herr Neffe, mit welchem Rechte — —?“

„Mit welchem Rechte? Das iſt die Frage, die ich erwartete. Mein Recht ſoll Ihnen klar werden; und damit dies geſchehe, muß ich mit Ihnen — nicht von Eugenien, ſondern von Eugeniens Mutter reden — von meiner Baſe, Ihrer unglücklichen Tochter, von Louiſe Walter, der verſtorbenen Madame F**, reden. Ich verſchließe die Thür, Frau Tante. Stellen Sie Ihre Wachskerze auf jenen Tiſch, nehmen Sie Platz auf dieſem Canapee und hören Sie an, was für keines Menſchen Ohr, als nur für das Ihrige beſtimmt iſt.“

Der Neffe ſprach ſo gebieteriſch, nahm mit ſo vielem Freimuthe den Plan der vorgehabten Entführung und deren Folgen auf ſich, daß die Tante, in hohem Grade beſtürzt, ihm ohne Weiteres gehorchte. Sie ſetzte ſich, während ihr Neffe die Thür verſchloß. Dann begann dieſer:

„Denken Sie neunzehn Jahre zurück; erinnern Sie ſich des Zeitpunktes, als Ihre Tochter Luiſe in dem Alter Eugeniens ſtand, als ſie zu einer ſeltenen Körperſchöne alle die Reize geſellte, die durch Jugendkraft und Geſundheitfülle verliehen werden können, und als noch nichts an ihr die grauſame, ſchleichende Krankheit ſpüren ließ, der zu erliegen die Unglückliche geſchienen hat.“

„Geſchienen? nur geſchienen? Wohl erlag ſie ihr!“ ſagte die Dame mit einem Seufzer.

„Unterbrechen Sie mich nicht, ma tante; denn bis zu dieſem Augenblicke haben Sie nichts geſehen, oder doch nichts ſehen wollen; Ihnen ſollen jedoch die Augen geöffnet werden. Ich war mit Ihrer Tochter auferzogen worden — ich liebte ſie. Dies iſt und war Ihnen bekannt; daß aber Luiſe ihrerſeits glühende Liebe zu mir hegte — das, das wußten Sie nicht, und daß Luiſens heftige Leidenſchaft, gleich der meinigen — —“

„Ich kann unmöglich dergleichen Reden gelten laſſen“, unterbrach ihn die Dame. „Meine Tochter kannte niemals jene Ausgeburt der Hölle, die man heftige Leidenſchaft nennt; meine Luiſe war —“

„War eine Unglückliche, für welche Sie, obſchon Sie ihre Mutter waren, ſtets nur mehr Ehrgeiz als Zärtlichkeit fühlten. Was alſo konnten Sie von Luiſens Herzen, von Luiſens Empfindungen wiſſen? Daher denn auch kam es, daß Luiſe für Sie wohl Hochachtung hegte, nimmer aber Vertrauen zu Ihnen faßte; ſo daß jene Hochachtung wohl mit den Namen Furcht und Schrecken zu belegen geweſen wäre. Ich bat Sie damals, ma tante, um Luiſens Hand; jedoch mein Vater, der jüngere Bruder Ihres Gemahls, war mittellos; ich ſelbſt ſtudirte die Rechte und hatte weiter keine Ausſicht als die, ein armer Advocat ohne Praxis zu werden. Erinnern Sie ſich, mit welcher Kälte — ja, ma tante! mit welcher Geringſchätzung Sie meine Bewerbung um Luiſens Hand zurückwieſen! wie Sie ſo gar nichts auf meine Kenntniſſe, meinen Fleiß, meine reinen Abſichten gaben! Und doch

war Luise reich, reich für zwei Bräute, so wie es zur Stunde unsere Eugenie ist. Eben dieser Reichthum Luisens aber war es, ma tante, der Ihr Herz dahin erkalten und erstarren ließ, daß Sie sich einen Schwiegersohn wählten, dessen Vermögen dem Ihrer Tochter gleichkäme; daß Sie, — wie es in der Sprache der Geld-Aristokratie heißt — „eine anständige Partie“ für Ihre Tochter machten. Ihre Wahl traf den Bruder von Eugeniens Vormunde, einen schon ältlichen und dabei unansehnlichen Mann, der übrigens durchaus keine Erziehung besaß, der aber an der Spitze eines Wechselerhauses stand, dessen Geschäfte zu besorgen er überdies — wie ich später denn mich völlig davon überzeugte — nicht die mindeste Kenntniß und Geschicklichkeit besaß. Luise mußte Madame F** werden — sie ward es, allein niemals liebte sie ihren Mann; niemals hat sie ihn lieben können! Sie wissen, daß ich um eben jene Zeit mich von der Rechtsgelahrtheit lossagte, daß ich mich dem F**'schen Hause näherte, daß ich mich um eine Stelle in dessen Comptoir bewarb, und daß ich dieselbe wirklich erhielt. Dies Alles geschah mit Wissen und unter Zustimmung der ganzen Familie, die die eigentliche Veranlassung zu meinem so sonderbaren Entschlusse nicht errathen, sondern lieber an meinen Talentmangel, als an irgend einen geheimen Beweggrund glauben wollte, der mich antrieb, die glänzendere, wenn auch minder einträgliche Laufbahn eines Gelehrten mit dem mechanischen, aber geldaufhäufenden Wirken eines Cassenführers zu vertauschen. Gott, der Allsehende, weiß, in welcher Absicht ich dies that! und in der vesten Zuversicht auf des Allerbarmers Vergebung sage ich

Ihnen, Ihnen, der Mutter Luisens, daß ich es nur that, um die Folgen eines unglückseligen Augenblicks in meinem und in Luisens Leben wenn möglich zum Guten zu lenken. Ja, Madame, zum Guten! — Unterbrechen Sie mich nicht! Es bedurfte für mich nur weniger Wochen Zeit, um F**'s Untüchtigkeit zu seinen Geschäften zu erkennen; ich aber eignete mir die dazu erforderlichen Kenntnisse ohne sonderliche Mühe an, und daß ich rastlos arbeitete, sorgte, schaffte und wirkte, daß ich dies seit einer langen Reihe von Jahren that, daß ich, und nur ich es war, der des Hauses Credit und Capitalien vestigte und erhöhete — das, ma tante, ist Ihnen zur Genüge bekannt. Wird also zur Stunde Ihre Enkelin eine reiche Erbin genannt, so bin ich, und nur ich es, dem sie und die Familie dies zu danken haben. Ob ich nun nicht schon um dieses Umstandes willen ein Recht habe, über Eugeniens ferneres Lebensglück zu wachen und folglich zu verfügen, sey von Ihnen sorglich in Ueberlegung genommen, ma tante."

Dame Walter blickte sinnend vor sich nieder — ihre sonst scharfen Mienen stimmten sich zu einer ungewöhnlichen Milde herab; und sie sprach leisen Tones: „Nun ja, das Alles ist wahr, lieber Neffe — vollkommen wahr! Ich weiß — —"

„Sie wissen auch", fuhr Ohm Walter fort, „daß kein Mensch uneigennütziger als ich es that, dabei hätte verfahren können. Nimmer kam mir der Gedanke, daß die unter meiner Leitung sich verzehnfachenden Gelder des Hauses jemals mir, auch nur in ihrem kleinsten Theile gehören sollten; ach! mein Thun war ein Thun

eines Eigennutzes eigenthümlicher Art, war ein Erzeugniß der Liebe, der unaussprechlichsten Liebe — der Reue, der unsäglichsten Reue — der Büßung, einer erst mit meinem Tode endenden Büßung! Denn, wenn Sie es noch nicht erriethen, ma tante, so vernehmen Sie es jetzt: dem Hochzeittage Luisens ging ein Augenblick der Liebe, der Leidenschaft, des Pflichtvergessens voran, der in der Gluth des Jugendfeuers, wovon Luise und ich sich durchglüht fühlten, seine Entschuldigung suchen mag, der nimmer aber seine Lossprechung vor dem Tribunale der Tugend wird erlangen können. Luise fühlte sich Mutter, ehe sie dem ihr aufgedrungenen Gemahl ihre Hand vor dem Altare reichte — —"

„Herr des Lebens, was hör' ich!" rief die Dame, die sich darin gefallen hatte, „eine schickliche Partie" für ihre Tochter zu finden.

„Sie hören, daß Eugenie meine Tochter ist", sagte Ohm Walter, der sein Antlitz in seine beiden Hände legte und bitterlich weinte.

Es trat eine Stille von mehreren Secunden ein. Großmama schob sich auf ihrem Sitze zurück, und ihr Neffe saß gesenkten Hauptes, ohne seinen Blick zu erheben.

„O, meine Tante", fuhr er tieferschüttert fort, als er sich ein wenig gesammelt hatte — „O, jener Eine Augenblick lastete schwer, centnerschwer auf Luisens Herzen und lastet noch auf dem meinigen. Ihn ungeschehen machen konnten wir nicht, aber die Lenkung seiner Folgen unter des Himmels gnadenreichem Beistand in meine Hand zu nehmen — das, Mutter meiner Luise!

das war der Eine Gedanke, den ich vesthielt, den ich reuevoll und bußfertig bis zu dieser Stunde verfolgte. Glauben Sie es mir, von jenem Augenblicke an waren Luise und ich nichts weniger als glücklich, denn wir Beide waren strafbar, und besonders ward Luise von einer an und in sich vergeblichen Reue gefoltert; und wenn sie endlich, nach anderthalb Jahren, dem Brustübel, das durch diese ihre Gewissensqualen sich ihr erzeugt hatte, und nicht der Verzweiflung erlag, so verdanken wir solches nur der Energie, mit der ich all mein Denken, Können und Wollen der Wohlfahrt ihres Hauses widmete. Ach, meine liebe Tante! Als Eugenie zur Welt kam, ward sie mit den bittersten Thränen benäßt! Ich verwünsche den Moment, der mich zum Vater Eugeniens machte, aber ich preise die ewige Allbarmherzigkeit, die mich stärkte, Eugenien ein wahrhafter Vater zu seyn, ohne ihr Vater zu heißen. Wie Luise ihrem Grabe zuschlich — Sie selber haben es gesehen; daß ihre Reue sie tödtete, das — das sahen Sie nicht; daß Luise ein Opfer ihrer und meiner Liebe ward — das, das erkennen Sie erst jetzt; und doch waren Sie, und nur Sie es, die Luisen den Mann ihrer Wahl verweigerten; nur Sie waren es, die Luisen einen Andern aufdrangen; nur Sie waren es, die dem Herzen Luisens zuerst eine so unheilbare Wunde schlugen, daß die Aermste in einem unheilbringenden Momente der Tugend vergaß, der sie lebenslänglich treugeblieben seyn würde, wenn die Welt nicht eine Eiseshand an ihr Herz gelegt hätte —"

„Gerechter Gott! so soll ich — ich meine Tochter getödtet haben?" rief händeringend Dame Walter.

„Ja, Sie, durch Ihre Ehrsucht, Ihre Geldgier und Ihres Herzens Härtigkeit — durch die vermaledeite Sucht der Partiemacherei — durch die kalte Pestluft, in der allein aristokratische Eigensucht zu athmen vermag! Um sie, die geldreiche, noch geldreicher zu machen, warfen sie den Edelstein des unbefleckten Herzens Luisens in den bodenlosen Abgrund einer unversiegbaren Reue, einer beweinenswerthen Büßung! Und jetzt — jetzt befindet Eugenie sich in der nämlichen Lage, in der vor neunzehn Jahren sich ihre Mutter befand; nur daß sie noch ungleich geldreicher ist, als jene es war. Und diese Eugenie — meine, von der Stunde ihrer Geburt an heiß von mir, wie einst von Luisen geliebte und beweinte Eugenie wollen Sie einem ihr widerwärtigen Manne vermählen, wie Sie vor neunzehn Jahren Ihre Tochter vermählten! Wie Ihre Tochter soll Ihre Enkelin ein bejammernswerthes Opfer ihrer Liebe werden! wie Ihre Tochter soll Ihre Enkelin gleichsam vorsätzlich auf eine Bahn gestoßen werden, auf welcher ihre Tugend wanken und fallen kann, ja, nur allzuwahrscheinlich wanken und fallen wird! wie Ihre Tochter soll Ihre Enkelin entweder durch des Widerwillens Martern, oder durch der Reue Qualen ihrem frühen Grabe zuwanken! — Freilich", fuhr der Sprechende mit einem sardonischen Lächeln fort, „freilich wird Eugenie sehr reich, ungeheuer reich werden, wenn anders der ihr ausersehene Herr Gemahl nicht zu Gunsten seiner Operntänzerin seine liegenden Gründe allzusehr mit Hypotheken belastet hat, oder noch wird belasten müssen! Freilich! solche Herren und Damen sterben nicht an der Sünde eines Augenblicks, und büßen auch nimmer in Jahrzehnte langer

Reue und Besserungthätigkeit die Sünde eines Augenblicks ab wie Luise und Amadeus Walter es thaten! — Aber nein, Frau Tante, nein! Eugenie soll und wird den Mann nicht ehelichen, dem man sie hingeben will. Eugenie gehört mir, und ihr Daseyn und ihr bisheriger Seelenfrieden haben mir zuviel — zuviel gekostet, als daß ich mein Recht, über sie zu verfügen, nicht fordern, nicht mindestens von Ihnen, ma tante, dringend fordern sollte!"

„Um Himmelswillen, leise! leise!" sagte Dame Walter, als ihr Neffe den Ton seiner Stimme immer höher steigerte. Der Neffe aber war nicht so weit vorgeschritten, um wieder zurückzuweichen. Mit noch größerer Lebhaftigkeit fuhr er fort: „Eugenie liebt den Doctor Gustav Minder, und sie wird und soll in dieser Liebe glücklich werden und seyn! Weigert man mir diese Forderung, so möge ihr Vormund, so möge sie selbst, so mögen Stadt und Land, und am schärfsten und treffendsten möge ihr sogenannter Bräutigam es erfahren, daß ich — ich Eugeniens wahrhaftiger Vater bin. Ich habe nur Einen Lebenszweck — er ist Eugeniens Glück; und ich werde diesen Zweck verfolgen, wie auch dabei die Katastrophe meines wehevollen Lebensdrama sich gestalten möge!"

„Leise, um des Höchsten Barmherzigkeit willen, leise!" bat fortwährend die Großmutter Eugeniens; allein ohne innezuhalten, fuhr der Neffe fort: „Ich weiß, daß wenn ich mein und meiner im Grabe ruhenden Luise Geheimniß aufdecke, ich Luisens Ruf, Eugeniens Ruf, ja den Ruf unsers ganzen Hauses beflecke; weiß daß ich, indem ich

es thue, eine unwürdige Handlung begehe; weiß, daß man mich alsdann einen abscheulichen Menschen nennen wird; und dennoch rufe ich Wehe über Jeden, der mich zu solchem Thun zwingt, Wehe über Jeden, der mich hindern will, Eugeniens Tugend und Lebensglück zu schützen und zu bewahren!"

Der Vater Eugeniens redete längst nicht mehr, dennoch saß Dame Walter noch immer da, als müßte sie ihn weiter hören. Sie betrachtete den ihr gegenüber Sitzenden; sie beschattete ihre Augen mit ihrer Hand, um ihn noch schärfer zu betrachten, und gewahrte nun, zum erstenmale in ihrem Leben, die unverkennbare Aehnlichkeit der hervorgehobensten Gesichtszüge ihres Neffen mit denen ihrer Enkelin; sie erinnerte sich dabei einer Menge kleiner häuslichen Vorfälle, aus denen sie schon vor Jahren das hätte abnehmen können, was ihr Neffe ihr eben jetzt enthüllt hatte. Dame Walter war allerdings ehrsüchtig und geldgierig, aber sie war denn doch keine unnatürliche, keine entartete Mutter. So fühlte sie sich also jetzt in ihrem Gewissen erschüttert; und Gedanken des Schreckens vor einer schaudervollen Zukunft Eugeniens bemächtigten sich ihrer.

„Und mich, o, mein Neffe!" stammelte sie — „mich klagst Du als die erste Ursache des Unglücks meiner hingeschied'nen Luise an?"

„Ja, Sie, als die erste Ursache; denn Sie waren Luisens Mutter und zählten vierzig Jahre, während Luise deren achtzehn, und ich etwa zwanzig zählte. Die Jugend aber verlangt mit Recht von dem Alter des Alters verständige, gefühlvolle Leitung, nicht des Alters Eigenwillen

und Selbstsucht! Ich sage, Sie waren die erste Ursache zu Luisens Fall und frühem Tode, denn Sie versetzten mich in die Raserei, die zweite Ursache dazu zu werden. Indem ich nun Sie anklage, bekenne ich zu gleicher Zeit auch mich schuldig, und gern, o gern will ich knieend Ihnen mein Unrecht abbitten, wenn Sie nur jetzt, da es noch Zeit dazu ist, sich von der Erfahrung die Augen wollen öffnen lassen, wenn Sie mir beistehen wollen, in Bezug auf Eugenie die Klippe zu umschiffen, an welcher die Unschuld der Mutter meiner Eugenie scheiterte."

„Nun ja doch, ja doch!" rief Dame Walter, indem sie aufstand und ihren Neffen umarmte — „nur", setzte sie, wie von Angst gefoltert, hinzu, „nur muß dies traurige Geheimniß nimmerdar ein Dritter erfahren. — Wo ist der junge Mann, den Eugenie liebt?"

„Wahrscheinlich noch unter diesen Fenstern," versetzte der Gefragte, „denn ein Jüngling, der im Begriff ist seine Geliebte zu entführen, wird sich nicht gelassen hinter den gedeckten Tisch in einem Kaffeehause setzen."

„Du magst wohl Recht haben, Neffe", sagte die Großmutter.

Mitterweile hatte Ohm Walter das Fenster wieder geöffnet, und fand nun, daß der Rechtsgelehrte, regungslos harrend, zu Füßen der Leiter stand. Auf einen Wink seines Protectors stieg er diese hinan und war dann mit einem einzigen Sprunge mitten im Saale.

„Wo ist sie? wo ist meine schöne, meine liebe Eugenie?" rief er, ohne die alte Dame zu sehen.

Dieſe aber trat zu ihm mit den Worten: „Meine Enkelin wird kommen, Herr Doctor. Zuvor kam ich hieher, um Ihnen zu ſagen, daß ich von meinem Neffen, Herrn Walter hörte, wie Sie meine Eugenie zur Gattin wünſchen. Sie ſind mir bekannt — eine Verbindung mit Ihnen kann unſerem Hauſe nur zur Ehre gereichen. Ich weiß auch, daß Eugenie Sie hochſchätzt, und ich gehe, ſie Ihnen herzuführen.“

„Sie giebt mir meine Eugenie!“ rief der Entzückte, während die bekehrte Geldſtolze ihre Enkelin herunterrief.

„Allerdings! allerdings!“ ſagte Ohm Walter mit inniger Zufriedenheit.

„Aber die Entführung?“ fragte der Doctor.

„Deren bedürfen wir jetzt nicht, und die Poſt-Chaiſe muß alſo abbeſtellt werden.“

Eugenie, durch Großmamachen im Fluge von dem unterrichtet, was das Mädchen von der Sache zu wiſſen brauchte, trat mit Madame Walter herein. Indem ſie in Ohm Walter's Arme eilte, flüſterte ſie: „Alſo das, lieber Onkel, war es, weshalb Du mich in dieſen Saal beſchiedeſt?“

Großmama Walter aber wußte einen leidlichen Vorwand wegen der ſo unzeitig ſcheinenden Anweſendheit des jungen Herrn Doctors zu finden, legte dann ſegnend der Liebenden Hände ineinander, und ſchickte den beglückten Jüngling erſt dann, verſteht ſich, nicht durch das Fenſter, ſondern durch die Thür fort, als ſie ihn der Zuſtimmung des Herrn F**, ſo wie des Rücktrittes des projectirten Bräutigams Eugeniens verſichert hatte.

Als Tante und Neffe sich wieder allein miteinander fanden, fiel Dieser Jener zu Füßen, indem er rief: „Gott segne Sie, meine Tante! Gott segne sie! Die Tochter wird jetzt nicht wie die Mutter — —“

„Still! still, bis das Grab meinen und Deinen Mund vollends verschließt!“ flüsterte Dame Walter, indem sie ihren Finger auf die Lippen des Neffen legte — „Friede sey mit allen Familiengeheimnissen!“

Das Werk einer Stunde.

Ein Phantaſie-Gemälde

in möglich kleinſtem Rahmen.

(Aus dem Tagebuch eines Seemannes.)

„Rächet euch selber nicht, meine liebsten, sondern gebet raum dem zorn: denn es stehet geschrieben: Die rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr."

Die Epist. S. Pauli a. d. Römer, Cap. 12. V. 19,
(nach Luther's Uebersetzung).

So oft meine Fregatte im Haven von ** vor Anker zu liegen hatte, spazierte ich gern auf dem Kirchhofe daselbst; und wenn ich auch sonst nichts mit dem melancholisch-philosophischen Helden der vollkommensten Tragödie des größten aller britannischen Poeten gemein zu haben glaubte, so plauderte gleich ihm ich doch gern mit dem Todtengräber, von dem ich noch heute nicht zu sagen weiß, ob er mehr durch die Lebhaftigkeit seiner Erzählungsweise, oder mehr durch das Scharfsinnige und Witzige in seinen Bemerkungen mein Ohr zu fesseln wußte. An wie so manchem Grabe hatte mir Vater Schaufler, wie ich ihn scherzweise nannte, eine Leichenrede herperorirt, die wenig mit der Inschrift übereinstimmte, welche diesem oder jenem Todten, den er im Leben gekannt hatte, von der Eitelkeit, von mißverstandener Dankbarkeit, oder von weltlicher Rücksichtnahme der Ueberlebenden in den Denkstein geätzt worden war! Schritt ich mit Vater Schaufler an dem kostbarsten Monumente vorüber, das der Friedhof enthielt, so pflegte er zu sprechen: „Unter diesem Denkmale liegt der reichste Grundbesitzer des Kirchhofes — nur Schade, daß ihm selber nichts davon bewußt ist!“ Ich lächelte dann und ging, nachdem ich ihm einige Rathschläge gegeben hatte, betreffs schnurgerechter Anlage seiner Gräber, so daß dieselbe dem Auge schmeicheln mögte. Wir Beide hielten große Stücke auf das Scharfabgesteckte seiner Beete in dem Gottesgarten. „Es ist ganz Recht, Herr Capitän, daß wir darauf halten“, pflegte Vater Schaufler zu sagen, „da leider im Leben wenigen Menschen nach Verdienst und Würden gebettet wird — —“

Seit einiger Zeit jedoch mißbehagte mir etwas an und auf dem Kirchhofe. Ein Theil desselben nämlich, dessen Ruhejahre, wie es hieß, abgelaufen waren, ward umgewühlt, um Raum für neue Gräber zu gewinnen.

Allerdings hatte man durch hochgestellte Freunde versucht, die Ortsbehörde zu bewegen, mittelst Ankaufs eines angrenzenden Ackers das Grundgebiet des Kirchhofes zu vergrößern, allein der Staat scheuete die Kosten. Und Vater Schaufler? Ei nun, der meynte, es läge zufällig in dem aufzugrabenden Raume kein Lohgerber, der wie Shakspeare's Todtengräber im „Hamlet“ bestätigt hat, „seine neun Jahre braucht um zu verwesen“; und so würd's wohl nicht viel auf sich haben, daß man die landesüblichen sieben Ruhejahre auf deren fünf eingeschränkt hatte.

Das Alles machte mir Herzbeklemmung. „Schmach unserer Civilisation!“ rief Ich, als Schaufler's Meynung ausgesprochen worden war — „Wilde Völkerschaften in der neuen Welt, wenn sie ihre Wigwams von der einen Prairiegegend in die andere verlegen, nehmen die Gebeine ihrer Gestorbenen mit; wir aber werfen die der unserigen dem Winde hin! Es fragt sich, ob es nicht gottlos ist, Bräuche und Mißbräuche des Lebens auf das Gebiet des Todes zu übertragen; ob es nicht gottlos ist, mit einem Grabe so zu verfahren, wie man mit einer Wohnung der Lebendigen verfährt, indem man ihr einen zweiten Miethsmann zukommen läßt, nachdem man den ersten aus ihr verjagte!“ Diese Gedanken verließen mich nicht; sie kreiselten in meinem Hirne, gleichsam als ob ich in einem Buche blätterte, und als ob, wenn man mich gefragt hätte: „Was lieseſt Du da?“ ich wie der Dänenprinz würde haben antworten müssen — „Worte, Worte, Worte!“ Ich gelangte dabei zu keiner klaren Anschauung; denn mein Blick schweifte rastlos von den Sylben meines Buches auf das chaotische Durcheinander der Gebeine und Schädel, die Schaufler aus ihrer Ruhe in der Tellus kühlem Schooße hervorgestört hatte. Mit Hamlet fragt' ich: „Wo sind die Gedanken, die ehedem in diesen Schädeln einander erzeugten — folgten — jagten? Sind sie nicht mehr vorhanden? sind sie, nach der Meynung der Alten, in die Urelemente zerronnen? Giebt es, wie wir Neueren glauben, einen Aufenthaltsort, an welchen sie sich begeben, indem sie den Erdenstaub verlassen? giebt es solchen Ort, und werden sie dann an demselben bestraft oder belohnt, gleichwie Boten, welche die ihnen anvertrauten Aufträge schlecht

oder gut ausrichteten? denn auf solche Strafe und solchen Lohn laufen alle Träume hinaus, die wir uns von einer zukünftigen Welt vorgaukeln — —"

In diesem Augenblicke fiel mein Blick auf einen so eben von Schaufler heraufgeworfenen Schädel, den noch Haar bedeckte. So wenig außergewöhnlich dieser Umstand auch seyn mogte, so hatte er diesmal doch etwas Grauenvolles für mich. Ich fühlte eine seltsame Gemüthsbeklemmung bei dem Anblicke dieses Schädels. Hätte man zu mir gesprochen: „Siehe hier den Schädel Deines Erzeugers!" so würde ich nicht gewaltiger haben empfinden können. Ein unerklärbares Verlangen wogte in mir, den Schädel aufzunehmen, dennoch wagte ich nicht ihn zu berühren. Endlich that ich es. Ich untersuchte ihn aufmerksam — meine Finger verkrampften, mein Blut gerann — — Unter dem dicken Haupthaar des Schädels hatte ich einen Nagel entdeckt, der von der Scheitel bis zum Occiput gedrungen war.

„Schaufler", sprach ich, wie mit bleierner Zunge, — indem ich jedoch mich zwang, einen gleichgültigen Ton anzunehmen, „weißt Du wessen dieser Schädel war?"

„Je, nun freilich! Er gehörte dem Präsidenten von *. Als ich mich an Oeffnung seines Grabes machte, hätte ich zum voraus wetten mögen, daß ich den Schädel so behaart finden würde, als der Herr Capitän ihn jetzt vor sich sehen, denn der Präsident hatte von der Natur eine Perrücke bekommen, wie sie der Haarkräuseler nicht dauerhafter beibringen kann, und doch zählte der Präsident bereits sechszig Jahre, als er starb."

„Woran starb er? weißt Du's?" fragte ich gesammelter als zuvor.

„Am Schlagflusse — plötzlich — eines Nachts — es muß volle fünf Jahre herseyn — Sein Tod gereichte seiner Frau zu unsäglicher Betrübniß; sechs Monate lang hat sie ihn beweint und beschluchzt, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen —"

„Und jetzt —?"

„Jetzt ist sie wieder verheirathet — — Weltlauf, Herr Capitän."

„Verheirathet?“ — lallte ich, während es mir eiskalt über den Rücken lief.

„Ihr jetziger Mann, der Major ***, soll sie schon vor ihrer Verheirathung mit dem Präsidenten geliebt haben“, fuhr der stets gesprächsüchtige Todtengräber fort — „Sie aber soll zu ihrer ersten Ehe gezwungen worden seyn — — Alltagsgeschichtchen, Herr Capitän!“

„Genug, genug davon“, sagte ich und schritt von dannen.

„He! nehmen Sie meinen Schädel mit?“ rief Schaufler aus der Grube heraus.

„Ganz recht“, versetzte ich, „der Schädel gehört eigentlich Dir“ — und ich warf ihn hin, nachdem ich den Nagel aus demselben herausgezogen hatte. Ich rannte fort. In welch ein düsteres Geheimniß hatte ich eingeweihet werden müssen! War es Zufall, war es Providenz, wodurch es mir enthüllt ward? Soll meinen Zweifeln, meinem Mißglauben ein Ende gemacht werden? Will der Himmel mir darthun, daß kein Verbrechen unbestraft bleibt, daß das Opfer einer Missethat selbst aus seinem Grabe als Verkläger heraufsteigen kann?

„Was will, was soll ich mit diesem Nagel?“ fragt' ich mich zitternd und zagend? Ich verschloß ihn in meine Schiffskiste — so sorgfältig hatte ich noch nimmer ein Kleinod verschlossen. Mich dünkte, daß jeder, der diesen Nagel sähe, zugleich das grausenvolle Geheimniß erkennen würde, das sich mit demselben verknüpfte. — „Was will, was soll ich mit diesem Nagel? Ich bin nicht der General-Anwalt der Vergesellschaftung. Nicht mir hat sie die Wahrung ihrer Rechte überantwortet. Nein, nein, ich werde nimmer einen Strafbaren dem weltlichen Gericht überliefern!“

Dieser Gedankengang ward durch eine Stimme in mir unterbrochen, welche rief: „Aber Reue — ja, Reue, fürchterliche Reue kannst Du, mußt Du im Busen der Schuldigen erwecken, wenn dieselbe ihnen noch nicht erweckt worden ist! Du kannst — und sonder Zweifel ist dies der Wille des Höchsten — Du kannst sie zur Reue zwingen, indem Du das Racheschwert ihnen zu Häupten hangen lässest;“ — und leise setzte jene Stimme hinzu: „Es muß einen seltenen Anblick — einen dramatischen Anblick —

einen wahren Hamletsauftritt gewähren, das Gesicht eines Weibes in dem Augenblicke zu betrachten, in welchem eine Missethat wie diese aufgedeckt wird!"

Der entsetzliche Nagel kam mir nicht aus dem Sinne — Tags und Nachts verfolgten mich die Schauergebilde, die der Gedanke an ihn mir vorüberführte. Endlich konnte ich es nicht länger ertragen; der schwüle Sommernachmittag mogte meines Herzens Beklemmungen noch verstärken. Ich hatte die Wohnung des ehemaligen Präsidenten von *, der jetzigen Majorin von ***, erfragt; ich machte mich auf den Weg dahin. Vor dem Hause angelangt, stand ich still — ich mußte eine Treppe hinansteigen — mit Anstrengung that ich es, denn meine Knieen wankten. Oben auf der Vorflur mußte eine Klingel angezogen werden, damit der Eingang geöffnet würde — ich hatte nicht den Muth die Schnur zu fassen — ich mußte mich an das Treppengeländer lehnen, um mich aufrecht zu erhalten. Da öffnete sich die Thür — eine Zofe trat heraus — „Zu wem wünschen Sie, mein Herr?" fragte das Mädchen. Auf See würde ich diese Frage einem nächtlichen Ueberfalle von Corsaren verglichen haben, und ohne zu überlegen, stieß ich die Worte heraus: „Zur Frau Majorin von ***."

„Treten Sie ein — hier —" und die Zofe öffnete die Thür eines Zimmers, in das ich jetzt eintreten mußte, ich mogte wollen oder nicht. Die Thür fiel hinter mir zu. Das Mädchen verließ aller Wahrscheinlichkeit nach die Wohnung, denn die Eingangsthür derselben schloß sich klingelnd.

Mir mogte zu Muthe seyn, wie einem Verurtheilten, den man zur Hinrichtung führt.

Die Majorin saß in malerischer Stellung auf einem Canapee; mit der einen Hand unterstützte sie ihren zur Seite gebeugten Kopf, mit der andern ringelte sie wie tändelnd das blonde Haar eines auf ihren Schooß hingelehnten sechs- bis siebenjährigen Knaben. Die Gruppe schien mir eine Verbildlichung der Schwermuth zu seyn, die mit der Unschuld spielt. Ich hatte die Majorin von *** nie zuvor gesehen, noch gekannt. Ihr Anblick fesselte mich wie durch Bezauberung. Welche liebliche Gestalt! welche Harmonie der Züge! welche Weiße der Haut! welches Feuer im Blicke! welcher Adel in jeder Bewegung! Ich sah eines

von jenen Frauengebilden vor mir, die von Dichtern als Engel geschildert werden, und bei deren Anschauen der Maler den unsterblichen Namen „Rafael!“ auszurufen pflegt.

Sinnend wie die Majorin dasaß, hatte sie mein Eintreten nicht bemerkt; als aber die Thür hinter mir zuklinkte, fuhr sie auf, doch that sie es mit Anmuth. Ihre Hand deutete auf einen Stuhl — im nächsten Augenblicke saß ich ihr gegenüber — unbeweglich, stumm — einfältig!

Die Frage, die ich endlich an die Majorin richtete, würde albern und belachenswerth gewesen seyn, wenn die stumme Antwort, die ich darauf erhielt, nicht schrecklich gewesen wäre. Etwa wie auf dem Boulevard zu Paris, oder im Jungfernstiege zu Hamburg, oder im wiener Prater ein Livreediener eine Kinderwärterin, mit der er Bekanntschaft anknüpfen mögte, anzureden pflegt — stammelte ich: „Ein hübscher Knabe, der da, gnädige Frau — er ward Ihnen wohl aus Ihrer ersten Ehe?“

Der Blick des Erstaunens, den die Sitzende auf mich warf, war, wie gesagt, schrecklich! Unfähig gemacht, andere Worte zu finden, wiederholte ich meine Frage, deren gewichtigen Inhalt ich dann erst ganz ermaß.

Ohne ihren Starrblick zu verändern, stieß die Majorin ein „Ja, ja!“ aus, und zog den Knaben zu sich und in ihre Arme, als müßte sie ihn gegen mich in Schutz nehmen. Ein Schweigen — ein langes Schweigen trat ein; dann endlich fing die Dame an zu fragen:

„Mein Herr, was wollen Sie von mir?“ sprach sie.

„Gnädige Frau, ich habe Ihnen Etwas zurückzugeben“, versetzt' ich, und holte aus meiner Tasche eine Schachtel hervor.

„Wer gab Ihnen Auftrag dazu?“

„Das Grab“, antwortete ich mit dumpfer Stimme.

Der große Auftritt begann — wir befanden uns auf dem Culminationpunkte des Drama's. Sie ward von einem Schauer durchbebt — ich, fürwahr! ward es nicht minder. Nichtsdestoweniger wagte ich es, ihr die Schachtel hinzureichen — sie erfaßte, sie öffnete sie — und, o! ein Schrei ward hörbar, der alles Grausenvolle in sich vereinigte, wovon eine Menschenseele irgendwie ergriffen und durchdrungen werden kann. — Meine Fol-

gerungen waren nur allzu richtig gewesen; die Missethat war wirklich begangen worden. In demselben Momente stürzte ein Mann in Uniform aus dem Nebenzimmer —

„Was ist Dir, Leontine?" fragte der Major.

Beide Hände krampfhaft an ihre Stirn gedrückt, lallte die Gefragte — „Der Nagel! — O!" In ihrem Seufzer lag ein Ausdruck, den zu beschreiben ich nimmer versuchen werde. Kaum hatte sie ihn ausgehaucht, so war sie auch ohnmächtig hingesunken. Der Major stand starr wie eine Bildsäule. Der Nagel war zur Erde gefallen — spielend hob der Knabe ihn auf. Allem bisher Vorgefallenen hatte ich, wie jemals einem Orkane in der Bucht von Biscaya Stand gehalten; dem Spiele des Knaben vermogte ich nicht zuzusehen — ich enteilte dem Schauplatze des Entsetzens —

Auf der Treppe hielt der Major mich zurück, indem er mit Heftigkeit meinen Arm faßte. „Mein Herr", rief er, „Sie sind im Besitz eines fürchterlichen Geheimnisses. Ehe eine Stunde vergeht, muß Einer von uns Beiden aufgehört haben zu leben. Ihrer Kleidung nach, sind Sie Kriegsmann gleich mir; also — —

„Herr Major", versetzte ich mit einer Mischung von Schreck und Wehmuth — „Sie sind gestraft genug; jenes Geheimniß wird nimmer über meine Lippen kommen."

„Ein Fregatten-Capitain und — feig?" rief der Major mit verhaltenem Ingrimme.

„Herr Major, nach vierzig Minuten stehe ich Ihnen zu Diensten; wählen Sie selbst die Waffen —"

„Pistolen!"

„Pistolen", wiederholte ich, und ließ mir den Ort bezeichnen.

„Das hast Du haben wollen, Floribert", sprach ich zu mir selbst, als ich der mir bezeichneten Waldecke zuschritt. „Warum mengte ich mich in Angelegenheiten, die mich nicht kümmerten? Was habe ich, der Seemann, mit dem Erdboden und dessen Geheimnissen zu schaffen? Was ging mich der Präsident von * an? war er mein Verwandter? mein Freund? — Fluch meiner Neugier, meinem Vorwitze! Ich kann das Leben darüber einbüßen — Selbstbereitet Schicksal, Floribert, selbstbereitet Schicksal!"

Der Major ließ nicht auf sich warten. Er hatte keinen Kampfeszeugen; ich auch nicht. Die Beweggründe unsers Thuns konnten Niemandem mitgetheilt werden. Zwei Soldaten, die in das Fort zurückkehrend vorübergingen, wurden von ihrem Befehlshaber beordert, unsere Secundanten abzugeben. An Weigerung war hier nicht zu denken. Die beiden Männer luden die vom Major mitgebrachten Pistolen und maßen sechszehn Schritte ab. Wir stellten uns, nachdem ich es zur unerläßlichen Bedingung gemacht hatte, daß der Major zuerst schießen sollte. Er that's. Seine Kugel zerriß den Aufschlag meiner unzugeknöpften Uniform. Die Reihe war an mir — ich wollte mein Pistol in die Luft abfeuern; mein Gegner aber schrie: „Schießen Sie auf mich, Capitän, wenn Sie nicht wollen, das wir wieder von vorn anfangen!" — Ich zielte auf seine Schulter; ich wollte ihn nur verwunden, nicht tödten — O, Verhängniß! meine Kugel drang ihm in's Herz — nach wenigen Secunden war er verschieden. Unsere Secundanten sorgten für die Heimschaffung der Leiche. Die Majorin nahm diese in Empfang, kannte jedoch dieselbe nicht, denn — die Unglückselige war wahnsinnig.

Ich rannte an Bord meiner Fregatte — Binnen einer Stunde hatte ich einen mir völlig fremd gewesenen Mann getödtet, ein nie zuvor von mir gesehenes Weib zum Wahnwitz getrieben, und mir selbst eine Hölle im Busen erzeugt! Wo immer ich jemals wieder zu Lande lege — nimmer wird mein Fuß wieder einen Kirchhof betreten!

Rothmann, der Rothe.

Ein Schwank.

„Behüt' uns, Herr, vor blindem Aberglauben,
Und laß' uns nun von rohen Geistern nicht
Den gold'nen Strahl des Lichtes wieder rauben,
Der hell und schön durch jenes Dunkel bricht!"

A. F. E. Langbein's „Litanei."

Es war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, also zu einer Zeit, wo man an die neueren und neuesten größten Aufklärer unsers aufgeklärten Deutschlands, nämlich an die französische Revolution und an die Neukatholiken noch mit keinem Athemzuge dachte; zu einer Zeit also, in welcher Aberglaube und Leichtgläubigkeit mit der Volkseinfalt noch ein ziemlich ungestörtes Spiel trieben, als an einem dunkeln Augustabend ein Reiter die Heerstraße entlang und der Grenzherberge „zum schwarzen Schwan“ zutrabte. Wähle Dir, mein lieber Leser, ganz nach Deinem Gefallen die Oertlichkeit jener Herberge; denn unser liebes einiges Deutschland hat ja der Grenzstädtchen in seinen Gauen so viele, daß die sieben Farben des Regenbogens nicht ausreichen, um die Schildwachen der verschiedenen Grenzposten genügend von einander abstechend zu uniformiren. Hast Du diese Wahl getroffen, so betrachte mit mir den heantrabenden Reiter auf seinem hohen pechschwarzen Gaule, ein großes, ihm beinahe zur Rückenlehne dienendes Felleisen hinter sich aufgeschnallt. Das Felleisen läßt sich nur muthmaßen, aber nicht sehen, weil ein großer weiter Mantel, in den der Mann und ein Theil seines Rappen gehüllt sind, es bedeckt hält. Auf des Reiters Kopf war ein niedriger, breitgeränderter Hut gestülpt, und seine Beine steckten in hohen Steifstiefeln, an denen sich Sporen von ungewöhnlicher Länge zeigten. In seiner Hand hielt er eine Peitsche, deren Schwippe zwei Ellen lang und deren Griff dick genug war, um, gehörig gefaßt und geführt, als Keule dienen zu können.

Vor der Herberge „zum schwarzen Schwan“ angelangt, stieg der Bemäntelte gemächlich ab und rief den Stallburschen bei Namen:

„Seppel“, sprach er, „nimm mein Pferd hin, reib's sorgfältig ab, und wenn es sich gehörig gekühlt hat, so komm hinein und sag' mir Bescheid.“

Seppel, der Stallbursch, machte große Augen; ich brauche also nicht erst zu erinnern, daß Seppel pünktlich that, wie der Fremde ihm befohlen hatte; bemerken aber

muß ich, daß Seppel ein dummer Junge war, woraus der Leser sodann von selbst die obige Schlußfolgerung ziehen wird, weil tagtägliche Erfahrung uns, trotz der französischen Revolution und trotz Czerski und Ronge und Consorten, genügend lehrt, daß die Dummheit, wenn sie große Augen macht, jederzeit blindlings das thut, wozu Anderer Pfiffigkeit oder Befehlswort sie anzutreiben weiß.

Der Reiter hatte sein Felleisen vom Gaule herabgenommen und trat in das Herbergzimmer, dessen Thür schon von dem unterthänigen Wirthe geöffnet gehalten ward, welcher mittlerweile dem Kommenden entgegengegangen war. In jenem Zimmer saßen mehrere Personen in einem Halbkreise an einem Tische. Zuerst sehen wir den Schulmeister des Orts, ein hageres, bleiches, spitznasiges Männlein in gepuderter Zopfperrücke, auf dessen Gesichte die Selbstgefälligkeit in den leserlichsten Zügen geschrieben stand. Er erquickte sich an seiner Tabackspfeife, aus der er höchst behaglich die lieblichsten Dampfwolken aufwallen ließ. Ziemlich ihm gegenüber saß der Gemeindepfarrer — ein wohlbeleibter, kahlköpfiger Herr in einer schwarzen, etwas kupferig überlaufenen Bekleidung, die Schuhe mit großen viereckigen silbernen Schnallen zusammengehalten. Zwischen diesen erblickte man den Zollinspector, in der einen Hand die Tabackspfeife, in der andern eine Bierkanne, der er so eben nachdrücklich zugesprochen hatte. Den den Fremden begrüßenden Wirth abgerechnet, vervollständigte die Gruppe um den Tisch herum sich durch die pausbackige Wirthin, eine keck ausschauende Vierzigerin, welche die linke Hand in ihre Seite gestemmt, ihr rechtes Ohr zu dem Schulmeister, neben welchem sie saß, hinneigte und wie es schien, irgend einer scharfsinnigen Bemerkung lauschte, die der hagere „Herr Präceptor“ ihr zu ihrer Erbauung zuflüsterte.

Obwohl die Sitzenden allem Anschein nach in ein für sie wichtiges Gespräch vertieft waren, hefteten sie dennoch miteinander den Blick auf den Fremden, sobald dieser eintrat. Der Hut desselben hatte ja einen so ungewöhnlich breiten Rand, seine Sporen waren so überaus ausländisch lang, sein Wuchs war so auffallend

hoch und sein Gesicht ward so ganz und gar von seinem großen Mantelkragen verhüllt, daß Aller Blick unwillkürlich an dem neuen Gast hangen blieb. Dazu kam, daß die Stimme desselben, als er den Wirth anmahnte, ihn von der Last seines Mantels zu befreien, so rauh und bellend klang, daß die Neugier der Hinblickenden dadurch gesteigert ward. Noch mehr war dies der Fall, als der Fremde nun Mantel und Hut abgegeben hatte. Da stand er, ein hochgewachsener, athletisch gebaueter Mann von mittlerem Alter, mit brennendrothem Haupthaar und Backenbart. Ein rother Halboberrock, eine rothe Weste, ein rothes, breitumgeknotetes Halstuch und sogar rothe Handschuhe bekleideten ihn; ja, als er seinen Rock aufknöpfte, wies auch die Hülle, in der seine Schenkel steckten, sich brandroth.

„Ganz und gar roth!“ rief mit fetter Stimme der **pastor loci** fast unwillkürlich.

„Wie Seine Würden Doctor Grundtert zu sagen beliebt; der Herr ist ganz und gar roth“, schnarrte der dünne Pädagog, der in demselben Augenblick einen freundlichen Rippenstoß von dem Ellbogen der Wirthin erhielt, die allerdings nicht wohl zugeben konnte, daß jemals einem „zum schwarzen Schwan“ Einkehrenden irgendwie zunahegetreten würde. Wie wenig Unrecht die Dame hierin hatte, erwies sich zur Stelle aus dem Umstande, daß der Fremde, der die Ausrufungen der beiden Schwarzröcke gehört haben mußte, sich wendete und einen durchbohrenden Blick gegen den Hagern schoß. Dieser versuchte zwar die Wirkung desselben von sich abzupassen, allein es ging mit diesem Dampfgetriebe nicht; der Schulmonarch fühlte die Gewalt jenes Drohblickes, der ihn zu augenblicklichem Schweigen einschüchterte.

„Laß' Er mir jetzt einen Stiefelknecht zukommen, Herr Wirth“, sagte der Fremde.

Das verlangte Werkzeug ward hingeschoben, und die Stiefel wurden ausgezogen. Zum Erstaunen der versammelten Gesellschaft zeigte sich jetzt auch ein Paar brandrother Strümpfe. Der Wirth und der Zollinspector sahen einander an und zuckten die Schultern, die Wirthin schüttelte den Kopf, der Ortspfarrer rief wie vorhin:

„Ganz und gar roth!“ und der Schulmeister würde diesen Ausruf wiederholt haben, wenn er sich von seiner Einschüchterung hätte losmachen können.

„Kurios!“ bemerkte der Wirth.

„Es giebt allerlei Kurioses in der Welt“, sagte der Fremde, indem er des Wirthes Sitz zwischen dem Pfarrer und dem Inspector einnahm.

Der Neuangekommene saß kaum, so bat er den Wirth, ihm die in dem von ihm abgelegten Hute steckende Nachtmütze zu reichen. Die Mütze ward hergelangt — sie war aus gewalktem, brandrothen Stoffe.

Dies war selbst dem bisher so schweigsamen Inspector zu viel. „Roth und immer roth!“ stammelte er, und erhielt dafür von dem Fremden einen eben so fürchterlichen Drohblick als der gewesen war, den vorhin der Schulmeister erhalten hatte.

„Ganz und gar roth!“ wiederholte der Pfarrer.

„Wie Dero Würden sagen: Ganz und gar roth!“ ließ dessen Echo, der Pädagog sich vernehmen, der sich von seinem Schrecken erholt hatte und sich gewiß noch weiter würde haben vernehmen lassen, wenn die Wirthin ihm nicht abermals einen wohlmeynenden Rippenstoß versetzt, und der Wirth ihn nicht durch einen bedeutenden Wink zum Schweigen ermahnt hätte.

Der Fremde, der jetzt eine Minute lang gesessen hatte, begehrte nunmehr vom Wirth eine Pfeife Tabak und einen Krug Doppelbier — „Zuvörderst aber“, setzte er hinzu, „schnall' Er doch mein Felleisen auf und lang' Er mir meine Pantoffeln heraus.“

Der Wirth that wie ihm gesagt worden war, und hervor kamen — zwei brandrothe Pantoffeln! Ein unfreiwilliger Ausruf des Erstaunens erfolgte. „Roth! roth! roth!“ riefen Pfarrer und Schulmeister, Wirth und Wirthin und Inspector — des Wirthes Ausruf ward wie von Furcht unterdrückt, des Schulmeisters Exclamation am lautesten von allen hörbar.

„Wie's scheint, machen die Herrschaften ihre Bemerkung über meine Schlurfschuhe“, sagte der Fremde.

„Nun ja! wir bemerkten blos, daß sie roth sind.“

„So hat der Herr heute zum Erstenmale rothe Schlurfschuhe gesehen?“ fragte der Fremde, indem er die Pfeife zum Munde führte.

Der Schulmeister ward durch diese Frage betroffen gemacht; er antwortete nichts, schien aber durch einen Blick den Pfarrer zum Beistand aufzurufen.

„Der Herr ist aber über und über roth!“ fiel der Kanzelheld ein, und nahm dann einen großen Schluck aus dem schäumenden Bierkruge zu sich.

„So wie der Herr über und über schwarz ist“, versetzte der Fremde. „Der Hut auf Seinem Dickkopf ist schwarz, Sein Bart ist schwarz, Sein Kittel ist schwarz, Seine Schuhe und Strümpfe, Alles, Alles an ihm ist schwarz. Mit Einem Worte, Herr Doctor Grundtext, Er ist —“

„Was bin ich?“ rief der Zelot zornig —

„Ja, was ist der Herr Doctor?“ setzte der Schulmeister hinzu.

„Er ist ein Schwarzrock“, versetzte der Fremde, indem er höhnisch lächelte, „und Er“, setzte er zum Schulmeister gewendet hinzu — „Er sucht's ihm nachzumachen ein Schwarzrock zu seyn.“

Dieser Abfertigung folgte eine tiefe Stille. Auf den Gesichtern des Pfarrers und des Schulmeisters malte der Ingrimm sich mit lesbaren Zügen, der Zollinspector zog seine Mundwinkel spöttisch niederwärts, die Wirthin lächelte lauernd, und was den Wirth betraf, so dürfte es schwer gewesen seyn zu sagen, ob Staunen, oder Furcht, oder Aerger bei ihm vorherrschend war. Während dieses ahnungvollen Schweigens blickte der Fremde gleichgültig vor sich hin, indem er bald eine Dampfwolke blies, bald seiner Bierkanne zusprach.

Nach einer Weile zeigte der Stallbube sich in der Thür und meldete dem Reiter an, daß das Pferd desselben nach Befehl bedient worden wäre. Sofort erhob sich der Fremde und ging, vermuthlich um sich in den Stall zu begeben. Kaum war er hinaus, so schien es, als würden die Zurückbleibenden von dem Banne befreit, der auf ihnen gelastet hatte. Ihre Zungen, die wie von der unsichtbaren Wirkung irgend eines Talisman gefesselt gewesen

waren, löseten sich, und es brach ein Redesturm los, der völlig im Gegensatze zu der vorherigen Stille stand.

„Wer ist der Brandrothe?“ rief der pastor loci mit einer Stentorstimme.

„Ja, wer ist er?“ fistulirte der Schulmeister.

„Mich soll's nicht wundern, wenn ein franz'scher Spion in ihm steckt“, bemerkte der Wirth.

„Ein Stück von einem Beschwörer ist der Kerl!“ ließ sich der Zollinspector vernehmen.

„Oder ein landstreicherischer Rattenjäger!“ setzte die Wirthin hinzu.

„Gewiß ist's, daß dieser Rothe nicht besser ist, als er seyn sollte“, argumentirte der Pfarrer.

„Ja, ja, das ist gewiß!“ bestätigten Alle, und zwar so, daß der Schulmeister damit anfing, die Uebrigen aber diesem nachbeteten; dann entstand eine Pause. Endlich fing Doctor Grundtert wieder an: „Ich werde ihm scharf auf den Zahn fühlen, sobald er wieder hereinkommt, und giebt er unbefriedigende oder gar ungeschliffene Antworten, so muß etwas in dieser Sache gethan werden.“

„Ja wohl, so muß etwas gethan werden!“ rief das spindelbeinige Echo des dicken Pfarrherrn.

„Was Ihr thut, Ihr Männer, thut's mit Manier“, fiel die Wirthin ein; „ich mögte den Rothen nicht in Zorn gerathen sehen.“

„Quark sein Zorn!“ schrie der Wirth, indem er ein Schnippchen schlug. „Macht er uns Männerchen, so gebt Acht, wie ich ihm zeige, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.“

„Sein Zorn?“ prahlte der Zollinspector — „Hoho! Hier bin ich, und hier ist mein Pallasch!“

„Ei! Er und Sein Pallasch!“ sagte der Fremde, der in diesem Augenblicke wieder hereintrat und seinen vorherigen Sitz einnahm, indem er einen Blick unbeschreiblicher Verachtung an dem Reviermanne haften ließ. Dieser wagte kein Wort der Entgegnung, sondern fuhr mit der Hand, die er großsprecherisch an den Griff seines Seitengewehrs gelegt hatte, blitzschnell in seine rechte Rocktasche.

Das Gespräch hatte abermals keinen Fortgang. Der vorherige Zauberbann, der Aller Zungen gefesselt

hatte, übte von neuem seine Gewalt. Mit Ausnahme des Fremden wurden Alle auf der Fluth banger Gedanken schauerlich geschaukelt. Einer blickte den Andern an, aber Keiner vermogte ein Wort hervorzubringen, obwohl Aller Seelen sich mit den Fragen beschäftigten: „Wer ist dieser Mensch?" „Was will er hier?" „Woher kommt er?" Wohin will er?" Wäre der Gegenstand dieser Neubegier ein brauner, oder ein schwarzer, ja selbst ein grüner Mann gewesen, man würde nichts Außerordentliches an ihm gefunden haben — aber ein Rother! ein Brandrother zu seyn — darin lag etwas so Seltsames, so Auffallendes, so Schreckendes!

Endlich brach der Pfarrer das Schweigen, indem er, zu dem Fremden gewendet, begann: „Wir sind hier der Meynung gewesen, der Herr wäre wohl —"

„Ein Beschwörer, ein Spion, ein Rattenfänger oder sonst etwas dergleichen", fiel der Fremde ein. Doctor Grundtext fuhr zurück, daß der Sessel unter ihm wackelte; und es war dem armen Dicken nicht zu verdenken, denn der Rothe sprudelte ja eben die Schimpfbenennungen aus, die der Pastor Namens der Gesellschaft gegen ihn hatte vorbringen wollen.

„Wer ist der Herr?" stammelte der erschreckte Doctor Grundtext: „Wie heißt der Herr?"

„Ich heiße Rothmann", war die Antwort.

„Und wo, in des Himmels Namen, ward der Herr geboren?" fragte der Dicke weiter.

„Ich ward am Ufer des rothen Meeres geboren."

Der pastor loci vermogte nun kein Wort mehr hervorzubringen. Sein Echo, der Präceptor verstummte daher ebenfalls und zog seine Pfeife aus seinem Munde, während der Zollinspector die seinige zu Boden fallen ließ; der Wirth stöhnte und die Wirthin schlug von Bestürzung und Grauen die Hände zusammen.

Nachdem Rothmann seinen Namen und seine Heimath zur Kunde gebracht hatte, nahm er seinen Mantel über den Arm, sein Felleisen, seine Stiefel und seine Reitpeitsche in die Hand, stülpte seinen breitgeränderten Hut auf, verlangte von dem Wirth eine Kammer ange-

wiesen, grinsete mit nachlässigem Kopfnicken die Versammlung an, und verließ die Gaststube.

Sein Verschwinden gab das Signal zum Aufwallen erneuerter Beunruhigung der Zurückgebliebenen. Kein Wort ward eher laut, als bis der Wirth wieder herunterkam, nachdem er den Gast in eine unmittelbar oberhalb der Gaststube befindliche Kammer geführt hatte. Kaum aber trat der Wirth ein, so ward er mit einer Fluth von Fragen aus Aller Mund überströmt. „Wer war der Rothe" — „der Wirth mußte ihn schon früher gesehen" — „von ihm gehört haben" — „kurz er müßte etwas Näheres über ihn wissen." Der Wirth aber schwur hoch und theuer, daß er den Fremden heute zum Erstenmale gesehen hätte; ja, daß dieser nie zuvor im „schwarzen Schwan" erschienen wäre, und daß derselbe unter Gottes gnädigem Beistande auch nimmer wieder darin erscheinen sollte.

„Warum warst Ihr ihn nicht gleich zum Tempel hinaus, Gevatter?" fragte der Zöllner.

„Habt Ihr Lust es zu thun, so macht Euch an's Werk", versetzte der Wirth. „Ich meines Theils mag weder mit seinem keulenartigen Peitschenstiele noch mit seinen großen, rothen, pochhammerähnlichen Fäusten zu thun haben." Der Zollinspector machte ein Schafsgesicht, ohne eine Sylbe zu entgegnen.

Deutlich vernahmen jetzt die Versammelten schwere Fußtritte zu Häupten ihrer. Langsamen, abgemessenen Schrittes brachte der Rothe sie hervor. Eine Viertelstunde lang horchten die Bestürzten, in der Erwartung, das Gestampf würde aufhören; vergebens. „Trapp! Trapp!" ging's nach wie vor — der Rothe hörte nicht auf hin und her zu schreiten.

Furcht, Verwunderung, Aerger und Neugier tobten wechselsweise in den Klüften, so daß diese sich fortwährend wie auf der Folter fühlten. War doch um den Fremden herum etwas so Geheimnißvolles, so Unerklärliches, so Unergründliches — so Schauerliches! „Wer mag — wer kann er seyn?" war die Frage, die jeder von ihnen aufwarf, die jedoch keiner von ihnen klar zu beantworten wußte.

Mittlerweile war der Spätabend hereingebrochen; die Glocke der Thurmuhr hatte die zehnte Stunde verkündigt, dennoch dachte keiner der drei Gäste in der Herberge „zum schwarzen Schwan" an Heimkehr für die Nacht; nicht einmal der Pfarrer, der doch sonst ein strenges Decorum zu beobachten und lange vor zehn Uhr Abends sich nach Hause zu begeben pflegte. Der Lufthimmel, der bisher ziemlich klar gewesen war, fing an sich mit Gewölk zu überziehen. Von fern her rollte der Donner. Schwere, dicke Regentropfen schlugen dann und wann an die bleigefaßten Fensterscheiben, der Herbergstube — die hereinbrechende Nacht drohete mit einem furchtbaren Wettersturme. Des Gepraſſels draußen ward jedoch von unseren Versammelten nicht geachtet; wie schauerlich das Wetter auch war und noch werden würde, — so waren doch ungleich schauerlicher die nimmer ein Ende nehmen wollenden Fußtritte des geheimnißvollen rothen Gastes. Allgemach schwammen die verschiedenen erwähnten Gefühle der Fünf in ein einiges Gefühl des Grausens zusammen. Je mehr man über Natur und Wesen und Erscheinen des Fremden grübelte, desto mehr fühlte man sich gedrungen, Uebernatürliches in genauester Verbindung mit ihm zu denken. Sein rothes Haar, sein rothes Antlitz, seine brandrothe Bekleidung von der Halsbinde bis zum Pantoffel, vor Allem aber seine fürchterlichen Drohblicke, seine seltsam schrillende Stimme und seine geheimnißvolle Abstammung vom Ufer des rothen Meeres her gereichten unsern Dörflern zu Grausen und Entsetzen. Man rückte immer näher und näher zusammen, ja, so dicht aneinander, als ob Einer sich in den Andern hätte auflösen können, um so seiner Furcht und seines Bangens ledig zu werden.

Ein fürchterlicher Donnerschlag ließ sich vernehmen, als der spindelbeinige Stallbursch zitternd hereinwankte, und stammelnd seinem Herrn berichtete, wie der Gaul des fremden Reitersmannes schier toll geworden seyn müßte, indem derselbe hinten und vorn ausschlüge und sich geberdete, als wollte er die Krippe in tausend Stücke zersplittern. In demselben Augenblicke scholl das Wiehern des Thieres aus dem Stalle herüber,

dann wurden Hufschläge auf dem mit Feldsteinen gepflasterten Hofraume hörbar.

„Da haben wir's!“ schrie Seppel; „das Thier hat sich losgerissen. Der Teufel steckt in dem Rappen, wenn dieser nicht der Gottseybeiuns selbst ist. — Hu! was für Augen hat die Bestie im Kopfe! sehen sie doch aus wie —“

„Wie was?“ fiel der Wirth ein —

„Ja, wie was?“ riefen die drei Gäste zusammt der Wirthin.

„Wie feurige Kohlen!“ lallte der Stalljunge, der am ganzen Leibe zitterte und sich dicht neben den dünnen Schulmeister schob, zu welchem er in Folge seiner eigenen Magerkeit die meiste Zuneigung fühlen mogte. Durch Seppel's Bericht und Furcht wurden die Fünf nur noch aufgeregter und verwirrter.

Dabei nahm das „Trapp! Trapp!“ ihnen zu Häupten kein Ende; eine Pendeluhr hätte in ihren Schwingungen sich nicht regelmäßiger geben können, als die Tritte des Rothen sich gaben. Wäre in denselben nur eine einzige Pause eingetreten, oder hätten sie nur ihr Zeitmaß dann und wann gewechselt, so würden sie vielleicht eher erträglich gewesen seyn; so aber ließen sie rastlos einen und denselben schwerfälligen grausenvollen Tact vernehmen, daß sich denen unterhalb des „Trapp! Trapp!“ Befindlichen die Haare von Entsetzen sträubten, während draußen das Gewitter rasete und dann und wann das Wiehern und Hufgestampf des Rappen, gleichsam wie das Stöhnen und Umherstapfen eines Geistes der Finsterniß, durch das Toben der Elemente hindurchschallten.

Nicht aufzuzählen waren die Muthmaßungen, die von Wirthsleuten und Gästen über den geheimnißvollen Rothen gehegt wurden. Wir erwähnten, daß man ihn anfänglich für einen Spion, oder für einen Rattenfänger oder für einen Beschwörer hielt; doch diese Meynungen über ihn hatten sich jetzt ganz und gar geändert, denn man hielt ihn nunmehr für etwas unsäglich Schlimmeres. Ehrn Grundtert, in seiner unergründlichen Gelahrtheit, nahm handgreiflich in dem Unbekannten

nichts Geringeres als einen Ausstrom des hölliſchen Verſuchers ſelbſt wahr; welcher Wahrnehmung der nach Weisheit ringende Schulmonarch vollkommen beiſtimmte. Der Stalljunge, der bereits das Pferd des Fremden für den leibhaftigen Satan hatte anerkannt wiſſen wollen, war ganz natürlich geneigt, dem Eigner jenes Thiers nach der Anſicht der ehrwürdigen Ortsgeiſtlichkeit vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und die Uebrigen mußten vollends ein Gleiches thun, als der **pastor loci** die ſpitzfindige Frage aufwarf: „Kann dieſer furchtbare Rothe ein wahrhaftiges menſchliches Weſen ſeyn, da er vorhin eben denſelben Gedanken, den ich in Worte faſſen wollte, deutlich gegen mich ausſprach?“

„Nimmermehr kann er das ſeyn, vollends nicht, da er am Ufer des rothen Meeres geboren ward“, grunzte der Wirth.

„Ja, ja, wir Alle hörten's, daß er uns genau die Worte wiederholte, die wir hier zu einander geſprochen hatten, als er draußen war!“ — Wie laut die Herrſchaften zueinander geſprochen hatten, ward von ihnen nicht in Erwägung gezogen.

„Der Entſetzliche kann alſo an wenigſtens zweien Orten zugleich ſeyn“, argumentirte der Schulmeiſter.

„Ja wohl, ja wohl“, piepte der Stalljunge; „und mich nannte er, als er von ſeinem erſchrecklichen Rappen ſtieg, bei Namen; mich, der ich ihn doch nie zuvor geſehen hatte.“

Beweisführungen von ſo gewichtiger Natur war nichts in der Welt entgegenzuſtellen — „Ja, ja!“ riefen Alle wie aus Einem Munde, indem jeder von ihnen ſich bekreuzte; „er iſt der Teufel!“

„Wer hieran noch zweifeln könnte“, begann der Pfarrer in einem Zelotentone, „der betrachte die Kleidung des Fürchterlichen! Welcher Chriſtenmenſch durchzieht wohl brandroth bekleidet irgend ein chriſtliches Land? Iſt dieſes Brandroth nicht Abzeichen und Sinnbild und Panierfarbe des hölliſchen Pfuhles, aus welchem der Scheußliche uns zu Schrecken und Grauſen heraufſtieg?“

„Sah'n Dero Würden wohl wie ſein rothes Haar ihm gleich Bündeln Gelbwurzeln über den Nacken herabhing?“ fragte beipflichtend der Schulmeiſter.

„Und sah'n der Herr Doctor wohl den sataniſchen Blick, den er auf mich ſchoß?“ fügte der Zöllner hinzu.

„Und auf mich? — Hu! was für ein Blick!“ ſchnarrte der Präceptor.

„Hu! was für eine Stimme!“ rief der Wirth. „Klang ſie nicht wie eine verklemmte Trompete?“

„Aber er hat keinen Pferdefuß“, bemerkte ſehr ſinnreich die Wirthin.

„Ei was!“ donnerte Ehrn Grundtert dagegen. „Wenn Satanas es will, ſo kann er eben ſo gute Tanzfüße haben, als wir und unſere Nachbarn.“

„Alſo wohl gar noch zierlichere als dieſe, Herr Paſtor?“ fragte ſehr naiv die Wirthin, indem ſie ihren Blick auf die pedes ihres Ehegatten ſenkte, der ein widerwärtig watſchelnder Plattfüßler war.

„Freilich, freilich! Sapienti sat!“ ſchloß Ehrn Grundtert dieſe Verhandlung.

Die Scene war mittlerweile ganz und gar dieſelbe geblieben; draußen der Sturmwind, der Regen, die Blitze, der Donner, das Wiehern und Stampfen des Rappen und zu Häupten das endloſe, ſchauerliche „Trapp! Trapp!“ In der Gaſtſtube aber war das eine der beiden Lichter erloſchen, das andere bis in die Leuchterpfeife herabgebrannt, und hielt einen zweizölligen, gekrümmten, ſchwarzen Docht in die Höhe, der wie eine Thurmruine aus einem krankhaft gelben Flammenbrande hervorragte, ſo daß die drei mal zwei Beängſteten eng zuſammengedrückt ſo ziemlich im Dunkeln ſaßen.

Endlich ſchlug's im Orte zwölf Uhr — in demſelben Momente hörten die Tritte des furchtbaren Rothen auf — das Grauſen und Bangen in der Gaſtſtube ward dadurch eher noch erhöht, als vermindert. Eine minutenlange Pauſe trat ein — dann ſcharrte es oben, wie wenn Etwas die Kammer entlang geſchleift ward — dann öffnete ſich die Kammerthür, die gleich darauf mit Heftigkeit zugeſchlagen ward — dann ſtieg es dröhnend treppab. Das Bangen in der Wirthsſtube ging in Zähnklappern über; jeden Augenblick erwarteten die Geängſteten, Rothmann den Rothen in wahrhaftiger leibhafter Teufelsgeſtalt hereinſtapfen zu ſehen.

Die Wirthin sank ohnmächtig seitwärts — die bange Brust des magern Schulmeisters gereichte ihr glücklicherweise zur Lehne, obwohl zu einer etwas harten Lehne; der Wirth schnappte im eigentlichen Sinne des Wortes nach Luft; der Inspector kniff die Augen zu und stopfte so viele von seinen Fingern in seine Ohren, als er hineinbringen konnte; der Stalljunge war längst u den Tisch gekrochen, wo er die stattlichen Waden d. Pastors umklammert hielt, und der Schulmeister stammelte zu Wahrung seiner armen Seele eine halbe Strophe aus einem Kirchenliede hervor. Nur Ehrn Grundtext zeigte noch einen leisen Anflug von Fassung, so daß er die Worte lallte: „Apagate Satanas! sey vertrieben von hinnen bis auf den Grund des rothen Meeres!"

„Ich gehe schon, und zwar so hurtig als ich kann!" schrie der Fremde, als er an der Gaststubenthür vorüberging, um hinaus in's Freie zu gelangen. Sein Ruf schreckte die ganze Gesellschaft auf, so daß diese zu den Fenstern hinrannte, um nöthigenfalls durch diese Reißaus zu nehmen, da Flucht durch die Thür sie, ihrer Meynung nach, geradezu in die Klauen des Fürchterlichen jagen würde. Bei'm Scheine der Blitze, die einer dem andern wie im Nu folgten, sahen sie nun draußen die riesige Gestalt eines Mannes, der in einen dunkelfarbigen Mantel gewickelt durch die das Schenkhaus umringende Zaunhecke schritt, an welcher sein stampfender Rappe wiehernd des Kommens seines Herrn zu warten schien; sahen wie er seinem Thiere das mit herabgebrachte Felleisen aufschnallte, seine vorhin zu Boden geworfene Peitsche mit dem Keulengriffe wieder aufraffte, sich hurtig in den Sattel schwang, und dann unter scheußlichem Hohngelächter durch Sturm und Ungewitter die Heerstraße entlang galoppirte. —

Erst als der Tag dämmerte, konnten Wirth und Wirthin „zum schwarzen Schwan" ihr Entsetzen und Bangen in so weit bewältigen, daß sie hinauf in die Kammer stiegen, die dem Fremden eingeräumt gewesen war — und o! welch ein Anblick harrte ihrer dort! Die stets wohlverschlossene Seitenthür dieser Kammer, welche in das Schlafgemach der Eheleute

führte, stand weit offen gleichwie in dem erwähnten Gemache der Schreibeschrank des Wirthes. Ach! dieser Schreibeschrank bot vollends einen herzzerschneidenden Anblick dar, denn all sein edleres Eingeweide, das in einer Geldsumme von nahe an zweitausend Thalern, in einer werthvollen Taschenuhr, in verschiedenen goldenen Schmucksächelchen der Frau, und in mehreren, nur bei festlichen Gelegenheiten hervorzunehmenden silbernen Geräthen bestanden hatte, war ihm rein ausgeschüttet — Alles, Alles miteinander war mit dem schauerlichen Fremden weit, weit weg die Heerstraße entlang geritten! —

Seitdem hat sich Rothmann der Rothe in jener Gegend mit keinem Auge wieder erspähen lassen, wiewohl das Fünf-Kleeblatt, dessen Stiel gar malerisch in der Person des Stalljungen Seppel sich verkörpert wies, sich überzeugt halten konnte, daß der schauerliche nächtliche Gast keineswegs durch Ehrn Grundtext's Bannfluch auf den Grund des rothen Meers gesenkt worden war. —

Ueber den Aberglauben der in der Gaststube „zum schwarzen Schwan" versammelt gewesenen Personen lächelt unsere heutige, um so viel weiter vorgerückte und stets immer weiter vorwärts strebende Zeit; ob aber bei allem ihren Vorwärtsstreben und trotz ihrer neueren und neuesten Aufklärer, sie nur um ein Härchen breit besser als jene früheren es versteht, sich gegen Schelme und Schwindlertrug, so in geistlichen wie in weltlichen Dingen, sicher zu stellen; ob nicht allerlei jesuitische Teufel, die Seiner höllischen Majestät zu rathen aufgeben könnten, noch heutiges Tages, wenn auch nicht eben in brandrothen, doch in allerlei gar hochmodischen Röcken von beliebiger Farbe unheilstiftend im lieben Lande der Unserigen umhervagiren, um uns kostbare, ja unersetzliche Lebensgüter zu stehlen — das sind Fragen, deren Beantwortung ich dem scharfsinnigsten Cosmopoliten unter meinen geschätzten Lesern überlassen muß.

Palcotti.

Eine wahre Geſchichte.

„Hamlet. Ha, ha! Seyd Ihr tugendhaft?

Ophelia. Gnädigster Herr!

Haml. Seyd Ihr schön?

Oph. Was wollt Ihr damit sagen, Hoheit?

Haml. Daß wenn Ihr tugendhaft und schön seyd, Eure Tugend keinen Verkehr mit Eurer Schönheit halten sollte.

Oph. Könnte Schönheit, mein Prinz, besseren Umgang als mit Tugend haben?

Haml. Ja, fürwahr! denn die Macht der Schönheit wird eher die Tugend in eine Kupplerin verwandeln, als die Gewalt der Tugend im Stande ist, die Schönheit sich ähnlich zu machen. Dies war ehemals ein paradoxer Satz, jetzt aber wird er durch die Zeit bestätigt."

Shakspeare.

Durch die alten Säle und teppichbehangenen Gemächer von Schloß Alton, dem Stammsitze des Herzogs von Shrewsbury, machte geschäftige Vorkehrung sich hörbar. Mistreß Collins, die alte Haushälterin, mit ihrem verschossenen fahlbraunen seidenen, hinten aufgenadelten Rock und ihrer Flügelhaube über dem Haarkissen, welches ihre Silberlocken bedeckt hielt, war bei Tagesanbruch zu Beinen, und trieb ihre Mägde an die Arbeit. Fenstervorhänge und Möbelndecken wurden abgenommen und ausgestäubt, Spinnengewebe mußten aus ihren luftigen Höhen verschwinden, Alles ward gesäubert und geputzt und wieder bedeckt und behangen, und auf das Kaminsims wurden, in orientalischen Vasen, des Gartens köstlichste Blumen gestellt, damit sie, wie Dame Collins zu Nelly, der obersten Hausmagd sagte, Seiner Herrlichkeit, dem Lord, „ein süßer Geruch“ seyn mögten.

Doch ach! die Blumen verwelkten, und Seine Herrlichkeit kam nicht, um den Schmaus zu verzehren, der seiner patricischen Nase bereitet worden war. Endlich eines Abends, als die unermüdliche alte Haushälterin auf den Zehen stand, um einige frische Duftpflanzen in vorbenannte Porzellangefäße zu stecken, ward die Allee herab das Rollen eines Wagens vernommen. Es war wirklich ein Wunder, daß das ehrliche Mütterchen in

ihrer Freude nicht die schöne und kostbare Vase zertrümmerte. Hinunter watschelte sie, wie eine alte Ente, die ihrer jungen Brut nachwill, während sie im Gehen ihren Rock herunternadelte, und ihre große Schürze aus geblümtem Muslin zurechtstrich.

Es war wirklich der Herzog; aber er kam nicht allein. Nachdem er aus dem Wagen gestiegen war, half er einer Dame heraus, die köstlich nach ausländischer Weise gekleidet, und mit einem langen Schleier bedeckt war, welcher beinahe ihre ganze Person verhüllte. Die Haushälterin stand erstarrt; hinter ihr guckten die jungen Dienstmägde hervor, während der kleine, stattliche, rothnasige Haushofmeister seine Maulwurfsaugen weiter aufriß, als es zu deren Sicherheit und Gemächlichkeit räthlich zu seyn schien. Hätte jedoch irgend etwas die alte Haushälterin vermögen können ihren angeerbten Widerwillen gegen alles Nicht-Engländische von sich abzuthun, so würde es das schöne Geschöpf gewesen seyn, welches ihr jetzt von dem Lord als ihre künftige Gebieterin vorgestellt ward. Die zarte Gluth der Bescheidenheit, die das lieblichste und geistreichste Gesicht erhellte, das man nur sehen kann, hob höchst vortheilhaft jene schönen Züge hervor, die man selten anderswo als im klassischen Lande des Gesanges erblickt, und der Verschleierten leise, liebliche Stimme vollendete, wenn sie sich hören ließ, den Zauber weiblicher Vollkommenheit.

Daß die Dienerschaft laut in ihrem Lobe der Schönheit ihrer neuen Gebieterin war, kann nicht geleugnet werden; bei alldem aber blieb diese doch eine Ausländerin, folglich eine Papistin; und in jenen Tagen, in welchen die uralte Familie Talbot sich der herzoglichen

Würde rühmte — Tage die denen der Abdankung Jakobs des Zweiten unmittelbar folgten, ſtand in England, wie ich dem Leſer wohl nicht erſt zu ſagen brauche, das Papſtthum, und zwar nicht ohne Grund, in ſehr üblem Geruche. Mit feierlicher Miene verſicherte Dame Collins dem Haushofmeiſter, es wäre dies ein Ding, das in chriſtlichen Ländern nicht geduldet werden müßte. „Ach, Mr. Amos!“ ſeufzte die Alte, „es war ein böſer Wind, der unſern Herrn über See in das Pfaffenland wehete. Wir haben jetzt davon nichts weiter als ausländiſchen Firlefanz, der im alten ehrwürdigen Schloſſe das Untere zu oben kehrt. Mich ſoll verlangen, ob ſie auch einen Mönch als Beichtvater nachkommen läßt. Der Herr ſchütz' uns! daß ſolches ſich hat ergeben müſſen, und am Ende obendrein blos um eines hübſchen Geſichtchens willen; denn ich will wetten ſo hoch man will, daß ſie keine Guinea im Vermögen hat.“

„Sehr wahr geſprochen, Mrs. Collins,“ wiederkäuete der alte Hausbofmeiſter, „der Herr ſchütz' uns, daß ſolches ſich hat ergeben müſſen! Was würde der alte Lord ſagen, wenn er aus ſeiner Gruft herausgucken könnte? Und faſt ſollte man glauben, er müßt' es thun, um zu ſehen, wie der Herzog eine Gemahlin von den Pfäffiſchen nimmt; da doch ſo viele hübſche Ladies in ſeinem Vaterlande halbtoll von Freude geworden ſeyn würden, wenn ſie ihn hätten zum Gemahl bekommen. Was wird die arme Lady Conſtanze dazu ſagen? und die hübſche Miß Polly Talbot, die mir ſelbſt verſichert hat, daß ſie ihren Vetter mehr liebe als ihren leiblichen Bruder? Ich glaube nicht, daß Eine von ihnen auf Mylord's ausländiſche Gemahlin freundlich hinblicken wird.“

Dies, und mehr dergleichen Geschwätz, fiel zwischen dem alten Dienerpaare vor, als dieses bei'm Abendessen in dem Zimmer der Haushälterin saß, während die untergeordnetere Dienerschaft eben so freisinnig, und nicht um eines Athemzuges willen freundlicher denselben Gegenstand in der Gesindestube beplauderte, und die Furcht äußerte, die Ausländer die noch kommen mögten, würden sie miteinander zum Schlosse hinausjagen.

Hierin aber waren sie weder gegen sich selbst, noch gegen ihren Gebieter gerecht. Der Herzog kannte den Werth engländischer Dienstboten, von denen noch bis zu diesem Tage gesagt werden muß, daß Niemand so sauber ist als sie es sind, daß Niemand so respectabel, aber auch Niemand so frech aussieht, als sie aussehen. Alle Handlungen Seiner Durchlaucht bezeichneten sich mit Rechtlichkeit; und die Liebe, wie mächtig auch sie ihn ergriffen hatte, würde ihn nimmer in dem Betrachte zum Sclaven gemacht haben, daß er über sie sein richtiges Gefühl und seine klare Vernunft hätte einbüßen können. Aus diesem Grunde vermehrte er sein Hauswesen nur durch eine einzige ausländische Person, und diese war eine Italienerin, und die Zofe Magdalenens. Sie war seit Jahren die Freundin und Vertraute ihrer jungen Gebieterin gewesen, hatte ein heiteres, gleich ihrem heimathlichen Himmel wolkenloses Gemüth, und war eine werthvolle und fröhliche, jedoch auch bescheidene Gesellschafterin der Herzogin im Lande der Fremden.

Agnes ward jedoch mit den engländischen Sitten und Gebräuchen nicht so bald vertraut als ihre Herrin. Keines Gatten Liebe ersetzte ihr ihre abwesenden Freundinen; nichts bot sich ihr dar, um ihr die Erinnerungen an das

liebliche Italien mit seinen Mondscheinserenaden, seinen köstlichen Früchten und seinen prunkenden Kirchenfeierlichkeiten, an welchen Letzteren ihre Seele mit wahrem kindlichen Ergötzen hing, zu verscheuchen. Agnes war römisch-katholisch im reinsten Sinne des Wortes, und die kleinen Formalitäten und mystischen Observanzen ihres Lehrglaubens erregten oft das Lachen der übrigen Dienerschaft; so daß Agnes verdrießlich und fast weinend sich in ihrer Herrin Zimmer flüchtete, und sich wunderte über die Frechheit und Unwissenheit der Engländer, womit diese dem Papste das Recht ableugneten, alle diejenigen einzukerkern, zu verbrennen und zu vertilgen, die ihn nicht als den höchsten Herrn der Seelen und Leiber alles Christenvolkes anerkennen wollten.

Bevor wir die neue Herzogin der gaffenden Gemeinde darstellen, die am nächstfolgenden Sonntage sich in der Kirche zu Alton versammelt hatte, wollen wir einen Blick auf Begebenheiten werfen, die sich vor der Vermählung des Herzogs mit der lieblichen Magdalene zutrugen.

Unter dem lichthellen Baldachin eines italischen Himmels, und umringt von Pomeranzenhainen und Myrrthengebüschen, kann die Liebe keine dauernderen Kränze winden, als in unseren kälteren Landen, im Schatten ehrwürdiger Eichen und in lieblichen, wenn auch nicht köstlichen Hagdornlauben; allein dem romantisch gestimmten Gemüth wird derselbe Gegenstand reizender erscheinen, sobald die verschwenderische Hand der Sentimentalität ihn ausstattet, und ihn von den Juwelen verfeinerter Schönheit funkeln läßt. So zum mindesten stand es um die Geschichte des hübschen und anmuthigen Herzogs von Shrewsbury, als er umringt von holder italienischer Landschaft dasaß,

und auf das liebliche, halb von ihm abgewendete Gesicht der Signorina Madalena di Paleotti blickte.

In seinem Vaterlande war der Lord oft in die Netze der Schönheit eingefangen worden; allein zufälliges Zusammentreffen in Assembleen oder auf Bällen, und das kalte Ceremoniel und das Alltagsgespräch und die herzlose Redeweise, womit so manche engländische Schöne sich umgiebt, hauchten solche Nebelluft über das neuangezündete Feuer, daß dem Lord, ehe sein Herz noch hinlänglich ergriffen worden war, um eine stätige Flamme zu nähren, „der Liebe junger Traum“ hatte entschwinden müssen. Jetzt jedoch, inmitten von Umgebungen wie sie dem fabelhaften Arkadien angehörten; jetzt, im Lande der Poesie und des Sanges, beschlich ihn die Liebe mit Syrenenlockungen, während er zu spät versuchte, Ohr und Herz gegen dieselben zu verschließen. In den elysäischen Gärten des Palastes Paleotti, oder zwischen den noch immer von dem geschiedenen Genius angehauchten Ruinen der Umgegend, hätte er seine Tage mit der zarten Magdalene verleben können. Der mitternächtliche Tanz, die Mondscheinserenade, das duftige Liebesbriefchen und das köstliche Liebespfand schwellten miteinander ihm die erwachenden Gedanken, und verliehen seinen Träumen einen Rosenschimmer, der dem des Himmelsgewölbes glich, unter welchem er um Gegenliebe warb. So vereinigten sich alle äußeren Gegenstände zur Steigerung des Thermometers der Liebe und umgaben seine Erkorene mit einem Heiligenschein, der eine so liebliche Verkörperung weiblicher Zartheit und Anmuth vergötterte, als dieselbe jemals aus der Zauberhand eines Phidias oder Praxiteles hervorgegangen war.

Magdalena hatte Vater und Mutter verloren, als sie noch Kind war. Durch die klösterliche Erziehung, die man ihr ertheilt hatte, war ihre Gemüthsstimmung so sinnig und schwermüthig worden, daß ihre Gespielinnen sie nicht anders als die kleine Nonne zu nennen pflegten. Sie hatte keinen Verwandten, außer ihrem Bruder, dem Marchese di Paleotti, über dessen Hauswesen sie uneingeschränkte Herrschaft führte, gegen den sie jedoch mehr die Hochachtung einer Tochter, als die Zuneigung einer Schwester blicken ließ.

Fernando, Marchese di Paleotti, zu Bologna geboren, war das Haupt einer edlen italienischen Familie, und diente zur Zeit der Königin Anna als Oberster in der kaiserlichen Armee. Schön stand ihm die Uniform zu seinem kühnen u[illegible] ritterlichen Wesen, zu seinem hohen, majestätischen W[illegible]e und seinem schönen Gesichte von ächtitalienischem Umrisse. In seinem dunkeln Auge war jedoch Etwas, wovor man zurückbebte — Argwohn schien aus demselben herauszuschielen, wie groß und feurig es auch seyn mogte. Sein in der Kindheit durch unzeitige Nachgiebigkeit verderbtes Temperament, und sein durch Schmeichelei der Parasiten in seinen reiferen Jahren geschwellter Stolz machten ihn verstockt gegen allen Rathschlag und ungestüm gegen jeden Zwang; so daß Wenige wagten den schlummernden Löwen zu wecken, der beständig bereit zu seyn schien aus seinem leichten Schlafe aufzufahren.

Der Herzog von Shrewsbury, mit aller Offenheit eines gutmüthigen Menschen, und mit aller liebenswürdigen Arglosigkeit eines Gemüthes, das alle Menschen für redlich hielt, weil sie es zu seyn schienen, war für

einen Mann wie Paleotti kein sich eignender Gesellschafter; und wäre nicht Magdalene gewesen, so würden beider Männer Hände einander niemals in Freundschaft begegnet seyn; allein der Marchese kannte recht gut den Werth eines solchen Bewerbers um seine Schwester. Das Bündniß schmeichelte eben so sehr seinem Stolze, als es seiner Eigensucht zusagte. Der Reichthum seines Schwagers konnte ihm von Nutzen seyn, denn seine Vergnügungsucht und seine ausschweifende Lebensweise hatten bereits den größten Theil der bedeutenden Güter verschlungen, die nach dem Absterben seines Vaters ihm zugefallen waren. Eine Börse, der er freundlich zusprechen konnte, war also für Paleotti so lange wünschenswerth, bis er sich mit irgend einem reichen Frauenzimmer vermählt haben würde, die ihn in den Stand setzen mögte, sich in derjenigen fürstlichen Lebensweise zu zeigen, in der sein Stolz sich so wohl gefiel.

In der Hoffnung also Magdalena zu einer Herzogin von Shrewsbury gemacht zu sehen, bot der Marchese Alles auf, um den jungen Talbot mit ungewöhnlichem Glanze zu bewirthen; jedoch unter der Maske blendender Höflichkeit barg Paleotti die bitteren Gefühle der Engherzigkeit und des Neides gegen seinen edlen Gast, weil dieser größere Reichthümer und höhere Tugenden besaß, als er selbst sie sein nennen konnte.

Es mag sonderbar scheinen, daß der Herzog, der doch Niemanden als sich selbst zu befragen hatte, damit zögerte, der schönen Italienerin seinen Heirathantrag zu machen. Die Sache aber war die, daß in seiner ehrlichen und aufgeklärten Seele eine tiefeingewurzelte Abneigung gegen die Glaubenslehre Magdalenens, näm-

lich die der Kirche von Rom vorhanden war. Verschiedenheit der Religion bedünkte ihn im Eheſtande eben ſo unſtatthaft, als verſchiedene Intereſſen; und er hielt es für unerläßlich, daß beide Theile eben ſo gut an einem und demſelben Altar beten, als auf einem und demſelben Lager ruhen, oder an einer und derſelben Tafel ſich ſättigen müßten.

Shrewsbury verſuchte, ſich dieſes wegzuvernünfteln und der Liebe die Oberherrſchaft über das Alles einzuräumen; allein es wollte damit nicht gehen. Die Religion hatte ſich in ſeinem jungen Herzen veſtgeſetzt, ehe die Welt in demſelben ſtimmfähig werden konnte; und Gottes heiliges Wort, von den Lippen eines Vaters und Lehrers gefloſſen, war ihm ein Geſetz worden, und ſolchem zuwider zu handeln, hieß jegliches Gefühl in ihm empören. Er hätte für Magdalena ſein Leben hingeben können, allein ſeinem Lehrglauben zu entſagen würde ihm unmöglich geweſen ſeyn. Was konnte er in dieſer Bedrängniß thun? Fliehen? Konnte er ein weibliches Weſen fliehen, das er wahrhaft liebte und von welchem er wahrhaft wieder geliebt ward? Denn Shrewsbury konnte nicht blind gegen die zarte Leidenſchaft ſeyn, von der Magdalenens Antlitz erglühte, wenn er ſich ihr zeigte oder wieder von ihr ging.

Dennoch hatte er nach mancher unter den Kämpfen ſeiner Liebe mit ſeinem Gewiſſen ſchlaflos hingebrachten Nacht endlich Flucht beſchloſſen, als das Geſchick es fügte, daß ſein Gewiſſen den Sieg davontragen ſollte. Tags zuvor ehe der Herzog Rom verlaſſen wollte, fand im Schloſſe Paleotti, zu Ehren des Namensfeſtes einer jungen vornehmen Neapolitanerin, der der Marcheſe

den Hof machte, ein Maskenball statt, dem Shrewsbury sich nicht wohl entziehen konnte.

Nichts von der Köstlichkeit in der Ausschmückung des Festes! Nichts von der Anmuth und Lieblichkeit, womit die Italienerinnen sich im Tanze zu bewegen pflegen! Unsere Geschichte erheischt andere Darlegungen.

Ungeachtet alle Anwesende Masken trugen, erkannten der Liebenden Augen dennoch den geliebten Gegenstand; allein der Herzog hielt sich fern von Magdalenen. Er [illegible]lte, daß er zu lange schon sich jene kleinen Galan[illegible]'een erlaubt hatte, die im Lande der Poesie heimisch [illegible]d und die von seiner romantischen Gemüthslage nur allzusehr aufgefaßt worden waren. Magdalene hingegen würde, gewöhnt an die müssigen Huldigungen ihrer Landsleute, bei des Grafen Aufmerksamkeiten gegen sie, weiter nichts gedacht haben, wenn nicht dessen Augen, dessen ehrliche engländische Augen, weit mehr als seine Lippen zu verstehen gegeben und einer geschenkten Blume oder einem gesungenen Liedchen eine tiefere Bedeutung verliehen hätten. Die arme Magdalene sah wie der Herzog sie auf dem Balle vermied, obwohl sein Blick jeder ihrer Bewegungen folgte; und einmal, als sie an ihm vorüberging, hörte sie ganz deutlich ihn seufzen. Durch eine so plötzliche, so unerwartete Umwandlung ward ihres Herzens Neigung beunruhigt. Die fröhliche Umgebung ward ihr beklemmend; sie suchte eine Gelegenheit zu entschlüpfen, und stahl sich in eine abgelegene Gegend der Gärten, wo sie in einen dem Apoll geweiheten kleinen Tempel trat. Sie nahm hier die Maske ab und kühlte ihre Stirn im milden Nachtwinde, [illegible]er durch die vergüldeten Gitterstäbe der Fenster wehete [illegible]die Düfte der Citronen-

blüthe auf seinen Schwingen trug; das Herz aber blieb ihr schwer, sehr schwer dabei. Sie überblickte die Vergangenheit, sie prüfte jedes Wort, das sie zu dem Herzog gesprochen hatte; denn daß sie diesen beleidigt oder betrübt haben müßte, war ihr außer Zweifel.

Während Magdalena in ihren Grübeleien vertieft war, hörte sie in der Nähe des Pavillons zwei Männerstimmen erschallen, von denen eine die des Herzogs war.

„Nun", sagte dessen Gefährte, den sie an seinem Accente für einen Engländer erkannte; „nun, ich bin bereit aufzubrechen, sobald es Ihnen beliebt, allein ich gestehe, daß eine so plötzliche Abreise mich Wunder nimmt. Ich hätte nimmer geglaubt, Sie könnten sich entschließen die schöne Magdalena Paleotti zu verlassen."

„Auch ist dies keine leichte Aufgabe, Clifford, das versichere ich Dir," antwortete der Herzog, „jedoch unsere Religion scheidet uns, und so wird es besser seyn nicht zu zögern, sondern zu fliehen, da ich es noch vermag."

Augenblicklich erkannte Magdalena die Wahrheit der ganzen Sache. Ihr Lehrglaube also war die Schranke ihres Hoffens — die Scheidelinie zwischen ihr und Shrewsbury! Ohne diese Schranke würde sie die Gattin des Geliebten seyn können! Ihre Wangen erbleichten — ihr Herz bebte. An einen Pfeiler gelehnt, schloß sie die Augen und blieb regunglos und uneingedenk der Nähe Shrewsbury's, der, als Clifford sich bei ihm beurlaubt hatte, in den Tempel getreten war, und mit Blicken unverkennbarer Liebe und Bewunderung an ihr haftete. Ohne zu wissen daß er laut ward, seufzte er den Namen „Magdalena" aus, worauf die

Schwester Paleotti's aufschreckte, das Ungeziemende dieses Zusammentreffens erkannte und sich wegbegeben wollte.

„Bleib, holde Magdalene!“ sagte Talbot. „Schon während des ganzen Abends sehnte ich mich nach einer Gelegenheit, wie sie sich jetzt mir bietet. Ich mögte mit Dir reden, Dir Einiges erklären, was etwa in meinem Benehmen als eine Umwandlung erschien —“

„Ein anderes Mal,“ fiel das Mädchen hastig ein.

„Nein, Signora,“ entgegnete der Herzog, „es muß jetzt geschehen, denn morgen verlass' ich Rom.“

Magdalenens Herz war zu voll, als daß sie hätte reden können. Sie ließ es zu, daß Shrewsbury sie wieder zu ihrem Sitze führte, wo er neben ihr Platz nahm und nun die Kämpfe schilderte, unter denen er gerungen hatte. Mit aller Beredtsamkeit der Liebe beschrieb er, was er für Magdalena Paleotti empfand, und überließ sich dann, indem er die Verschiedenheit Ihres beiderseitigen Lehrglaubens berührte, einem Erguſſe so inniger Frömmigkeit, daß Magdalena laut schluchzte. Eine Stunde verging auf diese schmerzlich süße Weise, dann schieden Beide in Schweigen und Thränen von einander.

Eilen wir jedoch zur Entwickelung dieser Liebesgeschichte. Der Herzog verließ Rom und begab sich nach Deutschland, und Magdalena litt schwer durch die Zerstörung ihres Hoffens und durch ihres Bruders Unwillen gegen sie. Des Marchese Aerger und Verdruß war sonder Grenzen, als er hörte, daß Talbot abgereiset war, ohne seiner Schwester einen Heirathantrag gemacht zu haben. Vergebens stellte Magdalena ihm den Grund vor, durch den der Herzog dazu vermogt

worden war — einen Grund, den Paleotti durchaus keiner Berücksichtigung werth achtete. So verlebte Magdalena höchst kummervolle Tage. Wohl erwog sie, was Shrewsbury ihr über Religionverschiedenheit gesagt, fleißig auch las sie in den Büchern, die er über Glaubenssachen ihr mitgetheilt hatte. Befangen, bald dieses bald jenes Weges gelockt, suchte sie Zuflucht bei ihrem Beichtvater; allein Pater Antonio gewährte ihr geringen Trost, denn er schärfte ihr ein, jeden Gedanken an den Herzog, als an einen Ketzer, zu verbannen. Er rieth ihr, die Heiligen und die Märtyrer anzurufen, daß sie Kraft gewinnen mögte, ihre unglückselige Leidenschaft zu bemeistern; er schrieb ihr Fasten und Kasteiungen vor, und machte es ihr zur Pflicht, ihn allein um alles zu befragen, was über die Einsicht ihres zarten Alters ginge. Die arme Magdalene weinte und betete, fastete und kasteiete sich; doch blieb das Alles vergeblich. Endlich — gern würfen wir einen Schleier über den einzigen Tadel, der an Magdalenens Erdenwandel hat haften können; indessen die Wahrheit muß erzählt werden — endlich beschloß die unglückliche Liebende ihrem Lehrglauben zu entsagen und zur protestantischen Kirche überzugehen. Verkleidet entfloh sie nach Augsburg, wo sie, nachdem sie feierlich der römischen Kirche entsagt hatte, die Gemahlin des Herzogs von Shrewsbury ward.

Es bedurfte der Bitten bei Paleotti nicht viele, um diesen zu vermögen, die Heirath seiner Schwester mit einem der edelsten Peers von England zu billigen; obwohl Magdalena, um dieser Heirath willen dem Schooße der heiligen Mutterkirche entronnen war; und der Herzog kehrte mit seiner jungen Gemahlin glücklicher nach England

zurück, als er jemals geglaubt hatte die meerbespülten Küsten desselben wieder zu betreten.

Es war am Sonntag Morgen, an welchem Magdalena zuerst öffentlich zu Alton als Herzogin von Shrewsbury sich zeigen sollte. Den Blick zu Boden gesenkt, schritt sie ihrem Sitze in der Kirche zu, indem sie bei dem Gedanken erröthete, wie argusäugige Matronen und spitznasige alte Jungfern mit Blicken des Tadelns oder Krittelns an ihr hafteten; und wirklich gingen, trotz der heiligen Stätte, die Lästerzungen hurtig genug an's Werk, um zu bemerken, wie ein Zahn zu lang, die Nase zu kurz, eine Wange zu bleich oder eine Hand nicht weiß genug an ihr wäre; allein von allen solchen Mängeln konnte keiner wahrgenommen werden, als die Herzogin frei dastand und Allen sichtbar war. Da es nicht gelingen wollte auf diesem Wege etwas zu erspähen, wodurch die Frau Herzogin hätte „entherzoginnt" werden können, versuchte man es auf andere Weise; und als Lady Constanze wieder ausgebracht hatte, was ihrer Kammerfrau von der Zofe der Herzogin erzählt worden war — denn die gute Agnes hatte den bösen Fehler, gern ein vertrauliches Geschwätz abzuhalten, — kam wie durch Zauberschlag das Gerücht in Umlauf, die schöne Italienerin hätte um einer herzoglichen Krone und einen Wagen mit Sechsen willen ihre Religion abgeschworen. „Wie schrecklich!" schrieen die Mütter; „wie garstig!" piepten die getäuschten Töchter; die miteinander ihre Religion und alles was sie sonst haben mogten, dafür hingegeben haben würden, wenn sie einen so stattlichen Gemahl und einen so kostbaren Juwelenschmuck hätten dadurch erlangen können, wie Magdalena

den Einen und den Anderen beſaß. Durch verſtändige Rückſprache mit ihren Zofen kamen jedoch Alle auf beſſere Gedanken, denn ſie ſahen ein, es würde keineswegs herabwürdigend ſeyn, wenn ſie trachteten ſich die Gunſt der neuen Herzogin zu erringen, die einen hübſchen Bruder hatte, der ein Marcheſe und obendrein Oberſter in der kaiſerlichen Armee war. Alte Gewänder wurden alſo neu aufgeſtutzt, neue Kleider nach dem neueſten Schnitte gefertigt, und alle Talente von den heirathluſtigen Töchtern der gnädigen Mama's ausgekramt, die in geſteiften Halstüchern, in Reifröcken und unter thurmhohem Haaraufputz ſich demüthig der Huld und Gnade der Frau Herzogin zu empfehlen ſtrebten.

So fand durch den Einfluß des Eigennutzes Anderer die Herzogin ſich bald bei ihren älteren und jüngeren Nachbarn und Nachbarinnen hoch angeſchrieben. Zu menſchenfreundlich, um hinter die Maſke der Höflichkeit zu blicken, welche von Allen angelegt worden war, zeigte Magdalena den veſteſten Glauben an alle zur Schau getragene Fülle von Tugend und Gutherzigkeit, ſo daß ſie ihr Herz von Dank gegen ihres Gatten Landsmänninnen erwärmen fühlte, welche ihr, der Ausländerin, mit ſo vieler Aufmerkſamkeit entgegenkamen. —

Während einiger Jahre nach ſeiner Vermählung trug ſich in der Familie des Herzogs von Shrewsbury nichts Erzählenswerthes zu. Man verlebte das Jahr theils in der Stadt, theils auf dem Landſitze der Familie, an welchem letzteren Orte die Ankunft der Herzogin jederzeit ein Ergebniß von Wichtigkeit war, dem ſo die Armen wie die Vornehmen der Gegend und Umgegend mit Sehnſucht entgegenſahen. Die Sehnſucht der Erſteren

bezog sich auf die Segnungen, die von allen Großen verbreitet werden sollten, und die von Magdalenen so reichlich gespendet wurden; die der Letzteren trachtete nach Erkenntniß der neuesten Kleidermode und dem jüngsten vornehmen Ton in der Hauptstadt. Langte die Herzogin nun endlich an, so stiegen Dankgebete der Armen gen Himmel empor, während Ladies und Misses mit Gierblicken Magdalenens pelzverbrämte Schärpe und hermelinbesetzten Turban verschlangen.

Eine Wolke senkte sich endlich über den Sonnenschein von Magdalenens Leben. Ihr Bruder, der Marchese, kam nach Abschluß des Utrechter Friedens nach England. Der Herzog und die Herzogin ließen es an keinem äußeren Zeichen der Freundlichkeit gegen ihren Gast fehlen, obwohl sie dessen Besuch beklagten, weil der Marchese leicht zu ferneren Verirrungen, namentlich zum Spiel verleitet werden dürfte, wozu London nur allzusehr Gelegenheit giebt. Palcotti gefiel sich in dem Glanz und der Pracht, wovon seine Schwester umgeben war, deren Beistandes er jetzt bedurfte; denn durch sein lockeres Leben war er beinahe an den Bettelstab gebracht worden. Schon längst hatte er seine Erbgüter in Baarschaften verwandelt, von denen er den äußern Schein des Reichthums aufrecht zu erhalten gedachte, bis gutes Glück ihm etwas Wirkliches und in seinem Sinne Namhaftes in den Weg werfen mögte.

Der Rang und die Persönlichkeit des Marchese gewannen ihm augenblicklich Zutritt in die vornehmsten Kreise, und Magdalenens Modefreundinnen wetteiferten miteinander, den hübschen und altadeligen Italiener bei sich willkommen zu heißen.

Als eine Art von untergeordneter Gesellschafterin hielt sich um diese Zeit bei der Herzogin ein junges Mädchen, die verwaiſete Tochter eines irländiſchen Predigers auf. Helene Cornwall war ein ſehr hübſches und dabei anſpruchloſes, fleißiges Mädchen, in allen feinen Nadelarbeiten trefflich geübt, beſaß eine liebliche, unverkünſtelte Sangſtimme, mit der ſie die wilden Nationalgeſänge ihrer Heimath zum Entzücken vortrug, und las ihrer Herrin und Beſchützerin mit dem reinen Pathos der Natur, Geſchichtchen der Phantaſie und des Gefühls vor, wie ſie in jenen Tagen der Leſerwelt übergeben wurden. Dabei beſaß Helene ein zartes, wiewohl allzu empfängliches Herz, ſo daß ſie bald ein Gegenſtand lebhafter Theilnahme Paleotti's ward, deſſen rauhere Natur durch des Mädchens Zartheit geſänftigt zu werden ſchien, deſſen Stolz ſich durch ihre klar zu erkennende, wiewohl in den Schranken der Jungfräulichkeit bleibende Bewunderung geſchmeichelt fühlte.

Es währte ein Weilchen bevor die Herzogin die gegenſeitige, zwiſchen dem Marcheſe und ihrer Pflegebefohlenen herrſchende Leidenſchaft entdeckte, über welche eben ſo wohl der Stolz Fernando's als die Beſcheidenheit Helenens einen Schleier breitete. Endlich jedoch drang Magdalena in das Geheimniß, und es kam zu einer Erklärung, die des Peinlichen viel mit ſich führte. Paleotti war viel zu ſtolz, als daß er eine Pfarrerstochter hätte ehelichen wollen; und Helene Cornwall, tief gekränkt und verletzt durch einen Antrag, den der Marcheſe ihr in Geheim gemacht hatte, warf ſich in die Arme der Herzogin und flehete dieſe an, ſie nach Irland zurückzuſchicken. Mit Widerſtreben mußte die Beſchützerin

in des Mädchens Bitte willigen, so daß, ohne des Marchese Wissen, Helene Cornwall sich unter Gebeten, und beladen mit den Geschenken der Herzogin, in ihre Heimath begab; und da Paleotti, als das Mädchen fortwar, nimmer derselben erwähnte, hegte dessen Schwester die Hoffnung, er würde derselben bald gänzlich vergessen haben.

Der Marchese hatte einige Monate lang unter dem herzoglichen Dache zugebracht, ohne daß er des ehelichen Paares Glückseligkeit wesentlich gestört hätte; plötzlich jedoch zeigte er seiner Schwester an, daß er ein anderes Quartier in der Hauptstadt beziehen würde. Magdalena kannte ihres Bruders Charakter zu wohl, als daß sie irgend Widerstand gegen seine Beschlüsse versucht hätte; obwohl sie nichts als Bekümmerniß dadurch erwartete, daß Fernando in einer Stadt wie London sich selbst überlassen leben wollte.

Paleotti bezog seine neue Wohnung, in die ihm sein treuer italienischer Diener zu folgen hatte, in welchen Agnes, die Zofe Magdalenens, so verliebt war, daß es der Herzogin nicht wenige Mühe kostete, die arme Dirne nach dem Abzuge Claudio's zu trösten, dessen munteres Wesen und aufgeräumtes Gemüth, zusammt den Klängen seiner Mandoline, ihn bei allen Dienern des Herzogs beliebt gemacht hatten.

Monate vergingen und der Marchese ließ sich während dieser Zeit nur dann bei seiner Schwester sehen, wenn er Geld brauchte. Kam er dann, so entnahm Magdalena mit Bangen aus seinen Stierblicken und seinem verstörten Wesen, daß Alles mit ihm verkehrt ging, und daß er sich ganz und gar seiner Verschwendungsucht und seinen Ausschweifungen hingab.

Sie wußte daß ihr Bruder zu wiederholten Malen bedeutende Anleihen bei ihrem Gemahl gemacht hatte; der Anforderungen nicht zu gedenken, womit er ihr eigenes Nadelngeld zu beſtürmen pflegte.

Als ſie eines Abends in ihrem Ankleidezimmer ſaß, während der Herzog ſich im Oberhauſe befand, ſtürzte plötzlich Paleotti mit ſo wilden Blicken und ſo aufgeregten Weſens zu ihr herein, daß ſie nicht wenig erſchrak. Sein Haar war aufgelöſet und ungepudert, ſeine Wäſche beſudelt, ſein ganzes Aeußeres nachläſſig und himmelweit von dem verſchieden, das er ehedem zu zeigen pflegen.

„Magdalene,“ rief er, „ich muß Geld — muß augenblicklich Geld haben, ſonſt bin ich für immer zu Grunde gerichtet.“

„Gott des Himmels, Fernando!“ verſetzte die höchlich beunruhigte Herzogin, „was iſt zu thun? Mein Gemahl iſt nicht zu Hauſe, und ich — ich kann in dieſem Augenblicke nur über dieſe funfzig Guineas gebieten. Reichen dieſe hin, ſo nimm ſie.“

Mit dieſen Worten eilte ſie zu ihrem Schreibtiſche, um das Geld zu holen; Paleotti aber legte ſeine Hand auf ihren Arm und ſprach in Haſt: „Nein, nein! die reichen nicht hin. Fünfhundert Pfund muß ich wenigſtens haben.“

„Ich kann Dir aber nicht geben, was ich ſelbſt nicht beſitze,“ entgegnete Magdalene milden, jedoch veſten Tones.“

„So mögen die blutigen Folgen über Dein Haupt kommen!“ ſchrie der Marcheſe, und zog ein Stilett aus ſeiner Bruſttaſche hervor.

„Fernando! liebſter Fernando! was haſt Du vor?“ kreiſchte Magdalena.

„Das Geld von Dir will ich haben, oder mich vor den Augen einer unnatürlichen Schweſter durchbohren, die mir in meiner Noth nicht helfen will. Nochmals höre mich, Magdalena! Nur dies Einemal noch! Dringend, dringend nothwendig ſind mir wenigſtens fünfhundert Pfund. Ich muß ſie haben oder ſterben; denn meine Schande will ich nicht überleben. Du haſt Juwelen; gieb ſie mir — ich kann Baares darauf leihen und mir damit helfen.“

Magdalena ſchwieg; Paleotti lächelte bitter.

„Du ſchwankſt zwiſchen Deiner Liebe zu Tändelſachen und meinem Leben? Keine ſolche Bedenklichkeiten! — Ja oder Nein?“ und die Hand, mit der er das Stilett hielt, fuhr in die Höhe; die Spitze der Waffe war gegen ſeine Bruſt gekehrt.

„Du ſollteſt — ja Du ſollteſt die Juwelen haben, wenn mein Gemahl nur ſeine Zuſtimmung —“

„Willſt Du ſie geben oder nicht?“ unterbrach die Geängſtete der Marcheſe, hinter deſſen dunkeln Wimpern die Augen leuchteten wie zuckende Blitze über einer ſturmdurchwühlten ſchwarzen Waſſertiefe.

Die Herzogin ſprach nicht, ſondern ging in ein anſtoßendes Cabinet und kehrte dann mit einem elfenbeinernen Käſtchen in der Hand zurück. Paleotti griff nach dem Käſtchen.

„Halt!“ ſagte Magdalene, „erſt muß ich es öffnen.“ Mit einem Schlüſſelchen, das ſie an ihrer Uhrkette hangen hatte, ſchloß ſie nun das Käſtchen auf, aus welchem der koſtbare Demantſchmuck hervorblitzte, den der Herzog

ihr zu ihrem Brauttage geſchenkt hatte. Einzeln nahm ſie eine prächtige Tiara von Brillianten, einen Halsſchmuck, Ohrgehänge und Buſenſchnalle von köſtlichen Steinen heraus und legte dieſelben in Palcotti's Hand. Auf dem Grunde des Käſtchens lag ein in prächtige Diamanten gefaßtes Miniaturbild des Herzogs. Der Marcheſe nahm es: „Das wird eine namhafte Summe auswerfen; die Faſſung iſt wirklich reich.“

„Das Bild kann ich Dir nicht geben,“ fiel Magdalena haſtig ein, indem ſie es ſeinen Händen entriß.

„Warum nicht?“ fragte der gefühlloſe Bruder, dem ſie milden Blickes einen Verweis gab, indem ſie mit Thränen in den Augen ſagte: „Lieber will ich von meinem Leben als von dieſem Bilde ſcheiden.“

„Aber Du ſollſt es ja wiederhaben,“ fuhr Paleotti fort.

„Nein, Fernando,“ entgegnete die Herzogin, nachdem ſie das ihr ſo theure Gemälde wieder in das Käſtchen verſchloſſen hatte; „Alles, Alles will ich Dir geben; nur dies nicht, nur dies Bild nicht!“

„Hm,“ verſetzte der Wüſtling, „Du warſt doch von jeher eine Romanheldin!“ Vom Tiſche nahm er dann eine kleine Schachtel, legte die erhaltenen Juwelen hinein, ſchritt der Thür zu und ſagte mit zurückgewendetem Geſicht, indem er hinausging: „Vergiß nicht, daß Du Alles zurückerhältſt, ſobald ich Geld habe, es wieder einzulöſen; Du brauchſt daher dem Herzoge nichts von der Sache zu ſagen.“

Magdalene weinte als ihr Bruder fort war; ihr Buſen wogte heftig von Unruhe. Sie fürchtete Unrecht gethan zu haben, als ſie die Juwelen weggab. Der

Herzog, meynte sie, würde ihre Schwäche schelten; jedoch was sollte sie gethan haben, als das Leben ihres Bruders auf dem Spiele stand? „Ach," sprach sie zu sich selbst, „ich glich der armen Heva; mein beßter Führer, der meiner Schwäche hätte aufhelfen mögen, war nicht bei mir, und so legte ich, von Furcht und Betrübniß überwältigt, die Gaben der Liebe meines Gatten in — ach! welche unwürdige Hände."

Bei alldem entschloß Magdalene sich ihrem Gemahl Alles zu entdecken; ihr edles Gemüth war jeder Heimlichthuerei und Hinterlist gegen Jeden, wie um so mehr gegen ihren Gemahl fremd. Ihre Handlungen so wie ihre Beweggründe zu denselben blieben auch diesmal dem Herzog nicht verborgen. Shrewsbury war ungehalten über die unmännliche Drohung, durch welche Palcotti sich der Schwester Juwelen zu verschaffen gewußt hatte. Aus Rücksicht gegen die Gattin unterließ er es jedoch, das Verfahren des Marchese nach Verdienst zu rügen, und begnügte sich damit, die Herzogin mit dem erforderlichen Gelde zum Wiedereinlösen der Schmuckgegenstände zu versehen. „Wäre Dein Bruder blos ein Thor, so mögte man ihm seine Ueberspanntheit hingehen lassen," sagte Talbot zu seiner Gemahlin; „aber er ist ein Lasterhafter, ein wüthender Spieler, ein Mensch, der verstockt gegen alles Rechtlichkeitgefühl und gegen alle Regungen der Menschenliebe ist. Eher kannst Du erwarten, einen starren Felsen zu bewegen, als das Herz eines Spielers zu rühren, daß es sich abwende von der schauerlichen Bahn, auf der er dem eigenen Verderben unausweichbar entgegeneilt."

Magdalene fühlte das Wahre in ihres Gatten Bemerkungen, dennoch war der Gedanke an ihres Bruders unglückliche Lage höchst betrübend für ihr weiches Herz, das noch mehr kindliche Furcht als schwesterliche Liebe zu Fernando Paleotti hegte.

Magdalenens Gedanken wurden jedoch bald von ihrem Bruder abgelenkt und auf einen theuerern und verdienstvolleren Gegenstand gerichtet, der wirklich all ihrer Thränen werth war. Eine unheilbare Krankheit ergriff den Abgott ihres Herzens, ihren geliebten Talbot, und regte in ihrer tiefsten Seele eine niegefühlte Besorgniß auf. Sie pflegte und wartete des Kranken mit aller Sorgfalt, die nur der reinsten innigen Liebe eigen seyn kann — jedoch, ach! vergebens. Shrewsbury ward zu seinen Vätern versammelt, und der düstere Vorhang ewiger Trennung für diese Welt senkte sich zwischen zwei Wesen herab, die auch nicht für einen einzigen Tag ihres ehelichen Lebens hätten geschieden seyn mögen.

Obwohl die Zeit den schweren Kummer der verwittweten Herzogin linderte, gelangte das Herz Magdalenens doch, gleich dem welkgewordenen Blatte im Herbste, nimmer wieder zu dem frischen Grün seiner früheren Gefühle. Liebe, wie Magdalene sie empfunden hatte, kehrt nur Einmal in einer Menschenbrust ein, und eine zweite Ehe würde der Gattin des geschiedenen Talbot eine Entweihung alles Theuren und Heiligen geschienen haben. Magdalena war noch dann eine trauernde Wittwe, als sie den Gesetzen der Herkömmlichkeit gemäß schon längst die äußeren Zeichen ihrer Trauer abgelegt hatte.

Nach dem Absterben des Herzogs sah Magdalena ein, daß sie ihr Herz gegen die häufigen Anforderungen ihres Bruders wegen Geldes zum Bezahlen seiner Spielschulden verschließen müßte. Wenige Monate waren vergangen, als Paleotti bereits wegen solcher Schulden im Gefängnisse saß, von wo aus er die Herzogin in einem Briefe beschwor, ihn aus der Haft zu befreien. Sein getreuer Diener, Claudio, der das Schreiben des Marchese überbrachte, flehete mit Thränen in seinen ehrlichen Augen die Herzogin an, die Schuld zu tilgen, und rührte dadurch die Zofe Agnes dermaßen, daß sie ebenfalls anfing zu weinen, da Claudio ja auch weinte, wie sie sagte; denn mit Claudio's Herrn hatte Agnes weiter kein Mitleid.

„Bedenke, Claudio," sagte die verwittwete Herzogin, als sie die erforderliche Summe in dessen Hände legte, „daß Du nun und niemals meinem Bruder sagen mußt, von wannen diese Hülfe ihm kommt; denn ich will nicht den Schein auf mich wälzen, als bestärkte ich ihn in einem Lebenswandel, durch den er sich und Andere zu Grunde richtet. Lege ihm das Geld, ohne daß er es gewahr wird, auf den Tisch, als ob irgend ein Freund, der ihn besuchte, es daselbst hätte liegen lassen."

„Ach, Signora!" versetzte Claudio, „seitdem mein Herr sich im Gefängnisse befindet, besucht ihn kein Freund. Ehedem machte es mir oft Beschwerde genug, seinen Freunden die Thür zu öffnen; doch jetzt bin ich solcher Mühe überhoben."

„Eigennützige Welt!" seufzte Magdalena — „dennoch wirst Du sorgen, meinem Willen in dieser Sache nachzuleben, Claudio; hörst Du?"

Freudvollen Herzens rannte Claudio in das Gefängniß zu ſeinem Herrn zurück, während Magdalena, hochbekümmert über ihren unwürdigen Bruder, die Einſamkeit ihrer innerſten Gemächer aufſuchte.

Und erweckte dieſe Hülfe in Bedrängniß von unbekannter Hand keine ihr entſprechende Regung in des Spielers Bruſt? Ließ dieſe Erlöſung von den Folgen vergangener Sünde und Thorheit — von tauſendfach wiederholter Sünde und Thorheit — ihn nicht in ſich gehen? nicht bereuen? nicht ſich beſſern? oder, ach! war Paleotti — oder vielmehr war er *nicht* jedem anderen Spieler gleich? — — —

Theils ſich der Erinnerung an einen geliebten ihr durch den Tod entriſſenen Gatten um ſo ungeſtörter hinzugeben, theils einem Bruder auszuweichen, deſſen Wandel ihr ſchon ſo vieles Herzleid verurſacht hatte, wollte die liebenswürdige Herzogin wieder nach Italien zurückkehren; allein auch dort hatte der Tod die Gefilde ihres Hoffens verheert. All ihre früheren Freundinnen in der Heimath waren dahin — — Jedoch London zu verlaſſen, war bald ihr veſter Entſchluß; auf ihrem Landſitze, in den friedlichen Umgebungen der Natur, wollte ſie jenen Frieden ſuchen, den die große Welt ihr nimmer zu gewähren vermogte.

Eines Morgens, als die verwittwete Herzogin aus der Stadt, wo ſie Einkäufe gemacht hatte, wieder ihrer ländlichen Einſamkeit entgegeneilen wollte, ward an einer Straßenecke ihr Wagen von einem Volkshaufen gehemmt, der ſo dichtgedrängt vorüberzog, daß der Kutſcher die Pferde zurückzügeln und vor einer Ladenthür ſo lange halten mußte, bis das Gewühl ſich weggewälzt haben

würde. Vom Geschrei und Gezisch des Pöbels geleitet, sah man einen Mann der von zweien Häschern geführt, oder vielmehr dahergeschleppt ward. Sein Kopf war unbedeckt; nur allzunahe kam er dem Wagen Magdalenens — es war Paleotti! Mit einem Angstschrei sank die Gebieterin ohnmächtig in den Schooß ihrer Zofe Agnes, die laut nach Hülfe schrie. Der Diener öffnete den Wagenschlag, die Eignerin des Ladens stürzte aus ihrer Wohnung hervor, um helfend beizuspringen.

„Arme Lady!“ sagte sie, „ich will ihr gleich ein Glas Wasser bringen. Sie wird sich vor dem Tumult erschreckt haben.“

„Ja wohl, ja wohl,“ antwortete der Diener. „Wer war denn der Mann, den man eben hier vorüberschleppte? und welches Unrecht beging er?“ fragte er einen der Umstehenden, der ein ehrlicher Pächter zu seyn schien.“

„Hoho! der ist wohl Jedem bekannt; 's ist der Ausländer, der Lord Pallibotz oder so ungefähr; Einer aus dem Pfaffenlande. Er zog seinen Degen und stieß ihn mit kaltblütiger Bosheit in das Herz seines armen Teufels von Diener, weil dieser ihm von einem Bekannten, zu dem er ihn geschickt hatte, kein Geld brachte. Der arme Schlucker soll auf der Stelle den Geist aufgegeben haben.“

Agnes, die diese Worte hörte, begann nun zu weinen und zu wehklagen, „daß ihr lieber, lieber Claudio ermordet wäre, und daß sie nun nimmer wieder glücklich auf Erden seyn würde.“ In ihrem Schmerze ging sie so weit, daß sie ohne Rücksichtnahme die Umstehenden mit dem Verwandtschaftgrade bekannt machte, in

welchem ihre ohnmächtige Gebieterin mit dem Verbrecher ſtand.

„Hoho! wenn ſeine Schweſter eine Herzogin iſt, ſo wird er ſchon durchſchlüpfen,“ meynte ein Anderer von den Umſtehenden.

„Mit nichten,“ ließ ſich dagegen der Pächter vernehmen, indem er ſeine gebräunten Fäuſte in ſeine Hoſentaſchen ſchob; „vor Zeiten hat man ſchon Lords gehängt, die ganz andere Kerle waren, als dieſer Pfäffiſche einer iſt. Ich ginge ſchon eine Strecke Weges d'rum, um ihm den Strick um den Hals legen zu ſehen; ſo thät' ich. Ein feiger Hund iſt der, der einen Menſchen niederſtoßt, welcher ſich nicht wehren kann und darf. Verlaßt Euch d'rauf, zu Tyburn muß er baumeln!“

Man kann ſich denken in welchem Gemüthszuſtande die Herzogin, die ſich von ihrer Ohnmacht erholt hatte, dieſe Aeußerungen mit anhörte. Sie begab ſich in ihr Haus, wo bald nachher Mr. Talbot, ein jüngerer Bruder ihres verſtorbenen Gemahls, ſie beſuchte, um ihr die Schreckensnachricht behutſam mitzutheilen. Da er jedoch zu ſeinem Erſtaunen ſeine Schwägerin ſchon von der Sache unterrichtet fand, beſtätigte er das Volksgerücht, und erzählte ausführlicher die trübſelige Geſchichte.

Der Marcheſe, der ſich abermals in Spielſchulden verwickelt hatte, ſchickte den armen Claudio umher, um Geld aufzutreiben. Nachdem der Burſch an mehreren Orten verneinende Antwort deshalb erhalten hatte, kehrte er zu ſeinem Herrn zurück, der ſich auf offener Straße befand, und überbrachte ſeinen troſtloſen Beſcheid. Paleotti befahl ihm nochmals zu einer gewiſſen Perſon

zu gehen, wogegen Claudio dringend bat, ihn ferner mit solchen unglücklichen und erfolglosen Aufträgen zu verschonen. Der ohnehin aufgeregte Marchese wiederholte jedoch den Befehl so heftig, daß Claudio sich entschieden weigerte denselben zu erfüllen. So entstand zwischen dem Herrn und dem Diener ein Wortwechsel, der leider damit endete, daß der Marchese in seiner Wuth den Degen zog und den unglücklichen Claudio auf der Stelle niederstach.

Da die Unthat auf offener Straße vorfiel, ward Paleotti sofort verhaftet und in's Gefängniß geschafft, um bei nächster Gerichtssitzung zum Verhör gebracht zu werden.

So schmerzlich der Gang auch für sie war, wollte Magdalena doch ihren strafbaren Bruder besuchen. Mr. Talbot geleitete sie zum Gefängnisse, indem er ihr unterwegs zwar gutgemeynte, jedoch wirkunglose Trostesworte zusprach, wie Freunde sie zur Zeit der Noth und Prüfung gemeiniglich vorräthig zu haben pflegen, mit denen sich jedoch selten oder niemals ein helfendes Thun verschwistert. Es geschah von keiner Seite her etwas zur Befreiung Paleotti's, und Magdalena hatte demnach keine Hoffnung, ihres Bruders Leben gerettet zu sehen. Wie sollte sie es auch in einem fremden Lande, wo ihr keine theilnehmenden und mächtigen Freunde lebten? denn seit dem Tode ihres Gemahls war Magdalena in der großen Welt eine Null worden. Sonder Stolz, und in wahrhafter Frömmigkeit, fühlte die verwittwete Herzogin weniger den Tod der ihren Bruder erwartete, als den unvorbereiteten Zustand der Seele desselben zu einem Hintreten vor ihren ewigen Richter. Magdalena

betete ſtill, aber inbrünſtigen Herzens, als ſie den Kerker Paleotti's betrat.

Paleotti war bitter in ſeinen Aeußerungen über die Geſetze des Landes, in welchem er ſich befand, und klagte über ihm zugefügte Ungerechtigkeit. „Wie?“ ſprach er zu Mr. Talbot, „wird hier ein Edelmann gleich einem gemeinen, niedrigen Miſſethäter veſtgeſetzt, verhört und verurtheilt? Sind das die Geſetze, mit denen der hoffärtige Engländer ſich vor anderen Nationen rühmt? Bin ich, der Abkömmling und Repräſentant einer der edelſten Familien Italiens dieſen Geſetzen unterthan, und darf ich von plebejer Jury gerichtet werden, weil ich meinen eignen Diener tödtete? Wird ein elender Sclav, einer der den Stempel der Knechtſchaft an ſich trug, für gleichen Ranges mit mir erachtet?“

„Unſere Geſetze,“ entgegnete ihm Mr. Talbot, „verfahren nur gegen die Miſſethat, ohne jemals auf die relativen Verhältniſſe des Miſſethäters Rückſicht zu nehmen; ſo daß der erſte Peer dieſes Reichs, eben ſo wie der ärmſte Bauer desſelben, Strafe erleiden muß, ſobald er das Geſetz des Landes verletzte.“

Aus einer Unterredung wie dieſe folgerte Magdalena zur Genüge, wie es um die Sache ihres Bruders ſtand, nahm aber auch zugleich wahr, daß ſich in Fernando's Seele Alles, nur nicht Reue über ſeine That regte; dennoch ward ſie von ihrer Schweſterliebe und ihrem Chriſtenmitleid täglich in ſeine Zelle getrieben, wo ſie ihn mit Allem, was in ihren Kräften ſtand, unterſtützte.

Endlich ſprach das Geſchwornengericht das „Schuldig“ über Fernando di Paleotti aus, deſſen Hinrichtung zwei Tage nach gefälltem Spruche erfolgen ſollte.

Magdalena verfehlte nicht den Unglücklichen sogleich zu besuchen. Ein römisch-katholischer Priester saß neben ihm, und der Contrast zwischen dem silberhaarigen Geistlichen und dem braungelockten Delinquenten war mehr als überraschend; auf dem Gesichte des Ersteren lagerten Friede, Entsagung und Hoffnung; in den Mienen des Letzteren gab sich der Krieg wilder Leidenschaften, ungeduldigen Leidens und fürchterlichen Zweifels kund.

Magdalena versuchte sanftere Gefühle in ihrem Bruder zu erwecken; sie sprach von der Gnade Gottes, die Allen zu Theil werden soll, welche in aufrichtiger Reue und Buße dieselbe erflehen.

„Tochter," fiel ihr der alte Priester ein, indem er sie mit Bekümmerniß ansah, „Du kannst der kranken Seele Deines Bruders keine Stärkung reichen, sintemal Du selber Deinem Gott entsagt hast."

„Nein, frommer Vater," entgegnete Magdalena ihm mit Sanftmuth, „ich habe nicht meinem Gott, sondern nur seinen irrwahnbefangenen Priestern entsagt —"

„Elende Apostatin!" fiel ihr der Priester voll Eifer in die Rede — „Sinnliche Liebe zum Manne trieb Dich an, Deinen Glauben abzuschwören! Hoffe keine Gnade, sprich von keiner Gnade, bevor nicht bittere Reue über Deine Missethat Dich zu den Füßen unseres heiligen Vaters, des Papstes, niedergeworfen haben wird."

„Nimmer!" versetzte Magdalena, „wohl aber knie ich zu Füßen Dessen, den Maria Magdalena mit ihren Thränen wusch und mit dem Haar ihres Hauptes trocknete. Ich werde meinen Erlöser nimmer so herabsetzen, daß ich wieder wähne, er könne sein göttliches Vorrecht jemals mit einem Staubgebornen theilen."

Als Magdalena aufstand um wegzugehen, zuckten Paleotti's Lippen convulsivisch, und er fragte die Schwester in gesänftigtem Tone, ob sie ihn morgen wieder besuchen würde. Die Herzogin bejahete durch Zeichen, denn ihre Thränen ließen sie nicht zu Worte kommen.

Welch Erstaunen für Magdalena, als sie folgenden Tages den Kerker ihres Bruders betrat und — Helene Cornwall bei dem Gefangenen fand!

„Helene! Dich find' ich hier? Dich, meine einst unschuldige Helene?“ rief die Herzogin.

Helene weinte bitterlich, antwortete jedoch nicht.

„Wie, Signora,“ nahm Paleotti das Wort, „sind Sie nur hieher gekommen, um ein armes Mädchen zu schmähen, die aus Liebe zu mir jenen albernen Begriffen des Herkommens entsagte, mit denen Ihr Weiber zu prunken pflegt, und die doch nichts als eitel Schein und Wahn sind?“

„O Fernando!“ entgegnete die Herzogin, „wolle nicht versuchen, ihren Wandel, noch den Deinigen zu rechtfertigen; am wenigsten den Deinigen in Verführung einer Verwaiseten und Freundlosen, die Du unschuldig und glücklich, zu jeder Tugend fähig und jedes Glückes würdig fandest. Ich förderte sie, wie ich nicht anders glaubte, an einen sichern und ehrenvollen Ort; Du aber verlocktest sie in's Verderben — in das Verderben ihres guten Rufes in dieser Welt, und ihrer unsterblichen Seele in jenem Leben!“

„Schonen Sie, o schonen Sie meiner!“ rief das weinende Mädchen, indem sie sich der Herzogin zu Füßen warf. „Ich ward sehr strafbar — bin noch sehr strafbar, denn bei all meinem Unrecht liebe ich den Marchese.“

„Helene, meine arme Helene!“ sagte Magdalena sanft und mit Rührung, indem sie die Knieende aufhob — „mein Herz weint blutige Thränen um Dich. Schon glaubte ich den Becher des Leidens ganz geleert zu haben — jetzt muß ich auch noch diese Hefen trinken.“

Es erfolgte eine lange Pause. Paleotti saß mürrisch da; Helene sprach nur durch Thränen. Endlich sagte die Herzogin: „Helene, Du gehst mit mir, nicht wahr? Meine Thür, mein Herz stehen Dir offen wie ehedem.“

Paleotti blickte auf; er schien einige Rührung zu empfinden. Helene konnte vor Schluchzen nicht antworten. „Komm mit mir,“ sagte Magdalena und erhob sich um wegzugehen.

Aber das Mädchen vermogte nicht ihr zu folgen. Mit gerungenen Händen flehete sie, sie nur noch ein Weilchen — ein klein Weilchen hier zu lassen. „Morgen, morgen will ich gehen wohin Sie wollen; nur lassen Sie mich jetzt hier, so lange hier, bis — — bis — —“ Thränen erstickten ihr abermals die Stimme.

Das krampfhafte Zucken der Lippen des Marchese zeugte von dessen innerer Aufregung.

Magdalene enthob sich, allein sie schlief nicht während der nun folgenden Nacht, die dem Tage verherging, an welchem Paleotti sein regelloses Leben durch den Missethätertod büßen sollte. Früh am Morgen war sie schon wieder im Kerker ihres unglücklichen Bruders. Sie fand den Pater bei ihm. Paleotti stand mit verschlungenen Armen, den Blick in den Boden gebohrt, als die Schwester zu ihm eintrat. Mit dem ihn charakterisirenden Stolze hatte er an diesem Morgen die größte

Sorgfalt auf sein Aeußeres verwendet. Er war vollständig in seine Uniform als kaiserlicher Oberst gekleidet, und die welche den Mann nicht kannten, hätten aus seinem Anstande und seiner Haltung nimmer abnehmen können, daß er nach wenigen Stunden durch die Hand des Nachrichters sterben müßte. Seitwärts von ihm saß auf niedrigem Schemel Helene Cornwall, ihr vom Durchwachen der Nacht und von namenlosem Schmerz erblaßtes Gesicht verhüllt — die Bejammernswerthe hatte keine Thränen mehr.

Der unglückliche Paleotti sprach nicht, und die Herzogin, deren Schmerzesblick lange an ihm gehaftet hatte, sagte endlich: „O mein Bruder! hast Du Befehle für mich, hast Du Wünsche die ich erfüllen kann? Sprich, Fernando, es soll Alles — Alles geschehen was in meinen Kräften steht.“

Der Marchese nannte Helenens Namen. „Sie hat mich um mein selbst willen geliebt — Versprich mir sie nie zu verlassen; denn sie verließ mich nicht, als meine Stunden die bittersten waren.“

Helene starrte mit gefaltenen Händen gen Himmel, aber sie sprach kein Wort und weinte auch nicht.

„Ich verspreche Dir, mein Bruder,“ antwortete Magdalena, „daß Helene Cornwall mir stets Freundin und Schwester seyn soll.“

„Laß mir ein ehrenvolles Gräbniß, würdig des Stammes, dem ich entsprossen bin, zu Theile werden,“ fuhr Paleotti fort. Als er dies sprach, funkelten seine Augen in ihrem gewohnten Glanz, und über seine bleichen Wangen zuckte die Röthe der Gesundheit. — — —

Paleotti endete, so wie der Spruch des Richters es über ihn verhängt hatte; er benahm sich dabei als Mann und als Krieger. Getreu dem ihrem Bruder gegebenen Versprechen nahm die verwittwete Herzogin die unglückliche Helene Cornwall in schwesterlicher Liebe zu sich, allein Helenens Weilen auf Erden war nicht von langer Dauer. Schaam, tiefe Schaam und noch tieferer Kummer nagten an dem Herzen des Mädchens, so wie der Wurm die Blüthe ihrer Sommerpracht beraubt; wenige Monden nach Paleotti's Hinrichtung schlummerte Helene Cornwall unter grünem Rasen. Wie Magdalenens Leben, zeigte auch das ihrige — wenn gleich auf ganz verschiedene Weise, — daß Frauenliebe keine Schranken kennt, die durch Satzungen und Gesetz aufgerichtet seyn oder werden mögen — Das Weib will lieben, und ist nur durch Liebe glücklich, auch wenn ihr das Herz drob bricht! Wo ist die fühlende Seele, die Helenen Cornwall keine Thräne weint?

Esther Warncliffe und ihre Bibel.

Eine Erzählung aus den Zeiten der blutigen Königin Maria von England.

„Opffere Gott danck, und bezahle dem höchſten deine gelübde, und ruffe mich an in der noth, ſo will ich dich erretten, ſo ſollt du mich preiſen.“

Der Pſalter David's (nach Luther's Ueberſ.)

Es war im Christmonde des Jahres 1555. — Die Schatten des Abends senkten sich immer tiefer herab; schon seit einigen Stunden war Schnee in großen Flocken gefallen, und ein brausender Nordostwind schien der Stadt London mit einem heftigen Sturme zu drohen, als die Nachtglocke Wilhelms des Eroberers von White-Hall herab erscholl. Während der Regierungen Heinrich des Achten und Eduards des Sechsten hatten die Bewohner der City sich jeden Gehorsams gegen das veraltete Couvre-feu-Signal entwöhnt. Herüber von Charing-Croß, dem White-Hall zunächstliegenden Marktplatze, auf welchem in unseren Tagen sich das Standbild Karls des Ersten erhebt, widerhallte der dumpfe Glockenruf, als in großem, aber ärmlich eingerichtetem Gemache ein junges Weib ämsig ihr Spinnrad bei'm Scheine eines kümmerlichen Lämpchens schnarren ließ. Ward bei dem hinsterbenden Schimmer des Letzteren die im Gemache herrschende Ordnung und Nettigkeit erkennbar, so ward es zugleich auch die bittere Armuth der Inhaberin des Gemaches, das einem weitläufigen Gebäude angehörte, in welchem damals mehrere arme aber ehrliche Familien Londons Wohnung zu nehmen pflegten.

Unsere Spinnerin, die sich Esther Warneliffe nannte, schien etwa siebenundzwanzig Jahre zu zählen.

Ihre Gesichtszüge waren schön, wenn gleich sie von Kümmerniß zeugten; und wenn Esther auch in der dürftigen Kleidung des niederen Volkes dasaß, so war in ihrem Wesen doch deutlich erkennbar, daß sie einer höheren Volksclasse entstammt seyn müßte. In dieser ihrer ärmlichen Behausung, oder vielmehr in der weiten Gotteswelt, hatte Esther außer einem Bruder, von dem ihr seit einer Reihe von Jahren nicht die mindeste Kunde worden war, keinen einzigen Verwandten, keinen anderen Freund, keinen anderen Gefährten in ihrem Elend, als ihren Sohn, einen achtjährigen Knaben, der am Tische hinter dem Lämpchen stand, und mit leiser, scheuer Stimme aus einem großen Buche das Wort des Herrn las, das da Stärkung denen Schwachen und Trost denen Bekümmerten verleihet.

Bisweilen hielt der Knabe mit Lesen inne, um sich von seiner Mutter irgend eine Stelle im Buche erklären zu lassen; öfter aber that er es, um zu horchen, ob auch nebenan und ringsum Alles stillwäre und er seine gefährliche Vorlesung fortsetzen könnte, ohne fürchten zu müssen, plötzlich und heftig in derselben unterbrochen zu werden.

Unter Eduards des Sechsten Regierung in hohem Grade begünstigt, hatte die protestantische Christuslehre binnen kurzer Zeit im Lande Großbritanien tiefe Wurzeln geschlagen und auf solche Weise angefangen sich mächtig gegen etwaige gegen sie hereinbrechende Stürme zu stärken; jedoch in Folge der Thronbesteigung der Königin Maria, in der Geschichte bekanntlich „die blutige Maria“ genannt, und in Folge deren Vermählung mit Philipp dem Zweiten von Spanien, wenn dieser auch in England

nimmer zum Könige gekrönt worden ist, war die römisch-katholische Kirche auf's Neue in Großbritanien zur herrschenden Landesreligion proclamirt worden. Indem die Königin hierbei dem ihr inwohnenden Triebe zur Grausamkeit und dem rasenden Glaubenseifer ihrer Räthe den Zügel schießen ließ, hatte sie die schmählichste Verfolgung gegen alle Diejenigen ihrer Unterthanen angeordnet, die es wagen würden, die Bibel in engländischer Sprache zu lesen. Durch Verfolgung ist jedoch noch nimmer eine Glaubensmeynung erstickt worden; vielmehr hat dieselbe jederzeit und aller Orten den frommen Eifer der Opfer derselben verdoppelt, hat der sogenannten Ketzer nur mehrere hervorgerufen, und namentlich dem päpstischen Lehrglauben nimmer auch nur eine einzige Seele gewonnen. Geheim zwar, aber um desto getreuer verharrten die Anhänger der reformirten Kirche bei ihren Satzungen, und enthielten sich keineswegs des Lesens in der heiligen Schrift, die ihnen Balsam für alle Wunden reichte, welche der Scepter der blutigen Maria ihnen schlug.

Zu diesen glaubenstreuen Protestanten gehörte auch Esther Warncliffe. Seit längerer Zeit vertraut worden mit dem Wehsal des Erdenlebens, setzte Esther all' ihr Hoffnung nur auf die Ewigkeit, und hegte kein anderes Vertrauen mehr, als ihren Sohn mit sich auf des Heiles Wegen zu führen. Ihre Liebe zu ihrem Samuel war das einzige Band, durch welches sie sich noch mit der Erde verknüpft fühlte; und der Anblick dieses geliebten Kindes kürzte ihr die Zeitdauer ihrer späten Abendarbeiten und stärkte ihr die Kräfte des Körpers, die zwar auf andere Weise, jedoch nicht minder als die ihrer Seele gebieterisch in Anspruch genommen wurden.

Nach einer langen Stille, während welcher von Zeit zu Zeit große Thränen ihren Augen entquollen, sagte die zärtliche Mutter plötzlich: „Lieber Samuel, es wird spät; lege für heute Dein Buch bei Seite und begieb Dich zur Ruhe.“

Der Knabe gehorchte, stellte die Bibel an den Ort, an welchem sie gewöhnlich versteckt lag, und knieete zu Füßen seiner Mutter nieder, um deren Segen zu empfangen.

„Noch nicht, mein Söhnchen,“ sagte Esther; „erst wann Du Dein Abendbrot verzehrt haben wirst. Ich kann Dir heute nur wenig reichen; morgen aber werden, mit Gottes Hülfe, wir mehr zu essen haben.“

Samuel wollte anfänglich, indem er vorgab keinen Hunger zu spüren, auf sein Abendessen verzichten; dann wollte er sein Stückchen Brot mit seiner Mutter theilen, die seit dem Vormittage keine Speise zu sich genommen hatte; die weinende Esther aber sprach zu ihm: „Denke nicht an mich, mein theures Kind; ich bedarf heute keines Brotes, und wäre dies Stückchen hier auch das letzte was ich auf Erden mein nennte; ich würde dennoch es Dir geben.“

Samuel aß endlich, sprach dann ein kindliches Gebet und war bald nachher in tiefen, ruhigen Schlaf gesunken. Bei diesem Anblicke, besonders aber bei dem Gedanken an ihre stets wachsende Noth der Armuth, ließ Esther ihre Thränen nur noch reichlicher fließen. Dann aber hemmte sie plötzlich den Ausstrom ihrer Kümmerniß. „Genug des Weinens,“ sagte sie zu sich selbst; „Arbeit und nur Arbeit kann uns Lebensfristung für den nächsten Tag verschaffen“ — und ämsiger als zuvor setzte sie ihre Spinnerei fort.

Mehrere Stunden verfloſſen. Während in Eſthers Gemach das Spinnrad ununterbrochen ſchnarrte, hörte man draußen auf den Gaſſen keinen anderen Laut mehr, als das Brauſen des Windes und den Schall der Thurmglocke, wenn ſie abermals einen verronnenen nächtlichen Zeitraum verkündete, der den Unglücklichen ſo endlos lang zu bedünken pflegt. Da plötzlich wurden auf der Treppe des Hauſes Tritte hörbar, die ſich immer mehr dem Gemache Eſthers näherten.

„Wer kann ſo ſpät noch kommen, und welch neues Leid will zu mir eindringen?“ dachte Eſther. Da klopft's an ihre Thür — dieſe Thür wird haſtig von außen her geöffnet, und unter dem großen Mantel, der ihn verhüllt, erkennt Eſther den Gatten, der einſt ihr unſägliche Liebe und felſenveſte Treue geſchworen, ſeit länger als einem Jahre aber ſie grauſam der Einſamkeit, der Kümmerniß und dem kläglichſten Mangel überlaſſen hatte.

„Eſther,“ hob Robert Warncliffe in rauhem Tone an, „wie kommt es, daß Du zu ſo ſpäter Stunde noch wach biſt?“

„Seit ich Dich nicht mehr ſah,“ lautete die Antwort der Erſchreckten und Verwunderten, „hab' ich mich wohl zu ſpäter Nachtarbeit gezwungen geſehen, und mich auf ſehr wenige Stunden Schlafes beſchränken müſſen.“

„Lege Dich zur Ruhe; ich will es. Einer rechtſchaffenen Frau gezieme es nicht, zu jetziger Stunde noch wach zu ſeyn.“

Ich werde mich ſpäter ſchlafen legen,“ entgegnete Eſther. „Iſt's doch, ach! lange, ſehr lange her, daß ich Dich nicht ſah. Laß mich Deines Hierſeyns froh werden,

Robert, obschon Du mich böslich verlassen hast. Ich will Feuer im Kemin machen, denn die Nacht ist kalt. Zwar vermag ich nicht, Dir Speise vorzusetzen, aber — —"

„Ich bedarf für heute keiner Speise mehr!" rief Robert hastig und setzte dann in dumpfem Tone hinzu: „bedarf ihrer vielleicht niemals mehr — Gehe zu Bette, sag' ich. Was ich hier will, will ich allein vollführen."

„Um Gott, Robert, was soll das heißen?" fragte das unglückliche Weib, indem ihr Blick bittend an dem unwürdigen Gatten hing: „Deine Worte jagen mir Schrecken ein."

„Was das heißen soll?" gegenfragte Robert mit bitterem Lächeln. „Es soll heißen, daß der, nach welchem der eiserne Arm der Gerechtigkeit langt, nichts mehr, als etwa den Tod zu fürchten hat. — Kannst Du Geld anschaffen, Weib?" setzte er kreischend hinzu.

„Herr des Erbarmens! was ist mit Dir geschehen, Robert? Deine Augen blicken stier aus tiefen Höhlen — Du zitterst."

„Kannst Du Geld anschaffen?" wiederholte Robert im Tone steigender Ungeduld.

„Robert, wie fragst Du? Wie käme ich Verlassene und Verarmte zu irgend einem Geldvorrathe! Ach! ich besitze keinen Heller, um morgen Brot für meinen armen Knaben zu kaufen."

„Narr, der ich war, daß ich mir einbildete, diese Bettlerin und ihr Range könnten mir auch nur im mindesten nützen!" Und noch wilder auffahrend setzte er hinzu: „Wenn Du kein Geld hast, so besitzest Du doch Kleider — Bücher —"

„Kleider? nur die welche ich an mir trage; und von Büchern blieb mir nur die Bibel meiner Mutter,“ antwortete die furchterfaßte, bebende Frau.

„So gieb mir die Bibel, und gleich — gleich! Sie iſt koſtbar eingebunden, hat eine ſilberne Haſpe — drei Kronenthaler erhalte ich wohl dafür.“

„O Himmel! Robert, was begehrſt Du? Nimm mir nicht mein letztes Tröſtungmittel; laß mir meine Bibel, das Geſchenk meiner ſterbenden Mutter, das Einzige was ſie mir hinterließ.“

„Recht ſo, Du empfindſames Schätzchen! Behalte Dein mütterliches Geſchenk, und ſieh zu, ob Du Troſt darin finden kannſt, wenn Deine alberne Hartnäckigkeit Urſache wird, daß Dein Mann den Häſchern und wohl gar den Henkern in die Hände fällt —“

„Robert, Deine Rede macht mich erſtarren! Deine Freiheit, Dein Leben, ſagſt Du, betrifft es? O! obwohl Du es nicht um mich und unſer Kind verdient haſt, obwohl jene Bibel mein ganzes Beſitzthum ausmacht, will ich Dir ſie dennoch opfern, wenn ich Dich dadurch aus Gefahr und Noth erretten kann. Nimm ſie hin, die Bibel — nimm mein Leben, wenn es Dir zum Glücke zu gereichen vermag, nur entreiße mich dieſer Angſt um Dich, nur ſchenke mir Dein Vertrauen wieder — O! Du weißt nicht, wie ein treues Weib an dem geliebten Manne auch dann noch hängt, wenn dieſer ihr abtrünnig ward. Robert, ich will Dir bis an das Ende der Welt folgen, wie es meine Pflicht iſt und bleibt, auch wenn Du Dich Deiner Pflichten gegen mich losſagteſt; ich will alles Elend mit Dir theilen, nur laſſe mich wiſſen, was mit Dir verging, was Du vorhaſt —“

Robert's Augen schienen plötzlich in Thränen zu schwimmen. „Du bist doch ein gut Stück Fleisch,“ rief er, „und Fluch über mich, daß ich so schlecht an Dir that — Deine Zärtlichkeit will mir das Herz abdrücken — — Aber nein! nein! Mir bleibt nicht Zeit zu weibischen Regungen. Her mit dem Buche! ich muß auf Flucht, auf schleunige Flucht bedacht seyn; jedoch ohne Geld kann ich nicht fort —“

Aber Esther ließ nicht nach in den in Schmach Versunkenen zu dringen, bis dieser ihr gestand, wodurch er in seine gegenwärtige Bedrängniß gerathen war, und da enthüllte sich denn eine jener Alltagsgeschichten von rasendem Spiel, von schmählicher Ausschweifung und endlich von begangener und entdeckter Fälschung, wodurch die Gerichte sich genöthigt sahen, ihre Myrmidonen gegen den Uebelthäter auszusenden.

„Horch, horch!“ rief der in seinem Geständnisse sich unterbrechende Robert, als in einem entfernten Theile des Hauses ein Geräusch lautward — „Horch! die Häscher sind auf meiner Spur —“

Esther stand schreckenerstarrt wie eine Bildsäule da; dann sammelte sie sich, um ihrem unglückseligen, ach! noch immer von ihr geliebten Manne Beruhigung und Muth zuzusprechen. „Nicht doch, Robert; es ist Alles still im Hause, und, glaube mir, Du wirst für eine Zeitlang Dich hier sicher versteckt halten können. Nur sehr wenige Menschen in der Stadt kennen diese meine Wohnung, die ich erst dann miethete, als Du mich längst verlassen hattest. Keiner hier im Hause weiß etwas von Dir, als von meinem Manne. Uebernachte hier, und morgen mit dem Frühsten will ich ausgehen,

will ſuchen die Bibel gut zu verkaufen, und Dir den ganzen Erlös ehrlich einhändigen. Samuel und ich, wir fliehen dann mit Dir."

„Unmöglich, Weib!" rief Robert haſtiger noch als zuvor — „unmöglich! wir dürfen nicht beiſammen bleiben, dürfen einander nimmer wiederſehen. Vergiß von dieſem Augenblick an, daß Du mich jemals Deinen Mann nanntest. Gieb mir die Bibel, und laß mich fliehen! Ich habe Dir Elend genug bereitet; nimmer aber werd' ich zugeben, daß Du meine Schande theileſt."

Umſonſt flehete die bejammernswerthe Eſther, Namens ihrer und ihres Sohnes — der Gewiſſengequälte konnte keinen ruhigen Gedanken faſſen. Mit Ungeſtüm trieb er ſein unglückliches Weib an, ihm das einzige ihm noch erringbare Mittel zu ſeiner Flucht einzuhändigen, und eilte dann mit ſeiner Beute hinaus in die Sturmnacht.

„Vergiß mich, Eſther, und bete für mich!" waren die Worte, mit denen er von dannen ſchritt.

Eſther aber war an dem Lager ihres Kindes niedergeſunken, wo ihr Schluchzen und Wehklagen bald den Knaben erweckte, der nun die Mutter umhalſete und wehmüthig fragte, weshalb ſie ſo heftig weinte. Beider Thränen floſſen ineinander, bis endlich, als der Tag heraufdämmerte, Mutter und Söhnchen ſich in einen unruhigen Schlummer weinten.

Mittlerweile hatte Robert die Straße und ſodann die Behauſung eines Frauenzimmers erreicht, die ſeit Jahr und Tag nicht nur die Genoſſin ſeiner Ausſchweifungen und die Vergeuderin ſeines dann und wann im Spiele gewonnenen Geldes, ſondern auch eben diejenige

gewesen war, die, seine Schuld theilend, ihn zu der Fälschung verleitet hatte, um derentwillen er und sie jetzt trachten mußten, den Händen der strafenden Gerechtigkeit zu entrinnen.

„Bei allen Heiligen!“ rief Robert, als er zu der Unwürdigen eintrat und das erbeutete Buch auf den Boden hinwarf — „bei allen Heiligen! wenn Du nicht mehr Geld hast zusammenraffen können, als ich, so wirst Du mich allein reisen lassen und Dein Heil für Dich allein versuchen müssen; denn ich vermogte nicht einmal einen Reisepfennig für mich selber aufzutreiben.“

„So hast Du umsonst die Wohnung Deiner verlassenen Dido ausgespäht? hast ihr umsonst einen Besuch abgestattet?“ fragte die Herzlose.

„Umsonst! Esther hat keinen Penny Baares, hat nichts, als was sie an ihrem Leibe trägt. Nichts konnte ich von ihr erlangen, als das Buch da.“

„Buch? Was für ein Buch? — Was seh' ich? eine Bibel — eine engländische Bibel! Fort mit dem Ding aus meiner Kammer!“

„Das ruf' ich mit Dir aus. Unser Freund, der Jude Joel ist ein Frühaufsteher; d'rum geh' sogleich zu ihm und mach' das Ding zu Gelde.“

„Wie? ich? Willst Du mich der Gefahr aussetzen, als Ketzerin angeklagt zu werden? Willst Du durch dies schwerverbotene Buch mich zum Feuertode verurtheilt werden lassen?“

„Ei was! Joel ist ein guter Graubart, dem wir vertrauen können.“

„Ein Filz ist er, der Dich und mich würde hängen lassen, wenn's ihm einen Halbschilling einbrächte.“

„Doch wohl nur dann, wenn Du Dich nicht mit einem ganzen Schilling aus seinen Klauen lösen könntest. Mach' daß Du fortkommst; wir verlieren die uns so kostbare, so drängende Zeit. Schon tagt es; vor Sonnenaufgang müssen wir London im Rücken haben."

„Hui! was erblick' ich?" murmelte die Genossin Robert's vor sich hin, die ungeachtet ihres wirklichen oder erheuchelten Abscheues vor dem verpönten Buche nicht aufgehört hatte, dasselbe näher in Augenschein zu nehmen. Als ihr die oben mitgetheilten Worte entschlüpften, haftete ihr Blick an den, vorn in die Bibel hineingeschriebenen Worten: „Von Mary Merton, ihrer Tochter Esther Warncliffe zum Geschenk, London, am 27. Jänner 1549." Ein plötzlicher Gedanke schien ihr gekommen zu seyn — ihre Augen funkelten wie von einer grausamen Freudigkeit. Ehe Robert noch diesen Gesichtsausdruck der Lasterhaften, deren Name hier immerhin verschwiegen bleiben mag, wahrzunehmen vermogte, hatte diese die Bibel angerafft und sagte hellen Tones: „Alles wohl erwogen, so weiß Joel ungleich Schlimmeres von uns, als das Schlimme das sich mit dem Besitz einer engländischen Bibel verknüpfen kann; und ist Gefahr dabei — nun, um Deinetwillen, Robert, will ich ihr dreist entgegengehen. Die schwere silberne Haspe an dem Buche wird einen guten Kaufpreis für dasselbe auswerfen, und wir müssen ja so viel zusammenraffen, als wir irgend können. Ich bin gleich wieder hier."

Wirklich kehrte sie nach kurzer Abwesendheit zurück, und hatte, wie sie sagte, das Buch für vier Kronenthaler verkauft. Nach einer Stunde waren beide Flüchtlinge weit über das Weichbild der Hauptstadt hinaus.

Die Sonne war bereits ziemlich hoch heraufgestiegen, als die unglückliche Esther aus ihrem unruhigen Morgenschlummer erwachte. Dieser Schlummer hatte den Herzenskummer der Aermsten in Etwas herabgestimmt, so daß sie ihr gesponnenes Garn zusammennahm, um es ihrem Abnehmer zu bringen, und von dem dafür zu lösenden Gelde ein Frühstück für sich und Samuel einzukaufen. Dies Thun war bald vollführt, und mit unbeschreiblich wehmüthiger Freudigkeit speisete Esther nun sich und ihren Knaben, indem sie in ihrem felsenvesten Vertrauen auf den Beistand des Allerhöchsten wenn nicht getrost, doch betreffs ihrer und Samuels sonder Zagen in die Zukunft blickte. Freilich fühlte sie sich dabei höchst beunruhigt über ihres Mannes Geschick, das, wie verdient es auch seyn mogte, doch ihrem sanften Herzen zu unaussprechlichem Weh gereichte. — Ach! bei allem ihren Dulden, bei aller ihrer Ergebung standen der armen Esther Warncliffe noch harte, sehr harte Prüfungen bevor. — Kaum hatte sie nach gesprochenem brünstigen Gebete mit ihrem Knaben ihr spärliches Morgenbrot verzehrt, als draußen schwere Tritte hörbar wurden; dann ward Esthers Thür geräuschvoll geöffnet und herein zu der Erbangenden trat ein Trupp Häscher. Esther glaubte nicht anders, als die Hereindringenden suchten nach Robert; und tief im Herzen dankte sie Gott, daß der Unglückliche Zeit gewonnen hatte, zu entkommen. Ruhigen Tones fragte sie dann die Männer nach der Ursache deren Kommens.

„Das wird Euch dieser Verhaftsbefehl sagen," antwortete der Führer des Trupps, indem er ihr eine Schrift hinhielt. Kaum hatte Esther einen Blick auf

das Geschriebene geworfen, als sie auch mit Entsetzen wahrnahm, daß dieser Befehl auf sie selbst, als eine der Ketzerei Angeklagte lautete. Zu Erhöhung ihres Schreckens war ihr Söhnchen, Samuel Warncliffe, mit in den Gewaltbefehl eingeschlossen. Fürchterlicher Augenblick für die arme Esther! denn ihr mußte sich der schreckliche Gedanke aufdrängen, daß nur ihr unwürdiger Gatte, als der Einzige, der um ihren wahren Lehrglauben wissen konnte, an ihr zum Verräther worden war. — Ach! die Unglückliche ahnete nicht, in welche Hände der mehr als leichtsinnige Robert ihr letztes Kleinod, ihre Bibel geliefert hatte; ahnete nicht, daß diese Hände ruchlos nach der gesetzlich zugestandenen Belohnung von zwei Pfund Sterling gegriffen hatten, die für jede dem geistlichen Ortsgericht eingelieferte Ketzerbibel ausgezahlt wurde, sobald Name und Wohnung des Besitzers derselben mit angegeben waren. Um elender Judaspfennige willen hatte Robert's Schmachgenossin die unglückselige Bibel durch Joel den Juden dorthin liefern lassen, wohin jetzt die trostlose ehemalige Besitzerin derselben zu schauerlicher Verantwortung gezogen werden sollte.

„Und mein Kind auch! mein armer Samuel auch!“ schrie die Geängstete und umfing krampfhaft ihren Knaben, als vermögte sie denselben gegen die ihn wie sie bedräuende Gewalt zu schützen. O! wer beschreibt die Qual und Pein einer Mutter, die vor dem Leben ihres geliebten einzigen Kindes zittert? Die rohen Häscher selbst schienen gerührt zu seyn von Esthers Thränen und Wehklagen; allein Dienstpflicht gebot ihnen, die Angeklagte zu ermahnen ihnen willig zu folgen, wenn sie es vermeiden wollte, daß Gewalt gegen sie in Anwendung

gebracht würde. Auf die veſte Zuſage des Führers der Häſcher, daß vor der Hand ihr Knabe nicht von ihr getrennt werden ſollte, beſänftigte ſich die Unglückliche, gewann einige Faſſung und lallte dann: „Wohlan, Ihr Männer, ich will mit Euch gehen, nur nehmt mir — o, nehmt mir mein Kind nicht!“ Ihren Samuel an der Hand, wankte ſie unter dem Geleite der Gerichtsdiener von dannen.

Es iſt bekannt genug, daß unter der Regierung der blutigen Maria man über die Kerkerthüren Englands mit Fug und Recht die nämliche Inſchrift hätte ſetzen können, welche von Dante's Genius über die Pforten der Hölle geſchrieben worden iſt. — Ach! als Eſther mit ihrem Knaben ihren Kerker betrat, wußte ſie recht wohl, daß ein der Ketzerei Verklagter ſeiner Haft nur dann entging, wenn grauſamer Urthelsſpruch befahl, ſein Opfer dem Feuertode zu überantworten. Freilich wußte Eſther nicht, worin das Zeugniß gegen ſie eigentlich beſtehen würde, doch war ſie veſt entſchloſſen, ihren Lehrglauben nimmer vor Gericht zu verleugnen.

Der Tag ihres Verhörs war derſelbe, an welchem man ſie gefangen genommen hatte. Das Tribunal vor welches ſie geführt ward, beſtand aus drei Kron-Commiſſarien und deren Vorſitzer, dem abſcheulichen Bonner, dem Biſchofe von London, dem bei'm Aburtheln zwei Stimmen zuſtanden, und der einer der eifrigſten Beförderer der gegen die Proteſtanten gerichteten Verfolgung war. Die Anklage-Acte lautete dahin, daß Eſther Warncliffe, geborene Merton, keine Meſſe beſuchte, keiner geiſtlichen Proceſſion folgte, dem Geſetze zuwider im Beſitz einer engländiſchen Bibel, ſo wie anderer ketzeri-

scher Bücher, gewesen sey, und überdies ihren mit vor Gericht anwesenden Sohn, Samuel Warncliffe, in ihren gottlosen Lehrbegriffen erzogen habe.

Esther Warncliffe widersprach dieser Anklage im Allgemeinen mit keinem Wort, und verharrte in ihrer anscheinenden Gelassenheit bis zu dem Augenblicke, in welchem man ihr die Bibel vorlegte, die sie selber Abends vorher ihrem Manne eingehändigt hatte. Bei'm Erblicken dieses für sie und ihren Sohn so verhängnißvollen Buches stammelte sie wie in Verzweiflung: „Ist es denn möglich, daß es dahin hat kommen können?“ Die Richter vermogten nicht, irgend eine andere Aeußerung aus ihr herauszubringen, und drohten endlich der Verstockten, wie sie die Schwerbeängstigte nannten, mit der Folter.

Bei dieser Drohung stieß Samuel, der von jenem Martermittel gehört haben mogte, einen so herzzerreißenden Schrei aus, daß die arme Mutter dadurch zu sich selbst gebracht ward. Nachdem sie ihren Knaben einigermaßen beruhigt hatte, sagte sie zu ihren Richtern: „So von mir begehrt wird, meinen Lehrglauben zu gestehen, so bedarf es dazu keiner Folter. Jenes Buch gehört mir, und mit Freudigkeit sage ich von demselben aus, daß es meiner Seele ein klarer Tröstungquell gewesen ist, den die Verfolgungen der Tyrannen in dieser Welt mir nimmer werden versiegen machen können.“

Mehr bedurfte es nicht, um die Angeklagte für schuldig zu erkennen. Sie ward sammt ihrem Knaben zum Feuertode verurtheilt, und am Mittage des folgenden Tages sollte dieser grausame Spruch an ihr vollzogen werden.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als die unglückliche Gefangene sich noch nicht auf das in ihrem Kerker

befindliche Strohlager neben ihren Knaben hingestreckt hatte, der längst in einen sanften Schlaf gesunken war; da rasselte es an ihrer Thür — Esther's Herz pochte von Furcht und Hoffnung. „Wär' es möglich," dachte die zärtlich bangende Mutter, „wär' es möglich, daß man meinen Knaben begnadigte? daß man mein Todesurtheil bis zu lebenslänglicher Gefangenschaft herabstimmte? O! dann könnte ich vielleicht meinen Samuel noch, ehe ich stürbe — —"

Alle frohen Täuschungen aber welche sich des Herzens der armen Esther bemächtigt hatten, zerrannen in demselben Augenblick, in welchem Esther bei dem Schimmer der Lampe, die man ihr, der Verurtheilten, für die letzte Nacht ihres Lebens hatte lassen müssen, durch die Kerkerthür — einen Mönch hereinschleichen sah. „Was will der Papist bei mir, der Protestantin?" fragte die Gefangene.

„Dich und Deinen Sohn retten," antwortete der Pater mit zitternder Stimme.

„Das wolle der Herr aller Herren Euch lohnen! Mein Knabe schläft, aber ich will ihn wecken, um sogleich — —"

„Nicht doch, nicht doch!" sprach der Mönch, indem er Esther's Arm faßte, „wecke Dein Söhnlein noch nicht, denn für den Knaben ist eher kein Heil zu hoffen, als bis dessen Mutter ihre Ketzerei abgeschworen haben wird."

„Ungeheuer!" rief die Protestantin — „Sind mir der Qualen nicht schon genug zu Theil worden, daß Du noch daherkommst, um mich eine so grausame Täuschung erfahren zu lassen?"

„Ich kam nicht hieher um Dich zu täuschen, Esther Warncliffe. Ich bin hier, um Dich von der Dir

drohenden Todesgefahr zu erretten, und Dich auf den Pfad des Glaubens der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen.“

„Mein Pfad ist der, welcher in die Ewigkeit leitet,“ antwortete Esther mit einem tiefen Seufzer.

„Ach,“ entgegnete der Mönch, der von heftiger Gemüthsbewegung ergriffen zu seyn schien — „wäre es möglich, daß Du meinen Ermahnungen, meinen Bitten widerstehen könntest? Hat die Zeit meine Gesichtszüge denn so sehr verändert, daß Du mich nicht mehr erkennst?“

Der Mönch warf seine Kapuze zurück; Esther blickte ihm forschend in's Gesicht — „Mein Bruder!“ rief sie — „Du? und hier? in diesem Augenblicke hier? So hast Du denn meiner nicht ganz vergessen? So soll ich denn nicht ohne allen menschlichen Trost in die Grube fahren?“

„Du sollst leben, meine Schwester. Hangen wir Beide auch verschiedenen Lehrmeynungen an, so bleiben wir doch vereint durch die Bande des Blutes. Ich gelte Etwas bei Hofe, ich gelte mehr noch bei dem Bischofe von London. Versprich mir, daß Du ein ewiges Schweigen bewahren willst, so lege ich noch heute dem Bischof eine Bescheinigung dar, daß Du in meine Hand Deine Ketzerei abschwörtest und — —“

„Eher tausendmal sterben,“ rief Esther — „eher tausendmal des fürchterlichsten Todes sterben, als mein Leben durch eine gottlästernde Heuchelei und Verheimlichung zurückerkaufen. Wir können wohl Menschen, doch niemals Gott betrügen!“

„Schwester, wenn Du nicht mitleidig gegen Dich selbst seyn willst, so sey es wenigstens gegen Deinen Sohn, dessen Mörderin Du gleichsam wirst —“

Hör' auf, mein Bruder, o! hör' auf mich zu versuchen. Die Tyrannen, die mich nur um so mehr ängstigen wollen, werden nimmer einen unschuldigen Knaben wirklich zu einem so grausamen Tode —"

„Sie werden es wagen, Esther — ach! haben sie es denn nicht schon gewagt? Ist Deines Kindes Todesurthel nicht ebenfalls gesprochen worden?"

Bei diesen Worten des Paters stieß Esther einen Schrei des Jammers aus und hielt ihr Söhnchen vest umschlungen. Ihr Bruder drang von neuem in sie, flehete sie wiederholt an, wenigstens dem Scheine nach ihre Ketzerei abzuschwören, um so sich und ihr Kind vom Qualentode zu erretten — jedoch umsonst! Die Gefangene saß starr, mit irren Blicken da — und ließ den Ermahner lange Zeit fortreden, ohne ihn auch nur mit einem einzigen Laut zu unterbrechen.

„Meinen Gott verleugnen? Nimmer, o nimmer! Lieber sterben — sterben!"

„Ich sterbe mit Dir, Mutter!" sagte der Knabe, indem er weinend die Verzweiflungvolle umschlang —

„Du hörst's, mein Bruder!" rief diese — „Du hörst's — Tod mir und meinem Kinde — Ich stehe am Ende meiner Laufbahn in dieser vergänglichen Welt. — O, mein Bruder! glimmt noch ein Fünkchen Liebe zu mir in Deiner Brust, so verlaß mich jetzt; denn ich will an nichts denken, als an den Allgerechten, den ich anrufe in meiner Noth, und der mich aufnehmen wird nach seiner Barmherzigkeit. Geh', sag' ich, und begegnest Du jemals dem Manne, den ich in vergangener Nacht zum letztenmale meinen Gatten genannt habe, so sag' ihm — o, so sag' ihm, Esther habe dem unglücklichen Robert vergeben."

Schweigend drückte der Mönch seine Schwester an seine Brust, und verließ tief erschüttert den Kerker.

Mutter und Sohn brachten die nun folgenden Stunden betend hin; Erstere im Hinschauen auf ein ewiges Leben des Friedens, Letzterer wundersam bewegt von dem Muthe seiner Mutter. Als nun gegen die Mittagsstunde die Wachen kamen, um die Verurtheilten aus dem Gefängnisse abzuholen, gab Esther Warncliffe sich so ruhig, als ob sie eine kleine, unerhebliche Reise anzutreten hätte. Mit ihrem Samuel an der Hand schritt sie durch eine zahllose Menge Volkes hindurch, die Straßen entlang, die zur Richtstätte führten. Den Knaben erschreckte anfänglich dieses Volksgedränge, bald jedoch beruhigte ihn die Heiterkeit seiner Muter; so daß er, in der ihm längst eigengewordenen Frömmigkeit in das lutherische Kirchenlied einstimmte, welches Esther Warncliffe mit lauter Stimme auf ihrem Todeswege zu singen begonnen hatte.

Endlich jedoch konnte Samuels kindlicher Muth bei'm Anblicke der schauerlichen Zurüstungen, denen er sich entgegenführen sah, nicht mehr Stand halten. Laut schrie und schluchzte der arme Knabe, als er mit seiner Mutter an den Todespfahl gebunden ward. In demselben Augenblicke fiel, von unwahrgenommener Hand geworfen, eine Bibel zu Esther's Füßen hin — es war Esther's Bibel! Der der Hinrichtung amtlich beiwohnende Priester wollte es nicht zugeben, daß der Delinquentin das ketzerische Buch zurückgegeben würde, allein das Volk, das den Scheiterhaufen umringte, schrie laut gegen dies Uebermaß von Grausamkeit des katholischen Pfaffen, und bewirkte so, daß Esther Warncliffe das ihr so theure Buch an ihr Herz drücken, und so ihren

letzten Lebensaugenblick erwarten konnte. Der Priester gab nun das Zeichen zum Anzünden des Holzstoßes, als schmetternder Trompetenruf erscholl — der Henker hielt inne mit seinem schauerlichen Werke. Im nächsten Augenblicke ritten Herolde vorüber, deren Anführer ein Banner mit den Worten trug: „Es lebe Königin Elisabeth!“ Und das Volk rief laut: „Es lebe Elisabeth! Heil der protestantischen Königin!“ — Die blutige Maria war zur selben Stunde gestorben, und zur selben Stunde auch hatte die papistische Kirchenlehre für immer ihren Tod in England gefunden. Esther Warncliffe ward von dem Schreckenspfahle losgebunden, und mit ihrem Söhnchen von den jubelnden Protestanten wie im Triumphe nach Hause gebracht. — Esther Warncliffe gelangte zu einem glücklichen Alter, und einer ihrer Enkel saß mit zu Gericht, als — o, des schauerlichen Waltens der Nemesis! — als das Todesurthel über König Karl den Ersten gesprochen ward.

Gräfin und Holzschuhmacher.

Ein Geschichtchen für das Volk.

„Will einst das Gräflein
Ein Tänzchen wagen;
Mag er's nur sagen —
Ich spiel' ihm auf."

Aus der Oper: „Figaro's Hochzeit."

Zu Anfange der großen französischen Revolution bemerkte man in einem der letzten Häuser der Vorstadt Saint-Denis die Werkstätte und den Kaufladen eines Holzschuhmachers, der sich Robert nannte. Meister Robert hatte sich bereits in seinem zwanzigsten Jahre verehelicht, war jetzt seit längerer Zeit Wittwer, und besaß, als er Achtunddreißig zählte, einen Sohn von siebenzehn Jahren. Vater und Sohn waren von kräftigem Körper und beseelt von jenen Gesinnungen, von denen damals das gesammte französische Volk sich ergriffen fühlte. Sie schlossen, sobald das Vaterland bedroht wurde, ihren Kaufladen wie ihre Werkstatt, und griffen zu den Waffen. Beide trugen an ihren Füßen die schönsten Holzschuhe, die jemals in ihrer Fabrik gefertigt worden waren. Der Vater ward der Führer des Sohnes; allein in der ersten Schlacht hatte es mit dieser Führerschaft ein Ende; denn Vater Robert erhielt eine Kugel in's Knie, so daß er hinkend, und folglich zu fernerem Kriegsdienste untauglich ward.

„Robert," sprach der Vater zum Sohne," ich habe Dir den Weg gezeigt; der Himmel will nicht, daß ich mehr in dieser Sache thue. Deine Bahn liegt vor Dir, zeichne Dich aus auf ihr, oder, wenn es seyn muß, stirb den Tod der Braven für Dein Vaterland."

Meister Robert genas von seiner Wunde, blieb aber hinkend, wie er es vorhergesehen hatte, und eröffnete wieder seine Werkstätte und seinen Kaufladen für Holzschuhe in der Vorstadt St. Denis.

Robert der Sohn focht Frankreichs glänzende Schlachten mit; er hatte Lesen und Schreiben gelernt und besaß also die beiden Hauptschlüssel zu allen menschlichen Kenntnissen. Durch ihre Hülfe entwickelte er seine Geistesfähigkeiten; und wie hätte er dies nicht sollen, da man den Mann aus dem Volke nur dann seiner Rechte zu berauben vermag, wenn er diese Rechte nicht kennt. Der junge Robert aber kannte seine Rechte; denn als glühender Republikaner war er stolz auf die von seinen Mitbürgern errungene Freiheit, und diese vollkommen zu begreifen, war sein Streben. Tüchtigkeit und Muth hoben ihn bald auf immer höhere Stufe im Heere. Der Feldzug in Italien begann, und Robert theilte die Gefahren und den Ruhm desselben.

In Italien beging er einen Fehler; nämlich diesen: Er ward bekannt mit der Tochter eines Emigrirten, und verliebte sich in dieselbe. Mathilde von C* war mit ihrem Vater, dem Marquis, nach Italien entflohen; sie war schön, aber arm. Robert, der Sohn des Volkes, hätte bedenken sollen, daß die Meynungen, Wünsche und Absichten des Herrn von C* nimmer würden mit den seinigen vollkommen übereinstimmen können. Diese Erwägung hätte ihn auffordern sollen, eine ihn blendende Schöne zu fliehen, die früher oder später ihm die Holzschuhe seines Vaters zum Vorwurfe machen würde. Dies Alles aber bedachte und erwog unser junger Kriegsmann nicht. Sein General mit dem unsterblichen Namen ward von ihm zu Rathe gezogen, und Bonaparte, der gern den altfranzösischen Adel sich verdüstern sah, gab dem jungen Kriegsgenossen eben den Rath, den er sich unstreitig selbst gegeben haben mußte, als er eine Edelgeborene, die Frau Wittwe Beauharnais, geborene Tascher de La Pagerie ehelichte. Die Folgezeit hat übrigens gezeigt, daß Napoléon nichts von derjenigen Freiheit wußte, für die das französische Volk eigentlich kämpfte, auch war er selber ja aus einem adeligen Hause. Indessen unser Robert liebte, glaubte,

um richtiger uns auszudrücken, fühlte ſich geliebt, und Mathildens Vater, der Herr Marquis von C*, nahm, trotz allen ſeinen Vorurtheilen, keinen Anſtand, die Hand ſeiner Tochter einem Staabsofficier zu geben, der bei dem Obergeneral der Armee in Anſehen und Gunſt ſtand.

Das Bündniß ward geſchloſſen; jedoch geſchah es zu großem Mißbehagen des Meiſters Holzſchuhmachers, der betrübt den Kopf ſchüttelte, als er die deßfallſigen Mittheilungen erhielt: „Dumm das! recht dumm das!“ murmelte er in ſich hinein; „hätt' ihn gern als Schwiegerſohn meines ehrlichen Nachbars Picardin geſehen! Lolo Picardin würde eine ganz complete Madame Robert abgegeben haben.“

Inzwiſchen lief die Heirath nichts weniger als unglücklich aus. Der junge Robert hatte ſich zum Diviſionsgeneral emporgeſchwungen, und dieſe ſeine Stellung brachte ihn dem Adel möglichſt nahe.

Nach Verlauf eines Jahres ward dem General ein Sohn geboren, der den Namen Edmund bekam. Uebergangen werde hier die Schilderung der Laufbahn des Generals Robert; ſie war glänzend, wie es die aller der tapferen Officiere war, durch welche der Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts verherrlicht worden iſt. Es ging aber dem General Robert, wie den meiſten ſeiner Cameraden; er berauſchte ſich in dem Ruhme ſeines Kaiſers, und vergaß über kriegeriſchen Schimmer die wahrhaftige Volksfreiheit. Napoléon überhäufte ihn mit Gunſt, bereicherte ihn, ja, ernannte ihn ſogar zum Grafen. Der Holzſchuhmacher dagegen, der glorreiche Freiheitkämpfer vom Jahre 1790, betrieb, ämſig wie zuvor, ſein Gewerk und ſeinen Handel in der Vorſtadt St. Denis, ward allgemach bemittelt, ja, für ſeinen Stand, ſogar reich, und ſein Sohn, der Diviſionsgeneral Robert, konnte ihn nicht vermögen, von ſeinen Holzſchuhen abzulaſſen und Wohnung und Unterhalt bei ſeinem Leibeserben zu nehmen.

„Bei Dir wohnen und mit Dir essen?“ fragte Vater Robert. „Sag' mir doch, mein Junge General, wo wohnst Du?“

„Nun, Du weißt's ja, Vater, in meinem Hôtel, Cerruttistraße.“

„Schnickschnack, Robert! Bald bist Du in Wälschland, bald in Deutschland, bald in Spanien, niemals aber bist Du zu Hause. In der Straße Cerutti wohnen nur Dein Weib und Dein Sohn.“

General Robert hochachtete seinen Vater, wie es einem rechtschaffenen Sohne zukommt; seine Gattin folgte seinem Beispiele, und also sah man oft des Grafen Robert's Staatswagen vor der Hausthür des Holzschuhmachers halten. Daß der kleine Edmund ebenfalls den Großvater oft besuchte, versteht sich wohl von selbst, nicht aber kann unbedingt angenommen werden, daß er gern, überaus gern bei dem hinkenden Alten verweilte, dessen Haar schon anfing in's Graue hinüberzuspielen; dennoch war dem so — Edmund Robert hielt große, sehr große Stücke auf seinen Großvater.

Das Waffenglück Napoléons ist bekannt; General Graf Robert war demselben nachgezogen von Marengo bis Champaubert. Auf diesem letzteren Schlachtfelde fiel der Graf, um hienieden sich nimmer wieder zu erheben, und der Tod ersparte ihm so den Schmerz, Frankreich von Ausländern überfluthet zu sehen. Der Holzschuhmacher ward demnach von zwei Schlägen zu gleicher Zeit getroffen; er verlor seinen Sohn, und sah des Landes Feinde und in deren Gefolge die Bourbons heranrücken.

Sobald nun die Lilien zurückgekehrt waren, sobald man wieder von weißer Cocarde, von Adel, von Chevalerie, von Vasallentreue, von Altar und Thron sprach, erinnerte sich die Frau Gräfin Robert, anstatt der blutigen Cocarde ihres für Vaterland und Ruhm gefallenen Gatten zu gedenken, ihres alten Adels und gedachte der letzten Worte ihres vor einigen Jahren gestorbenen Vaters,

in denen allerlei von Ahnen und angestammten Königen vorgekommen war. Die Frau Gräfin begab sich demnach in das Schloß der Tuilerieen, ließ sich der Frau Herzogin von Angoulème vorstellen, und kümmerte sich, wie man sich leicht wird denken können, wenig oder gar nicht mehr um ihren Schwiegervater, den Holzschuhmacher. Sie ging noch weiter, denn sie verbot ihrem Sohne, dem jungen Grafen Edmund, der, wie unsere Leser bereits wissen, seinen Großvater ehrte und liebte, allen Umgang mit diesem.

„Du bist altadelig von Seiten Deiner Mutter," sprach sie zu ihrem Sohne, „und neuadelig von Seiten Deines Vaters; denn der Kaiser hat wirklich einen Adel créirt, welcher anerkannt worden ist. So, und dabei gestützt auf das Marquisat des Herrn von C*, dessen Namen Du vielleicht noch wirst annehmen dürfen, kann es Dir bei Hofe nicht fehlen; sobald nämlich, wie sich das denn von selbst versteht, der Holzschuhmacher dabei gänzlich aus dem Spiele bleibt. Nicht also in der Vorstadt St. Denis, mein Freund, sondern in den Vorsälen der Prinzen wohnen Deine Erdengötter."

Edmund war kein starkes Gemüth; dennoch ward er seiner Mutter ungehorsam, indem er nach wie vor die Vorstadt und in ihr auch seinen Großvater besuchte; und zwar war es die Liebe, die ihn dahinrief und trieb. — Was wird durch die Liebe nicht Alles aufgerichtet, was wird durch sie nicht Alles über den Haufen geworfen!

Wir erinnern hier an des alten Robert's Worte, die er vor sich hinmurmelte, als ihm die Nachricht von der Herzenswahl ward, welche sein Sohn, der Divisiongeneral, getroffen hatte: „Dumm das! recht dumm das! hätt' ihn gern als Schwiegersohn meines ehrlichen Nachbars Picardin gesehen!"

Nun hatte mittlerweile Jungfer Lolo Picardin einen ehrlichen Fruchthändler geehelicht, der nur zwei

Häuser weit ab von Vater Robert wohnte. Lolo, seitdem Madame Riboulet genannt, besaß um diese Zeit ein holdschönes, etwa sechszehnjähriges Töchterchen, Namens Ninon. Diese Ninon war mit Edmund herangewachsen, und Beide hatte, als sie noch Kinder waren, Vater Robert oft mitsammen auf seinen Knieen geschaukelt.

„Vater Robert," sprach Nachbar Riboulet seit einiger Zeit zu wiederholten Malen — „Vater Robert, Euer Großsohn Edmund liebt meine Ninon; wie haken wir das aneinander?"

„Nachbar Riboulet," versetzte der Gefragte, „vor etwa zwanzig Jahren wünschte ich daß Deine Frau meine Schwiegertochter würde, allein Bonaparte pflanzte sich dazwischen, und die Sache kam nicht zu Stande. Die Mutter ist den Roberts aus der Nase gegangen; die Tochter aber soll ihnen werden — 'foi d'honneur,' Nachbar."

Man begreift leicht, daß die Frau Gräfin Robert auf solche Ideen nicht einging. An einem sonnigen Vormittage beschied sie ihren Sohn vor sich.

„Monsieur le comte;" sprach sie zu ihm, Sie sind, Dank sey meiner Fürsorge, einen guten Schritt vorwärts in der Welt gekommen. Ohne Eitelkeit mag ich es sagen, daß das keine Kleinigkeit war, denn, mein Sohn, Du hast eine ganz eigenthümliche Aufgabe zu lösen. Du bist der Sohn eines Mannes aus dem Volke, der Alles einem Usurpator verdankte und der sogar für diesen sein Leben gelassen hat. Ich meinerseits habe Alles aufgeboten, Dir den Gunstblick des Königs zuzuwenden; die Herzogin von Angoulème protegirt Dich, und 'nosseigneurs' die Prinzen von Geblüt erweisen Dir die Ehre, Dich an ihren Jagdpartieen theilnehmen zu lassen. Jetzt liegt Dir ob, alles Das anzuerkennen, was man für Dich gethan hat, und Dich so zu benehmen, daß Du darlegst, wie Du Einer der Unserigen bist. Deine Stellung weiset sich als so vortheilhaft aus,

daß die Erfüllung Deiner Obliegenheiten Dir als ein Glück erscheinen muß; denn — urtheile selbst: Du wirst Dich mit Mademoiselle de la Rochegute vermählen."

„Ich, gnädige Mama?"

„Ja, mein Sohn. Ich habe diese Heirath eingeleitet und vestgestellt; alles dazu ist längst vorbereitet, und die Unterzeichnung des Ehecontracts wird morgen vorgenommen werden."

„Morgen, gnädige Mama?"

„Morgen. Du kennst Mademoiselle de la Rochegute. Sie ist nicht etwa hübsch — sie ist schön. Daß sie zum höchsten Adel des Landes gehört, muß Dir bekannt seyn; Du wirst also nicht nur einer der beßtvermählten, sondern auch einer der reichsten Edelleute Frankreichs seyn. Bereite Dich demnach auf diese Verbindung vor — geh' sogleich hin und küsse Deiner Braut die Hand — **Allez, mon fils.**"

Die Frau Gräfin war von jeher eine sehr gebieterische Dame gewesen, seit der Wiederherstellung der Bourbons aber war sie es in noch weit größerem Maße geworden; kein Wunder also, daß sie ihren Sohn an Unterwürfigkeit gewöhnt hatte, wenn diese auch nur eine scheinbare war. Edmund vermogte daher nicht, seiner Mutter auch nur ein einziges Wort zu entgegnen; jedoch anstatt befohlenermaßen hinzugehen und der Demoiselle de la Rochegute als seiner Braut die Hand zu küssen, rannte er in den Garten der Tuilerieen, um dort unter den hohen und dicken Bäumen seines Herzens Bekümmerniß spazierenzuführen. Er stand vor dem großen Teiche und glotzte die darauf schwimmenden Schwäne an, ohne jedoch sie wirklich zu sehen, als er von dem Fähnrich seiner Compagnie, einem hübschen Vicomte, angeredet ward, der in den Salons der Vorstadt St. Germain ungeheures Glück bei den Damen machte.

„He! Edmund!" rief der Vicomte — „Du siehst ja ganz verhagelt aus! Gewiß sind Dir Deine Gläubiger auf den Fersen."

„Bah! Gläubiger? Ich bin Niemandem Geld schuldig. Meine Mutter ist mir auf den Fersen."

„Warum nicht gar!"

„Doch, doch! sie will mich verheirathen."

„Mit wem denn?"

„Mit Mademoiselle de la Rochegute."

„Hei! eine allerliebste Kleine, die englisch spricht wie weiland 'maistre' Shakspeare, die sehr reich ist, und deren Familie in höchstem Ansehen bei Hofe steht."

„Das Alles mag so seyn," warf Edmund ein; „ich aber liebe eine Andere —"

„So eine kleine Bürgerliche, will ich wetten. He?"

Erröthend stammelte Edmund ein „Ja, ja."

„Und um solcher 'bagatelle' willen lässest Du den Kopf hängen? 'Allons donc!' die Eine nimmst Du zur Frau, die Andere zum Liebchen."

„Sie wird nimmer wollen," sagte Edmund naiv genug.

„Wer? Deine Frau?"

„Nein, die —"

„Die Bürgerliche? Possen! Entzückt wird sie davon seyn; die bürgerlichen Mädchen sind dazu da, um in solches Entzücken zu gerathen; sie verstehen sich auch darauf. Komm an! sey nicht kindisch, und verscherze nicht um einer unerheblichen Liebschaft willen eine Heirath, durch die Du ersichtlich Dein Glück so in der Stadt wie bei Hofe machst."

Ungeachtet dieser modisch-gottlosen Rathschläge beschloß Edmund dennoch, sofort nach der Vorstadt Saint-Denis zu eilen, und seinem Großvater und seiner Ninon Alles einzugestehen; allein die Frau Gräfin Robert, die vollständiger unterrichtet war, als ihr Sohn es sich vorstellen konnte, ließ diesen nicht aus den Augen. Sie erwischte ihn noch im Garten der Tuilerieen, befahl ihm, sich, behufs verschiedener Einkäufe von Gewändern und Juwelen für seine Braut, zu ihr in den Wagen zu setzen, und hielt ihn während des ganzen Tages so vest, daß er ihr nicht von der Seite kommen

konnte; Abends aber mußte er sie mit zu der Familie Rochegute begleiten, und als am folgenden Morgen der junge Herr sich kaum angekleidet hatte und in das Frühstückszimmer getreten war, befand sich daselbst auch schon seine Zukünftige, sammt allen ihren nächsten Verwandten.

Paris ist allerdings eine große Stadt, und die Bewohner des nördlichen Theiles derselben wissen selten was im Südertheile vorgeht. Eine Heirath kann jedoch nicht ohne alles Geräusch in's Werk gesetzt werden, eben weil das Gesetz, und zwar mit gutem Rechte, ihr die möglich größte Oeffentlichkeit zu verleihen weiß. Ninon erfuhr von einer ihr befreundeten jungen Kleidermacherin, daß Mademoiselle de la Rochegute und der Herr Graf Edmund Robert noch heute verlobt werden sollten. Ninon warf sich weinend in die Arme des lieben Nachbars Holzschuhmachers.

„Kindchen," sprach der Alte, „schon längst weiß ich um Alles, weiß um Deine Liebe, um Edmund's Schwüre, und um Euer Beider Unbesonnenheit. Nur Dein eigenes Geständniß wollt' ich erst vernehmen, um sodann zur That zu schreiten."

„Die Verlobung soll in der nächsten Stunde vor sich gehen," klagte Ninon schluchzend.

„Wirf Dich in Deinen Sonntagsstaat, Kindchen, und folge mir," sagte Vater Robert.

Der Greis und das junge Mädchen machten sich mitsammen auf den Weg. Vater Robert, gestützt auf sein spanisches Rohr, hinkte dahin, geführt von der schönen Ninon, deren Lieblichkeit Aller Blicke auf sich zog. Des Alten Runzelngesicht, das jedoch immer noch martialisch genug blickte, wies sich von reichem Silberhaar eingefaßt.

In der Ceruttistraße schien Alles eine Gallaluft einzuathmen. Der Thürsteher vor dem Hôtel der Gräfin Robert funkelte in seiner Uniform; die Dienerschaft stolzirte in nagelneuer Livree; im Vorhofe hielt ein

Staatswagen hinter dem Andern. Erhobenen Hauptes trat der Holzschuhmacher in das Hôtel, seine liebe junge Nachbarin am Arme. Ihm den Eingang zu wehren konnte keinem der Diener einfallen; man kannte seine verwandtschaftliche Beziehung zum gräflichen Hause, und nur der Förmlichkeit wegen fragte der an der Saalthür diensthuende Lakei: „Wen soll ich melden?“

„Wen sonst als den Holzschuhmacher?“ sagte der Alte und stampfte mit seinem Krückenstocke die spiegelblanke Flur.

Die Thürflügel öffneten sich und Robert und Ninon traten in einen prächtigmöblirten Saal, in welchem Damen, mit blitzenden Juwelen behängt, dasaßen, und Herren in reichen Uniformen und Ordensbändern im Knopfloche dastanden. Die Frau Gräfin hatte Platz hinter einem Tische genommen; ihr zur Seite befanden sich ihr Sohn und dessen Zukünftige.

Der junge Graf erblickte kaum seine Ninon, als er aufsprang und ihr entgegeneilte.

„Aber Edmund — Edmund!“ rief die Gräfin.

„Laß' ihn! laß' ihn Dich nur begrüßen, Töchterchen, und recht herzlich,“ sagte der Holzschuhmacher; „der junge Herr scheint seiner Pflicht nachkommen zu wollen.“

„Was soll das heißen?“ — „Seine Tochter?“ — „Wer ist denn der Alte?“ — „Was will er?“ — fragte es flüsternd die Reihe herum.

„Was der Alte will?“ nahm Vater Robert sehr nachdrücklich das Wort — „Das sollen Sie sogleich erfahren. Zuvörderst vernehmen Sie, daß ich Meister Robert, der Holzschuhmacher, der Republikaner bin —“

„Republikaner!“ riefen Mehrere mit Abscheu.

„Ja; Freiheitkämpfer vom Jahre 1790, und immer noch derselbe. Ueberdies bin ich der Vater des Grafen Robert, der auf dem Felde der Ehre blieb; bin also der Schwiegervater der Frau Gräfin und der Großvater Edmund's. Und ich auch bin es, der daherkam um Einspruch in eine Verlobung zu thun, zu welcher man hier zuwider aller Ehre und Pflichttreue schreiten will.“

„Comment? gegen Ehre und Pflichttreue?“ fiel ihm die Gräfin ein — „Das klingt luſtig.“

„Luſtig für Sie vielleicht, ich will's glauben; nicht aber für mich, und, wie ich hoffe, auch nicht für meinen Enkel. Sie ſind von Adel hier, meine Damen und Herren — allen Reſpect; Sie haben ſo Ihre Ideen, machen viel Weſens aus den Engländern und Preußen, welche in unſer Frankreich eingedrungen ſind — mag es ſeyn; Unſereins aber gehört zum Volk, und — links iſt nicht rechts, meine hohen Herrſchaften. Mein Sohn Robert war freilich nur ein Volksmann, doch hat er während ſeines ganzen Lebens nur einen einzigen Fehlſchritt gethan und der beſtand darin, daß er die Frau Gräfin da ehelichte, die, eben weil ſie nicht die Ehre hatte, wie wir zum Volke zu gehören, nicht ſo denken konnte wie wir denken. — Daraus aber folgt keineswegs, daß Edmund einen gleichen Fehlſchritt machen müſſe, und — 'morbleu!' ich kam hieher, um der Frau Gräfin zu zeigen, daß ich kein einfältiger Komödienvater bin.“

Während dieſer Rede, durch welche die anweſenden vornehmen Herrſchaften ſich allerdings nicht wenig verletzt fühlen mußten, war jeder von ihnen ſchon auf den Abzug bedacht geweſen. Die Familie de la Rochegute, der der Begriff „Volk“ und vollends der der „Revolution“ von jeher ein Greuel war, machte ſich zuerſt von dannen; die Uebrigen folgten, und ſiehe da! nach kaum fünf Minuten ſtanden Vater Robert, die Liebenden und die Frau Gräfin nebſt dem Notar, der ſeinen Poſten nicht verlaſſen hatte, Naſe an Naſe einander gegenüber.

„Warum, Madame, verfügen Sie über die Hand Ihres Sohnes ohne meine Zuſtimmung? warum gegen meinen Willen? Erhielten Sie nicht ſeit Jahr und Tag ununterbrochen meine Berichte? Können Sie es leugnen, daß ich Ihnen zu wiederholten Malen mittheilte, wie Edmund und Ninon einander liebten? Sagte ich Ihnen nicht gleich anfänglich, man müſſe die jungen Leute

entweder vereinigen, oder sie unverzüglich von einander trennen? Warum schritten Sie weder zu dem einen, noch zu dem andern Thun? Meynen Sie, unser Edmund solle sich mit einer adeligen Dame vermählen, um meine arme bürgerliche Ninon in Schmach und Gram zu versenken? Gilt des Volkes Ehre nichts in Ihren Augen? Mir aber geht diese Ehre über Alles, Madame! Ninon hat Edmunds Eheversprechen, und das soll 'foi d'honneur!' das soll in Erfüllung gebracht werden. Schreiben Sie, Herr Notar — die Verlobten heißen: Graf Edmund Robert und Jungfer Ninon Riboulet, und die Braut erhält hunderttausend Franken zur Aussteuer."

„Wär's möglich, Vater Robert?" fragte Ninon, deren Augen in Wonnethränen schwammen.

„Sey unbesorgt, mein Kind," versetzte der alte Kriegsmann; „wir wollen das Sümmchen schon aus oder hinter meinen Holzschuhen hervorsuchen. Und Sie, Madame," fuhr er zu Edmunds Mutter fort, „Sie werden die Gefälligkeit haben, diesen Contract zu unterschreiben und auch, wär's auch nur für ein Viertelstündchen, der Trauung unsers Pärchens mit Ihrer Gegenwart zu beehren — ich befehl' es, denn ich bin Ihr Vater, Madame."

„Ignoble!" rief die Gräfin, griff aber doch zur Feder und unterschrieb.

„Gleichviel mit welchem Namen die Vornehmen einen ehrlichen Volksmann benennen wollen," entgegnete der Meister Holzschuhmacher — „Wissen Sie jedoch, Madame: Ein Halunke ist der Volksmann, der dem Uebermuthe der Großen nicht da auf die Finger klopft, wo Gesetz und Recht ihn dazu anmahnen und verpflichten — **Ainsi dit, ainsi fait, Madame la Comtesse.**"

Und so ward's. — Neun Monate später schaukelte der wackere Holzschuhmacher auf seinem gesunden Knie ein Urenkelchen, dem er jubelnd seine alte verschossene dreifarbige Cocarde zeigte.

Männereitelkeit.

Ein dramatiſcher Scherz.

„Nein, o nein, mein feines Herrchen!
Ich bin nicht ein ſolches Närrchen;
Halt' auf ächte Lieb' und Treu.
Wollt Ihr alſo mich gewinnen,
So beweiſ't mir, daß Eu'r Minnen
Aechte, treue Liebe ſey."

Altes Opernlied.

Personen:

Der Krieger.

Der Autor.

Die Schauspielerin.

Die Zofe.

(Geſchmackvoll decorirtes Vorzimmer. Im Hintergrunde doppelte Mittelthür mit Nebenthüren. Rechts und links Seitenthüren.

Erſte Scene.

(Eine der Nebenthüren im Hintergrunde öffnet ſich. Der **Krieger** und der **Autor** begrüßen ſich draußen ſehr höflich und treten dann Beide zugleich ein. Erſterer iſt in glänzender Obriſten-Uniform; ein Ehrenkreuz auf der Bruſt. Letzterer in Civilkleidung, ſchwarz, Stahldegen, ein Ordensband im Knopfloche. Beide verrathen Beſtürzung einander zu ſehen.)

Krieger

(nach einer Pauſe, immer mit vielem Anſtande).

Mein Herr, wie ſoll ich das verſtehen?

Autor

(ebenfalls höchſt anſtändig).

Mein Herr, dasſelbe frag' ich Sie.

Krieger.

Es wundert mich, Sie hier zu ſehen.

Autor.

Ganz ſo geht's mir mit Ihnen.

Krieger.

Wie?

Autor.

Sie gingen fehl —

Krieger.

Sie irrten —

Autor.

Nimmer.

Krieger.

Sie ſind —

Autor.

Wo ich willkommen bin.

Krieger.

So wären wir —

Autor.

Im Eintrittszimmer
Der ſchönſten mim'ſchen Künſtlerin.

Krieger.

Ganz recht; der lieblichen Roſette —

Autor.

Der keine Dame ſich vergleicht.

Krieger.

Das ſagen Sie? Mich dünkt, es hätte
Ganz and're Schönheit Sie erweicht.

Autor.

Dasſelbe dünkte mich von Ihnen.
Die Kaufmannstochter —

Krieger.

Ihre Braut,
Des Staatsrath's Nichte —

Autor.

Kann nicht dienen.

Krieger.

So geht's, wenn man Gerüchten traut!

Autor.

Sie lieben hier?

Krieger.

Mein Herr, die Frage
Iſt in der That — doch mag's d'rum ſeyn,
Da ich dieſelbe Frage wage:
Sie lieben hier?

Autor.

Sagt' ich nun Nein?

Krieger.

Mein Herr, auch ich weiß Nein zu ſprechen,
Wie Ja — nachdem es mir gefällt.

Autor (pikirt).

Mein Herr, zu bloßem Sylbenſtechen —
(Faßt ſich) Doch ſtill! ich bin ein Mann von Welt.

Krieger.

Auch ich bin's; dazu Mann von Ehre.

Autor.

Wer zweifelt d'ran, daß ich es ſey?

Krieger.

Am Hof geachtet, wie bei'm Heere,
Bin ich — —

Autor.

Es wäre Ziererei
Wollt' ich hier mein Verdienſt verſchweigen.
Ich focht wie Sie für's Vaterland;
Und ward belohnt, deß hab' ich Zeugen,
Durch Autorruhm und Ordensband.

Krieger.

Mein Kriegerruhm — dies Ehrenzeichen —
Ich hoffe Dies wie Jener g'nügt.

Autor.

Gewiß. Sie werden mir nicht weichen,
Und ich nicht Ihnen.

Krieger (empfindlich).

Wenn gerügt
Das Letzt're würde? mit dem Degen?

Autor (raſch).

So würd's das Erſt're ebenfalls.

Krieger (einlenkend).

Sie haben Recht.

Autor.

Erſt überlegen!

Krieger.

Nur blinde Wuth bricht ſich den Hals.

Autor (nach kurzer Pauſe).

Hier wäre wohl Vertrau'n vonnöthen?

Krieger.

Vertrau'n? Kann ſeyn. — Sie fangen an?

Autor.

Warum nicht Sie?

Krieger.

Mich dünkt, Sie böten
Sich mir, und offen folgt' ich dann.

Autor.

Ganz offen?

Krieger.

Ich bin Mann von Ehre.
Sie werden gleichfalls offen ſeyn.

Autor.

Sie fordern, daß ich's erſt beſchwöre?
Ich, Ehrenmann gleich Ihnen?

Krieger (höflich).

Nein.

Autor
(nach kurzer Pauſe, etwas kleinlaut).

Wahr iſt es, mit des Staatsraths Nichte
Bin ich — verſprochen, wie man's nennt.

Krieger (ebenſo).

Als Bräutigam des Fräuleins Fichte
Des Fräuleins Mutter mich erkennt.

Autor (dreiſter).

Doch einem Autor, einem Dichter,
Dem Selbſtverdienſt — ſteht etwas frei.

Krieger (ebenſo).

Der Ruhm kennt keine Splitterrichter;
Ein Held wie ich, iſt — treulos treu.

Autor.

Ein Mann darf aller Orten lieben;
Wir Männer ſind der Schöpfung Herr'n —

Krieger.

Und ſolche Herrſchaft auszuüben —
Ich wär' ein Sklav, thät' ich's nicht gern.

Autor.

D'rum ſuch' ich hier, ob bei Roſetten
Der Liebe ſüßes Spiel mir glückt.

Krieger.

Den Krieger ſchmücken Amors Ketten;
D'rum ſuch' ich, ob man hier mich ſchmückt.

Autor (raſch).

Sie dürfen bei Roſetten hoffen?

Krieger.

Mein Herr, nicht Fragen gelten hier.

Autor.

Wir wollten wahr ſeyn, dächt' ich, offen —

Krieger.

D'rum keine Fragen. Beichten wir.

Autor.

Wohlan! ich denk', es ſoll gelingen,
Daß mich der Schönen Schönſte liebt.

Krieger.

Ich denk's nicht minder zu erringen,
Daß mir Roſett' ihr Herzchen giebt.

Autor.

Wie? Ihnen auch? Uns allen Beiden?

Krieger.

So ſtellen Sie das Fragen ein!

Autor.

Wie wäre Frag' hier zu vermeiden?

Krieger.

Doch! uns nicht wirklich zu entzwei'n —

Autor (einlenkend).

Recht; weil wir Beid' erfahren müſſen,
Wie wir mit dieſer Schönen ſteh'n.

Krieger.

So iſt's; und deutlich dies zu wiſſen,
Muß unſ're Beichte weiter geh'n.

Autor.

Hm! hm! in klingendem Sonette
Erklärt' ich meine Liebe hier.

Krieger.

Ein Briefchen ſchrieb ich an Roſette;
Des Herzens Gluth beſchrieb ich ihr.

Autor.

Sie ſchrieb mir wieder —

Krieger (haſtig).

Wie?

Autor (mit ſeinem Vorwurfe).

Sie fragen?

Krieger.

Ja, ſo! (fortfahrend) Es ward auch mir ein Brief —
Auf Hoffnungsflügeln mich zu tragen.

Autor.

Ein Brief, der mich hieher berief —

Krieger.

Auch mich.

Autor.

Schlag Elf.

Krieger.

Um dieſe Stunde.

(Eine Wanduhr ſchlägt.)

Es ſchlägt, und pünktlich bin ich da —

Autor.

Zu ſüßer Liebe ſüßem Bunde —

Krieger.

Zu ſüßen Bundes ſüßem Ja.

Autor.

Wie das? wie zeigt ſich dann Roſette?

Krieger (ſtutzt).

Die Frage gilt; für Sie und mich.

Autor.

Sie wäre dann ja —

Krieger.

Was?

Autor.

— Kokette!

Krieger (wie beleidigt).

Mein Herr — (Faßt ſich; gelaſſen) Dasſelbe meyn' auch ich.

Autor.

Was nun?

Krieger.

Was nun?

Autor (wie vor ſich hin).

Dem äußern Scheine

Zu folgen iſt des Pöbels Art —

Krieger.

Sehr wahr! Sie ſprechen wie ich's meyne.

Behandeln wir Roſette zart.

Autor (wie vorhin).
Es kann doch ſeyn, daß von uns Beiden
Sie Einen liebt, ja! ja! — und mich.

Krieger.
Nichts ſoll die Hoffnung mir verleiden,
Der, den von uns ſie liebt, ſey — ich!

Autor.
Des Andern Achtung zu verdienen,
Indeß ſie Einen glücklich macht —

Krieger (einfallend).
Sagt ſie in meinem Beiſeyn Ihnen,
Daß mir ihr Blick der Liebe lacht.

Autor (raſch).
Was? Ihnen? — Mir! Mir ward ein Zeichen —

Krieger.
Wie ſo? Ein Zeichen ward auch mir —

Autor.
Mir ſoll die inn're Thür hier weichen —

Krieger.
Mir aufthun ſich die inn're Thür.

Autor.
Ein köſtlich Frühſtück ſoll mir winken,
Zum Zeichen, daß ſie meiner harrt.

Krieger.
Mir ſoll der Wein im Kelchglas blinken;
Nach ihm — Roſettens Gegenwart.

(Die Mittelthür im Hintergrunde ſpringt auf. Ein reichſervirter Frühſtückstiſch iſt in dem geöffneten Zimmer ſichtbar.)

Autor.

Was ſeh' ich?

Krieger.

Ha! das Zeichen.

Autor.

Richtig.

Krieger.

Wär's Fopperei?

Autor.

Geduld! Geduld!
Das End' abwarten, iſt hier wichtig.

Krieger.

Ganz recht, ſo ſind wir außer Schuld.

Autor.

Roſette will — — es kann nicht fehlen —

Krieger.

Was meynen Sie?

Autor.

Was meynen Sie?

Krieger.

Hier Einen —

Autor.

Von uns Beiden —

Beide.

Wählen.

Autor.

So wird es ſeyn.

Krieger.

Was thun wir? wie?

.....

Autor.

Mich dünkt, wir geben uns die Hände;
Der Nichtgewählte —

Krieger.

Tritt zurück.

Autor.

So ſey's.

Krieger.

Zu wem das Glück ſich wende; —

Autor.

Der Eine ehrt des Andern Glück.

Krieger.

Ein Glas darauf!

Autor.

Schon winkt die Flaſche;
Gott Amor iſt's, der mir kredenzt.

Krieger (bei Seite).

Glück, gieb daß ich den Sieg erhaſche!

Autor (bei Seite).

Glück, halte mir die Schläf' umkränzt!

(Höflich gegen einander treten Beide zugleich in das Zimmer, deſſen Thür ſich ſofort hinter ihnen ſchließt.)

Zweite Scene.

(Die **Schauspielerin**, hastig links durch die Seitenthür herein, einen versiegelten Brief in der Hand. Sie geht vorn zum Tische, ergreift die Klingel, setzt sie gedankenvoll wieder hin, sieht auf den Brief, seufzt, blickt aufwärts, preßt die Hand an's Herz, lächelt wehmüthig; dann rasch entschlossen klingelt sie. — Die **Zofe**, durch die Seitenthür rechts.)

Zofe
(unschuldig, weder linkisch, noch einfältig).
Ich käm' auch ohne das. (Knixend.) Zu dienen.

Schauspielerin.
Komm, gutes Kind.

Zofe (die Mittelthür deutend).
Die Herr'n sind da.

Schauspielerin.
So? Warten. (Sie trocknet sich die Augen.)

Zofe.
Wohl. (Theilnehmend) Was ist mit Ihnen?
Im Auge Thränen? Wahrlich, ja!

Schauspielerin.
Komm näher, Lottchen; nicht so ferne!
(Ihr den Brief gebend) Da nimm; beförd're dies. Johann,
Der Jockei soll — —

Zofe (will fort).
Von Herzen gerne.

Schauspielerin.
Du siehst den Brief zuvor nicht an?

Zofe.

Pfui! Neugier wär's —

Schauſpielerin.
(ihr des Briefes Aufſchrift zuwendend).
Lies, gute Seele.

Zofe (leſend).
„Dem Herrn Director — —“

Schauſpielerin (bewegt).
Trag' das fort.
Doch komm gleich wieder.

Zofe.
Zu Befehle.
(Sie iſt an die Nebenthür rechts gegangen, öffnet, winkt und reicht den Brief hinaus; zurückkehrend.)
Der Brief gelangt an ſeinen Ort.

Schauſpielerin (wie vorhin).
Gelangt. Wohlan! ſo iſt's geſchehen.
(Mit Innigkeit) Nimm Du mich auf denn, ernſt're Pflicht!

Zofe.
So hab' ich Sie ja nie geſehen.

Schauſpielerin.
Du, gutes Kind, begreifſt mich nicht?

Zofe (ernſt).
Nein.

Schauſpielerin.
Nun, ſo lerne mich begreifen.
Du biſt ein gutes, frommes Kind;

Eh' Modeſitten an Dir ſchleifen,
Begreife mein Gefühl geſchwind.
— Du biſt mir gut?

Zofe.

Von ganzem Herzen!

Schauſpielerin.

Die Dankbarkeit ſpricht warm aus Dir.

Zofe.

Wer ward in tiefen Grames Schmerzen
Der Tröſtung milder Engel mir?
Sie waren's, die mich arme Waiſe —

Schauſpielerin.

Genug! genug! Du haſt ein Herz,
Und d'rum vertrau' ich mild und leiſe
Dir dieſes Buſens Luſt und Schmerz.
Ich — liebe.

Zofe.

Ja? Doch nicht die Beiden
Da drinnen?

Schauſpielerin (lächelnd).

Nicht doch!

Zofe.

Wirklich nicht?
Das freu't mich; mögt' ſie auch nicht leiden,
Obwohl man gut von Beiden ſpricht.

Schauſpielerin.

Genug von denen für ein Weilchen!
Sie ſind bei'm Frühſtück?

Zofe.

Wohl verpflegt.

Schauſpielerin.

So hör' und — fühl' ein Tauſendtheilchen
Von dem, was mir das Herz bewegt.
— Mein theurer Vater, der geblendet
Seit Jahren nicht den Tag mehr ſah —

Zofe.

Nun?

Schauſpielerin.

Hülfe hat ihm Gott geſendet —

Zofe.

Er ward geheilt?

Schauſpielerin.

Er ſieht; ja, ja.

Zofe.

Wär's möglich? wirklich?

Schauſpielerin.

Wirklich wieder.
— Mein Vater war Mechanikus.
Es beugte mancher Gram ihn nieder,
Viel Erdenleiden, viel Verdruß.
Bedrängt, verfolgt und tief bekümmert,
Erwarb er mühſam kärglich Brot;
Da ward ſein Liebſtes noch zertrümmert
Durch ſeiner Gattin jähen Tod.
Die gute Mutter! funfzehn Jahre
Zählt' ich, als uns dies Schickſal traf.
Mein Vater weint' an ihrer Bahre
Bis er erkrankt', und Todesſchlaf
Sich ſenkt' auf ſeine offnen Augen,
Die Beute wurden ſchwarzen Staar's.

An Geld gebrach's, den Arzt zu brauchen;
An Troſt gebrach's — betrübend war's.
Zwar konnt' ich nähen, ſtricken, ſticken;
Die Mutter hatte mich belehrt —
Doch, ach! den Vater zu erquicken,
Ward meinem Fleiße nicht beſchert.
Da trifft ſich's, Glück mir zu erzielen,
Daß ich, auf Bitt' und auf Geheiß,
Komödie wage mitzuſpielen,
Vor einer Freundin Freundeskreis.
Ich trat in Engels „Edelknaben“
Als Page vor ein Publikum,
Und zeigte wirklich ſelt'ne Gaben.
Vom Schauſpiel-Directorium
Der Stadt ward mir am andern Tage
Ein Antrag ehrenvoll gethan;
Ich prüfe mich, erwäg' und wage
Mich muthig auf die Dornenbahn.
Nichts jetzt davon, mein gutes Mädchen,
Ob ich im Luſt-, im Trauerſpiel,
Ob ich als Recha, ob als Käthchen,
Ob als Parthenia mehr gefiel!
— Denn, wie auch Beifall mich beglückte,
Wie Ruhm mir glänzt' im Lampenlicht;
Die Sorge, die mein Herz bedrückte,
Ach! dieſe Sorge ſchwand mir nicht.

Zofe.

Ihr Vater? — Ja!

Schauſpielerin.

Ich ſchafft' ihm Aerzte,

Gab Gold und Silber — Ach, mein Kind!
Indeß mit mir der Beifall ſcherzte,
Blieb mein ergrau'ter Vater — blind.
D'rauf trat die Liebe mir entgegen.
Ein junger Kaufmann — Leopold —
Er ging mir nach auf tauſend Wegen;
Er liebte mich — ich war ihm hold.
Die Bühne, wollt' er, ſollt' ich meiden,
So böt' er Herz und Hand mir dar.
Ich — that's nicht, weil des Vaters Leiden
Dadurch nicht abgeholfen war.
Doch Leopold — mit Flammenzügen
Gräbt's in die Bruſt mir Lieb' und Dank! —
Verließ den Stand, der ihm Vergnügen
Gewährte, bis er ſich's errang.
Zur hohen Schule an der Pleiße
Zieht er — ſtudirt — wird Oculiſt,
Der nun, nach jahrelangem Fleiße,
Der Retter meines Vaters iſt.

Zofe.

Doch der ein Mann iſt. Wenn's mehr Dünkel,
Mehr Stolz als Liebe bei ihm war?
Ein Männerherz — hat's kein Winkel?

Schauſpielerin.

Sie zu erſpähen bringt Gefahr!
Nicht forſchen will ich und nicht fragen,
Will meines Vaters mich erfreu'n;
Will allem Glanz des Ruhms entſagen,
Und Opfer frommer Liebe ſeyn.

Zofe.

So wollten Sie —?

Schauſpielerin.

Die Bühne meiden,
Wie glänzend ich auf ihr auch ſtand.
Von ſeinen liebſten Wünſchen ſcheiden,
Iſt wahrer Liebe Unterpfand.

Zofe.

So war der Brief —?

Schauſpielerin.

Mein Abſchiedsſchreiben
An den Director —

Zofe.

Aber wie —?

Schauſpielerin.

Dem Herzen ſtets getreu verbleiben,
Iſt Frauenwürde.

Zofe.

Prüfen Sie!
Des Ruhmes Ehrenkranz —

Schauſpielerin.

Mit Schmerzen
Entſagt' ich ihm; doch ich beſtand,
Und bin, mein Hochgefühl im Herzen,
Der ernſt'ren Pflicht nun zugewandt.

Zofe.

Die Kunſtwelt aber —

Schauſpielerin (lächelnd).

Außer Sorgen;
Denn an Actricen mangelt's nicht.

Zofe.

An guten nicht?

Schauſpielerin (ausweichend).

Ich reiſe morgen;
Du folgſt mir.

Zofe.

Angenehme Pflicht.
Jedoch die Herr'n da drinnen?

Schauſpielerin.

Richtig!
Als bühnenfert'ge Künſtlerin
Zeig' ich den beiden Herr'n mich flüchtig
So wie ich war, nicht wie ich bin.
Ruf' ſie.

Zofe.

Sogleich.

(Sie geht zur Mittelthür, drückt ſeitwärts an derſelben wie auf eine Feder; die Thür ſpringt auf.)

Dritte und letzte Scene.

Die Vorigen. Der Krieger. Der Autor.

(Beide Letztere ſitzen bei'm Frühſtück, haben das Glas gehoben und ſtoßen an.)

Krieger.

Solch ein Tokaier,
Den laſſ' ich gelten.

Autor.

Ha! auch ich.
Die Zunge löſ't ſich, redet freier,
Tränkt ſie mit ſolchem Nektar ſich.

(Sie bemerken die offene Thür.)

Schauſpielerin (ſteht ſinnend im Vordergrunde).
Zofe (blickt ſchalkhaft in das Zimmer).

Krieger (aufſpringend).

Die Thür iſt offen!

Autor (ebenſo).

Ha! Roſette!

Krieger (ihr nahend, galant).

Mein ſchönes Kind —

Autor (ebenſo, doch ohne Jenen zu copiren).

Sie Zauberin!

Schauſpielerin.

Das Frühſtück, meine Herr'n, ich wette,
War nicht ſo ganz nach Ihrem Sinn.

Autor.

Warum nicht?

Krieger.

Trefflich war's.

Schauſpielerin.

Sie meynen?

Krieger.

Zwar fehlten, Schönſte, Sie dabei —

Autor.

Doch nun wird hell're Sonne ſcheinen —

Krieger.

Der Liebe Sprache ſpricht jetzt: frei!

Autor.

Zur Stunde ſind wir hier erſchienen —

Krieger.

Auf Ihren Ruf —

Autor.

Auf Ihren Wink —

Krieger.

Vernehm' ich jetzt, entzückt, von Ihnen
Daß ich —

Autor.

Nein, ich —

Schauſpielerin.

Ei nicht ſo flink!
Ein Wort zuvor.

Autor.
Ich lausch' —

Krieger.
Ich höre —

Autor.
Sehnsüchtig —

Krieger.
Hoffend —

Schauspielerin.
Ist's nicht wahr,
Sie geben Beide mir die Ehre,
Und lieben mich?

Autor.
Ja.

Krieger.
Offenbar!

Schauspielerin.
Doch kann ich Einem nur mich weihen;
Sie fassen das?

Autor.
Gewiß.

Krieger.
Nun ja.
Ihr Ausspruch wird uns nicht entzweien,
Wir schwuren's uns —

Zofe (bei Seite).
Bei'm Weine da?

Schauſpielerin.

Soll ich die Wahrheit nun bekennen?

Autor.

O, reden Sie!

Krieger.

Nichts wünſch' ich mehr!

Schauſpielerin.

Von Beiden Einen hier zu nennen;
Fürwahr! die Wahl iſt mir zu ſchwer.

Zofe (bei Seite).

Ganz recht; denn da iſt ſchwer zu wählen,
Wo man nicht wählen mag und kann.

Schauſpielerin.

D'rum ſtell' ich — wenn Sie d'rob auch ſchmälen,
Ein Pröbchen erſt mit Ihnen an.

Autor.

Ich bin bereit, es zu erfüllen.

Krieger.

Mein Blut, mein Leben ſetz' ich d'ran!

Schauſpielerin.

Nicht doch! Auf etwas guten Willen,
Auf weiter gar nichts kommt's hier an.

Zofe (bei Seite).

Was wird ſie ſagen?

Krieger.

Sie befehlen? —

Autor.

Was ſoll ich thun?

Schauſpielerin.

Vernehmen Sie:
Ob ich nun Sie, ob Sie ſoll wählen,
Bei Ihnen ſteht's.

Autor.

Doch wie denn?

Krieger.

Wie?

Schauſpielerin.

Sie, Heldenmuth im Männerbuſen,
Seh'n ſich mit Kriegerruhm geſchmückt;
Und Sie, der Liebling aller Muſen,
Seh'n ſich durch Autorruf beglückt —
Wohlan! Wer nun zuerſt dem Ruhme
Für ſtets entſagt, um ungenannt
Zu leben — ihm zum Eigenthume
Sey dieſes Herz mit dieſer Hand.

Autor und **Krieger** (ſtehen betroffen).

Zofe (bei Seite).

Ei, die Verweg'ne! (heimlich zur Gebieterin) Wie? Sie wagen —?

Schauſpielerin (leiſe).

Ich weiß, was ich hier wagen kann.
Sieh, keiner wagt's, ein Wort zu ſagen —

Zofe (ebenſo).

Nun ja, doch jeder iſt —

Schauſpielerin (leiſe, mit Nachdruck).

Ein Mann!

(Laut) Nun, meine Herren? nun?

Autor.

Sie ſcherzen.

Krieger.

Nichts als ein Späßchen iſt's, fürwahr!

Schauſpielerin (mit ernſter Beziehung).

Ich ſcherze nie mit meinem Herzen.

Krieger.

Unehre wär' es —

Autor.

Offenbar!
Muß denn nicht Liebe mich begeiſtern,
Den Autorruhm mir zu erhö'hn?
Wie? ſoll ich zu der Dichtung Meiſtern
Fortan nicht mehr gezählt mich ſeh'n?

Krieger.

Und ich? Wird Liebe mich nicht lehren,
Noch tapf'rer vor dem Feind zu ſteh'n?
Soll mich der Hof, das Heer nicht ehren?
Soll ich in Feigheit untergeh'n?

Autor (zu Roſetten).

Durch Sie erſt hofft' ich noch zu ſteigen,
Durch Ihren Ruf, durch meinen Ruf —

Krieger (ebenſo).

Vereint mit Ihnen wollt' ich zeigen,
Was erſt die Lieb' aus mir erſchuf —

Autor.

Durch meine Dichterwerke hätten
Sie auf der Bühn' erſt recht geglänzt.

Krieger.

Mein Lorbeer hätte erſt Roſetten
Mit Ruhm vor Hof und Land bekränzt —

Schauſpielerin.

Dank für die Ehre! muß mich fügen
In mein beſchränktes Eigenthum;
Muß mit Geringem mich begnügen,
Mit meinem Bißchen Künſtlerruhm.

Krieger (verlegen).

So meynt' ich's nicht —

Autor (ebenſo).

Ich wollte ſagen —
Daß — — unbeſchadet —

Krieger.

Ja, daß wir —
(bei Seite) Verdammt!

Autor (für ſich).
Verzweifelt!

Krieger (bei Seite).
Fehlgeſchlagen!

Autor (heimlich zum Krieger).
Arg in der Klemme ſind wir hier.

Schauſpielerin.
Sie weigern ſich?

Krieger.
Ich muß. Die Ehre —

Autor.
Die Ehre, ja! ſie zwingt auch mich.

Krieger.
Jedoch bei Amor's Allmacht ſchwöre —

Autor.
Bei Amor's Köcher ſchwör' auch ich —

Schauſpielerin.
Daß dennoch Sie mich lieben? Freilich!
Die Ehre erſt, die Liebe dann.
Lieb' iſt nur ſüß, die Ehr' iſt heilig,
Und Herr der Schöpfung iſt der Mann.

Krieger (einſchmeichelnd).
Roſette!

Autor (ebenſo).
Schönſte aller Schönen!

Schauſpielerin (ablehnend).

Die Prob' iſt aus. — Nicht ſo vertrau't!
Und ganz Sie deſſen zu entwöhnen,
Erklär' ich Ihnen — ich bin Braut.

Autor.

Sie wären —?

Krieger.

Wie?

Schauſpielerin.

Seit heut verſprochen.

Autor.

Mit —? (Faßt ſich ſchnell, tritt zurück und verbeugt ſich tief, als wolle er die Unart gutmachen.)

Krieger (faſt gleichzeitig mit dem Autor).

Ja, mit —? (Beſinnt ſich, wendet ſich und ſchlägt ſich auf den Mund.)

Schauſpielerin.

Neugier auch, Ihr Herr'n?
Geduld! es ſagt nach wen'gen Wochen
Mein Mann es Ihnen ſelber gern;
Bis dahin —

Krieger (zum Autor).

Geh'n wir?

Autor.

Da wir müſſen —

Zofe (bei Seite).

Etwas beſchämt.

Krieger (zum Autor).

So kommen Sie.

Autor.

Erſt dieſe ſchöne Hand zu küſſen —

Krieger.

Erlauben Sie's?

Schauſpielerin.

Aus — Galant'rie?
So nennt man's jenſeit unſers Rheines.
Recht: fremder Sache fremdes Wort!
Der Deutſche hat dafür doch keines.
(Beiden die Hände zum Kuſſe reichend.)
Mein Lebewohl —

Autor.

Wir gehen?

Krieger.

Fort!

(Sie gehen.)

Schauſpielerin

(geleitet ſie bis an die Nebenthür rechts, wo ſie ſich höflich gegen die Abgehenden verneigt, ſich dann zur Seitenthür links wendet, und der Zofe winkt ihr zu folgen.)

Zofe (im Vordergrunde, allein).

Schlau fand die Schlaue ſich das Ende —
Gallbitt're Pill' in Honigſeim!
Daß ſich doch flugs ein Autor fände,
Der, ſey's in Proſa, ſey's in Reim,
Aus dieſem Spiel ein Luſtſpiel ſchriebe;
Ein Titel wär' ja wohl bereit!
(Zum Publikum) Solch Spiel mit Lieb', ohn' alle Liebe —
Wär's keine — Männer-Eitelkeit?

(Sie verbeugt ſich. Der Vorhang fällt.)

Uadſchran und Schirihin.

Ein perſiſches Mährchen.

„Unmöglich iſt's, den Edelſtein Deiner Wünſche durch Dein eigenes Bemühen zu erlangen, nichtige Einbildung iſt's zu denken, er komme Dir ſonder höheren Beiſtand."

Hafiz.

1.

Von Afrasiyab's Hinterliſt und Rudaki's Treue.

Sakandahar, deſſen Herz ſo rein war wie es der Edelſtein von Golkonda iſt, und der den Glanz ſeiner Tugenden und ſeiner Wohlthaten von den hellen Geſichtern aller Derer widerſtrahlen ließ, die ihn umgaben, überantwortete, in der Hoffnung ſeine Handlungen im goldenen Buche Al Seihil's, des Engels der das Thun der Menſchen niederſchreibt, aufgezeichnet zu finden, ſeinen Geiſt dem Schöpfer aller Dinge. — Bei ſeinem Scheiden aber vertraute er ſeinem Bruder Afraſiyab die Erziehung ſeines einzigen Sohnes Nadſchran, der ſchön wie eine Hyacinthe war. Der liebevolle Vater hatte keine Koſten zur Bildung Nadſchran's geſpart, und obwohl dieſer kaum ſechszehn Jahre zählte, hatte er bereits „das Herz derer Hiſtorien“ *) geleſen, und in ſein Gedächtniß die dichteriſchen Schönheiten eines Dſchami und Sahadi aufgenommen.

Durch den Tod des Vaters war das jugendliche Herz Nadſchran's wie ein junger Schößling vom Sturme gebeugt worden, doch linderte die Zeit ihm bald den

*) Eine Geſchichte Perſiens, von Abdallatif.

Schmerz; sein Geist erhielt seine frühere Spannkraft wieder, und wendete sich mit Eifer zu den Studien zurück, denen er fast zwei Jahre nach seines Vaters Absterben sich mit der größten Aemsigkeit widmete.

Als Nadschran ein Alter erreicht hatte, in welchem er glaubte seine Angelegenheiten selbst betreiben zu können, bat er seinen Oheim demüthig, es mögte dieser ihm sein väterliches Erbe übergeben. Afrasiyab hatte jedoch die Zügel der Herrschaft so lange gelenkt, daß er vor der Aussicht seine Macht zu verlieren erschrak, und es ihn anwiderte die Schätze herauszugeben, deren Hüther er hatte seyn sollen. Für einen Augenblick stand er gleich einem Menschen, der plötzlich aus einem schönen Traume geweckt wird, und sich nun den kalten Wirklichkeiten des Lebens gegenüber erblickt; dann entwich er bestürzt der Nähe seines darüber erstaunenden Neffen. Niedriger, engherziger Geiz hatte es nicht schwer gefunden, sich des Herzens Afrasiyab's zu bemächtigen und dessen Gedanken zu beherrschen, so daß der davon entzückte Ariman *) ihn beständig umschwebte, um bereit zu seyn seine schwankende Seele zu erfassen.

Der glorreiche Mithras **) hatte kaum seine goldenströmenden Locken in der westlichen Welle gebadet, und Dunkelheit rings sich verbreitet, als Gedanken, schwarz wie die Stunde, die Seele Afrasiyab's erfüllten. In verzweifeltem Vorhaben ließ er den Sclaven Rudaki vor sich fordern, der in Nadschran's Vorgemache seine Schlafstätte hatte.

---

*) Ariman ist der persische Name des Höllengeistes.

**) Mithras ist die poetische Benennung des Tagsgestirns.

„Rudaki,“ sprach Afrasiyab, indem er ihm eine Börse mit Gold in die Hand legte, „Du bist ein getreuer Knecht — —“

Rudaki verbeugte sich, und seine Finger schoben instinctmäßig die willkommene und unerwartete Gabe in die Tasche.

„— Ich habe einen Traum gehabt,“ fuhr der Gebieter fort; „mich dünkte es war früh am Tage, und Du standest zitternd vor mir und berichtetest, daß Radschran todt auf seinem Lager läge, weil man ihn durchbohrt hätte.“ Afrasiyab's boshafter Blick hing bei diesen Worten an dem Gesichte des Sclaven, als wollte er dessen Innerstes erforschen.

Rudaki starrte fragend in das Antlitz des Gebieters.

„Rudaki!“ rief dieser.

„Gefürchteter Herr?“ rief der Sclav.

„Mache den Traum wahr,“ sagte Afrasiyab, indem er mit Lebhaftigkeit des Sclaven Arm faßte, „und zwei ähnliche Beutel sollen Dein Lohn seyn. So Du aber es nicht bewirkst, oder gar mich verräthst, wirst Du es mit dem Leben zu büßen haben.“

„Ich bin Dein Knecht,“ antwortete Rudaki, „und muß dem Willen meines Herrn Folge leisten.“

Indem der Sclav einen am Griff mit Juwelen besetzten Dolch von dem Gebieter empfing, verbeugte er sich und ging.

Rudaki's Treue überwand jedoch sowohl die Versuchung zum Goldgewinn, als die Furcht vor einem mordsüchtigen und habgierigen Oheim, denn Rudaki war von Kindesbeinen an mit dem liebenswürdigen Radschran erzogen worden, und liebte diesen wie einen

Bruder. Haſtig begab er ſich in das Gemach des ſchlummernden Jünglings, weckte dieſen und theilte ihm die Blutabſicht Afraſiab's mit. Nadſchran ward von Entſetzen ergriffen; Rudaki aber, der die Gefahr des Zögerns fürchtete, drang in ihn, ihr Heil in unmittelbarer Flucht zu ſuchen, und Nadſchran, der des Sclaven Bitten folgte, befand mit dieſem ſich nach wenigen Stunden fern von ſeinem Geburtorte.

„Wir haben nichts vor uns," ſagte Nadſchran, „als die weite Welt, und unſere ganze Habe iſt das Gold in Deiner Börſe, o Rudaki!"

„Beſſer kein Gold in Deinem Gürtel, als ein nackter Dolch in Deiner Bruſt," verſetzte der Retter Nadſchran's; „und die weite Welt iſt am Ende ein hübſches Stück Gewebe, von welchem zu rechter Zeit wohl mit der Scheere der Einſicht und des Fleißes ein gutes Gewand abgeſchnitten werden mag!"

2.

Wie Nadſchran, der Wanderer, vom Pfeile der Liebe verwundet wird.

Die beugſame Seele des gelehrigen Nadſchran war durch Kunſt und Studium veredelt worden, während Rudaki von der Natur einen Mutterwitz erhalten hatte, den durch Belehrung zu verfeinern, ein Werk des jungen Gebieters geweſen war. So betrachtete Nadſchran den Sclaven Rudaki nicht nur mit Liebe, ſondern ſchätzte ihn überdies als einen munteren Lebensgenoſſen, den er

ſcherzhaft ſein peripatetiſches Pendnama *) nannte; denn Rudaki's unerſchöpflich heitere Laune erhellte ihm den dunkeln Pfad ſeiner Wanderung, wie die erquickenden Strahlen der Mittagsſonne es nur thun konnten.

Nach mehreren zurückgelegten Tagereiſen erreichten ſie die berühmte Stadt Schiras, und da ſie fürchteten unnöthige Ausgaben würden ihren ſchon ziemlich niedergeſchmolzenen Geldſchatz völlig erſchöpfen, ſchlugen ſie ihre ärmliche Wohnung in den Ruinen eines vormals anſehnlichen Hauſes in der Vorſtadt auf.

„Wir ſind keine Kolibri," ſagte der haushälteriſche Rudaki, „daß wir von in Sonnenſtrahlen geſottenen Fliegen leben könnten; und deswegen werden wir wohlthun, heute zu ſparen, um morgen ausgeben zu können; denn wir Alle wiſſen, daß ſobald das Geld fort iſt, die Muſik aufhört; oder wie der Poet es ausdrückt:

„Chunkeh gul raſt wa guliſtan darguzaſcht,
Naſchanwihi zahan pas zabulbul ſarguzaſcht." **)

Nadſchran lächelte über die Nutzanwendung, und fügte ſich willig in Rudaki's Anordnungen. In die unſcheinbaren Kaftane gekleidet, in denen ſie ihre haſtige Flucht bewerkſtelligt hatten, miſchten ſie ſich täglich, ohne Aufſehen zu erregen, in das Volksgewühl der großen Stadt. Als Nadſchran eines Tages in demjenigen Quartier des Bazar umherſchlenderte, in welchem die

---

*) So heißt ein Buch voll moraliſcher Sentenzen, von Feredeheddin Atter verfaßt.

**) Zu Deutſch: „Wenn die Roſen welken und die Laube ihren Schmuck verliert, ſo iſt es vorbei mit dem Sange der Nachtigal."

Salbenhändler wohnen, ward er aus seiner Träumerei durch den Anblick zweier Frauenzimmer aufgeschreckt, die aus einer der Buden traten. Vermöge der Verschiedenheit der Anzüge erkannte der Jüngling bald, daß die Eine eine junge Dame von Stande, die Andere unstreitig deren Sclavin war. Die Erstere begegnete seinem Feuerblick und stand einen Augenblick lang auf der Schwelle still, indem sie offenbar seine ihr dargebrachte Huldigung in der Verwirrung las, durch welche sein hübsches Gesicht geröthet ward. Nadschran wich einen Schritt zurück, und die Schöne ging mit dem leichten Schritt einer Gazelle von dannen. Als sie dahin wandelte, schien ihre Gestalt so anmuthig wie eine vor'm Westhauche schwankende Cypresse zu seyn, und obgleich ihr Gesicht verschleiert war, klang die Stimme, mit der sie zu der Sclavin sprach, doch wie entzückende Musik in dem trunkenen Ohre des Jünglings.

„Rudaki," sagte Nadschran, indem er den Sclaven zu sich rief, der seine Nase in eine der Buden hineingesteckt hielt, um, wie er sagte, umsonst so viel Wohlgeruch einzuschlürfen, als er dessen nur bekommen könnte — „Rudaki, folge dem Lichtstrahle der Ferse jenes Mädchens, und erkunde ihren Namen und ihre Wohnung."

„Lieber Herr," versetzte Rudaki, „wenn sie eine leichtfertige Schöne ist, würde es da nicht besser seyn den entgegengesetzten Weg einzuschlagen, damit wir uns nicht die Flügel versengen? Gedenkt der Fabel des Dichters Ali von dem Lichte und der Motte!"

„Schweig, Sclav, und gehorche!“ rief der ungeduldige Jüngling, und der an unbedingten Gehorsam gegen ihn gewöhnte Rudaki that sofort wie ihm geheißen worden war.

Nach einer halben Stunde kehrte der Sclav zurück.

„Nun?“ fragte Radschran lebhaft.

„Sie ist die Tochter eines Mannes, der sich Anwar nennt, heißt Schirihin, und ist eben so reich an Geld als an Schönheit,“ antwortete hurtig der verschlagene Rudaki; „es gelang meinem umsichtigen Forschen diese Kunde für den Preis von einer Melone einzuhandeln, die ich im nahen Laden eines Fruchthändlers kaufte.“

„Und sie wohnt?“

„Im östlichen Stadtviertel.“

„So wird's dem Osten nie an Licht gebrechen, so lange sie dort wohnt,“ rief der verliebte Radschran. „Rudaki,“ setzte er hinzu, „die mystische Sympathie der Liebe hat bereits meine Seele mit der ihrigen verwoben.“

„Dann stehen wir am Rande des Verderbens,“ versetzte Rudaki, „denn Liebe ist eine der überspanntesten Phantasieen, der ein armer Mann sich hingeben kann. Eben so wohl könnte ein Wasserträger einen Elephanten hegen.“

„Knicke nicht die Blüthe meines Hoffens,“ entgegnete Radschran, „durch kaltherzige und weltliche Berechnung. Wisse, Rudaki, daß der Liebe nichts unmöglich ist, und daß ich entschlossen bin, den Edelstein, der sich Schirihin nennt, zu besitzen. Bisher ist meine Brust

eine Wüste gewesen; aber siehe! ein zweites Tasnihim *) hat sich plötzlich geöffnet und ergeußt ringsum eine Frühlingsfrische des Entzückens.“

„Mögt Ihr gedeihen, und mög' Euer Schatten niemals geringer werden!“ versetzte der Sclav; „gedenkt jedoch des Mannes, der es versuchte die Bulbul **) zu fangen und sich die Finger an den Dörnen des Rosenbusches zerstach, in welchem sie sang!“

3.

Von Nadschran's Wehklage, und von dem Freudenstrahl der ihm das Dunkel der Verzweiflung verscheucht.

In einem Winkel der düstern Ruine, in welcher beide Jünglinge ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, saß Nadschran versunken in schwermüthige Gedanken; auch konnte sein leichtherziger Gefährte ihn nicht vermögen von der Schüssel mit Reis zu kosten, die er zu ihrem kärglichen Mahle bereitet hatte.

„Daregha! (Ach!)“ seufzte Nadschran, „wie unglücklich bin ich, daß der Stern meines Geschickes sich in eben dem Augenblicke verdunkelt, in welchem sein Glanz meine Schritte erleuchten sollte!“

„Mazar! (Vielleicht!)“ entgegnete Rudaki mit wichtiger Miene.

---

*) Tasnihim heißt so viel als „Paradiesesquell.“

**) Bulbul ist die Philomele der Poeten und die Nachtigal der Prosaisten des Morgenlandes.

„Wie?“ fragte Nadschran, „kannst Du's bezweifeln?“

„Wenn die Wolken sich sammeln,“ versetzte der Sclav, „mögen wir erwarten, daß Regen herabfällt, und werden alsdann nicht frische und schöne Blumen aufsprießen?“

„Ach! meines Geburtrechtes beraubt,“ rief Nadschran, „welche Aussicht bleibt mir zur Erlangung meines Wunsches? O, wie hart und schwer ist mein Geschick!“

„Hart ist der Kieselstein,“ entgegnete Rudaki; „aber können ihm nicht die hellsten Funken entlockt werden?“

„Rauher, freundlicher Moralist, der Du bist,“ sagte Nadschran, indem er ihm die Hand drückte, „Deine Sprüche flößen mir wahrlich Hoffnung ein.“

„Hoffnung? Allerdings, lieber Herr,“ entgegnete der Gefährte. „Wenn ein Mensch kein weißes Brot von Jedezkas, noch feurigen Wein von Schiras hat, soll er darum den nährenden Reis und das klare Wasser von sich weisen, und sich selber zum Trotze verhungern? Ich meines Theils denke so lange zu leben als ich kann, wie die Klapperschlange sagt, wenn ihrem Schwanze sich ein neues Glied ansetzt.“ *)

Nadschran konnte nicht umhin über die heitere Laune Rudaki's zu lächeln; doch bald verdüsterte seine Stirn sich wieder, und er verlor sich in Grübeleien. Endlich brach er in den Ausruf aus: „Gesegneter Ali! hat denn meines Vaters Sohn keinen Freund?“

„Inak! (Schau her!)“ rief eine feine Stimme, die so melodisch wie die des himmlischen Jrafil klang.

„Nadschran und Rudaki erschraken, fuhren von ihren rauhen Steinsitzen auf, blickten umher und gewahrten

*) Man hegt die Meynung, dieses Ansetzen finde alljährlich Statt.

eine ſchöne Weibesgeſtalt, deren Geſicht gleich dem Vollmonde ſtrahlte, und deren leichte, nebelartige Bekleidung an ihr herabwallte, wie die Lämmerwölkchen an einem Sommerhimmel dahinziehen. Sogar der witzfertige und vielberedte Rudaki verſtummte bei dem Anblicke dieſer Lichterſcheinung.

„Nadſchran,“ fuhr das wunderſame Weſen fort, „ich bin Deine Freundin, und mögte gern meine Schuld des Dankes Deinem tugendhaften Vater entrichten, durch den ich aus den grauſamen Banden der Kharfeſter *) erlöſet worden bin. Ich kenne Dein Mißgeſchick; es heißt Liebe und Armuth! Setze ihm Treue und Hoffnung entgegen, ſo wirſt Du glücklich werden. Unter jenem Stein liegt ein Schatz — der goldene Schlüſſel zu dem koſtbaren Käſtchen des Entzückens! Sey kühn, ſey tugendhaft, und das Glück wird mit Dir ſeyn!“

Nachdem die Fee dieſe Worte geſprochen hatte, entſchwand ſie dem Blicke der Verwunderten.

„Holde Schöne aus Jinniſtan!“ **) rief Rudaki, ſobald er den Gebrauch ſeiner Zunge wiedererlangt hatte, „mögen Deine ſonnigen Wangen ſtets auf Roſenblättern ruhen! Welch eine entzückende Stimme war das! Bei'm Schurzfelle Gaho's! ***) eine Ghaſele †) von ihren Lippen könnte einem Krokodil Liebe einflößen.“

---

*) Die Kharfeſter ſind böſe und unheilſtiftende Genien.

**) Jinniſtan heißt „Feenland.“

***) Ein Schuhmacher, der mit Glück der Tyrannei Zohak's widerſtrebte, und deſſen Schurzfell die Heeresfahne Perſiens ward.

†) Ghaſele heißt „Liebeslied.“

„Fürwahr!“ sagte der entzückte Nadschran, „die Sonne der Hoffnung ist plötzlich hoch über uns emporgestiegen und hat den Schatten gekürzt, der sich düster vor uns hinstreckte.

„Hab' ich's nicht vorhergesagt?“ fragte Rudaki; „und ist das rastlos wechselvolle Menschenleben nicht bald schwarz, bald weiß wie ein Schachbret, oder halb sauer, halb süß wie der Apfel von Istkahar? und ist's nicht unsere Schuld, wenn wir blinde Sterbliche in die saure Hälfte beißen? Aber bei alldem giebts ein Geschick in Allem, denn der Eine gewinnt sich Zucker, der Andere Schläge aus einem und demselben Rohre!“

Indem Rudaki auf solche ernstlustige Weise moralisirte, half er seinem jungen Gebieter, den von dem Genius angedeuteten Stein wegzuwälzen, und als dieses geschehen war, wühlten Beide mit ihren Messern den Boden auf. Nachdem sie eine Stunde lang gegraben hatten ohne etwas zu finden, ließen sie für ein Weilchen von ihrer Arbeit ab. Mißvergnügen sprach sich vernehmbar in den Mienen Nadschran's aus, obwohl er kein Murren lautwerden ließ.

„Ich hoffe,“ sagte Rudaki, „daß der Schatz nicht allzu tief für uns liege; sonst mögt's uns gehen wie jenen beiden durstigen Füchsen, als sie in den Brunnen guckten.“

„Seltsam!“ murmelte Nadschran, als scheuete er sich es auszusprechen, daß er keine Hoffnung mehr hegte. „Gehe hin und hole einen Trunk Wassers, denn meine Lippen sind dürr worden.“

Während Rudaki nach Waſſer ging, kratzte Radſchran gedankenlos mit ſeinem Meſſer in der lockern Erde herum, fand eine grüne Eichel und ſteckte ſie in ſeinen Gürtel.

„Halloh! Er iſt wahrhaftig fort!“ rief der zurückkehrende Rudaki, indem er den mit Waſſer gefüllten Krug hinſetzte.

„Fort?“ ſagte Radſchran; „nicht doch, Rudaki; ich bin hier.“

„Hier? Wo?“ ſchrie Rudaki zitternd. „Bei dem Grabe des Propheten! ich ſeh' Euch nicht.“

Durch Radſchran's Seele blitzte der Strahl der Wahrheit — Radſchran war unſichtbar worden!

„So hab' ich den Schatz funden!“ rief der entzückte Jüngling.

„Und haſt Dich ſelbſt verloren, Unglücklicher,“ fiel Rudaki ihm ein, „denn nicht ein Haar von Deiner Kolah *) kann ich erblicken.“

Radſchran zog die geheimnißvolle Eichel hervor, warf ſie vor ſich auf den Boden, und nahm, zur Freude und Verwunderung ſeines getreuen Sclaven, ſofort ſeine vorherige Geſtalt wieder an.

„Das iſt fürwahr ein Schatz,“ rief Rudaki. „Bei den Augen Ali's! Ihr könnt jetzt nach Gefallen erſcheinen und verſchwinden und ſo flink aus- und eingehen wie eines Schneiders Nadel durch einen Kaftan hindurchfährt.“

---

*) Kolah iſt eine Kappe oder Mütze aus Schafsfellen.

Beglückt über alle Maßen durch das Geſchenk des Zauberweſens, brachte Radſchran den Abend damit hin, daß er Rudaki zu Rathe zog, wie er wohl ſeine Kraft ſich unſichtbar zu machen, am beßten zu ſeinem Nutzen wenden mögte.

4.

Wie Radſchran der ſchönen Schirihin das zarte Weh ſeines Herzens mittheilt, und wie das Mädchen ihm einen heilenden Balſam auf die Wunde legt.

Leila, die Lieblingsſclavin Schirihin's, ſang eine der munterſten Dichtungen Fardahuſi's und begleitete ihr Silberſtimmchen mit dem Klange einer indiſchen Syrinda oder Laute.

„Hör' auf, liebſte Leila!“ ſagte Schirihin ſchmachtend; „das Anmuthige in Deinem Sange erhöhet nur meine Schwermuth.“

„Weh mir, Gebieterin!“ verſetzte Leila, „Ihr laßt trübſelig das Köpfchen hangen, ſeitdem Ihr auf dem Bazar jenen Jüngling ſahet. Sicherlich hat er Euch bezaubert.“

„So hat er wohl,“ verſetzte Schirihin ſeufzend, „denn im Schlafen wie im Wachen beſchäftigt er beſtändig meine Gedanken. Vergangene Nacht ſah ich ihn abermals —“

„Wo, liebſte Herrin?“

„In meinen Träumen, gute Leila; doch nein! es war kein Traum — es war ein Gesicht. Mich dünkte, ich befände mich in einem schönen Garten, als plötzlich die Lüfte von der lieblichsten Musik erklangen, und siehe! es erschien eine Fee und führte an der Hand eben jenen Jüngling, der dann mir zu Füßen knieete und weinte; und als er sich wieder enthoben hatte, war mein Pferd mit köstlichen Perlen bestreut.“

„Wie schön, wie schön!“ rief die Sclavin.

„O, sage das nicht,“ versetzte die herzerschütterte Gebieterin. „Nimmer mögte ich meinen Geliebten weinend wissen, würd' auch jede seiner Thränen zu einer köstlichen Perle!“

Hinter dem reichgewirkten Muschnud *), auf welchem Schirihin hingestreckt saß, stand der getreue Rudaki, der durch die Macht des Feengeschenkes ungesehen in Schirihin's Gemach gedrungen war. Sein Herz pochte wonniglich, denn das Liebliche, was er in Bezug auf seinen jungen Gebieter hatte aussprechen hören, klang ihm wie Musik. Schweigend legte er ein duftiges, durch einen seidenen Faden verschlossenes Briefchen dicht neben die Schöne hin, und wich leise einen Schritt zurück, damit nicht etwa sein Odem ihn verrathen mögte.

„Was ist das hier?“ rief Schirihin, als sie das Blatt ergriff.

„Eine Liebebotschaft vielleicht, von irgend einem Täubchen überbracht. Oeffnet und les't; ich bitte Euch,“ sagte die neugierige Sclavin.

---

*) Muschnud heißt Teppich oder Ottomane.

Der Brief aber war schon entfaltet, ehe Leila noch ausgeredet hatte, und Schirihin las folgende, mit größter Zierlichkeit geschriebenen Worte:

„Jasminbusige Schirihin! Ich war verwegen genug Dich anzublicken, und die Buße jener Wonne ist der Verlust eines treuen Herzens, das nie zuvor die Liebe kannte. Ich war arm, jetzt aber bin ich in Wahrheit noch ärmer, da ich jenen Seelenfrieden einbüßte, der mein alleiniger Schatz war. Sey also barmherzig, so wie Du schön bist, und erlaube mir Dich noch Einmal zu sehen; denn sollte Dein Zornblick auch mein Tod seyn, so stürbe solchen Todes doch gern

der getreue Nadschran."

Schirihin's Aufregung glich Schirihin's Erstaunen; allein ihre Einbildungkraft, die durch ihr Traumgesicht erhitzt worden war, und ihr durch Regungen der zartesten Liebe angetriebenes Herz bestimmten sie sofort zu dem Wege, den sie einzuschlagen hatte.

„Gieb mir den Griffel," sagte sie zu Leila, ich will antworten; und augenblicklich schrieb sie auf die Rückseite des Briefchens:

„Das eingesperrte Vögelchen kann nicht frei umher flattern. Gegen Abend sitzt unter dem Akazienbaume in ihres Vaters Garten

Schirihin."

Indem sie sich von dem neben ihr liegenden Blatte abwendete, um der Sclavin den Griffel zurückzugeben,

nahm Rudaki den Moment wahr, und ſchob das Briefchen in ſeine Taſche.

„Wie ſollen wir das Schreiben aber befördern?“ fragte Leila.

„Du begiebſt Dich damit auf den Bazar,“ entgegnete die Gebieterin — „Aber, geſegneter Ali! es iſt fort;“ und Schirihin ſprang von dem Muſchnud auf, und hielt ihre roſiggefärbten Finger *) in einer Stellung des Erſtaunens empor; Rudaki aber eilte von hinnen und ließ die Mädchen in ihrer Verwunderung über das Erſcheinen und Verſchwinden der Briefchen, während Leila ſich überzeugt hielt, der Geliebte ihrer Herrin müſſe irgend ein Genius ſeyn, Schirihin jedoch veſtiglich glaubte, es würde derſelbe ſich als ein Sterblicher ausweiſen.

5.

Von Züchtigung der Tyrannei, und wie Rudaki nach neuer Weiſe ein Gaſtmahl für ſich und ſeinen Herrn auftiſchen läßt.

Als Rudaki die große Treppe hinabſtieg, welche zu der Vorhalle in Anwar's Hauſe leitete, hörte er ein halbunterdrücktes Geſchrei. Indem er leiſen Trittes weiter ging, erblickte er einen häßlichen Nubier von rieſi-

*) Die Frauen im Morgenlande färben ſich die Nägel ihrer Finger mit einem hochrothen Färbeſtoffe, der die Kehenna heißt.

gem Wuchse, der mit einem dicken Rohrstocke schonungslos auf ein halbes Dutzend ihm untergeordneter Sclaven, die unter seinen Streichen stöhnten, rechts und links losschlug. „Erbarmen, Selim, Erbarmen!“ schrieen sie miteinander, und waren bemüht seinen Grimm zu sänftigen, welches jedoch schier vergebens zu seyn schien. Seine Streiche fielen nur um so dichter und schwerer, und ein Grinsen der Freude, das auf seinen dicken und breiten Lippen lag, ließ eine Doppeltreihe von Zähnen blicken, die sich so weiß und so groß wie geschälte Mandeln wiesen.

„Welch eine wilde Hyäne,“ sagte Rudaki zu sich selbst; „ein wahres Seitenstück zu Malek, dem Lieblingssclaven Afrasiyab's! ein zweibeiniger Schakal! Ali, habe Dank, daß mein Fell seinem Durchbläuen entgangen ist! Indessen will ich Euch armen Geprügelten Genugthuung verschaffen, sollte es auch meinem guten Herrn ein halbstündiges längeres Harren kosten.“

Rudaki war ein unaussprechlich gutmüthiger Mensch und sein Mitgefühl ward in diesem Falle ganz besonders durch die Hiebe reggemacht, die er früher selbst von dem Sclavenaufseher Malek erhalten hatte. Er setzte sich in einen Winkel des Vorsaals nieder, um nachzusinnen wie er seine Rache am besten würde in's Werk richten können, als plötzlich Anwar erschien und seinem Sclaven Selim befahl, ihm zu folgen. In verächtlichem Knechtssinne beugte der Nubier sich bis an den Erdboden. Rudaki, der seinen Racheplan nicht aufgeben wollte, folgte dem Gebieter und dessen Sclaven auf den Fersen. Als man in den Garten gekommen war, und Rudaki bemerkte, daß sonst Niemand sich in

der Nähe befand, schlüpfte er zwischen Herrn und Knecht, und versetzte Ersterem einen so wohl angebrachten Stoß, daß er der Länge nach hin auf die Nase fiel. Wüthend raffte Anwar sich auf, griff nach seinem Gürteldolch und schrie erbärmlich um Hülfe. Sein Schrecken theilte sich dem reglosen Selim mit, dessen große, glasige Augen nach allen Richtungen hinstierten, um die Ursache von Anwar's Geschrei und plötzlichem Fallen zu erspähen.

„Greift und bindet den Hund," schrie Anwar einer Gruppe von zwanzig herbeigelaufenen Sclaven zu. Selim stürzte auf beide Knieen und flehete um Gnade, indem er nichts Geringeres meynte, als seinem Herrn müsse plötzlich eine Tollheit angewandelt seyn.

„Bei'm Barte meines Vaters!" schalt Anwar weiter, „der Sclav hat mich gestoßen. Gestoßen, sage ich? Nein, seinen verfluchten Fuß hat er gegen mich erhoben, und hat meine Gewänder mit dem Koth an seinen Füßen besudelt!" Dabei knirschte der Alte voll Wuth mit den Zähnen.

Die erstaunten, jedoch mehr noch hocherfreuten Sclaven säumten nicht das ihnen gewordene Geheiß zu erfüllen, und schnürten dem verhaßten Aufseher Hände und Füße tüchtig zusammen. Dann befahl Anwar, dem Halunken sogleich fünfundzwanzig Sohlenstreiche aufzuzählen, welches mit solcher Bereitwilligkeit gethan ward, daß Selim, auch wenn er die Seele eines Wucherers gehabt hätte, vollkommen mit zurückempfangenen Capital und Zinsen der Hiebe die er früher ausgetheilt hatte, sich hätte zufriedengestellt sehen müssen.

„Köſtliche kleine Eichel, wie dank' ich Dir," ſagte Rudaki zu ſich ſelbſt. „Wenn der Schwarze jetzt nicht genug gekriegt hat, ſo muß es ihm durchaus an Gefühl fehlen, das iſt klar!" Indem er den Garten verließ, eilte er Schirihin's Brief an deſſen Adreſſe zu überbringen. Unterwegs ſah er einen Paſtetenbäcker mit einem guten Bekannten ſchwatzen und lachen. Neben dem luſtigen Geſellen ſtand auf ſauberer Schüſſel eine leckere Paſtete, deren Würzduft eine Wonne für die Naſe Rudaki's war, obſchon dieſem der Mund voll Waſſer lief.

„In Wahrheit," ſprach der Unſichtbare zu ſich ſelbſt; „Noth kennt kein Gebot, und iſt Hunger nicht etwa ein Löwe, deſſen Klauen alles Thier, vom Panther bis zum Kaninchen, eine willkommene Beute bleibt? Nicht anders! Alſo komm mit mir, liebe Schüſſel!" Nach dieſer Betrachtung ſchnappte Rudaki die Paſtete weg, und machte ſich unwahrgenommen von dannen.

Ehe er die Ruinenwohnung erreichte, ging er dreiſt in eine Weinbude, und verſah ſich daſelbſt ungehindert mit einer Flaſche rothen Weines aus Schiras und einer zweiten Flaſche voll des köſtlichen weißen Traubenſaftes von Kiſchma.

„Hier iſt Labung für Seel' und Leib," rief er, indem er ſich ſeinem Gebieter verſichtbarte, den Brief abgab und Schüſſel und Flaſchen hinſtellte. Während der verliebte Nadſchran das Briefchen überlas, bereitete Rudaki das Gaſtmahl.

„Was iſt zu thun?" fragte Nadſchran gedankenvoll vor ſich hin.

„Erſt laßt uns trinken und dann denken," verſetzte Rudaki, „denn ſtrahlt nicht etwa das Licht der Wahrheit aus dem geſchmolzenen Rubin?" *)

Dieſer Rath war dem Gebieter keineswegs unwillkommen, ſo daß Nadſchran bald eine höchſt hervorſtechende und unromantiſche Rolle bei dem Gaſtmahle ſpielte; denn obwohl ſein Geiſt ſich lange von der Liebe genährt hatte, fühlte er doch peinlich ſeine menſchliche Natur, und daß er ſeiner Körperſtärke durch irgend etwas Nährendes zu Hülfe kommen müßte.

6.

Wie im Garten der Schönheit die Roſe der Liebe ihren Duft verhaucht.

Der grüne Wipfel des hohen Akazienbaumes ſchimmerte wie ein Smaragd in den Strahlen der untergehenden Sonne; ihm zu Füßen erhob ſich eine Roſenlaube, die einen ſanften Raſen zum Teppich hatte, in deſſen Mitte ſich ein porphyrnes Becken befand, aus welchem die Waſſer eines Springbrunnens heraufwirbelten, um in ſilbernem Sprudel wieder zurückzufallen, wodurch dem Ort eine liebliche Kühlung und eine ſanfte Melodei verliehen ward, wie ſolche dem Schmollwinkel

*) „Geſchmolzener Rubin" iſt in Perſien die poetiſche Benennung des Weines. Rudaki's Ausſpruch kommt alſo mit dem lateiniſchen Spruche: „in vino veritas — im Weiu iſt Wahrheit!" überein.

einer Blumenkönigin gar wohl zusagen mögen. Auf dem Rande des Beckens hockte ein zahmer Lori, mit dem schönsten Gefieder; der Liebling Leila's, aus deren Hand er sich füttern ließ. Schirihin, die auf einem bunten Teppich in der Laube saß, sah den neckischen Spielen des Mädchens und des Vogels zu, und sann unruhig über die Wahrscheinlichkeit des Kommens Radschran's nach.

Daß sie einige Hoffnung zu diesem erwünschten Kommen hegte, war aus der Sorgfalt zu folgern, mit der sie sich gekleidet hatte. Ihr Schleier wies sich zurückgeworfen, und ihr glänzendes Haar war in ein kostbares, perlenbesetztes Goldnetz zusammengefaßt. Ihre Stirn ward durch ein Goldplättchen geschmückt, auf welchem ein Spruch aus dem Koran eingeätzt stand; ein reichgesticktes Obergewand ward durch einen Kaschmihir-Shawl um ihre Hüften herum zusammengehalten, dessen goldbefranzete Enden ihr beinahe bis auf die Füße herabreichten. Von der Handwurzel bis zur Schulter waren ihr die Aermel aufgeschlitzt, und wurden von sechs bis acht Zoll breiten, mit Juwelen besetzten Spangen über dem knapp anliegenden Atlas-Untergewande zusammengehalten. Ein Paar Beinkleider von gleichem Stoff und gleicher lichter Farbe, mit Sandalen von grünem Marokko, vervollständigten diesen schmucken und köstlichen Anzug.

Radschran, der durch die Kraft seines Talisman bereits in den Garten gekommen war, stand in sprachloser Bewunderung, den Blick auf die liebliche Erscheinung vor ihm geheftet. Wie hoch seine Phantasie sich auch geflügelt hatte, übertraf doch die Wirklichkeit der

Reize Schirihin's alle seine Vorstellungen von denselben, und berauscht von Wonne, fürchtete er beinahe, seine Nähe und seine Rede mögten den Zauber verscheuchen. Indem er endlich die Eichel bei Seite legte, erschien er plötzlich vor den verwunderungvollen Augen Schirihin's und deren Zofe.

„Darf es dem Sclaven der Liebe erlaubt seyn, sich der Schönheit zu Füßen zu werfen?" fragte der Jüngling mit Bescheidenheit, indem sein hübsches Gesicht sich röthete.

In demselben Augenblick sprang die muntere Leila auf, und verließ unter schicklichem Vorwande die Liebenden.

„Nadschran," versetzte Schirihin, ebenfalls hocherröthend; „ich zittre fast vor der Vision, die ich durch meine Kühnheit herbeirief. Auch fürchte ich, daß Deine Leidenschaft Dich die Grenzen der Vorsicht überschreiten ließ. Wehe, wenn Du erspäh't würdest!"

„Liebliche Schirihin," unterbrach Nadschran, „Deine Furcht ist die Schmeichelei meines Hoffens; doch verbanne alle trüben Gedanken, denn wisse, ich trage einen Zauber bei mir, der mich gegen Entdeckung hier beschützt."

„Dann bin ich glücklich," versetzte das Mädchen, „denn mich dünkt, fürwahr, meine Augen würden Springbrunnen meiner Seele werden und das Leben ausspruden, so Dir ein Leid überkäme." — —

Indem wir Leila's Zartsinn uns zum Vorbilde dienen lassen, entheben auch wir uns aus der Rosenlaube, damit die Liebenden ungestört ihre Herzen gegeneinander austauschen. Leicht beschwingt waren die

Momente, hurtig floh die Zeit, während die getreue Leila, die für ihre geliebte Herrin zitterte, im Fall dieſe verliebte Zuſammenkunft entdeckt würde, ſorglich wachſam den gekrümmten Gartenpfad hinablauſchte, der zur Roſenlaube führte. Bald gewahrte ſie ihren Gebieter in der Entfernung, unterbrach daher das zärtliche Geſpräch der Beiden, und drang darauf, Nadſchran mögte ſich unverzüglich von hinnen begeben.

Der verliebte Jüngling drückte Schirihin's Hand an ſeine Lippen.

„Fardaha ſchamgah! — Morgen Abend!“ ſagte er haſtig, ſteckte ſeinen Taliſman in ſeine Taſche und verſchwand augenblicklich.

Unglücklicherweiſe war er ſo lange geblieben, daß er alle Ausgänge des Gartens verſchloſſen fand. Ihm blieb nichts übrig als über die Mauer zu entklettern, welches er zum Glück unbeachtet bewerkſtelligte, denn, traurig iſt's zu ſagen, bei'm Hinaufklimmen verlor er ſeine Zaubereichel, welches Mißgeſchick er nicht eher gewahrte als bis er ſeine Ruinenwohnung erreichte, wo bei ſeinem Eintritte der Gruß Rudaki's ihn nicht wenig erſchreckte, indem er ſich noch immer für unſichtbar hielt.

Als man Ueberzeugung von dem Verluſt erlangte, rief Rudaki: „Nun, ſo lebt wohl, Wein und Liebe und fette Paſteten! Das iſt mehr als hinreichend, um ſogar meine geharniſchte Philoſophie zu Boden zu ſtrecken. Wie? der Quell verſiegt in dem Augenblick in welchem wir an ihm unſeren Durſt löſchen wollen? Liebſter Herr, begrabt mich in dieſem Loche und rollt jenen Stein über mich!“

In dergleichen Reden klagte Rudaki eine Stunde lang seine Bekümmerniß; Radschran's Gefühle aber waren zu gewaltig, als daß er sie durch Worte hätte kundgeben können.

7.

Wie der Quell von Radschran's Entzücken sich als der des Elends eines Anderen ausweiset.

Rudaki's munteres Gemüth ließ den Sclaven nicht lange unter der Last einer Erdenpein ächzen. Nach einer ruhelosen Nacht stand Rudaki auf, vollführte seine Abwaschungen, sagte sein Frühgebet her und sprach dann zu sich selbst: „Obwohl die Sonne in Westen untergeht, erhebt sie sich doch wieder in Osten. Ich will hingehen und unseren kleinen Talisman wiedersuchen, und gewiß ist's, unter einem Scheffel von seinen unächten Brüdern werd' ich ihn zu erkennen wissen. Hat nicht irgend ein unsauberes Schwein ihn verschlungen, so liegt er sicher noch unbemerkt da wo er verloren ward."

Gekräftigt durch diese schwache Hoffnung ging Rudaki auf sein zweifelhaftes Suchen aus, nachdem er dem trostlosen Radschran einige Ermunterungworte zugesprochen hatte. Der Gartenmauer nahe gekommen, spähete er mit Falkenblicken umher, jedoch vergebens! obwohl er, was martervoll genug war, mehrere Eicheln erblickte, die er auf gut Glück in seine Tasche steckte. Endlich beschloß er sich der Hausthür zu nähern und zu ver-

suchen, ob er durch irgend eine List Eintritt erlangen könnte. Vor der Thür befand sich ein Rudel Sclaven, die laut schwatzten. Kühn mengte Rudaki sich unter die Gruppen.

„Er ist bezaubert, das ist ausgemacht!“ sagte Einer der Sclaven, „und was mehr noch — er verschmäht alle Nahrung; nicht einmal eine Dattel ist seit dem Unglück über seine Lippen gekommen.“

„Vielleicht hat er keinen Magen mehr,“ versetzte ein Zweiter; „daß er aber noch eine Stimme hat, weiß ich gewiß, denn er fluchte daß es mir hätte die Ohren abreißen mögen; und Nakschecki kann bezeugen daß er seine Beine auch noch zu gebrauchen versteht, denn er stieß den armen Jungen aus einem Winkel des Vorsaals in den anderen.“

Rudaki brauchte nicht lange hinzuhorchen, um alles zu erfahren was er wissen wollte. Die ganz einfache Sache war die, daß Anwar bei seinem Abendspaziergange die geheimnißvolle Eichel gefunden, sie zu sich gesteckt und bei seiner Rückkehr in's Haus zu seinem Schrecken entdeckt hatte daß er unsichtbar worden war. In seiner Kammer verschlossen, gab Anwar sich jetzt der Wehklage über dies Unglück hin.

Rudaki's Scharfsinn war sogleich thätig; und der schlaue Gesell bebte ganz eigentlich von Entzücken, als er einen der Sclaven mit den Worten anredete:

„Gehe hinein und sage dem edlen Anwar, daß ein Fremder aus fernen Landen von seinem Mißgeschick gehört hat, und jetzt kommt, ihm Trost und Hülfe zu bringen.“

Sonder Verzug ward Rudaki vor den troſtloſen Unſichtbaren geführt.

„Willkommen, tauſendmal willkommen, hochgelahrter Fremdling!“ erſcholl die Stimme Anwar's.

Ohne dieſe Anrede zu beachten, wendete Rudaki ſich zu dem Sclaven und befahl, mit aller Würde die er annehmen konnte, demſelben ſich aus dem Zimmer zu entfernen.

„Kannſt Du,“ fuhr Anwar fort, „mich von dieſem ſcheuslichen Zauberbann befreien?“

„Hamandam — Unverzüglich!“ verſetzte Rudaki.

„Und Dein Lohn dafür?“

„Zwanzig Beutel,“ war die Antwort.

„Sie ſollen Dein ſein,“ antwortete hurtig der ungeduldige Leidende.

„Still!“ rief Rudaki gebieteriſch, legte von den Eicheln, die er bei ſich führte, zwei auf einen Tiſch, zwiſchen ſich und Anwar, wühlte hierauf ein Weilchen in ſeinen Taſchen herum, und ſprach dann gelaſſen: „Ich muß wieder von hinnen gehen.“

„Tſchara — weshalb?“ fragte der gefolterte Unſichtbare.

„Des Zaubers Löſung erfordert die myſtiſche Zahl Drei, und ich habe nur zwei Eicheln bei mir,“ verſetzte Rudaki.

„Halt — ich — ich erinnere mich — ich habe eine Eichel bei mir.“

„Lege ſie auf die Marmortafel!“ antwortete der verſchmitzte Rudaki gelaſſen, obwohl ihm das Herz nicht wenig ſchlug.

Anwar that wie ihm befohlen ward, und nahm ſofort ſeine ſichtbare Geſtalt wieder an. Rudaki ſtellte ſich jedoch, aus Furcht ſeine Liſt mögte entdeckt werden, als ſähe er ihn nicht.

„Stehſt Du oder ſitzeſt Du?“ fragte er.

„Ich ſtehe,“ antwortete der Geſoppte.

„So lege Dich Deiner Länge nach auf den Boden, die Ferſen gen Abend gekehrt, ſo daß Dein Haupt gen Oſten gewendet iſt,“ ſagte Rudaki, ging dann dreimal um den Tiſch herum, murmelte dabei unſinnige Worte, warf dann eine der Eicheln in das Geſicht des Liegenden und rief laut: „Steh' auf, edler Anwar, denn Du biſt erlöſet von dem Banne des feindſeligen Zauberers.“

Anwar ſprang auf, rieb ſich die Stirn und rannte vor einen Spiegel. Unausſprechlich war ſeine Freude, als er ſich in demſelben erblickte; dann aber beſann er ſich plötzlich, und fragte kleinlaut nach dem Belaufe der verabredeten Belohnung.

„Zwanzig Beutel,“ antwortete Rudaki abermals.

„Biſt Du toll?“ rief der Undankbare. „Zwanzig Beutel? Daß dich Ariman! keine Zecchine ſollſt Du von mir bekommen, Du elender Hexenmeiſter. Wie weiß ich ob die ganze Geſchichte nicht von Dir abgekartet iſt, um mich zu prellen?“ Mit dieſen Worten ſtürzte er zur Thür hinaus und verriegelte dieſelbe hinter dem erſtaunten Sclaven.

„Da befinde ich mich in eine ſchöne Lage verſetzt, wie der Fiſch ſagte, als man ihn in die Bratpfanne gelegt hatte“ — ſprach Rudaki zu ſich ſelbſt; doch ſammelte er bald ſeine ihn ſo bedeutend auszeichnende Geiſtesgegenwart, ſteckte den Taliſman zu ſich, öffnete

ohne den geringsten Gewissensscrupel das anstoßende Cabinet, nahm aus demselben ein Kästchen, dessen Inhalt ihm allzu verlockend aussah, als daß er demselben hätte widerstehen können, und harrte nun mit Sehnsucht der Rückkehr Anwar's. Nicht lange währte es, so zeigte sich der Undankbare mit einem Gefolge von mehreren Sclaven, von denen jeder einen derben Knittel schwang.

Anwar's Grimm glich seinem Schrecken, als er fand, daß sein ausersehenes Opfer ihm entronnen war; die Sclaven aber fühlten mehr Vergnügen als Verdruß darüber, denn sie hatten nicht die mindeste Lust mit einem Zauberer handgemein zu werden. Sobald Rudaki die Luft rein spürte, schlüpfte er hinaus, indem er durchaus nicht neugierig war, den Ausgang seines verzweifelten Abenteuers zu erfahren.

8.

Wie das verlorne Vögelein im Lenze seines Glückes neues Gefieder bekommt, und so fröhlich als Bulbul im Rosenbusche singt.

Mit leichtem und geräuschlosem Tritte kam Rudaki in das kahle und trostlose Gemach der Ruinenwohnung. Schweigsam, gedankenvoll und grämlich wie eine Eule saß Nadschran da, seine Ellbogen auf beide Knieen unter seine Kinnbacken gestützt. Rudaki ließ das gestohlene Kästchen zu des Gebieters Füßen fallen, so daß der glänzende Inhalt auf die Flur hinflog.

„Welchen Schatz erblick' ich!" rief Nadschran. „Holde Fee! denn nur Deiner Freigebigkeit kann ich solch ein fürstliches Geschenk zuschreiben — holde Fee, nimm meinen Dank! Doch ach! höre lieber das Flehen eines unglücklichen Liebenden und gieb mir Dein erstes kostbares Geschenk zurück, ohne welches all diese Flitter mir wie Nichts sind; denn kein einziger dieser Edelsteine hat die Macht das Paradeis aufzuschließen, in welchem der Abgott meiner Seele wohnt."

„Schau hier das Kleinod, Herr!" rief Rudaki, „und kollerte die Wundereichel hin; dann aber hüpfte und sprang und sang und jauchzte er, daß Nadschran glauben mußte, sein getreuer Sclav habe ganz und gar den Verstand verloren.

„Rudaki!" rief der Gebieter in einem verweisenden Tone.

„Habt Geduld mit mir;" versetzte der Sclav. „Die Freude hat mich trunken und schwindelig gemacht, wie der Paradeisvogel es vom Dufte der Muscatnuß wird. Nimmer wieder laßt uns das Geschick anklagen, o Herr! denn das Messer von welchem wir fürchten daß es entscheidet ward, um uns in den Leib gesenkt zu werden, dient nur ein süßes Fleischgericht zu zerlegen, das zu unserer Mahlzeit bestimmt ist" — und Rudaki erzählte nun sein Abenteuer im Hause Anwar's. Lob und Dank, womit Nadschran ihn überhäufte, kannten schier kein Maaß und Ziel.

„Zum wenigsten ist dies Kästchen mit Juwelen Dein," sagte Nadschran, „denn Du hast es auf rechtliche Weise erworben, obwohl es heißen mag, Du habest es gestohlen."

„Keinen Stein davon will ich anrühren,“ versetzte der gutherzige Sclav. „Ich bin wie ein Wurfspieß in Deiner Hand; dem Jäger also, nicht der Waffe, gebührt die Jagdbeute.“

„Du bist das seltsamste und großmüthigste Wesen von der Welt,“ sagte Nadschran.

„Laßt das, mein Gebieter,“ fiel Rudaki ihm ein. „Uns bleibt noch viel zu thun übrig; und thörig würd' es in Wahrheit seyn, wenn wir, den steilen Hügel zur Hälfte hinangeklimmt, uns hinsetzen und ein Ziralihit*) singen wollten, bis die Sonne untergeht und nächtliche Finsterniß uns wieder umgiebt.“

„Wahr,“ versetzte Nadschran, „und was räthst Du uns bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge zu thun?“

Rudaki sann ein Weilchen nach.

„Liebe,“ sprach er dann höchst verständig — „Liebe ist eine Laterne, die dem Reichen zum Glücke leuchtet; dem Armen aber ist sie eine Kappe, die ihm über die Augen gleitet, so daß er bisweilen strauchelt und sich die Schienbeine zerschlägt —“

„Bin ich nicht ein reicher Mann?“ fragte Nadschran und zeigte auf die ihm zu Füßen liegenden Edelsteine.

„Ich bin nicht so einfältig,“ versetzte Rudaki, „mit Einem zu vernünfteln der bis über beide Ohren verliebt ist, sonst würde ich Euch bald beweisen, lieber Herr,

---

*) Ein Ziralihit ist ein munterer Rundgesang, wie die persischen Sclavinnen ihn bei Festlichkeiten singen.

daß dies Händchen voll Steine bei weitem nicht ausreicht Euch die Hand Eurer liebenswürdigen Schirihin zu verschaffen. Deshalb rath' ich Euch, versichert Euch zuvor der Gegenliebe Eurer Schönen, und dann —"

„Und was dann, Rudaki?" fragte der Jüngling.

„Nun, dann entwerft irgend einen Plan, um wieder zu Euren vormaligen Rechten zu gelangen, und Euer Euch gestohlenes Erbtheil in die Hände zu bekommen."

„Ganz recht, ganz recht!" meynte Nadschran.

„Das Klügste was wir jetzt thun können," fuhr der weltkluge Rudaki fort, „ist wohl, daß wir einige dieser Steine zu Gelde machen, und uns gute Kleider anschaffen; denn ich habe vielfältig bemerkt, daß die Herausstaffirung eines Mannes wundersamlich den Weg zu eines Mädchens Herzen bahnt."

Nadschran lächelte zu Rudaki's Rath, und war bereitwillig denselben flugs auszuführen. Mit etlichen der Edelsteine begab er sich sogleich auf den Weg zu einigen Juwelieren, bei denen er dieselben, um keinen Verdacht zu erregen, einzeln verkaufte. Für das gelösete Geld erhandelte er einen prächtigen Anzug für sich und einen geringeren für Rudaki; dann begab er sich mit diesem in ein Karwanserai, wo sie ihre Wohnung nahmen und bald darauf eine köstliche Mahlzeit auftragen ließen.

Gegen Abend lenkte der geputzte Nadschran seine Schritte in den Garten Anwar's, und war er in seiner ärmlichen Tracht den Augen Schirihin's anmuthig erschienen, wie noch viel liebenswürdiger bedünkte er das Mädchen in seinem reichen, blendenden Anzuge!

Jenes zarte Beben, von dem die Herzen zweier Liebenden bei ihrem ersten Zusammentreffen durchdrungen werden, und das dem Hauche Zephyrs über Rosenblätter gleicht, hatte aufgehört, und Nadschran und Schirihin besprachen sich jetzt mit aller Wonne und allem Vertrauen inniger Herzensneigung. Das Herz der Schönen war sonder Hehl, und sie liebte zu innig, als daß sie eine Gleichgültigkeit hätte annehmen können, die ihrer unschuldigen Seele fremd war. Nadschran's Beredtsamkeit gab sich unwiderstehlich, und die schöne Tochter Anwar's ließ ihr Köpfchen an des Jünglings Schulter gelehnt seyn, als dieser es wagte die Innigeliebte an sein hochklopfendes Herz zu drücken.

9.

Welchen Rath Rudaki ertheilt. Von uneigennütziger Treue. Wie der Baum der Erwartung blühet und die süße Frucht der Glückseligkeit trägt.

„Der Liebe Schirihin's versichert, bin ich gegen jegliche Gefahr gewaffnet!“ rief Nadschran.

„So laßt uns fürbaß ziehen!“ sagte Rudaki. „Mit Hülfe dieser kleinen Freundin, der unschätzbaren Eichel, wollen wir Euren Oheim rupfen und ihn seinem eigenen Verdrusse und dem Gespötte der Welt überantworten, oder ich will auf allen Vieren wie ein Esel gehen und, zur Strafe daß ich Euch zu einem fruchtlosen Versuche verlockte, Euch auf meinem Rücken nach Schiras zurück-

tragen. Ha! wie ein Wurm seinen dünnen Leib in eine Nuß bohrt und den Kern derselben verschlingt, will ich in das an Schätzen reiche Haus des ungerechten Afrasiyab dringen und es ganz und gar leer machen. Möge der mordsüchtige Geizhals dann zwischen den kahlen Wänden sich begraben!"

Nadschran willigte darein, seine Rolle bei dieser nicht mehr als billigen Vergeltung zu spielen. Er versprach seiner Schirihin, von der er sich verabschiedete, nach zwanzig Tagen wieder zurückzukehren, kaufte Kameele, versah sich mit allem was sonst zur Reise nöthig war, und machte sich voll von Erwartungen am nächstfolgenden Morgen auf den Weg.

Nach einer besonders für den verliebten Nadschran langweiligen Reise kam man endlich in der Geburtstadt des Helden unserer Geschichte an, wo Rudaki beschloß, seinen Plan ohne weitere Hülfe ganz allein auszuführen.

Vermöge der Wundereichel gelangte er nicht nur ungesehen in die Wohnung, sondern auch in das Zimmer des ungerechten Afrasiyab, in welchem seit Nadschran's Kinderjahren der größte Theil des Familienvermögens befindlich war, das aus Gold und Edelsteinen bestand, die in mehreren mit Eisen beschlagenen Kasten verwahrt gehalten wurden.

Afrasiyab, dem Rudaki unsichtbar nachgeschlichen war, verriegelte hinter sich die Thür, durchspähete jeden Winkel des Gemaches und drückte dann an eine Feder im Fußboden. Eine Klappe sprang auf, und er nahm aus der Vertiefung ein Bund Schlüssel hervor.

Rudaki, der den Odem anhielt, indem er das Thun des Geizhalses beobachtete, schrieb sich diesen Umstand sorglich auf die Tafeln seines Gedächtnisses.

Afrasiyab schritt nun zum Beäugeln seiner mit so vielem Unrecht errungenen Schätze, die er durch seine Knauserei nicht wenig vermehrt haben mogte. Nach einer für Rudaki peinlichen Stunde legte Afrasiyab die Schlüssel wieder in den geheimen Behälter, zog einen großen Schlüssel aus der Tasche, mit welchem er seine Kammerthür verschloß und legte sich alsdann zu Bette.

„Allerliebst!“ dachte Rudaki, „da kann ich bis morgen früh hier eingesperrt bleiben. Was ist zu thun? — Er schläft. Hm! das Summen einer Mücke kann einen Schläfer aufwecken wie dieser Geizhals unstreitig einer seyn muß. Was beginn ich?“

Noch eine und abermals eine Stunde verstrich. Rudaki ward endlich ungeduldig, und beschloß einen kühnen Versuch zu wagen.

„Afrasiyab!“ rief er mit leiser, jedoch deutlicher Stimme: „Afrasiyab!“ wiederholte er etwas lauter.

„Ha! Was giebt's?“ rief der Geizhals, indem er sich die Augen rieb. „Träumt' ich?“ fuhr er fort, richtete sich auf und stierte furchtsam umher.

„Afrasiyab!“ ließ Rudaki zum drittenmal aus seinem Munde erschallen.

„Barmherzigkeit!“ kreischte der erschreckte Geizhals.

„Still, und höre!“ unterbrach ihn der unsichtbare Rudaki.

Große Schweißtropfen, von der Angst ihm ausgepreßt, hingen an der Stirn Afrasiyab's; seine Zunge versagte ihm den Dienst, und kaum konnte er sich auf seinen zitternden Armen gestützt halten.

„Fürchte nichts, Afrasiyab," sprach der Unsichtbare weiter. „Ich komme mit Botschaft zu Dir aus der Stadt Amerabad *). Wisse, daß von einem bösen Genius dazu verführt, einer Deiner Vorfahren sich auf ungerechte Weise eines unermeßlichen Schatzes bemächtigte. Seinem gottlosen Wandel ward durch plötzlichen Tod ein Ende gemacht, so daß er hienieden nimmer die Früchte dieser seiner Ungerechtigkeit kostete. Jener Schatz liegt unberührt und unvermindert in dem Keller Deiner Wohnung —"

Afrasiyab's Geiz begann dessen Furcht zu überwinden; mit Gier lauschte er den Mittheilungen, die die Stimme eines Unsichtbaren ihm machte.

„In seiner Weisheit hat der Oberrichter unserer Stadt," fuhr Rudaki fort, „Dich zu seinem Almosenier ernannt, und befiehlt Dir, bei Strafe seines Mißfallens, den versteckten Reichthum an's Licht zu bringen und die eine Hälfte desselben unter die Armen zu vertheilen, die andere aber für Dich selbst zu behalten. Bist Du bereit meines Meisters Geheiß zu erfüllen?"

„Meinen Kopf zum Pfande!" schrie der Geizhals, und sprang aus dem Bette.

„So wirf ein Gewand über und folge mir," befahl Rudaki; „und ich will Dir die Stätte zeigen, wo der Schatz verborgen liegt.

Afrasiyab that wie ihm befohlen ward. Rudaki öffnete die Thür, schritt voran, nahm draußen eine Lampe, von der blos die Flamme sichtbar war und stieg hinab in die Tiefen des Hauses, wo er, an einer Kellerthür angelangt, den Befehl gab: „Schleuß' auf und tritt hinein!" Mit

*) Amerabad ist eine der Städte im persischen Feenlande.

allem Eifer gierigen Hoffens befolgte Afrasiyab des Unsichtbaren Gebot, jedoch kaum war der Alte in das Kellerloch hineingeschlüpft, so riegelte Rudaki hinter ihm zu und ließ ihn in der Finsterniß seine Leichtgläubigkeit bewehklagen.

In Afrasiyab's Kammer zurückgekehrt, verlor Rudaki keine Zeit sich des Goldes und der Juwelen zu bemächtigen und wie ein Kameel beladen sich von dannen zu begeben.

Als es Tag und Afrasiyab's unerklärbares Verschwinden ruchbar ward, rannten des Hauses bestürzte Sclaven umher, um ihren verlorenen Gebieter zu suchen, und Rudaki benutzte diese Zeit der Verwirrung, den letzten Rest des Erbes seines jungen Gebieters fortzuschaffen.

Nachdem er alle Schätze in des Letzteren Wohnung geschleppt hatte, würde er den herzlosen Afrasiyab gern seinem Geschick überlassen haben, wenn nicht Nadschran's Edelsinn ihm befohlen hätte, den Gefangenen augenblicklich wieder zu befreien.

Als nun Afrasiyab aus seinem Loche mehr todt denn lebend hervorkroch, sammelten seine Untergebenen sich bald um ihn, wollten jedoch der Wehklage des Gebieters die bei Wahrnehmung des ausgeräumten Zimmers keine Grenzen kannte, nicht den geringsten Glauben schenken; vielmehr hielten sie Alles für einen pfiffigen Anschlag des Geizhalses, wodurch dieser einer eben fällig gewordenen Tributzahlung auszuweichen trachtete.

Weder Nadschran noch Rudaki aber hatten Lust länger in der Nähe zu verweilen, sondern schafften sich

ein wohlbewaffnetes Geleit an, um nicht etwa unterwegs von Arabern überfallen und geplündert zu werden, und zogen der Stadt Schiras zu. Durch seinen Reichthum sah Nadschran sich ermächtigt, mit Erfolg um Schirihin's Hand zu werben, die ihm denn auch von deren Vater nicht versagt ward.

Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß die schöne Schirihin den Wünschen des Geliebten nicht im geringsten entgegenstand. Der Sclav Rudaki aber erhielt von seinem jungen Gebieter und Freunde nicht nur die Freiheit, sondern auch eine namhafte Summe Geldes, mittelst der er sich als Handelsmann einrichten konnte.

„Nichts von Handelsmann," rief dagegen Rudaki; „ich muß und werde bei Euch und um Euch bleiben, mein geliebter Herr. Ich bin mit meinem Stande recht wohl zufrieden. Der gelehrigste aller Esel wird nimmer zu einem Araberrosse werden; und die Eule, die ein Paradiesvogel seyn und in die Sonne blicken mögte, wird bei dem Versuche dazu höchst wahrscheinlich ihre Sehkraft und ihren Witz obendrein verlieren. Nur Eines giebt es, worin ich meinem Gebieter nachahmen mögte, denn ein ansteckend Ding ist das Beispiel! Die hübsche Leila und ich — —"

„Genug!" fiel ihm Nadschran ein; „ich will Dir die Sclavin von ihrer Herrin erbitten."

Daß Schirihin einwilligte, versteht sich wohl von selbst, und die Glückseligkeit Rudaki's und Leila's war bald eben so vollkommen und dauernd, als die des feenbeschützten Nadschran und der schönen Schirihin.

„Feenbeschützt? So behielt also Radschran die wunderkräftige Eichel? und wem vererbte er sie denn —?“ Des Mährchens Erzähler glaubt kaum, daß eine seiner schönen und gefühlvollen Zuhörerinnen so wird fragen können; sollte es jedoch der Fall seyn, so kann er nur darauf antworten, „daß reine Liebe allüberall genienbeschützt ist, und daß standhafte und treue Liebe, so bei uns wie im Perserlande, den Talisman Radschran's in sich selber besitzt.“

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Ohm Walter. Eine Familiengeschichte	3.
Das Werk einer Stunde. Ein Phantasiegemälde . . .	47.
Rothmann, der Rothe. Ein Schwank	57.
Paleotti. Eine wahre Geschichte	73.
Esther Warneliffe und ihre Bibel. Eine Erzählung .	109.
Gräfin und Holzschuhmacher. Eine Geschichte für das Volk	131.
Männereitelkeit. Ein dramatischer Scherz	145.
Radschran und Schiribin. Ein persisches Mährchen . .	177.

Norddeutsches

Archiv

für

kleine Romane, Erzählungen, Novellen,
Mährchen, Skizzen, Schauspiele, Gedichte &c.

Eine Monatsschrift

für gebildete Leser.

Herausgegeben

von

Georg Nicolaus Bärmann, Dr.

Dritter Band.

(October, November und December 1845.)

„Kannst Du nicht Allen gefallen durch Deine That und Dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen ist schlimm."

Friedrich v. Schiller.

Hamburg.

Auf Kosten des Herausgebers

Als Manuscript für Freunde gedruckt.

Druck von G. H. Thiele.

Wie ſie waren — wie ſie wurden.

Eine Erzählung
aus dem achtzehnten Jahrhundert.

"¡Ay! no hay seguro camino
Á la fuerza del destino,
Y á la inclemencia del hado."

"Desde la primer desdicha,
No hay suceso, ni accidente,
Que otra desdicha no sea,
Que unos á otras suceden,
Herederas de sí mismas:
Á la intimacion del fénix
Unas de las otras nacen,
Viviendo de lo que mueren,
Y siempre de sus cenizas
Está el sepulcro caliente."

———"Estrangeros,
No temais, no, que os falte
Compañia en las desdichas."

Calderon: "La Vida es Sueño."

„Ach! Ihr seyd auf keinen Wegen
Sicher vor des Unglücks Schlägen,
Sicher vor des Schicksals Loos."

„Zeigt sich erst ein Mißgeschick,
Kann nichts vorgeh'n, nichts geschehen.
Das nicht strebt', als neues Unheil
Jenem ersten nachzugeben,
Als ein Erbe seiner selbst;
Denn dem Phönix gleich erheben
Aus dem einen Leid sich and're;
Eines Tod giebt and'rem Leben,
Weil aus immerglüh'ndem Grab
Sie der eig'nen Asch' entschweben."

——— „Wand'rer, wähnet
Nicht, es sey im Unglücksthal
Kein Begleiter Euch gegeben."

„Das Leben ist Traum."
(Nach Bärmann's Uebersetzung.)

Der Chevalier Des Arcis, Cavallerie-Officier, hatte im Jahre 1760 seinen Abschied genommen; denn obgleich er noch jung war, sagte ihm das geräuschvolle Leben in Städten oder Garnisonen doch nicht zu. Da sein Vermögen ihm völlig gestattete unabhängig zu leben, folgte er seinem Hange zur Zurückgezogenheit, und ließ sich unweit Mans an der Sarthe auf einem hübschen Gütchen häuslich nieder. Anfänglich behagte ihm dort die Einsamkeit; allgemach jedoch ward sie ihm peinlich. Freilich reuete es ihn nicht, sich von der Welt abgesondert zu haben, doch sein nunmehriges gänzliches Alleinseyn verstimmte ihn gegen sich selbst. So kam ihm ein Gedanke, der ihm noch nie zuvor gekommen war — der Gedanke an Heirath. Er entschloß sich, wenn möglich eine Frau zu finden, die seine Vorliebe zur Zurückgezogenheit, für alles Fernhalten von einem geräuschvollen Leben theilen mögte. Schönheit machte er nicht zur Hauptbedingung für die von ihm zu Erwählende; häßlich sollte jedoch seine Lebensgefährtin auch nicht seyn; wohl aber wünschte er sie wohlerzogen, gebildet, fremd aller Klügelei und vor Allem mit heiterem Gleichmuthe begabt zu finden; denn diese Eigenschaften galten ihm als die vorzüglichsten, mit denen ein gutes Eheweib geschmückt seyn könnte.

Die Tochter eines Kaufmannes, der sich in der Nachbarschaft zur Ruhe gesetzt hatte, gefiel unserem Einsiedler. Da er auf keine Nahverwandten Rücksicht zu nehmen brauchte, kümmerte ihn wenig der Standesunterschied, welcher zwischen einem Sprößling aus altadeliger Familie und einem Kaufmanne obwaltet. Sein Antrag ward von den Aeltern Cäciliens mit Freuden aufgenommen, und nach kurzem Brautstande waren Des Arcis und Cäcilie ein Paar.

Wohl nie zuvor war eine Ehe unter lachenderen Aussichten geschlossen worden. In dem Maße wie der Chevalier seine Gattin mehr und mehr kennen lernte, nahm er neue treffliche Eigenschaften und vor Allem eine unwandelbare Sanftmuth an ihr wahr. Cäciliens Hinneigung zu ihrem Gatten steigerte sich allgemach bis zu innigster Liebe. Cäcilie lebte nur in ihrem Manne, strebte nur ihm zu gefallen; und weit entfernt sich nach geräuschvolleren Weltfreuden zu sehnen, wozu ihre Jugend und ihr Reichthum sie wohl hätten berechtigen mögen, wünschte sie nichts lebhafter, als ihr Leben in einer Abgeschiedenheit hinzubringen, die ihr von Tage zu Tage angenehmer ward.

Inzwischen war diese Abgeschiedenheit nicht eben überaus streng. Dann und wann eine Fahrt nach der Stadt, und regelmäßig wiederkehrender Besuch einiger Freunde unterbrachen das Alleinseyn unserer Ehegatten. Ueberdies sah der Chevalier nicht ungern die Verwandten seiner Cäcilie, so daß diese ihr väterliches Haus keineswegs vermißte, vielmehr oft Gelegenheit hatte, sich aus den Armen ihres Mannes in die ihrer Mutter zu werfen. Der Leser wird also eingestehen müssen, daß Cäcilie in

hohem Grade von der Fürsehung begünstigt ward, denn Cäcilie hatte in ihrem Gatten ein neues Glück gefunden, ohne ihr früheres Glück, nämlich das, sich im Kreise ihrer Verwandten wissen zu können, darüber verloren zu haben.

Der Chevalier war gegen seine Gattin die Güte und Freundlichkeit selbst; dessenungeachtet gab er sich zu Zeiten schwermüthig. Leidenschaftliche Verirrungen der Jugend und bittere Lebenserfahrungen die er hatte machen müssen, mogten wohl Ursache davon seyn. Cäcilie ehrte jedoch frommen Sinnes solche düsteren Augenblicke ihres Mannes, ohne dabei nach deren eigentlicher Quelle zu forschen; nahm auch bald im Verlaufe der Zeit wahr, daß dieselben um so schneller verflogen, je weniger Aufmerksamkeit sie ihnen schenkte.

Cäciliens Verwandte waren redliche, schlichte Leute, die durch Thätigkeit und Glücksfälle reich worden waren, und deren Tage des Alters gleichsam einem immerwährenden Sabbathe glichen. Den Chevalier erquickte diese Heiterkeit der Ruhe, die durch Fleiß und Anstrengung errungen worden war, und er nahm um so lieber an ihr Theil, als er des Strudels der Hofkabalen, aus denen er sich zeitig genug hatte retten können, sich mit Widerwillen erinnerte. Er gefiel sich in der, wenn gleich etwas spießbürgerlichen, doch offenen und ihm anfänglich ziemlich neuen Lebensweise der Wackern, unter denen ihm besonders der Oheim seiner Gattin, ein trefflicher Mann und ein noch trefflicherer Gesellschafter gefiel, der sich Gontard nannte. Gontard war Maurermeister gewesen, hatte sich dabei bis zu einem nicht unbedeutenden Architekten hinaufgearbeitet

und sich ein so ansehnliches Vermögen erworben, daß er einer Jahresrente von nahe an zwanzigtausend Livres genoß. Das Haus des Chevaliers war ganz nach Ohm Gontard's Geschmack, vollends da dieser in demselben stets mit Herzlichkeit aufgenommen ward, selbst wenn er bisweilen mit Mörtel oder Staub bedeckt in dasselbe eintrat; denn ungeachtet seiner Jahre und seiner Zwanzigtausend kletterte er noch immer auf die Gerüste, um selbst mit Hand anzulegen, wenn es galt, dort oben einen Schlußstein oder ein Dachsims zu lagern. Hatte er dann beim Essen ein Schlückchen Champagner getrunken, so perorirte er gern zum Nachtische. — „Sie sind glücklich, Herr Neffe!“ sprach er dann oft zum Chevalier, „Sie sind reich, sind jung, haben ein herziges Frauchen und ein nicht ganz schlecht gebauetes Haus; Ihnen fehlt nichts; ein schlechter Nachbar der, der dem widersprechen wollte; ich wiederhol' es — Sie sind glücklich!“ Und als eines Tages Cäcilie diese Worte hörte, neigte sie sich zu ihrem Gatten hin und fragte ihn, indem ihre Augen lieblich in Wonnethränen schwammen: „Nicht wahr, mein Adolph? Onkel Gontard redet die Wahrheit; denn thäte er es nicht, so würdest Du ihm ja widersprechen?“

Nach vier oder fünf Monaten ihrer Ehe fühlte Frau Des Arcis sich guter Hoffnung. Hinter dem Garten des Hauses führte ein schattiger Wiesenpfad zu einer bemooseten Anhöhe, auf welcher man das ganze kleine Besitzthum unseres glücklichen Paares überschauen konnte. Dorthin lustwandelten oft die Ehegatten. Als sie eines Abends oben auf dem Rasen saßen, faßte Cäcilie des Onkels Tischrede wieder mit den Worten auf: „Neulich widersprachst Du dem guten Onkel Gontard nicht, lieber

Adolph? Dennoch meyn' ich, er hatte nicht so ganz und gar Recht. Fühlst Du Dich wirklich vollkommen glücklich, lieber Mann?"

„So glücklich als ein Mensch auf dieser wandelbaren Welt es seyn kann," antwortete der Chevalier. „Ich wüßte wahrlich nicht, was zur Stunde an meinem Glücke fehlte."

„So bin ich ungleich lüsterner als Du," versetzte die Gattin; „denn leicht könnte ich Dir ein Etwas nennen, dessen wir ermangeln und dessen wir durchaus benöthigt sind."

Des Arcis meynte es sey von irgend einer Kleinigkeit die Rede, und daß Cäcilie einen Umweg einschlüge, um ihm eine kleine weibliche Grille einzugestehen. Scherzend rieth er hin und her, jedoch bei jeder seiner Andeutungen lachte Cäcilie nur noch neckischer. Mittlerweile war man aufgestanden und schritt den Hügel hinab. Der Chevalier, den der abschüssige Weg dazu einlud, verdoppelte seine Schritte und zog sein Weibchen rasch mit sich fort. Diese aber stand plötzlich still, stützte sich auf ihres Mannes Schulter und flüsterte holdlächelnd ihm zu: „Hab' Acht, lieber Adolph, hab' Acht! Laß mich nicht so schnell gehen. Weit weg suchtest Du das was zu unserem Glücke fehlt, und es ist uns in diesem Augenblicke, da ich dicht neben Dir stehe, so nahe, als es für jetzt nur seyn kann!"

Von diesem Abend an berührten fast alle Gespräche Adolph's und Cäcilien's vorzugsweise nur den einen Gegenstand. Die Ehegatten sprachen nur von ihrem zu hoffenden Kinde, von der Sorgfalt, die sie demselben schenken, von der Art und Weise wie sie es erziehen

wollten. Im voraus wurden die lieblichsten Pläne für dessen Zukunft entworfen. Des Arcis verzweifachte seine Liebe und Aufmerksamkeit gegen seine Gattin — Cäcilie durchwandelte ihre Tage wie umringt vom Rosenschimmer der süßesten Hoffnungen.

Ein Mädchen, schön wie das junge Morgenlicht, entwand sich dem Schooße der Gattin — Camilla war der Name, den man der Kleinen gab. Gegen den damals in den höheren Volksständen üblichen Gebrauch, ja, selbst gegen den Rath des wackeren Hausarztes bestand Cäcilie darauf, ihr Töchterchen selbst zu nähren. Ihr mütterlicher Stolz fühlte sich durch die Schönheit und Lieblichkeit ihres Kindes so geschmeichelt, daß es ihr unmöglich war, sich von diesem auch nur für Minuten zu trennen. Aber auch wohl nur selten hatte man ein Neugebornes gesehen, das so hübsch, so regelmäßig, so ausdrucksvoll von Gesichtszügen war; besonders lieblich sah das Kind aus, wenn es seine Augen dem Lichte öffnete — ein innig zu Aller Herzen sprechender Glanz entstrahlte denselben. Cäcilie, die eine klösterliche Erziehung genossen hatte, war fromm; der erste Schritt, den sie that, nachdem sie sich wieder von ihrem Lager erhob, war der zur Kirche, um den Geber alles Guten ihr brünstiges Dankgebet darzubringen.

Im Verlaufe der Zeit entwickelte die kleine Camilla in eben dem Maße ihre Kräfte, in welchem sie heranwuchs; zu gleicher Zeit aber mußte es an ihr Wunder nehmen, daß sie in einer sonderbaren Regungslosigkeit verharrte. Auf kein Geräusch schien sie zu achten; unempfindlich schien sie gegen die tausendfachen Zuredungen zu seyn, welche von Müttern an deren Säuglinge ge-

richtet zu werden pflegen. Sang man an der Wiege Camillens, so lag die Kleine mit offenen Augen da, starrte in den Schein der Lampe und schien nichts zu hören. Der Chevalier war der Erste, der diese unglückschwangeren Andeutungen wahrnahm und das Elend erkannte, zu welchem sein Töchterchen lebenslänglich verdammt war. Cäcilie dagegen strebte, wiewohl vergebens, sich hierüber zu täuschen und durch alle nur erdenkliche Mittel die Furcht ihres Gatten von sich abzuwehren. Des herbeigerufenen Arztes Untersuchung war weder langwierig noch schwierig, und deutlich ward erkannt, daß die beklagenswerthe Camilla des Arcis des Gehöres und demzufolge auch der Sprache entbehrte.

Der erste Gedanke den die betrübte Mutter nach dieser Erkenntniß fassen konnte, war der, der sie zu der Angstfrage veranlaßte, ob das Uebel nicht zu heilen wäre. Die Antwort lautete, daß es Beispiele von Heilung durch das eigene Wirken der Natur gegeben hätte. So hoffte Cäcilie ein ganzes Jahr lang; jedoch, ach! alle Nachhülfe, die man der Natur zu bieten bemüht war, wies sich endlich als gänzlich erfolglos aus.

Zur Vergrößerung dieses Leidens wirkte der trübselige Umstand, daß um jene Zeit neben mehreren Vorurtheilen auch ein beklagenswerthes Vorurtheil gegen diejenigen armen Geschöpfe herrschte, die man in unserer Sprache Taubstumme nennt. Freilich hatten edle Geister, ausgezeichnete Gelehrte, und selbst Männer, die ohne erhebliche Kenntnisse, nur von innigem Mitleidsgefühle dazu angeregt worden waren, schon seit längerer Zeit

gegen diese Barbarei im Volke geeifert; freilich war — auffallend genug — ein spanischer Mönch, im sechszehnten Jahrhunderte, der Erste gewesen, der das damals für unmöglich Gehaltene, sich als möglich gedacht und demnach Versuche angestellt hatte, die Taubstummen zu belehren, so daß sie ohne Worte sich verständlich machen und Andere verstehen mögten; dieses Mönches Beispiele war man zu wiederholten Malen in Italien, England und Frankreich gefolgt; ein Bonnet, Wallis, Van Helmont u. A. hatten wichtige Werke über diese Versuche herausgegeben; jedoch bei ihnen Allen war ungleich erfreulicher die Absicht als erfolgreich die Wirkung gewesen, und so wurden denn zur Zeit unserer Erzählung aller Orten, selbst in Hauptstädten, im Schooße der fortgeschrittenen Civilisation, die Taubstummen als eine Art von abgesonderten, gleichsam mit dem Abzeichen des Zornes Gottes zur Welt gekommenen Wesen angesehen. Da man sie der Sprache beraubt sah, sprach man ihnen auch die Denkkraft ab. Für die Begüterten unter diesen Unglücklichen bot das Kloster sich als Zufluchtort; waren sie arm, so blieben sie dem Elende hingegeben, denn sie flößten mehr Grauen und Abscheu als Mitleid ein.

Der Chevalier versank nach und nach in die tiefste Bekümmerniß. Den größten Theil des Tages brachte er allein, eingeschlossen in seinem Zimmer, oder im benachbarten Gehölz umherstreifend zu. Im Beiseyn seiner Gattin bemühete er sich, dieser ein ruhiges Gesicht zu zeigen, versuchte auch wohl, wenn gleich vergebens, die tiefgebeugte Mutter zu trösten. Ach! ein selbstbereitetes Leiden kann Thränen vergießen lassen, wenn es auch zu späte und unnütze Thränen sind; allein ein

unverschuldetes Unglück lastet um so schwerer, eben weil es im Menschen nicht selten die Frömmigkeit herabstimmt, ja wohl gar ihn entmuthigt.

Die beiden Ehegatten, die geschaffen zu seyn schienen einander zu lieben, die wirklich einander herzlich liebten, fingen dennoch an, einander mit Schmerz anzublicken und selbst an denjenigen Oertern einander auszuweichen, wo sie mitsammen die zärtlichsten, die heiligsten Stunden ihrer Ehe zugebracht hatten.

Dieser Riß zwischen Mann und Weib, der schrecklicher als irgend eine vollkommene Ehescheidung und grausamer als ein langsames Hinsterben war, vergrößerte sich noch dadurch, daß die Mutter, gleichsam dem sie betroffenen Unglücke zum Trotz, ihr Kind leidenschaftlich liebte, während der Vater, so sehr Güte und Geduld in ihm sich dagegen sträubten, nicht Herr über den Widerwillen werden konnte, den der auf sein Kind gefallene Fluch des Himmels in ihm gegen dasselbe erweckt hatte. Wie rang der Chevalier unter dieser seiner Bürde! „Kann ich denn wirklich mein eigenes Kind hassen?“ fragte er sich oft selbst auf seinen einsamen Wanderungen: „Ist es meiner armen Camilla Schuld, wenn der Zorn Gottes sie getroffen hat? Sollte ich nicht eben deshalb sie nur beklagen, nicht eben deshalb nur trachten mein Weib zu trösten, meiner Cäcilie mein Herzweh zu verbergen und um so zärtlicher über meine Camilla zu wachen? — Welch einer traurigen Zukunft ist meine Tochter dahingegeben, wenn ich, ihr Vater, sie verlasse! Was wird aus der Aermsten werden? Der Himmel gab sie mir, so wie sie ist; mir kommt es zu, mich in des Himmels Willen geduldig und gottergeben zu fügen. Wer wird

für Camilla sorgen? wer sie erziehen? wer sie beschützen? Hat sie auf der Welt doch Niemanden, als ihre Mutter und mich! Einen Gatten wird sie niemals finden; niemals wird sie einen Bruder oder eine Schwester haben. Will ich nicht mir selber ein Herzloser heißen, so muß ich mein ganzes Leben daransetzen, meinem Kinde in seinem Unglücke beizustehen.“

Allerdings dachte so der Chevalier, und kehrte dann in seine Wohnung mit dem vesten Vorsatze zurück, seine Pflichten als Gatte und Vater streng zu erfüllen. Fand er dann sein Töchterchen in den Armen der Mutter, so kniete er oder setzte sich neben diese, faßte seines Weibes Hand und versuchte der Tröstungworte viele; er wollte dann von einem berühmten Arzte gehört haben — wollte diesen kommen lassen — es wäre noch nicht Alles als völlig entschieden anzusehen — es hätte doch wundersame Heilungbeispiele der Art gegeben. Dabei nahm er dann wohl die Kleine aus der Mutter Arme in die seinigen, liebkoſete dem Kinde — allein nur allzuschnell ergriffen ihn jedesmal wider seinen Willen die fürchterlichsten Gedanken. Der Hinblick auf das entsetzliche Schweigen Camillens — auf dies unvollendete Geschöpf — auf die verschlossenen Sinnenwerkzeuge desselben — auf die Verwerfung, auf den Widerwillen, auf das Mitleid, auf die Verachtung der Welt erschütterte ihn bis zu Krämpfen; sein Gesicht erbleichte, sein ganzer Körper zitterte — er gab der Mutter das Kind zurück, und wendete sich ab, um ihr seine gewaltsam hervorstürzenden Thränen zu verbergen.

In solchen Augenblicken hielt Cäcilie des Arcis ihre Tochter mit einer Art von verzweiflungvoller Zärtlichkeit

und mit jenem Blicke mütterlicher Liebe umfaßt, der der gewaltigste und stolzeste aller Blicke ist. Keine Klage ließ sie dabei hören; wohl aber zog sie sich in ihre Kammer zurück, legte dort ihre Camilla auf ihr Lager und betrachtete stundenlang ihren Liebling eben so stumm, als dieser sprachlos war.

Diese düstere und leidenschaftliche Aufregung der Mutter ward endlich so herrschend, daß Cäcilie des Arcis oft Tage lang hindurch kein Wort redete, auch wenn man noch so sehnlich bittend sie dazu aufforderte. Es schien als wollte sie an sich selbst erproben, was es denn eigentlich mit der Geistesnacht auf sich hätte, in der sie ihr Töchterchen leben sehen mußte.

Sie sprach durch Zeichen mit dem Kinde und war die Einzige, die sich demselben verständlich machen konnte. Die übrigen Hausgenossen, der Chevalier nicht ausgenommen, schienen der kleinen Camilla völlig fremd zu seyn. Cäciliens Mutter, eine Frau von ziemlich beschränktem Verstande, kam jetzt selten nach Chardonneur, — so hieß des Chevaliers Landsitz — und wenn sie kam, ließ sie nur Jammergeschrei über das Unglück lautwerden, das ihren Eidam und ihre arme Tochter betroffen hatte; so daß sie bei solcher Gelegenheit eines Tages fast im Tone des Zornes ausrief: „Besser würde es für Camilla gewesen seyn, wenn sie nimmer geboren worden wäre!“ Herzzerschneidend aber war die Entgegnung Cäciliens hierauf: „Mutter, Mutter! was würden Sie demnach wohl mit mir angefangen haben, wenn ich so wie mein armes Kind zur Welt gekommen wäre?“

Onkel Gontard, der schlichte, aber keineswegs einsichtlose Handwerksmann, sah es als kein so großes

Unglück an, daß ſein Nichtchen ſtumm war. „Hatte ich doch,“ bemerkte er, „ein ſo ſchwatzhaftes Weib, daß nichts auf der Welt mir jemals ſchrecklicher wird ſeyn können, als unbezwingbare Redewuth. Die Kleine da wird zuverläſſig nimmer ein unbeſonnenes Wort hervorbringen, ſo wie ſie auch nimmer ein ſolches Wort wird hören können; viel, ſehr viel Unheil in dieſer Welt wird ihr alſo lebenslänglich unbekannt bleiben; ſie wird nicht zänkiſch, nicht auffahrend ſeyn können, wie, Gott ſey's noch geklagt! meine Selige es faſt ohne Aufhören war. Unſer Millchen wird nicht laut träumen, wird verſchwiegen ſeyn und dabei klar ſehen, denn taube Menſchen pflegen ſcharf von Sehkraft zu ſeyn. Mit ihrem Rechnungweſen wird ſie ſchon fertig werden, auch wenn ſie es nur an ihren Fingern abzuzählen vermag, und wird, ſobald ſie Geld hat, richtig bezahlen, ohne dabei die Leute zu ſchinden, wie Bauherren es gern an den für ſie arbeitenden Gewerbsleuten thun. Sie wird aus ſich ſelbſt heraus all' das Gute erlernen, was man gemeinhin nur mit großer Mühe in den Menſchen hineinlehrt, und jedenfalls werden ihre Werke beſſer und mehr werth ſeyn als ihre Worte. Hat ſie nur das Herz an der rechten Stelle, ſo wird man das ſchon an ihr wahrnehmen, ohne daß ſie erſt Honig auf ihre Zungenſpitze legt. Freilich wird ſie in Geſellſchaft nicht lachen, aber ſie wird dagegen auch das Gewäſch ſolcher Geſellſchaft nicht hören. Sie wird hübſch ſeyn, wird Geiſt beſitzen, und doch kein Geſchrei von ſich erheben. Wahrhaftig! wär' ich jung und wäre ſie ſchon heirathfähig, ich nähme ſie zum Weibe. Jetzt, da ich alt bin, und ſie noch ein Kind iſt — bei'm Himmel! wenn ſie Euch zuwider ſeyn

sollte, so gebt sie mir, dem Kinderlosen, und ich nehme sie zu mir, und will ihr, so lange ich lebe, ein zärtlicher Vater seyn.“

Wenn Onkel Gontard dergleichen erbauliche Reden führte, sah man die Aeltern Camillens für ein Weilchen erheitert; sie konnten sich nicht enthalten, über die zwar rauhe, aber wahrlich achtungwürdige Gutherzigkeit des Alten zu lächeln. Jedoch das Uebel war da, war unheilbar da, und alle übrige Familienglieder blickten mit Schrecken, oder mit Widerwillen, oder mit einem kalten, nichtssagenden Mitleiden auf das arme Geschöpf, das von der Wissenschaft wie ein unvollendetes, von dem Vorurtheile und dem Aberglauben wie ein von Gott gezeichnetes Wesen betrachtet ward. Mutter Cäcilie aber saß dann fern dem Kreise, ihren Säugling an ihrer Brust, aus welcher dieser noch einige nährende Tropfen gewann; und wäre ein Rafael in der Familie gewesen, so würde „**La Madonna della seggiolla**“ sich einer Schwester rühmen können. Cäcilien aber fiel ein solcher Gedanke nicht ein, und eben deshalb war sie in solchen Augenblicken nur um so schöner.

Das kleine Mädchen wuchs heran; die Natur vollführte, zwar auf betrübende Weise, aber getreulich, ihr Werk. Camilla hatte keine anderen Dienerinnen ihrer Seele, als ihre Augen; ihre ersten Geberden wendeten sich, wie ihre ersten Blicke es gethan hatten, dem Lichte zu; auch der matteste Sonnenstrahl erweckte ersichtlich in ihr ein freudiges Entzücken.

Als sie anfing allein zu stehen und zu gehen, ließ eine auffallende Neubegier sie alle sie umringenden Gegenstände betrachten und betasten, und zwar that sie dies mit einer mit Furcht und Vergnügen gemischten Zartheit, die theils auf kindische Lebhaftigkeit, theils auf mädchenhafte Scheu schließen ließ. Sobald sie einen ihr neuen Gegenstand erblickte, war ihre erste Bewegung die, demselben entgegenzulaufen, als ob sie ihn erfassen und sich seiner bemächtigen wollte; fast jedesmal aber hielt sie halben Weges inne und blickte auf ihre Mutter, als fragte sie diese um Rath. Sie glich alsdann dem Hermelin, das, wie man sagt, auf dem Wege den es einschlagen will plötzlich stillsteht oder umkehrt, sobald es spürt, daß es sein lichtweißes Fell irgendwie beschmutzen könnte.

Einige Nachbarskinder pflegten dann und wann mit Camilla im Garten zu spielen, und seltsam anzusehen war die Art und Weise wie die Taubstumme die Sprechenden betrachtete. Einige jener Kinder, die ungefähr gleichen Alters mit Camilla waren, versuchten dann und wann einige von ihren Wärterinnen ihnen vorgesprochenen Worte nachzulallen; und bei solchen Gelegenheiten sah denn unsere kleine Taubstumme wohl, wie ihre Gespielinnen den Mund öffneten und ihre Lippen regten, daß jedoch vernehmbare Laute die Folge solcher Bewegungen waren, konnte natürlich der Aermsten nicht in den Sinn kommen. Oft, und gleichsam um zu verstehen zu geben, daß sie irgend Etwas, nämlich die Lippenbewegungen, aufgefaßt hätte, streckte sie den Andern die Arme entgegen; allein jedesmal wichen die Gespielinnen wie erschreckt vor diesem anderweitigen Ausdruck ihres eigenen Gedankens zurück.

Cäcilie des Arcis wich faſt keinen Augenblick von ihrem Kinde. Sie beobachtete mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auch die geringſte Geberde, die leiſeſten Lebenszeichen desſelben. Hätte ſie es ahnen können, daß der berühmte Taubſtummenlehrer, der Abbé de l'Epée bald auftreten würde, um Licht in die Welt der Finſterniß zu tragen, wie groß würde dann ihre Freude geweſen ſeyn! Allein Cäcilie vermogte nicht, auch nur im mindeſten einem ſchauerlichen Uebel entgegenzuwirken, das in ſpäteren Jahren durch den Muth und die Frömmigkeit eines berühmtgewordenen Mannes wenn nicht gänzlich vernichtet, doch auf eine kaum zu beſchreibende Weiſe gemildert werden ſollte. Seltſam genug bleibt es immer für den Pſychologen, daß ein Prieſter mehr als eine Mutter in dies Geheimniß der Natur zu bringen wußte, und daß demnach der unterſcheidende Verſtand Das leiſtete, was ein leidendes Herz nicht zu bewirken vermogte.

Als Camillens kleine Freundinnen das Alter erreicht hatten, den erſten Unterricht einer Erzieherin zu erhalten, begann unſere arme Kleine große Betrübniß darüber zu äußern, daß für ſie nicht das Nämliche geſchah. Bei einem der Nachbarn prägte dem Kinde des Hauſes unter ſehr harter Behandlung eine engländiſche Gouvernante das Syllabiren ein. Camilla wohnte den Lehrſtunden bei, ſah mit Erſtaunen ihre kleine Geſpielin an, folgte mit den Augen den Anſtrengungen derſelben, als wollte ſie gleichſam ihr helfen, und weinte mit der Lernenden, wenn dieſe geſcholten ward. Die Clavierſtunden waren die Erzeugerinnen einer für ſie noch größeren Peinlichkeit als für die Elevin. Vor'm Piano ſtehend, fuhr ſie mit ihren Fingerchen über die Taſten hin und ließ dabei

ihre großen, dunkeln, schönen Augen an der Gouvernante haften, als ob sie fragen wollte, was denn mit diesen Fingerbewegungen auf dem Dinge da eigentlich bewirkt würde.

Der Eindruck, den Personen und andere Gegenstände auf die übrigen Kinder machten, schien unsere Kleine nicht zu überraschen. Gleich Jenen beobachtete auch sie die Dinge und erinnerte sich derselben; allein wenn sie nun sah, wie die Anderen auf eben solche Gegenstände mit den Fingern deuteten und dann untereinander jene Lippenbewegungen zeigten, die ihr so gänzlich unerklärbar waren, dann begann Camillens Bekümmerniß; dann zog sie sich in einen Winkel zurück, und zeichnete daselbst in den Sand mit einem Steine oder einem Stückchen Holz irgend einen der Buchstaben, mit denen man ihre Gespielin beschäftigt hatte, und betrachtete aufmerksam das fast maschinenmäßig entworfene Bild.

Das Abendgebet, welches der Nachbar regelmäßig seine Kinder abhalten ließ, war für Camilla ein unauflösliches Räthsel. Freilich kniete sie mit den übrigen Kindern und faltete wie diese ihre Händchen, aber sie wußte nicht warum. Der Chevalier wollte hierin eine Entweihung wahrgenommen wissen.

„Schafft die Kleine fort," sagte er; „verschont mich mit dieser Nachäfferin."

„Ich nehme es auf mich, Gottes Vergebung dafür zu erflehen," entgegnete hierauf eines Abends die Mutter Camillens.

Die kleine Taubstumme ließ frühzeitig an sich Spuren jener seltsamen Fähigkeit wahrnehmen, an die vest von den Schottländern geglaubt wird, die man das zweite

Gesichtsvermögen oder die Gabe nennt, Geister oder entfernte Gegenstände während eines Zustandes der Verzückung zu sehen *), – die von den Anhängern des Magnetismus zugestanden und von den Aerzten meistentheils in die Reihe der Krankheiten gestellt wird. Camilla spürte diejenigen die sie liebhatte zu sich kommen, ehe sie sie noch sah, und ging denselben oft entgegen, ohne daß deren Kommen ihr irgendwie angezeigt worden wäre.

Nicht nur näherten sich ihr die anderen Kinder mit einer gewissen Furcht, sondern vermieden sie bisweilen mit einer Miene der Geringschätzung; ja es geschah wohl sogar, daß eines derselben in jener Mitleidlosigkeit, über die Lafontaine spricht, vor die arme Camilla trat, ihr starr in's Gesicht sah und zu ihr redete und dann lachend sie aufforderte eine Antwort zu geben. Jene kleinen Rundtänze der Kinder, die wohl so lange sich wiederholen werden, als es Kinder giebt, betrachtete Camilla, die schon zum Mädchen heranwuchs, auf Spaziergängen, und wiegte dann, abgesondert an einen Baum oder eine Bank gelehnt, wohl ihr niedliches Köpfchen nach dem Tacte, den die Füßchen der Tanzenden stampften, hin und her, wagte es aber nimmer sich der Gruppe zu nähern, sondern saß oder stand da in einer Traurigkeit und einer Lieblichkeit die das innigste Mitgefühl in Anspruch nahmen.

Hang zur Koketterie pflegt sich bei dem weiblichen Geschlechte frühzeitig kundzugeben; Camilla ließ davon keine Spur an sich wahrnehmen. „Sonderbar bleibt es

*) Engländisch 'second-sight', schottländisch 'twasauld-sicht' genannt.

bei alldem,“ sagte der Chevalier, „daß ein heranwachsendes Mädchen keinen Sinn für einen neuen Hut hat!“ Camillens Mutter aber lächelte wehmüthig bei solcher Aeußerung, sagte: „Sie ist dennoch hübsch“ und schob ihre Tochter ein wenig zur Seite, damit diese vor ihrem Vater hin und her schritte, und so besser ihren Wuchs wahrnehmen ließe, der sich bereits herausbildete und den Reiz ihres noch immer kindischen Ganges um so mehr erhöhete.

Je mehr Camilla heranwuchs, desto lebhafter fühlte sie — nicht für die Religion, denn die kannte sie nicht; wohl aber fühlte sie für die Kirchen, welche sie sah. Vielleicht ward sie von jenem unbezwinglichen Herzenstriebe beseelt, der ein zehnjähriges Kind den Vorsatz fassen und bewahren läßt, sich dereinst in ein Klostergewand zu hüllen, die Armen und Leidenden aufzusuchen und sein Leben der Tröstung und dem Beistande derselben zu widmen. Es werden viele Gleichgültige und selbst Philosophen sterben, ehe Einer von ihnen eine derartige Phantasie erklärt; daß jedoch solche Phantasie vorhanden ist, bleibt gewiß.

„Als ich ein Kind war, sah ich nicht Gott; wohl aber sah ich den Himmel,“ ist zuverlässig eine erhabene Aeußerung, die, wie man weiß, von einem Taubstummen niedergeschrieben ward. Freilich war Camilla von der Idee dieser Aeußerung weit entfernt; dennoch zeigte es sich ersichtlich an ihr, daß eine Kirche, die Bilder, der Priester, die Chorknaben, der duftende Weihrauch in derselben miteinander einen wundersamen Eindruck auf sie machten, so daß sie wie andachtvoll den Blick erhob. Und wird nur des Menschen Blick wirklich andachtvoll

erhoben, sollte es da nicht gleichviel seyn, durch welches Mittel, durch welchen Eindruck, durch welche Regung es geschieht?

„Sie ist doch hübsch; meine Frau hat Recht!“ sagte der Chevalier zu sich selbst. Und Camilla war wirklich hübsch. Das vollkommene Langrund ihres regelmäßigen Gesichtes, die Reinheit und der Adel ihrer Mienen erglänzten so zu sagen als der Spiegel eines guten Herzens. Camilla war klein und zart von Körper, nicht bleich, aber blendend weiß, mit langem, schwarzen Haar und lebhaft und rührig, wie ihr Temperament es ihr zu seyn angab; wiewohl sie sich oft traurig, jedoch sanft und ungezwungen traurig gab. Alle ihre Bewegungen waren anmuthig; ihre kleinen Pantomimen zeugten von Geist, ja manchmal von Energie. Dabei war sie auffallend sinnreich sich verständlich zu machen, stets bemüht Andere zu verstehen, und jederzeit folgsam, sobald man sich ihr zu solchem Zwecke verständlich gemacht hatte. Wie Cäcilie, betrachtete auch der Chevalier die Tochter zuweilen ohne zu reden. So viele Anmuth und Lieblichkeit mit so großem Leiden und Grausen verknüpft, ergriffen ihn dann lebhaft; mit einer Art von schwermüthigem Entzücken umfaßte er oft die arme Camilla, indem er laut ausrief: „Herr des Himmels, warum dieses Weh über mich? Ich bin doch kein Böswicht!“

Im Hintergrunde des Gartens befand sich ein Lustwäldchen, in welchem der Chevalier nach dem Frühstück spazieren zu gehen pflegte. Aus ihrem Kammerfenster

ſah Cäcilie des Arcis ihren Gatten hinter der Hecke luſtwandeln, wagte jedoch nicht ihm dorthin nachzugehen. Mit bitterem Schmerze betrachtete ſie den Mann, der ihr mehr ein Geliebter als ein Gatte geweſen war, von dem ſie niemals einen Vorwurf gehört, dem einen Vorwurf zu machen ſie niemals Urſache gehabt hatte, und der dennoch jetzt nicht mehr den Muth beſaß ſie zu lieben, blos — weil ſie Mutter eines taubſtummen Kindes war.

Eines Morgens wagte ſie es jedoch; in ihrer Frühkleidung, ſchön wie ein Engel, aber klopfenden Herzens, ging ſie hinunter zu ihrem Manne. Es betraf einen Kinderball, der bei einem Gutsbeſitzer in der Nachbarſchaft gegeben werden ſollte. Frau des Arcis wollte ihre Tochter auf jenen Ball führen, wollte die Wirkung beobachten, welche die Schönheit ihres Kindes auf die Gäſte und ihren Gatten hervorbringen würde. Cäcilie hatte ganze Nächte hindurch darüber nachgeſonnen, wie ſie ihren Liebling kleiden und ſchmücken wollte, hatte auf dies Vorhaben die ſüßeſten Hoffnungen gegründet. „Mein Adolph,“ hatte ſie mehrere Male zu ſich ſelbſt geſagt — „mein Adolph ſoll doch Einmal ſtolz, die Welt ſoll doch Einmal neidiſch auf die arme Kleine werden! Camillchen wird zwar nicht ſprechen, aber ſie wird dennoch die Schönſte auf dem Balle ſeyn.“

Sobald der Chevalier ſeine Frau durch den Garten kommen ſah, ſchritt er ihr entgegen, und küßte ihr die Hand mit jener Artigkeit, die ihm noch vom Hofe her inwohnte und von der er, ungeachtet ſeiner an das Spießbürgerliche ſtreifenden Gutmüthigkeit, niemals abließ. Man wechſelte einige unerhebliche Worte, dann ſchlenderte man nebeneinander durch den Park.

Cäcilie ſann darüber nach, wie ſie ihrem Manne den Antrag machen wollte ihre Tochter auf den Ball zu führen, und ſo ihn zu bewegen von dem Entſchluſſe abzuſtehen, bei dem er ſeit Camillens Geburt beharrt hatte; dem Entſchluſſe nämlich, keine Geſellſchaft mehr zu beſuchen. Der Gedanke ſchon, ſein Unglück den Blicken der Gleichgültigen oder Uebelwollenden bloßzuſtellen, war dem Chevalier unerträglich, und er hatte hierüber längſt ſeine unumſtößliche Willensmeynung abgegeben. Cäcilie mußte alſo einen Umweg ſuchen, irgend einen Vorwand finden, nicht nur um ihren Vorſatz auszuführen, ſondern auch um von demſelben zu reden.

Mittlerweile ſchien der Chevalier ſeinerſeits tief nachzudenken; nichtsdeſtoweniger brach er zuerſt das Schweigen. Durch ein Ergebniß, das ſich mit einem ſeiner Verwandten zugetragen hätte, ſagte er zu ſeiner Frau, wären in ſeiner Familie verwickelte Geldangelegenheiten entſtanden, ſo daß ihm obläge, die in der Sache beauftragten Perſonen zu überwachen, weil ſonſt ſein eigenes und folglich auch ſeiner Gattin Intereſſe Gefahr liefen, aus Mangel an Fürſorge geſchädigt zu werden; kurz, er kündigte ſeiner Frau an, daß er ſich genöthigt ſähe eine hurtige Reiſe nach Holland zu machen, um ſich mit ſeinem Wechſeler zu verſtändigen, und daß er demnach beabſichtigte, ſich am folgenden Morgen auf den Weg zu machen.

Frau Des Arcis ſah nur allzu klar den Beweggrund zu dieſer Reiſe ein. Der Chevalier wollte nichts weniger als ſich von ſeiner Gattin trennen; allein wider ſeinen Willen fühlte er das unwiderſtehliche Bedürfniß, ſich für einige Zeit gänzlich zu iſoliren, um vielleicht beruhigt zurückzukehren.

Cäcilie war hierüber anfänglich so verwundert, daß sie nur durch abgenutzte Redensarten antwortete, wie man deren immer vorräthig hat, wenn man seine eigentlichen Gedanken nicht aussprechen darf; sie fand diese Reise sehr nothwendig; der Chevalier hätte ganz Recht; sie sah die Wichtigkeit der Sache ein; sie hatte nicht das Mindeste dagegen. Während sie sprach, wollte ihr das Herz von Weh zerspringen; sie äußerte, ermüdet zu seyn und setzte sich auf eine Bank, wo sie, in tiefes Nachdenken versunken, starren Blickes, mit herabhangenden Händen sitzen blieb.

Cäcilie Des Arcis hatte von jeher weder große Freude, noch großes Vergnügen gekannt. Ohne eine Frau von hohem Geiste zu seyn, empfand sie doch ziemlich stark, und hatte als Mädchen im Kreise der Ihrigen ein sehr einförmiges Stillleben geführt. Ihre Heirath war für sie ein gänzlich unvorhergesehenes, völlig neues Glück gewesen; das stets sich gleich gebliebene Gewölk ihrer Tage war durch ihre Heirath wie von einem Blitze durchzuckt worden; jetzt brach die Nacht über die Aermste herein.

Lange Zeit saß Cäcilie so da. Der Chevalier wendete den Blick ab, und schien ungeduldig Rückkehr in das Haus zu wünschen. Er stand auf und setzte sich wieder, um abermals aufzustehen; endlich erhob sich auch die Gattin, nahm den Arm ihres Gemahls und Beide gingen in's Haus.

Um die Mittagsstunde ließ Cäcilie melden, sie fühle sich unwohl und würde nicht zum Essen kommen. In ihrem Zimmer befand sich ein Betschemel, auf welchem sie bis gegen Abend knieend blieb. Ihre Kammerfrau

trat mehrere Male zu ihr herein, denn der Chevalier hatte geheimen Befehl ertheilt, auf seine Gattin Acht zu geben; Cäcilie aber antwortete nicht auf das was man zu ihr sagte. Gegen acht Uhr Abends klingelte sie, befahl, ihr die für Camilla besorgten neuen Gewänder zu bringen, das Pferd vor den Wagen zu spannen, ihrem Gemahl zu sagen, daß sie auf den Ball ginge, und daß sie ihn bitten ließe, sie dahin zu begleiten.

Camilla, die den leichten und schlanken Wuchs eines dem Alter der Jungfrau sich nähernden Kindes wies, ward jetzt von ihrer Mutter mit einem einfachen aber geschmackvollen Gewande geschmückt. Ein Kleid von weißem gestickten Musselin, seidene Strümpfe, weiße Atlaßschuhe, ein Korallenhalsband, eine Blumenkrone im Haar bildeten den Anzug der Kleinen, die selbstgefällig sich betrachtete und freudevoll umhersprang. Die Mutter, in einem Sammetkleide, wie eine Dame die nicht mitzutanzen gedenkt, führte ihre Tochter vor den Stehspiegel und umarmte sie zu mehreren Malen, indem sie ausrief: „Du bist schön, Camilla, ja, Du bist schön!“ Da trat der Chevalier herein. Ohne irgend eine Aufregung an sich wahrnehmen zu lassen, fragte Cäcilie den Diener, ob angespannt wäre, und ihren Mann, ob er mitfahren würde. Des Arcis reichte seiner Gattin die Hand, und man fuhr hinüber zum Nachbar.

Hier sah man Camilla zum Erstenmale. Man hatte viel von ihr reden hören. Sobald das Mädchen erschien, hafteten alle Blicke der Neubegier an ihr. Man hätte erwarten mögen, Frau Des Arcis würde Unruhe oder gar Verlegenheit zeigen; damit war es

aber nichts. Nach ſtattgefundenen herkömmlichen Begrüßungen ſetzte Cäcilie ſich mit der ruhigſten Miene, und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß Aller Blicke mit einer Art von Verwunderung oder erheuchelten Mitleidens an ihrer Tochter hingen.

Camilla fand hier einige ihrer früheren Geſpielinnen wieder; ſie lief bald zu der einen, bald zu der anderen, als ob man ſich im Garten befände; von Allen aber ward ſie mit Zurückhaltung und Kälte aufgenommen. Der Chevalier, der entfernt ſtand, litt erſichtlich. Seine Freunde traten zu ihm und prieſen die Schönheit ſeiner Tochter; ihm fremde oder völlig unbekannte Perſonen redeten ihn in der Abſicht an, ihm etwas Artiges zu ſagen. Er fühlte daß man ihn tröſten wollte, und dies war durchaus nicht nach ſeinem Sinne. Indeſſen ward ihm allgemach eine Herzensfreude durch einen Blick über den man ſich ſelten oder niemals täuſchen kann — durch einen gemeinſamen Blick aller Anweſenden. Camilla hatte durch Geberden zu faſt Allen geſprochen und ſtand nun zwiſchen den Knieen ihrer Mutter. Man hatte ſie hin und her gehen ſehen, man erwartete von ihr etwas Seltenes, oder doch wenigſtens etwas Beſonderes; ſie hatte nichts gethan, als den Leuten mittelſt einer tiefen Verbeugung einen guten Abend zu wünſchen, dieſer oder jener ihrer Geſpielinnen die Hand zu bieten und den Müttern derſelben ein Kußhändchen zuzuwinken, welches Alles eingelernt ſeyn mogte, jedoch mit Anmuth und Naivetät vollführt ward. Als ſie nun ſich ruhig an ihren Ort begeben hatte, hing Aller Blick der Bewunderung an ihr, und dieſer Blick war es, der des Chevaliers Wallung ſänftigte. In der That konnte nichts

schöner seyn, als die Hülle, in welcher eine Seele Hinderniß fand sich zu entwickeln. Camillens Wuchs, ihr langes, lockiges Haar, und besonders ihre unbeschreiblich seelenvoll strahlenden Augen überraschten Alle. Dabei bemüheten sich ihre Blicke Alles zu errathen, ihre Geberden Alles zu sagen; ihre sinnende und schwermüthige Miene verlieh ihren geringsten Bewegungen, ihrem kindlichen Gang und ihren Stellungen ein gewisses Ansehen von Erhabenheit — der Maler oder der Bildhauer würde davon überrascht worden seyn. Man näherte sich der Frau Des Arcis, man umringte sie, man richtete durch Geberden tausend Fragen an Camilla; dem Erstaunen und dem Widerwillen folgten ein aufrichtiges Wohlwollen, eine freimüthige Theilnahme. Jenes Uebertreiben, das sich jederzeit einstellt, wenn Nachbar dem Nachbar nachspricht, um Eins und Dasselbe mit ihm zu sagen, verfehlte nicht auch hier lautzuwerden. Man hatte nie ein so liebliches Kind gesehen; diesem Kinde glich nichts; nichts war so schön als dieses Kind; kurz, Camillen ward ein vollständiger Triumph zu Theil, von welchem auch nur das Mindeste zu begreifen, ihr leider gänzlich unmöglich war.

Frau Des Arcis aber begriff diesen Triumph. Stets ruhigen äußeren Wesens fühlte sie in dieser Stunde ein Herzklopfen, welches ihr wohl gebührte; das reinste, das beseligendste Herzklopfen, welches sie in ihrem ganzen Leben gehabt hatte; und durch das Lächeln, das sie mit ihrem Gatten wechselte, wurden viele von ihr vergossene Thränen reichlich aufgewogen.

Eine der jungen Mädchen setzte sich nun an das Piano und spielte einen Tanz. Die Kinder reichten

einander die Hände, stellten sich und führten nun die Kunstschritte aus, die der Tanzlehrer aus der Stadt ihnen eingeübt hatte, während die Aeltern anfingen sich gegenseitig Artigkeiten zu sagen, das kleine Fest allerliebst zu finden und einander auf die Lieblichkeit ihrer Nachkommenschaft aufmerksam zu machen; und bald gab es ein Buntdurcheinander von kindischem Gelächter, von Kaffeescherzen zwischen den Knaben, von Modengeplauder zwischen den Mädchen, von Zeitungneuigkeiten, welche zwischen den alten Herren verhandelt wurden, und von Auswechselung sauersüßer Höflichkeiten zwischen den alten Damen; mit Einem Wort — das Ganze wies einen Kinderball in der Provinz.

Der Chevalier verwendete kein Auge von seiner Tochter, die, wie meine Leserin es sich wohl vorgestellt haben wird, nicht mittanzte. Camilla betrachtete die Herrlichkeit mit einer etwas traurigen Aufmerksamkeit. Einer der Knaben trat zu ihr und forderte sie zum Tanze auf; statt aller Antwort schüttelte sie den Kopf. Durch diese Bewegung fielen einige Blumen aus ihrer, eben nicht sehr dauerhaft gefertigten Krone. Frau Des Arcis hob die Gefallenen auf und hatte bald mittelst einiger Stecknadeln die Unordnung dieses von ihr selbst gewundenen Kopfputzes beseitigt. Als sie nun aufblickte, sah sie ihren Gatten nicht; er befand sich nicht mehr im Saale. Sie ließ fragen, ob er sich im Wagen entfernt hätte, und erhielt zur Antwort, er wäre zu Fuße nach Hause zurückgekehrt.

Der Chevalier hatte beschlossen abzureisen, ohne seiner Frau Lebewohl zu sagen. Er scheu'te und mied jede peinliche Erklärung, und da er überdies die Absicht hegte binnen Kurzem heimzukommen, glaubte er klüger zu handeln, wenn er sich blos durch ein Briefchen verabschiedete. Es war nicht gänzlich wahr, daß seine Angelegenheiten ihn in Person nach Holland forderten, indessen konnte seine Reise dahin ihm nützlich werden. Einer seiner Freunde hatte ihm geschrieben und ihn ersucht, sein Herüberkommen zu beschleunigen. Hierin lag Vorwandes genug. Als nun Des Arcis von dem Balle nach Hause kam, gab er sich den Anstrich eines Mannes, der sich unerwarteter Weise genöthigt sieht, eine Reise zu unternehmen; hastig ließ er seine Sachen einpacken, schickte diese nach der Stadt, bestieg ein Pferd, und ritt von dannen.

Als er jedoch über die Schwelle seiner Thür hinwegschritt, bemächtigten sich seiner ein unwillkürliches Zurückschrecken und ein Anflug von reuevoller Beklemmniß. Er fürchtete, vorschnell einer Empfindung gefolgt zu seyn, die er übermeistern konnte; fürchtete, seine Frau unnütze Thränen vergießen zu lassen, und dennoch anderswo nicht die Ruhe zu finden, deren er vielleicht sein eigenes Haus beraubte. Dann aber dachte er wieder: „Wer weiß, ob ich nicht im Gegentheile etwas Verständiges und Zweckdienliches thue? Wer weiß, ob nicht der vorübergehende Schmerz, welchen ich den Meinigen verursache, uns glücklichere Tage zurückgiebt? Es liegt ein Leid auf mir, dessen Ursache Gott allein weiß; ich entferne mich für einige Tage von dem Ort, an welchem ich dulde; durch die Reise, durch den Orts-

wechsel, selbst durch die Anstrengung wird mein Grau vielleicht gescheucht; ich will mich mit äußeren, mit wichtigen, mit nothwendigen Dingen beschäftigen; ich werde beruhigt, werde zufrieden zurückkehren; ich werde besser wissen was ich zu thun habe — "

"— — Indessen Cäcilie wird sehr tiefen Schmerz fühlen!" sprach es im Innersten seines Herzens.

Nichtsdestoweniger ritt der Chevalier von dannen.

Frau Des Arcis hatte gegen eilf Uhr in der Nacht den Ball verlassen. Sie war mit ihrer Tochter, die bald an ihrer Seite entschlief, in den Wagen gestiegen. Obwohl sie nicht wußte daß der Chevalier so schnell zu Ausführung seines Reisevorsatzes geschritten war, fühlte sie sich doch sehr beklommen darüber, daß sie ohne ihren Gatten sich bei den Nachbarn hatte beurlauben müssen. Was in den Augen der Welt als eine geringe Verletzung des äußeren Anstandes erscheint, wird höchst schmerzlich für den, der den Beweggrund solcher Verletzung muthmaßt. Der Chevalier hatte die öffentliche Schaustellung seines Unglücks nicht ertragen können. Cäcilie erkannte und fühlte dies wohl; denn sie selbst hatte dies Unglück den Blicken Vieler dargeboten, um es, wenn möglich, zu bewältigen oder es sich zu mildern. Eine Aeußerung der Traurigkeit oder der Mißlaune würde sie ihrem Gatten gern haben hingehen lassen; jedoch bleibt zu erwägen, daß in der Provinz eine solche Art seine Frau und sein Kind allein zurückzulassen, etwas Unerhörtes ist; und die unbedeutendste Kleinigkeit in solchem Falle, wäre es auch nur daß man einen Handschuh oder einen Mantel sucht, während derjenige der ihn reichen sollte, sich nicht anwesend befindet, hat

manchmal größeres Uebel angerichtet, als alle Rücksicht gegen Sitte und Herkommen jemals im geselligen Verkehr hat Gutes stiften können.

Während das Fuhrwerk Cäciliens sich langsam auf einem jüngstgefertigten nachbarlichen Kiesdamm hinschleppte, überließ die Mutter, indem sie ihr schlummerndes Kind anblickte, sich den trübsten Betrachtungen. Indem sie Camilla so in ihren Armen hielt, daß das Stoßen des Wagens die Schlafende nicht aufwecken mögte, dachte sie mit aller Kraft, die von der Stille der Nacht den Gedanken verliehen wird, über das Verhängniß nach, von welchem ihr sogar die rechtmäßige Freude, die sie auf dem Balle gehabt hatte, verbittert ward. Durch eine sonderbare Geistesrichtung wendete sie sich bald ihrer eigenen Vergangenheit, bald der Zukunft ihrer Tochter zu. „Was wird geschehen?“ sprach sie zu sich selbst — „Mein Gatte entfernt sich von mir; reiset er nicht heute für immer fort, so wird er es morgen thun; alle meine Anstrengungen, alle meine Gebete werden nur dahin wirken, ihm beschwerlich zu fallen; seine Liebe ist dahin, sein Mitleiden bleibt zwar, aber seine Bekümmerniß ist stärker als er und als ich es bin. Meine Tochter ist schön, aber sie ist dem Elende dahingegeben. Was kann ich dazu thun? Was vermag ich vorherzusehen oder abzuwenden? Widme ich mich meinem armen Kinde, wie zu thun ich schuldig bin, und wie ich es denn thue, so heißt das beinahe gänzlich auf meinen Gatten verzichten. Er flieht uns; wir flößen ihm Grauen ein. Wenn ich versuchte, mich ihm wieder zu nähern, wenn ich es wagte dahin zu streben seine frühere Liebe zurückzurufen, würde er dann nicht vielleicht

verlangen, mich von meiner Tochter zu trennen? würde er nicht Camilla fremden Händen überantworten und so sich eines ihn betrübenden Anblickes entledigen wollen?

Indem Frau Des Arcis sich mit diesen Betrachtungen beschäftigte, umfaßte sie ihre Tochter.

„Armes Kind!“ sagte sie, „ich sollte Dich verlassen? ich sollte auf Kosten Deines Friedens, Deines Lebens vielleicht, ein Scheinglück erkaufen, das seinerseits mich wieder fliehen würde? ich sollte aufhören Mutter zu seyn, um von neuem Gattin zu werden? Wenn solches möglich wäre, würde es nicht besser seyn zu sterben, als solche Möglichkeit nur zu denken?“

Dann verfiel Cäcilie wieder in die Reihe ihrer Muthmaßungen. „Was wird geschehen?“ fragte sie sich nochmals. „Was wird die Fürsehung noch über uns verhängen? Gott wacht über Alle, er blickt auf uns wie auf die Uebrigen — welche seiner Wege wird er uns führen? was wird aus diesem Kinde werden?“

In einiger Entfernung von dem Grundbesitzthume des Chevaliers führte der Weg durch eine Furth. Es hatte seit mehreren Wochen viel geregnet, so daß der Fluß übergetreten war, und die Uferwiesen überfluthete. Der Fährmann weigerte sich anfänglich den Wagen mit in sein Back zu nehmen und sagte, man müßte ausspannen. Die Menschen und das Pferd wollte er hinüberführen, nicht aber den Wagen mit Vorspann. Frau Des Arcis jedoch, voll Verlangen ihren Gatten wiederzusehen, wollte nicht erst aussteigen; sie befahl dem Kutscher, in das Back zu fahren; es galt eine Ueberfahrt von wenigen Minuten; eine Ueberfahrt, die sie zu hundert Malen zurückgelegt hatte.

Mitten in der Fuhrt begann der Fährkahn abzutreiben; die Strömung hatte ihn gefaßt. Der Fährmann rief den Kutscher zu Hülfe, damit verhindert würde, daß der Kahn sich der Schleuse näherte. Wirklich befand sich zwei- oder dreihundert Schritte flußabwärts eine Mühle mit einer aus einem Bretersloß, aus Pfahl- und Plankenwerk gefertigten, jedoch veralteten und vom Wasser ziemlich zum Wrack gemachten Schleuse, die eine Art von Wasserfall, oder vielmehr einen Absturz abgab. Würde man von der Gewalt der Strömung bis zu jenem Schauerort getrieben werden, so hätte man einen entsetzlichen Unglücksfall zu erwarten.

Der Kutscher war von seinem Sitze heruntergekommen; gern hätte er sich so nützlich wie möglich gemacht, allein es befand sich im Back nur eine einzige Fährstange. Der Schiffer that zwar alles was in seinen Kräften stand, allein die Nacht war dunkel; ein Spritzregen blendete beide Männer, die bald einander ablöseten, bald mit gemeinsamen Kräften bemüht waren, querüber zu gelangen und das Ufer zu erreichen.

Je mehr man sich dem Gebraus des Schleusenwassers näherte, desto erschreckender kündete sich die Gefahr. Das schwerbeladene Back, mühevoll von zweien zwar kräftigen, jedoch nicht überkräftigen Männern gegen die Strömung gehalten, kam nur langsam weiter. Wurde die Fährstange vest eingestämmt, so stand das Back entweder still, oder trieb seitwärts ab, oder drehete sich um sich selbst herum. Die Strömung war zu gewaltig. Frau Des Arcis, die mit dem Kinde im Wagen geblieben war, öffnete das Fenster.

„Sind wir verloren?“ rief ſie bis zum Tode erſchreckt hinaus.

In demſelben Augenblicke brach dem Fährmanne die Stange. Beide Männer, die ſie gehandhabt hatten, erhielten dadurch einen Stoß, der nicht nur ihnen die Hände bös verletzte, ſondern ſie auch erſchöpft niederwarf.

Der Fährmann konnte ſchwimmen; der Kutſcher konnte es nicht. Es war keine Zeit zu verlieren.

„Vater Mathurin,“ ſagte Cäcilie zu dem Fährmann, „kannſt Du mich und meine Tochter retten?“

Mathurin warf einen Blick auf das Gewäſſer, einen zweiten auf das Ufer, zuckte dann die Achſeln, als ob es ihn beleidigte, ſolche Frage an ſich geſtellt zu hören, und antwortete: „Nun, freilich.“

„Was muß ich thun?“ fragte die Gutsbeſitzerin.

„Sich auf meine Schultern ſetzen,“ verſetzte der Fährmann. „Behalten Sie Ihren Mantel um; der kann Sie tragen helfen. Umfaſſen Sie mit beiden Armen meinen Hals, aber fürchten Sie ſich nicht, denn wenn Sie ſich krampfhaft an mich klammern, ſo müſſen wir ertrinken. Schreien Sie auch nicht, damit Sie kein Waſſer einſchlucken. Was die Kleine betrifft, ſo will ich ſie um den Leib faſſen, nach Matroſengebrauch ſchwimmen, und ſie hoch in die Luft halten, ſo daß ſie nicht naß werden ſoll. Es iſt nur fünfundzwanzig Armlängen bis zu jenem Kartoffelfelde hin.“

„Und Michel?“ fragte Frau Des Arcis, indem ſie auf den Kutſcher deutete.

„Der wird einen Schluck trinken müſſen, jedoch ſich wohl gerad'aus hinüber arbeiten können. Iſt er drüben, ſo kann er an der Schleuſe auf mich warten.“

Vater Mathurin ſtürzte ſich mit ſeiner Doppeltlaſt in's Waſſer, hatte jedoch ſeine Kräfte zu hoch angeſchlagen. Es fehlte viel daran, daß man ihn einen jungen Mann hätte nennen mögen. Das Ufer war weiter entfernt als er geglaubt, und die Strömung gewaltiger als er ſie ſich gedacht hatte. Inzwiſchen that er alles was er konnte, um zu Land zu kommen; bald jedoch fühlte er, daß er der Strömung würde ganz und gar weichen müſſen. Zu noch größerem Mißgeſchick ward er plötzlich durch einen vom Waſſer überſpülten Weidenbaum aufgehalten, an den er ſich den Kopf dermaßen ſtieß, daß aus der verletzten Stirn ihm das Blut in die Augen rieſelte, und ihn am Sehen hinderte.

„Nehmen Sie Ihre Tochter und legen Sie ſie mir oder ſich ſelbſt auf den Nacken,“ ſagte der Schwimmende; „ich kann ſie nicht mehr hoch genug halten.“

„Könnteſt Du meine Camilla retten, wenn Du ſie allein trügeſt?“ fragte die Mutter.

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube, ja!“ ſagte der Fährmann.

Statt aller Antwort legte Frau Des Arcis Camilla um den Nacken Mathurins, indem ſie den Hals desſelben losließ und ſelbſt hinunter auf den Grund des Waſſers glitt — — — — — —

Als der Fährmann die arme Camilla wohlbehalten und geſund an Land geſetzt hatte, ſuchte er, unter Beiſtand Michels, des Kutſchers, dem von einem Bauer Hülfe worden war, nach dem Leichnam der Frau Des Arcis, der jedoch erſt am andern Morgen nahe dem Uferfelde gefunden ward.

Ein Jahr nach diesem unglücklichen Ergebnisse saß in einem Gasthofe in der ***-Straße zu Paris ein junges, in Trauer gekleidetes Mädchen an einem neben dem Kamin stehenden Tische. Auf diesem Tische sah man eine halbleere Flasche gewöhnlichen Weines und ein Trinkglas. Ein vom Alter etwas gebeugter Mann, der jedoch eine offene und freie Miene zeigte und wie ein Handwerksmeister gekleidet war, ging mit großen Schritten im geräumigen Zimmer umher. Von Zeit zu Zeit näherte er sich dem jungen Mädchen, stand vor ihr still und betrachtete sie mit einem Blicke, der wohl ein väterlicher genannt werden konnte. Das Mädchen streckte dann ihre Arme aus, hob mit einer Hurtigkeit, zu der sich eine Art von unzubekämpfendem Widerwillen gesellte, die Flasche auf, und füllte das Glas. Der Greis trank einen Schluck und fing dann sein Hin- und Herschreiten wieder an, wobei er ein seltsames und fast lächerliches Geberdenspiel trieb, während das junge Mädchen fortfuhr, mit einer traurigen Miene seine Bewegungen aufmerksam zu beobachten.

Jedem der sich zur Stelle befunden hätte, würde es schwer geworden seyn zu errathen, wer diese beiden Personen waren — die eine regunglos, kalt, einem Marmorbilde ähnlich, aber anmuthig und zum Herzen sprechend, ließ auf ihrem Antlitze und in jeder ihrer Stellungen mehr als das erblicken, was man gemeinhin Schönheit nennt; die andere vom alltäglichsten Aeußern, unordentlich in ihrer Bekleidung, den Hut auf dem Kopfe, trank bald ein Glas gewöhnlichen Wirthshauswein, bald ließ sie den Fußboden von den Nägeln unter ihren Schuhabsätzen erdröhnen — es kann schwerlich ein selt-

samerer Gegensatz erdacht werden, als der war, den diese beiden Personen darstellten.

Dennoch waren diese beiden Personen durch innigste Herzensneigung verbunden. Sie waren Camilla des Arcis und deren Oheim Gontard. Der wackere Mann war, nachdem man Frau Des Arcis in die Kirche und von dort aus zu ihrer letzten Behausung getragen hatte, nach Chardonneux gekommen. Da die Mutter todt und der Vater abwesend war, stand die arme Camilla für den Augenblick ganz allein in der Welt da. Der Chevalier, nachdem er einmal sein Haus verlassen hatte, war, durch seine Reise zerstreut und von seinen Geschäften in Anspruch genommen, nach und nach genöthigt worden, mehrere Städte Hollands zu besuchen, und hatte demnach den Tod seiner Frau verhältnißmäßig sehr spät erfahren, so daß zwei bis drei Wochen vergingen, während welcher die arme Camilla eine so vaterlose wie mutterberaubte Waise war. Freilich befand sich im Hause des Chevaliers eine Art von Gouvernante, welcher oblag über Camilla zu wachen; allein so lange die Mutter lebte, wollte diese ihre Fürsorge für das Kind mit Niemandem theilen. So war das Amt der Gouvernante zur Sinecure worden, und Mamsell Foulard kannte kaum die arme Camilla, vermogte also durchaus nicht, derselben unter den jetzt obwaltenden betrübenden Umständen von wesentlichem Nutzen zu seyn.

Der Schmerz des jungen Mädchens bei dem Tode ihrer Mutter war so heftig gewesen, daß man lange Zeit für das Leben Camillens fürchtete. Als die Leiche der Frau Des Arcis aus dem Wasser gezogen und in das Herrnhaus gebracht worden war, folgte Camilla dem

Trauerzuge, indem sie ein so fürchterliches Verzweiflungsgekreisch ausstieß, daß es den Leuten nicht nur Schrecken, sondern sogar Furcht einflößte. Es lag allerdings etwas Fürchterliches darin, dieses jugendliche Wesen, welches stumm, ruhig und sanftmüthig zu sehen man gewöhnt worden war, plötzlich und im Beiseyn des Todes aus seinem Schweigen sich herausseßen zu hören. Die tonlosen Laute, die über Camillens Lippen schrillten, und die von ihr selber nicht gehört wurden, zeugten von einer Art von Wildheit; nicht Wort war's, nicht Geschluchz was man vernahm, sondern eine Art von grauenvoller Sprache, die von unzubeschreibendem Herzweh erfunden zu seyn schien. Einen Tag und eine Nacht hindurch hörten diese Schauerlaute nicht auf, die Räume des Hauses zu erfüllen. Camilla lief dabei von Küche zu Boden, von Keller zu Speisesaal, indem sie ihr Haar zerrauste und mit ihren Händen an alle Wände schlug. Vergebens war man bemüht, sie zu sänftigen; selbst Gewalt erwies sich als gänzlich unanwendbar. Nur erst als die Natur des Mädchens sich gänzlich erschöpft hatte, sank die Bejammernswerthe an der Bahre nieder, auf der der Leichnam ihrer Mutter lag.

So wild ihr Schmerz sich geäußert, so schnell schien Camilla zu ihrer gewohnten Ruhe zurückzukehren und, so zu sagen, Alles vergessen zu haben. Sie war eine Zeitlang ganz still gewesen, hatte ohne Widerstreben Alles mit sich machen lassen, so daß man sie völlig beruhigt glaubte; allein hierin täuschten sich Alle, sogar der herbeigerufene Arzt irrte sich hierin, denn Tags darauf verfiel Camilla in ein heftiges Nervenfieber; sie mußte beständig bewacht werden, denn ihr Verstand schien gänzlich dahinzuseyn.

Um dieſe Zeit faßte Onkel Gontard den Entſchluß, ſich ſeiner Nichte, es koſte was es wolle, anzunehmen. „Sie hat in dieſem Augenblicke weder Vater noch Mutter,“ ſprach er zu den Hausleuten: „Ich bin ihr leiblicher Oheim, und alſo verpflichtet dafür zu ſorgen, daß ihr kein Leid widerfahre. Das Kind iſt mir von jeher herzlich lieb geweſen. Oft habe ich ihren Vater gebeten, die Kleine mir zu überlaſſen. Ich will ſie ihm nicht rauben, denn ſie iſt ſeine Tochter; für den Augenblick aber bemächtige ich mich ihrer. Kehrt er zurück, ſo will ich ſie ihm getreulich wieder überliefern.“

Ohm Gontard hegte kein ſonderliches Vertrauen zu den Aerzten, und zwar aus dem guten Grunde, weil er kaum an Krankheiten glaubte, indem er ſein Lebelang nicht krank geweſen war. Ein Nervenfieber vollends bedünkte ihn eine Einbildnerei, eine Gedankenverwirrung zu ſeyn, die durch Zerſtreuung ſich leicht verſcheuchen ließe. So nahm er ſich vor, Camilla nach Paris zu führen. „Man ſieht's ja,“ ließ er ſich vernehmen, „daß das arme Kind betrübt iſt. Sie thut nichts als weinen, und ſie hat Recht, denn eine Mutter ſtirbt dem Menſchen nicht zweimal. Aber die Tochter ſoll darum nicht auch heimgehen, weil ihr die Mutter abſtarb. Man muß trachten, Camillchen auf andere Gedanken zu bringen. Die Leute ſagen, Paris ſey zu dergleichen ein guter Ort; ich kenne Paris nicht, Millchen kennt's auch nicht — alſo wollen wir Beide hin, und es wird uns Beiden wohl bekommen. Ja, ſogar die Fahrt dahin wird ihr heilſam ſeyn. Wie jeder Andere hatt' ich auch mein Bündelchen Leid zu tragen, allein ſo oft ich dann den Zopf eines Poſtillons

der meinen Augen auf und nieder schlenkern sah, ward ich aus meiner Kümmerniß aufgerüttelt.“

Auf diese Weise waren Camilla und ihr Oheim nach Paris gekommen. Der Chevalier, dem der Onkel von dieser Reise brieflich Kunde gegeben hatte, billigte dieselbe. Nachdem er von Holland zurückgekehrt war, verfiel er in eine Schwermuth, die es ihm fast unmöglich machte, irgend einen Menschen, seine Tochter nicht ausgenommen, zu sehen. Es schien als wollte er jedes lebende Wesen fliehen, und als suchte er sich selbst zu entrinnen. Allein ritt er stundenlang im Walde umher und ermüdete übermäßig seinen Körper, um vielleicht dadurch seiner Seele Ruhe zu verschaffen. Ein versteckter, unheilbarer Gram verzehrte ihn. In seines Herzens tiefster Tiefe machte er es sich zum endlosen Vorwurfe seine Frau, während deren Lebenszeit bekümmert und zu ihrem Tode hingewirkt zu haben. „Wär' ich zur Stelle gewesen,“ sagte er zu sich selbst, „so würde sie noch leben, und ich hätte zur Stelle seyn sollen.“ Dieser Gedanke, der ihn niemals verließ, vergiftete ihm das Daseyn.

Er wünschte, Camilla mögte glücklich seyn; und war bereit, zu diesem Ende jedes etwa nöthige Opfer zu bringen. Bei seiner Rückkehr nach Chardonneux war sein erster Gedanke, zu versuchen, ob er Camillen zu gleicher Zeit Vater und Mutter würde seyn können und so eine heilige Schuld des Herzens abzutragen; allein die Erinnerung an die Aehnlichkeit zwischen der Mutter und der Tochter verursachte ihm schon zum voraus einen lastenden Kummer. Vergebens trachtete er selbst über diesen sich zu täuschen, und sich einzureden,

es müßte ein Troſt, eine Schmerzenslinderung für ihn ſeyn, auf einem geliebten Antlitz die Züge derjenigen wiederzufinden, die er unaufhörlich beweinte; denn ungeachtet alles deſſen war und blieb Camilla für ihn ein lebendiger Vorwurf, ein Beweis ſeiner Schuld an dem Tode ihrer Mutter, eine Mahnung an ſein Unglück, das ſtandhaft zu ertragen, es ihm durchaus an Kraft gebrach.

Ohm Gontard dachte nicht ſo weit hinaus. Er war nur bemüht ſeine Nichte zu erheitern und ihr das Leben angenehm zu machen. Unglücklicherweiſe war dies keine leichte Aufgabe. Camilla hatte ſich ſonder Widerſtand hinwegführen laſſen, allein ſie wollte an keiner der Vergnügungen theilnehmen, die der ehrliche Alte ihr antrug. Kein Spaziergang, kein Feſt, kein Schauſpiel konnte Camilla reizen; ſtatt aller Antwort auf des Onkels Anmahnung zeigte ſie auf ihre Bekleidung, und verſank wieder in ihre ſtille Trauer.

Der alte Maurermeiſter war inzwiſchen etwas ſtarrſinnig. Er hatte, wie erinnert worden iſt, eine Wohnung in einem Gaſthofe gemiethet, der im Quartier der Poſterpeditionen befindlich war, und wo er etwa einen Monat verweilen wollte. Jetzt wohnte er hier ſchon ſeit einem Jahre, und während dieſes Jahres hatte Camilla jede Theilnahme an irgend einer Luſtbarkeit abgewieſen. — Da Ohm Gontard eben ſo gutherzig als eigenſinnig war, hatte er dieſe Weigerung ſich ein ganzes Jahr hindurch gefallen laſſen. Er liebte die arme Camilla von Herzen, ohne daß er ſich die eigentliche Urſache davon anzugeben wußte; er liebte ſie in Folge jener unerklärbaren Regung, durch welche die Milde ſich unwiderſtehlich zu dem Unglück hingezogen fühlt.

„Am Ende aber,“ sagte er, indem er seine Flasche leerte, — „am Ende begreife ich nicht, was Dich verhindern kann mit mir die Oper zu besuchen. Die Einlaßkarten dazu hab' ich in der Tasche, und sie kosten viel Geld. Deine Trauerzeit war schon vorgestern um; dort liegen zwei neue Kleider für Dich; übrigens brauchst Du nur Dein Mäntelchen umzunehmen — —“

Er unterbrach sich selbst. „Alle Wetter!“ rief er, „Du hörst ja nicht; das hatt' ich ganz vergessen. Aber einerlei; in der Oper braucht man auch nichts zu hören, so lange darin getanzt wird; und es wird jetzt viel in der Oper getanzt; Du also hörst nichts und ich will nichts hören; wir sehen den Tanz an und damit ist's vollauf genug.“

So schwatzte der schlichtherzige Onkel, dem, wenn er etwas ihm Wichtiges vorzubringen hatte, es nimmer einfallen wollte, daß seine Nichte ihn nicht hörte und ihm nicht antworten konnte. Er plauderte deßungeachtet mit ihr. Fand er es endlich nothwendig sich ihr durch Zeichen verständlich machen zu wollen, so kamen Beide vom Regen in die Traufe, denn Camilla verstand ihn dann eben so wenig. Auch hatte er die Gewohnheit angenommen, mit vielen Geberden zu ihr zu reden, denn er begleitete gegen Jeden seine Reden mit lebhaften Körperbewegungen; und Camilla, die sich dieses Pantomimenspiel angeeignet hatte, fand Mittel, ihm darin entgegenzukommen, was sich um so komischer herausstellte, als Beide einander durchaus nicht verstanden.

Der biedere Alte hatte Recht; Camillens Trauerjahr war wirklich abgelaufen. Er hatte seiner Nichte zwei schöne Gewänder machen lassen, und überreichte sie

ihr mit so zärtlicher und so bittender Miene, daß sie ihn umfaßte, um ihm zu danken; dann aber setzte sie sich wieder und fiel abermals in ihre gewohnte stille Traurigkeit zurück.

„Ei was!“ rief Onkel Gontard; „damit ist's nicht genug; die Kleider müssen auch angelegt werden; dazu wurden sie gemacht, und hübsch sind sie auch, diese Kleider.“ Und während er das sagte, rannte er im Zimmer umher und ließ die Gewänder tanzen, als ob sie Marionetten wären.

Camilla hatte allerdings lange genug geweint, um einen Augenblick lang sich der Freude hingeben zu dürfen. Zum Erstenmale seit dem Tode ihrer Mutter stellte sie sich jetzt vor einen Spiegel, nahm eines der Kleider, betrachtete den Onkel zärtlich, reichte ihm die Hand und nickte mit dem Kopfe, als ob sie „Ja“ sagen wollte.

Bei diesem Zeichen begann der Greis in seinen plumpen Schuhen umherzuspringen wie ein Kind. Er triumphirte, denn endlich war die Stunde gekommen in welcher er seine Hauptabsicht erreichte; Camilla ging, um sich zu schmücken, um mit ihm auszugehen, um mit ihm die Oper zu besuchen, um Welt und Menschen zu sehen. Er jubelte, er umhalsete und küßte seine Nichte einmal über das andere Mal, und rief dabei aus Leibeskräften die Kammermagd und dann die Diener des Hauses, denen er die ihm gewordene Freude kundmachte, auch wenn diese sich, wie man sich wohl denken kann, wenig oder nichts daraus machen mögten.

Als Camilla sich angekleidet hatte, war sie so schön, daß sie selbst es zu erkennen schien und über ihr eigenes Spiegelbild lächelte. „Der Wagen ist da!“ schrie Ohm Gontard, versuchte dabei die Geberde eines Kut-

schers nachzuahmen, wenn er seine Gäule peitscht, und machte dann mit der Stimme das Rollen eines Wagens nach. Camilla lächelte von neuem, nahm das so eben von ihr abgelegte schwarze Kleid, faltete es sorglich zusammen, küßte es, legte es in den Schubkasten und folgte dann ihrem Onkel.

War Ohm Gontard auch nichts weniger als ein Zierling, so wußte er sich doch Etwas damit, seine Sachen wohl einzurichten. Ihn kümmerte es nicht, wie seine immer neuen und feinen, aber auch viel zu weiten Kleider ihn umhüllten; nicht achtete er darauf, ob seine gesprenkelten Strümpfe schlotternd an seinen Beinen hingen, oder ob seine Perrücke ihm auf die Augen glitt. Ließ er aber sich beikommen Andere zu bewirthen, so mußte jedesmal das Beßte und Theuerste aufgetragen werden. So hatte er denn für den Abend eine zweiplätzige offene und sehr in die Augen fallende Opernloge gemiethet; denn seine Nichte sollte wenn möglich von Aller Augen gesehen werden.

Bei dem ersten Blicke den Camilla auf den Opernsaal und dessen Bühne warf, ward sie geblendet. Dies konnte nicht anders seyn; ein kaum sechszehnjähriges, fern auf dem Lande herangewachsenes Mädchen, die sich plötzlich in die Wohnstätte des Luxus, der Künste und des Vergnügens versetzt sieht, muß fast glauben sie träume. Man stellte ein Ballet vor; mit Neugier folgte Camilla den Bewegungen der Tanzenden; sie begriff daß es eine Pantomime war, und suchte, gleichsam um sich selbst dadurch zu erkennen, sich den Sinn derselben

zu erklären. Allaugenblicklich wendete sie sich wie betroffen zu ihrem Onkel, als wollte sie ihn befragen, allein der ehrliche Handwerker verstand davon eben so wenig als sie. Sie sah Hirten und Hirtinnen in seidenen Strümpfen, wie sie einander Blumen zuwarfen, sah Liebesgötterchen an einer Leine auf- und abschweben, sah Gottheiten auf Wolken sitzen. Die Decorationen, der Lichterschein, der Schmuck der Damen, deren Stickereien, deren Putzfedern, — das Alles war ein ihr völlig unbekanntes Schauspiel, durch welches sie mehr und mehr in ein süßes Erstaunen versenkt ward.

Bald ward sie ihrerseits selbst der Gegenstand einer fast allgemeinen Neubegier. Ihr Anzug war allerdings einfach, aber vom neuesten Geschmack. Sie, allein in einer Loge neben einem Manne, der nichts weniger als ein Zierling war, sie, strahlend wie ein Stern und frisch wie eine aufbrechende Rose, sie mit ihren großen dunkeln Augen und ihrer Unschuldmiene — mußte sie nicht Aller Blicke auf sich ziehen? Die Herren begannen einander auf sie aufmerksam zu machen; die Damen fingen an sie zu beobachten; Stutzer traten unter die Loge, und die schmeichelhaftesten Artigkeiten, nach Sitte damaliger Zeit laut ausgesprochen, wurden an die Neuangekommene gerichtet. Leider flossen nur in Ohm Gontard's Ohr diese Blumenreden, und er sog sie mit Entzücken ein.

Nach und nach jedoch nahm Camilla ihr ruhiges Wesen wieder an; dann bemächtigte sich ihrer eine Regung der Betrübniß. Sie fühlte wie grausam es war, inmitten dieser so gesellig scheinenden Menge vereinsamt zu seyn. Die Leute, die in den Logen fortwäh-

rend die Lippen bewegten, die Musiker, die auf ihren Instrumenten die Tanzschritte der Balletisten zu regeln schienen, dieser weitverbreitete Austausch von Gedanken zwischen Saal und Bühne — dies Alles führte unsere Camilla, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in sich selbst zurück. Alles sie Umringende schien zu ihr zu sagen: „Wir sprechen, Du aber redest nicht; wir hören, wir lachen, wir scherzen, wir erfreuen uns und lieben einander — Du allein erfreust dich nicht, Du allein hörst nicht, Du allein hier bist nichts als eine Bildsäule, nichts als das Phantom eines lebenden Wesens.“

Camilla schloß die Augen, um sich dieses sie peinlich fassenden Anblickes zu überheben; sie erinnerte sich des Kinderballes, auf welchem sie ihre Gespielinnen hatte tanzen sehen, während sie zwischen ihrer Mutter Knieen stehengeblieben war. Durch diese Erinnerung ward sie im Geiste in ihr Vaterhaus, in ihre so leidensvolle Kindheit zurückversetzt, sie gedachte ihres Herzwehes, ihrer Thränen, des Todes ihrer Mutter und endlich der Trauergewänder, die sie abgelegt hatte, und die sie sich vornahm wieder anzulegen, sobald sie nach Hause zurückgekehrt seyn würde. Da sie für lebenslänglich einer Seelenfolter hingegeben war, bedünkte es sie, sie würde wohlthun, wenn sie nimmer versuchte weniger als bisher zu leiden. Bitterer denn jemals fühlte sie, daß sie es noch nicht gethan hatte, daß alle von ihr angewendete Bemühung, dem auf ihr ruhenden Fluche zu widerstehen, gänzlich unnütz war. Von diesem Gedanken erfüllt, ließ sie einige Thränen fließen, die von dem Onkel bemerkt wurden; doch als er noch die Ursache derselben zu errathen suchte, winkte Camilla ihm zum Weggehen.

Der biedere Alte, überraſcht und beunruhigt, wußte nicht, was er thun ſollte. Da ſtand Camilla auf, deutete nach der Logenthür und machte ein Zeichen, daß ſie ihren Mantel umzunehmen wünſchte. In demſelben Augenblick bemerkte ſie unterhalb ihrer Loge einen hübſch ausſehenden und ſehr reich gekleideten jungen Mann, der ein Schiefertäfelchen hielt, auf welches er mit einem Griffel allerlei Figuren oder Lettern hinzeichnete. Dies Täfelchen zeigte er dann ſeinem Nachbar, der älter als er war, ihn ſofort zu verſtehen ſchien und ihm raſch auf dieſelbe Weiſe antwortete. Zu gleicher Zeit wechſelten Beide, mittelſt Emporſtreckens oder Zuſammenbiegens ihrer Finger, gewiſſe Zeichen miteinander, welche offenbar dazu dienten, daß Einer dem Andern noch deutlicher oder beſtimmter ſeine Gedanken mittheilte.

Camilla begriff freilich nichts von dieſen Tafelzeichnungen, die ſie kaum unterſcheiden konnte, nichts auch von den Zeichen, die ſie nicht kannte; allein bei dem erſten Blicke hatte ſie bemerkt, daß der junge Mann die Lippen nicht bewegte. Obgleich ſie ſchon bereit war die Loge zu verlaſſen, blieb ſie dennoch ſtehen. Sie ſah daß der junge Mann eine Sprache wie kein Anderer redete, und daß er ſich dabei gänzlich ohne jene ihr ſo unbegreiflichen Lippenbewegungen zeigte, die ihr von jeher zur Gedankenfolter gereicht hatten. Was für eine ſeltſame Sprache oder Mittheilungweiſe dies auch ſeyn mogte — ein wunderſames Erſtaunen darüber, ein unbezwingliches Verlangen mehr davon wahrzunehmen, hielten unſere Taubſtumme an den Ort gebannt, den ſie kurz vorher hatte verlaſſen wollen. Sie beugte ſich über die Logenbrüſtung und beobachtete ſcharf das Thun des Unbe-

kannten. Als sie ihn von neuem auf den Schiefer schreiben und diesen dem Nachbar hinreichen sah, machte sie eine lebhafte Bewegung mit der Hand über die Brüstung hinab, als wollte sie das Täfelchen erhaschen, an welchem ihr brennender Blick hing. Des jungen Mannes Blick begegnete diesem, so daß jetzt seinerseits er das Mädchen eben so aufmerksam als sie ihn betrachtete. Beide hingen mit den Augen aneinander, als erforschten sie Eines des Andern innerstes Wesen — noch ein Augenblick und sie hatten einander errathen, verstanden, erforscht — Beider Blick schien zu sagen: „Wir Beide sind taub und stumm!“

Ohm Gontard hatte mittlerweile das Mäntelchen seiner Nichte bereingeholt, allein diese wollte jetzt nicht nicht weggehen, vielmehr hatte sie ihren Sitz wieder eingenommen und schauete unverwendet hinab über die Logenbrüstung.

Um jene Zeit hatte der Abbé de l'Epée angefangen sich bekannt zu machen. Bei einem Besuche, den er einer Dame abstattete, die in der Straße Saint-Victor wohnte, hatte er zwei taubstumme Mädchen gesehen, die, mit einer Nadelarbeit beschäftigt, ihm das innigste Mitleid einflößten, so daß die ihm inwohnende Mildherzigkeit plötzlich so lebhaft thätig ward, daß er zuerst den großen Gedanken faßte, dem er sodann den ganzen übrigen Theil seines Lebens gleichsam wunderwirkend widmete. In der Pantomime jener beiden unglücklichen und verachteten Wesen hatte er den Keim einer fruchtbaren Sprache gefunden, von der er glaubte, sie könne allgemeiner und wahrer als die eines Leibnitz ausge-

bildet werden. Gleich den meiſten Männern von Genie war auch er wohl über ſein Ziel hinausgeſchritten, indem er dies ſich als zu umfaſſend, als zu großartig ſetzte. Inzwiſchen mogte der Ehrgeiz ſeiner Milde ſeyn wie er wollte, ſo lehrte der Abbé de l'Epée dennoch die Taubſtummen leſen und ſchreiben. Er wies ihnen wieder ihre Stellen in der Reihe der Menſchen an; allein, ohne Mithülfe, blos durch die Kraft ſeines Willens hatte er es unternommen aus jenen Beklagenswerthen eine einzige Familie zu bilden, und er widmete dieſem ſeinen Thun ſein Leben und ſein Vermögen, während ſeines Landes König den Blick an ihm und ſeinen Zöglingen haften ließ.

Der junge Mann, der ſich unterhalb Camillens Loge befand, war einer der Zöglinge des Abbé's. Von Geburt einem adeligen Hauſe angehörend, begabt mit reger Geiſteskraft, aber „berührt von der Hand des Halbtodes", wie man ſich damals auszudrücken pflegte, hatte er, als einer der erſten Schüler De l'Epée's, ungefähr dieſelbe Erziehung genoſſen, wie der berühmte Graf von Solar; nur mit dem Unterſchiede, daß er begütert und alſo nicht in Gefahr war, Mangels eines Jahrgehaltes vom Herzog von Penthièvre, Hungers zu ſterben. Außer dem Unterricht des Abbée's genoß er der Beihülfe eines Hofmeiſters, der als Nichtgeiſtlicher ihn überall hinbegleiten konnte, jedoch, wie ſich das wohl von ſelbſt verſteht, beauftragt war, über das Thun des jungen Mannes zu wachen, und deſſen Gedankengang zu leiten. Der Mann, der von der Schiefertafel las, war jener Hofmeiſter. Der junge Taubſtumme benutzte

sorglich und fleißig die täglichen Studien, denen er bald durch Lesen guter Bücher, bald auf der Reitbahn, bald in der Kirche, bald im Opernsaale oblag. Dennoch darf nicht verschwiegen werden, daß ein ihm inwohnender Stolz und eine gewisse Charakterunabhängigkeit mächtig in ihm gegen diesen mühevollen Fleiß kämpften. Ach! er kannte das Elend nicht, dem er hingegeben seyn würde, wenn er in niedererem Stande, ja, wenn er nur, wie Camilla, an einem anderen Orte als in Paris geboren worden und aufgewachsen wäre. Eins der ersten Dinge, mit denen man ihn bekannt machte, sobald er lesen und schreiben gelernt hatte, war der Name seines Vaters, der Name „Marquis de Maubray". Der Jüngling wußte demnach, daß er sich vor Tausenden und Zehntausenden seiner Mitmenschen auszeichnete, nämlich durch das Vorrecht der Geburt und durch eine Schmachgabe der Natur. Hoffart und Demuth stritten sich hier um ein edles Gemüth, das übrigens zum Glücke, oder wenn man will, durch die Nothwendigkeit gezwungen, einfach und redlich geblieben war.

Dieser junge taubstumme Marquis nun, der die Menschen beobachtete und verstand, und völlig so hochherzig wie irgend ein Anderer war, der, in Begleitung seines Hofmeisters, sich zu öfteren Malen auch am Hofe zu Versailles, gemäß der Vorrechte seiner Abkunft, hatte finden lassen, wurde allerdings von mehr als einem hübschen Frauenzimmer im Opernsaale angeblickt; er aber verwendete kein Auge von Camillen, und diese sah freilich ihn fortwährend an, obschon sie ihn nicht mehr wie zuvor betrachtete. Als das Ballet zu Ende war, nahm sie

den Arm ihres Oheims, und verließ sinnend die Loge, ohne zu wagen, noch Einmal nach dem Jüngling zurückzublicken.

Jede meiner lieben Leserinnen wird es sich schon selbst gesagt haben, daß Camilla sowohl als Onkel Gontard nichts von einem Manne wußten, der sich der Abbé de l'Epée nannte; vollends daß ihnen die Entdeckung einer neuen Wissenschaft, durch welche die Stummen redend gemacht werden können, völlig unbekannt war. Der Chevalier hätte von dieser Entdeckung etwas wissen können; seiner Frau, wenn sie gelebt hätte, würde sie gewiß nicht entgangen seyn! Jedoch Charbonneux lag weit von Paris, der Chevalier erhielt dort keine Zeitung, oder, wenn er sie erhielt, so las er sie nicht. So kann eine Entfernung von einigen Meilen, oder ein wenig Trägheit eben das Resultat hervorbringen, was durch den Tod hervorgebracht wird.

In ihre Gasthofszimmer zurückgekehrt, hegte Camilla nur einen einzigen Gedanken. Was sie vermogte that sie, um durch Geberden und Blicke ihrem Oheim zu verstehen zu geben, daß das Erste wonach sie verlangte, eine Schiefertafel mit einem Griffel wäre. Den gutherzigen Greis konnte dies Verlangen nicht sonderlich in Verlegenheit setzen, obwohl es schon spät am Abend war und das Essen auf dem Tische stand. Er lief in seine Kammer und kehrte, da er seine Nichte recht wohl verstanden hatte, wie im Triumphe mit einem Holztäfelchen und einem Stückchen Kreide zurück, die mitsammen köstliche Reliquien seiner ehemaligen Liebe zum Bau- und Gewerks-Wesen waren.

Camilla sah nicht aus, als beklagte sie sich darüber, daß ihr Wunsch auf diese, allerdings gröbere Weise erfüllt ward; sie nahm die Tafel auf ihren Schooß, ließ den Onkel neben sich sitzen, schob ihm die Kreide zwischen die Finger und faßte seine Hand, als ob sie dieselben führen wollte, während ihr unruhevoller Blick sich gleichsam anschickte seinen nunmehrigen Bewegungen rastlos zu folgen.

Wohl begriff Ohm Gontard daß seine Nichte wollte, er mögte etwas schreiben; aber was? Er wußte es nicht. „Willst Du den Namen Deiner Mutter?“ fragte er, ohne — wie er dies fast immer that — ihrer Taubstummheit zu gedenken — „oder meinen Namen? oder den Deinigen?“ Um sich wenn möglich noch verständlicher zu geben, legte er, so leise er es konnte, die Spitze seines Zeigefingers auf das Herz des Mädchens. Alsbald senkte Camilla das Köpfchen; der biedere Alte glaubte jetzt sie errathen zu haben und schrieb mit dicken Buchstaben den Namen „Camilla“. Dies gethan und zufrieden mit der Art und Weise womit er heute seine Abendstunden zugebracht hatte, setzte er sich zu Tische, ohne seine Nichte zu erwarten, denn diese war noch nie von ihm genöthigt worden etwas zu thun, wozu sie nicht durch sich selbst angeregt ward.

Camilla entfernte sich niemals eher, als bis ihr Onkel sein Fläschchen geleert hatte. Auch diesmal ließ sie ihn sein Mahl verzehren, küßte ihn zur guten Nacht, ging dann, ihre Tafel unter dem Arm und ihre Kreide in der Hand, in ihre Kammer, verriegelte diese wie gewöhnlich, warf ihren Putz von sich und fing nun an — zu schreiben! Mit unsäglicher Mühe und unzu-

beschreibender Sorgfalt malte sie das von ihrem Onkel hingezeichnete Wort nach, und besudelte nebenbei mit Kreidegekritzel den großen Tisch, der mitten in ihrer Kammer stand. Nach mehr als Einem Versuche, nach vielfachem Wegwischen und Wiederzeichnen gelang es ihr endlich leidlich genug, die Lettern nachzubilden, die vor ihren Augen dastanden. Als dies gethan war und nachdem sie, um sich von der Genauigkeit ihrer Nachzeichnung zu überzeugen, die Lettern einzeln mit denen der Vorzeichnung verglichen und gezählt hatte, ging sie um den Tisch mit so hochklopfendem Herzen herum, als ob sie einen glorreichen Sieg davongetragen hätte. Das Wort „Camilla“, das sie so eben geschrieben hatte, schien ihr bewundernswerth zu seyn, und müßte ihrer Meynung nach die herrlichsten Dinge der Welt ausdrücken. In diesem einzigen Worte müßten eine Menge von Gedanken zu erkennen seyn, von denen der eine noch süßer, noch geheimnißvoller, noch entzückender als der andere wäre. — Ach! Camilla war weit entfernt zu glauben, daß die hingezeichneten Lettern nichts als ihren Namen — einen ganz gewöhnlichen Namen ausdrückten.

Es war Sommerszeit. Das Wetter war heiter, die Nacht köstlich. Camilla hatte ihr Fenster geöffnet; von Zeit zu Zeit stand sie vor demselben still, und sinnend, aufgelöseten Haares, die Arme verschränkt, leuchtenden Blickes, und verschönt noch durch jene Blässe, die von der Klarheit der Nacht über ein weibliches Antlitz hingehaucht zu werden pflegt, stand sie da und blickte auf eine der trübseligsten Ansichten hin, die man haben kann. Unter dem Fenster des Mädchens dehnte

sich der lange Hofraum eines Hauses, in welchem sich eine Postbeförderung befand; ein kalter, feuchter, ungesunder Hofraum, in den nimmer ein Sonnenstrahl gedrungen war, weil rings um ihn herum hochaufgebaute Stockwerke das Licht von dieser Art von Keller abwehrten. Vier oder fünf plumpe Postfuhrwerke, unter einem Scheppen dicht zusammen geschoben, streckten Jedem der zu ihnen hinwollte, ihre Deichseln entgegen. Zwei oder drei andere Wagen, die man, aus Mangel an Raum im Scheppen, frei auf dem Hofe hatte stehen lassen, schienen den Vorspann zu erwarten, der durch Hufgetrampel im Stalle vom Abend bis zum Morgen nach Hafer und Heu verlangte. Oberhalb einer Thür, die von Mitternacht an für die Bewohner der Stockwerke verschlossen gehalten ward, jedoch zu jeder Stunde bereit war sich zu öffnen, wenn Peitschengeknall eines Postknechtes dazu aufforderte, ragten hohe Mauern empor, in denen sich ein Halbhundert Fenster wiesen, hinter welchen nach zehn Uhr Abends nimmer ein Lichtschein schimmerte, wenn nicht ganz besondere Ursachen das Gegentheil erforderten.

Camilla wollte vom Fenster weggehen, als plötzlich es ihr vorkam, sie sähe im Schatten eines von den Postwagen eine menschliche Gestalt, die prächtig gekleidet war, langsam hin und her schreiten. Ein Schauer der Furcht durchrieselte Camilla, ohne daß sie wußte weshalb, denn ihr Oheim war ja ganz in ihrer Nähe; nur eine dünne Wand trennte sein Schlafgemach von dem ihrigen, und überdies konnte es ja nichts Unwahrscheinlicheres geben, als daß ein Dieb oder ein Meuchelmörder in solcher stattlichen Bekleidung so gemächlich in solchem Hofraume umherspazierte.

Aber der Mann war doch da, und Camilla sah ihn. Er schritt hinter dem Wagen auf und ab, indem er fortwährend zu ihrem Fenster hinaublickte. Nach kurzer Weile fühlte Camilla ihren Muth wiederkehren; sie nahm ihr Licht, hielt es weit vor sich hinaus zum Fenster und erhellte auf solche Weise plötzlich den Hof, in welchen sie dann einen halb bangen, halb drohenden Blick warf. Der Schatten des Wagens wich der Beleuchtung, und der Marquis, denn er war der Nachtwandler, sah, daß er sich nicht mehr verborgen halten konnte. Vielleicht war dies auch gar nicht seine Absicht mehr; denn statt aller Antwort beugte er eines seiner Knieen bis an den Erdboden, faltete seine Hände und blickte so wie in tiefster Ehrerbietung zu Camillen empor.

Beide verweilten einige Secunden lang in dieser Stellung, Camilla, indem sie ihr Licht zum Fenster hinaushielt; der Marquis, indem er vor ihr kniete. Haben Romeo und Julia, die sich nur ein einziges Mal auf einem Maskenballe gesehen hatten, im ersten Augenblicke einander so innigen, und treu bis zum Tode gehaltenen Schwur geleistet, so stelle man sich vor, welches Inhaltes diese ersten Geberden und ersten Blicke unserer beiden Liebenden seyn mogten, die einander nur mittelst ihrer Gedanken diejenigen vor dem Throne des Höchsten allewigen Dinge sagen konnten, welche auf Erden durch den Genius Shakspeare's unsterblich gemacht worden sind!

Freilich ist es lächerlich, auf den Radspeichen eines Wagens bis zum Kutschenbock und von diesem auf die Bedachung des Fuhrwerkes zu steigen, und bei jedem Schritte aufwärts innezuhalten, um zu prüfen, ob man

auch höher klettern darf — freilich läuft ein Mann in seidenen Strümpfen und gestickter Weste Gefahr, einen keinesweges günstigen Eindruck zu machen, wenn er von einer Wagenbedachung auf den Vorsprung eines Fensters steigt — freilich ist das Alles unbestreitbar, jedoch nicht für Alle, denn es ist sehr bestreitbar für alle die, welche wahrhaft lieben.

Kaum war der Marquis De Maubray in das Zimmer Camillens getreten, so machte er dieser eine so höfliche Verbeugung, als ob er in den Tuilerieen eine Herzogin zu begrüßen hätte. Wäre sein die Gabe der Rede gewesen, er würde ihr vielleicht erzählt haben, wie er sich der Obhut seines Hofmeisters entschlichen hatte, um unter ihr Fenster, vermittelst eines Geschenkes an einen der Gasthofsaufwärter, zu gelangen; wie er nach Endigung der Oper ihr gefolgt war; wie durch einen Blick von ihr sein ganzes Wesen umgewandelt wäre; wie er sie und nur sie auf dieser ganzen Welt liebte, und nach keinem größeren Glücke als nach dem strebte, ihr sein Herz, seine Hand und sein Vermögen anbieten zu dürfen. Alles das stand auf seinem Antlitze geschrieben; allein die Verbeugung, die Camilla zur Erwiderung seines Grußes ihm machte, ließ ihn erkennen, daß dergleichen Erzählung gänzlich unnütz gewesen seyn würde und daß das Mädchen sich wenig darum kümmerte, wie er es angefangen hätte zu ihr zu gelangen.

Ungeachtet der Kühnheit, mit welcher Herr De Maubray zu derjenigen gedrungen war, die er liebte, war er doch, wie wir bereits erinnerten, schlichtherzig und zurückhaltend. Nachdem er Camilla begrüßt hatte, suchte er vergebens

nach Mitteln ihr zu verstehen zu geben, daß er sie zur Gattin begehrte; sie verstand nichts von dem Allen was ihr zu erklären er versuchte. Da sah er auf dem Tische das Täfelchen, auf welchem „Camilla“ geschrieben stand. Hurtig ergriff er die Kreide und schrieb neben diesen Namen den seinigen, „Armand“. — — —

„He! was soll das heißen?“ rief eine tüchtige Baritonstimme — „Was für ein Stelldichein giebt es hier? Weshalb sind Sie hier hereingekommen, mein Herr? Was wollen Sie in diesem Hause?“

Ohm Gontard war's, der so sprach, indem er zornigen Blickes und im Schlafrock zu der Thüre hereintrat, die aus seinem Schlafgemach in das seiner Nichte führte.

„Herrliche Geschichten, das!“ fuhr er fort. „Gott weiß, daß ich nicht schlief, und daß wenn Sie Lärm hier machten, es wenigstens nicht mit Ihrer Zunge geschah. In welcher Absicht sind Sie hier, daß Sie ein Kutschendach erklettern, in's Fenster springen und ein entsetzliches Gepolter erregen? Wozu das? frage ich Sie, mein Herr — um eine Familie in übeln Ruf zu bringen? um einem unschuldigen Mädchen — —“

„Herr des Himmels!“ unterbrach sich hier der ehrliche Alte — „was hilft mir mein Reden? Der da hört mich eben so wenig, als meine Camilla mich hören kann! O, Jesus!“

Der Marquis aber nahm aus seinem Taschenbuche Papier und Bleistift hervor, und schrieb:

„Ich liebe das schöne junge Mädchen; ich will sie zur Frau. Ich habe zwanzigtausend Livres jährlicher Einkünfte. Wollen Sie mir Camilla zur Frau geben?“

„Wahrhaftig!“ rief Ohm Gontard, „nur Leute denen die Sprache fehlt verstehen so hurtig mit dergleichen Sachen umzuspringen. —. Aber sehen Sie's doch ein,“ rief er nach kurzem Bedenken — „ich bin ja nur ihr Onkel. Nicht meine Erlaubniß, sondern die ihres Vaters muß nachgesucht werden.“

Nicht leicht war es, die Einwilligung des Chevaliers zu solcher Heirath zu erlangen. Freilich war er, wie bereits erinnert worden ist, völlig geneigt alles ihm Mögliche zu thun, um seine Tochter minder unglücklich zu wissen; allein der vorliegende Fall führte ein fast unübersteigliches Hinderniß mit sich. Ein Mädchen, das von einem schauerlichen Gebrechen heimgesucht war, sollte einem Manne zugesellt werden, den dasselbe Unglück betroffen hatte. Wenn solche Vereinigung Frucht trüge, würde dann nicht höchst wahrscheinlich ein unglückliches Wesen mehr an das Licht der Welt kommen?

Wir wissen daß der Chevalier, dem düstersten Kummer hingegeben, verborgen auf seinem Gütchen lebte. Seine Gattin war im Park beigesetzt worden; ihren Grabstein umringten einige Thränenweiden; die Stätte zeigte dem Vorübergehenden an, wer hier schlummerte. An diesen Ort begab der Chevalier sich täglich; an diesem Orte brachte er ganze Stunden hin; denn Reue und Betrübniß durchschauerten ihn, und sein waren Erinnerungen, die nur dazu dienen konnten seinen unsäglichen Schmerz zu nähren.

An diesem Orte stand eines Morgens Ohm Gontard plötzlich vor ihm. — Tages nachher, als er die beiden

Liebenden in Camillens Kammer überraſchte, hatte der biedere Greis Paris verlaſſen, und ſeine liebe Nichte nach Mons in ſein eigenes Haus gebracht, damit ſie dort den Ausgang der Sache erwarten mögte.

Armand, der von dieſer Reiſe in Kenntniß geſetzt worden war, hatte verſprochen treu zu bleiben und ſich bereit zu halten ſein gegebenes Wort zu erfüllen. Seit längerer Zeit verwaiſet, Herr ſeines Vermögens, brauchte er nur die Zuſtimmung ſeines Vormundes einzuholen, und in dieſer Hinſicht hatte ſein Wille kein Hinderniß zu fürchten; vielmehr bot ſich der Vormund zum Vermittler in der Sache an, ſah jedoch nicht ein, wie nach der erſten, allerdings ihm als ſehr ſonderbar erſcheinenden Zuſammenkunft Armands und Camillens eine zweite anders würde ſtattfinden können, als mittelſt Erlaubniß des Chevaliers und eines Notars.

Bei Gontard's erſten Worten gerieth der Chevalier, wie man wohl denken kann, in das größte Erſtaunen. Als der biedere Greis ihm das Zuſammentreffen im Opernſaale und dann den ſeltſamen Auftritt und den auf noch ſeltſamere Weiſe gemachten Heirathantrag in der Kammer Camillens geſchildert hatte, hatte Des Arcis Mühe einen ſolchen Roman für glaublich zu halten. Inzwiſchen mußte er erkennen, daß Ohm Gontard ihm Wahrheit berichtete; in demſelben Augenblick aber ſtellten ſich ihm alle in der Sache obwaltenden Einwürfe entgegen.

„Was ſoll geſchehen?“ rief er. „Zwei gleich unglückliche Weſen will man mit einander vermählen? Genügt es nicht, daß wir in unſerer Familie jenes beklagenswerthe Geſchöpf beſitzen, das mir Tochter iſt?

Soll ich unser Leid noch dadurch vergrößern, daß ich ihr einen Mann gebe, der dasselbe Gebrechen hat? Bin ich dazu erkoren, mich von Wesen umgeben zu sehen, die für alle Welt Gegenstände des Mitleidens oder der Geringachtung sind? Soll ich mein Leben zwischen Stummen hinbringen? bei ihrem schauerlichen Schweigen dem Grabe zuwanken und endlich mir von ihnen die Augen zudrücken lassen? Soll ich meinen Namen, auf den ich zwar, Gott weiß es, nicht stolz bin, der jedoch der Name meines Vaters ist — soll ich ihn auf Unglückselige vererben, die ihn weder niederschreiben, noch aussprechen können?"

„Aussprechen? Nein!" versetzte Gontard. „Mit dem Unterzeichnen aber hat es eine andere Bewandtniß."

„Was?" rief der Chevalier. „Unterzeichnen können Taubstumme? Faseln Sie?"

„Ich weiß was ich sage", entgegnete der Gefragte. „Der Marquis Armand De Maubray kann schreiben; ja, ich versichere Ihnen, er schreibt sogar sehr gut und geläufig, wie sein Heirathantrag beweiset, der überdies sehr redlichen Sinnes abgefaßt ist, und den ich hier in meinem Taschenbuche habe."

Ohm Gontard legte dem Chevalier das von Armand beschriebene Blättchen vor, auf welchem dieser, freilich sehr lakonisch, aber doch klar und verständlich Camilla zur Gattin begehrte.

„Was heißt das?" rief Des Arcis. „Seit wann führen Taubstumme die Schreibfeder? Gontard, was für ein Mährchen wollen Sie mir aufbeften?"

„Mein Seel!" versetzte der ehrliche Gewerksmann, „wie's damit zugeht, begreif' ich nicht, gewiß aber ist's,

daß es so ist wie ich sagte. Ich hegte die Absicht, Camilla ein wenig zu zerstreuen und nebenbei denn selbst einmal zu sehen, was es mit solchem Ballet auf sich hat. Der junge Marquis befand sich ebenfalls im Opernsaale und schrieb wirklich mit vieler Leichtigkeit allerlei in eine Schreibtafel, welche er in der Hand hielt. Gleich Ihnen, Chevalier, hab' ich stets geglaubt, ein Stummer könne sich nimmer verständlich machen. Dem ist jedoch nicht so. Es scheint, man hat ein Mittel erfunden, die Taubstummen zum Verständniß Anderer und sie selbst dahin zu bringen, sich Andern wiederum verständlich zu machen. Man sagt, ein Abbé, dessen Namen ich nicht behielt, habe jenes Mittel erfunden. Was mich betrifft, so hat ein Schieferstein mir, wie Sie auch wohl denken können, bisher zu nicht viel mehr nutz geschienen, als ihn statt einer Dachpfanne zu gebrauchen; allein die Pariser werden immer pfiffiger."

„Aber, Gontard, sprechen Sie wirklich im Ernste?"

„In vollem Ernste. Der junge Marquis ist reich, hübsch, ein Cavalier. Ich verbürge mich für ihn und bitte Sie, Eines wohl zu bedenken. Was wollen Sie mit der armen Camilla anfangen? Freilich spricht sie nicht; allein das ist nicht ihre Schuld. Was soll aus ihr werden? Soll sie unvermählt sterben? Da ist nun ein Mann, der sie liebt; ein Mann, der, wenn Sie ihm das Mädchen geben, nimmermehr ihres Zungenfehlers überdrüssig werden wird, da er selbst an diesem Fehler leidet. Und die beiden Leutchen verstehen einander wahrhaftig, ohne daß sie nöthig hätten zu schreien. Der Allerwelt-Marquis kann lesen und schreiben, Millchen wird's ebenfalls lernen, denn warum sollt's ihr allzuschwer werden,

da es ihm damit glückte? Sie begreifen, daß wenn ich ihnen einen Blinden zum Eidam vorschlüge, Sie das Recht haben würden, mir in's Gesicht zu lachen; allein ich trage Ihnen einen Taubstummen an, und das ist sehr verständig.«

Während der Alte so sprach, hielt der Chevalier den Blick auf den Grabstein seiner Gattin geheftet, und schien tief nachzudenken.

»Meiner Tochter die Gabe zu verleihen, ihre Gedanken zu äußern — wird Gott dies gestatten? wird es möglich seyn?« sagte Des Arcis nach langem Schweigen.

In diesem Augenblicke trat der Pfarrer des benachbarten Ortes in den Garten. Der Chevalier hatte ihn zum Mittagsessen eingeladen, begrüßte ihn jetzt ziemlich zerstreut, fuhr dann plötzlich aus seiner Träumerei auf, und sagte: »Lieber Pastor, Sie erhalten ja bisweilen die Zeitungen. Haben Sie von einem Geistlichen gelesen oder gehört, der sich mit der Erziehung taubstummer Personen befaßt?«

Leider war der Mann, an den diese Frage gerichtet ward, ein ächter Landpfarer damaliger Zeit; ein schlichter, gutherziger, aber unwissender Bücherwurm, dem alle Vorurtheile seines Jahrhunderts inwohnten — und an was für trübseligen Vorurtheilen kränkelte jenes Jahrhundert!

»Ich weiß nicht was der gnädige Herr eigentlich sagen wollen,« versetzte der Gefragte; »es wäre denn, daß Sie von dem Abbé de l'Epée sprächen.«

»Ganz recht; eben von dem ist die Rede,« fiel Gontard ein. »Diesen Namen nannte man mir; ich erinnere mich jetzt dessen ganz deutlich.«

„Nun, was iſt davon zu denken und zu glauben?“ fragte der Gutsherr.

„Mich dünkt, ich kann nicht behutſam genug,“ war des Pfarrers Antwort, „von einer Sache reden, die zu begreifen über meine Einſicht geht. Indeſſen aus dem Wenigen was ich von ihr in Erfahrung gebracht habe, ſcheint es mir, als habe jener Abbé de l'Epée, der übrigens ein ſehr achtbarer, ja ehrwürdiger Herr ſeyn mag, keineswegs ſeinen Zweck erreicht.“

„Wie meynen Sie das?“ fragte der Gewerksmann.

„Ich meyne, daß auch die reinſte Abſicht ihr Ziel gänzlich verfehlen kann. Außer Zweifel iſt es — nach dem zu urtheilen, was ich darüber gehört habe — daß die lobenswertheſten Verſuche gemacht worden ſind; dennoch will es mir nimmer einleuchten, es ſey nur im entfernteſten Sinne möglich, die Taubſtummen, wie der gnädige Herr ſich ausdrückte, zum Leſen und Schreiben zu bringen.“

„Ich habe mich aber mit eigenen Augen davon überzeugt,“ fiel Gontard lebhaft ein. „Ich habe einen Taubſtummen geſehen, der deutlich und verſtändlich ſchreibt.“

„Ich bin weit entfernt Ihnen widerſprechen zu wollen,“ verſetzte der Dorfgeiſtliche; „dennoch iſt mir von gelehrten und glaubwürdigen Perſonen, zu denen ſogar Doctoren der pariſer Facultät ſich zählen, veſt verſichert worden, daß die Sache eine poſitive Unmöglichkeit ſey.“

„Eine Sache die man ſieht, kann nicht unmöglich ſeyn,“ entgegnete der ehrliche Alte mit Ungeduld. „Ich bin funfzig Meilen weit gereiſet, um dem Chevalier eine Schrift jenes Taubſtummen unter Augen zu legen — und hier iſt die Schrift!“ Dabei zog Gontard abermals

das von dem Marquis beschriebene Blättchen hervor und zeigte es nun auch dem Pfarrer, der halb verwundert, halb betroffen es genau betrachtete, zu mehreren Malen laut herlas und es dann zurückgab, ohne zu wissen was er dazu sagen sollte.

Der Chevalier schien an dieser Verhandlung weiter nicht Theil zu nehmen. Er fuhr fort hin und her zu schreiten. Seine Unentschlossenheit stieg mit jedem Augenblicke.

„Wenn Gontard Recht hat," dachte er, „und ich weigere mich, so verabsäume ich meine Pflicht, ja, ich begehe alsdann gewissermaßen ein Verbrechen. Es bietet sich eine Gelegenheit dar, dem armen Mädchen, der ich nur den Anschein vom Leben gab, zu einer Hand zu verhelfen, welche die ihrige sucht, um sie der Nacht ihres Daseyns zu entreißen. Hm! hm! wenn Camilla in dieser Nacht bleibt, wird sie sich glücklich träumen können? wird sie glücklicher seyn, wenn ich sie derselben entreißen lasse? Habe ich Recht dazu, das Eine und das Andere zu thun oder zu unterlassen? Was würde die Mutter sagen, wenn sie zugegen wäre?"

Der Blick des Chevaliers haftete nochmals am Grabsteine Cäciliens; dann faßte Des Arcis den Arm Gontard's, führte diesen ein wenig bei Seite und sagte leise zu ihm: „Thun Sie in der Sache was Ihnen beliebt."

„Wohlan denn," rief der Onkel; „ich hole Camilla; sie ist bei mir; sie soll bald hierseyn —"

„Nichts da!" sprach der Vater; „trachten wir gemeinsam, sie so glücklich als möglich zu machen; allein wiedersehen kann ich sie niemals." — —

Armand und Camilla wurden zu Paris in der Kirche verehelicht. Der Gouverneur und Ohm Gontard gaben

dabei die alleinigen Zeugen ab. Der Marquis hatte sich zur Genüge von den dabei zu beobachtenden Förmlichkeiten unterrichtet; so daß, als der amtverwaltende Priester die üblichen Frageworte an das Brautpaar richtete, Armand sich wie bejahend verbeugte, und also ziemlich wohl seine Rolle durchführte, was ihm freilich schwer genug werden mogte. Camilla versuchte gar nicht, etwas von der Sache errathen oder gar begreifen zu wollen; sie betrachtete ihren Geliebten und senkte das Haupt, sobald dieser es that.

Beide hatten einander gesehen — und sofort geliebt; und man könnte wohl sagen, es sey daran genug gewesen. Als sie Hand in Hand die Kirche verließen, kannten sie einander nicht näher, als sie sich bei'm ersten Erblicken gekannt hatten; allein man kann behaupten, auch hieran sey's völlig genug gewesen.

Der Marquis besaß ein ziemlich großes Haus. Nach der Ceremonie hob Armand seine junge Gattin in einen stattlichen Wagen, den diese mit kindischer Neugier betrachtete. Das Haus, in welches man sie führte, gereichte ihr nicht minder zum Erstaunen — diese Gemächer, diese Dienstleute, diese Pferde, die von jetzt an auch ihr gehören sollten, schienen ihr Wundergaben zu seyn.

Uebrigens war im Voraus vestgesetzt worden, diese Vermählung ohne alles Geräusch vor sich gehen zu lassen. Die ganze Festlichkeit beschränkte sich auf ein höchst einfaches Abendessen.

Camilla ward Mutter. — Eines Tages, als der Chevalier seine düstern Spaziergänge im Park zu Chardonneux verfolgte, überreichte ein Diener ihm einen Brief, der von

ihm unbekannter Hand geschrieben war. Die Zuschrift gab sich als eine seltsame Mischung von Geistesklarheit und Unwissenheit; sie kam von der Marquise Camilla de Maubray, und lautete folgendermaßen:

„O, mein Vater! ich spreche; nicht mit meinem Munde, wohl aber mit meiner Hand. Meine Lippen bleiben und sind verschlossen, dennoch vermag ich zu reden. Er, der mein Lehrer ist, hat mir auch Anleitung gegeben, an Sie schreiben zu können. Er hat mich wie für sich unterrichten lassen, denn Sie wissen, er ist sehr lange Zeit so gewesen wie ich war, und ich bin nun geworden, was er ward. Es hat mir viel Mühe gekostet zu lernen. Zuerst lernt man mit den Fingern sprechen; dann erlernt man geschriebene Figuren. Es giebt allerlei Figuren, die die Furcht, den Zorn und Alles und Alles ausdrücken. Man braucht viele Zeit sie alle kennen zu lernen, und mehr um Worte hinzustellen, weil die Figuren nicht dasselbe sind; endlich aber kommt man damit zu Stande, wie Sie sehen. Der Abbé de l'Epée ist ein sehr guter und sehr sanfter Mann.

„Ich habe ein Kind, das sehr hübsch ist. Ich wollte Ihnen nicht eher davon sagen, als bis ich wüßte, ob es so seyn würde wie wir sind; aber ich habe dem Vergnügen an Sie zu schreiben, nicht widerstehen können, ungeachtet unserer Besorgniß, denn Sie denken sich wohl, daß mein Mann und ich sehr unruhig sind, besonders weil wir nicht hören können. Die Wärterin kann hören, aber wir fürchten, daß sie sich irrt, und so warten wir mit einer großen Ungeduld, zu sehen, ob das Knäbchen

ſeine Lippen öffnen und ſie mit Geräuſch bewegen wird, wie die Hörend-Sprechenden. Sie denken ſich wohl, daß wir Aerzte befragt haben, ob es möglich iſt, daß ein Kind von zwei ſo unglücklichen Perſonen, wie wir ſind, nicht auch ſtumm ſey, und ſie haben uns geſagt, es könnte wohl ſeyn; aber wir wagen nicht es zu glauben.

„Sie denken ſich wohl, mit welcher Furcht wir den lieben Kleinen betrachten, und wie es uns quält, wenn er ſein Mündchen öffnet und wir nicht wiſſen, ob ſeine Lippen Geräuſch machen. Seyn Sie verſichert, mein Vater, daß ich viel an meine Mutter denke; die muß eben ſo unruhig geweſen ſeyn als ich bin. Sie haben meine Mutter ſehr lieb gehabt, wie ich auch mein Kind lieb habe; aber ich bin für Sie nur ein Gegenſtand des Kummers geweſen. Jetzt kann ich leſen und ſchreiben und faſſe wohl, welches Leid meine Mutter ertragen hat.

„Wenn Sie mir ganz gut ſeyn wollten, lieber Vater, ſo würden Sie uns in Paris beſuchen. Es würde das große Freude und Dankbarkeit erwecken in Ihrer ehrerbietigen Tochter

Camilla de Maubray.“

Lange Zeit blieb der Chevalier unentſchloſſen, nachdem er dieſen Brief geleſen hatte. Anfänglich hatte er ſeinen eigenen Augen nicht trauen und nicht glauben wollen, das Schreiben wäre von Camillens eigner Hand; endlich mußte er jedoch die Zuverläſſigkeit der Sache einräumen. Was ſollte er jetzt thun? Seiner Tochter nachgeben und nach Paris gehen, konnte für ihn nichts Anderes ſeyn, als ſehr wahrſcheinlich durch neue Küm-

merniß alle Erinnerungen an früheres Leid nur um ſo lebhafter regmachen. Ein Kind, welches er freilich nicht kannte, das jedoch ein Söhnchen ſeiner Tochter war, könnte ihm alles Weh der Vergangenheit zurückrufen; Camilla könnte ihn auf das Schmerzlichſte an Cäcilie erinnern; allein zu gleicher Zeit konnte er ſich nicht enthalten, ſich die Unruhe zu vergegenwärtigen, von der dieſe junge Mutter erfüllt war, während ſie ein Wort von den Lippen ihres Knäbchens erwartete.

„Sie müſſen hin!“ ſagte Ohm Gontard, als der Chevalier ihn zu Rathe zog. „Ich habe dieſe Heirath zu Stande gebracht, und halte ſie für gut und dauernd. Wollen Sie Ihr eigenes Fleiſch und Blut in Angſt und Kümmerniß laſſen? Iſt's nicht genug — ich ſag's, ohne Ihnen Vorwürfe machen zu wollen — iſt's nicht genug, daß Sie Ihre Frau allein auf jenem Balle zurückließen, und daß in Folge deſſen ſie in's Waſſer ſank? Vergeſſen Sie gänzlich Ihre Camilla? Meynen Sie, es genüge, wenn man ſich der Traurigkeit ganz und gar hingiebt? Sie aber thun dies, und thun es wohl mehr als nöthig iſt. — Glauben Sie, daß für Sie es ſonſt nichts zu beſchützen und zu bewirken giebt? Camilla wünſcht, Sie zu ſehen — reiſen wir. Ich begleite Sie, und es thut mir nur leid, daß Millchen mich nicht auch zu ſich berief. Es iſt nicht ganz hübſch von ihr, daß ſie jetzt nicht auch an meine Thür klopft, die ihr doch jederzeit offengeſtanden hat.“

„Der Alte hat Recht,“ dachte Des Arcis. „Unnützerweiſe und grauſam genug habe ich das Leiden einer trefflichen Frau vergrößert, habe ſie eines ſchauerlichen Todes eben dann ſterben laſſen, als ich ſie vor

demſelben hätte bewahren ſollen; und wenn mir heute dafür Strafe durch den Anblick des Unglückes meiner Tochter zuerkannt wird, ſo darf ich mich nicht darüber beklagen. Wie peinlich jener Anblick mir auch werden möge, ich muß mich dazu verdammen ihn zu ertragen. Ich verdiene ſolche Züchtigung. Meine Tochter ſtrafe mich dafür, daß ich die Mutter verließ. Ich will nach Paris, ich will jenes Kind ſehen; ich verließ ſie, die ich liebte, um dem Unglücke fern zu ſeyn; es ſoll mir jetzt ein rächendes Vergnügen werden, das Unglück veſten Blickes anzuſchauen!« —

Das junge Ehepaar befand ſich in einem hübſchen kleinen Zimmer im Erdgeſchoß eines ſtattlichen Hauſes in einer der pariſer Vorſtädte, als der Vater und der Onkel eintraten. Auf dem Tiſche lagen Zeitungen, Kupferſtiche und Bücher. Der Mann las, die Frau ſtickte; das Knäbchen kollerte ſich am Boden auf dem Teppich. Der Marquis ſtand auf; Camilla eilte ihrem Vater entgegen, der ſie zärtlich umarmte, während Thränen ihm in die Augen traten. Nicht lange jedoch währte es, ſo ſenkte der Blick des Chevaliers ſich auf das Kind. Wider ſeinen Willen fühlte Des Arcis denſelben Schauder, den ihm vormals das Gebrechen Camillens eingeflößt hatte; und dieſer Schauder verſtärkte ſich noch durch die Vorſtellung, es ſey auch dies Kind unerrettbar von demſelben Gebrechen ergriffen; ſo daß als man ihm den Kleinen hinreichte, er zurückwich und ausrief: »Noch ein Taubſtummer?!«

Camilla nahm den Kleinen in ihre Arme; ohne gehört zu haben, hatte ſie verſtanden. Sie hielt ſtrahlenden Blickes ihr Kind unter die Augen des Chevaliers,

legte ihren Finger auf die Lippen des Kleinen und rieb sie ein wenig, als wollte sie das Geschöpfchen zum Reden einladen. Einige Minuten lang ließ dies sich bitten, dann aber sprach es deutlich das Wort aus, das die Mutter ihm durch den Mund der Wärterin hatte einlernen lassen, das Wort — „Großpapa!“

Ohm Gontard aber, dem helle Thränen über die gefurchten Wangen strömten, rief: „Nun, Chevalier? nun? Wie waren diese doch! und wie wurden sie doch! und wie sagt doch die heilige Schrift: „„Solches geschiehet vom Herrn Zebaoth; denn sein Rath ist wunderbarlich, und führet es herrlich hinaus!““

Der eiſerne Ring.

Eine mährchenhafte Geſchichte.

„— — Wißt, ich hab' ein Pfand vom Schicksal selbst."
„— Hast Du auch ein's, daß jenes Pfand nicht lüge?"
„Wallenstein's Tod," v. Schiller.

Erstes Kapitel.

Der Talisman.

Denon, der Director der Museen zur Zeit des französischen Kaiserreiches, nicht nur einer der berühmtesten, sondern auch einer der liebenswürdigsten und freundlichsten Gelehrten seines Jahrhunderts, erwies jedem, der ihn darum bat, gern die Gefälligkeit ihm die kostbaren Schätze seiner Privatsammlung zu zeigen, in welcher sich, gleichsam wie in einem Zauberpalaste, die seltensten Alterthümer und die wunderlichsten Meisterstücke neuerer und neuester Zeit befanden. Von allen vier Enden der Erde her waren hier Gegenstände zusammen gebracht worden, die in wissenschaftlicher Hinsicht, wie in wundersamer Zusammenstellung des Sehenswerthen, so viel darboten, daß nur dämonische Beschreibungen oder seenhafte Erscheinungen fehlten, um Denon's naturhistorisches Cabinet zu einem wahrhaftigen Zauberorte zu machen.

Mit mehreren Schaulustigen hatten auch Frau von Narcueil und deren Tochter Stephanie eines Tages die Säle des Erforschers Aegyptens betreten. Frau von Narcueil war noch immer eine sehr hübsche Frau, obwohl sie eine Tochter zu verehelichen und der

Widerwärtigkeiten viele erfahren hatte. Sie zählte allerdings erſt Fünfunddreißig, allein die Laſt der Sorgen, von der ſie ſich ſeit längerer Zeit bedrückt fühlen mußte, hätte ſie wohl altern laſſen dürfen. Sie war Wittwe und beſaß kein Vermögen.

Die Blicke der Dame waren lange Zeit gleichgültig über die zur Schau geſtellten Merkwürdigkeiten hinweggeſchweift, als ſie plötzlich, und wie mit ſeltſamer Unruhe an einem langen offenen Kaſten haften blieben, in welchem ein mit unzähligen ſchmalen bunten Bändern umwundener Leichnam ruhete. Den Kopf der Mumie zierte eine Art von Krone, die golden ſchimmerte. Das Gehäuſe in welches ſie aufbewahrt ward, wies ſich mit Hieroglyphen bemalt.

Stephanie, die ſich von heiterern Gegenſtänden angelockt fühlen mogte, hatte ſich von ihrer Mutter entfernt. Frau von Narcueil ſtand unbeweglich vor der balſamirten Leiche.

— „Es war eine erlauchte Prinzeſſin,“ erläuterte der Naturforſcher mit jenem feinen Lächeln, durch welches ſein Geſichtsausdruck eben ſo viel Anmuthiges als Schelmiſches zu gewinnen pflegte — „die Tochter eines Königs von Memphis. So wie ſie da liegt, iſt ſie eine ziemliche Reihe von Jahrhunderte alt. Ja, ja, die hochgebornene Dame wird auf ihrem Sterbelager es ſchwerlich ſich haben einfallen laſſen, daß ihre aus den Gräbern der Pharaonen wieder hervorgeholte Mumie eines Tages den Nil hinabſchiffen würde, um an den Ufern der Seine zur Schau geſtellt zu werden. Lauf der Welt! Weniges in dieſer iſt oder bleibt am rechten Orte. Iſis hat ihr Kindlein übel behütet. Es ward in Afrika von

Napoleon aus dem Erdenschooße herausgeholt, und Gott der Höchste mag wissen, wo dieser Napoleon einst in den Erdenschooß gelegt werden wird!«

»Wie, Herr Professor? Der Kaiser — er? Sie könnten denken — —«

»Wenn es den Kaiser betrifft, Madame, so ist es nicht immer erlaubt zu denken — wenigstens nicht laut —«

»Fürwahr, mein Herr, Napoleon ist ein Mann in Allem und überall, ein Wesen —«

»Meiner Meynung nach, Madame, und unter uns gesprochen, ist er der Aladdin im arabischen Mährchen.«

»Ja wohl, und er wird seine Lampe —«

»Mag er sie behalten oder einbüßen; das Licht derselben wird unvergeßlich bleiben!«

»Was hat die Mumie an ihrem Finger?« fragte Frau von Narcueil, die sich so wunderſam von der ägyptischen Leiche angezogen fühlte, daß sie sich mit nichts Anderem als mit ihr beschäftigen mogte.

»Einen eisernen Ring, Madame,« versetzte der berühmte Greis; »eine Art von Talisman.«

»Talisman?«

»Einen glückbringenden. Dieser Ring ward gemäß den Landesgebräuchen von den ägyptischen Magiern der Prinzessin in der Stunde ihres Verscheidens an den Finger gesteckt, damit er ihre sterblichen Ueberreste vor jeglicher Entweihung bewahren mögte.«

»Und dennoch, ungeachtet des Ringes, steht der Leichnam hier bei Ihnen zur Schau?«

»Halten Sie mein Naturalien-Cabinet für einen Ort der Entweihung, Madame?«

»Nicht doch — freilich nicht — aber dennoch —«

„Dennoch! Bemerken Sie wohl, was ich sage. Der Ring hat der fürstlich geborenen Afrikanerin Glück gebracht, denn drei Jahrtausende nach ihrem Sterben wird sie in Paris bewundert. Unsere schönen Damen bewundern sie; Sie selbst, Madame, nehmen Theil an ihr — Welch eine ausgezeichnete Ehre! Welch ein Triumph!“

Frau von Narcueil lächelte.

„Werden Sie es wohl glauben?“ fuhr Denon fort: „Man versichert, daß noch jetzt jegliche Person, die diesen Ring am Finger trüge, alle ihre Wünsche erfüllt sehen und sich fortdauernden Wohlergehens erfreuen würde.“

„Wie, Herr Professor? Und Sie selbst tragen diesen Ring nicht?“

„Aus zweien Gründen nicht, Madame; erstens ist der Ring so klein, daß er sich keinem meiner Finger anpaßt, und zweitens,“ setzte der Naturforscher mit Ironie hinzu — „zweitens hab' ich ihn ja unter meiner Hand, was wohl eben so viel seyn mag, als an meiner Hand. Ich bin ja Herr des Ringes!“

„Auch gedieh und gedeihet Ihnen ja Alles, Herr Denon; Ihr Leben ist das eines Glücklichen.“

„Und Sie meynen es sey dies Folge des Mumienringes?“

„Ich gestehe, daß ich das glauben mögte.“

Als die Dame diese Worte sprach, fühlte sie ihren Busen gepreßt; ein Klageseufzer entstahl sich demselben. Wohl bedurfte sie, die arme Wittwe, eines glückbringenden Talismanes! War sie doch freundlos wie güterlos! Ihre Tochter, die blühende, siebenzehnjährige Stephanie, obwohl reich von der Natur beschenkt, schien doch nicht sonderlich

die Blicke heirathluſtiger Männer auf ſich zu ziehen. Ach! nur Wenige in unſeren Tagen freyen nach Schönheit. Hiezu nehme man noch, daß Frau von Narcueil beſſere Tage gekannt, daß ſie ihren Gemahl und ihr Vermögen zu gleicher Zeit verloren hatte, und daß ſie, die vormals Begüterte und Gefeierte, ſich um ſo weniger in ihrer jetzigen Armuth und Verlaſſenheit zu tröſten wußte.

Der Inhaber des Cabinets hatte ſich zu einer anderen Gruppe von Beſchauern im anſtoßenden Zimmer begeben. Ein Gedanke, ein ſtrafbarer, unſtreitig wohl von der Kümmerniß eingegebener Gedanke, war plötzlich in Frau von Narcueil mächtig geworden, denn obwohl dieſe denſelben von ſich abwies, wollte er doch nicht weichen.

„Wenn dieſer Ring,“ ſagte die Mutter Stephaniens zu ſich ſelbſt — „wenn dieſer Ring wirklich ein Glücks-Taliſman wäre? Niemand außer mir iſt in dieſem Saale! Wenn ich mich des Ringes bemächtigen könnte?“ Und ergriffen von dem Gedanken, ſie würde vor dem Allſehenden nicht unverzeihlich ſtrafbar erſcheinen, wenn ſie dem Wunſche, ihrer Tochter Glück zu gründen und zu fördern, ihren eigenen Seelenfrieden zum Opfer brächte, hatte die ſo beklagenswerthe wie bethörte Mutter den eiſernen Ring — — entwendet.

— „Es iſt und bleibt eine böſe That, die ich beging!“ ſagte Frau von Narcueil zu ſich ſelbſt, als ſie mit ihrer Tochter nach Hauſe zurückgekehrt war. „Ich habe das Eigenthum eines Andern an mich gebracht — ich habe geſtohlen; freilich nur einen alten eiſernen, verroſteten Ring; ein Geringes — ein Nichts! Denn,

recht erwogen, glaube ich keineswegs veſtiglich an die Wunderkräfte dieſes vermeynten Taliſmans. Die Jetztzeit beutet keine Zaubermährchen aus. Nichtsdeſtoweniger — ja, ja, ich kann's mir nicht verhehlen — nichtsdeſtoweniger fühle ich mich ſtrafbar — ſehr ſtrafbar. Zum Glück wird wohl meine That nicht kundwerden können; ſchwerlich wird der an ſo vielen Koſtbarkeiten reiche Naturforſcher das Fehlen der eiſernen Kleinigkeit bemerken, oder er wird es nicht weiter beachten. Schien er doch keinen ſonderlichen Werth darauf zu legen, denn ſonſt würde er ſie nicht ſo ſpöttelnd geprieſen haben. Auch glaubt er ſicherlich nicht an die abergläubiſchen Ideen, die — — und ich glaube eben ſo wenig daran — und dennoch habe ich einen Diebſtahl begangen!«

O! hätte Frau von Narcueil in die Zukunft, und zwar in eine ihr ſo nahe Zukunft blicken können, ſo würde ſie ſich ſchwerlich ſo harte Vorwürfe gemacht haben; ſie würde dann geſehen oder vernommen haben, wie man ungeſtraft ſich des Gutes Anderer bemächtigt, wie man, und zwar Angeſichts der ganzen Welt, ungleich koſtbarere Dinge als einen eiſernen Ring, das Eigenthum Anderer durch einen ſchlauen Geſchwindgriff in ſeinen eigenen Säckel ſchieben kann. — Der Jeſuitismus treibt noch immer ſein Weſen.

»Was iſt Dir, liebe Mutter?« ſagte Stephanie mit Beſorgniß; »Du ſcheinſt traurig und leidend zu ſeyn.«

Frau von Narcueil aber war ſo ſehr in düſteres Nachdenken vertieft, daß ſie gar nicht hörte, was ihre Tochter ſprach.

„Angenommen,“ dachte sie weiter — „angenommen, ich hätte mich eines wahrhaftigen Talismanes bemächtigt — wird der Himmel dann gestatten, daß ich ungestraft eines Glückes frohwerde, welches ich durch Hinterlist und Betrug erzielte und erlangte? Nein! mir ahnet, das Gute werde sich mir zum Bösen wenden. Wehe, wenn ich davor zittern müßte, glücklich zu seyn!“

Und wirklich bebte schon zum voraus die Dame bei diesem allerdings erschütternden Gedanken.

„Mutter, was hast Du da am Finger?“ rief Stephanie — „wie garstig der Ring ist!“

„Liebes Kind,“ entgegnete Frau von Narcueil mit einer Art von Feierlichkeit, „man soll niemals nach dem Aeußeren urtheilen. Kostbare Schätze stecken oft in einer unscheinbaren Hülle. Man behauptet, daß an diesen eisernen Ring große Erlebnisse geknüpft sind, und daß er demjenigen, der ihn besitzt, Glück und Wohlergehen verheißt. Theure Stephanie, ich nahm ihn um Deinetwillen zu mir; hier ist er — möge er Dich glücklich machen!“

„Nein, Mutter! behalten Sie ihn,“ versetzte die Tochter lebhaft. „Erst Ihnen, später mir das Glück! Wer gab Ihnen denn diesen Ring?“

„Was kümmert das Dich?“

„Muß man ihn denn am Finger tragen?“

„Allerdings, und mit Niemandem darüber reden. Zeige ihn nicht einmal vor den Leuten. Wer sich eines Besitzthums, was für eines es auch seyn möge, rühmt, der bringt sich oft dadurch in Gefahr es zu verlieren.“ —

Und ungeachtet aller Weigerung ihrer Tochter schob Frau von Narcueil den Talisman an den Finger der verwunderten Stephanie.

„Sey glücklich, Liebe!“ flüsterte sie; „ich werde es alsdann zwiefach seyn, denn ich werde mein Glück Dir, meiner theuren Tochter, zu danken haben.“

Zweites Kapitel.

Eine Heirath.

Am Tage nach den im vorhergehenden Kapitel erzählten Ergebnissen erhielten Frau von Narcueil und deren Tochter Etwas, das ihnen seit länger als zwei Jahren nicht mehr geworden war, nämlich eine Einladung zu einem Balle. Die Einladung ward angenommen. Nie zuvor war Stephanie so hübsch erschienen, obwohl ihr Anzug sich nur höchst einfach wies, denn des rosigen Mädchens ganzer Schmuck bestand in einem schlichten weißen Kleide und frischen Blumen im Haar. Stephanie war die Gefeierte des Balles, und ihr jugendliches Herz hüpfte von Freude darüber; Frau von Narcueil aber, entzückt ob des Triumphes ihrer Tochter, sagte zu sich selbst: „Das kommt von meinem Talisman.“

Der Marquis de Lauvil, der Sprößling einer der ältesten Familien des Landes und Besitzer eines sehr großen Vermögens, hatte fast während der ganzen Ballnacht sich als den Verehrer der reizenden Stephanie gezeigt; seine Blicke, sein Benehmen, seine Worte deuteten auf eine plötzlich entstandene Liebe. Welch eine glänzende Partie für die Tochter der Frau von Narcueil!

„Sie haben ja da, schönes Fräulein,“ sagte der Marquis zu Stephanie, als diese, um ein Schälchen Eis auszulöffeln, einen ihrer Handschuhe auszog — „Sie haben ja da einen sonderbaren Ring —“

„Es ist ein eiserner Ring, Herr Marquis.“

„Ein Feenring, denn eine kleine Zauberin trägt ihn ja an ihrem Finger.“

„Nicht doch, Herr Marquis!“

„Alles an Ihnen, schöne Stephanie, ist ja Zauber, warum sollt' es nicht auch dieser Ring seyn!“ fuhr der galante und verliebte junge Mann fort, und Stephanie fühlte sich zu aufgeregt, um die Antwort, die sie darauf gab, zuvor zu erwägen. „Man hat mir versichert, sprach sie plaudernd, „daß derjenige, der im Besitze dieses Ringes bleibt, einem lächelnden Geschick entgegen zu sehen habe, und also begreifen Sie —“

„Also fliegen Aller Herzen Ihnen zu!“ rief der Marquis leidenschaftlich. „O, Ihr Ring ist ein schöner Talisman, obwohl Sie desselben nicht bedurft hätten!“

Die Jungfrau erröthete und schwieg.

Es vergingen einige Tage; dann erhielt Frau von Narcueil folgenden Brief von dem Marquis Lauvil: —

„Verehrungwürdige Frau.

„Wenn die Huldigung eines liebenden Herzens, wenn ein edler Name, sechszigtausend Franken Einkünfte und ein tadelfreier Lebenswandel das Glück des Fräuleins Stephanie von Narcueil sichern können, werden Sie mir dann erlauben, das Alles zu Ihrer Tochter Füßen zu legen? Ein Wort von Ihnen, und ich nenne mich ehrerbietig

„Ihren gehorsamsten Sohn.“

Das Wort der Mutter blieb nicht aus; bald nachher ward die Vermälung des Herrn von Lauvil feierlich angekündigt. Die vornehme Welt erfüllte sich mit Gerüchten über die kostbaren Geschenke, welche der Marquis seiner Braut geschickt hatte und über die

prächtigen Festlichkeiten, welche nach der Trauung des edlen Paares stattfinden sollten. Der Neid entladete sich seines Grimmes; man kennt in solchen Fällen den Neid.

„Unbegreifliche Partie! Ein junges Gänschen ohne Mitgift! ohne Talente! —“

„— Und nicht einmal hübsch —“

„— Aus einer wenig bekannten Familie!“

„Und die Mutter dieser Braut — eine Heuchlerin, die als sie jung war — Nun, nun! Sie wissen's ja —“

„Freilich, freilich! Jener Dragoner-Rittmeister —“

„Vielmehr jener engländische Graf, der —“

„Denken wir nicht daran! Es schickt sich nicht. Wer weiß auch ob dergleichen Geschichten immer durchaus wahr sind; die Welt liegt im Argen.“

„Immer sind solche Geschichten wahr, und durchaus!“

„Wirklich? Nun, und solche Frauen finden dennoch überall Zutritt — machen Glück mit ihren Töchtern? Unerklärbar! Unbegreiflich!“

„Kläglich!“

„Abscheulich!“

„Die Mutter ist noch recht hübsch.“

„Hübsch? Bah! Sie scherzen. Sie zählte siebenzehn Jahre — so hat sie selbst gesagt, — als ihre Tochter zur Welt kam. Siebenzehn! warum nicht gar zwölf oder dreizehn?“

„Herrlich gefragt! Hörten Sie wohl, was der witzige Lolli sagte, als neulich Ihre allerliebste Frau von Narcueil das Liedchen anstimmte: ‚In meiner Jugend Blüthentagen —‘“

„Nun? Was sagte Lolli?“

„Das müßte sehr lange her seyn, meynte er.“

„Bei alldem iſt ſie pfiffig, die alte Dame!“

„Ihr Töchterchen iſt's nicht minder; wie könnt's auch anders ſeyn? Eine ſo gute Schule —“

„Armer Marquis! Er wird von ihnen bei der Naſe geführt. Sagen Sie, ich hab's geſagt.“

„Sagen Sie lieber, er iſt von der jungen wie von der alten Sibylle behext worden.“

In dieſen und ähnlichen Geſprächen ließen ſich die vertrauten Freundinnen der Frau von Narcueil vernehmen; liebenswürdige Damen nach der Mode, die bei den Sitzungen des Schwatzens und Läſterns die Stimmführerinnen abgaben; Damen, die Mitglieder des Frauenvereines waren, für Tugendmuſter galten, und denen auch nicht mit Einem Odemzuge hätte vorgeworfen werden können, daß ſie jemals irgendwie Das verletzten, was „geſellſchaftlicher Anſtand“ genannt zu werden pflegt.

Die Vermälung des Fräuleins von Narcueil ward mit außerordentlicher Pracht gefeiert. Die „vertrauten Freundinnen“ der Mutter Stephaniens legten dabei ein Tiefgefühl und eine Theilnahme zur Schau, daß es Staat und Kirche hätte zu Thränen rühren mögen. Der Marquis von Lauvil ſtand auf dem Gipfel ſeiner Wünſche; Stephanie dankte dem Himmel für das ihr gefallene glänzende Loos. Um die Neuvermälten her gab es eitel Feſtlichkeit und Freudigkeit.

„Haben wir denn dieſen niegehofften Glückswechſel dem eiſernen Ringe zu danken?“ ſprach Frau von Narcueil in ihrer Seele Tiefe. „Nicht doch! wie abgeſchmackt würde ſolcher Gedanke ſeyn! Wozu ſollte ich mir die Freude durch trügeriſche Vorſtellungen trüben? War Stephanie nicht, auch ohne alle Beihülfe eines Taliſ-

manes bemerkbar, hübsch und geistesgebildet genug um eine Leidenschaft einzuflößen und eine reiche Heirath einzugehen? Klar ist's, daß das was dem lieben Kinde heute begegnet durchaus nichts Wunderbares in sich fasset. Dergleichen Erlebnisse lassen sich alle Tage blicken, ohne daß zu ihrer Erzeugung zauberbegabte Ringe oder sonstige kabbalistische Mittel erforderlich wären. Also fort mit allen thörigen Gedanken! Ich will lieber den Vorwurf des Diebstahls den ich mir zu machen habe von meinem Gewissen abwälzen; ich will der Mumie ihren Ring zurückgeben und des Glückes meiner Tochter mich mit unbelastetem Herzen freuen."

Die Dame klingelte; ein Diener trat ein.

„Baptist, geh zum Herrn Professor Denon, und erkundige Dich in meinem Namen nach seinem Befinden. Ich hörte gestern Abend, er wäre krank."

„So haben Madame de Narcueil noch nicht in die heutige Zeitung geblickt?"

„Nein. Wozu die Frage?"

„Weil eine Anzeige darin —"

„Was?"

„Den Tod des Herrn Professors Denon meldet," versetzte Baptist.

Frau von Narcueil ließ einen Schrei des Erstaunens und Schmerzes hören, indem sie, in ihren Lehnstuhl sinkend, dem Diener winkte sich zu entfernen.

„Großer Gott!" sagte die tief erschütterte Wittwe zu sich selbst. „Ich war's die dem wackern Manne den Ring raubte, und wenige Tage darauf stirbt er! Wenn ich dadurch, daß ich ihm seinen Talisman stahl, seine Lebenstage verkürzt hätte? Welch ein nagendes Gefühl

der Reue ergreift mich! Aber Denon zählte ja über achtzig Jahre! Wie mächtig des Ringes Kraft auch hätte an ihm seyn mögen, ihn unsterblich machen konnte sie doch nicht. Ein Ding, das nicht vermogte eine fürstliche Mumie in's Leben zurückzurufen, vermag auch nimmer einen altersschwachen Gelehrten dem Grabe zu entziehen. Oder wäre der Ring ein lebenverlängerndes Zaubermittel? Nein, er ist wohl vielmehr ein todbringendes Ding; denn obschon er auch in Denons Hände gerieth, so gehörte er doch nur einer Todten an — — Entsetzlicher Gedanke! So habe ich ja ein Grab bestohlen! Schändlich, schändlich! Ich werde wahnsinnig darüber werden."

Drittes Kapitel.

Der Seesturm.

Stephaniens Lebenstage verflossen in Freuden und Vergnügungen. Zwar fühlte die junge Marquise keine feurige Liebe, wohl aber eine zarte Erkenntlichkeit für ihren Gatten; in der Ehe genügt dies; ein Mehreres stört oft die Ruhe, und giebt es wohl ohne Ruhe irgend ein Glück? Der Marquis schien nur von seiner jungen Gemahlin eingenommen zu seyn; man hätte sagen mögen, er lebe nur durch sie und für sie. Mehr sie zu lieben war ihm unmöglich. Sie weniger zu lieben, würde vielleicht besser gewesen seyn.

Wenn durch den Anblick des Glückes ihrer Kinder Frau von Narcueil auch die geheime Stimme des Vorwurfes in ihrer Brust zu beschwichtigen schien, so bemerkte sie doch nicht selten mit Bekümmerniß, daß ihre Nähe den beiden Eheleuten peinlich ward. Der Mar-

quis ſprach oft mit Entzücken von der Segnung, ſich in ſeinem häuslichen Leben durchaus ungeſtört zu wiſſen, und ſetzte bisweilen hinzu, wie eine dritte Perſon zwiſchen ſeiner Gattin und ihm für ihn eine wahre Marter wäre. O! hätte Frau von Narcueil doch ein eigenes Häuschen, ein ſie unabhängig machendes Vermögen; wie glücklich würden alle Drei ſeyn; ihre Kinder würden ihr dann zu Zeiten die liebſten Gäſte ſeyn; kein Gegenſtand zu irgend einem Zwiſte zwiſchen ihr und ihrem Eidam könnte ſich dann jemals erheben; ihre Stephanie würde ihr um ſo inniger an der Bruſt ruhen, eben weil dies alsdann nicht ſo oft als jetzt geſchehen könnte — Welch einen Himmel würde ſolches Leben zeigen — welchen heitern, ſtets wolkenleſen Himmel!

Dieſen und ähnlichen Träumen war Frau von Narcueil eines Morgens hingegeben, als ihr ein fernher gekommener Brief überreicht ward. Das Schreiben war von einer betagten Tante, die ſeit einer Reihe von Jahren keine Sylbe von ſich hatte hören laſſen. Frau von Narcueil lieſet den Brief — o Uebermaß von glücklichen Ereigniſſen! — Leſen wir mit Frau von Narcueil: —

„Ich fühle meine letzten Tage herannahen, liebſte Nichte; ehe ich jedoch von hinnen ſcheide, mögte ich Dich noch Einmal ſehen und umarmen, und Dir alsdann meinen Nachlaß zuſichern. Ich halte dies Letztere für nicht mehr als meine Pflicht, denn Du biſt meine nächſte Verwandte und beſitzeſt, wie ich recht weiß, kein Vermögen. Nach meinem Abſterben ſollen Dir daher vierhunderttauſend Franken zufallen, deren vierten Theil Du Deiner Tochter als Mitgift zukommen

laſſen wirſt. Eile alſo zu mir, damit ich Dich umarme, bevor ich ſterbe.

„Charlotte Ormond, geb. Blanville.“

Frau v. Narcueil traute kaum ihren Augen. Vierhunderttauſend Franken; welch ein unerwarteter Reichthum! Sie entſchließt ſich augenblicklich zur Reiſe; ſie wird ihre alte ehrwürdige Tante in Rio de Janeiro umarmen, wird den ihr zugewendeten Nachlaß in Empfang nehmen, wird fortan unabhängig und frei leben können, wird auf dieſer Erde nichts mehr zu wünſchen haben, denn der Himmel hat all ihr Sehnen erfüllt.

Bei der Abreiſe ihrer Mutter weinte die Marquiſe von Lauvil allerdings ein wenig; dann aber erwog ſie, daß das Fernſeyn ihrer Mutter nicht lange währen würde, und daß dieſes Fernſeyn in einer Nothwendigkeit läge, indem Vergrößerung ihrer zeitlichen Güter ihnen Allen nur zum Vortheil gereichen könnte. Ueberdies als eine würdige, noch im Honigmonate ſchwärmende jugendliche Gattin bedachte ſie recht wohl, daß da nun einmal Eines der Familienglieder genöthigt war nach Amerika zu ſegeln, es für Alle am beßten ſeyn würde, wenn dies Eine Familienglied nicht ihr theurer Gemahl ſeyn müßte; ſo trocknete Stephanie, obwohl ſie eine innigliebende Tochter war, verſtändig ihre Thränen.

„Theure Mutter,“ ſprach ſie bei'm Scheiden; „Eine Liebe erzeige mir noch — nimm Deinen eiſernen Ring zurück. Ich, die Glückliche, die mit Gaben Ueberhäufte bedarf ſeiner nicht mehr. Du hingegen, fern von mir, den Gefahren des Meeres und den Beſchwerden einer langwierigen Reiſe ausgeſetzt, könnteſt ſeiner doch bedürfen; und wenn dies auch nicht der Fall wäre, nimm ihn

dennoch. Es beruhigt, es tröstet mich, ihn in Deinem Besitze zu wissen.«

»Herziges Kind! ich danke Dir,« versetzte Frau v. Narcueil. »Wie aber, wenn Du, dieses Ringes beraubt, irgendwie Deines Glückes verlustig gingest?«

»Unmöglich, Mutter. Macht der eiserne Ring wirklich glücklich, so kann kein Mißgeschick mich treffen, denn träfe mich eines, so würdest ja auch Du dadurch unglücklich werden und der Ring wiese sich dann als ein falscher Talisman aus. Unser Schicksal ist ersichtlich ein gemeinsames; das Glück der Einen von uns ist auch das Glück der Andern. Gleichviel also, welche von uns den Ring in Händen hat; jede von uns wird seinen Einfluß spüren; doch ist's verständig daß diejenige von uns ihn am Finger trage, die für den Augenblick größern Gefahren preisgegeben zu seyn scheint. Also — nimm den Ring! nimm ihn; ich bitte Dich nochmals.«

Der Tochter Vorstellungen und Bitten siegten — der Ring schlüpfte an den Finger der Abreisenden.

Frau v. Narcueil nimmt die Post nach Havre und begiebt sich dort an Bord des nach Rio bestimmten Schiffes Argus. Ihre einzige Begleiterin war ihre sechszigjährige, ihr treuergebene Kammerfrau, einst die Pflegerin ihrer Kindheit, für welche sie durchaus kein Geheimniß hatte. Martha war ihrem Leben und Wohlseyn durchaus nothwendig; nimmer hätte sie gewußt der treuen Dienerin zu entbehren.

Anfänglich ward die Fahrt vom schönsten Wetter begünstigt. Man schiffte mit vollen Segeln. Der Capitän der Brig, ein Portugiese, Namens D'Urbinso, war bei den Passagieren höchst unbeliebt, denn er gab sich

als ein düsterer und launenhafter Mann; galt jedoch für einen trefflichen Seemann, und dies war am Ende für Passagiere, Schiff und Mannschaft die Hauptsache.

Am Bord ereignete sich der sonderbare Umstand, daß unter allen Passagieren Frau v. Narcueil die Einzige blieb, die nicht von der Seekrankheit ergriffen ward. Der Capitän hatte dies mit Verwunderung bemerkt, und als er nun hierüber die alte Dienerin Martha befragt hatte, war von dieser ein so geheimnißvolles Wesen angenommen und ihm ein so stechender Blick zugeworfen worden, daß in D'Urbinso allerlei seltsame Muthmaßungen aufstiegen; Niemand aber war neugieriger als D'Urbinso.

„Am Horizont zeigt sich böswei[s]sagendes Gewölk," sprach er eines Morgens zu Frau von Narcueil. „Wenn's ein Gewitter gäbe, würden Sie sich fürchten?"

„Ich fürchte mich vor nichts."

„Wenn das Meer anfinge zu tosen?"

„Einen Sturm läßt man vorübergehen."

„Aber die Gefahr —"

„Vergeht mit dem Sturme."

„Sie sind ja überaus glücklich, Madame," versetzte der Capitän mit sehr bemerkbarer Ironie. „Wahrscheinlich fühlen Sie sich gegen Schiffbruch eben so gesichert wie gegen die Seekrankheit?"

„Und warum nicht?"

Die Dienerin Martha lachte.

Die Befürchtung des Capitäns ward nur allzubald zur Gewißheit. Ein schwarzes Gewölk überzieht den Luftbimmel; der Wind beginnt zu pfeifen und zu heulen; dos Meer brauset; Blitz und Donner rasen. Nicht lange währt es, so ist das von den wüthenden Wogen

gepeitschte Schiff ein Spielwerk der Elemente. Der Mann am Steuer, den ihn untrüglich bedünkende Naturanzeichen das Schrecklichste für Fahrzeug und Mannschaft befürchten lassen, steht todtenbleich; der ihm überkommene Schrecken bemächtigt sich auch der Matrosen. Der Himmel ist eitel Gluth; das Schiff wird wolkenhoch und abgrundtief gerollt; die Mannschaft will verzagen; die Passagiere knieen und beten — die letzte Stunde der Schiffenden schien unabwendbar heranzunahen.

Ein Schiffscapitän, der diesen Namen und das mit demselben verbundene Amt verdient, muß in solchen Momenten seine Geistesgewart zu behaupten wissen. Capitän D'Urbinso verstand sich hierauf vortrefflich. Gelassen aber streng ertheilt er seine Befehle, so daß die Furchtsamen ermuthigt, die Ungehorsamen pflichtübend werden. So stellt er die unterbrochene Ordnung wieder her und flößt dadurch Hoffnung auf Rettung in die Gemüther Aller.

Während nun Alle auf dem Schiffe in Angst und Zagen versunken waren, fühlte Frau von Narcueil nichts von Schrecken oder Bangen. Ihr Blick haftet an ihrem Ringe, und ihre Seele ist vollkommen ruhig. War dies Wirkung der Imagination? Lag es in der Macht des Talismanes? War es Folge ihrer eigenen Seelenstärke? Frau von Narcueil wußte es selbst nicht; dennoch fühlte sie sich so ruhig, daß sie endlich, als der Sturm den Gipfel seiner Gewalt zu erreichen schien, sich auf ihrem Ruhebett ausstreckte und in vesten Schlaf verfiel.

Nicht so stand es um Martha. Die Angstgequälte war wie halb närrisch. Krampfhaft bald an diesen bald an jenen Gegenstand auf dem Verdecke sich anklammernd,

wechſelte ſie mit Beten und Schelten ab; ihre Furcht war die einer Verzweifelten.

Der Capitän trat zu ihr, eine Flaſche mit Branntwein in der Hand.

„Trinken Sie, Mütterchen, trinken Sie,“ redete er ihr zu! „Nur einen tüchtigen Schluck genommen; das ſtärkt, das ermuthigt!“

Martha that wie ihr geſagt ward, doch that ſie es ohne eine Sylbe zu erwidern.

Allein das glühende Getränk verſchlimmerte nur den Zuſtand Marthens. Wie eine Wahnſinnige ſtürzte ſie auf das Verdeck hin — ein heftiges Fieber ſchüttelt erſt die Aermſte, dann macht es ſie wie raſend — In ihrem Irrwahn ſtoßt ſie allerlei Reden aus — D'Urbinſo, der neben ihr ſteht, horcht immer aufmerkſamer dieſen Reden. „Meine gute Herrin —“ ſo phantaſirte Martha — „hoho! die weiß nichts von Furcht — Huhu — das Schiff will berſten — aber meine Herrin — einerlei! Die verſinkt nicht mit uns Andern — ſie nicht — ſie hat den Mumienring — Hu — das Schiff berſtet — ich gehe unter — O!“

Und Martha liegt völlig bewußtlos.

Etliche Stunden ſpäter erwacht Frau von Narcueil aus ihrem Schlafe. Kein Donner läßt ſich mehr hören. Der Sturm hat ſich gelullt; der Argus ſchießt gefahrlos durch die Wogen; der Himmel hat ſich aufgehellt; die Paſſagiere preiſen andachtvoll den Höchſten; und Martha, die ſich allgemach erholt, ſieht ſich gerettet und weint von Freude. Sie kriecht hinunter in die Cajüte zu ihrer Herrin. „O meine liebe, liebe Herrin,“ ruft ſie, indem ſie zu der halberwachten Gebieterin geht; „der Allbarm-

herzige ist uns zu Hülfe gekommen. Dank ihm, das Unwetter ist vorüber.«

Frau von Narcueil aber fährt plötzlich mit Schrecken von ihrem Lager auf:

»Martha! Martha!« ruft sie — »mein Ring! Wo ist mein Ring?«

Ach! der kostbare Talisman, der eiserne Ring der Mumie wär verschwunden von dem Finger der Dame.

»Wer war hier?« fährt sie fort. »Bevor ich einschlief, hatte ich den Ring noch — ich weiß es gewiß. Man muß mir meinen Ring gestohlen haben. Aber nein; Niemand auf diesem Schiffe kennt den geheimnißvollen Werth desselben — Nicht gestohlen — verloren muß er seyn. Suche, suche! — Wo ist er? — O mein Gott! — Suche doch! suche!« —

Frau v. Narcueil ist wie in Verzweiflung. Hatte der Ring doch nichts an sich, wodurch die Habgier eines Diebes hätte gereizt werden mögen! Kaum von eines Strohhalmes Breite ließ er auf seiner eisernen Außenseite nichts von Zierrath oder auch nur von feiner Arbeit wahrnehmen. Blos seine innere Fläche zeigte einige Sonderbarkeiten, nämlich man sah auf derselben rotheingeätzte Zeichen; seltsame, hieroglyphenähnliche Figuren.

Die beiden Frauen suchten vergebens; der Talisman war nirgend zu finden; und wie laut Frau v. Narcueil auch ihren Verlust beklagte, wie reiche Belohnung sie dem Finder des Ringes auch zusagte, ward sie dennoch von dem Schiffsvolke mehr verspottet als beklagt, denn dieses konnte nicht begreifen, wie man so absonderlichen Werth auf einen schlechten eisernen Ring legen könnte.

Mittlerweile schwamm der Argus lustig vor dem Winde. Die Meeresfluth wies sich spiegelglatt; der Capitän war entzückt über die glückliche Fahrt, auf der er sich zur Stunde befand; sein Wesen war wie umgewandelt; er schien der glücklichste, der heiterste Mensch auf der Welt zu seyn; und die Passagiere, die einerseits die Betrübniß der Frau v. Narcueil, und andrerseits den Frohmuth D'Urbinso's in Erwägung zogen, sagten witzelnd:

„Sie hat jetzt keinen Ring mehr, und ihm scheint nunmehr ein Stern zu leuchten. Das ist die stete Abwechselung im Leben — Verlust und Gewinn — Alles gleicht sich hienieden aus!“

Ja, ja, der Argus schien Flügel bekommen zu haben, so daß alle am Bord Befindliche sich den Gefühlen des Hoffens und der Heiterkeit hingaben. Fröhliche Lieder erklangen bald auf dem Verdecke, bald im Takelwerk, bald in der Cajüte. Kein Matros war mehr krank; unter den zahlreichen Passagieren aber war, zu allgemeinem Erstaunen, Frau v. Narcueil plötzlich von der Seekrankheit heftig ergriffen worden.

Ein einziger der Passagiere, ein Herr von Malarin, fühlte Mitleid für die Wittwe; er widmete ihr die zarteste Sorgfalt, er gestattete in seinem Beiseyn nicht die geringste spöttelnde Aeußerung gegen dieselbe, und auf dem Schiffe lief daher das Gerücht um, der mitleidige Herr wäre in die betrübte Dame bis über die Ohren verliebt. Malarin war ein stattlicher, ja sogar hübscher Mann von ungefähr vierzig Jahren. Er galt für einen Mann von Gehrsamkeit; zeigte auch wirklich vielen Scharfsinn und hohe Bildung im Umgange. Gewöhnlich lebte er zu Paris, wo er eine reiche Bibliothek und eine kost-

bare Sammlung merkwürdiger Gegenstände der Natur und der Kunst besaß. Diese Sammlung zu vergrößern war wenn nicht seine einzige, doch seine liebste Beschäftigung; und es hieß daß seine öfteren Reisen, so auch die jetzige nach Amerika, hauptsächlich zu diesem Zwecke gemacht würden. Das allerdings etwas Sonderbare in dem Wesen der Frau v. Narcueil hatte ihn gleich anfangs lebhaft angesprochen, das Geheimnißvolle an ihr lockte ihn noch mehr zu ihr hin; ihre Wohlgestalt, ihre Unterhaltungweise fesselten ihn. — Dies Alles führte ihn zuletzt zur Liebe.

Frau von Narcueil fühlte sich dankverpflichtet gegen den Mann, der inmitten rohen Schiffsvolkes ihr ein Beschützer geworden, jetzt in ihrer Krankheit ihr ein sorgsamer, ja zärtlicher Pfleger war. Allerdings gefiel er ihr, dennoch war ihr bisweilen als erschreckte er sie, als müßte sie ihn fürchten. In seinen Gesprächen mit ihr gab er sich oft wunderlich und seltsam — eines jener Gespräche mag auf alle übrigen schließen lassen.

„Nicht wahr, Madame? in Paris besuchten Sie den Professor Denon?“

„Wer sagte Ihnen das?“

„Wer? Niemand.“

„Haben Sie mich denn dort gesehen?“

„Nein, Madame.“

„Woher können Sie denn wissen —“

„Ich errathe.“

„Wären Sie ein Nekromant?“ fragte Frau von Narcueil mit einem Lächeln, das eher erzwungen als freundlich zu seyn schien.

„Wohl möglich,“ antwortete Malarin sehr ernsthaft.

„In solchem Falle müßten Sie ja meinen Ring wiederfinden können,“ fuhr Frau von Narcueil in ungewöhnlich lebhaftem Tone fort.

„Ich weiß recht wohl, daß er mir fehlt,“ versetzte Malarin.

„Ihnen fehlt er?

„Und daß ich eigentlich seiner bedarf.“

„Sie bedürfen meines Ringes? Und wozu? wenn man fragen darf.“

„Um ihn dahin zu geben, wohin er gehört,“ antwortete höchst gelassen der Gefragte, indem er die Worte „wohin er gehörte“ scharf betonte. Frau von Narcueil wagte keine Entgegnung hierauf; sie war in höchstem Grade betroffen.

Das Schiff wirft endlich Anker. Man landet; man befindet sich in Rio de Janeiro.

Malarin trennt sich mit ersichtlicher Unruhe und Bekümmerniß von seiner Reisegefährtin, die in sehr zerrüttetem Gesundheitzustande sich zu der Wohnung ihrer alten Tante bringen läßt. Frau von Narcueil erwartet mit großem Rechte bei dieser die liebevollste Aufnahme und sorglichste Pflege zu finden, und hofft so recht bald wiederhergestellt zu seyn. Die treue Martha ist und bleibt ihre Begleiterin. Aber welch ein Donnerschlag! Tante Charlotte Orsmond, geb. Blanville wandelt nicht mehr in dieser Zeitlichkeit. Ein Senhor Arcias, der Hausverwalter der Verstorbenen, hat den zerrütteten Geisteszustand der Sterbenden dahin zu benutzen gewußt, daß er ihr ein Testament entlockte, durch welches er zu ihrem alleinigen Erben eingesetzt, Frau von Narcueil also aus ihrem Erbrechte verdrängt ward. Das Docu-

ment ist in gehöriger Ordnung abgefaßt; Senhor Arcias hat bereits Besitz genommen, und der Familie Narcueil blühete in Amerika auch nicht die geringste Hoffnung.

Der neue Inhaber des Nachlasses bewohnte bereits das Haus seiner hingeschiedenen Wohlthäterin, jedoch die Nichte derselben gastlich bei sich aufzunehmen, fällt ihm selbst im Schlafe nicht ein. Die beklagenswerthe Dame muß zu einem Gasthofe Zuflucht nehmen; sie ist von Schreck, von Krankheit, von Verdruß und von Bekümmerniß ergriffen — sie fühlt sich ihrem Ende nahe.

„O, mein Ring! mein Talisman!“ ächzet Frau von Narcueil auf ihrem Schmerzenslager, auf welchem ein Fieber sie bald mit Todesfrost, bald mit Glühhitze durchrieselt — „O, mein Talisman! Du gingst mir verloren — was wird nun aus mir? Aber Du gehörtest mir ja nicht; wie also konntest Du mir wahrhaftes Glück bringen? Nein, nein, Du konntest, Du durftest nicht mir verbleiben, denn unrecht Gut gedeihet nicht. Soll ich, darf ich mich über den Betrug beklagen, dessen Opfer ich jetzt bin? Ach! ich hatte gestohlen — man bestahl mich wieder. Mir geschieht nach meinen eigenen Werken — Gerechtigkeit Gottes, Du bist über mir; ich muß — ich will Dir stillhalten. Denon starb — ich werde sterben; ich tödtete ihn — man wird auch mich bald unter die Erde gebracht haben!“

Viertes Kapitel.

Fernere Geheimnisse.

Am Bett ihrer Herrin beobachtete die arme Martha mit unbeschreiblichem Herzweh das Fortschreiten der Krankheit der betrübten und verlassenen Wittwe. Obwohl Martha von Natur geneigt war an übernatürliche Dinge

zu glauben, bemühete ſie ſich doch die abergläubiſchen Vorſtellungen zu verſcheuchen, die ihre Gebieterin ſich bei Nacht wie bei Tage machte.

„Theure Frau v. Marcueil,“ ſagte Martha, „der unſelige eiſerne Ring, an den Ihre Gedanken ſich ſo magnetiſch anheften, hat nichts mit alldem zu ſchaffen, was Ihnen begegnet. Alle die Erlebniſſe, die Ihnen ſo ſeltſam vorkommen, ſind am Ende von ganz alltäglicher Art. Sie haben Ihre Tochter gut verheirathet — iſt das nicht etwas ſehr Gewöhnliches? War Ihre Tochter nicht hübſch wie ein Engel und auf das beſte von Ihnen erzogen? Man kündete Ihnen eine Erbſchaft einer alten Verwandten an, man betrügt Sie um dieſe Erbſchaft — was wäre daran wohl außerordentlich? Aehnliche Dinge fallen nur allzuoft vor, ohne daß eine Mumie oder ein Taliſman dabei im Spiele zu ſeyn braucht. Ich bitte Sie um Gotteswillen, beſinnen, erholen Sie ſich! Der Ring iſt eitel Narrheit.“

„Martha, der Verluſt des Ringes iſt's, was mich närriſch macht.“

„Muth, Madame; nur ein wenig Muth, und das Glück wird ſich Ihnen wieder zuwenden. Glauben Sie mir; und laſſen Sie uns nach Frankreich zurückkehren.“

„O, was wird aus meiner Tochter geworden ſeyn!“ fuhr die Dame in ihrer Seelenangſt fort — „Auch ſie hat jetzt keinen Taliſman mehr.“

„Was ſchadet das? Bedarf ſie denn eines ſolchen Dinges?“ tröſtete Martha und verſuchte dann ihrer Herrin begreiflich zu machen, wie die Marquiſe ſich eines anſehnlichen Vermögens, eines liebenswürdigen Gemahls, eines ausgezeichneten Ranges und einer vollkommenen

Gesundheit erfreue; und wie zur Erlangung und zum Besitz aller solcher guten Dinge der Erde es nimmer eines Zauberschutzes bedürfe. „Ja, Madame," schloß die treue Dienerin, „wahrhaftige Lebensgüter um eines eingebildeten Schatzes willen geringachten, heißt sich auf eine unverzeihliche Weise undankbar gegen die göttliche Fürsehung zeigen."

Allein Marthens Vernunftgründe zerschellten ganz und gar an der fixen Idee der Frau von Narcueil. Die Krankheit der Dame verschlimmerte sich so sehr, daß die Aerzte vier Monate lang an dem Leben ihrer Patientin hätten verzweifeln mögen. Endlich siegen allmälig Kunst und Natur; die Fieberanfälle lassen nach; durch die gänzliche Niedergeworfenheit der Körperkräfte erlischt die Gluth der irrigen Vorstellungen; und in dem Maße, wie Letzteres geschieht, weicht der Gedanke an den Zauberring aus dem Gedächtnisse der Frau von Narcueil, so daß diese ihrer Genesung entgegengeführt wird.

Einige Wochen nachdem die Kranke ihr Lager hat verlassen können, ist sie durch fortgesetzten ärztlichen Beistand, so an Geist wie an Körper, völlig wieder hergestellt. Man überreicht ihr einen Brief aus Frankreich; der Brief ist von ihrer Tochter, jedoch von einem längst verlaufenen Datum. Ueberdies mußten diesem Schreiben mehrere andere Zuschriften vorangegangen seyn, denn es bezog sich offenbar auf solche, ward jedoch dadurch keineswegs ganz verständlich gemacht.

Die Marquise sprach in diesem Briefe von unsäglichen Schmerzen, die sie erlitten hatte, von tödtlichen Stößen, die ihr versetzt worden waren; aber weitere Erläuterung war dieser Erwähnung nicht beigegeben. Es

ſchien, daß frühere, unſtreitig verloren gegangene Zuſchriften ſich näher über dieſe Körper- oder Seelenleiden erklärt hatten. Uebrigens hatte Stephanie Nachrichten von ihrer Mutter erhalten, denn ſie tröſtete dieſe über den traurigen Erfolg ihrer Reiſe, und erinnerte ſie daran, wie das Glück des Lebens keineswegs nur im Güterbeſitze beſtände. Sie ſehnte ſich nach der lieben Mutter Heimkehr; ſie konnte den Augenblick kaum erwarten, ihre theure Mutter wieder zu umarmen. Erſichtlich ging aus dem Briefe hervor, daß die Schreiberin desſelben ihr eigenes Leid mehr denn zur Hälfte verſchwieg, um das ihrer Mutter nicht etwa zu vergrößern. So gelaſſen und kindlich der Brief nun auch abgefaßt war, ſo bedünkte er der Empfängerin doch von höchſt bösweisſagendem Inhalte zu ſeyn.

Da die Aerzte in die Rückreiſe der Frau von Narcueil willigen, ſo hat dieſe nichts Eiligeres zu thun, als ſich zu derſelben anzuſchicken. Ein amerikaniſches Schiff, „Alcyon“, ſoll nach Dieppe ſegeln, und bald befinden Dame und Dienerin ſich wieder auf hoher See.

Doch, welche Ueberraſchung! Der erſte Mitſchiffende, den Frau von Narcueil erblickt, iſt — Herr von Malarin.

„Sie hier?“ ruft ſie voll Verwunderung und Freude — „durch welchen Zufall befinden Sie ſich am Bord dieſes Fahrzeugs?“

„Durch gar keinen Zufall, Madame.“

„So hatten Sie es vorhergeſehen, daß ich mich am Bord dieſes Schiffes befinden würde?“

„Sagte ich Ihnen nicht ſchon vorlängſt, daß ich mich ein wenig auf Schwarzkunſt verſtände?“

„Immerhin! Wie segn' ich mein Geschick, mich wieder unter ihrem Schutze zu sehen!“

Eine zarte Vertraulichkeit vestigte sich zwischen Frau von Narcueil und ihrem Reisegefährten. Was früher nur Sympathie war, ward allgemach zur Liebe. Dazu kam, daß Stephaniens Mutter ihre Körperreize wieder gewann; sie mußte wieder für recht hübsch gehalten werden, und der zuvorkommende Beistand, den Malarin ihr zuwendete, stärkte ihre Kräfte und ihren Muth. Deßungeachtet fühlte sie sich fortwährend unruhig über das Schicksal ihrer Tochter und weinte oft im Stillen. Selten sah man sie im Kreise der übrigen Passagiere; und erblickte man sie in demselben, so nahm sie nicht Theil am Gespräche, sondern hörte nur zu und lächelte dann und wann zu den Reden, die gewechselt wurden. Eines Tages lautete das Gespräch folgendermaßen: —

„Ja, ja, der Urbinso ist ein glücklicher Gesell! Er besitzt jetzt eine Million —“

„Wie gewann er die?“

„Je nun! So und so und dann wieder so —“

„Binnen sechs Monaten? Wundersam!“

„Aber auf welche Weise denn eigentlich?“

„Das ist ein Geheimniß.“

„Ich meines Theils habe gehört, daß nie zuvor er als Seemann glücklich gewesen ist. Reich war er von Anfang nicht. Da muß ihm das Glück mit Einemmale zugeflogen seyn.“

„Mit Einemmale; wie eine Bombe.“

„Ja, und zwar, wie es scheint, ist seit seiner letzten Fahrt von Havre nach Rio de Janeiro ihm eines Morgens das Manna vom Himmel gefallen; oder aber,

ihm iſt auf ſeinen Wegen irgend eine Zauberſchweſter, eine wohlthätige Fee begegnet —"

Frau von Narcueil fühlte bei dieſen Worten ſich von einem Schauder durchrieſelt. „Meine Herren," unterbrach ſie: „wiſſen Sie gewiß, daß die Glücksfälle des Senhor d'Urbinſo ſich von jener ſeiner Fahrt herdeuten?"

„Ei gewiß, ſchöne Frau. Ihm iſt irgend ein Schatz zugefallen, ſo daß man darüber gezwungen werden mögte, an natürliche Zauberkräfte, an Amulete, an Taliſmane, ja, an ſchwarze Kunſt zu glauben."

Frau von Narcueil preßte ihre Hand an ihre Stirn und ſeufzte ſchwer. Martha näherte ſich ihr mit Beſorgniß.

„Martha! Er iſt's — der Capitän d'Urbinſo iſt's!" flüſterte die Dame.

„Der Capitän d'Urbinſo? Was wollen Sie ſagen, Madam?" fragte die Dienerin.

„Ich ſage, daß er mir den eiſernen Ring entwendet hat."

Seit längerer Zeit hatte Frau von Narcueil dieſes Taliſmanes mit keiner Sylbe erwähnt.

Ohne auf die von der Dame veranlaßte Unterbrechung des Geſpräches Rückſicht zu nehmen, ſetzte Malarin die Unterhaltung fort.

„Meine Herren," ſagte er, „der Capitän d'Urbinſo befindet ſich gegenwärtig in Schweden. Man hat es mir geſchrieben. Ein Neffe von ihm wird einſt der Erbe ſeiner Reichthümer ſeyn. Dieſer Neffe lebt jetzt zu Paris und zwar mit dem Aufwande eines Fürſten."

Frau von Narcueil unterbrach abermals. „Kennen Sie jenen Neffen?" fragte ſie.

„Nein, Madame."

„Und doch scheinen Sie genaue Kunde über ihn eingezogen zu haben.“

„Ganz recht, ich that es um Ihretwillen — um meinetwillen. —“

„In wiefern?“

„Jeder Mensch hat so seine Geheimnisse.“

Martha, die seit einigen Minuten sich einem tiefen Nachsinnen überlassen hatte, näherte sich hastig dem geheimnißvollen Herrn von Malarin —

„Herr von Malarin,“ sagte sie halblaut zu ihm; „Sie, der Sie so weit und so klar sehen, der Sie errathen und entziffern — glauben Sie wohl, daß der Capitän d'Urbinso —“

„Ihnen Branntwein zu trinken gab, um Ihnen Muth einzuflößen?“ gegenfragte der Angeredete; „Nein, liebe Martha,“ setzte er, sich selber antwortend, hinzu: „Viel etwas Wichtigeres war seine Absicht dabei —“

Und Martha stieß einen Schrei des Schreckens aus; Bestürzung malte sich auf ihrem Antlitze unverkennbar aus. Sie eilte zu Frau von Narcueil hin, als wollte sie sich vor Aller Augen verbergen.

„Was ist dir Martha? Was sagte Herr von Malarin zu Dir?“

„Gott des Himmels,“ versetzte die Dienerin; „mir war also eine Falle gestellt worden! Ich habe Sie zur Zeit jenes Seesturmes verrathen, meine theure Herrin. Ich, ich allein bin Schuld an all Ihrem Leid, Ihrem Kummer. Ich erinnere mich; ich trank — ich schwatzte —“

„Still,“ sagte die Gebieterin im gedämpften Tone der Bekümmerniß. “Man beobachtet uns; still, sag' ich! Unglückliche, Du also brachtest mich in all das Elend?“ —

Das Schiff lief in seinen Bestimmungshaven ein. Zu Dieppe stieg man an's Land. Herr von Malarin war bemüht eine Postkutsche zu besorgen, die er zur Verfügung der Frau von Narcueil stellte, indem er diese ersuchte, seine Dienstleistungen anzunehmen. Er trägt sich ihr überdies als Begleiter nach Paris an, um ihr Schutz, ihr fernerer Beistand zu seyn. Nach vielem Bitten giebt die Dame ihre Einwilligung, und man reiset mitsammen.

Wie rasch auch die Fahrt von Statten ging, gewann Malarin doch Zeit genug, seine Liebeshuldigungen fortzusetzen. „Ich denke," sagte der Vielgereiseste zu seiner Gefährtin, als man sich den Thoren der Stadt Paris näherte — „Ich denke mich für immer in der Hauptstadt häuslich einzurichten. Ich habe genug von der Welt gesehen, und verzichte auf alle fernere Ausflüge. Meine Antiquitäten-Sammlung, um derentwillen ich so viele mühevolle und zum Theil gefährliche Reisen unternahm, ist jetzt eine der vollständigsten und schönsten, die man sehen kann. Ich darf sagen, sie ist ziemlich gleichen Werthes mit der des Professors Denon."

Bei Nennung dieses Namens wird Frau von Narcueil von einer peinlichen Unruhe erfaßt; sie lehnt sich tief in den Wagen zurück; ein Seufzer entringt sich ihrer Brust; es durchzuckt sie krampfhaft —

„Professor Denon?" fragt sie. — „Sie kannten ihn?"

„Ich verehrte, ich bewunderte ihn, Madame. Ich kaufte sogar Mehreres aus seinem Nachlasse, der, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, öffentlich versteigert ward. — Ja, ja, viele seltene Gegenstände kaufte ich —"

In diesem Augenblicke bog der Wagen um die Ecke derjenigen Straße, in welcher der Marquis Lauvil wohnte.

Ein heftiges Herzklopfen überkam die arme Mutter, die jetzt keinen andern Gedanken als den fassen konnte, ihre Tochter wiederzusehen. Ihr nahet der ersehnte Augenblick, in welchem sie ihre liebe Stephanie an ihre Brust drücken kann; sie fühlt sich in einem und demselben Momente von Furcht und Freudigkeit durchschauert. Sie hört nichts von alldem, was Malarin spricht; sie hat keinen Blick mehr für die sie umgebenden Gegenstände, und indem sie sich allen Wonnen einer Glückserwartung hingiebt, ist ihr, als müßte sie dieser Erwartung erliegen.

Herr von Malarin beobachtete sie und sagte dann in feierlichem Tone:

„Theure Frau von Narcueil, sammeln Sie Ihre Kräfte. Es giebt selten oder nie ein reines Glück; auch in die reinste Freude mischt sich oft eine Betrübniß —"

Die Angeredete erblaßte. „Großer Gott!" rief sie — „Hat sich ein Unglück zugetragen? Ja, ja, es hat, und Sie — Sie wollen mich darauf vorbereiten —"

„Sie werden Ihre Tochter wiedersehen," fuhr Malarin in dem nämlichen ernsten Tone fort; „aber sie hat viele Leiden erduldet —"

„Wie? Was? — Und Sie wüßten?"

„Ich weiß Alles."

„Warum zögern Sie denn, es mir mitzutheilen?

„Schlimmes erfährt man jederzeit früh genug. Frau von Lauvil erwartet Sie; aber ihr Gemahl — —"

„Halten Sie inne! Er ist todt."

„Madame!"

„Er ist todt; nicht wahr?"

„Erlauben Sie —"

„Verbergen Sie mir nichts“ — rief die Geängstete, deren Wangen sich fieberisch rötheten, während ihr Blick, gleich dem Hinstarren einer Irrsinnigen, an einem ihrer Finger haftete und an diesem einen Ring — den eisernen Ring — zu suchen schien.

Der Wagen hielt jetzt vor dem Hause des Marquis. Ehe man aussteigt, bestätigt Herr von Malarin den Tod des Marquis, beruhigt, insofern es ihm möglich ist, seine Reisegefährtin und geleitet diese zu ihrer Tochter, die von der Ankunft ihrer Mutter unterrichtet, dieser schon im Vorsaale entgegenkommt. Beide Wittwen sinken einander in die Arme und ziehen sich dann in Stephaniens Cabinet zurück, nachdem Malarin Erlaubniß erbeten und erhalten, die Damen folgenden Tages zu besuchen. Nachdem sich die ersten Wallungen gesenkt hatten, forschte Frau von Narcueil bei ihrer Tochter mit jenem mütterlichen Scharfblicke, welchem Nichts entgehen kann. Aber was für eine wundersame Entdeckung macht sie! Nach allen erlebten Widerwärtigkeiten zeigt Stephanie sich blühender, schöner und lebhafter, als je zuvor. Ihr Antlitz läßt keine Spur früherer Leidenseindrücke wahrnehmen. In der Halbtrauer, welche sie trägt, hebt sich die Weiße ihres Nackens, ihres Armes, ihrer Hand nur noch blendender hervor; auf ihrer Stirn lagert Heiterkeit, das Lächeln spielt auf ihren Lippen und der Glanz ihrer schönen Augen schien nimmer von irgend einer tiefen Kümmerniß umflort gewesen zu seyn.

„Theures Kind,“ fragte Frau von Narcueil — „Du hast dennoch gelitten, und viel? nicht wahr?“

„Ja wohl, durch Dein Fernseyn, liebe Mutter.“

„Und durch den Tod des armen Marquis.“

Die jüngere der beiden Wittwen seufzte. Ihre langen, dunkeln Wimpern senkten sich. Man hätte sagen mögen, sie konnte keine andere Antwort, als diese, geben. Endlich sagte sie mit ersichtlichem Unbehagen: „So hast Du meinen Brief nicht erhalten?“

„Einen einzigen Brief erhielt ich. Wie viele Male schriebst Du denn an mich?“

„Wie viele Male? Glaubst Du denn, beßte Mutter, daß ich inmitten der Aufregung meines Gemüthes irgend Etwas habe zählen können?“

„Aufregung?“ gegenfragte Frau von Narcueil in noch höherem Grade verwundert — „Also nur aufgeregt warst Du?“

Stephanie wendete ihr Gesicht ab, dann warf sie sich mit kindlicher Anmuth an den Busen ihrer Mutter, und hielt diese inniglich umarmt.

„Wie Du Dich doch verjüngt hast, Mütterchen!“ sagte sie dann lächelnd, „und dennoch hast Du über Meer, fern von Deiner Stephanie, gewiß ebenfalls gelitten? und viel? nicht wahr?“

Beide Frauen antworteten einander nur durch Fragen; und aus der Zusammenhanglosigkeit dieses Gespräches ließ sich folgern, daß Beide zu fürchten schienen, einander verständlich zu werden. Keine von Beiden wollte zuerst auf den Grund der Mittheilungen dringen, und ihre Worte, wie ihre Gedanken, schweiften unklar über Oberflächen hin.

Endlich, nachdem die Mutter ein Weilchen stumm im Lehnstuhle gesessen und ihre Tochter mit innigem Wohlbehagen angeblickt hatte, sagte sie plötzlich zu dieser:

„Du liebteſt ihn nicht; er wird dich unglücklich gemacht haben.“

Dies war ein wohltreffender Schlag auf den Kopf des Nagels; allein er war zu heftig, zu unerwartet geführt worden und konnte alſo nur beſtürzt machen. Stephanie antwortet langſam, und trachtet ſo das Peinliche ihrer Gefühle hinter ihrem Suchen nach Worten zu verbergen.

„Wo des Todes Hand gewaltet hat, darf nur Hochachtung Sitz und Stimme behaupten wollen,“ verſetzte ſie —“ den Geſtorbenen keine Vorwürfe!“

„Recht ſo, meine Tochter! Frieden und Vergebung!“

„Zwei göttliche Geſchenke, liebſte Mutter, ſind uns von der ewigen Barmherzigkeit verliehen worden — das Vergeſſen, durch welches erduldetes Leid in das Nichts verſenkt wird, und die Hoffnung, welche uns künftigen Schmerz verborgen hält. Beide Gaben wurden auch mir, und an ſie halte ich mich.“

„Gott hat uns geprüft, meine Tochter,“ verſetzte Frau von Narcueil, die ihrerſeits ebenfalls durch das Schwankende in der Unterhaltung und durch die Zerriſſenheit der Redeſätze betroffen gemacht ward — „Die Glücksgöttin iſt grillenhaft; bald lächelt ſie, bald blickt ſie zürnend —“

„Liebe Mutter, wir dürfen darüber nicht murren. Glaube mir, das menſchliche Geſchick muß, um ſich in ſeiner Gewalt zu behaupten, und um uns Theilnahme für ſich einzuflößen, bald vorwärts eilen, bald innehalten in ſeinem Lauf, bald aufwärts ſchreiten, bald ſich abwärts ſenken. Wo aber Bewegung iſt, da giebt's auch Anſtöße. Ohne Aufregung würde das Leben kein Leben ſeyn.“

Indem die Marquise ihre Zofe rief, fuhr sie zu dieser fort: „Agathe, ich werde heute für Niemanden zu Hause seyn; ich will mich gänzlich meiner Mutter widmen.“

Allein diese Worte waren kaum ausgesprochen, als ein Diener die Thür öffnete und mit lauter Stimme den Besuch des Grafen Leon d'Urbinso anmeldete.

Ein schöner junger Mann tritt ein. Das Anmuthige in seiner Haltung und das Gewandte in seinem Benehmen lassen leicht in ihm einen der Helden aus den Gesellschaftsälen der Vornehmen, einen von der Göttin Mode Bevorrechteten erkennen.

Nichts Einnehmenderes als seine Redeweise, nichts Auserlesenes als sein Anzug. Sein Kleid wies sich von einem durchaus vorwurfsfreiem Schnitt; seine Handschuhe hatten in einer Künstlerwerkstätte ihr Daseyn erhalten. Inzwischen waren dies nicht die einzigen Vorzüge des jungen Mannes; die Natur hatte ihm, gleichsam als edelste und ungleich schönere Zugabe, einen richtigen Verstand, ein liebenswürdiges Herz verliehen. Allein leider erkennt die Welt diese Vorzüge minder an, eben weil sie sie nur als „Zugabe“ zu betrachten pflegt. Die Welt urtheilt nur allzugern nach dem Aeußern — so geht in ihr der Kleidschnitt dem Verstande, der Handschuh der Herzensgüte voran.

Bei dem Anblicke des Grafen d'Urbinso wird die Marquise ersichtlich unruhig. Sie stammelt einige unbedeutende Worte — Worte der Lieblichkeit in Gesellschaftsälen; aber sie stammelt sie mit bewegter Brust. Der junge Mann begreift sofort den Gedanken, der sich im Tone der Worte kund geben mögte, obwohl diese Worte eitel Dunkelheit sind; er versteht sich längst auf

die Kunst, allemal da zu verschwinden, wo er im nächsten Augenblicke als ein Ueberlästiger erscheinen würde; er beurlaubt sich also bei der Marquise — an Vorwand zu dergleichen fehlt es einem Salonhelden niemals.

Leon d'Urbinso will eben das Zimmer verlassen, als Frau von Narcueil, die während der kurzen Zeit seiner Anwesendheit nicht aufgehört hatte, ihn starr anzublicken und vor sich hin seinen Namen zu murmeln, hastig aufsteht und ihn zurückruft:

„Herr Graf Leon d'Urbinso —" Sie legte dabei fast auf jede Sylbe einen Accent; Graf Leon wendet sich und bleibt wie gefesselt stehen.

„Um Verzeihung, mein Herr," fährt Stephaniens Mutter fort — „ich habe eine Frage an Sie zu richten. Der Capitän des Schiffes Argus, auf welchem ich im vergangenen Jahre nach Amerika segelte, führte einen dem Ihrigen ähnlichen Namen; nicht wahr?"

„Jener Capitän ist meines Vaters Bruder," versetzte der Gefragte, verbeugte sich dann tief und wendete sich wieder zum Fortgehen.

„Noch ein Wort — ich bitte!" — fuhr Frau von Narcueil fort — „Befindet Ihr Herr Onkel sich in Frankreich? Sahen Sie ihn unlängst?"

„Ich sah ihn hier in Paris vor drei Monaten; er reisete nach Schweden, wird jedoch ehestens hieher zurückkehren. Mir wurden im jüngstverflossenen Monate die rührendsten Beweise herzlicher Zuneigung von ihm, so daß es mir um so schmerzhafter ist, ihn so selten sehen zu können, weil er bald hie- bald dorthin segelt. Von jeder seiner Reisen aber bringt er mir irgend etwas Köstliches mit;

ich müßte erröthen, wenn ich ihn nicht wie einen Vater verehrte und liebte."

„Ja, ja, so hört man von ihm — Am Bord des Schiffes Alcyon erzählte man viel von ihm — von seinem Aufenthalte in Schweden. Auch wußte ich, daß Sie sich hier in Paris befinden."

„Sie, Madame? und Sie würdigten mich einer Berücksichtigung, ohne daß ich jemals die Ehre hatte, Sie zu begrüßen?"

„Ich bin hoch erfreut, Herr Graf," fiel Frau Narcueil ihm dumpfen Tones und mit einem eigenthümlichen Lächeln in die Rede —" wirklich hoch erfreut bin ich, den Neffen des Capitäns d'Urbinso bei meiner Tochter begegnet zu seyn." Bei diesen Worten reichte die Dame dem jungen Manne ihre Hand hin, die dieser lebhaft faßt und höchst galant an seine Lippen führt. Unter dem schwanenweißen Handschuh des Lieblings der Modegöttin aber sucht Frau von Narcueil die Verwirklichung irgend eines ihrer Gedankenträume. Plötzlich stoßt sie einen Schrei und die Worte aus: „Stephanie, mir wird unwohl."

Sie sinkt in ihren Lehnstuhl. Man klingelt. Zofe und Diener eilen herein, und Graf Leon d'Urbinso entfernt sich.

„Mutter, liebe Mutter! was ist Dir? Sprich doch!" stammelt erschreckt die Marquise.

„Mein Kind, entferne Deine Leute —"

Zofe und Diener verlassen das Zimmer.

„Stephanie," lallt Frau von Narcueil, indem ihr Starrblick an ihrer Tochter haftet: „Gestehe mir's, Du liebst ihn."

„Wen denn?“

„Den hübſchen jungen Mann, den Grafen Leon d'Urbinſo —“

„Ihn? Welche Frage, liebe Mutter?“

„Eine Frage, die Du nicht mit Nein beantwortet haſt; ich weiß alſo genug. Und er? ohne Zweifel betet er Dich an.“

„Niemals hat er es durch einen Laut geäußert!“

„Nichts deſto weniger haſt Du ihn nur zu wohl verſtanden. Uebrigens wenn der Graf Dich liebt, ſo wirſt Du ſein Opfer werden, denn Du befindeſt Dich unter'm Zauberbanne —“

„In welchen Räthſeln ſprichſt Du, Mutter?“

„Ihm wird Alles gelingen müſſen!“

„Ihm? gelingen? und Alles? Aber weshalb? warum?“

„Warum? Weil er im Beſitze des eiſernen Ringes iſt!“

Fünftes Kapitel.

Der Schwur.

Folgenden Tages ſtattete Herr von Malarin ſeinen Beſuch bei Frau von Marcueil ab, die ihn jedoch ſehr zerſtreut anhörte.

„Sie ſcheinen leidend zu ſeyn, ſchöne Frau,“ ſagte Malarin mit theilnehmender Beſorgniß, „und ich kann mir recht wohl die Urſachen davon vorſtellen. Die Frau Marquiſe wird Ihnen ihre Kümmerniſſe mitgetheilt haben, und das zärtliche Herz einer Mutter —“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn die Angeredete, „haben Sie den Marquis gekannt?“

„Von Person? Nein, Madame.“

„Dennoch weiß ich, daß Sie in Allem geläufig, daß Sie von allem unterrichtet sind, was auf ihn Bezug haben kann. Was trieb mein Schwiegersohn während meiner Abwesendheit? Ich wage es nicht, meine Tochter darüber zu befragen.“

„Madame, lassen Sie mich Ihnen nichts Schmerzliches — —“

„Ich bitte, ich beschwöre Sie, zu reden.“

„Sie befehlen; ich gehorche, meine Verehrte. Bald nach Ihrer Abreise begann der Marquis, der bis dahin einen, so viel ich weiß, tadellosen Wandel geführt hatte, eine höchst ausschweifende Lebensweise, die bald das Tagesgespräch von ganz Paris ward. Seine arme, von ihm vernachlässigte Gattin hörte nicht auf zu weinen; ihr Leid war in der That lastend —“

„Ich hatte ja meinen Ring verloren,“ sagte Frau von Narcueil, beschäftigt mit ihrer fixen Idee, zu sich selbst.

„Der Marquis gab sich, „fuhr Malarin fort, „der unbesonnensten Verschwendung hin; seine Pferde, seine Wetten, seine Gastmahle, seine Liebschaften zehrten sein halbes Vermögen auf, so daß man seinen gänzlichen Ruin befürchtete, als eines Morgens er an den Folgen einer wild durchschwärmten Nacht plötzlich schwer erkrankte, und noch denselben Tag starb. Anfänglich war die Betrübniß seiner Wittwe maßlos; jedoch die unwürdige Behandlung, die Frau von Lauvil von ihrem Gemahl hatte erdulden müssen, ließ die Empfindungen des Schmerzes nicht lange in ihr walten, so daß wenige Monate nach dem Absterben des Herrn von Lauvil — —“

Der Erzähler zögerte weiter zu ſprechen.

„Vollenden Sie,“ rief Frau von Narcueil mit Lebhaftigkeit —“ Es kam ein Gerücht in Umlauf; nicht wahr?“

„Ja, Madame. Der Graf d'Urbinſo, der Neffe des Capitäns vom Schiffe Argus war von glühender Liebe zu der Frau Marquiſe ergriffen worden. Es gelang ihm, ſich Zutritt bei der Dame zu verſchaffen, und bald bemerkte man, wie dieſe, deren Schönheit ein wenig gewelkt hatte, nach und nach nicht nur ihre Körperreize, ſondern auch ihre frühere Heiterkeit wieder gewann. Frieden, Frohſinn und Glück waren ihr zurückgekehrt.“

„Ganz recht,“ dachte Stephaniens Mutter; „war doch der eiſerne Ring mit im Spiele!“ — Und Alles war ihr nunmehr deutlich und klar; ſelbſt der früher ſo dunkel geweſene Brief Stephaniens.

In dieſem Augenblicke trat die Marquiſe herein und unterbrach das Geſpräch; Malarin aber entfernte ſich.

„Liebes Kind,“ begann Frau von Narcueil in ernſtem und gewichtigem Tone — „ſage mir aufrichtig, ob der Graf d'Urbinſo heute zu uns kommen wird?“

„Mutter! mißfällt der Graf Dir?“

„Nicht doch, meine Tochter; im Gegentheil —“

„Wenn dem ſo iſt, ſo ſoll nichts mich mehr zurückhalten, Dir Alles zu vertrauen, Mutter; kam ich doch deshalb zu Dir! Ich hielt Dir niemals Etwas verborgen, und will von dieſer zarten und ſüßen Gewohnheit nimmer ablaſſen — Wiſſe es denn — ich liebe.“

„Ich wußt' es ſchon.“

„Graf Leon iſt ſehr reich, ſtammt aus einem höchſt achtbaren Hauſe —“

„Und Du wünschest ihn zum Gemahl?“

„Mein Trauerjahr ist erst halb zu Ende und ich habe also noch keinen Plan entworfen. Frage mich daher nicht, was ich thun werde, was ich beschlossen habe, oder was ich hoffe. Ich liebe — das ist Alles — dies Eine nur ist es, was ich erkenne; ich kann Dir also nichts weiter antworten, als daß — ich liebe.“

„Das genügt nicht, mein Kind. Soll ich das Weitere übernehmen?“ — Stephanie bejahete.

„So schicke den Grafen d'Urbinso zu mir,“ sagte die Mutter.

Der Neffe des Argus-Commandanten befand sich bald nachher mit der Frau von Narcueil in deren Cabinet. Erstaunt über dies von ihm geforderte Geheimgespräch, vermuthete er zu gleicher Zeit, und wohl nicht ohne Grund, daß dasselbe eine gewichtige Sache betreffen würde; so daß sein sonst so unbefangenes Wesen ganz und gar hätte von ihm weichen mögen. Die Verlegenheit, in die er sich gebracht fühlte, schien sich noch dadurch zu steigern, daß er bemüht war, seine rechte Hand in einen Handschuh zu zwingen, der, wie die tyrannische Göttin Mode es zur Zeit vorschrieb, so peinigend eng für seine Hand war, daß ihm die beschwerliche Arbeit kaum gelingen wollte.

Gleich von Anfang an hatte Frau von Narcueil, und zwar zu ihrem nicht geringen Verdrusse, bemerkt, daß kein an den Fingern des jungen Zierlings befindlicher Gegenstand die Ursache seiner mühevollen Anstrengung war, sondern daß nur das Mißverhältniß der Kleinheit des Handschuhes zu der der Hand das Handschuhanziehen erschwerte. Nachdem die Dame über ver-

ſchiedene gleichgültige Dinge geſprochen hatte, lenkte ſie endlich das Geſpräch, ihrem wirklichen Zwecke gemäß, auf folgenden Redewechſel.

„. . . Ja, ja, mein Herr, ſolche Gerüchte compromittiren.“

„Aber, Madame, wie kann ich glauben — —?“

„Hören Sie mich an. Reden wir deutlich. Sie ſind jung, liebenswürdig, ein Günſtling der Mode; man hält Sie für verliebt in meine Tochter, und ihre häufigen Beſuche in dieſem Hauſe — —“

„Himmel! Sie glauben doch nicht —“

„Ich glaube, Herr Graf, daß man üble Nachrede jederzeit fürchten ſoll, ſelbſt wenn ſie die Unwahrheit äußert. Meine Tochter hat alſo beſchloſſen —“

„Mir den Zutritt bei ihr zu verſagen?“

„Das eben nicht, mein Herr.“

„Mir jegliche Hoffnung zu rauben?“

„Welche Hoffnung?“

„Wie mögen Sie ſo fragen, verehrte Frau? Weg mit Zurückhaltung und Ausflüchten! Ich liebe Ihre Tochter, ich bete ſie an; ich fühle, daß ich erſt ſeitdem ich ſie ſah und kennen lernte zu leben begann. Ich wollte, um Stephanens Herz und Hand zu verdienen, mir im Heere des Landes Ehre und Ruhm ſuchen — dieſer Gedanke iſt jetzt für mich zunicht worden; denn was ſollen mir Ehre und Ruhm, wenn die liebenswürdige Stephanie mich verwirft!“

„Laſſen Sie dieſe poetiſchen Grillen, Herr Graf, denn früher oder ſpäter läßt doch jeder Verliebte von dergleichen.“

„O, Madame, es giebt Seelen in denen die Liebe ein ewiges Siegeslied — —“

„Hübſche Redensart, das! Indeſſen erbat ich mir Ihren Beſuch nicht um Ihre Schönrednerei zu bewundern. Sie wünſchen die Hand meiner Tochter —“

„Nach Ablauf des Trauerjahres der ſchönen Frau Marquiſe; ja, Madame.“

„Das heißt, wenn Sie bis dahin Ihre Geſinnungen nicht ändern.“

„Ein ſolcher Zweifel, Frau von Narcueil, beleidigt mein Herz.“

„Bedenken Sie, ſechs Monate des Harrens —“

„Sechs Jahrhunderte lang würde ich meine Treue bewahren, wenn nur —“

„Herr Graf, ich denke Sie in Erſtaunen zu ſetzen; denn da meine Tochter mich in ihren gegenwärtigen Verhältniſſen zu ihrer Führerinnen auserſehen hat, ſteht bei mir der Vorſatz veſt, es nicht länger zu dulden, daß Sie Stephanien den Hof machen.“

„Wie, Madame?“

„Es wäre denn, daß Sie eine Bedingung eingingen.“

„Welche? welche? Ich gehe ſie ohne Weiteres zum voraus ein.“

„Ich bedarf, Herr Graf, einen unverkennbaren Beweis von der Gewalt und der Stätigkeit Ihrer Gefühle. Ich verlange eine Art von Unterpfand von Ihnen.“

„Ein Unterpfand?“

„Ein heilig anvertrautes Gut —“

„Beſäße ich irgend etwas ſo Koſtbares, das im Stande wäre — —“

„Sie beſitzen das, was mir genügt —“

„Und das wäre?“

„Ihr eiſerner Ring.“

Der Graf erblaßte. Seine bisherige Verlegenheit verwandelte ſich in Schrecken.

„Wer,“ rief er lebhaft, „wer hat Ihnen von meinem Ringe geſprochen?“

„Als ich neulich Ihre Hand gefaßt hatte, fühlte ich den Ring an Ihrem Finger —“

„Ohne ihn zu ſehen? Wie konnten Sie da ihn erkennen?“

„Ich erkannte ihn dennoch. Der Ring iſt mein Eigenthum und ich wünſche ihn zurück —“

„Ihr Eigenthum, Madame?“

„Werden Sie mir den Ring zurückgeben?“

„Verehrte Frau, erklären Sie ſich deutlich; ich bitte Sie darum. Sicherlich waltet hier ein Mißverſtändniß. Der Ring, den Sie von mir begehren, iſt für mich ein geheiligter Gegenſtand. Ich habe ihn von meinem Oheim, dem Capitän d'Urbinſo, der dem Ringe, ich weiß nicht welche außerordentliche Kraft zutrauet, und als er mir ihn an den Finger ſteckte, nahm er mir den Schwur ab, mich nimmer von dem Kleinode zu trennen. Dieſen Schwur zu brechen, Madame, iſt mir unmöglich; Sie begreifen das.“

„Herr Graf,“ verſetzte die Dame mit Feierlichkeit, „der Befehlshaber des Schiffes Argus war nicht berechtigt Ihnen dieſen Ring zu eigen zu geben, denn dieſer Ring gehörte nicht ihm. Vernehmen Sie die Wahrheit ganz; Ihr Oheim hatte mir jenen eiſernen Ring — entwendet.“

Als Stephaniens Mutter das Wort „entwendet“ aussprach, that sie es mit Peinlichkeit; ihr stieg dabei das Blut in die Wangen, denn ihr Gewissen sagte ihr: „Du klagst einen Andern eben der Missethat an, die Du selber begangen hast. — „Sie sind ein Ehrenmann,“ fuhr Frau von Narcueil fort; „Sie können also nicht den Gedanken hegen, irgend einen Schwur zu halten, sobald Sie dadurch eine Pflicht der Redlichkeit verletzen. Ihr geleisteter Schwur ist nach dem, was ich Ihnen über den Ring sagte, durchaus ungültig.“

Der Graf stand wie niedergedonnert durch die wider seinen Oheim ausgesprochene Verklagung. Frau von Narcueil benutzte des jungen Mannes Gemüthszustand, indem sie eilte ihm die schauerlichen Erlebnisse zu erzählen, die dem Verschwinden ihres Ringes am Bord des Argus vorangegangen waren.

„Der Capitän,“ fügte sie hinzu, „dachte vielleicht, daß wenn er im Besitze des Talismanes wäre, er Schiff und Mannschaft würde retten können. Liegt hierin eine Entschuldigung für ihn? Ich bezweifle es. Geben Sie mir daher meinen Ring zurück, und ich verzeihe Ihrem Onkel. Herr Graf Leon d'Urbinso, ich erwarte von Ihrer Biederkeit die Erfüllung meiner Forderung.“

„Madame —“

„Ich werde acht Tage warten, und will überdies einen feierlichen Vertrag mit Ihnen eingehen. Wenn Sie meine Tochter, die Marquise ehelichen, so werde ich nach vollzogener Vermälung Ihnen den Ring zurückgeben. Ich will ihn — ich wiederhol' es — nur als Unterpfand bis dahin bewahren. Mein und meiner Tochter Geschick bedünken mich — ob mit, ob ohne Grund,

ſey dahingeſtellt — von dieſem Taliſman abhängig zu ſeyn, und Sie begreifen leicht, daß es mich glücklich machen wird, Ihnen denſelben, als den Gemahl meiner geliebten Stephanie zu überantworten. Sie werden ihn alsdann gewiß um ſo herzlicher bewahren, und von dem Augenblick an, in welchem er Ihr Glück beſiegelt, wird er unſer Aller Glück ſichern. Ich überlaſſe Sie Ihrem Nachdenken; leben Sie wohl."

Zwei Tage verfloſſen nach jenem Geſpräche, ohne daß der Graf ſich wieder bei den Wittwen blicken ließ; und nicht ohne geheimen Verdruß vermogte Stephanie den Gedanken zu hegen, daß der Herr Graf es für ein ſo großes Opfer anſehen könnte, zum Beweiſe ſeiner Liebe und Treue einen unſcheinbaren Ring als Unterpfand zu geben.

Malarin, der aufmerkſamſte und ergebenſte Verehrer der Frau von Narcueil, hat mittlerweile das Wegbleiben des Grafen wohl bemerkt; er hat überdies ſeine geheimen Zwecke; deswegen forſcht und ſpäht und erkundet er.

„Je nun," ſagte Malarin plötzlich, als in der Unterhaltung über gleichgültige Dinge eine Pauſe eingetreten war — „er zögert noch, doch wird er, wie ich hoffe, ſich wohl fügen."

„Er? zögern? Von wem reden Sie?

„Sie wiſſen's ja; vom Grafen Leon."

„Herr von Malarin — ich verſtehe Sie nicht."

„Erlauben Sie mir, mich vom Gegentheile überzeugt zu halten."

„Wie? Womit zögerte er denn?"

„Mit der Herausgabe Ihres eiſernen Ringes."

„Was? Hätten Sie errathen —"

„Sind Sie dergleichen noch nicht gewohnt an mir?“

„Und Sie glauben daß der Graf — —“

„Der glücklichſte aller Sterblichen iſt? Gewiß. Welch ein Unterſchied zwiſchen ſeinem Geſchick und dem meinigen! Wie ſo innig ich auch der Dame huldige, der ich mein Leben gewidmet habe, ſo vermag ich doch nicht, ihr Herz zu gewinnen. Graf Leon hingegen findet in ſeiner Liebe kein Hinderniß. Er beſitzt einen Taliſman und — wird geliebt. O, wenn ich den eiſernen Ring hätte!“ —

Frau von Narcueil lächelte.

„Nun, und wenn Sie ihn hätten?“ fragte ſie.

„So würden Sie gezwungen ſeyn, mich zu lieben.“

„Wie, Herr von Malarin? Liebe aus Zwang?“

„Da mir keine andere werden ſoll, würd' ich mich mit ihr begnügen müſſen.“

„Wenn das der Fall iſt, mein Herr, ſo — es wird Ihnen, der Alles erräth, Ihnen, der Sie ein Hexenmeiſter ſeyn müſſen, ein Leichtes ſeyn — ſo verſchaffen Sie ſich jenen Taliſman.“

„Sie berechtigen mich dazu? Ich danke Ihnen.“

Sechstes Kapitel.

Ein Gaſtmahl.

Drei Tage nach dem im vorigen Kapitel mitgetheilten Geſpräche fand in der Wohnung des Herrn von Malarin ein Gaſtmahl ſtatt, zu welchem mehrere ältere und jüngere Herren eingeladen waren — Damen fehlten natürlich gänzlich bei dieſem **diner de garçons**. Unter den Gäſten befand ſich auch Graf Leon d'Urbinſe. Was Köſtliches aufzutreiben geweſen war, befand ſich

auf der Tafel des neuen Amphitryon. An den auserleſenſten Weinen fehlte es eben ſo wenig. Heiterkeit beſeelte die Schmauſenden, Luſtigkeit erfaßte die Zechenden, bis zuletzt die Unterhaltung wild und verworren ward. Malarin war der Einzige, der inmitten der Berauſchten völlige Herrſchaft über ſeine Vernunft behielt, denn ſelbſt Graf Leon gab ſich endlich, vielleicht wider ſeinen Willen der Ausgelaſſenheit der Stunde hin, obſchon er anfänglich ſich in hohem Grade theilnahmlos gegen die Freuden des Mahles gezeigt hatte.

„Luſtig, luſtig, Leon!“ lallte ihm ein Dragonerlieutenant zu. „Sind Dir durch den Boten, den Du vor einigen Tagen mit Extrapoſt nach Havre ſandteſt, nicht gute Nachrichten überbracht worden? Munter! munter! Dein Onkel ſoll leben!“

Alles fiel in den Trinkſpruch ein; denn bei ſolchem Gelage pflegt jeder Trinkſpruch ſein Recht geltend zu machen; und gegen den eben erſchollenen hätte nicht das Mindeſte eingewendet werden können. Andere Toaſte folgten auf einander, und immer lauter ward die Freudigkeit der Zechenden. Die jubelnden Herzen hätten die ganze Welt an die ganze Welt zu gleichen Theilen vertheilen mögen, damit Eine Freude in dieſer Welt herrſchen könnte.

„O Strahlenglanz über dem Leben Aller!“ rief ein poetiſirender Feuilletoniſt — „Und wie leicht kann er hervorgezaubert werden! Was kann an dem Glück jedes Individuums denn fehlen, wenn jedes Individuum ſeine hinlängliche Portion Jahresrenten erhält?“

„Nicht das Mindeſte!“ ſchrie die Tafelrunde — „nicht das Mindeſte!“

„Es käme nur darauf an,“ bemerkte ein Lehrling in der Diplomatie, „die Theilung unter Zustimmung Aller vorzunehmen. Ein Communismus, der sich aus und durch sich selbst erzeugt, ist der wahrhaftige allgemeine Weltfriede; gleichviel welchen Namen man ihm beilege!“

„Ja, ja, ein Communismus, aus dem Herzen Aller sich verbildlichend, wäre allerdings —“ fiel ein Philosoph der neuesten Schule ein —

„Aber wie viele leere Herzen giebt es heut zu Tage —“ unterbrach ihn ein Tageblättler — „und was kann jemals aus einem leeren Herzen kommen?“

„Was kümmert uns hier die Leere des Herzens,“ irrlichterirte der Dragonerlieutenant; „so lange unsere Flaschen voll sind? — Bringen wir einen andern Trinkspruch aus: Die Klugheit der Weiber soll leben! Sie versteht sich fürwahr auf das Austheilen der Gunst des Geschicks. Es lebe der Weiber Klugheit!“

„Recht so!“ fiel ein Modegeck ein, denn es giebt heut zu Tage keine Tafelrunde, in welcher sich nicht wenigstens Ein solches Subject befände — „Recht so! Von dem Schatze laßt uns schwatzen. Die Weiber spenden ihn mit vollen Händen, und unerschöpflich ist solcher Schatz —“

„Meine Herren,“ nahm der Wirth, schwergewichtigen Tones das Wort — „betrachten Sie den Grafen d'Urbinfo! Er kann von Schätzen mitreden; er besitzt alle Schätze in einem einzigen Kleinode —“

„He! Etwas Wunderbares also? Vivat!“ rief einer der Lustigsten unter den Lustigen. „Ich muß es nur eingestehen, wenn ich auch für das Unglaubliche in hohem

Grade eingenommen bin, ſo glüht meine empfängliche Seele doch in Wahrheit für nichts als für das Unmögliche.“

„Da haben wir die Wirkung des Champagners!“ erſcholl es wie im Chor.

„Sag' doch!“ drang durch den Ruf hindurch eine bis zur Fiſtel ſich ſteigernde Stimme — „ſag' doch, Malarin — wie war's denn eigentlich mit Deiner Rede von Schätzen beſchaffen? Haſt Du etwa einen derſelben für mich; der ſollte mir ſanft hinuntergleiten —“

„Ja, ja, ſtill! ſtill!“ — riefen zehn Stimmen durch einander. „Malarin muß uns das erklären — Was für 'nen Schatz hat unſer d'Urbinſo? Aus welchem Gewäſſer hat er ihn herausgefiſcht?“

„Auf weitem Meer, unter tropiſcher Sonne ward er errungen,“ ſagte der Wirth.

„Aha! alſo eine tropiſche Blüthe! und der Sonnenbrand hat ſie nicht verſengt?“

„Keinen Spott, meine Freunde!“ ſagte Malarin ernſthaft. „Jene Blüthe iſt ein Taliſman —“

„In welcher Geſtalt?“

„In der eines eiſernen Ringes.“

„Hei! Holla! Hoho! Hehe! Seltſam! Uebernatürlich! Ein Amulet — ein gerundetes für den Finger! Intereſſantes Reifenſpiel! Ich lobe mir die Feenmährchen! Eingeſchenkt! Leon's Taliſman ſoll leben! — Zeig' her Deinen Eiſenkram, Leon!“

Trinkend war man vom Tiſche aufgeſtanden; die Gäſte alle bringen auf unſern Grafen ein; jeder von ihnen will den Wunderring ſehen; der Neffe des Argus-Commandanten, unfähig der allgemeinen Neubegier zu widerſtehen, zieht ſeinen eiſernen Ring vom Finger und

reicht ihn einem der ihn Umdrängenden zum Beſchauen hin. Die Spottausrufungen dauern fort, während der Taliſman von einer Hand zur andern wandert. Malarin erhält ihn zuletzt. Er tritt von den Uebrigen zurück, um dem Fenſter nahe zu ſeyn, wo er das Kleinod genau betrachtet, es dann dem Grafen zurückgiebt, und dabei plötzlich und luſtigen Tones ausruft: „Jetzt in die Oper, meine Herren! Ich habe Logenplätze für uns Alle.“

„Und Nourrit ſingt!“ läßt ſich der Fiſtulirende vernehmen.

„In die Oper! in die Oper!“ erſchallt der allgemeine Ruf; man greift nach Hut und Stock, man ſteigt in die aufgerufenen Wagen und fährt von dannen.

Im Opernſaale angelangt, bemerken die muntern Brüder, daß Graf Leon nicht mit ihnen kam. Leon hatte ſich, als es an's Einſteigen ging, hinter den Fuhrwerken fortgeſchlichen, und war, brauſenden Liebesſturm im Herzen, zu der Marquiſe gewandert. Die ſchöne Wittwe befand ſich allein. Sie erröthet bei dem Anblicke des jungen Mannes, der zuvorkommender, zärtlicher, verliebter als jemals iſt. Er legt Rechnenſchaft von ſeinem mehrtägigen Wegbleiben ab. Er ſchildert der Geliebten das zwiſchen der Frau von Narcueil und ihm Vorgefallene. Er hat den Gedanken nicht ertragen können, ſeinen Schwur ſeiner Liebe oder dieſe jenem zum Opfer zu bringen. Er hat einen Eilboten an ſeinen zur Zeit in Havre anweſenden Oheim entſendet, um deſſen Willensmeynung betreffs des Ringes einzuziehen, und die darauf bezügliche Stelle in dem Antwortſchreiben des Capitäns lautet folgendermaßen:

„Wenn die Marquiſe ſich Dir zur Gattin verſpricht, ſo magſt Du den Taliſman hingeben, denn in der Ehe und in der Liebe iſt das, was des Einen iſt, auch des Andern. Aber wirſt Du auch wirklich geliebt? Siehe Dich vor; begehe keine Unbeſonnenheit.“

Ein langes Schweigen folgte den Eröffnungen Leons. Die edle, heftig aufgeregte junge Wittwe hatte nicht gewagt, den Sprecher zu unterbrechen.

„Wohlan!“ ſagte ſie endlich, indem ſie ſich bemühete veſten Tones zu reden. „Wozu haben Sie ſich entſchloſſen, Herr Graf?“

„Morgen werd' ich Ihrer Frau Mutter den Ring, den ſie als ihr Eigenthum in Anſpruch nahm, zurückerſtatten. Das Kleinod wird dann ihren Finger zieren, und ich werde keine meiner Pflichten vernachläſſigt haben.“

„Wie aber,“ verſetzte hingeworfen die Marquiſe, „wie aber, wenn Sie die weiſen Rathſchläge Ihres Onkels nicht genügend beherzigten? wenn Sie, indem Sie ſich auf Gnade und Ungnade ergeben, in der That eine Unbeſonnenheit begingen?“

„Liebe iſt unbedingte Ergebung, ſchöne Stephanie, und dieſe iſt ein gerngebrachtes Opfer. Dank ſey meinem Oheim! er hat mir zur Erfüllung aller meiner Wünſche verholfen.“

„Er konnte wohl nicht anders,“ bemerkte die Marquiſe mit feinem Lächeln.

„Wie ſo? Warum?“

„Iſt Ihr Ring, wie Jedermann zu glauben ſcheint, wirklich ein Taliſman, ſo muß man ſich ja allen Ihren Wünſchen fügen, und Ihr Herr Onkel vermogte alſo nicht, Ihnen irgend Etwas zu verweigern; er mußte

Ihrem Verlangen genügen, und kraft Ihres Ringes hatten Sie das Recht, auf seine Zustimmung zu zählen."

„So glauben Sie also an das, was man einen Talisman nennt?"

„An Ihren Talisman? Wohl möglich."

„Wenn das der Fall ist, angebetete Stephanie, so lieben Sie mich ja."

„Ich?"

„Mein Talisman befiehlt es Ihnen."

„Aber Sie werden diesen Talisman morgen nicht mehr besitzen."

„Nun, so lieben Sie mich heute. Beglücken Sie mich gleich jetzt durch Ihr Ja."

„Ich werde es müssen, wenn der Ring es unwiderstehlich heischt."

„Dennoch mögte ich nicht ihm allein mein Glück verdanken; mögte gern um meiner selbst willen —"

„Sobald Sie den Ring nicht mehr haben, Herr Graf, werden Sie um so mehr auf Ihr Selbst zählen dürfen, denn ich werde dann meine Freiheit wieder erlangt haben —"

„Und werden Sie mir die meinige alsdann zurückgeben, schöne Stephanie?"

„Erst wird es sich fragen, ob ich es alsdann will," entgegnete die Marquise schlau.

„Stephanie," rief der Graf voll süßen Hoffens, „morgen werde ich keinen Talisman mehr besitzen, und also gänzlich Ihrer Gnade oder Ungnade hingegeben seyn."

Am Vormittage des folgenden Tages trat der Graf in das Zimmer der Frau von Narcueil, wo man ihn mit Ungeduld erwartet hatte.

„Tauſendfachen Dank Ihnen, Herr Graf,“ ſagte Stephaniens Mutter mit freundlichem Lächeln: „Sie kommen gewiß, um mir meinen Ring zurückzuerſtatten.“

„Ich ward dazu ermächtigt, Madame.“

„So bringen Sie alſo ein Opfer —“

„Ich bringe es mit innigem Vergnügen; mögten Sie doch ſich davon überzeugt halten!“

Leon zog den Ring vom Finger; konnte jedoch, als er ihn der Dame übergab, ſich eines tiefen Seufzers nicht erwehren.“

„War das ein Seufzer der Reue?“ fragte Frau von Narcueil —

„Ein Seufzer des Hoffens war es, verehrungswürdige Frau,“ antwortete der Gefragte.

Stephaniens Mutter hält den Ring veſt in verſchloſſener Hand; ihr iſt, als wäre all' ihr früheres Glück ihr wiedergekehrt; ſie will das Kleinod an ihren Finger ſchieben, da fällt ihr Blick auf dasſelbe, und — ſiehe da! ihre von Freude funkelnden Augen verdüſtern ſich plötzlich; ein Ausdruck des Unwillens, ja des Zornes zeigt ſich auf ihrem Angeſichte — „Mein Herr! Was gaben Sie mir?“ r::ft ſie heftig. „Denken Sie, mich zu äffen? oder — beſſer geſagt: Man muß Sie geäfft haben. Dieſer Ring iſt nicht der wahre — dieſer Ring iſt ein unächter.“

„Unächt!“ wiederholt der Graf in einem Tone des Abſcheues. „Können Sie mich irgend einer Fälſchung fähig halten? Ich ſchwöre Ihnen, daß dieſer Ring der nämliche iſt, den mein Oheim mir gegeben hat.“

„Und ich ſchwöre Ihnen das Gegentheil,“ fiel Frau von Narcueil lebhaft ein. „Als ich noch im Beſitze des

Ringes war, habe ich dieſen ſo oft und ſo ſcharf betrachtet, daß er mir bis auf das an ihm kaum Bemerkliche genau bekannt iſt. Wenn auch die äußere Rundfläche dieſes Ringes der des meinigen vollkommen ähnlich iſt, ſo fehlt dieſem doch mehr als eines der cabbaliſtiſchen Zeichen, die der inneren Seite des ächten Ringes eingeäzt ſind. Sie hatten alſo keine Kunde, mein Herr, von jenem ägyptiſchen Geheimzeichen? —"

„Doch, Madame," unterbrach ſie der Graf, indem er haſtig aus ihrer Hand den Ring zurücknahm; „jene Zeichen ſind mir gleich aufgefallen. Erlauben Sie, daß ich ebenfalls nachſehe —"

Die Unterſuchung bedurfte nicht langer Zeit.

„In Wahrheit," fuhr Leon höchſt betroffen fort — „dieſer Ring iſt nicht das mir von meinem Oheim gegebene Kleinod — man muß es mir vertauſcht haben."

„Ei, mein Herr," entgegnete ihm Frau von Narcueil im Tone des Zweifels und mit einem Blicke voll Ironie — „wenn Sie nur gehörig ſuchen, ſo wird ſich, ſollt' ich meynen, der Ring wohl irgendwo finden laſſen."

„Ich verſtehe, was Sie ſagen wollen, Madame," ſagte der Graf, indem er ſich die Lippen biß. „Sie dichten mir eine ſchändliche Hinterliſt an, und ich muß einräumen, daß der Schein mich verklagt. Ich werde aber Ihren Rath befolgen; ich werde ſuchen, ich werde finden, und Wehe dann ihm, der mich betrog!" Er hielt inne, indem er mit der Hand an ſeine Stirn fuhr, als ob ihn plötzlich ein Lichtgedanke durchzuckte. — „Ha!" rief er — „geſtern — bei Tafel — als der Wein mich betäubt hatte — ja, ja — da ließ ich meinen Ring beſichtigen. Ein Verräther hatte ihn zu ſehen be-

gehrt; er behielt ihn länger in der Hand, als alle Uebrigen es gethan hatten — Ich irre nicht — der Dieb iſt entdeckt! Er ſoll den Raub zurückerſtatten, oder ſein Leben laſſen!“

Zorn ſtrahlte aus dem Blicke des Jünglings. Frau von Narcueil begann den Hergang der Sache zu durchſchauen; zitternd fragte Sie: „Um Gotteswillen! wen haben Sie in Verdacht?“

„Wen ſonſt, als Malarin, den Hinterliſtigen!“ ſchrie der Graf und eilte dem Ausgange zu.

„Halten Sie inne!“ rief Stephaniens Mutter, indem ſie dem Empörten in den Weg trat: „Halten Sie inne! Wenn Sie ſich mit ihm ſchlagen, ſo —“

„Was denn, Madame?“

„So wird er Sie tödten.“

„Mein Degen wird es mit dem ſeinigen aufzunehmen wiſſen.“

„Aber wenn Malarin den Taliſman beſitzt, ſo —“

„So wird ſolcher Beſitz ihm das Leben koſten.“

„Nein, der Taliſman wird ihn vielmehr beſchützen, und Sie — O, Herr des Himmels! —“

„Ich hege mehr Vertrauen zu meiner Fechtkunſt, als zu dem Ringe, und erwarte mehr von der Gewalt einer gerechten Sache, als von der Kraft aller magiſchen Ringe. Verlaſſen Sie ſich darauf, Malarin fällt von meiner Hand.“

„Nein, o nein! Sie werden von der ſeinigen fallen!“

Der Graf hörte die Dame gar nicht mehr an.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen,“ fuhr dieſe bittend fort — „Um Gotteswillen, Graf, laſſen Sie

mich nicht das Unglück erleben, mir eine Blutthat vorwerfen zu müſſen! — Ich zweifle ja nicht mehr an Ihrer Redlichkeit — Ich verzichte auf den Beſitz meines Ringes; möge der ihn behalten, der ihn hat — ich mache keinen Anſpruch mehr darauf; und was Ihre Vermählung mit meiner Tochter betrifft, ſo will ich ihr kein Hinderniß in den Weg legen, will vielmehr bemüht ſeyn, ſie zu beeilen. Stephanie iſt die Ihrige, lieber Sohn — ich verſpreche es. Und nun ſind Sie beruhigt, nicht wahr? ganz beruhigt?"

„Nein, Madame," antwortete Leon mit verbiſſenem Grimme; „man ſoll nicht ſagen, daß ein Nichtswürdiger mich ungeſtraft habe äffen dürfen. Ein Streit dieſer Art iſt nur mittelſt Waffen zu ſchlichten. Mir muß Blut — mir muß Rache werden."

Und zum Zimmer hinaus ſtürzte d'Urbinſo.

Siebentes und letztes Capitel.

Der Mumienſchrank.

In einem ſtattlichen Gemache, in welchem eine Menge ſeltener und koſtbarer Gegenſtände ſymmetriſch aufgeſtellt waren, überließ Herr von Malarin ſich friedlich ſeiner leidenſchaftlichen Vorliebe für Alterthümer; da öffnet ſich geräuſchvoll der Eingang, und Graf Leon d'Urbinſo ſteht vor dem Sammler.

„Mein Herr," ruft der Neffe des Seefahrers, ohne auch nur dem geringfügigſten Geſetze der Höflichkeit nachzuleben — „Mein Herr, ich beſitze meinen eiſernen Ring nicht mehr. Irgend Einer hat mir einen ähnlichen Ring untergeſchoben; ſein Geſchwindigkeitſtückchen gelang ihm trefflich. Wahrſcheinlich that er es zum

Scherz; es giebt jedoch Neckereien, deren Unziemlichkeit die ernſteſten Folgen nach ſich ziehen kann. Wir Beide befinden uns in ſolchem Falle; Sie werden der Sache alſo ein Ende machen, Herr von Malarin.“

„Das ſind ja ſeltſame Reden,“ entgegnete der Beſitzer des Naturalien-Cabinets; „es würde wohlgethan geweſen ſeyn, wenn ſie mit einiger Ruhe und mit mehr Deutlichkeit geführt worden wären. Waren Sie willens, Drohungen an mich zu richten, Herr Graf?“

„Befragen Sie Ihr Gewiſſen, mein Herr; ſeiner Antwort will ich vertrauen. Doch genug der Vorreden; gelangen wir zur Sache! Als geſtern Sie und Ihre Gäſte von Ihrer Tafel aufſtanden, verlangten Sie meinen Ring zu ſehen und zu betaſten. Derjenige Ring aber, den Sie mir ſtatt des meinigen zurückgaben, und den Sie unſtreitig zu ſolchem Zwecke bereithielten, war natürlich ein nachgemachter. Geben Sie mir alſo den Ring zurück, den Sie eſcamotirten; denn Sie, mein Herr, Sie haben ihn.“

„Irrthum über Irrthum, mein Herr. Ich habe jenen Ring nicht — betrachten Sie meine Hände —“

„Sie haben ihn dennoch — irgendwo — gleichviel wo; und ich verlange ihn zurück —“

„Welch ein Ton? Herr Graf! der Ton iſt Beleidigung.“

„Immerhin! Solche Beleidigung iſt eine verdiente. Geben Sie mir meinen Ring heraus, mein Herr!“

„Ihren Ring?“

„Denſelben, den Sie mir entwendet haben.“

Der bisher kalte und leidenſchaftloſe Geſichtsausdruck Malarins erlitt in dieſem Augenblicke eine

Wandlung. Hohnſpöttiſch blickte der Naturalienſammler ſeinen Gegner an und ſprach mit Geringſchätzung zu ihm:

„Ihnen, ſagen Sie, gehört der Ring, den Sie von mir verlangen, mein Herr? Mit nichten! ſag' ich dagegen. Da Sie auf Diebſtahl hindeuten, ſo wird es nöthig ſeyn, bis zur Quelle deſſelben zurückzugehen. Wer alſo ſtahl den Taliſman? Antwort: Der Herr Capitän vom Schiffe Argus!"

„Sie häufen Beleidigung auf Beleidigung, mein Herr! Jetzt wird es mir zu viel; ſchreiten Sie zur Wahl Ihrer Waffen!"

„Wann ſoll ich mich mit Ihnen ſchlagen?"

„Augenblicklich."

„Und wo?"

„Wo es Ihnen beliebt, mein Herr."

„Haben Sie Degen mitgebracht?"

„Degen und Piſtolen — nach ihrem Belieben."

„Und Ihre Kampfzeugen, mein Herr — wo ſind ſie?"

„Vor Ihrer Hausthür, in meinem Wagen. — Gehen wir —"

In dieſem Augenblicke öffnet ſich abermals die Thür mit Ungeſtüm; zwei Damen in Mantel und Schleier ſtürzen in das Zimmer, ohne daß ſie ſich zuvor hatten melden laſſen. Die eine Dame iſt Stephanie von Lauvil, die andere iſt die Frau von Narcueil.

„Sie werden nicht fortgehen, meine Herren," rief die Letztere den beiden Männern entgegen, die, den Hut auf dem Kopfe, bereit waren, das Zimmer und das Haus zu verlaſſen. „Wir vermuthen nur allzuſehr, was Sie Beide vorhaben, allein Sie werden nicht einander bekämpfen; Sie werden nicht —"

„Madame," unterbricht ſie der Graf — „er leugnet nicht einmal ſein an mir begangenes Unrecht," und dabei ſchießt er einen Zornblick auf Malarin.

„Brachte Herr von Malarin keine Entſchuldigung vor?" fragt die Dame zitternd.

„Er that's; er behauptet, der eiſerne Ring gehöre nicht mir; er wagte, mir in's Angeſicht zu behaupten, daß der Talisman —"

„Geſtohlen worden war?" fiel Frau von Narcueil haſtig ein: „Das iſt nur allzuwahr. Und o!" ſetzte ſie im Tone des Reuegefühls hinzu, indem ſie ihre gefaltenen Hände erhob — „o! wer weiß das wohl beſſer als ich?"

Mittlerweile war Stephanie bleich, einer Ohnmacht nahe, in einen Lehnſtuhl geſunken, wo ſie jetzt Gebetesworte murmelte, auf die Leon freilich nicht achten wollte, die ihm jedoch wider ſeinen Willen zu Herzen drangen.

„Nun denn!" rief der junge Mann, deſſen Zorn durch die Verzweiflung der beiden Frauen bereits zur Hälfte entwaffnet worden war, „wenn dieſer Ring wirklich nicht mir gehört, ſo ſei er unverzüglich derjenigen Perſon zurückerſtattet, die ihn mit Recht ihr Eigenthum nennen kann. Herr von Malarin, ich verzichte auf den Talisman; allein nur um der Frau von Narcueil willen — verſtehen Sie mich? Nur um ihretwillen, nur um der rechtmäßigen Eignerin willen!"

„Die rechtmäßige Eignerin des Ringes," verſetzte Malarin in ſeinem vorherigen ironiſchen Tone, „hat bereits triumphirt. Frau von Narcueil weiß, daß ich ſchon vor längerer Zeit ihr ſagte, wie ich den eiſernen Ring nur zu beſitzen wünſchte, um ihn ſeiner rechtmäßigen

Herrin zurückzugeben. Der Ring steckt jetzt am Finger eben jener Herrin.“

„Wie? so hätten Sie Ihren Talisman bereits von Herrn von Malarin empfangen, Frau von Narcueil?“

„Meinen Talisman?“ unterbricht diese mit erstickter Stimme — „Ach, mein Herr; ich sehe ein, daß hier eine allgemeine Erklärung unvermeidlich ist; so muß ich denn die ganze Wahrheit enthüllen und sagen, daß hier Einer nach dem Andern ein Gut des Nächsten stahl, und daß ich dies zuerst that. Sey mein Fehltritt dadurch gebüßt, daß ich Ihnen denselben offenherzig bekenne! Der erste Diebstahl — ward von mir begangen. Ich entwendete jenen Ring dem jetzt verstorbenen Professor Denon —“

„Um Verzeihung, das ist abermals ein Irrthum,“ fiel Malarin mit sardonischem Lächeln ein. „Jener wanderflüchtige eiserne Ring ward zuerst von Denon in den Gräbern der Pharaonen gestohlen.“

„Wie?“ rief der Graf ungeduldig. „Wem gehört denn eigentlich der Ring?“

„Wem? Dieser Dame hier,“ versetzte Malarin ernsthaft, indem er zu einem mit gothischem Schnitzwerk verzierten Schrank schritt, und dessen Doppelthür öffnete — und siehe da! die ägyptische Prinzessin, die Mumie aus dem Denon'schen Museum, mit ihrer güldenen Krone, ihrer bunten Bandumwickelung steht in ihrem aufrecht gestellten, mit Hieroglyphen bemalten Sarge vor den Versammelten. Der Goldfinger ihrer rechten Hand macht allem Hader ein Ende, denn es steckt an ihm — der ächte eiserne Ring.

„Ja, ja, ich erkenne sie, die Mumie Denon's,“ ruft Frau von Narcueil aus, „und Herr von Malarin hat Recht; der Ring ist seiner wahrhaftigen Herrin zurückerstattet worden.“

„Und der Ring und dessen wahrhaftige Eignerin,“ setzte der geheimnißvolle Reisende hinzu, indem er sich vor Frau von Narcueil als ein zärtlicher und

treuergebener Ritter verbeugte — „gehören einzig und allein Ihnen, Madame. Werden Sie sie annehmen? — Verzeihen Sie meiner List und meinen kleinen Ränken," fuhr er mit Hastigkeit fort. „Mir war, als hätte eine innere Stimme mir zugeflüstert, daß Ihr Herz sich erst dann mir wirklich zuwenden könnte, wenn ich diesen kostbaren Talisman besitzen würde. Die Liebe macht abergläubisch. Ueberdies hatte ich Ihnen verschwiegen, daß ich Denon's Mumie bereits besaß, Madame, als ich mich mit Ihnen am Bord des Argus befand. Ich hatte die Merkwürdigkeit aus dem Nachlasse meines Freundes gekauft; ein an derselben angeheftet gewesener Zettel hatte mir die Worte: „Sie besaß einen eisernen Ring, der mir jedoch gestohlen worden ist" unter Augen gelegt. Auf dem Schiffe verloren Sie, Madame, einen eisernen Ring, und Ihre Kammerfrau verrieth wider Willen Ihr Geheimniß. Daher meine seltsamen Reden zu Ihnen; daher Ihre Meinung von mir, als sey ich eine Art von Schwarzkünstler. So kam es, daß ich beschloß, Ihnen, verehrte Frau, meine noch übrige Lebenszeit zu widmen. Entscheiden Sie jetzt über mich und mein künftiges Geschick."

„Ob ich genug gestraft bin für meinen begangenen Fehler?" sagte Frau von Narcueil mit Schmerzgefühl. „Was für Leiden hat dieser Ring über mich gebracht!"

„Diese Leiden sind jetzt vorüber, Madame," sagte der Naturaliensammler. „Wir haben dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist. Nun, aber, angebetete Frau, versprechen Sie mir, fortan von allem Wunderglauben abzulassen; denn all' dergleichen Dinge lösen sich zuletzt immer als etwas Wirkliches und Natürliches auf. Glück und Unglück hienieden befinden sich oft nur in der Menschen Einbildung. Gar zu gern legen wir irdischen Dingen Dasjenige bei, was des Himmels ist. Man denkt an Alles, nur nicht an die Wege der Fürsehung. Recht wohl hab' ich die Erlebnisse Ihrer früheren heitern und trüben Lebenstage durchschaut, Madame, und

fürwahr, nicht die Magie des Talismanes brachte jene Erlebnisse hervor; wohl aber erzeugten jene Erlebnisse bei Ihnen den trügerischen Glauben an eine Magie des Ringes. Doch dem sey, wie ihm wolle — Ring und Mumie sind von diesem Augenblicke Ihr ausschließliches Eigenthum.«

»Ich nehme Ihr Geschenk mit Dank und Rührung an,« versetzte Frau von Narcueil, »jedoch nur unter der Bedingung, daß dasselbe uns allen Vieren gehöre, um uns alle Vier glücklich zu machen.«

»Allen Vieren? uns Allen?« rief Malarin mit Herzlichkeit. »Das heißt meine Liebe krönen; das heißt eine Doppeltvermählung zusagen.«

»Stehe ich nicht, gleich Ihnen,« entgegnete Frau von Narcueil mit zarter Hingebung — »stehe ich nicht gleich Ihnen, lieber Malarin, unter der Zaubergewalt des Talismanes?«

»Und Sie,« fiel der Graf d'Urbinso ein, indem er sich zu der Marquise wendete, und ihr fast zu Füßen sank — »Haben Sie gehört, theure Stephanie?«

»Ich habe.«

»Und Sie bestätigen?«

»Stehe ich nicht, wie meine Mutter, unter der Zaubergewalt des Talismanes?« entgegnete erröthend die Gefragte.

»Müssen wir uns noch schlagen?« sagte Malarin zu dem Grafen, indem er ihm freundlich die Hand bot. »Was meynen Sie? Ich bin zu ihrem Dienste.«

»Herr von Malarin,« versetzte Leon, »wie Alle hier stehe auch ich unter der Zaubergewalt des Talismanes.«

Wilde Ehe.

Ein Geſchichtchen aus dem Volke.

„Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang."

F. v. Schiller.

Andreas Müller war ein rühriger, kunstfleißiger und dabei gutherziger, frohsinniger Bursch; ein Tischlergesell, dem einer der ersten Meister in einer der größten deutschen Städte alle diejenigen seiner Bestellungen übertrug, die Scharfsinn, Kunstfertigkeit und Geschmack erforderten. Andreas war stets der Erste in der Werkstatt, ein guter Gewerksgenoß, geliebt von seinen Mitgesellen, hochgeachtet von seinem Brotherrn. Während des Tages hielt er sich ämsig zur Arbeit und kehrte Abends in seine Wohnung im vierten Stock eines Vorstadtgebäudes frohen Sinnes zurück, wie Einer der ein gutes Gewissen hat, und deshalb das Erdenleben nur von dessen heiterer Seite zu betrachten gewohnt ist. Freilich hätten die Nebengesellen ihn dann und wann gern mit in ihre Wirthshausvergnügungen gezogen; er aber wich ihnen jederzeit aus, indem er sanft lächelte und sagte: „Dank, Dank, Bruderherz! Es ist nicht Stolz, was mich abmahnt mit Euch zu gehen; sondern weil mir's zu Hause besser, viel besser als auf der Herberge gefällt. In der Herberge kann ich nur lustig seyn; daheim aber bin ich glücklich."

Dann stieg Andreas seine vierundachtzig Stufen hinan und trat in ein Stübchen, worin freilich nicht Luxus, wohl aber auserlesene Reinlichkeit herrschte. Ein-

fach nur wiesen sich darin die Geräthe, aber sie glänzten, daß man sich darin hätte spiegeln können. Ueber der nußbraunenen Commode hing ein Spiegelchen in vergoldetem Rahmen, unter diesem stand ein aus Gyps gefertigtes Büstchen des alten Marschalls Vorwärts — im Alkoven sah man ein sauberes Bett; Alles in der zwar engen, aber gemüthlichen Wohnung zeugte von Ordnung und Behaglichkeit.

Das Lieblichste aber in dem Stübchen war, daß so oft Andreas eintrat, ein am Fenster sitzendes junges Frauenzimmer mit mildem Lächeln und mit noch milderem Blicke sich erhob und ihm zärtlich die Hand reichte. Andreas drückte dann diese Hand, küßte das Frauenzimmer und sagte dann wohl: „Soll ich denn jeden Abend mit Dir schelten, Hanna? Ich sage Dir's, Du arbeitest zuviel; Deine hübschen Augen sind wieder ganz roth von der Anstrengung — —"

Nicht selten pflegte Johanna dann leise zu erröthen; bald aber versetzte sie lächelnd: „Was soll ich denn beginnen, wenn Du nicht da bist, mein Andreas? Ausgehen ohne Dich? Ei, viel lieber arbeit' ich! So tragen wir beiderseits zum Haushalte bei, und gelt! zuletzt erübrigen wir —"

„Hoffärtige!" rief Andreas und schloß die Lächelnde liebevoll in seine Arme, „Du bist immer besorgt zu wenig zu thun; ich aber will's nicht leiden, daß Du —"

Ein Kuß Johannens brachte ihm zu Schweigen. Hurtig trug die Sorgliche das bescheidene Abendessen auf, das Beide dann frohherzig miteinander verzehrten. War nach der Mahlzeit der Tisch abgeräumt worden, und draußen gutes Wetter, so schlenderte unser Pärchen

auf den Stadtwall oder in die Gassen der Kaufläden, um dort die erquickende Abendluft einzuathmen, oder hier die an den Schaufenstern ausgestellten, den Vornehmen und Reichen leider so unentbehrlichen Herrlichkeiten, oder aber in den angrenzenden Straßen die geputzten Damen zu betrachten, die gestützt auf den Arm eines häßlichen Alten oder auf den eines mehr frech als gescheidt blickenden jungen Modeherrn in ihre Kutschen stiegen, um in's Theater, in's Concert oder in's Casino zu fahren. Bei solchem Anblicke schmiegte Johanna sich inniger an ihren Begleiter und dieser lächelte dann, errieth ihren Gedanken, und flüsterte: „Wir sind doch glücklicher, Hanna, als alle jene Herren und Damen, die wohl um so weniger genießen, als sie viel und viel zu viel besitzen. O! kennten sie mein Glück, wie würden sie mir meine Armuth, meine Dachstube und meine Hanna beneiden."

War das Wetter unfreundlich, so blieben unsere Leutchen daheim; Johanna nahm dann ihre Nadelarbeit zur Hand und Andreas las laut irgend einen Abschnitt eines jener noch immer nur spärlich vorhandenen Bücher, die den Gewerksmann zu gleicher Zeit belehren, indem sie ihn unterhalten; Bücher aus denen er das Leben verstehen und den Lohn erkennen lernt, der dem rechtschaffenen, dem vorwärtsstrebenden, dem verständigen und gesitteten Menschen, sey er weß Standes er wolle, aus dem nimmer versiegenden Quell zufleußt.

Wohl hatte Andreas Recht, wenn er zu den Genossen sagte: „Daheim bin ich glücklich!" War's doch als ob jeder ihm entschwindende Tag ihn besser machte! Sein Lesen, sein Geplauder mit Johanna, die

gesunden Herzens war, entwickelten immer mehr des ehrlichen Burschen Geistesfähigkeiten und trieben den in ihnen liegenden Keim hochherziger Gesinnung zur schönsten Reife. Die Liebe stärkte seinen Muth, steigerte sein Streben, führte seine Arbeitlust an.

Als an einem Samstagabend Andreas sein Handwerksgeräth geordnet hatte, um wie gewöhnlich zur Feier heimzugeben, berief sein Meister ihn zu sich in seine Schreibstube.

„Andreas Müller," sprach der biedere Alte, „Er weiß, ich hochacht' Ihn und lieb' Ihn. Meine Hausehre und ich, denen Gott Kinder versagt hat, sind einig worden uns allgemach zur Ruhe zu setzen. Da mögte ich Ihn denn Meister werden lassen, Ihm meine Kundschaft übergeben, Ihm mein Magazin abtreten, so daß er mir nach und nach den Werth desselben herauszahlt."

„Wär's möglich, Meister?"

„Nun aber, lieber Müller, sieht Er wohl ein, daß es nicht genug ist, ein ehrlicher Kerl und ein tüchtiger Arbeiter zu seyn; auch an dem sittlichen Wandel eines Gewerksmannes darf kein Tadel haften; nun aber hat Er, der doch sonst so verständig und schlichtherzig ist — nun hat er — nun ist er — wie sag' ich's Ihm nur rasch weg und doch nachdrücklich? — nun hat er da ein Frauenzimmer bei sich — die — Johanna, glaub' ich nennt Er sie — und mit der ist Er nicht verheirathet — heißt das einen sittlichen Lebenswandel führen? Das heißt bös Exempel geben, heißt Andere auf gleichen Abweg verlocken — nicht zu gedenken, daß solch ein Umgang — wilde Ehe nennt man ihn sehr bezeichnend — noch nimmer ein gutes Ende genommen hat."

Andreas ſtand bleich und geſenkten Hauptes da, während er mit Scheu entgegnete: „Meiſter, lieber Meiſter, ich hab's mir ſelbſt ſchon oft vorgeworfen; aber — aber es iſt ein abſonderlicher Umſtand dabei — ſie — die Hanna, meine Hanna, zögert unter allerlei Vorwand —t —"

„Was? Sie? Junger Geſell, das iſt ja wohl nicht möglich?"

„Doch iſt's ſo wie ich ſagte, Meiſter."

„Hm, hm! da thut's mir doppelt leid um Ihn; denn 's iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn ein Frauenzimmer damit zurückhält das Weib eines ehrlichen und fleißigen Handwerkers zu werden, der ihr die Ehre erzeigen will, ſie ſelbſt dann noch zu heirathen, nachdem ſie — — Schlimmes Zeichen, ſag' ich, iſt das!"

„Nun, Meiſter, ich will die Hanna herumbringen; ich verſprech's."

„Wohl denn! Geh' Er, lieber Müller, ſchreit' er zur Hochzeit, und mit dem, was ich vorhin wegen Seiner Einrichtung ſagte, ſoll's ſeine vollſtändige Richtigkeit haben. Er ſoll mit mir und meiner Hausehre zufrieden ſeyn. Mit Gott!"

An dieſem Abend kam Andreas traurig und ſinnend nach Hauſe. Johanna bemerkte es, wagte jedoch nicht, ihn zu befragen. Schweigend verzehrte man das Abendbrot; kleinlaut fragte Johanna dann, ob heute noch ſpazieren gegangen würde.

„Nein, nein," verſetzte Andreas, „wir haben uns zu beſprechen, liebe Hanna; unſer Schickſal muß ſich entſcheiden, und zwar heute noch — jetzt gleich."

Johanna erblaßte, ſetzte ſich neben Andreas und fragte mit zitternder Stimme: „So biſt Du nicht mehr glücklich?“

„Doch, doch! ich bin's, bin recht glücklich, Hanna; — aber höre mich an. Acht Monate ſind's jetzt, daß ich dies Quartier bezog; meine Thür befand ſich neben der Deinigen; ich begegnete Dir einige Male auf der Treppe; Deine Schönheit, Dein ſittiges Weſen, Dein eingezogener Wandel, Deine Arbeitluſt — Alles an Dir gefiel mir ſo über die Maßen — Hanna, ich liebte Dich, und ſagte zu mir ſelbſt: „Wenn ſie mich eben ſo lieb hat, als ich ſie liebe, ſoll nimmer eine Andere als ſie mein Weib werden! Ja, Hanna, ich liebte Dich innig, doch wagte ich es nicht, Dich anzuſprechen. Da kehrte ich eines Abends krank nach Hauſe zurück; das Fieber ſchüttelte mich — ich kam von Sinnen. Als ich wieder bei Verſtande war, ſah ich Dich an meinem Lager. Drei Tage lang hatteſt Du Dich nicht von demſelben entfernt; Du pflegteſt mich, ſo lange ich krank lag; als ich genas, verſchwandeſt Du. Da endlich faßte ich mir ein Herz, betrat Deine Schwelle, dankte Dir, meinem rettenden Engel. Ach! ich war eitel Liebe — Hanna, ja, ja, wir liebten einander. Ich wollte mich nicht mehr von Dir trennen, wollte, daß wir geſetzlich verbunden würden. Du hatteſt die dazu nöthigen Papiere und Briefſchaften, wie Du ſagteſt, aus Deiner Heimath kommen zu laſſen; Woche nach Woche verging, Du hatteſt immer neue Entſchuldigungen wegen des Ausbleibens jener Papiere — endlich wagte meine ſchwache Zärtlichkeit für Dich es gar nicht mehr Dich an dieſelben zu erinnern. Ich war

ja ſo glücklich, bin ja ſo glücklich! Ich bedarf ja keiner geſetzlichen Beſtätigung, keiner prieſterlichen Einſegnung meines Glückes, denn ich hege ja ein blindes Vertrauen zu Dir, weiß und fühle ja, daß Du mich nimmer wirſt verlaſſen können, obgleich Du frei biſt in den Augen der Welt. Nun aber wundert dieſe Welt ſich über Dein Zögern, mich zu ehelichen — ja, dieſe Welt fängt an Dich deshalb zu tadeln und das, Hanna, ſieh, das kränkt mich. Mach' alſo ein Ende in der Sache, Hanna; ich bitte Dich. Werde meine Frau und ich — Dank ſey es der Güte und Gewogenheit meines Brotherrn — ich werde dann Meiſter, werde Etwas vor mich bringen, werde ehrenwerth mit Dir daſtehen. Giebt Gott uns Kinder, ſo iſt ihr bürgerliches Fortkommen begründet — O welch ein Glück, meine Hanna! Und um desſelben theilhaftig zu werden, brauchſt Du nur ein einziges Wort auszuſprechen!"

Johanna ſaß geſenkten Blickes und bleich da, wie eine Todte.

„Nun? Du antworteſt nicht? Du weigerſt Dich?" fragte Andreas mit argwöhniſcher Unruhe.

„Nein — nein —" ſagte Johanna dumpfen Tones — Du weißt ja, daß ich in meine Heimath ſchrieb — daß die Papiere bis jetzt ausblieben. Habe noch eine Zeitlang Geduld."

Andreas ſtand auf und ſchritt umher; dann ſtand er vor der Geliebten ſtill und ſtammelte mit erſtickter Stimme: „So liebſt Du mich nicht mehr? ſo haſſeſt Du mich, Hanna?"

„Ich?“ rief Johanna, indem sie in Thränen ausbrach — „ich Dich nicht mehr lieben? Herr, mein Gott! wüßtest Du, was es mich kostet, Dir mein Ja zu verweigern, und wie viele Thränen ich schon darüber vergossen habe —“

„Was ist's denn?“ versetzte der junge Handwerker in Verzweiflung — „Was für ein Hinderniß befindet sich denn zwischen uns? Wenn Du mich nicht schändlich betrügst, wenn ich in Dir nicht eine Elende —“

„Andreas!“

„Vergieb, vergieb! Aber Du machst mich rasend — weißt nicht, was ich jedesmal leide, wenn meine Cameraden von ihren Liebsten oder von ihren rechtmäßigen Frauen reden; nicht, was ich leide, wenn mein rechtschaffener Brotherr auf meinen Umgang mit Dir zürnt. Hanna, um Gottes Barmherzigkeit! willige endlich in unsere Heirath.“

„Unmöglich!“ rief Johanna und bedeckte ihr Angesicht mit ihren Händen.

Andreas erblaßte und wich einen Schritt zurück. „Hanna,“ sprach er mit dumpfer Stimme — „ich weiß nicht, wer Du bist; weiß nicht, was Du gethan hast; weiß nicht, welch Geheimniß hinter Deiner langwierigen Weigerung steckt; dennoch will ich Vertrauen zu Dir haben. Höre mich! Ich befrage Dich nicht über Vergangenes; ich schätze und liebe Dich so innig, daß ich, ungeachtet des Verdachtes, den Dein seltsames Benehmen mir einflößen muß, Dich dennoch zum Weibe nehmen will — Jetzt antworte mir: Ja, oder Nein. Sprichst Du Ja, so will ich nimmer Deiner bisherigen Weigerung

wieder gedenken; sprichst Du Nein — so wandere ich von dannen, und Du siehst mich in diesem Leben nicht wieder."

„Andreas! habe Mitleid mit mir! O, wenn Du wüßtest — Andreas! zweifle nicht an meiner Liebe. Gott weiß wie innig sie ist. Mein Leben kann ich für Dich hingeben — ja, mein Leben! und ich muß es hingeben, wenn Du mich verlässest; aber — Dein Weib — Dein Weib werden, kann ich nicht."

„Hanna! — Lebe wohl."

„Andreas — o, mein Andreas!"

Johannens Geschrei war so herzdurchdringend, daß der junge Gesell plötzlich stillstand. Wie wahnsinnig von Schmerz preßte er seine Hände an seine Stirn und sprach: „So rede denn! rede! Ich will Deine Vergangenheit kennen lernen — will dies Geheimniß erforschen — will den Grund Deiner Weigerung wissen! Rede! ich befehle Dir's."

„Und wenn ich — wenn ich Dir Alles sage — wirst Du dann bleiben?"

„Was weiß ich's? Sprich, sag' ich."

„Wohlan! ich kann nicht Dein Weib werden, denn — denn ich bin — ich bin schon verheirathet."

„Verheirathet?!"

Entsetzen stierte aus den Mienen des unglücklichen Mannes, indem er das Wort Johannens nachlallte. Dann zog es wie Wallung des Zornes, dann wie Ausdruck der Verzweiflung über sein Antlitz. Unbeweglich, mit untergeschlagenen Armen stand er da, und ließ einen

Eiſesblick auf die zu ſeinen Füßen hingeſunkene Unglückliche fallen.

„Andreas,“ ſtammelte Johanna, die nur zu wohl errieth, was in der Bruſt ihres ehemaligen Geliebten verging — „Andreas, o, vergieb mir!“,

Andreas ſchwieg.

„Wüßteſt Du was ich habe leiden müſſen, bevor ich dem Manne entwich, dem meine grauſame Verwandtin, die einzige, die mir noch lebt, mir aufzuzwingen wußte — wüßteſt Du welches Jahr voll Elend ich bei dem Unwürdigen ertrug, der ſchon nach wenigen Wochen meiner Verehelichung mit ihm mich vernachläſſigte — mich einer feilen Dirne hintanſetzte — mich darben ließ — mich ſchlug — mich mißhandelte — O! es war eine Hölle auf Erden. Da entfloh ich ihm — kam in dieſe Stadt — in dieſes Haus — ſah Dich — liebte Dich — Ach! ich war nicht tugendhaft genug Dir und meinem Herzen zu widerſtehen. Siehe da, Andreas! das war mein Verbrechen.“

„Nein, nein! rief lebhaft der junge Mann. „Nicht daß Du liebteſt war Deine Miſſethat; wohl aber daß Du mir Deine Heirath verſchwiegſt. Du haſt mich belogen und betrogen. Hätteſt Du mir Wahrheit geredet, ſo würde ich vor Dir geflohen ſeyn, würde nicht das Weib eines Anderen geſtohlen, nicht auf Dich alles Hoffen meiner Zukunft geſetzt haben; würde nicht glücklich geweſen ſeyn, um in unſägliches Elend zu verſinken — würde jetzt nicht gezwungen ſeyn Dich zu verachten — Doch nein! nein! Noch lieb' ich Dich zu ſehr um Dir zu fluchen, Dir, die Du mein ganzes Lebensglück zer-

ſtört haſt, die Du Urſache wurdeſt, daß ich von nun an keinem Weibe mehr traue — daß ich nimmer ein Weib nehmen werde — Fahr' hin! Haſſen kann ich Dich nicht — aber lieben wahrhaftig auch nicht! Fahr' hin! Fahr' wohl!"

Und er ſtürzte hinaus, ohne in ſeines Herzens gewaltiger Erſchütterung das letzte Wehgeſchrei Johannens zu hören.

Nachdem Andreas die ganze Nacht umher geirrt war, fand er früh am Morgen ſich in der Nähe ſeiner Wohnung wieder zurecht. Wohl zeugte ſein Geſichtsausdruck von dem unausſprechlichen Weh in ſeinem Innern. Er hatte inzwiſchen einen unwiderruflichen Entſchluß gefaßt, nämlich den, Johanna noch einmal zu ſehen, ihr zu verzeihen, und dann für immer ſein Mutterland zu verlaſſen.

Als er ſich dem Hauſe näherte, ſah er einen Haufen Menſchen vor demſelben verſammelt. Eine furchtbare Angſt überfiel ihn; er wußte ſelbſt nicht, weshalb. — Ein Frauenzimmer hatte ſich aus dem Fenſter des vierten Stocks geſtürzt — die Zerſchmetterte war — Johanna!

Drei Tage ſpäter ſtand der Werkgeſell Andreas Müller vor ſeinem Meiſter, und ließ ſich von dieſem ſein Wanderbuch unterzeichnen. Er ſah bleich und verſtört aus.

„Willſt Du wiederkehren von dieſer Wanderung," ſprach der Meiſter zu ihm, „ſo ſteht mein Haus Dir offen, und an meinem Tiſche ſollſt Du ſtets den Platz eines Sohnes finden."

Andreas antwortete nicht — er wankte hinaus; ſeine Straße führte am entlegenen Begräbnißplatz der Selbſtmörder vorüber — der unkrautbewachſene Friedhof wies ein friſch zugeſchaufeltes Grab — kein Stein, kein Kreuz erhebt ſich auf einem Grabe ſolcher Art — Andreas knieete an dem Erdhaufen nieder — Der Ewige allein weiß ob und was Andreas alſo knieend betete. Seitdem hat man von Andreas Müller nichts mehr geſehen noch gehört; aber die Geſchichte von ſeiner „wilden Ehe" iſt noch im Orte in Aller Munde.

Amba, die Hexentochter,

oder:

Der Treue Lohn.

Eine afrikaniſche Novelle.

„Aber auf treuerem Pfad der Gefühle
Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
Das sie still, doch gewisser erringt;
Strebt, auf der Schönheit geflügeltem Wagen,
Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
Die der Mann nur ertödtend bezwingt."

F. v. Schiller.

Als eines Abends Coomba auf einem niedrigen Rohrstuhle vor ihrer Hausthür in der Stadt Addina saß, und die muntern Sprünge ihres Söhnchens bewachte, wandelte auf dem Wege, der in den Forst führte, ein hageres, abgezehrtes Frauengebild daher, kaum im Stande, sich selbst, viel weniger auf dem Rücken noch ein kleines, ungefähr zweijähriges Mädchen zu tragen, welches mit einem Fetzen verblichenen Seidenzeuches um den Leib der Wandernden vestgebunden war. Die einzige Bekleidung dieser unglücklichen Frau war ein schmaler Streifen schmutzigen, zerlumpten Baumwollengewebes, das um ihre Hüften genestelt kaum zu ihren Knieen hinabreichte. Des Frauenzimmers Körper ward von den Dornen, durch die sie auf dem Wege hinstreifte, zerfleischt; ihre Füße waren vom Wandern angeschwollen, die verschrumpfte Haut, welche ihre hervorstehenden Gebeine bedeckte, war von der Sonne verbrannt; ihr braunes Haar unordentlich und bestaubt; tief in ihren Höhlen lagen ihre Augen; ihre Wangen waren eingefallen; und bei jedem Schritte, den sie that, drohten ihre Knieen zusammenzubrechen, so daß sie oft genöthigt war, stillzustehen, um sich auf einen in ihrer Hand befindlichen Knotenstock zu stützen.

Coomba betrachtete die Fußreisende mit stillem Mitleiden, und der kleine Tarbara, ihr Söhnchen, kroch bei dem Anblicke derselben erschreckt zu seiner Mutter Füßen hin. Das arme Weib stand endlich Coomba's Hause gegenüber. Sie schien sichtlich erschöpft zu seyn, und ihr Kind zeigte ebenfalls Spuren erlittenen Hungers; doch schien Letzteres sich noch besser als seine Mutter zu befinden, da diese höchst wahrscheinlich sich selbst die Nahrung entzogen hatte, um das Leben ihres Sprößlings zu verlängern. Sie stand still und heftete ihre Blicke auf Coomba. Es war ein Anstrich frommer Ergebung in ihrem Aeußeren; kein Laut kam über ihre Lippen, allein indem ihr Auge von der rüstigen Gestalt des Knaben Tarbara zu den zarten Gliedern ihres eigenen Kindes sich wendete, benäßte eine schwere Thräne ihre brennenden Augenhöhlen. Dann schien sie von plötzlichem Schwindel ergriffen zu werden, denn sie erhob ihre Hand zu ihrem Haupte, rief aus: „O, mein Kopf!“ und sank zu Boden.

Coomba eilte ihr beizustehen, knüpfte das Kind von der Gefallenen los, legte daſselbe auf Tarbara's Matte und führte oder schleppte vielmehr die Leidende in ihre Wohnung, wo sie dieſelbe auf einen Pfühl legte, ihr das Haupt erhob und versuchte, ihr einige Stärkungmittel einzuflößen. Allein es war zu spät, die Aermſte schüttelte dumpfschweigend das Haupt und sank auf das Lager zurück.

Während Coomba so um sie beschäftigt war, hatte Tarbara, welcher anfänglich der kleinen Fremden nicht trauen mogte, sich doch derſelben genähert und versuchte nun mit ihr zu spielen. Die zarte Kleine schien sofort seinen Liebkosungen nicht abgeneigt zu seyn, allein des

Knaben Scherze waren vielleicht zu derber Natur, um lange mit Vergnügen aufgenommen zu werden: das Mägdlein ſchrie daher laut auf in des Bübchens handveſter Umarmung.

Bei dieſem Geſchrei öffnete die drinnen ſterbende Mutter ihre Augen, während Coomba hinauseilte und das Kind hereinholte. Die Verſchmachtende ſtrengte nunmehr ihre letzten Kräfte an und gab ihrer Pflegerin zu verſtehen, einen ſchmutzigen Lappen zu löſen, der um ihr Knie gewickelt war. Coomba that es, und unter den Lumpen fand ſich ein goldenes Knieband — ein Schmuck, den die Bewohner der Weſtküſte Afrika's zu tragen pflegen, und den ſie in ihrer Sprache Manillia nennen. Die Sterbende legte dieſen Schmuck ſammt ihrem Kinde in die Hände ihrer Wirthin, erhob dann ein wenig die ermatteten Arme, als wollte ſie Erbarmen für ihr Einziges auf der Welt erflehen, rief mit lallender Zunge den Namen Akimpon und — verſchied.

In dem Augenblicke kehrten etliche von Coomba's Sclavinnen aus den Pflanzungen zurück, in denen ſie gearbeitet hatten. Coomba gab einigen von ihnen das kleine Mädchen zur Pflege und verlangte von etlichen anderen, den Leichnam in ein zwar grobes, jedoch reinliches Gewand zu kleiden. Allein die Sclavinnen ſahen einander an, und diejenige, der das Kind ganz beſonders anvertraut worden war, ſchien erſchreckt dasſelbe berühren zu müſſen. Coomba wiederholte den gegebenen Befehl und erregte dadurch allgemeines Murren. Als die Gebieterin endlich drohete, brachen alle Sclavinnen in Wehgeſchrei und Verwünſchungen aus, ſo daß die Herrin nur mit Mühe von ihnen erfuhr, man habe die Geſtorbene

vor einigen Tagen im Forste wandeln gesehen, und wäre überzeugt, daß dieselbe eine Hexe gewesen sey; daß man folglich seinen Beistand verweigern, vor ihr fliehen, vor Allem aber sie nicht berühren müsse, da die Gebieterinn es nicht verbürgen könne, daß der böse Geist nicht in eine der Sclavinnen übergehe.

Erwägt man daß Furcht vor Hexerei mit unbezähmbarer Gewalt auf der Westküste Afrika's herrscht, daß unvertilgbare Schmach und grausame Qualen diejenige Person verfolgen, die in den Verdacht der Hexerei gerieth, daß daselbst der Grundsatz herrscht, die Einwirkung böser Geister verzehre die Lebenskräfte, weswegen nicht selten Kranke und Hülflose der Gegenstand rasender Verfolgung der abergläubischen Volkswuth werden: so wird man sich nicht wundern, wenn Coomba vergebens Drohungen und Bitten versuchte. Sie sah sich endlich genöthigt, einen Fetischpriester kommen zu lassen. Nachdem sie diesem Palmwein vorgesetzt und Goldstaub zugewogen hatte, versicherte derselbe jeder der Sclavinnen, daß der böse Geist keiner von denen die den Leichnam anrühren würden, etwas anhaben dürfe und werde; denn den abergläubischen Dienerinnen die Ueberzeugung beizubringen, daß die Hingeschiedene keine Hexe gewesen sey, würde ein Werk der Unmöglichkeit gewesen seyn. Ja, Coomba selbst konnte, wenn sie des plötzlichen, außerordentlichen und seltsamen Erscheinens der Fremden gedachte, sich nicht enthalten zu glauben, es sey etwas Uebernatürliches dabei im Spiele gewesen. Dessenungeachtet schenkte sie ihre ungetheilte Gunst dem kleinen Mädchen, und nannte es, gemäß der Sitte, nach welcher die Bewohner jenes Erdstrichs allemal den Namen desjenigen Wochen-

tages führen, an welchem ſie geboren oder gefunden werden, Amba, weil ſie dasſelbe an einem Sonnabend bei ſich aufgenommen hatte.

Die Mutter der Kleinen ward unter einer breitblättrigen Mimoſe unfern der Stadt begraben. Keine Feſtlichkeit ward bei ihrer Beſtattung vorgenommen; das kindiſche Weinen ihrer hinterbliebenen Waiſe war ihre alleinige Todtenklage.

Bald hörte man auf, von der Begrabenen zu reden. Höchſtens ſteckten noch Einige an ihrem Erdhügel die Köpfe zuſammen und flüſterten ſich die Ergebniſſe in den letzten Lebensſtunden der Verſcharrten zu. Kein Bewohner Addina's hätte es jedoch gewagt, ſich nach Sonnenuntergang der Grabſtätte zu nähern.

Coomba ſah bald ein, daß das Vorurtheil ihrer Nachbarn und Sclavinnen gegen den kleinen Abkömmling einer Hexe unvertilgbar ſey. Sie ſandte ihren Pflegling deswegen zu einer Verwandtin in Aſſema, der ſie monatlich eine nicht unbedeutende Summe zur Erhaltung und Erziehung Amba's zahlte.

Ein Zeitraum von etwa zwölf Jahren verſtrich. Tarbara war ein Jüngling worden; ſchön, anmuthig, ja würdevoll. Seine Mutter hatte keinen Erben außer ihm; folglich wünſchten manche Väter heirathfähiger Töchter in der Stadt und deren Umgebung ihn zum Eidam. Auch war Tarbara in ziemlich hohem Grade der Liebling des zweiten Geſchlechts, ſo daß manches große, ſehnſuchtvolle Auge zärtlich auf ihn blickte, manche Perlenſchnur ſich ihm um Arm und Nacken ſchlang, manche goldene Schlange ſich in ſein Haar wand und manche

Reize aufgeboten wurden, den Jüngling Tarbara zu fesseln. Er aber neckte sich und schäkerte mit allen Mädchen nach der Reihe; und der Pflanzungen wahrzunehmen, sich als treffender Schütz, als geschickter Jäger und Schwimmer auszuzeichnen, schienen seine einzigen Leidenschaften zu seyn. Er war das Bild der Behendigkeit und Hurtigkeit; vollkommen in allen männlichen Uebungen, und eben so herablassend gegen seine Untergebenen, wie ehrerbietig gegen seine Obern. Freilich war er noch zu jung, um im Rathe der Aeltesten zugelassen zu werden; allein oft versammelte er die ihm an Jahren gleichen Bewohner Ardina's unter einem Banianenbaum, und manches vorübergehenden Greises Hand und Kinn stützten sich dann auf den Wanderstab, um den jugendlichen Führer der Jugend bei ihren Uebungen mit Wohlgefallen zu betrachten.

Bei alldem soll man nicht wähnen, Tarbara sey gänzlich fehlerfrei gewesen: o nein! er war heftig, wild, ausgelassen, ungestüm; er liebte die Gefahr um der Gefahr willen; er reizte so lange den Büffel und das Pantherthier, bis nur ein Wunder ihn vor den Bestien schien retten zu können, und war überdies ein ausgelernter Mädchenjäger. Hielt er sich in der Stadt auf, so war zuverlässig sein Haar nach den auffallendsten Vorbildern gestutzt oder geschoren, sein Gewand von dem köstlichsten Gewebe; nur Seide durfte alsdann seine Lenden umgürten, eine Silberplatte seine Sandale zieren; seine Salben und Spezereien waren ihm aus Europa geworden, und man flüsterte sich sogar von ihm in's Ohr, daß bei gewissen Gelegenheiten, wenn er ganz besonders für sich einzunehmen wünschte, er sich die Haut mit Goldstaub einriebe.

Als Tarbara das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, ſtarb die Verwandte, deren Sorgfalt Amba vertrauet worden war, und Coomba ſah ſich genöthigt, ihren Schützling wieder bei ſich aufzunehmen. Sie miethete zu dem Ende ein Canoe mit fünf des Schiffens kundigen Männern beſetzt, von denen jeder ſeine beſondere Weiſung erhielt, fügte dieſer Geſandtſchaft eine bejahrte weibliche Sclavinn bei, der ſie die Mittel einhändigte, die feierliche Beſtattung der Geſtorbenen zu beſtreiten, und ließ Amba heimholen.

Das Canoe kehrte nach etlichen Wochen wieder, und das Geſchrei der Buben und Mädchen in Addina kündigte kaum die Ankunft einer Fremden an, als Alles zum Strande eilte, dieſelbe zu begaffen und zu bekritteln. Allein Amba war faſt über und über in ein weites Gewand gehüllt, das ihr das Haupt bedeckte und bis zu ihren Knöcheln hinabhing. Unter ihrem Arme trug ſie ein kleines Schmuckkäſtchen, und ſchweigend folgte ihr die ſie geleitende Sclavinn, welche auf ihrem Kopfe ein Bündel trug, worin Amba's übrige Kleidungſtücke enthalten waren.

Als der Zug die Pforte von Coomba's Wohnung erreicht hatte, konnte die gaffende Menge nicht weiter vordringen; wiewohl mancher gekrauſ'te Schwarzkopf durch die niedrigen Fenſterbogen lauſchte, um wenn möglich einen Blick von der ſchlanken Geſtalt zu erhaſchen, die ſo eben durch Addina's Straßen ſo leichten Schrittes geſchlüpft war.

Coomba ſtreckte ihre Hand aus, der Kommenden entgegen, und Amba fiel, in Thränen ausbrechend, ihr zu Füßen. Sie befand ſich vor ihrer Wohlthäterin, allein dieſe Wohlthäterin war dennoch für die Waiſe

eine Fremde. Die gute Alte, von der Amba gepflegt, genährt und erzogen worden war, die sie herzlich geliebt hatte, lebte nicht mehr; mit dieser hatte Amba alles was ihr auf dieser Erde theuer seyn konnte verloren. Amba zeigte ein sinnendes, ja abgeschlossenes Wesen. Die Schmach, von einer Hexe abzustammen, hatte die Arme sogar bis nach Assema verfolgt, so daß sie dort mit keinem Mädchen ihres Alters eine trauliche Verbindung hatte schließen können. Ihrer persönlichen Reize willen waren freilich die Jünglinge ihr dort nachgeschlichen, allein Amba hatte jeglichen Antrag derselben verworfen, oder doch zurückgewiesen.

So stand Amba einsam und abgeschlossen, jedoch nicht unglücklich da, denn sie war genügsamen, gelassenen Gemüthes, und eine ihr angeborne Würde vermogte sie, sich der Beobachtung der Menge zu entziehen, Gutes im Verborgenen auszuüben und Belustigungen der Einsamkeit aufzusuchen. Ihre gütige Pflegerinn zu bedienen, bei Kranken zu wachen, Greise und alte Mütter zu unterstützen, mit dem Kinde einer kranken Mutter sich zu beschäftigen, eine übelbehandelte Sclavinn in Schutz zu nehmen, eine leckere Speise zu bereiten, Gürtel und Gewänder zu weben und zu wirken, Matten und Körbe zu flechten, Kürbisse auszuhöhlen, bunte Korallen geschmackvoll aufzureihen, und Netze zu stricken, waren ihre gewöhnlichen Beschäftigungen. Sie betete zu dem großen Yancoompua; jedoch als Tochter einer Hexe von den Mysterien der Fetischanbeter ausgeschlossen, galt ihre Verehrung des höchsten Gottes nur für eine Folge der Wirksamkeit desselben in Wesen außerhalb ihrer selbst. An Widerwärtig-

keiten gewöhnt, vermogte ſie Hohn mit Demuth zu ertragen, war im Leiden geduldig, und theilnehmend bei dem Mißgeſchick eines ihrer Mitgeſchöpfe. Schon belehrt, zu Coomba als zu ihrer Wohlthäterin aufzublicken, ſollte ſie nunmehr lernen, dieſelbe mit Liebe zu betrachten. Ein freudiges Gefühl durchdrang daher des armen Mädchens Herz, als Coomba ihr liebreich zuredete aufzuſtehen, nachdem ſie ihr die Hand wie zum Segnen auf die Stirn gelegt hatte.

Raſch warf Amba das ſie verhüllende Gewand von Haupt und Schulter, ſtand auf und zeigte nun die Wohlgeſtalt einer vollendeten afrikaniſchen Schönheit, wie man ſolche ſelten, ja wohl niemals unter den Bewohnern jener Küſte geſehen hatte, und woraus ſich allerdings ermeſſen ließ, Amba müſſe von ausgezeichneter Abkunft ſeyn. Ihr Haar war weich genug, um ſich ſanft an ihr Haupt zu ſchmiegen und lang genug, ſich in zierliche Flechten ſchlingen zu laſſen. Senkrecht über ihrer Naſe erhob ſich ihre Stirn; ihre Brauen waren ſchön gewölbt und krönten ihr groſſes, volles, von ſeidenen Wimpern eingefaßtes Augenpaar. Ihre Wangen waren rund und voll, ein liebliches Grübchen wies ſich in ihnen, wenn Amba lächelte; ihre Lippen waren ſchwellend, ohne aufgeworfen zu ſeyn, und deckten ein Reihenpaar kleiner, blendend weißer Zähne. In ihrem Bau herrſchte ein zartes Ebenmaaß; ihre Hände und Füße waren klein, ihr Bein wohl geformt; ihr voller Buſen, ihre ſich ſenkenden Schultern und ihr ſchlanker Leib gaben ihr eine ſo liebliche Geſtalt, daß Amba ſelbſt dann Aufmerkſamkeit erregte, wenn ihr beſonders ſchönes Antlitz unter der Hülle verborgen war, mit welcher ſie ſich außerhalb des Hauſes

jederzeit zu bedecken pflegte. Coomba betrachtete das Mädchen mit Erſtaunen und faßte ſich erſt dann, als ſie gewahrte, wie das arme Kind verſchämt ihrem prüfenden Blicke ſich zu entziehen verlangte. — Erfriſchungen wurden nun der Neuangekommenen gereicht. Coomba zeigte ihr hierauf ihre Schlafſtelle, und richtete tauſend Fragen an ſie, die unlängſt geſtorbene Verwandte betreffend. Frühzeitig mußte Amba ſich niederlegen, um ſich von der Reiſe zu erholen, und Coomba forſchte nun bei der Sclavinn, welche ſie gen Aſſema geſendet hatte, nach Amba's Charakter. Als endlich dieſer Gegenſtand erſchöpft war: rief Coomba: „Ich freue mich, ein ſo gutes Kind in ihr wiedergeſehen zu haben; freilich iſt ſie ſehr ſchön, und ich fürchte faſt, mein Tarbara werde ſie all zu ſehr lieben lernen. Sie iſt keine der Unſern und wohl nimmer werden wir erfahren, von wannen ſie zu uns kam; doch iſt's beweinenswerth, daß das Volk von Addina ihre Mutter für eine Hexe hielt.“

Tarbara war draußen auf den Pflanzungen, und zwar in lebhafter Jagdverfolgung eines Wildes begriffen, als er von Amba's Ankunft unterrichtet ward. — „Nicht um ihretwillen,“ ſprach er, „werde ich nach Hauſe eilen. Was kümmert mich die Tochter einer Hexe? Ich werde heimkehren, wann es mir gefällt, nämlich, wenn ich den Eber werde erlegt haben, der mich geſtern aus jenem Dickig angrinſete und wenn meine Aerntegeſchäfte beſorgt ſeyn werden..

So blieb Tarbara fern der mütterlichen Wohnung, bis er dieſe ſeine Zwecke erreicht hatte, und unterdeſſen gewann Amba durch ihre Sorgfalt, ihre Behendigkeit,

ihre Erfahrungen in häuslichen Pflichten so vollkommen Coomba's Herz, daß die sorgliche Mutter schon darum den Wunsch hegte, Tarbara möge sich mit Innigkeit an die Liebliche anschließen, und um ihretwillen die gefährlichen Bahnen verlassen, auf denen er so gern Wochen, ja Monden lang umherstreifte.

Tarbara's Heimkunft ward durch einen Haufen Jünglinge verkündigt, die, den Jagdspieß in der Hand, das Lob ihres Führers und den Muth sangen, den derselbe abermals bei Erlegung eines Thieres bewiesen hatte, das, auf eine Stange gesteckt, von zwei Sclaven getragen ward. Als die Beute in Sicherheit gebracht worden war, begaben sich Jünglinge und Sclaven zu dem für sie bereiteten Mahle, und Tarbara trat in das Gemach seiner Mutter. Hier auf einen Pfühl sich niederlassend, begehrte er einen Trunk Palmwein, und Amba ward beauftragt, ihm denselben zu reichen. Sie gehorchte dem Befehle und kehrte sofort mit einem schön ausgehöhlten, weingefüllten Kürbis zurück. Amba trug noch das dunkelblaue Trauergewand zum Andenken an ihre jüngst gestorbene Pflegemutter. Wie lang herabhängend dies Gewand auch war, konnte es doch, wenn sie einherschritt, nicht immer des Mädchens zarte Knöchel verhüllen. Amba trug keinen Schmuck, ausgenommen einen Büschel lichtblauer Federn vom afrikanischen Heher, die sich durch ihr Haar flochten. Sie nahete sich schüchtern — und zu Tarbara's großem Erstaunen erschien ihm die Herentochter als das lieblichste Wesen, das er jemals erschauet hatte. Mechanisch griff er nach der Kürbisflasche, indem er mit seinen Blicken das Mädchen verfolgte, das sich in ein Nebengemach zurückzog, wendete sich dann zu seiner

Mutter und rief haſtig: „Adja!“ — das iſt: „Geiſt meines Vaters!“ — „Sie iſt ſchön, wie eine Gazelle!“

Coomba lächelte über die augenblickliche Verwandlung in Tarbara's Weſen und über ſein plötzliches Wahrnehmen, daß er, der Monden lang auf der Jagd geweſen ſey, ſogleich ein Bad nehmen und ſeine Kleidung wechſeln müſſe.

Nach kurzer Friſt kehrte er reich geſchmückt zurück, und indem er die Hand der ſchönen Amba berührte, die an ſeiner Mutter Seite einer Flechtarbeit oblag, bewillkommnete er die Liebliche in ſeiner Wohnung, und äußerte die Hoffnung auf baldiges näheres Bekanntwerden. Amba erwiderte kein Wort, ſondern heftete nur ihr dunkles, blitzendes Auge, in welchem Thränen der Dankbarkeit ſchwammen, auf den Jüngling, und dieſer einzige Blick machte auf Tarbara's Herz einen tiefern Eindruck, als alle Gefallſucht von Addina's Schönen ſeit Jahren auf daſſelbe hatte machen können. — Gewalt der Liebe! wo weilte deine Herrſchaft nicht?

Ohne daß Tarbara ſich deſſen deutlich bewußt war, knüpfte von nun an ſich jeder ſeiner Gedanken an die ſchöne Amba. Selten ging er jetzt hinaus auf ſeine Pflanzungen; ſein Wurfſpieß roſtete, ſeine Bogen wurden vernachläſſigt, ſeine Pfeile ſtumpften ſich, der Stein entfiel ſeiner Muskete; dagegen war Tarbara höchſt aufmerkſam auf die Ausſchmückung ſeiner Perſon, und ſein Sanko und ſeine Rohrflöte wurden oft an mondhellen Abenden in melodiſchen Klängen hörbar. Tarbara ward auf einmal häuslich und geſittet, hielt alles Getös, alle Luſtbarkeit für verderblich, alle Frauenbilder, außer einem

einzigen, für roh und ausgelaſſen, für häßlich und niedrig; ſeine männlichen Gefährten waren ihm zu haſtig, zu ſtürmiſch — kurz, ihn erfreuete nichts, woran Amba nicht Theil nahm; keine Speiſe mundete ihm, die nicht von ihr bereitet ward; er billigte nichts, was nicht vorher durch Amba's Lächeln der Billigung werthworden war. — Eines Tages wagte er bei dem Mädchen eine dreiſtere Aeußerung ſeiner Empfindungen, allein Amba wies ihn ſo würdevoll, ſo geiſtreich zurück, daß er keine zweite Beleidigung ihrer Tugend verſuchte.

„Wäre die nur meine Sclavin“ - - rief er aus — „ſo wollte ich ſie mir wohl geneigt machen!“

Und warum wählte er ſie nicht zu ſeinem Weibe? Warum verſicherte er ſich ihres Beſitzes nicht durch die weihenden Gebräuche ſeines Vaterlandes? — Ach, war Amba doch die Tochter einer Hexe! und konnte Tarbara, der Erſten Einer in der Gegend, der mit Königen und Cabbociern, das ſind Befehlshaber in den Städten, verwandt war, ſolch eine Gattinn wählen? Unmöglich! Indem er dies erwog, kehrte er zurück in ſeine Waldreviere, und beſchloß in Nachjagung aller ſeiner früheren Beſchäftigungen aller Liebe zu Amba zu vergeſſen. „Es war meine eigene Schuld,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „meine Trägheit iſt die Haupturſache dieſer meiner Thorheit geweſen.“

Tarbara verdoppelte nun während einiger Zeit ſeine Thätigkeit, beſchäftigte ſich mit ſeinen Beſitzungen, ſeinen Sclaven, mit der Jagd — und wähnte ſich ſchon von ſeiner Leidenſchaft geheilt. Da geſchah es eines Abends, als er ermüdet auf einem Pfühle lag, daß ein Sänger vorüber zog, der auf dem Sanko eines von

Amba's Lieblingsliedern ſpielte — und hinweg waren Tarbara's gefaßte Entſchlüſſe, verhaßt ihm Jagd und Feldbau; Nichts war ihm recht, Keiner ihm genügend, und er hätte die Stunde verwünſchen mögen, in welcher Amba in ſeiner Mutter Haus gekommen war, ja, er hätte wünſchen mögen, Amba wäre zugleich mit ihrer Mutter geſtorben. Dann ſchauderte er zurück vor ſolchen ungerechten Wünſchen, und beſchloß nun um Amba als um ſeine Braut zu werben. Dieſen Beſchluß hielt er veſt und machte ſeinen Antrag, indem er das landesübliche Geſchenk an Coomba, welche die einzige Repräſentantin von Amba's Mutter war, beförderte. Das Geſchenk ward nicht zurückgewieſen, ja die zweite Gabe, die er dem Mädchen ſelbſt überreichte, ward dankbar angenommen und dadurch das Geſtändniß abgelegt, daß Amba den Jüngling Tarbara willig als ihren künftigen Gemahl anerkennen werde.

Coomba übernahm die Ausſtattung der Braut; Gäſte wurden binnen eines Zeitraumes von vierzehn Tagen geladen. Am Vorabend des veſtgeſetzten Tages begann das Feſt. Der Fetiſchmann ſprach den Eheſegen über die Liebenden, und um Mitternacht führten die Frauen und Mädchen, die bis dahin abgeſondert von den Männern ſich den Freuden der Feier überlaſſen hatten, die Braut in das geſchmückte Schlafgemach, wobei Jubel und Freudengeſänge erſchallten. Glückwünſche aller Gäſte begrüßten am folgenden Tage die Neuvermählten, und etliche Tage ſpäter ſtattete Amba bei den Gäſten ihre Gegenbeſuche ab. Ihr Gewand war von Goldſtoff, ihre Knöchel, ihre Arme und ihr Nacken waren mit Goldblechen geſchmückt, die in Coomba's Familie

mehreren Geſchlechtern zum Schmucke gedient hatten. Außer dieſem Geſchmeide trug ſie auch ihre Manillia, und ein breites, goldenes Stirnband zierte ihr Haupt. Coomba begleitete ſie mit einem reichgekleideten Gefolge von Sclavinnen. Die Gegenwart der Schwiegermutter *hemmte jegliche Bemerkung; aber kaum hatten* die Beſuchenden die Häuſer der Gäſte verlaſſen, ſo löſeten mehrere Bewohner der Stadt die Stachelzunge gegen Amba, die durch die Schönheit und Pracht ihres Erſcheinens die Gemüther der Bösgeſinnten nur noch mehr reizte, ohne es jedoch im Mindeſten gewollt zu haben.

Zwei oder drei Wochen mogten nach der Vermählung verfloſſen ſeyn, als eines Abends Amba auf einer Matte zu den Füßen ihres Gemahls ruhete. Da trat herein ein Mann, deſſen langer Rohrſtab in ſeiner Hand ihn als Eilboten kundgab.

Haſtig und athemlos nahete er mit dem lauten Geſchrei: „Krieg! Krieg! Die Hyänen dringen aus ihren Löchern, ſich Beute zu erjagen, und das wehrloſe Reh wird verſchlungen, ſeine Weidetrift niedergetreten werden!“

Dann berichtete der Bote, daß das Heer der Aſhanti ſeinen Marſch begonnen habe, um das Königreich Inkran zu verwüſten; daß er aber vom Volke ſeines Landes geſendet ſey, um alle Diejenigen aufzubieten, die in Inkran Beſitzungen hätten.

Wirklich beſaß Coomba dort, als in ihrem Geburtlande, viele Ländereien, und Tarbara ſah wohl ein, daß zu deren Vertheidigung und Sicherheit ſeine Gegenwart nothwendig ſey. Mit unwilligen Ausrufungen gegen den hereinbrechenden Feind, eilte er, ſeine Begleiter und

Sclaven aufzufordern. In wenigen Minuten waren Alle in Bewegung. Etliche wurden zu engländiſchen Kaufleuten geſandt, Waffen und Kriegsvorrath einzuhandeln; Andere eilten in die benachbarten Pflanzungen, Alles abzurufen was daſelbſt bei den dringendſten Arbeiten irgend entbehrt werden konnte.

Tarbara ſelbſt, vor ihm her ein Trommler, zog durch die Stadt, ſeine Freunde um ſeine Standarte gegen den Feind zu verſammeln.

Unter ſolchen Vorbereitungen zog ſofort ein Vortrab in Canoes nach Akkra, der Hauptſtadt Inkrans. Im letzten jener Fahrzeuge erblickte man, umringt von der männlichen Blüthe Addina's, Tarbara, der ſeine kindliche und eheliche Sehnſucht durch das Hochgefühl beſchwichtigte, der Führer einer ſo hochherzigen Schaar zu ſeyn. Mit Thränen hatte Amba um die Erlaubniß gefleht, ihren Gatten begleiten zu dürfen. Sie hatte nicht mit Unrecht zu bedenken gegeben, daß ſie jung und zu Strapazen abgehärtet ſey, den Verwundeten wohl nützlich werden und ohne Nachtheil in der Hauptſtadt würde weilen können, indeß Tarbara zu des Reiches Grenzen vorrückte. Dieſer war aber taub gegen ihre Bitten geweſen. Er durfte das geliebte Weib nicht den Gefahren ausſetzen, die ſeiner warteten, die nach ſeiner Ahnung auch den Bewohnern jener Hauptſtadt drobeten. Aus Furcht jedoch, durch der Gattin Flehen erweicht zu werden, nahm er haſtig Abſchied von ihr und ſeiner Mutter, und verſicherte dieſer bei'm Scheiden, daß Todesqual, von dem Feinde ihm bereitet, minder ſchmerzhaft für ihn ſeyn würde, als die Trennung von ſeinen Lieben. Mit dieſen Worten eilte er hinab an den Strand und

ſprang in das Canoe, in welchem ſeine Begleiter ihn erwarteten. Das Bambusſegel war ausgeſpreizt, Tarbara's gelbſeidene Flagge flatterte in den Lüften, leicht ſchwebte das zerbrechliche Fahrzeug hinaus in die See, Abſchiedsgrüße der Heimgebliebenen, Segenswünſche der betenden Prieſter hallten den Enteilenden nach.

Wochen verſtrichen; dann ward die glückliche Ankunft des Heerhaufens durch Boten gemeldet. Monate entſchwanden, allein keine Kunde erſcholl von Tarbara, der dem Feinde entgegengezogen war. Unterdeſſen bewarb der europäiſche Statthalter, den Amba's Wunderſchöne ſchon bei der Vermählungfeier tief ergriffen hatte, ſich um der jungen Gattin Gegengunſt, und zwar unter dem Vorwande, daß Tarbara auf ſeinem Kriegszuge gegen die Aſhanti umgekommen ſeyn müſſe.

Dieſe Bewerbung erregte nicht wenige boshafte Bemerkungen. Amba, von jeher der unſchuldige Gegenſtand des Neides und bitteren Spottes, ward auch diesmal nicht geſchont; tückiſchgeſinnte Müſſiggänger ſuchten ihre eheliche Treue verdächtig zu machen, wiewohl die Angefeindete jede Bewerbung des verliebten Statthalters mit lebhaftem Unwillen zurückwies.

Endlich traf die zuverläſſige Nachricht ein, daß das Heer von Akkra den Aſhanti eine Schlacht geliefert habe, und daß die Mehrzahl jenes Heeres, beſonders aber die Mannſchaft von Addina, niedergemacht ſey, weil vorzüglich dieſe letztere durch ihre kühnen Führer in das dickſte Kampfgewühl geleitet worden wäre. Der Feind war bis in die Nähe von Akkra vorgedrungen, jedoch aus Furcht vor dem europäiſchen Geſchütz, das von den verſchiedenen

Veſtungwerken herab ſeine Donner entlud, wieder zurückgewichen und hatte ſich begnügt das Land ringsumher zu verwüſten, alle Bewohner deſſelben entweder zu tödten, oder als Sclaven mit ſich zu nehmen und Alles zu rauben, was Tragbares ſich vorfand. Tarbara, hieß es, ſey durch den Schwertſtreich eines der Aſhantimänner gefallen, ſein Haupt vom Rumpf gelöſet worden, damit ſein Schädel den königlichen Palaſt zieren, ſein Leib aber den Geiern und Leichenwölfen zur Beute werden möge.

Groß war die Beſtürzung in Addina bei Empfang dieſer Zeitung, doch Keinem bereitete ſie ſolches Entſetzen, wie den Frauen Coomba und Amba. Stundenlang ſaß die alternde Mutter mit verſchlungenen Armen, wehmüthig ausrufend: „Ma woo! Ma woo! O, mein Theurer! mein Theurer!“ während ihre Tochter kein Klagewort lautwerden ließ, und hingeſtreckt auf der Matte, ganz in ihr Gewand gehüllt, in jenem regungloſen Zuſtande dalag, in welchen hoffnungloſer Schmerz jedes von Natur ſtarke Gemüth zu verſetzen pflegt.

Die landesübliche Todtenfeier ward zu Ehren Tarbara's gehalten. Coomba ſchickte ihren Beitrag an Schießpulver und Lebensmitteln dazu ein; jedoch ohne ſelbſt der Feſtlichkeit beizuwohnen.

Nach ſechs Wochen ward die Feier durch einen Tanz der Frauen, welche Palmenkränze in die Luft ſchwenkten, beſchloſſen, und Stille und Einförmigkeit herrſchten wieder in Addina. Von Neuem ward nun die Schmach der Herentochter in Anregung gebracht. Tarbara's und ſeiner Gefährten Tod ward der Ehe zugeſchrieben, die der Jüngling mit einem Weibe von ſo verachteter Herkunft geſchloſſen hatte. Geheime Anſchläge

wurden gemacht, sich der Schmachbeladenen zu entledigen; Anschläge, die nur allzubald das Ohr derjenigen erreichten, gegen die sie gerichtet waren. Eine treue Sclavin, deren Dankbarkeit Amba sich zu erwerben gewußt hatte, machte die Mutter Tarbara's mit jenem Complotte bekannt. Dadurch aufgeschreckt, suchte diese den Schutz des Statthalters nach, der jedoch zürnend erwiderte, daß er die Befeindete nicht anders zu schützen vermögte, als wenn er sie zu sich in die Vestung nähme. Dieser Aeußerung fügte er jedoch, zum Beweise seiner guten und redlichen Absichten, das übliche Korallengeschenk bei. — Coomba kehrte zurück.

Als Amba das Geschenk erblickte und des Statthalters Antrag vernahm, rief sie: „O, Mutter, warum erflehtest Du den Schutz jenes unwürdigen Europäers? Seine Worte, sein Geschenk, Alles sagt mir, daß meine persönliche Sicherheit auf Kosten meiner ehelichen Treue errungen werden soll. O, laß mich von Deinem Volke getödtet werden! Für Amba ist jetzt Alles gleich, wenn sie nur ihrem Gatten unverbrüchliche Treue bewahrt."

Mehrere Mitkämpfer, die man todt geglaubt hatte, welche jedoch dem Schlachtschwerte und der Gefangenschaft entronnen waren, kehrten einzeln zu ihren heimathlichen Wohnungen zurück, und jeder von ihnen bestätigte das Gerücht von Tarbara's Tode. Da erschien eines Abends spät ein schwer Ermüdeter und pochte an Coomba's Wohnung. Es war ein Mann aus dem Gefolge Tarbara's. Nachdem Erfrischung und ein Polstersitz ihn in den Stand gesetzt hatten, zusammenhängende Kunde zu ertheilen, erschien es allerdings als gewiß, daß sein Gebieter

unter einem Schwertſtreiche gefallen ſey, jedoch eben ſo gewiß war es, daß man nirgend ſeinen Leichnam habe auffinden können. Der Erzähler war mit genauer Noth den Händen der Aſhanti entkommen, und wußte recht wohl daß ſein Feldherr ſich nicht unter den Gefangenen der Feinde befand; auch wußte er, daß dieſe lange, wiewohl vergebens, nach Tarbara's Leiche geforſcht hatten, weil ſie an dieſer durch grauſame Mißhandlungen den Haß auszulaſſen gierten, den er am Tage der Schlacht durch ſeine Tapferkeit in ihnen regegemacht hatte. Fruchtlos wären alle ihre Nachforſchungen geblieben. Der Erzähler konnte dieſes um ſo ſicherer behaupten, da er ſelbſt gezwungen worden war, an jenen eifrig betriebenen Nachſuchungen Theil zu nehmen.

Amba lauſchte mit hochklopfendem Herzen dieſem Berichte; allein wie ſehr ſie den Heimgekehrten mit Fragen und Muthmaßungen über ihres Gatten Leichnam beſtürmte, ergab ſich doch kein tröſtlicheres Reſultat, als die traurige Wahrſcheinlichkeit, daß derſelbe die Beute wilder Thiere geworden ſey. — „Und doch," rief Amba: „würde es ſeltſam ſeyn, wenn meines Gatten Leiche die einzige wäre, die das Raubthier unter einem Haufen von todten Körpern weggeſchleppt hätte!"

Am nächſten Morgen ſprach ſie in folgenden Worten zu Coomba: „Eine innere Stimme ſagt mir, Tarbara ſey nicht geſtorben. Ich will ausgehen und ihn ſuchen und finden. Sage mir nicht, Mutter, ich vermöge dieſes nicht. Mindeſtens laß mich zuvor das Aeußerſte verſuchen. Weile ich hier, ſo bleibe ich den Nachſtellungen des Statthalters ausgeſetzt, ſehe mich mit Schmach beladen, böſe Anſchläge gegen mein Leben, oder doch gegen

meine Freiheit geſchmiedet. Sagteſt Du ſelbſt doch neulich, ich würde ſterben oder das Land verlaſſen müſſen. Gehe ich zurück nach Aſſema — wer liebt mich dort? — Laß mich alſo nach Akkra ziehen, wo ich vielleicht etwas Näheres über meinen geliebten Tarbara erfahre."

Coomba war eine Zeitlang taub gegen dieſe Gründe, gab jedoch endlich ihre Einwilligung; ſie belehrte die Tochter, wie ſie ſich in Akkra verhalten ſolle, verſahe ſie mit Lebensmitteln und Gelde, und vertrauete ſie in einem Canoe einem betagten Vetter an, der zu jener Hauptſtadt ziehen wollte.

Ohne irgend einen Unfall zu erfahren, langte Amba am Orte ihrer Beſtimmung an, und ging, ſo wie ſie an's Land getreten war, in das Haus, das ihrer Schwiegermutter daſelbſt gehörte, wo ihr freilich dieſelbe Kunde über ihren Gatten ward, allein wo man überdies mit allen Vernunftgründen ſie von jeder ferneren Nachſuchung abzubringen ſuchte. Wenn auch Tarbara, ſo hieß es, mit dem Leben davon gekommen, auch nicht in die Gefangenſchaft der Aſhanti gerathen ſey, ſo ſey er doch zuverläſſig irgend einem benachbarten Cabbocier in die Hände gefallen, der ihn, in Hoffnung reichen Löſegeldes, oder um ihn an den erſten vorüberziehenden Sclavenhändler zu verkaufen, verborgen halte. Zudem habe ſie das Schlimmſte von den umherſtreifenden, auf Raub und Mord lauernden Aſhantimännern zu fürchten. Deſſenungeachtet wich Amba nicht von ihrem Vorhaben und nachdem es ihr gelungen war, einen älternloſen Knaben zu ihrem Begleiter ſich zu gewinnen, verließ ſie eines Morgens vor Sonnenaufgang die Hauptſtadt Akkra.

Amba's Führer trug ein Bündelchen mit Mundvorrath und Kleidern. So durchzogen sie anfänglich einige blühende, durch klare Ströme gewässerte Wiesen, dann eilten sie den Wald zu erreichen, um durch ihn hin zu einem angrenzenden Dorfe zu gelangen. Hier weilte Amba eine Nacht, unter dem Vorgeben, daß sie eine Verwandte in einer fernliegenden Stadt besuchen wolle. Dann entließ sie ihren Führer, indem sie sich einen andern erkaufte. Täglich wiederholte sie dieses Verfahren, und gelangte auf solche Weise ziemlich nahe dem Orte, wo jene Schlacht war gefochten worden. Eines Tages, als sie während der Mittagshitze unter dem Schatten einiger Bambus ruhete, weckte sie der sie begleitende Knabe mit der Versicherung, daß er die Gonggongs oder Muschelhörner der Ashanti gehört habe. Kaum hatte der Bursch diesen Bericht erstattet, so rannte er, von Schrecken ergriffen, feldeinwärts und überließ es der Verlassenen, ihre Kleider und Lebensmittel selbst zu tragen, und den rechten Weg ausfindig zu machen.

Die Klänge der kriegerischen Hörner näherten sich. Beunruhigt verließ Amba ihre Schlummerstätte und verlor sich, weiter schreitend, in die Dornenpfade der Waldung, ohne einen Ausgang aus derselben finden zu können. Freilich war sie für diesmal den Ashanti entronnen und achtete also nicht auf die gefährliche Lage, in welcher sie sich befand; allein als die Nacht herabsank, ohne daß sich vorher ein Dorf oder eine Hütte der Wandernden zeigte, ward diese von Schrecken ergriffen. Ermattet und herzenskrank sank sie am Fuße eines Baumes nieder, entschlossen, wenn möglich mit Tagesanbruch ihre Nachsuchungen fortzusetzen. Bei ihrer Flucht vor dem Feinde hatte sie

ihr Bündelchen zurückgelassen. Ein Pisangapfel, den sie gefunden hatte, war ihre ganze Nahrung an diesem Tage gewesen; entschöpft entschlummerte sie, allein bald ward sie durch Etwas geweckt, das mit Geräusch an ihr vorüber rauschte. Vielleicht war es ein Eber, eine Hyäne, vielleicht ein Panther gewesen — auf jeden Fall ein wildes Thier: Furcht und Besorgniß gönnten ihr nun keine Ruhe mehr. Sie durfte nicht wagen ein Feuer anzuzünden, um die wilden Thiere zu scheuchen, indem die Flamme sie den Kriegern, vor denen sie jüngst entflohen war, verrathen haben würde. In banger Gemüthsunruhe durchwachte sie daher die Nacht und setzte mit dem ersten Morgenstrahle ihren Jammerweg fort. Die Frucht eines Gujawastrauches stillte ihren Hunger, ein Waldstrom ihren Durst; ein Bad erfrischte ihren Körper, so daß sie mit ziemlicher Leichtigkeit einigen Hütten entgegenschritt, die in weiter Ferne vor ihr lagen.

Amba erreichte endlich jene Wohnungen, in denen jedoch kein lebendes Wesen wahrzunehmen war. Etliche der Hütten lagen niedergerissen, andere zeigten offenen Eingang; zertrümmerte Gefäße und Küchengeräth lagen umher geworfen, Waffen und menschliche Gebeine hier und dort am Boden. Schauerlich gebleicht zeigten sich die Knochen im Strahl der Morgensonne, der die Wipfel der Bäume vergoldete und die Waldnacht, in die der Glanz des Tagsgestirnes noch nicht zu dringen vermogte, nur um so schauerlicher machte. Hier fand Amba etliche Bananen, Pisang, Tannzapfen und Gujawas.

In einer Hütte, die ihr die wohlverwahrteste schien, zündete sie ein Feuer an, bereitete sich ein spärliches Mahl, und beschloß, hier, um neue Stärkung zu

gewinnen, bis zum folgenden Tage zu verweilen. Mit dem nächsten Sonnenaufgange schritt sie weiter, geleitet von den umherliegenden Gebeinen, die sie nur allzubald in eine Gegend wiesen, von der es nicht zweifelhaft war, daß sie der Schauplatz wilden Kampfes und Gemetzels gewesen sey. Mehrere Bewohner derselben schienen entflohen, oder als Sclaven weggeschleppt worden zu seyn; Zurückgebliebene lagen erschlagen umher; Geier und Raubthiere hatten von den Leichnamen das Fleisch abgenagt, so daß die Gerippe schon seit Jahren dort gelegen zu haben schienen. Amba schritt fürbaß, immer in der Hoffnung, ein günstiges Geschick werde sie aus der Waldung leiten, doch noch manche Nacht mußte sie in derselben zubringen, jedesmal zitternd, die Geister mögten sie mit ihren Verwünschungen verfolgen.

Von Mattigkeit heimgesucht, und unfähig auch nur die böseste Wohnung zu entdecken, horchte die Wandernde mit Bangigkeit dem Pfeifen des Windhauches, das dem erfahrenen Ohre das Herannahen eines Sturmes weissagte. Ein dumpfes, hohles Sausen, dem tiefe Todtenstille folgte, heulte durch den Forst; kein Lufthauch war dann zu spüren, und der Bombar und der Barbab, die Gebieter der Pflanzenwelt, schienen in stolzer Kraft dazustehen, den Hauch des Himmels, gleich den Riesen der Vorzeit zu erwarten, die den Blitzen des mächtigen Jovis Trotz entgegenschnaubten. Die schauerliche Stille ward endlich durch ein dumpfes Geheul unterbrochen, dessen Furchtbarkeit zunahm, je näher es zu Amba's Ohren drang. Kaum wissend, wohin sie floh, erreichte sie den Schutz einer Baniane, zu deren Höhe sie hinan-

klomm, und mit ihrer Leibbinde ſich an einen der Aeſte derſelben veſtband, damit die Stöße, die der Sturm erregte, ſie nicht zu Boden würfen. Als ſie dies eben bewerkſtelligt hatte, bemerkte ſie auf der Stelle, die ſie verlaſſen hatte, einen ungeheuren Löwen, der wildbrüllend ſeine großen, glühenden Augen rollte und mit ſeinem Schweife ſich die Seiten ſchlug. Feierlich vorüberſchreitend, ließ er das Echo des Waldes von ſeinem Gebrüll ertönen. Amba hörte wie die Affen von Aſt zu Aſt auf den Bäumen umherſprangen, um ſich dichter nebeneinander, Schutz gegen den Sturm ſuchend, in Gruppen zu lagern, wobei im Gedränge, das ſie verurſachten, immer einer oder der andere, der vom Aſte zur Erde geſtürzt worden war, ein widriges, gellendes Geſchrei erhob. Ein Gewinſel, ähnlich dem eines unter Qualen verſcheidenden Menſchen, ausgeheult von dem Faulthiere, ward von dem bellenden Lachen der Hyäne unterbrochen, als ob dieſe des Winſelnden ſpotte. Da begann der Sturm, und erſtickt wurden alle jene Laute durch den pfeifenden Wirbelwind, der da drohete, alle Bäume ſammt ihrer Wurzel auszureißen, während er eine Menge derſelben wie Halme unter einer Senſe knickte. Immer fürchterlicher ward das Wüthen der bewegten Luft; da erſcholl ein gewaltiges Krachen, als zerfiele der ganze Wald in ſchauerliche Trümmer — ein rieſenſtämmiger Baobab, der ſeit Jahunderten dem Sturme getrotzt hatte, mußte nunmehr dieſem ſeinem Feinde weichen; gebrochen ſtürzte er zu Boden, im Fall mit ſich reißend alles was in ſeiner Umgebung wuchs, alle lebenden Geſchöpfe zerſchmetternd, die auf ſeinen Aeſten Schutz und Obdach geſucht hatten. Geſättigt gleichſam durch dieſen Sieg,

hörte der Wirbelwind auf, und dieſem zum Triumphe rollte fernhin verhallender Donner ihm nach durch die Waldung. Dicke Regentropfen fielen hageldicht, ſo daß der Himmel und die Erde ſchienen als wären ſie durch einen einzigen breiten Waſſerſturz miteinander vereinigt. Die Blitze allein erhellten das ſchaurige Dunkel, und einer derſelben zerſchmetterte, wenige Schritte weit von Amba, einen Baum, daß ein Theil des Forſtes in Gluthen aufloderte, die durch den Regenſtrom, der auf ſie herabſtürzte, wieder gelöſcht wurden. Der Donner, der dieſem Schlage folgte, ſchien die Erde in ihrem innerſten Kerne zu erſchüttern, denn es war, als drohe dieſer, durch den entſetzlichen Stoß aus ſeiner Hülſe ſich hervorzuheben. Endlich erſtarb das Ungewitter, die Sonne ſchoß ihre glänzenden Strahlen durch das Laubwerk, die tröpfelnden Zweige erhoben ſich, die Vögel ſpritzten ihr Gefieder ab, und vom kleinſten Kriechthiere bis hinauf zum rieſigen Elephanten ſchien jeglich lebendes Geſchöpf wie von einer fürchterlichen Erſtarrung zu erwachen. Durchnäßt vom Regen und ſtarr von Schrecken, erquickte auch Amba ſich an den belebenden Strahlen, in denen ſie, nachdem ſie ihr Blätterhaus verlaſſen hatte, ihr Gewand trocknete; dann, obwohl ermattet und faſt verſchmachtet, ſetzte ſie ihre Wanderſchaft fort, der Gegend zu, aus welcher her das Sonnenlicht ihr am hellſten zu ſtrahlen ſchien, in der Hoffnung, dort Bahn zu irgend einer Menſchenwohnung zu finden. Bald jedoch ward ihre Hoffnung durch den Schall eines Hornes zerſchellt, der melodiſch verklingend von allen Enden des Forſtes wiederhallte.

Das Hifthorn jedes Aſhantihäuptlings ſpricht einen, ſeinem Beſitzer beſonders eigenen Wahlſpruch aus, an ihm erkennen die verſchiedenen Heerhaufen den Ruf ihrer Befehlshaber. Denen alſo, die mit der Deutung jener Muſik vertraut waren, klang es, wie die Worte: „Keiner wage es, mich zu beunruhigen!“ — Es war das Horn Amankra's, eines der Hauptleute der Aſhanti, der ſeine Untergebenen, die durch den Sturm im Walde ſich hatten trennen müſſen, zuſammenberief. In Amba's Ohr erklang der Ruf wie etwas Ueberirdiſches; er war ſo ſüß, ſo unerwartet, und das Echo widerhallte ihn ſo lange, daß die Klänge desſelben in der Atmoſphäre zu verſchweben ſchienen. Wie bezaubert drang Amba vorwärts, die Gefahr in der ſie ſich befand nicht ahnend, bis zu einem offenen Waldplatze, in deſſen Mitte ſich ein Schickſals- oder Gerichtsbaum erhob. Dicht unter demſelben ſaß Amankra, umringt von ſeinem Heerhaufen. Leicht war in ihm der Führer an den Adlerfedern und dem vielfarbigen Gewande, das er trug, zu erkennen. Seine Krieger trugen ſchwarze ſpitzige Lederkappen, ein ſchmaler Zeuch umgürtete ihre Lenden, und ihre ſchwarzen Wehrgehenke waren mit rothen Muſcheln geziert. Einige von ihnen waren ämſig beſchäftigt ihre Musketen zu reinigen oder ihre Pfeile und ihren Kriegsvorrath zu unterſuchen Andere bereiteten Mais zum Frühſtück für ihren Befehlshaber.

Amba hatte nicht Zeit zur Flucht, indem etliche der Streifzügler, die ſie entdeckt hatten, das laute Geſchrei: „Minna nako? biſea boh!“ — „Was ſehe ich? ein Weib!“ — erhoben, das bald den ganzen Heerhaufen durchlief, der die Waffen von ſich warf, um

die lüsternmachende Beute zu erjagen. Amba rannte, ohne zu wissen wohin; das Entsetzen verlieh ihr Eile und Stärke: eine Menge Bäume umlief sie, über manchen gestürzten Baumstamm fiel sie, übersprang manches Gebäg, machte sich Bahn durch manches Gestrüpp dorniger Mimosen, wobei Stücke ihres Gewandes ihr entrissen wurden. Endlich stand sie am Rande einer Kluft; der kahle, schroffe Fels ragte aus dem Laubwerke hervor, ein Waldstrom, der vom Regen angeschwollen um so heftiger in seinem Klippenbette dahin wogte, brauſete unten. Von allen Seiten bedrängt, sah die unglückliche Amba keine Möglichkeit mehr zu entfliehen; schon drangen ihre Verfolger ihr nach durch das Dickig, wildlachend in der Ueberzeugung, ihrer Beute bald habhaft zu werden. Sie blickte hinunter in den Abgrund; ein friedlicher Tod harrte ihrer dort; immer besser, als in die Hände der Ashanti zu fallen. Zu diesem Ende wendete sie sich, warf den ihr Nachsetzenden einen trotzigen Blick zu, und rief: „Minnawoo! Minnawoo! — „Ich sterbe! Ich sterbe!“ und stürzte sich in das Bodenlose.

Die Krieger schritten, soweit sie es vermogten, gegen den Abgrund vor, jedoch eine Spur ihres schönen Wildes war nirgend zu finden.

Im Lande Braffoe, unweit Mankasin, an der Grenze Fanta's, ist ein unermeßliches, rings von Felsen eingeschlossenes Thal. Aus den Ritzen jener Klippen schießt in geilen Auswüchsen ein üppiger Pflanzenwuchs, der, vom Grunde heraufwachsend, die Seiten des Abgrundes verdeckt und es fast unmöglich macht, das Vor-

handenſeyn jenes Thales zu ahnen. Kein Eingang leitet in ſolches, Niemand tritt anders als mit verbundenen Augen in dasſelbe, denn der eigentliche Zugang zu ihm iſt nur den oberſten Fetiſchprieſtern des Landes bekannt; Keiner erwähnt ohne ſcheue Ehrfurcht dieſes Thales, und ungeachtet die Neugier durch das Geheimnißvolle gereizt zu werden pflegt, findet ſich doch ſelten Einer, der ſich in die Nähe dieſes Thales wünſcht, das von ſteinalten Prieſtern bewohnt wird, die, wie man wähnt, unſterblich ſind und dort das große Orakel des Landes bewachen. Nur bei höchſt wichtigen Angelegenheiten wird dies Orakel des Landes befragt. Geſchieht dies, ſo ſteht der abgeordnete Fetiſchmann am Rande der Kluft und ſchlägt auf eine gedämpfte Trommel. Mit gleichem Signale wird aus der Tiefe geantwortet. Der Abgeordnete wartet dann. Nach etwa einer Stunde erſcheinen zwei weißgekleidete Prieſtergreiſe unter lieblicher Flötenbebleitung, hören die Botſchaft des Geſandten, dem ſie, wenn er wünſcht, in Perſon das Orakel zu vernehmen, mit ſorgfältig verbundenen Augen hinabführen. Verborgengebliebene Geleitmänner kommen aus dem Dickig hervor, und führen auf einem Felſenpfade, der ſich ſeitwärts hinabwindet, den Abgeordneten, wobei ſie auf dem Wege das wildverwachſene Geſträuch zurückbeugen. Flötenmuſik begleitet die Wanderer, bis dieſe auf ein gegebenes Zeichen ſtillſtehen. Der Fremdling erhält nunmehr die Weiſung, eine Strecke Weges auf Händen und Füßen fortzukriechen; bald jedoch wird ihm erlaubt, ſich wieder zu erheben. Man nimmt ihm die Augenbinde ab, und ein Anblick voll Herrlichkeit der gleichſam durch Zaubermacht entſtanden zu ſeyn

ſcheint, bietet ſich dem Staunenden dar. Alles Wilde, alles Giftige was eine Waldung in ſich zu faſſen pflegt, iſt hier auf das Sorgfältigſte ausgerottet worden; hingegen hat alles Liebliche eines Forſtbezirks hier eine heilige Zuflucht gefunden. Breitblätterige Banianen ſtehen hier neben ſcharfbeſchnittenen, zarten Mimoſen, die ihre ſcharlachene und ſonnengelbe Blüthe miteinander miſchen. Hochſtämmige Palmen erheben ſich, wiegen ihre federnartigen Aeſte in den Lüften und ſtehen gleich Wächtern da, das Herannahen des Weſthauches zu verkünden. Die lieblichſten Blumen hangen in zahlloſen Gewinden von den Bäumen herab und würzen die Luft. Die ſüßeſten Klänge aus den Kehlen tropiſcher Sänger, die die Zweige der Bäume durch blendendes Gefieder ſchmücken, erſchallen. Unter ihnen glänzen die Kolibris vorzüglich als prächtige Edelſteine, und flattern mit außerordentlicher Behendigkeit von Blüthe zu Blüthe, daß es unmöglich iſt ihre Formen zu unterſcheiden, daß es wohl aber ſcheint als führten die Blumen miteinander einen neckiſchen Krieg und ſchöſſen ſich einander mit blitzenden Demanten, die ſie in ihrem Kelche verborgen hielten. Die glänzenden goldfarbigen Eidechſen, die bald am Wege hingleiten, bald ſich einander mit unglaublicher Haſt ſpielend jagen, erhöhen den blendenden Glanz des Thales. Zur Nachtzeit, wenn dieſe prächtigen Inſaſſen Ruhe halten, vertritt die Feuerfliege ihre Stelle und erſetzt durch ihren Zitterglanz das ſtrahlende Sonnenlicht. In der Mitte des Raumes erhebt ſich ein aus Bambus zierlich aufgeführter Tempel. Ueber ihn hin ragen drei Fächerpalmen, die ihre Blätter in die Lüfte breiten, als beſchatteten ſie entzückenvoll die Gott-

heit. Korallenmooſe in ewiger, bald dunkelkarmoſinfarbener, bald ſcharlachrother Blüthe, umgeben das heilige Gebäu, und ſüßduftende Blumen ſind rings um dasſelbe hingepflanzt oder winden ſich freiwillig an den ſchlanken Pilaſtern hinauf, die das Dach des Tempels tragen. Keiner als nur der Oberprieſter, der das heilige Orakel befragt, und etliche ihm dienende Auserwählte, darf jemals das Innere dieſes Heiligthums betreten; wiewohl alle Prieſter einmal im Jahre zuſammenberufen werden, die feierliche Reinigung der Tempelgefäße in den klaren Fluthen des Flüßchens zu beſorgen, das dieſes Thal durchwäſſert. Nachdem dem Orakel die Frage vorgelegt worden iſt, vernimmt man ein dumpfes Geheul, dem ein Aechzen und Schreien folgt. Nach kurzer Pauſe ertheilt der Oberprieſter mit leiſer, gebrochener Stimme ſeinen Begleitern die Antwort, die nunmehr dem Abgeordneten, der alsdann mit verbundenen Augen zurück muß, mitgetheilt wird.

Das ganze Thal zeigt mehrere niedliche bambusgeflochtene Hütten, von denen jede mit einer den Bewohner derſelben ernährenden Pflanzung umgeben iſt. In einer dieſer Hütten nun erwachte Amba aus langer Erſtarrung auf weichem Pfühle, als vor ihr ein Mann ſtand, deſſen runzeliges Geſicht und grauer Bart von hohem Alter zeugten. Er hatte ihre Hand ſanft gefaßt und rief mit leiſer Stimme einem ihm gegenüber Stehenden zu: „Sie erholt ſich!“ — Amba folgte dem Blicke des Greiſes und ihr Auge fiel auf ihren geliebten Tarbara. Es konnte nicht Wirklichkeit ſeyn. „Nein, nein!“ — wähnte Amba — „Ich bin nicht mehr am

Leben, ich befinde mich unter den Geistern der Seligen.« — Jedoch als sie den Armdruck ihres Gatten fühlte, indem dieser ihr Haupt von dem Pfühle erhob; als sie in den zärtlichsten Ausdrücken ihn reden hörte — da erhob sie ihr Blick im süßesten Bewußtseyn der Wirklichkeit. Sie wollte reden, doch der Greis fiel ihr in's Wort und sprach: »Du bist gerettet, Du bist bei Deinem Gatten und unter Freunden; so Du aber redest, nur ein Wort redest, rufst Du Dein Verderben herbei. Sobald Du gestärkt seyn wirst, sollst Du Alles erfahren. Jetzt genieße einige Erfrischungen und wenn Tarbara versprechen will, zu schweigen so kann er bei Dir bleiben. Ich gehe jetzt in das anliegende Gemach; allein so wie ich das leiseste Wort von Euch höre, trenne ich Euch.« —

Amba winkte Gehorsam und erwartete ruhig das Wiederkehren ihrer verlorenen Gesundheit und Kräfte, indem sie ihre Blicke auf den Theuren heftete, den sie wieder zu verlieren fürchtete. Einmal jedoch ward das auferlegte Schweigen durch Tarbara's Frage nach dem Befinden seiner Mutter unterbrochen. Nachdem Amba ihm aber bedeutet hatte, daß es ihr wohl ginge, erhob er seinen Finger an seine Lippen und kein Laut wallte ferner zwischen ihnen.

Nach etlichen Tagen ward der strenge Befehl zurückgenommen. Der Genesenden ward gestattet, aufgerichtet zu sitzen und ihr erlaubt, Erklärung alles dessen zu vernehmen, was sie umgab. Tarbara erzählte ihr, daß er wirklich durch einen Stoß mit einem Schwertknaufe niedergeworfen und für todt auf dem Kampfplatze liegengelassen sey; daß die Schlacht unfern des Thales, in

welchem ſie ſich befänden, ſtattgefunden habe, und daß, als die Kriegshörner und der Führerruf der Feinde zum Rückzuge erſchollen, die Prieſter des Thales unter dem Schutze der Nacht die Scene des Todes beſchritten hätten. — Sie fanden — fuhr er fort — in mir und etlichen anderen Hingeſtreckten Spuren des Lebens, und trugen uns hieher in ihre Hütten, wo ſie uns heilten und pflegten. — Tarbara fügte hinzu, daß er mehrere Wunden erhalten habe; doch, Dank den menſchenfreundlichſten Prieſtern, vollkommen geheilt ſey, auch längſt ſeinen Verſteck hätte verlaſſen können, wenn es wegen der im Walde umherſtreifenden Feinde räthlich geweſen wäre.

„Wie aber kam ich hieher?“ fragte Amba.

„Das wirſt Du ſelbſt am beſten ſagen können!“ — entgegnete ihr Gatte — „Alles was ich weiß, iſt, daß einige der Prieſter, die in geringer Entfernung vom Thale wanderten, ein gellendes Geſchrei: ‚Minnawoo! Minnawoo!‘ hörten. In demſelben Augenblicke fiel Etwas durch die Bäume auf einen mit Farrenkraut bewachſenen Felſenvorſprung herab. Zu ihrem größten Erſtaunen war es der Leichnam eines Weibes, das ſich von irgend einer Höhe der Grenzfelſen herabgeſtürzt haben mußte und nur durch den Fall in das Gezweig vor tödtlicher Zerſchmetterung hatte gerettet werden können. Bald hernach begegnete ich im Thale den frommen Vätern, die die lebloſe Geſtalt meiner Amba daher trugen. Sie und ich, wir ſorgten für Dich, bis Du zum Leben zurückkehrteſt. Wohl manchfaltig waren meine Muthmaßungen über die Urſache, Dich ſo fern von Addina hinwegbegeben zu haben.“

Nun unterbrach ihn Amba durch Erzählung ihrer eigenen Erlebniſſe, und die Schilderung ihrer Leiden erregte tauſendfach wehmüthige Regung in dem Herzen ihres Gemahls, der, als ſie geendet hatte, ausrief:

„Als die Väter Dich näher betrachteten, ſagten ſie zu wiederholten Malen: ‚Sie iſt weder eine Fanti noch eine Aſhanti, ſondern kommt weit her, vielleicht jenſeit des großen Waſſers.‘ Wohl haſt Du das bewieſen, meine Amba; denn kein Weib in Addina würde das für ihren Gatten wagen und dulden, was Du für mich gewagt und geduldet haſt; und da Du lebſt, mir wieder gegeben biſt, will ich nimmer, nimmer eine andere Gattin beſitzen.“

Amba konnte bald wieder umhergehen. Da trat eines Tages der Prieſtergreis, in deſſen Hütte ſie lebte, zu ihr, die Manillia, die er ihr bei'm Verbinden ihrer Wunden abgenommen hatte, in der Hand. „Woher ward Dir dieſes?“ fragte er.

„Es gehörte meinem Vater,“ antwortete ſie.

„Und wer war Dein Vater?“

„Ach! ich weiß es nicht, wohl aber weiß ich, daß die Bewohner von Addina mich ſtets die Tochter einer Hexe nannten. Coomba und Tarbara waren die einzigen, die es nicht glaubten.“

Amba erzählte nun ihre Geſchichte. Als ſie des Umſtandes erwähnte, daß ihrer ſterbenden Mutter letztes Wort der Name Akimpon geweſen ſey, rief der Greis: „Mächtiger Yancoompua, es iſt, wie ich vermuthete!“ und indem er ſeine Arme über der erſchreckten Amba Haupt ausſtreckte, rief er feierlich der hohen Gottheit Segen auf ſie herab.

„Akimpon“ — fügte er hinzu — „war mein Bruder, und dieſe Manillia gehörte unſerm Vater. Akimpon war der mächtigſte Heerführer der Aſhanti. Er machte Deine Mutter zur Gefangenen, als er in weitentfernten Ländern kämpfte, und entführte ſie, gerührt von ihrer Schönheit, ihren königlichen Verwandten. Er liebte ſie mehr als alle ſeine übrigen Weiber, und ſie, mit gleicher Liebe ihm zugethan, folgte ihm auf ſeinen manchfaltigen Zügen. Auf einem derſelben fiel er ſammt Dir und Deiner Mutter in die Hände der feindlichen Fanti. Wie es ſcheint, entging Deine Mutter jener Gefangenſchaft, während ihr Gatte in derſelben ſein Leben verlor. — Ich war damals ſchon in dem Thale von Mankaſin, und hatte längſt mein Eigenthum meinem Schweſterſohne überlaſſen, der jetzt, auf dem Herrſcherſtuhle ſitzend, den Ruhm unſerer jahrhundertalten Familie neu erhöht.

Nichts fehlte jetzt mehr Amba's und Tarbara's Glück vollkommen zu machen, als der Anblick ihrer guten alten Mutter Coomba. Die ſchmachvolle Benennung „Hexentochter“ war von Amba genommen, da Amba's Geburt ſich ſogar über die ihres Gemahls erhob. Nachdem die beiden Gatten noch kurze Zeit unter den Prieſtern in dem paradieſiſchen Thale gelebt hatten, ergab es ſich, daß ſie mit Sicherheit daſſelbe würden verlaſſen können, da die Streifzügler die Umgegend geräumt hatten.

Als Alles zu ihrer Abreiſe bereitet war, ſprach der Prieſtergreis zu Amba, ſeiner Nichte: „Es iſt nicht ziemlich, daß die Tochter Akimpons ohne Mitgift ihrem Gemahle folge; alſo nehmt dies, meine Kinder, für Euch“ —

indem er Gold zu ihrem Gepäcke fügte — „und dieſes bringt Eurer Mutter Coomba in meinem Namen, als Erkenntlichkeit für die menſchenfreundliche Pflege, die ſie der verachteten Hexentochter angedeihen ließ. Ich habe Führer für Euch beordert, die Euch bis gen Addina geleiten und als Zeugen von Amba's edler Abkunft und Widerlegern all des Geſchwätzes dienen ſollen, durch welches Du, meine Tochter, ſo vielfachen Widerwärtigkeiten preisgegeben wurdeſt. — Geht, meine Kinder, und möge der Große Geiſt Euch für immer in ſeinen heiligen Schutz nehmen!“

Der Greis drückte bei dieſen Worten das Aeußere ſeiner Hand auf ſeine thränenbenäßten Wimpern und verließ die weinende Amba.

Der mitzunehmende Schatz ward wohl verpackt, und die kleine Karawane verließ unter den üblichen Gebräuchen das Thal.

Als ſie an den Felſenwindungen hinaufklommen, erſcholl in vollem Chore ein Fetiſchhymnus, der aller ſchützenden Gottheiten Gunſt auf die dahin ziehenden Wanderer herabflehete und weithin in dem Azurblau der Lüfte verhallte. —

Amba und Tarbara langten in Akkra an, von wo ſie nach Addina ſchifften, nachdem ſie zuvor einen Eilboten an Coomba abgeſandt hatten, um dieſer ihre Ankunft zu melden.

Die ehrwürdige Mutter Coomba fühlte ſich wie verjüngt. Kein Finger, kein Laut durfte ſich fürder gegen Amba erheben, und Amba, die Hexentochter, ward der Stolz und die Segnung Addina's.

Philanthrop und Misanthrop.

„Des Menſchen Thaten und Gedanken, wiſſt,
Sind nicht wie Meeres ſturmbewegte Wellen;
Die inn're Welt, ſein Mikrokosmus, iſt
Der tiefe Schacht aus dem ſie ewig quellen."

Schiller's „Wallenſtein."

Es war eine bitterkalte Januarnacht; wenige frösteinde Fußgänger wurden dann und wann in den Straßen der königlichen Hauptstadt sichtbar; auf dem Strome schwammen Eisberge; ein scharfer Nordostwind drang den nur halb winterlich Bekleideten und Dachlosen durch Mark und Gebein; vom Thurme der großen Kathedrale erscholl die elfte Stunde, und ihre Klänge schienen zitternd in der eisigen, klaren Nachtluft hinzusterben, als ihrer eine Gestalt lauschte, die sich an die niedrige Vorhofsmauer eines stattlichen, über den Spiegel des Stromes hinblickenden Gebäudes lehnte. Die Gestalt war eine weibliche; sie hielt ihr Gesicht in ihrer Hand begraben, bis sie durch den dumpfen Hall der Glocke aus ihrer sinnenden Stellung aufgeschreckt wurde.

„Drei Wochen erst,“ sprach sie zu sich selbst, „sind von dem langen, langen Jahre vergangen, nach welchem ich ihn wiedersehen soll — Ich werde das Ende dieses Jahres nicht erleben — kann's nicht — fühl's, daß ich es nicht kann!“ Sie zog das über ihre Schultern hinhangende zerlumpte Mäntelchen vester um sich herum, als der erbarmungloſe Wind an dem trostlosen Flußufer vorüberstrich; unter dem Mantel erhob sich das Geschrei ihres unglücklichen Säuglings. Vergebens trachtete sie diesen in Schlaf zu lullen, des erfrierenden

Kindleins Geschrei jagte Schrecken in das Herz seiner bejammernswerthen Mutter.

Die Vorhofsmauer des Gebäudes, an welcher sie stand, war die des Gefangenenhauses.

„Was kann ich thun, Dir zu helfen, mein Würmchen?“ flüsterte sie unter Schluchzen. „Dich friert; ja, Dich muß frieren, denn auch ich bin schier von der Kälte erstarrt — habe den ganzen Tag lang nichts genossen, und habe auch nichts für Dich, mein armes Geschöpfchen! vertrocknet ist der Kelch, an den Natur Dich legte, Dir Deine Nahrung zu gewinnen. Besser wär' es, wir Beide lägen im Tode; und könnten wir nur in einer Nacht wie diese ist unter freiem Himmel einschlafen, so mögte wohl keines von uns wieder erwachen.“ Erschöpft sank sie am Gemäuer nieder.

Des Kindchens Schreien hörte für ein Weilchen auf, und die Mutter versuchte zu schlafen; allein es war umsonst. Naturtrieb und Hoffnung regten noch allzulebhaft die Schwingen in ihr; sie sprang auf, indem sie sich zurief: „Ja, ja, er wird wieder frei werden! Die bittere Lehre, die ihm worden ist, wird ihn vorsichtiger machen; er wird sich nicht wieder von Elenden betrügen und bethören und in's Garn locken lassen! Wollte nur irgend ein guter Christ meine Jammergeschichte anhören — ach! sie wäre mit wenigen Worten zu erzählen — wollte er nur für eine kleine Frist mir nothdürftige Unterstützung reichen, so würde Alles wohl noch gut gehen. Ja, ja, ich muß mich gegen dies Elend gerüstet halten, obwohl ich's nicht unterlassen konnte, selbst in dieser Sturmnacht hieher zu kriechen, und die riesigen Steinwände zu betrachten, hinter denen mein Gatte, der

Vater meines Kindes ſchmachtet. Hilf mir, o Du mein Gott! denn ich fürchte, auf Erden hilft mir ſonſt Niemand!“

Sie ſchritt raſch von hinnen durch Gaſſen und Gäßchen — bald zeigte ſich neben ihr ein hurtig dahingehender Mann, der ſich durch Kleidung wohl gegen das Wetter verwahrt hatte: ſein Mund war ſorgfältig gegen den dichten Nebel verhüllt, der plötzlich dem Nachlaſſen des Windes folgte. Trotz dieſer angewendeten Vorſicht drang der Luftdunſt dennoch in die Lungen des Mannes, ſo daß dieſer heftig huſten und mit ſeinem Gange ein wenig innehalten mußte. Die hülfloſe Mutter, an der er vorübergegangen war, holte ihn ein: „Um Gotteswillen, Herr,“ lallte ſie, „Erbarmen mit einer Armen und Obdachloſen in dieſer kalten Nebelnacht!“

Der ſchon ziemlich betagte Mann antwortete nicht, ſondern ging weiter, aber er ging langſamer als vorher — ſein gereiztes Lungenübel nöthigte ihn dazu. Die Frau ſchien dadurch Muth zu gewinnen und hielt Schritt mit ihm; er jedoch winkte mit der Hand von ſich ab. Die Arme ſtand ſtill, ſtieß einen kläglichen Seufzer aus und blickte dem Hartherzigen nach, der ſie ſo ſchonunglos zurückwies. Mittlerweile ging der Mann einem alten, unanſehnlich ausſehenden, aber großen Hauſe zu — nochmals folgte ihm die Bettlerin, und ſtand als er die Hausklingel zog, wieder neben ihm, und flehete: „Erbarmen, Herr, und Hülfe — nur ein Obdach für mich und mein Kind, das hier —“

Der Mann ließ die Unglückliche nicht ausreden. „Hinweg!“ ſchrie er ihr zu, indem er nochmals klingelte! und als die Hülfloſe vor ihm niederſank, lachte der

Barbar und brummte in seinen Bart das Wort: „Betrüger!“ Eine schläfrig aussehende Magd öffnete jetzt die Hausthür; das Licht in ihrer Hand schimmerte düsterroth hinter der Nebelluft.

„Barbara,“ sagte der finstere Alte, indem er in's Haus trat — „gebe sie das Weib hier in Obhuth der Polizeiwache.“ Dem Befehle ward jedoch von der todtmüden Magd nicht Folge geleistet. Riegel und Kette lagerten sich rasselnd vor die Binnenseite der Thür, und als der nächste Morgen dämmerte, fand man auf den Eingangsstufen des altmodischen großen Hauses, in das der Mann um Mitternacht zurückgekehrt war, ein junges Weib, ihren Säugling vest in ihre Arme gedrückt liegen — Mutter und Kind waren — zu Tode gefroren.

„Wer mag sie seyn?“ fragten Gaffer, die sich um des Alten Haus nach und nach versammelten.

Man kam um die Leichen wegzuschaffen. Der Führer der zu diesem Dienste bestellten Männer pochte an das große Haus, ob vielleicht dessen Bewohner einige Auskunft über das traurige Ereigniß zu geben vermögte. Der Alte erschien selbst an der Thür — Haar und Bart waren ihm eisgrau, tief lagen ihm die Augen in ihren Höhlen und wiesen sich von weißen Brauen dicht überschattet; und als er sein hageres Antlitz hervorlugen ließ, um die ihm gestellten Fragen zu beantworten, zeigte dasselbe einen solchen Ausdruck von Wildheit, daß die Umstehenden mehr vor dem Stierblicke des Lebendigen, als vor dem stillen Leichengesichte der zu Tode gefrorenen Mutter zurückschreckten.

„Ich weiß nichts von ihr,“ krächzte der Alte; „ich weiß nur, daß das Weib mich in vergangener Nacht als

ich heimkam, anbettelte. Hätte meine Magd gethan was ich ihr befahl, so würde das Weib jetzt nicht hier liegen. Nun aber laßt mich ungeschoren, und erhebt keinen Tumult vor meinem Hause.“

Er trat zurück, die Thür schnappte zu, die Todten wurden weggetragen.

„Der Unmensch!“ bemerkte Einer der Umstehenden; „er hat ihr sicherlich nichts gegeben, darauf mögt' ich wetten, und doch ist er einer der Reichsten in der königlichen Hauptstadt!“

* * *

Es war ein lieblicher Frühlingsmorgen; die Fruchtbäume standen in Blüthe; in den grünenden Hecken zwitscherten die Vögel; die Fensterthür des Gartens einer köstlichen Villa am Stromufer standen geöffnet; vor ihr um den üppigen Rasen herum spazierte ein junger Mann und erquickte sich an der allbelebenden Luft; sein Diener trug ihm das Frühstück unter einen schattenwerfenden Holunderbaum; der junge Mann aber zog aus der Tasche seines reichen Schlafrockes einen Brief, den er dem Diener gab. „Bringe dies Schreiben und die Banknote darin der Wittwe des ehrlichen Fischers, der vorige Woche ertrank.“ Der Diener wendete sich, um den Befehl zu vollziehen. „Noch Eins!“ rief ihm sein junger Gebieter zu. „Das Quartalgeld für meinen Beitrag an die Stadtarmenkasse liegt eingerollt auf meinem Schreibtische; es muß heute noch an den Pfleger besorgt werden; Du weißt, daß ich pünktlich in solchen Dingen verfahre.“

Der junge Mann ging vollzufrieden lächelnd in ſeinen Garten. Der Gärtner befand ſich daſelbſt ſchon bei der Arbeit.

„Nun, Thomas, biſt Du nun zufrieden?“ fragte dieſen der junge Herr.

„Segen über den Tag, an welchem Sie mein Helfer wurden!“ war des Gärtners Antwort. „Hätten Sie mich nicht, ohne daß ich Zeugniſſe aufweiſen konnte, in Dienſt genommen, ſo würde meine arme Familie in's Armenhaus haben wandern müſſen.“

„Nun, nun,“ verſetzte der junge Gartenbeſitzer; „mögte nun die gegen Dich vorgebrachte Klage wahr oder falſch ſeyn —“

„Falſch, grundfalſch, Herr!“ fiel Thomas ein.

„So hoffe ich doch,“ fuhr der Gebieter fort, „daß meine Wohlthat an Dir Dich dankbar machen wird, und daß Du Dich gegen mich ehrlich beweiſen wirſt.“

„Das wird ſie, und das werd' ich, und Gott ſegne Sie!“ verſetzte der Gärtner und arbeitete weiter.

Im Herzen das Bewußtſeyn ſeiner aufrichtigen Menſchenfreundlichkeit und auf dem Antlitze die Mienen des Frohſinns, ſchlenderte der junge Mann weiter in ſeinem Eigenthume umher, und ſtand bald vor der Vorderſeite ſeines Landhauſes, deſſen Thor auf die Heerſtraße führte. Heiter blickte er umher — da nahete ein ſchönes Mädchen der großen Gußeiſenpforte; ſie trug einen Brief in der Hand; ſie erröthete, als ſie dieſen dem jungen Manne übergab. Der Brief war von ihrem Vater, einem betriebſamen Handwerker in der Stadt, geſchrieben, dem nach langwierigem Krankenlager die Frau geſtorben war, ſo daß er wochenlang ſeinem Ge-

werke nicht gehörig hatte obliegen können, darüber in Schulden, und dieserwillen in's Gefängniß gerathen war. Seine älteste Tochter und deren jüngere Geschwistern waren jetzt ohne Schutz; sein Mißgeschick aber gelangte zur Kunde unsers jungen Menschenfreundes; dieser zahlte für den Handwerker und gab ihn dadurch seinen Kindern und seinem Betriebe zurück. Der Brief, den die erröthende Tochter überreichte, war ein Dankschreiben ihres Vaters an den Philanthropen. Dieser las mit Vergnügen die Zuschrift, lud die schmucke Dirne in's Haus, daß sie ausruhen mögte, und befahl seinen Dienern ihr eine kleine Erfrischung zu reichen. Als die hübsche Mariane sich bei dem Menschenfreunde beurlaubte, schob er ihr ein Röllchen Goldstücke in die Hand; Mariane erröthete nochmals, zitterte, verneigte sich und kehrte heim zu den Ihrigen.

Der junge Landhausbesitzer saß in seinem Lehnstuhl; sein Blick haftete an einer vor ihm stehenden schöngemeißelten Psyche — er fühlte sich für den Augenblick der Glücklichsten Einer; die Segnungen und das Lob Aller, die seiner Milde theilhaftig worden waren, klangen in seinen Ohren. „Alle achten mich! Alle lieben mich!“ rief er, und seine Brust ward ihm dabei so voll, daß er abermals das Freie suchte. Er ging zum Kahne, der am Ende der großen Wiese angekettet lag; er stieß ab, und ruderte mit der Ebbe gemächlich stromabwärts. „Wie köstlich ist's doch,“ dachte er, „reich zu seyn, und seinen Reichthum zum Wohlthun zu verwenden! Wie endlich noch Alle von mir reden werden! Wohl mögt' ich hören, was alle die von mir sagen, denen ich Beistand und Hülfe ward — aber das ist unmöglich.“

Mit einem Seufzer über diesen Gedanken legte er sein Ruderboot an die große Haventreppe der Hauptstadt an, und vertraute dasselbe der Obhuth eines Jollenführers, dem er dafür einen Dukaten schenkte. Erstaunt starrte ihn der Jollenführer an, und dessen Knecht stand mit offenem Maule, als der nämliche Freigebige ihm für das bloße Heranholen des Bootes einen Gulden gab. Der Philanthrop aber dachte bei sich selbst: „Möchte ich doch wissen, was die Beiden wohl von mir sagen werden!“

Sein Cabriolet hatte ihm vorausfahren müssen; er sprang hinein, sein schmucker Tigerhund trabte hinterher; sein edler Zuggaul ward von ihm der Esplanade am entgegengesetzten Stadtende zugelenkt. Der Philanthrop aß in einem seiner Clubhäuser zu Mittag, und sah, seiner Gewohnheit gemäß, nach dem Essen die Tagblätter durch. Seine Hauptabsicht war immer nur die, sich nach einer Gelegenheit umzusehen, ein Tröster der Unglücklichen, ein Helfer der Bedrängten zu werden. Es fehlte auch diesmal nicht an solcher Gelegenheit. Tages zuvor hatte in einem eine Stunde weit entlegenen Dorfe eine Feuersbrunst gewüthet, durch welche, wie der Artikel der Volkszeitung sagte, sieben Familien an den Bettelstab gebracht worden waren. Hier galt kein Säumen. Unser Philanthrop wollte selbst hinüber, an Ort und Stelle selber sehen wie am beßten zu helfen seyn mögte. Nach zehn Minuten stand er schon auf der Brücke des Thores, von welchem ab der Weg zu der Brandstätte führte. Frohen Herzens schritt er dahin, süße Zufriedenheit im Busen über das Gute das er bereits gethan hatte, über das welches zu thun er im Begriff stand. Sein Blick hing an den funkelnden Sternen über ihm.

„Liebliche Welten!“ flüsterte es in ihm, „seyd Ihr Wohnörter der Seligen, o, so darf ich hoffen, einst einen von Euch meine Heimath zu nennen, wenn mir das Loos ward, von diesem minder begnadigten Planeten zu scheiden!“

Sein Blick senkte sich und fiel auf einen Mann, der im Begriff stand über das Brückengeländer zu steigen, um hinter demselben auf das Parapet zu gelangen; der junge Philanthrop konnte nichts Anderes denken, als der Mann habe die Absicht, sich vom Parapet aus in den Strom zu stürzen. Hastig sprang er zu, faßte den Mann, der nun gewaltig mit den Armen in der Luft focht, bei'm Kragen, und holte ihn mit Hülfe zweier anderer Vorübergehender glücklich von der Brückenbrüstung herunter.

„Der Kerl ist betrunken!“ bemerkte einer der beiden Helfer, und ging mit seinem Gefährten weiter; der Philanthrop blieb mit dem muthmaßlichen Selbstmörder allein.

„Was hatten Sie vor?“ fragte Ersterer. „Was fehlt Ihnen? Reden Sie; wenn ich kann, so will ich Ihnen helfen.“

Der Mann wankte erschöpft der Brüstung zu, an die er sich dann lehnte; er schnappte nach Odem; die Frage ward wiederholt.

„Sie können mir nicht helfen,“ sagte der Unbekannte. „Lassen Sie mich sterben,“

„Weshalb? Wer sind Sie?“

„Ich bin,“ antwortete der Fremde, „der Impressar des ***Theaters. Morgen ist Samstag und ich kann meinen Kunstjüngern keine Gage zahlen.“

Der vermeynte Selbſtmörder ſchoß dabei einen ſeltſamen Schielblick auf den jungen Philanthropen.

„Wieviel bedürfen Sie dazu?“ fragte dieſer. Der Bühneimpreſſar nannte eine ſehr mäßige Summe.

„Und die genügt wirklich?“ fragte der Menſchenfreund weiter.

„Sobald ich ſie habe,“ verſetzte der Theaterprinzipal mit geſenktem Blicke. „Wie aber ſoll ich ohne dieſelbe meinen Leuten morgen unter die Augen treten? Wie viele Familien werden am Sonntage kein Mittagsbrot haben, wenn ich morgen nicht zahle!“

„Ha!“ dachte der Philanthrop, „wie viele Familien werden alſo meinen Namen ſegnen, wenn ich dieſen Mann in den Stand ſetze, ſeine Schuld gegen ſie zu tilgen! — Sie ſollen die Summe haben,“ ſprach er zu dem Schauſpieldirector; „führen Sie mich an einen Ort, wo wir Schreibgeräth vorfinden, und ich ſtelle Ihnen ſogleich eine Anweiſung aus.“

„Das wollten Sie wirklich?“ rief der Impreſſar, indem er ſich wohlgemuth die Hände rieb. „So retteten Sie nicht nur mein Leben, ſondern retten auch meinen guten Namen und mein Gewerbe; denn ein Theaterprinzipal, der keine Gage zahlt, wird, wenn er ſonſt auch Macht beſitzt der kleinlichſte aller kleinlichen Tyrannen zu ſeyn, doch urplötzlich zu der nichtigſten Creatur auf dem Antlitze der Erde. Folgen Sie mir, mein würdiger, theuerſter Freund,“ und indem er kichernd ſich abermals die Hände rieb, ſchritt er voran, dem Theatergebäude zu, in welchem als am Freytage, keine Vorſtellung war. Man trat durch eine kleine Hinterthür ein, und ſaß bald in einem muſſigen Stübchen, an deſſen

Wänden mehrere Reihen von Komödienzetteln hingen. Das Stübchen mogte das sogenannte Directionzimmer seyn. Ein Schreibtisch nahm die Mitte des Raumes ein und gab mit einigen abgenutzten, in Weiß und Gold lackirten Armsesseln, die mit verschossenem blauen Bombazin überzogen waren, das gesammte Geräth ab. Auf dem Tische lagen mehrere besudelte Manuscripte und eingesiegelte und überschriebene Pakete.

„Lauter ungespielte und unspielbare Dramen," sagte der Impressar, als er sah, daß seines neuen Freundes Blick an den Paketen haftete, „und Jeder, dem ich eines von diesen versiegelten Convoluten zurückschicke, ist von Stunde an mein lebenslänglicher Feind." Indem er sich nun mit gravitätischer Miene in einen der Sessel niederließ, setzte er hinzu: „Dort sind Dinte, Feder und Papier."

Der junge Philanthrop schrieb einige Zeilen und sagte dann: „Und hier ist die Anweisung."

„Kommen Sie doch morgen in die Theaterprobe," sagte der Theaterimpressar, „und sehen Sie dann die vergnügten Gesichter meiner Leute; denn" setzte er, ihm in's Ohr flüsternd hinzu, „sie erwarten keinen Pfifferling von mir. Sie werden dann hören, was jene Kunstjünger sagen."

„Werde ich?" fragte der Philanthrop, dessen Gesicht vom Vorahnen des Entzückens glühte.

Der Impressar ließ an seinem jungen Freunde einen Blick haften, als wollte er in dessen innerster Seele lesen.

„Ich glaube, Sie haben mehr solche menschenfreundliche Handlungen als diese hier geübt," sagte er dann, indem er auf die erhaltene Anweisung zeigte.

„So hab' ich," war des jungen Mannes Antwort.

„Und wird Ihnen Dank für Ihre Wohlthaten?"

„Ich hoffe es."

„Und Sie sind beliebt in dem Kreiſe, den Sie ſich bildeten?"

„Ich glaube es."

„Und werden von den Empfängern Ihrer Wohlthaten verehrt?"

„Wie könnt' ich's bezweifeln?" gegenfragte der Jüngling.

Mit einem liſtigen Augenzwinkern ſagte jetzt der Bühnenprinzipal: „Gewiß mögten Sie gern mit Ihren eigenen Ohren hören, was man wirklich von Ihnen ſpricht."

„Es würde mich wahrlich unbeſchreiblich erfreuen, wenn ich es könnte."

„Nun denn," fuhr der Impreſſar fort: „Sie haben mir heut Abend einen großen Freundſchaftdienſt erwieſen; vielleicht ſteht es in meiner Macht denſelben zu vergelten, und zwar dadurch zu vergelten, daß ich Ihren Wunſch erfülle."

„Wie?" rief der Philanthrop, „Sie wollten mich hören laſſen, was man von mir ſpricht? Iſt das möglich?"

„Möglich?" verſetzte der Theaterprinzipal, und brach dabei in ein ſo lautes und anhaltendes Gelächter aus, daß der junge Mann an der Richtigkeit des Verſtandes ſeines Mannes zweifelte. Während aber der Theſpiskärrner ſo ungeſtüm lachte, ging mit ſeinem Geſichte eine gänzliche Umwandlung vor; die Kleider, in denen er ſteckte, ſchienen unausgefüllt zu werden, wie die Gewänder, die zu Maſkenanzügen in den Krambuden auf-

geſtellt zu werden pflegen. Sein Kopf ſank ihm in ſeinen Rock, ſein Rock ſchrumpfte in ſeine Beinkleider, ſeine Beinkleider ſchoſſen in ſeine Strümpfe hinein, und vor dem verdutzten Jünglinge zeigte ſich am Boden eine wunderliche kaum drei Fuß hohe Figur, die auf ihren Säbelbeinen einen ungeheuren Dickbauch, und auf dieſem einen plumpen Kopf mit langer Habichtsnaſe und einen Mund trug, der bei der geringſten Bewegung, die er machte, von einem Ohre zum anderen reichte, augenblicklich jedoch ſich zu ſo kleiner Oeffnung wieder zuſammenzog, daß in ihn kaum ein Taubenei hätte Platz finden können. Das Männchen, das in der Hand ein kleines zinnernes Hörrohr trug, ſteckte in einer enganſchließenden, gelben, mit ſchwarzen Fleckchen überſäeten Kleidung, und ſah bei'm erſten Hinblick wie ein ungeheurer Froſch aus; ſein Geſicht jedoch wies ſich roth und munter, und ſeine kleinen ſchwarzen Augen funkelten von Freudigkeit.

„Seyd unbeſorgt, Freund,“ ſprach er, „ein Theater iſt ein zu Umgeſtaltungen vorzugsweiſe ſich eignender Ort? wo alſo könnte ich beſſer meine Umwandlung vor ſich gehen laſſen? Ich bin das verkörperte Organ der Neugier. Vor vielen, vielen Jahren war ich ein unbedeutender Auswuchs auf dem Schädel der letzten der Frauen des Blaubarts. Bei ihrem Sterben ward ich aus meiner Dunkelheit erlöſet und nahm meinen Platz unter den Myriaden freigegebener Organe jeglicher menſchlichen Leidenſchaft ein, von denen es in der unſichtbaren Luft wimmelt. Begehre ich irgend eine mir am Herzen liegende Sache zu erforſchen, ſo kann ich meine kleinen Augen bis zur Größe Eures Hutkopfes

ausdehnen.“ Und von dieſer Prunkrede gab er zur Stelle dadurch den Beweis, daß er den Philanthropen mit einem Paar Augen von ungeheurem Umfange anſtierte, und dieſelben dann plötzlich wieder in ihre vorherige funkelnde Zwinkerlichkeit zuſammenſchrumpfen ließ; und zu immer wachſendem Erſtaunen des Jünglings lachte er dabei aus vollem Halſe.

„Schaut,“ fuhr er dann fort, indem er ſein Hörrohr zeigte, „ſobald ich dies Dingelchen an mein Ohr halte, kann ich genau Alles vernehmen, was Leute hinter meinem Rücken von mir ſprechen.“ Er legte das Inſtrument an ſein Ohr. „So recht!“ ſagte er dann mit Grinſen; „ſchwatzt nur! verläumdet nur! läſtert nur! ich hör' Euch wohl; weiß wohl, daß ich nichts weniger als ein Muſter der Fürtrefflichkeit bin, doch kann ich unmöglich jemals ſo niederträchtig werden, wie meine lieben Freunde mich gern machen mögten.“ Indem er zu dem Philanthropen hinaufblinzelte, ſetzte er hinzu: „Ich ſeh's Euch an, Euch kitzelt's, mein Hörrohr zu verſuchen — nehmt's hin, Freund; fürchtet Euch nicht vor mir, ich beiß' Euch nicht.“

Er reichte das Hörrohr dem Jünglinge, der es ſofort an das eigene Ohr legte, und augenblicklich erblaßte.

„Nun, wie klingt's?“ fragte das verkörperte Organ.

„Iſt's möglich?“ ſtammelte der Philanthrop.

„Nun, Freund? was hört Ihr?“ fragte das Männchen im gelben, ſchwarzgefleckten Anzuge weiter?

Ich höre ein Dutzend Stimmen, die meinen Namen läſtern,“ antwortete der Gefragte.

„Hört die Stimmen einzeln heraus!“ ſagte das Organ der Neugier — „was vernehmt Ihr?“

„Heute früh half ich mit einer Summe Geldes einer armen Fiſcherwittwe; jetzt höre ich, wie ihre Muhmen und Baſen ſchreien, ich hätte es nur aus leichtfertiger Abſicht gethan.“

„Und die Wittwe glaubt ihnen? He?“ fragte der Ex-Impreſſar.

Sie glaubt, denn deutlich hör' ich ſie zimperlich ſagen: „Mein Herrgott, wer hätt's denken ſollen!“

Der Krummbeinige ſchlug abermals ein Gelächter auf, daß die Komödienzettel an den Wänden wie vor'm Winde flatterten. „Horcht nochmals hin, vielleicht klingt's diesmal erfreulicher,“ ſetzte er dann hinzu.

Mit wenn möglich von Grimm noch bleicherem Geſichte als zuvor rief der Jüngling: „Entſetzlich! mein Gärtner, den ich in Dienſt nahm, obſchon er Diebſtahls halber verklagt war, und deſſen Elend und Armuth mich zum Mitleiden bewogen, ſpricht mit ſeinem Weibe.“

„Und wie läßt er ſich vernehmen?“ fragte der Eigner des wunderſamen Hörrohres.

„Er nennt mich einen Narren, der ihn in Dienſt nahm, ohne daß er ein Zeugniß aufzuweiſen hatte; er ſchilt mich einen Schwindler, weil er mich nicht arbeiten, aber viel Geld, wie er ſagt, verthun ſieht, und meynt, ich würde bald ruinirt ſeyn; er aber würde bei Zeiten ſich nach etwas Anderem umſehen müſſen.“

Die kleine froſchartige Geſtalt wälzte ſich unter krampfhaftem Kichern auf dem Boden herum. An dem Ohre des Philanthropen lag wieder das Hörrohr.

„Was giebt's nun?“ fragte die Zwerggeſtalt.

„Eine Gesellschaft Freunde, denen ich in vergangener Woche ein glänzendes Mittagsmahl gab, beschwatzen meinen Hang zur Wohlthätigkeit —“

„Und was sagen sie?“

„Sie schreiben all mein Thun der Prahlerei zu; selbst meine Quartalbeiträge an die Stadtarmen-Anstalt entgehen ihrem Hohnspott nicht. ‚Er ist lobs...g,‘ sagt Einer, ‚ihn kitzelt's im Zeitungsartikel unter der Rubrik „Milde Zwecke“ seinen Namen als einen der Ersten aufgeführt zu sehen.‘“

„Uh! wie bitter ist's doch, bisweilen die Wahrheit zu hören,“ sagte der Kleine mit tiefheraufgeholtem Seufzer, und sperrte dabei von einem Ohre zum anderen seinen Mund auf, der flugs wieder seinen kleinen langrunden Umfang einnahm, als er einen Schielblick auf den gekränkten Philanthropen schoß. „Hört Ihr noch mehr?“ fragte er dann.

„Ich höre den Handwerker,“ war die Antwort, „den ich aus dem Gefängnisse befreiete, indem ich seine Schulden bezahlte. Er spricht mit seiner Tochter, einer hübschen Dirne, die mir heute früh ein Dankschreiben von ihm überbrachte — Er fragt das Mädchen wie ich mich gegen sie benahm —“

„Nun? und die Dirne?“ fragte der Zwerghafte.

„Sie antwortet: ‚Sehr freundlich, und wie sie meyne, habe ich ihr die Hand gedrückt, als ich bei ihrem Weggehen ihr ein Goldröllchen schenkte.‘“

„Und was sagt der Vater?“

„Pah! Unsinn! Kein Gedanke der Art!“ rief der Jüngling.

„Sagt das der Vater?“ fragte die froschartige Gestalt.

„Nein, nein, es war meine Antwort auf ſeine lächerliche Aeußerung —“

„Seine Tochter ſolle zuſehen wie ſie ihre Karten klüglich miſche, ſie könne dann noch mein Weib werden. Sicher, ſagt er, hätte ich ihm nur darum aus der Noth geholfen, weil —“

„Nun? weil?“

„Weil ich mich in ſeiner Tochter Reize vergaffte. Er räth ihr fleißig die Kirche zu beſuchen, immer ihr kleines Schweſterchen züchtiglich an der Hand mit hinzunehmen, ſo würde ſie bald ſehen, wie eines Sonntags Nachmittags ich ihr meinen Arm böte.“

„Schau't doch! ſchau't doch! was für eine Welt!“ ſtöhnte der Unförmliche.

Des jungen Mannes Antlitz erglühete jetzt von Zorn.

„Noch nicht genug?“ fragte das verkörperte Organ. „Wer ſpricht jetzt von Euch?“

„Der Jollenführer von der Haventreppe, dem ich mein Boot in Verwahrung gab; er ſitzt in der Schenke mit ſeinem Knechte bei der Bierkanne — ſie zechen — ſie ſprechen von mir — ſie läſtern — Verflucht!“ rief der Philanthrop und ſchleuderte das Hörrohr zu Boden, das in tauſend Stückchen zu zerſpringen ſchien, während das Gemach unter einem fürchterlichen Donnerſchlag erbebte. Den jungen Mann durchzuckte es wie von einem elektriſchen Stoße — beſinnunglos ſtürzte er nieder auf die Flur. Als er ſich erholte, belehrten die durch des Gemaches Fenſterladenritzen hereindringenden Lichtſtrahlen, daß es draußen Tag worden war. Voll Furcht und Erſtaunen raffte er ſich auf. Erinnerung an die Ergebniſſe der jüngſtvergangenen Nacht erwachten mit ihm; ängſtlich

ſuchte er des Zaubergemaches Ausgang; er fand ihn; durch dunkle Gänge im Flügelgebäude des Schauſpielhauſes gelangte er endlich an eine offne Thür. Es war die Thür der Wohnung des Hauspförtners, der hinausgegangen ſeyn mochte, um nach dem Wetter zu ſchauen. Unbemerkt von ihm entſchlüpfte der Philanthrop, rief in der nächſten Gaſſe einen Lohnkutſcher an, und lag zwei Stunden ſpäter in ſeinem Landhauſe auf ſeinem Bette — Entſetzliches Kopfweh plagte ihn, und ſein Herz hätte ihm von Ingrimm und Bekümmerniß ſpringen mögen.

* * *

Vierzig Jahre und darüber entſchwanden. Der junge Philanthrop in ſeiner köſtlichen Villa am Stromufer, und der alte Menſchenfeind in dem großen, altmodiſchen Hauſe in der Hauptſtadt waren — eine und dieſelbe Perſon, mit der das Alter und gereifte Weltkenntniß ihr ihnen obliegendes Werk vorgenommen hatten.

Die Ballnacht zu Riobamba.

Eine Novelle aus Neu-Granada.

„— — Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Wenn auch die Hoffnung ſchon den Ankergrund verliert,
Laßt dennoch veſt uns an dem Glauben halten:
'Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgeſtalten.'"

Wieland's „Oberon."

Der balsamische West eines immerwährenden Frühlings hauchte über das blüthenreiche Thal von Riobamba hin. Inmitten eines der höchsten Gebirgsknoten der neuen Welt erfreute es sich, in gleicher Höhenlage mit den Karpathen, des köstlichsten Klima's, und brachte, fast ohne Pflege, die ausgesuchtesten Früchte des südlichen und die Cerealien des mittleren Europa's hervor. Gleich dem glücklichen Thale des Prinzen Rasselas schien es fremd geblieben zu seyn allen Sorgen, allen Thorheiten, allen Lastern und Verbrechen der kultivirten Welt; und gleichwie zu jenem Thale war der Zugang zu demselben überaus schwierig.

Riobamba ist rings von den gewaltigen Berghöhen der Anden umgeben. Des Tschimborasso mit ewigem Schnee gekrönter Gipfel runzelt, einem Riesen gleich, die Stirn herab auf alle minder gigantischen Höhen. In der Majestät des Wüstseyns hat er den Orkanen von vierzig Jahrhunderten und allen Erdbeben Trotz geboten, durch welche rings um ihn her die Ebenen verheert wurden. Gleich einer betagten Spröden hat, inmitten sich bekämpfender Gluthen und bei vulkanischem Toben in seinem Innern, sein eisumgebener, unzugänglicher Krater, von jeher und immer, jegliches Menschen Annäherung von sich fern gehalten.

Hier auch findet sich der berühmte Vulkan Cotapaxi, der schönste von Gestalt, aber auch der verheerendste in seinen Ausbrüchen, die zu so regelmäßig eintretenden Zeitpunkten stattfinden, daß ihr Eintreffen sich fast berechnen läßt. Der blendend weiße Kegel des

Berges, der sich aus dem dunkeln Schooße prachtvoller Wälder, gleich einer Alabasterpyramide, auf einem Fußgestell aus Ebenholze erhebt, steigt zu einer Höhe von neunzehntausend Fuß empor, und wirft mit prismatischem Farbenspiele die senkrecht fallenden Strahlen der Sonne durch eine unbeschreiblich klare Atmosphäre zurück.

Seit mehreren Jahren war der Cotapari ruhig geblieben. Die rasenden Gluthen in seinem Eingeweide hatten kein Zeichen ihres Vorhandenseyns gegeben. Der schnelltreibende Pflanzenwuchs tropischer Zone verhehlte die Verwüstungen früherer Ausbrüche des schauerlichschönen Vulkans. Blumen und Schmarotzerpflanzen sproßten auf in Fülle aus den Ritzen der Lavadecke des Berges. Die ganze Oberfläche desselben athmete Friede und Heiterkeit, und die Bewohner des Thales von Riobamba gaben sich dem Traume vollkommener Sicherheit hin, während ihre Felder von Kornfrucht wogten, ihre Bäume sich unter der Last des Obstes beugten.

Der Gebieter in Riobamba, der Marques von Esmeraldos, war ein Nachkomme Pizarro's, des Bezwingers und Verwüsters von Peru, und stammte mütterlicherseits von Garcilasso de la Vega, einem Abkömmlinge der Inkas, der zugleich der Geschichtschreiber derselben war. So vereinigte Esmeraldos jedes Erbrecht in sich, das von den Spanisch-Peruanischen Creolen, oder von den eingebornen Indianern, Ehrfurcht heischen durfte. Der Marques war ausgezeichnet durch Geburt, allein nicht minder hochfahrend; denn sein Stolz quoll sowohl aus seinen Fehlern, als aus seinen Tugenden. Die engherzige Politik des spanischen Hofes schloß jeden Creolen, wie angesehen auch dessen Abkunft, von jeglicher Theilnahme an der Beherrschung der Colonieen aus. Es war dies das Loos der Nachkommen jener strafwürdigen Männer, die der Uebermacht ihres Mutterlandes einen Altar aufrichteten, auf welchem ein Brandopfer, aus unglücklichen Indianern aufgeschichtet, nach Wiedervergeltung und Rache schrie. Und wohl nimmer ward eine

ſchlagendere Verwirklichung der Drohung in den heiligen Geboten, nämlich der Worte kund gethan: „Die Sünden der Väter ſollen heimgeſucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“

Groß waren die Geiſtesfähigkeiten des Marques; aber ſie waren unausgebildet, ungeregelt, und zeigten gleichſam nur die Trümmer einer edlen Seele. Sein veſter Charakter würde, auf ruhmwürdige Gegenſtände gerichtet, ihn zur Zierde ſeines Landes gemacht haben; doch zurückgeſcheucht, ohne zu einer ihm entſprechenden Wirkſamkeit angewieſen zu ſeyn, verlieh ihm derſelbe eine krankhaft reizbare Gemüthsart, aus der mürriſches Weſen, eine gerunzelte Stirn und gebieteriſcher Redeton hervorgingen. Doch zeigte Esmeraldos, bei aller ſcheinbaren und wirklichen Härte des Gemüths, nicht ſelten verſöhnende, ja, edle Charakterzüge. Verdüſterten Stolz der Geburt und das Bewußtſeyn perſönlicher Ueberlegenheit ſeinen Umgang mit den peruaniſchen Vornehmen, ſo war er doch freigebig und gaſtlich gegen ſeine Untergebenen; dieſe verehrten ihn als einen ſorglichen Vater und ſegneten ihn als ihren liebreichen Wohlthäter. Gleich ſeinen altſpaniſchen Vorvätern war er mäßig in den Vergnügungen der Tafel. Aufgewachſen im Aberglauben des Pfaffenthums, waren ſeine Religionmeynungen unduldſam. Eingekerkert in Peru durch die engherzige Eiferſucht des Vicekönigs, und ausgeſchloſſen von der Geſellſchaft geiſtreicher Ausländer, hatte er kein Richtmaß, das er an ſich und ſeine Landsleute hätte legen mögen, und daher kamen denn oft ſeine bis zur Frömmelei ausartenden Vorurtheile. Er war warm in der Freundſchaft, unverſöhnlich aber auch als Feind.

Gleich ihrem Gemahle war die Marqueſa von edler Geburt, und gleich ihm nach Auszeichnung begierig. Zwar ſtand ſie ſchon auf jenem ſchmalen Lebensiſthmus, der den Sommer vollblühender Schönheit von dem Herbſtwetter des Matronenalters ſcheidet; doch hatte ſie noch nicht aufgehört, reizend zu erſcheinen. Gleich-

wie bei allen spanischen Creolinnen, war ihre Erziehung auf Oberflächliches beschränkt worden; doch wußte sie durch dieses Oberflächliche zu glänzen und einzunehmen. So war ihr Tanz eine redende Bewegung. Spielte sie die Guitarre, so hielt Bewunderung jedes Urtheil befangen. Schritt sie daher, so wußte sie ihrem Gange majestätische Anmuth zu verleihen. Sprach sie, so wurden Kraft und Wohlklang der hispanischen Redeweise in all ihrer Hoheit und Zartheit vernehmbar auf den Lippen der Marquesa, und blickte sie ernst oder scherzend in das Leben, so durchdrang der Ausdruck ihrer dunkelschwimmenden Augen alle Gemüther. Gleich einer Circe wußte sie zu bezaubern; allein auch gleich einer Circe war sie unreinen Geistern vertraut. Vergebens hätte der Forscher nach unzubezweifelnden Beweisen ihrer Treue als Ehegattin, ihrer Fürsorge als Hausfrau, ihrer zärtlichen Liebe als Mutter suchen müssen. Es wachsen keine duftigen Gartenblumen auf unfruchtbarer Haide!

Aber Heil über die liebliche Erbin des Hauses der Esmeraldos! Schlank wie ein junges Reh, dunkeläugig wie die Gazelle, zart wie die Antilope, schön wie eine kunstreich gemeißelte Bildsäule aus Alabaster, überaus lieblich in all ihren Bewegungen, und begabt mit einer Stimme, deren Töne stets in süßer Melodie erklangen, war Elena. Zur Zeit unserer Geschichte zählte sie siebenzehn Jahre. In einem Kloster erzogen, war sie sorgfältig in all den Kenntnissen unterrichtet worden, die ihrem hohen Range entsprechen konnten; und ihr Wissen erhöhete sich durch Anmuth und Bescheidenheit. Glücklicherweise war ihr Herz sorgfältig gebildet worden. Pater Isidor, der seit Jahren der Seelenhirt des Hauses der Esmeraldos war, ein edler Spanier, im Feldlager und am Hofe geprüft und erprobt befunden; der seine frühere Laufbahn nur verließ, um auf einer anderen, seinem Berufsgefühle nach, noch unendlich nützlicher zu werden, hatte das Kind und die Jungfrau be-

lehrt, unterrichtet, erzogen. Obgleich er eifriger Katholik war, so kannte seine Seele doch nichts von Frömmelei, und er lehrte seine Schülerin, daß Gehorsam besser sey, denn Opfer, und daß eine einzige Handlung ernster Selbstverläugnung um wahrer Tugend willen, von größerer Wirksamkeit sey, als jegliche Pilgerfahrt zu einer Wunderkapelle des Landes, oder als die reichste Bekleidung eines im Geruch besonderer Heiligkeit stehenden hochverehrten Muttergottesbildes.

Das Wohnhaus der Esmeraldos stand an dem Abhange des Cotapari. Gleich allen Häusern in Peru, ja, gleich allen Gebäuden im ganzen spanischen Amerika, war es nur niedrig. Die vorherrschende Gewalt der Erdbeben lehrte die ersten europäischen Ansiedler diese Vorsicht. Obwohl nun das Haus nur ein Stockwerk hatte, war es doch überaus geräumig und auf das glänzendste ausgeschmückt. Silber war das Metall, aus welchem alle die Geräthe geformt waren, die man in Europa aus Eisen, Stahl oder Kupfer zu verfertigen pflegt; so daß der Glanz fast überladen erschien. Der Geschmack überhaupt ist im spanischen Amerika eine exotische Pflanze; er gedeiht nur im Boden der Freiheit; er kränkelt und verdorrt unter dem ausmergelnden Hauche der Tyrannei. Die Aussicht, die von den Gartenterrassen des Hauses herab sich dem entzückten Auge darbot, kann in keiner Sprache beschrieben werden. Blumen, die unter unserem rastlos wechselvollen Himmelsstriche kaum in Treibhäusern gedeihen, wachsen dort wild und üppig; die Haine schmücken sich durch Vögel von dem buntesten Gefieder; ehrwürdige Bäume scheinen ihre blätterreichen Wipfel in den Himmelswolken verbergen zu wollen. Nichts fehlt in diesem Paradiese als — Sicherheit

Es war das Geburtfest der schönen Donna Elena. Der Stolz und die väterliche Liebe des Marques hatten die prächtigsten Zurüstungen zu einer glänzenden Feier des Tages gemacht. Peru's Adel erhöhete das Fest durch seine Anwesendheit. Manch reich gezäumtes Maul-

thier, das eine betagte Edeldame trug, ward gesehen, wie es die wirren und gefahrvollen Pfade hinabschritt, die zu dem Zauberthale von Riobamba leiteten; manch stattlicher Ritter zeigte seine männliche Wohlgestalt und vielgeübte Geschicklichkeit in Lenkung des stolzen Hengstes, während manche reizende Doña die Anmuth ihres Persönchens in einer wohlverhangenen Sänfte verbarg.

Versammelt ist jetzt der glänzende Kreis der Gäste, in welchem die schöne Elena der Magnet ist, von dem Alles angezogen wird. Die betagten Gäste des Marques empfangen von der lieblichen Königin des Festes jene Beweise ehrfurchtvoller und zarter Aufmerksamkeit, die, von einer jugendlichen, weiblichen Schönheit dargeboten, auch das welke Herz des Alters mit neuer Spannkraft beleben. Wo ist der Greis, der unempfänglich wäre für das Lächeln, das Grübchen wirft in die rosigen Wangen unschuldiger Jugend? Wo ist das erkältete Gemüth, das nicht aufathmet und erwärmt sich fühlt in seiner tiefsten Tiefe, wenn zarte Anmuth und liebevolle Aufmerksamkeit eines reizenden, jungen Mädchens ihm wirkliche Sorgen verscheucht, oder eingebildete Bekümmernisse wie Schatten verschwinden läßt? Und können dergleichen versteinte Wesen gefunden werden, so waren sie sicherlich nicht im Gesellschaftsaale des Marques von Esmeraldos zu finden. Inmitten der Besuchenden ihres Alters und Geschlechtes erschien Elena, dem wohlthätigen Monde gleich, in mildem Glanze. Indem sie ihre Ueberlegenheit durch jene Schüchternheit verschleierte, welche einer Silberwolke gleicht, die an der Scheibe der Sommersonne vorüberzieht und den blendenden Glanz des Gestirnes mildert, entwaffnete sie durch ihre Huld jedes Gefühl der Mißgunst; und die böse Schlange, Neid genannt, schlief in allen ihren Windungen, wo die reizende Tochter der Esmeraldos sich zeigte. — Wohin Elena schritt, folgte ihr ein Schwarm artiger, junger Herren, ein Lächeln von ihren Lippen zu erhaschen. Die Süßlinge verschwendeten die Honigworte des Hof-

tons an das Mädchen; Elena hörte die Schwatzenden mit Artigkeit an, aber ihr Herz blieb theilnahmlos; denn — Ein Gaſt fehlte noch!

Endlich ſieht man aus einem Nadelholzdickig einen Reiter daher traben. Ein edles andaluſiſches Roß trägt ihn. Sein reicher Anzug bezeichnet ſeinen Rang und zeugt zugleich von dem Geſchmacke deſſen, der ſich in demſelben darſtellt; allein, ſo wie der Mann ſelbſt ſich kundgiebt, vergeßt Ihr über ihn jene Außendinge. Seine majeſtätiſche Miene, ſein funkelndes Auge, ſeine rabenſchwarzen Locken, die Würde und Anmuth in ſeinem ganzen Weſen, geben einen Liebling der gütigen Mutter Natur in ihm kund. Ihr vernehmet ſodann zugleich, daß es der edle Graf von Tabarda iſt.

Eine Röthe fliegt über Elenens Wangen, als der Jüngling eintritt: die Gluth zärtlichen Erkennens! Der Graf hatte dem Mädchen keine Erklärung ſeiner Gefühle gegeben, nur Blicke waren gewechſelt, Seufzer herüber und hinüber geſendet worden; leiſer Druck der Hand war in die Herzen gedrungen — der Liebe heiliges Gefühl iſt keiner Mißdutung fähig; Elena und der Graf wußten das, ohne es ſich einander jemals in Worten geſagt zu haben.

Eingenommen worden iſt das Mahl, zu welchem Erde, Luft und Gewäſſer aus jeder Gegend der bewohnten Welt her das Erforderliche hatten liefern müſſen. Die Confectbäcker Quito's haben ihre Kunſt dazu erſchöpft; ſprudelnde Weine, kredenzt in goldenen, ſmaragdumfaßten Bechern, haben den Frohſinn der Gäſte erhöht; doch eben der gewohnten Mäßigkeit des Spaniers wegen, mit nichten die Munterkeit erſchlafft. Ein willkommener Aufruf ſchallt durch den Saal. Prächtige, kriſtallene Armleuchter verſenden den Lichtglanz von tauſend Wachskerzen. Ottomanen aus gediegenem Silber, mit Atlaßgewebe überzogen, laden den Bequemen zur Ruhe ein. Rings verherrlichen Jugend und Schönheit die Scene. Rauſchende Muſik erklingt. Die regelmäßigen Körper-

formen der creolischen Damen zeigen sich in Umrissen von unwiderstehlicher Anmuth. Der hochwallende, blendendweiße Busen wird kaum von dem demantgeschmückten Mieder in Fesseln gehalten. In reizenden Stellungen bietet sich die vollendete Schönheit des weiblichen Körpers dar. Im Norden von Europa ist der Tanz nichts als eine Fertigkeit, in Spanien und den Ländern, die jemals spanische Colonieen waren, ist er der Ausdruck der höchsten Leidenschaft.

Nach Endigung eines Nationaltanzes, in welchem sich Beide die Bewunderung der zuschauenden Gesellschaft errungen hatten, standen Elena und der Graf von Tabarda an einem Fensterspiegel.

„Schöne Elena," nahm Tabarda das Wort. „Ich kann nur halb ausdrücken, was ich fühle. Zu sagen, daß ich Theil nehme an der Freude, die Peru am Jahrstage der schönsten Zierde des Landes empfindet, würde nichts Anderes heißen, als zugeben, daß ich, wie alle Uebrigen, Geist genug besitze, das Würdige zu schätzen, und Augen genug habe, um unvergleichliche Schönheit wahrzunehmen. Doch mein Herz spricht unendlich mehr; es sagt, daß, wie schön auch das Kästchen sey, der Edelstein in ihm doch allen Werth überbietet; daß zauberischer Körperreiz und hinreißendes Aeußeres das Geringste des Eigenthumes Elenens sind, daß Elenens Seelenadel, ihre Herzensgüte, ihr sanftes Gemüth Reize sind, die allen Verwüstungen der Zeit Trotz bieten, und so in der Jugend, wie im Alter, den Mann unaussprechlich beglücken werden, den Elena würdigt, ihn den ihrigen zu nennen. O, theuerste Elena! Seit wie lange schon trag' ich glühend und tieffühlend die Empfindung dieser entzückenden Wahrheit in mir! Mein Lebensglück hängt von Elenens Entscheidung ab. Was sind mir Ehrenstellen und Reichthümer, wenn ich sie nicht mit dem Wesen theilen kann, daß ich über allen Ausdruck verehre und liebe?" —

Während der Graf sich also dem Feuer seiner Rede hingab, überflog zarte Verwirrung das Angesicht Elenens, und das Zittern ihrer Hand, die Tabarda in die seinige genommen hatte, verrieth nur allzusehr, daß er sich keine theilnahmlose Zuhörerin erwählt hatte. Allein ehe das Mädchen noch eine Sylbe zu erwiedern vermochte, heulte unterirdisches, dumpfes Getös ein niegefühltes Entsetzen in Elenens Herz. Anfangs erscholl es wie das Rollen fernen Donners, dann steigerte es sich nur allzubald zu dem fürchterlichen Krachen eines unter ihren Füßen entladeten Artillerieparks. Das Gekreisch des Hausgeflügels, das Gebrüll und Geblök der Heerden, der Vögel blindes Geflatter gegen Wände und Mauern, der Schrecken, der die gesammte Natur ergriff, weissagten mit einander eine jener fürchterlichen Erderschütterungen, von denen die neue Welt so oft und so schauerlich heimgesucht wird. Der Himmel, dessen unvergleichlich lichtes Blau den ganzen Tag gelächelt hatte, überzog sich urplötzlich mit undurchdringlichem, schwarzen Wolkenschleier, und der Vollmond wies seine Silberscheibe völlig verdunkelt.

Wohin nun mit dir, du fröhliches Gedränge? Wo erklingst du nun, du Lustruf geselliger Freude? Wohin verhallt ihr nun, ihr Worte unserer müssigen Unterhaltung in den Stunden des Scherzes und der Erholung? Ach! Entsetzliche Verwirrung ist an die Stelle des Jubels getreten; unsägliche Gefahr bannt weit von hinnen Alles, was Ueppigkeit, Fröhlichkeit, Spiel und Scherz heißen mag; Aller Gesichter sind blaß, Aller Herzen erstarrt von banger Erwartung; Aller Knie beugt sich vor dem ehrfurchtheischenden Wesen, das die Berge wägt auf der Wage der ewigen Gerechtigkeit und sie nach Gefallen umzuwälzen scheint, während doch Weisheit allein die Hand ist, mit welcher es die Veste des Himmels berührt. Da donnert's, da kracht's, da stoßt's! Die Mauern des Hauses zerspalten sich; die Erde bebt und schwankt, wie in sieberischen Zuckungen, und herab von den kalkweißen Höhen des Cotapari

stürzen ungeheure Felsblöcke hinab in die Tiefe. Eine furchtbare Windsbraut entwurzelt die Fichten des Waldes. Aller Augen wenden sich hinan zu dem Berggipfel. Eine dicke Rauchsäule, von flammendem Roth umzingelt und umschlungen, erhebt sich aus dem schauerlichen Schlunde, dessen Rand noch keines Menschen Fuß betrat. Wie gähnend der weite Krater sich auch öffne, doch scheint er nicht Raumes genug für die herausquellende Rauch- und Gluthenmasse darzubieten. Das Aechzen und Stöhnen des Berges erdröhnt weit hin zu einer Entfernung von vielen Meilen, und das Getös, das er verursacht, ist, verglichen mit dem Geschützesdonner, den tausend Kriegsheere erklünsteln, das Gebrüll eines Riesen gegen das Wimmern eines neugebornen Kindes. Der Cotapari erbebt in seinen innersten Tiefen. Das porphyrartige Gestein, das die Gluthen in unsichtbarem Schooße birgt, scheint dem gewaltig aufgeregten Elemente nicht mehr Damm seyn zu können. Der Berg will bersten; nur der Ausfluß des glühenden Lavastroms kann solch ein Unheil von ihm abwenden, und heraus und herab an des Berges riesigem Rücken quillen die entsetzlichen Gluthen. Der ungeheure Flammenwirbel, der aus dem Krater in die Lüfte steigt, und vielleicht im Mittelpunkte der Erde seinen glühenden Urquell hat, zeigt sich jetzt als Ueberwinder jeglichen Hindernisses. Er erleuchtet ferngelegene Provinzen mit seinem schauerlichen Glanze. Die eisigen Gipfel Tschimborasso's und Antisana's erglänzen im Widerscheine. Sie erscheinen wie demantene Pyramiden. Die Seiten des Kegels vom Cotapari sind mit dem Schnee bedeckt, der sich seit drei Jahrzehenden darauf häufte. Die innere Hitze beginnt das Gestein des Berges zu verglasen. Endlich enthüllt sich der nackte Gipfel des Cotapari, und diejenigen, die den ungeheuern Rauchfang erblickten, wie er gleich Eisen im Glühofen sich röthete, werden schwerlich die Erinerung an ein Schauspiel verlieren, das Alles was erhaben genannt werden mag, mit dem, was als fürchterlich erkannt werden muß, vereinigte.

Während dieſer ſchauerlichen Naturerſcheinung war Elena in Ohnmacht geſunken, und der Graf hatte ſie auf ſeinen Armen in den Garten getragen. Elena erholt ſich; doch nur um namenloſes Elend und mit Recht vorgeahntes Verderben zu ſchauen. Das Haus der Esmeraldos iſt verwüſtet. Der Adel und die Bauern, die Reichen mit den Armen ſind auf der Terraſſe verſammelt. Die Erde wankt unter den Füßen der Erſchreckten. Ein unaufhörlicher Aſchenhaufen droht ſie Alle zu begraben. Schwefeldunſt erſtickt faſt den Athem. Neuer Schrecken geſellt ſich zu ſchon herrſchendem Entſetzen; das Brauſen herabſtürzender Fluthen wird aus der Höhe vernehmbar. Der Cotapaxi ſcheint ſich in Waſſerſtröme aufzulöſen. Bäume und Steinklumpen ſtürzen wie Halme und Sandkörner vor dem Orkan, von Klippe zu Klippe herab brauſet der Katarakt, er erreicht die Ländereien des Marques; Verwüſtung heißt ſein ſchauerliches Gefolge, denn Vergeſſenheit alles deſſen was menſchlicher Fleiß und menſchliche Geſchicklichkeit aufrichteten, wird das Denkmal ſeines verderbenbringenden Laufes.

Mit Hülfe des Grafen ſtrebt der Marques die einzige, zärtlichgeliebte Tochter dem Tode in Fluthen zu entreißen. Wie in Verzweiflung klammert die Marquesa ſich an ihren Gatten; da treffen ein die Schauerboten des Verhängniſſes — der mächtige Bergſtrom, erzeugt aus den plötzlich geſchmolzenen Schneemaſſen, überſpringt alle Gränzen, alle Dämme. Die unglücklichen Aeltern werden hinweggeriſſen aus der Nähe ihres theuren Kindes. Ein ſchwachbervorgequältes Aechzen kündet ihren Todeskampf an. Wenige Minuten Zeit fliegen über die Erde, und kein lebendes Weſen iſt rings mehr zu ſehen. Die Trümmer des prächtigen Gebäudes ſchwimmen wie Korkſchnittchen auf der unabſehbaren Fluth. Menſchen, Thiere, Bäume, Häuſer, und Hecken — Nichts von dem Allen bietet ſich dem Auge mehr dar. Die grimme Ruhe des Todes hat ſich ihr Bett auf eben der Stelle gewählt, wo vor wenigen Stunden die Klänge der Freude erſchel-

len, wo jugendliches Leben ſich ſeines Daſeyns ergötzte — Riobamba iſt ein ungeheurer See geworden!

Und wo iſt Elena? und wo iſt der Graf? Wo iſt das liebende Paar? Mitverſunken in den nimmerſatten Schlund des Allverzehrers Tod? O nein! In dem Augenblicke, in welchem die Verwüſtung allgemein zu werden ſchien, wogte ein entwurzelter Baum bei dem abgeſonderten Liebespaare vorüber. Mit aller Kraft, die Schrecken, Angſt und Beſorgniß für den geliebten Gegenſtand ihm noch übrig gelaſſen hatten, umfing der Graf die beſinnungloſe Elena, und ſchwang ſich mit ihr auf den ſich hinflößenden Stamm. Pfeilſchnell wurden anfangs die Schwimmenden hinabgetrieben, bis allmälig die Strömung ſich ſänftigte, und ſie eine Berghöhe erreichten, die ihnen Sicherheit gewährte.

Aber, o! welch ein Schauſpiel des Grauſens für die erwachende Erbin der Esmeraldos! Ihr Vater, ihre Mutter verſenkt in ein ſchauerliches Wogengrab! Ihre Beſitzungen verwüſtet! Ihre Geſpielinnen alle des Todes Beute! rings umher eine brauſende Waſſerfluth! über ihr eine Atmoſphäre voll Gluth, Rauch und Aſchenregen!

Und war Elena verlaſſen in dieſer unſäglichen Bedrängniß? Sie war es nicht; denn der Vater der Liebe droben, hoch über dem qualmenden, flammenden Vulkan, war ihr Beſchirmer; der Mann ihrer Liebe ihr Tröſter! Dem edlen Grafen war die zarte, züchtige, liebevolle Elena durch das Unglück das ſie erlitt nur um ſo theurer geworden. An ſeinem treuliebenden Herzen genas das Mädchen des unausſprechlichen Kummers, der ſich auf ſie geſenkt hatte, und leuchtend ſtand im Widerſcheine des brennenden Kraters und der roth erglühenden Spiegelfluth vor Elenens Seele die unleugbare Wahrheit, daß die Hand der Liebe ſiegend emporhebt über alle Schreckniſſe und Kümmerniſſe des vielbewegten Erdenlebens.

Unſer Fortſchritt.

Ein Gedichtchen zu Neujahr.

„Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt Du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes Dich an.
„Friedr. v. Schiller."

Fortſchritt — wohl iſt er zu loben
Aller Orten, jederzeit,
Stellt er dar ſich ſonder Toben,
Prahlſucht und Parteilichkeit.

Fortſchritt — ſey es ihm Parole:
„Weiter ſtets durch Nacht zum Licht!“
Doch nicht ſey er Capriole,
Die den Hals des Reiters bricht.

Fortſchritt in der Staatsverfaſſung,
Fortſchritt auch im Bürgerthum;
Aber ſonder Lichtverblaſſung,
Sonder Schmach für Ahnenruhm.

Fortſchritt in der Kirche Satzung,
Fortſchritt ſelbſt im Bibelwort;
Aber ſonder Sectenatzung —
Kirchen ſind kein Wettſtreitsort.

Fortſchritt heiße „Ronge,“ „Luther,“
Oder wie er heißen will;
Ward nicht Menſchenlieb' ihm Mutter,
Schickt Mephiſto ihn April.

Fortſchritt gelt' auf Eiſenbahnen;
Flügel ihm in's Rad geſpeicht!
Doch daß Jagd der Karawanen
Nicht durch's Feld des Ack'rers ſtreicht.

Fortſchritt gelt' in allem Dampfe,
Der ſich nicht zu Dunſt verdickt,
So daß „Induſtrie im Kampfe“
Nicht „die Induſtrie“ — erſtickt.

Fortſchritt auch im Telegraphen!
Elektromagnetiſirt,
So, daß aus Geheim-Paraphen
Völkerwohlfahrt ſich gebiert.

Fortſchritt ſey zu Meer und Lande,
Selbſt in Lüften, wenn's bekleibt;
Aber ſo, daß jedem Stande
Das, deß er bedarf, verbleibt.

Fortſchritt finde ſeine Deutung
Durch ſich ſelbſt, nicht durch Geſchrei!
Nicht durch Prunkwort neu'ſter Zeitung
Wird Erleg'nes zweifelfrei.

Fortſchritt ſey nicht Controverſe,
Mache nicht Geſundes krank —
Im Gemeinſinn Eine Börſe,
Ein Commercium, Eine Bank!

Fortſchritt im Geſchäftsverkehre
Sey nicht Schraube dem Discont!
Unbewährte Fernſcheinlehre
Trübt den Handelshorizont.

Fortſchritt ſey in Wiſſenſchaften
Auf der Bahn der Gründlichkeit!
Wo Prämiſſe nicht will haften,
Mache Logik ſich nicht breit.

Fortſchritt in den Künſten allen,
Fortſchritt in der Künſtler Kreis!
Doch wo Alles ſoll gefallen,
Man von Kunſt wohl wenig weiß.

Fortſchritt wolle nimmer bublen
Um der Großen kleinlich Loos;
Für die Kleinen in den Schulen
Aber werd' er wahrhaft groß!

Fortſchritt erſt in jedem Einen,
Fortſchritt von der Schule her!
Leicht iſt's Prahlen, — leicht iſt's Meynen, —
Mit dem Wiſſen hält's oft ſchwer.

Fortſchritt erſt in jedem Buſen,
Fortſchritt dann — „mit aller Mann!“
Gott Merkur und die neun Muſen
Halten gleichen Schritt alsdann.

Fortſchritt erſt im eig'nen Hauſe;
Erſt vor eig'ner Thür gekehrt,
Und alsdann von Nachbars Klauſe
Fortſchritt's Hemmung abgewehrt!

Fortſchritt durch die Macht der Wahrheit
Und durch Glauben und Vernunft;
Blendglanz gelte nie für Klarheit,
Kein Conclav ſey Frömmlerzunft!

Fortſchritt ſey kein Niedertreten,
Sey kein Mörder der Geduld;
Denn er kann dann nimmer beten:
„Herr, vergieb uns unſ're Schuld!“

Fortſchritt äuß're ſich in Liebe,
Nur in Lieb' allüberall;
Thut er's nicht, iſt ſein Getriebe
Eitel Spreu und leerer Schall.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite.
Wie ſie waren — wie ſie wurden. Eine Erzählung aus dem achtzehnten Jahrhundert	3.
Der eiſerne Ring. Eine mährchenhafte Geſchichte	73.
Wilde Ehe. Ein Geſchichtchen aus dem Volke	139.
Amba, die Hexentochter, oder: Der Treue Lohn. Eine afrikaniſche Novelle	153.
Philanthrop und Miſanthrop	191.
Die Ballnacht zu Riobamba. Eine Novelle aus Neu-Granada	209.
Unſer Fortſchritt. Ein Gedichtchen zu Neujahr	225.

Norddeutſches

Archiv

für

kleine Romane, Erzählungen, Novellen,
Mährchen, Skizzen, Schauſpiele, Gedichte &c.

Eine Monatsſchrift

für gebildete Leſer.

Herausgegeben

von

Georg Nicolaus Bärmann, Dr.

Vierter Band.

(Januar, Februar und März 1846.)

„Kannſt Du nicht Allen gefallen durch Deine That und Dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen iſt ſchlimm."
Friedrich v. Schiller.

Hamburg.
Auf Koſten des Herausgebers.
Als Manuſcript für Freunde gedruckt.

Druck von A. F. Thiele.

Fata Morgana,

oder:

Dichters Apotheoſe.

Ein Zauberſpiel.

„Es ſoll der Sänger mit dem König gehen;
Denn Beide wohnen auf der Menſchheit Höhen.“
F. v. Schiller.

Perſonen.

Fata (Fee) Morgana, die Königin der Täuſchungen.
Fee Alcina, deren Schweſter.
Clotaldo, der Troubadeur.
Dioniſio, Herzog von Palermo.
Prinzeſſin Margarita, deſſen Tochter.
Alonzo, Graf zu Syrakus.
Lotario, Hofmann in deſſen Gefolge.
Arlechino, Intendant der Kunſt-Inſtitute zu Palermo.
Pierrot, Präſident der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften daſelbſt.
Bartolomeo, Korallenfiſcher.
Olivia, deſſen Frau.
Drei gewappnete Männer.
Feen, Sylphen, Hofleute, Fiſcher, Fiſcherinnen, Kriegsknechte und **Volk.**

(Die Handlung ereignet ſich auf Sicilien, im J. 980 n. Chr. Geb.)

Erſte Abtheilung.

(Fiſcherdorf. Im Hintergrunde das Meer mit weitem Horizont. Zur Seite vorn Bartolomeo's Hütte.)

Erſte Scene.

(Ungewitter. Fiſcherinnen blicken angſtvoll über den Strand hinaus; hinter ihnen, dem Vordergrunde näher, Olivia und Clotalde.)

Chor der Fiſcherinnen.

*) ſ: Blitze zucken, Donner rollen,
Stürme grollen,
Nebel ruh't auf Land und Meer
Weit umher,
Und auf falſchem Oceane,
Bei'm Orkane,
Muß der arme Fiſcher ſchiffen,
Wo ihn an Korallenriffen
Die Gefahr bedroh't ſo ſchwer —
O, ſo ſchwer! :ſ

(Gegen den Schluß des Chorgeſanges legt ſich das Ungewitter; der Himmel heitert ſich allmälig.)

---

*) Durch die Zeichen ſ: und :ſ Eingeſchloſſenes wird geſungen. Stellen zwiſchen den Zeichen) und (werden unter Muſikbegleitung recitirt. Was zwiſchen den Zeichen * und † ſteht, kann bei der Darſtellung allenfalls weggelaſſen werden.

Einige Chorſtimmen.

Jetzt fühlt der Sturm die Schwingen ſich gebunden,
Des Donners Brüllen ſchweigt,
Der Himmel hell ſich wieder zeigt —

Der ganze Chor.

Heil uns! die Gefahr iſt verſchwunden.

(Hoch über dem hellen Horizont erſcheint plötzlich die Luftperſpective einer groſſen Stadt.)

Eine der Chorſtimmen (erſchreckt).

Fata Morgana!

Eine zweite (eben ſo, geſteigert).

Fata Morgana!

Eine dritte (eben ſo, noch mehr geſteigert).

Fata Morgana!

Ganzer Chor (mit Entſetzen).

Fata Morgana!
Am Himmel leuchtet ihr Schein,
Mit neuem Weh' uns zu dräu'n.
(Knieend) Dir, die Du hemmeſt des Zaubers Gewalt,
Dir unſer Fleh'n, Madonna, ſchallt!
Hör' uns, erbarme Dich unſerer Noth.
Feſſ'le, feſſ'le den tückiſchen Tod! :‖

(Sie ſtehen auf.)

Olivia.

Wehe! Wehe! Fata Morgana bau't ihr Luftſchloß.
Was für eine Stadt zeigt ſie uns dort?

Elotaldo

(der ſchweigend die Lu[illegible]trachtet).

Palermo.

Mehrere Fiſcherinnen.

Ja, ja; Palermo.

Olivia.

Palermo wär's? das weiter als zwanzig Miglien von hier liegt?

Clotaldo.

Für Morgana eine nur geringe Entfernung.

Olivia.

Wahr! zeigte sie uns doch schon die Küste von Afrika —

Clotaldo.

Und Städte, die so weit von hier sind daß Keiner sie je betrat, Keiner sie zu nennen wußte!

Olivia.

Unglückselige Fischer, denen diese neue Gefahr droht! Wehe, wenn dies Blendwerk sie trügt, daß sie falschen Strich steuern, und ihr Leben an den gefährlichen Korallenrissen lassen müssen!

Clotaldo.

Liebe Mutter, hier auf Sicilien zeigen sich solche Luftgebilde so häufig, daß unsere Fischer sich wohl nicht durch sie täuschen lassen.

Olivia.

O, der bösen Fee, die ihre Freude daran hat, arme Menschen in's Unglück zu stürzen!

Clotaldo.

Nicht doch, Mutter; sie ist nicht böse, will vielmehr * die Menschen † durch den Luftschein erfreuen, den sie vor sterblichen Augen aufsteigen läßt.

Olivia.

Du hast gut schwatzen, der Du behaglich am sicheren Strande stehst und den Zorn drs Himmels angaffst, während Dein armer Vater sich ihm aussetzen muß, * um vielleicht dadurch den Tod in den Wellen zu finden. †

Clotaldo.

Schilt nicht, Mutter. Nicht Alle können Alles, denn die Gottheit theilt ihre Gaben verschiedentlich aus; mich aber hat sie nicht zum Korallenfischen bestimmt.

Olivia.

Seh' mir Einer! Hat sie Dich etwa dazu bestimmt, Dich Deines Vaters redlichen Gewerbes zu schämen?

Clotaldo (wie vor sich hin).

Nicht fisch' ich je aus Meeres Grund
Die schimmernde Koralle;
Nicht hol' ich je aus Berges Schlund
Mir funkelnde Krystalle;
* Nicht meine ungewöhnte Hand
Wird je Demanten schleifen;
Nie werd' ich zu entferntem Land
Auf einem Frachtschiff schweifen; †
Von mir wird nimmer Schwert und Schild,
Noch Hack' und Karst geschwungen,
Doch schau't mein Geistesaug' ein Bild,
Das mir das Herz durchdrungen.
Wie dort Morgana's Luftpalast
Leicht mag in Wolken schweben,
So nur wird von mir aufgefaßt
Des Erdbewohners Leben:
Nicht vest stellt sich sein Inhalt da
Wo Sol und Luna thronen;
Denn eig'ne Schwere zieht es ja
Zu tiefern Regionen!
Dort zeigt's im Bild sich klar und ganz
Wo leicht die Wolken bauen —
Mißgönnt mir nicht den Zauberglanz,
Den meine Blicke schauen.

Olivia.

Bilder, und nichts als Bilder! Nur einfältige Kinder können ſich daran ergötzen. Erwachſenen und Verſtändigen ſind die Dinge wichtiger als deren Abbild. Was iſt ein Bild? Ein Betrug! und was iſt Morgana's Luftſchein? Ebenfalls Betrug! Du aber biſt und bleibſt ein Kopfhänger, der den Schein für Wirklichkeit hält. Das kommt davon daß Du, anſtatt der Handthierung Deines Vaters nachzugehen, an den Hof des Grafen von Toulouſe zogſt und Troubadour wardſt. Was nützt es Dir? Eines armen Korallenfiſchers Sohn ein Troubadour! Das liegt außerhalb der Ordnung der Dinge, und kann zu nichts führen.

Clotaldo.

Ich folgte meinem Berufe, folgt' einem unwiderſtehlichen Antriebe —

Olivia.

Ja, ja, ſo heißt's immer bei denen die Albernes treiben. Dir wird der Ausgang Deinen Irrthum ſchon klarmachen! (Sie geht in den Hintergrund.)

Clotaldo (für ſich).

O ſchön Gebild Du, hoch an Himmels Wölbung,
Wie zaub'riſch ſtrahlſt Du mir in Aug' und Herz!
Palermo ſeh' ich — Stadt in der ſie wohnt,
Den Herzogsthron mit ihrem Vater theilt —
O Margarita! Perle Du der Schönen!
Du, die als flücht'ges Luftbild mir erſchienen
In der Provence blüthenduft'gem Thal —
Wo Du nicht weilſt, mag mir der Wald nicht grünen,
Mit Dir nur kommt mir Sanges Nachtigal!
Nicht durft' ich Rede je zu Dir erheben;
Geſang nur durfte meiner Lipp' entſchweben.

(Leiſer, unter recitativiſcher Harfenbegleitung.)

Erklinget, Harfentöne!
Nah' iſt Frühſommerszeit,
Und ſchmückt mit Blüthenſchöne
Der Fluren grünend Kleid.
Der Schönſten unter Schönen,
Der holdſten Blüthe hier,
Soll Hochgeſang ertönen —
Dir, Margarita, Dir!

Chor der Fiſcher (hinter der Scene).

Der Sturm verſchwand,
Und Keiner fand
Den Tod auf Meereswogen.

Olivia und die Fiſcherinnen.

Da iſt er! Da ſind ſie! (Sie eilen nach der Seite ab, von wannen der Geſang kam. Clotaldo folgt ihnen.)

Chor der Fiſcher (hinter der Scene).

Der Luftſchein hat
Auf unſerm Pfad
Uns diesmal nicht betrogen.

Zweite Scene.

(Bartolomeo und mehrere Fiſcher, von Olivia und den anderen Fiſcherinnen geführt, treten auf; mit ihnen Clotaldo.)

Singet zu Madonna's Ehren!
Trotz Morgana's Blendwerk kehren
Zu den { Ihr'gen / Unſern } { ſie / wir } zurück,
Reich an Beut' und gutem Glück!

(Die Fiſcher und Fiſcherinnen Arm in Arm zu verſchiedenen Seiten ab. — Während des Chorgeſanges beginnt der Luftſchein zu verſchwinden, ſo daß er im Verlaufe der folgenden Scene nicht mehr ſichtbar iſt.)

Dritte Scene.

Bartolomeo. Clotaldo. Olivia.

Bartolomeo.

Da habt Ihr mich wieder. Für diesmal ging's gut; weder Stürme noch Morgana's trügerische Meeresstille haben mir ein Leid zugefügt.

Olivia.

Dem Himmel sei Dank! Auch haben wir andächtig zur Madonna gebetet.

Bartolomeo.

Wohlgethan! es hat geholfen. — Aber was ist Dir, Clotaldo? so niedergeschlagen?

Clotaldo.

Ich bin's — bin mißmuthig.

Bartolomeo.

Worüber?

Clotaldo.

Ueber mich selbst. Die Mutter schalt mich, und sie hatte Recht —

Olivia.

Ich schalt ihn nicht; ich warf ihm nur seine unthätige Lebensweise vor.

Clotaldo.

Und mit Grund. Ich schäme mich daß ich keinen entscheidenden Vorsatz fassen kann. Ihr, mein Vater, müdet Euch ab, und setzt Euch unsäglichen Gefahren aus, um unsern Unterhalt herbeizuschaffen; ich aber lege die Hände in den Schooß, lebe in meinen stillen Träumen, und habe bis jetzt in der Welt meinen Platz nicht finden können.

Bartolomeo.

Du wirſt ihn finden, Clotaldo. Giebt's doch auf Erden der Wege ſo viele die zum Glücke führen! Vielleicht machſt Du das Deinige am Hofe.

Clotaldo.

Am Hofe?

Bartolomeo.

Nun ja doch! Biſt Du nicht Troubadour worden? Ein Troubadour aber ſteht zunächſt dem Adelsmann, und wenn Dir Deine kleine goldverzierte Harfe auf dem Rücken hängt, ſiehſt Du ſchier adelig aus, ſo daß Dir nichts mangelt, als das Ritterſchwert.

Olivia.

Das iſt wahr! Mit ſeiner Harfe ſieht der Junge allerliebſt aus.

Clotaldo (lächelnd).

Aber das mangelnde Ritterſchwert? woher das nehmen?

Bartolomeo.

Hm! wer weiß! Hab' ich doch einen Plan, der wohl unſer Aller Glück machen kann —

Clotaldo.

Unſer Aller? Welchen Plan?

Olivia.

Laß hören!

Bartolomeo.

(verſtohlen aus ſeinem Gewand einen Beutel hervorziehend, den er gleich wieder verbirgt.)

Ich that heut einen ſo ſeltenen Fang, als ob das Meer ihn ausſchließlich mir zugedacht hätte. Die reichſten, ſchönſten Korallen fiſcht' ich, welche jemals an unſerer Küſte gewonnen worden ſind. Von wie großem

Werthe ſie aber auch ſeyn mögen, will ich ſie doch nicht verkaufen; will ſie Euch auch erſt in der Hütte zeigen, denn hier könnte ein Nachbar meinen Schatz ſehen und neidiſch werden —

Olivia.

Und was haſt Du mit den Korallen im Sinne?

Bartolomeo.

Einfaches. Wir ordnen ſie in ein ſchmuckes Käſtchen aus Palmenholz, und Clotaldo geht damit nach Palermo —

Clotaldo.

Nach Palermo?

Bartolomeo.

Geradezu in den herzoglichen Palaſt —

Olivia.

In den Palaſt —?

Bartolomeo.

Wo er ohne Weiteres begehrt, vor die Prinzeß geführt zu werden.

Clotaldo.

Vor die Prinzeßin?

Bartolomeo.

Iſt das etwas Außerordentliches? Du kennſt ſie ja von Toulouſe her, wo ſie mit ihrem Vater zum Beſuche war, als Du Dich am Hofe des Grafen Raimund aufhielteſt.

Clotaldo.

Ach, mein Vater! ich kenne ſie nicht; oder, richtiger geſagt, die Prinzeßin kennt mich nicht. Freilich ſah ich ſie an des Grafen Hofe, bewunderte auch ihre Schönheit, wagte ſogar ſie zu beſingen; aber geſprochen — geſprochen hab' ich mit ihr kein Wort. Unbeachtet ſtand ich hinter dem bunten Schwarme der Ritter und

Nobili, von denen ſie umgeben war. Wie hätt' ich auch in meiner niederen Stellung mich vermeſſen mögen, jener glänzenden Umgebung mich vorzudrängen! Nur als aller Sänger Harfen zu Margarita's Preiſe erklangen, wagt' ich, meine Töne in den Chor allgemeiner Bewunderung einſtimmen zu laſſen.

Bartolomeo.

Deſto beſſer, ſo magſt Du die Prinzeß daran erinnern.

Olivia.

Ja, ja, Clotaldo; Dein Vater hat Recht, ſein Plan iſt herrlich! Denn nicht wahr, ich habe richtig errathen, daß die Korallen ein Geſchenk für die Prinzeß — —

Bartolomeo.

Nicht anders, ein Brautgeſchenk —

Clotaldo.

Brautgeſchenk?

Bartolomeo.

Zu ihrer Vermählung mit dem Grafen Alonzo —

Clotaldo.

Dem Grafen von Syrakus? Unmöglich, Vater! Wie könnt' ein Vaſall des Herzogs von Palermo ſich mit der Tochter ſeines Lehnsherrn —

Bartolomeo.

Graf Alonzo iſt kein Vaſall, ſondern ein ſelbſtſtändiger Fürſt, und dem Herzoge nur tributpflichtig —

Clotaldo.

Aber auch verrufen wegen ſeiner unbegrenzten Ehrſucht, die ſeine einzige Leidenſchaft ſeyn ſoll. Wird er Liebe für Margarita fühlen können? wird er Margarita's Zärtlichkeit jemals verdienen?

Bartolomeo.

Klügle nicht über Dinge die Dich nicht kümmern, ſondern beſchränke Dich auf Ausrichtung meiner Botſchaft. Du begiebſt Dich zur Prinzeß, überreichſt ihr das Käſtchen mit den Korallen, und ſprichſt dazu, es ſey ein beſcheidenes Brautgeſchenk von dem alten Korallenfiſcher Bartolomeo. Sie wird Dich reich beſchenken, Dich befördern, und vielleicht iſt dann unſer Aller Glück gemacht.

Clotaldo.

Ihr glaubt alſo, Vater —

Bartolomeo.

Ich glaube, daß Du nach meinem Willen zu thun haſt.

Olivia.

Allerdings hat der Junge das! Und freu't es Dich nicht, Clotaldo, die Prinzeß wiederzuſehen? ſogar mit ihr zu ſprechen?

Clotaldo.

Ueber allen Ausdruck freu't es mich; ja, dies Glück iſt ſo groß, daß — daß mir faſt davor bangt.

Bartolomeo.

Albernheit! Ein junger Burſch ſoll Muth haben. Ueberdies ſagteſt Du ſelbſt, daß Du Dich Deiner Unthätigkeit ſchämteſt. Jetzt bietet ſich Dir Gelegenheit, Dich ſolcher Schaam zu entäußern. Ich fiſchte die Korallen, Du überbringſt ſie der Prinzeß. Zu Erſterem taugteſt Du nicht, zu Letzterem taug' ich nicht. — Komm, Mutter, laß uns für das Käſtchen ſorgen, und dann fort mit dem Jungen und dem Schatze.

(Ab mit Olivia in die Hütte.)

Vierte Scene.

Clotaldo (allein).

Fata Morgana, Du biſt kein Betrug!
Dein Luftſchein zeigte mir Palermo's Thürme;
Nun ſoll die Stadt Palermo ſelbſt ich ſeh'n,
Und ihr, der Schönen, mir ſo unzugänglich
Wie das Gebäu, das dort in Wolken aufſtieg,
Ihr ſoll ich unerwartet nahe ſteh'n,
Soll meine Rede mit der ihr'gen miſchen!
O Macht der Dichtkunſt, löſe mir die Zunge!
O Macht der Dichtkunſt, glühe mir den Blick!
Laß mir ein Lied, ein hohes Lied gelingen,
Von ganzer Seel' in ihm mich ihr zu weih'n!
Mein Schickſal ruft. Werd' ich mein Ziel erringen?
Du Gott des Sanges, welle mit mir ſeyn!

(Ab in die Hütte.)

Zweite Abtheilung.

(Die Zauberinſel der Fee Alcina. Im Hintergrunde eine Baumgruppe, durch welche man ein Gewäſſer ſieht.)

Erſte Scene.

(Eingangs-Ballet der Feen.)

Feen aus Alcinens Gefolge (blicken zur Seite hinaus, von welcher Alcina gleich auftritt.)

Eine Fee (zu den Uebrigen).

Alcina kommt!

Die übrigen Feen.

Heil ſey Dir, hohe Kön'gin!

Alcina.

Geht an des Fluſſes Rand und habet Acht!
Ihr wißt, Morgana will mich heut beſuchen.

Fluthherwärts wird auf leichtem Schiff ſie nah'n,
Doch krümmt in Schlangenbuchten ſich der Strom,
* Und hohe Bäume kränzen ihm das Ufer;
In lipp'gem Wuchſe ſtrecken ſich die Aeſte
Auf das Gewäſſer, ſpiegeln ſich darin,
Verkehrte Lauben bildend durch den Spiegel. †
Nicht ſehn könnt Ihr Morgana, eh' ſie landet,
Doch wenn Ihr ihre Sylphen ſingen hört,
So wiſſt Ihr, daß ſie nah't. Begrüßt alsdann
Mit Eurem Chor den Sang den Ihr vernehmt,
Damit Morgana, meine Schweſter höre,
Sie werd' erwartet hier, und mir gemeldet.

Die Feen (ziehen ſich in den Hintergrund).

Alcina (für ſich).

Ihr ſchattenreichen Haine,
Von Euren Wonnen ſpendet Ihr mir keine;
Nicht kann ich Euch durchwandern
So ruhig, wie die Andern,
Die kalt von Sinn und Herzen
Nie fühlten ſüßer Liebe bitt're Schmerzen. —
Jedweder Baum im Haine
Haucht mir, bei Morgen- wie bei Abendſcheine,
Das Wort, das zu vergeſſen,
Ich Qualbeſchwerte nie mich darf vermeſſen.
Bin ich doch Fee, unfähig je zu ſterben;
Kann nie den Troſt ererben,
In Todesnacht zu ſinken
Und aus Vergeſſens dunklem Quell zu trinken!
— Mein Herz ließ ſich verhöhnen
Von falſchen Erdenſöhnen,

Die frech und sonder Reue
Mit Untreu lohnten meine Liebestreue;
Und Groll in mir erwachte,
Daß ich auf Zauber dachte,
Daß sie, die meinem Herzen sich entwanden,
In diese Bäume sich verwandelt fanden.
* Die einst von mir Geliebten
Auf dieser Zauberinsel mich umstehen,
Und müssen eingewurzelt hier sich sehen,
Zur Strafe für die Untreu, die sie übten. †
Nur Einer ist entronnen,
An ihm hat meine Macht nicht Sieg gewonnen:
Roberto, stolzer Ritter!
An den mir Rückerinn'rung zwiefach bitter —
Aus diesen Armen kenntest Du Dich winden,
Daß ew'ge Sehnsuchtqual ich muß empfinden!
* Dich riefen Kriegsdrommeten,
In wilder Schlacht des Landes Feind zu tödten, †
Und aufgelöst in Thränen,
Im Busen banges Sehnen,
Mußt' ich, die Argverkannte,
Schwer von Dir hintergangen
Sehn, wie Du lieb'umfangen
Im Arme lagst der Heldin Bradamante.
— Drei Menschenalter schwanden,
Seit Du und sie das Ziel des Lebens fanden;
Jedoch Alleinens Schmerzen
Erzeugten rastlos Rachlust ihr im Herzen;
Und jeder Deines Stammes soll es fühlen,
Daß dieses Busens Gluthen nie sich kühlen.

Chor der Sylphen Morgana's (hinter der Scene).

Wie ſchaukelt der Kahn
Auf blauem Gewäſſer ſo klar!

Chor der Feen Alcinens.

Die Sylphen, ſie nah'n!
Hört ſingen die luſtige Schaar!
— Willkommen den Düften
Der lachenden Blumen am Strand!
Willkommen aus Lüften
In Fata Alcina's verzaubertem Land!

Die Sylphen (hinter der Scene).

Es ſchallen Geſänge.

Die Feen.

Sie antworten Euch!

Die Sylphen (hinter der Scene, näher).

Ha! leitende Klänge,
Wir hören und folgen und nahen ſogleich.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Fata Morgana (die mit ihren Sylphen in einer Gondel herangerudert kam, ſteigt an Land.

Chor der Sylphen (auftretend).

Wir nahen —

Chor der Feen.

Willkommen —

Beide Chöre.

— den Düften
Der lachenden Blumen am Strand!
{Wir nahen / Willkommen} aus Lüften
{Uns / In} Fata Alcina's verzaubertem Land.

Alcina und Morgana (haben einander begrüßt).

Alcina.

Nicht wahr, wir reden Trauliches mitſammen?

Morgana.

So viel Du willſt. (Sie winkt den Sylphen ab.)

Alcina (zu den Feen).

Entfernt Euch.

Feen und Sylphen (ab).

Dritte Scene.

Alcina. Morgana.

Alcina.

Dank Dir, Schweſter,
Für den Beſuch, durch den Du mich erfreu'ſt!

Morgana.

Ich weiß es ja, nicht wageſt Du's, den Fuß
In meinen luft'gen Wohnpalaſt zu ſetzen.

Alcina.

Weil ich's nicht kann, und weil mein Zauber nur
Auf Erden, aber nicht in Wolken Macht hat.

Morgana.

Ich aber, wohn' ich gleich in hohem Luftſchloß,
Ich faſſe dennoch Fuß auf Deiner Inſel.
Hier bin ich. Sprich! obſchon es kaum vonnöthen,
Da längſt ich weiß, was Dir das Herz bedrückt.

Alcina.

Dem Stamm Roberto's ſchwur ich ew'gen Haß.

Morgana.

Wie ich es that, die ich vorherſah, wie
Des Stammes Einer meine Zaubermacht
Vernichten ſoll.

Alcina.

Erbitternd iſt es mir,
Daß liſtigen Verräthers Enkel ſoll
Der Erbe werden hohen Fürſtenthrons,
Und Glanz und Ruhm im Land' Italien finden.
Doch ſchrieb ſich's ſo in Schickſals dunkles Buch!
Wohl hundertmal befragt' ich meine Karten,
Die magiſchen, und jedesmal erblickt' ich
Mit Flammenſchrift den Namen „Eſte“ d'rin;
Und als ich weiter ſpäh'te, wies das Zeichen
Auf große That, jedoch in dunkler Schrift.
Welch eine That kann's ſeyn, die mir nicht klar iſt?
Was wäre groß denn außer Waffenglanz?
Wie? oder hätte Friede — ſprich, ob dem ſo iſt! —
Wie? hätt' auch Friede ſeinen Ruhmeskranz?

Morgana.

Unmöglich. Friede hat zwei Dinge nur:
Das ruhige, behagliche Genießen,
Und raſtlos Abmüh'n für des Tags Bedarf.
Der Lorbeer wächſt nur auf des Kriegs Gefilden;
Was Friede wirken kann, ſind keine Thaten,
Denn Thaten ſind heroiſcher Natur.
Doch bleibt das Streben aller Erdgebor'nen,
Es zeige ſich wie's wolle, nichts als Blendwerk,
So flüchtig wie der flücht'ge Schein, den ich
An Himmels klaren Spiegel täuſchend zaub're.
Phantom nur iſt der ritterliche Ruhm,
Phantom nur iſt behaglicher Genuß,
Phantom der Drang Weltgüter zu erwerben,
Phantom der Menſchen Leben, Thun und Sterben.

* Bald ſchwingt der Erdenſohn ſich aarflugs auf
Zum Sternenheer und glaubt es zu erfaſſen;
Bald ſitzt er da, die Händ' in Schooß gelegt,
Und wähnt, daß er den Augenblick genieße;
Bald ahmt der Ameiſ' er im Wühlen nach,
Und ſammelt Vorrath, deß er nimmer froh wird;
Allein ob er nun flieg', ob ſitz', ob wühle;
Sich blenden läßt er ſtets von gleichem Schein,
Und huldigt mir, der Kön'gin aller Täuſchung. †

Alcina.

Doch ſah'ſt bei ſolchem Denken Du voraus,
Es werd' einſt Einer des verhaßten Stamm's
Vernichtung Deinem Wolkentrugſchein bringen?

Morgana.

Wär's denn unmöglich? Dunkel bleibt die Zukunft.
Vielleicht auch las ich falſch im Buch des Schickſals.
Dennoch verfolgt' ich raſtlos das Geſchick
Des Stamms Roberto's im Verlauf der Jahre.
Vertrauend hing Haus Eſte ſtets am Schein,
Wie alle Staubgebor'ne daran hangen.

Alcina.

Jedoch Roberto's Enkel, Florimund —

Morgana.

Der hätt' uns wohl gefährlich werden können;
Denn Florimund war das was unter Menſchen
Ein edler Geiſt heißt: Nicht um *eig'ner* Ehre,
Um *Vaterlandes* willen half er kämpfen.
Von ihm ward Berengar, der Uſurpator,
Lombard'ſchen Throns verjagt; und in dem Streite,
Durch den ſein Vaterland errettet ward,
Fiel Florimund als Opfer —

Alcina.

Und ſein Sohn,
Der nach des Vaters Tod geboren ward;
Der Sohn der Tochter Kaiſers Otto? Nun?

Morgana.

Clotaldo meynſt Du?

Alcina.

Ihn.

Morgana.

Nicht ich bin ſchuld,
Daß er noch lebt; doch iſt er nicht gefährlich.
Dem Nachgebor'nen Schutz zu ſuchen, wollte
Sich ſeine Mutter mit ihm flüchten an
Den Hof des Kaiſers Otto, daß das Knäbchen
Heranwüchſ', und dann heim ſich mögte wenden
Zu ſeines Vaters hartbedrängtem Thron.
Sie ging an Bord — da lieſt ich Seeſturm raſen;
Aus adriat'ſchem Meere flog das Schiff
Der Straße von Meſſina zu — flugs ließ ich
Rings um die Küſte Nebelwolken ſteigen,
So daß der Loots nicht wußte wo er war.
Hoch über'm Nebel aber wies am Himmel
Ich Stadt Livorno's trüglich Zauberbild.
Getäuſcht ſo, ſteu'rte man dem Luftſchein zu,
Der lockend über Scylla's Klippe glänzte.
Das Schiff ſtieß an, und kracht', und war zerborſten.
Der Capitän hielt Alda's Hüft' umfaßt,
Und ſchwamm mit ihr, allein die Strömung riß
Sie Beid' in die Charybdis, deren Wirbel
Sie niederzog auf Meeres tiefſten Grund,
Zur Beute den gefräßigen Polypen.

Alcina.

Ha! doch der Knabe? Sprich!

Morgana.

Gerettet ward er.
Vielleicht von unbekannter Macht beſchützt,
Trieb er in ſeiner Wiege zu Catanien
An Land, wo ihn ein Schiffer zu ſich nahm
Als eignen Sohn, und ihn Clotaldo nannte.
Herangewachſen jetzt, weiß dieſer Sohn
Von ſeiner Abkunft nichts —

Alcina.

Verrieth ſie ihm
Kein Nachbar etwa? ſagt' ihm Keiner etwa,
Daß er nur Pflegſohn jenes Schiffers iſt?

Morgana.

Nein, denn der Pflegevater mied Catanien,
Und nahm ſich Wohnung am Korallenſtrand
Als noch Clotald ein kleiner Knabe war.

Alcina.

So ſoll Clotald frei ausgehn denn?

Morgana.

Mit nichten!
Doch ward bisher nicht Macht mir über ihn.
Nicht Fiſcher iſt er, wie ſein Pflegevater;
Nicht fährt zur See er jemals, und Du weißt,
Zu Land kann ich nur täuſchen, doch nicht tödten.

Alcina.

Doch ich? könnt' ich's? Sag' an.

Morgana.

Du könnteſt, meyn' ich,
Durch Lieb' ihn her zur Zauberinſel locken,

Und dann, gleich Deinen and'ren Buhlen, ihn
In einen Baum verwandeln —

Alcina.

Iſt unmöglich,
Denn mir verhaßt iſt das Geſchlecht Roberto's,
Und locken kann ich den nur den ich liebe.
Du aber kannſt zuwider Deinem Herzen
Verfahren, kannſt Dich falſch und freundlich zeigen
Dem, den Du haſſeſt; kannſt uns alſo helfen —

Morgana.

Und thun will ich's — und hab' es ſchon gethan.

Alcina.

Wodurch?

Morgana.

Du willſt es wiſſen?

Alcina.

O, erzähle!

Morgana.

Jüngſt aus meinem Luſtpalaſte
Blickt' ich nieder auf das Land,
Und gewahrte, wie Clotaldo
Hinzog an des Meeres Strand.
Auf der Schulter ſeine Harfe,
Ging er leichten Schritt's entlang,
Und der Wind fuhr durch die Saiten,
Daß es mild und lieblich klang.
Ein mit Gold verziertes Käſtchen
Tragend in der einen Hand,
Einen Stab in ſeiner andern,
Bog er ab vom Meeresſtrand.
In die Fichtenwaldung ſchritt er;

Raben kreiſchten d'rob entlang,
Und der Bergſtrom ſchoß mit Brauſen
Schäumend von dem Felſenhang.
Als der Jüngling ſo durch Wildniß
Zu Palermo's Mauern drang,
Plötzlich eine Räuberband' ihm
Aus der Hand das Käſtchen zwang.
Aufgemacht ward's, und Korallen,
Reich wie Käſtchens gold'ner Rand,
Waren's, die als ſelt'ne Füllung
Man geordnet darin fand.
„O, nicht raubt mir," rief Clotaldo,
„Dieſen Schatz! Vertrautes Pfand
Iſt er; zu Palermo's Erbin
Hat man mich mit ihm geſandt.
* Ihr d'raus werden ſollen Halsſchmuck,
Armgeſchmeid' und Gürtelband,
Purpurtraub' als Ohrgehänge,
Ringe für die Liljenhand. †
Doch mit Spottgelächter ihn der
Wilde Räubertrupp umſtand:
„Die Prinzeſſin, glaub' es, hat wohl
Ueberfluß an ſolchem Tand;
Uns jedoch, uns arme Wichte,
Treibt die Noth zu Raub und Zwang,
D'rum behalten wir das Käſtchen
Als uns hochwillkomm'nen Fang.
Preiſe Gott, daß wir Dich ſchonen,
Dank's uns auch Dein Lebelang,
Daß wir Dir die Harfe laſſen;
Und jetzt fort! Geh' Deinen Gang!"

Mit der Beute flob'n die Räuber,
Und Clotald verzweifelnd ſtand;
* Doch ward bald von ihm der flücht'ge
Fuß der Heimath zugewandt. †
Nicht mehr nach Palermo rief's ihn,
Heimwärts trieb's ihn weh und bang,
Bis er hinſank, und den Müden
Schlafes Mohngewind' umſchlang.
Flugs zur Erde ſandt' ich eine
Sylphe, die mit leiſer Hand
Eine Perl' an güld'ner Kette
Um den Hals des Schlumm'rers wand;
Eine Perl', unſäglich mehr werth,
Als ein Schatz, wie Schiffers Hand
Jemals dem Korallenriffe
Tief in Fluthen ihn entwand.
Und Clotald erwacht, erſtaunt und
Ruft: „Umgiebt mich Zaubermacht?
Perle Du, der Schönſten würdig,
Sey der Schönſten dargebracht!“

Alcina.

Wie? auf ſolche Weiſe ſtrafteſt
Du verhaßten Stammes Sohn?
Mich bedünkt, Morgana, ſolche
Strafe war vielmehr ein Lohn.

Morgana.

So bedünkt's Dich, doch Du irreſt.
Nicht gefährlich, in der That,
Iſt Clotaldo; denn im Traume
Wandelt er den Lebenspfad.

Er erzielt nicht ird'ſche Güter,
Nicht der Ruhmesgöttin Kuß;
Dem Genuß zwar mag er fröhnen,
Aber was bringt ihm Genuß?
Träumen nur und ſchwärmen will er;
Alſo ſtrahlt ihm Wahrheit nie,
Und wofür er lebt, iſt weiter
Nichts als Lieb' und Poeſie.
Doch von allen Zauberblumen,
Die der Träume Flur erzeugt,
Sind am erſten zum Verwelken
Lieb' und Poeſie geneigt.
Mein für ſtets iſt d'rum Clotaldo,
Liegt im Netz gefangen mir;
Täuſchung iſt es, die ihn blendet,
Die ihn antreibt für und für.
D'rum beſtärk' ich ſeine Liebe
Zu Palermo's Herzogin;
D'rum auch ſchenkt' ich ihm die Perle,
Und voll Wahns trägt er ſie hin;
Denn in ihr — Du magſt es wiſſen —
Hauſ't ein arger Zaubergeiſt,
Der mit neuen Täuſchungſchlingen
Den Verblendeten umkreiſ't.
Alſo ſiehſt Du, beſſer dient' ich
Uns, als Du's erwartet haſt. —
Jetzt leb' wohl, Alcin', ich kehre
Heim in meinen Luſtpalaſt.

Alcina.

Dank und Lebewohl! Du fachteſt
Neues Hoffen in mir an.

Morgana.

Lebe wohl — auf Wiederſehen!
(Rufend) Sylphen!

Alcina (eben ſo).

Feen!

Alcina und Morgana.

Kommt heran!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Feen und Sylphen.

Chor der Feen und Sylphen

(während Alcina und Morgana zum Ufer gehen, einander umarmen, und Letztere dann mit ihren Sylphen abfährt).

‖: Lebt wohl! Lebt wohl!
Es werd' Euch Erwünſchtes zu Theil!
Auf ſchaukelnden Wellen
{ Am / Dem } Ufer, dem hellen
{ Schifft hin Euch zu Luſt und zu / Entſchiffen zu Luſt wir und } Heil! :‖

Dritte Abtheilung.

(Vorhof des Schloſſes in Palermo; zur Seite Stufen, die in einen Flügel des Gebäudes führen.)

Erſte Scene.

Clotaldo

(allein, eine Harfe auf dem Rücken, in der Hand eine goldene Kette, an welcher eine Perle, die er betrachtet).

O Perl', o Du höchſt wunderſame Perle!
Wie hab' ich Deine Schönheit gleich erkannt,
Und Deinen unſchätzbaren Werth nicht minder!

Und dennoch ward Dir beſſ're Schönheit, als
Der Kenner ſie Dir anſieht, größ'rer Werth,
Als Juwelier' ihn ahnen. Sicher biſt Du
Geſchenk, von einer guten Fee mir worden,
Dem Träumenden vom Schlummergott gebracht;
Denn magiſch iſt der Glanz, womit Du blendeſt.
Ja, Du biſt ſchön, ſchön wie die Fee Morgana!
Es ſpielt Dein Himmelblau mit allen Farben
Der Perlenmutter, gleich dem Firmament,
Wenn's von der Sonn' am lieblichſten beſtrahlt wird;
Und in dem Himmelblau zeigt ſich ein Luftſchein —
Nicht von Palermo, nein! doch von dem Beſten,
Dem Schönſten, was Palermo in ſich faßt!
Marg'rita's engelhuldvoll Angeſicht
Schwebt zwiſchen dieſen Regenbogenſtrahlen,
Aus hellem Perlenglanz es zu mir ſpricht. —
Kein Maler kann ſo ſchönes Bild mir malen. —

Zweite Scene.

Clotaldo. Margarita.

Margarita.

(zur Seite hereinkommend, ſchreitet den Stufen zu, bemerkt den Sinnenden und ſteht ſtill; bei Seite).

Ein Troubadour? — Er iſt's, Clotald iſt's! — Er!

(Ihn betrachtend, leiſe vor ſich hin)

„Erklinget, Harfentöne,
Nah' iſt Frühſommerszeit,
Und ſchmückt mit Blütbenſchöne
Der Fluren grünend Kleid.“

Clotaldo (aufblickend).

Prinzeſſin! (Knieend) O, vergebt dem Kühnen, der
Sich Eurem Heiligthum genaht —

Margarita.

Steht auf!

(Clotaldo erhebt ſich.)

Ein Sänger iſt willkommen unſerm Hof.
Was wär' ein Hof auch ſonder Poeſie wohl?
Ein nächt'ger Himmelsbogen ſonder Sterne,
Ein kühler Dufthain ſonder Vögelſang.
Durch reiche Blumengaben ſchmückt der Sommer
Des prunkenden Palaſtes Gärten zwar,
Doch erſt wenn Dichtkunſt ihre Gaben weih't,
Jauchzt unſer Herz — ☽ „Nah' iſt Frühſommerszeit!“ ☾

Clotaldo.

Iſt Poeſie denn Sommerszeit für Seelen,
Wenn's Sommerszeit iſt für die Poeſie?
O! nicht wann Alles grünt und Blumen wuchern,
Daß Blum' und Blatt ſich um die Harfe winden
Und flehen: „Gieb uns Seel' und leih' uns Wort“ —
Doch wann ſich hohes, ſchönes Bild will ſenken
Aus ſeinem Himmel zu dem ird'ſchen Blick,
Mit Seel' und Wort die Dichtkunſt zu beſchenken;
Dann ſingt der Sangbefliſſ'ne, reich an Glück:

☽ „Erklinget, Harfentöne!
Nah iſt Frühſommerszeit“ —

Margarita.

„Und ſchmückt mit Blüthenſchöne
Der Fluren grünes Kleid.“ ☾

Clotaldo.

Süß Echo einem längſtgeſchwund'nen Sang;
Daß ſchöner ſich verſtärkt der Strophe Klang:
„— Der Schönſten unter Schönen,
Der holdſten Blüthe hier,
Soll Hochgeſang ertönen;
Dir, Margarita, Dir!“

Margarita.

Wie Brautlicht auf dem Mooſe
Strahlt, gleich dem Sonnenſchein,
So der Provence Roſe
In ſchöner Jungfrau'n Reih'n.“

Clotaldo.

Fahrt fort, fahrt fort!

Margarita.

Nicht weiter weiß ich's mehr;
Doch weiß ich, willig ſchenkt man ihm Gehör;
Sagt ſelbſt der Dichter ſeine Verſe her.

Clotaldo.

„Wie Tauſendſchön ſich findet
In Florens Prachtrevier,
So lieblich, zarthold kündet
Sich Margarita hier.“

Margarita.

Fahrt fort, fahrt fort!

Cloaldo.

Nicht weiter weiß ich's mehr.
Bei'm Schau'n des Gegenſtand's, den ich beſang,
Verſtummt die Lipp' und ſchweigt der Harfe Klang.

Als zu Eurer Schönheit Pr
Ich die Saiten ließ erklingen,
Ob mir mögt' ein Lied gelingen,
Stand ich fern dem edlen Kreis,
Den ich bunt Euch sah umringen.
Was in Eures Namens Bilde
Liebliches nur ist zu sehn,
Perl' aus tiefem Meeresgefilde,
Rosengluth und Jungfrau'nmilde,
Tausendfreud' und Tausendschön —
Alles trug in Reimesklängen,
Von des Sanges Macht erfüllt,
Ich zusammen hold und mild,
Daß in Feierhochgesängen
Ich entwürf' Eu'r Engelsbild;
Und aus keinem meiner Lieder
Dieses Huldbild jemals schwand,
Das ich bald am Wolkenrand,
Bald in Blatt und Blüthe wieder,
Bald in Meeres Wellen fand.
Jetzt vor Augen Euch gestellt,
Trau' ich meinen Liedern nimmer;
Vor lebend'gem Rosenschimmer
Schwindet meiner Träume Welt
Mit dem Bild, das sie enthält.
Mag mir's auf der Wolk' auch fliegen,
Ob's erneu't die Blum' auch hat,
Und die Welle mir's will lügen;
Dennoch all' mitsammen trügen,
Wolke, Well' und Blüth' und Blatt.

Doch was ſie mir nicht mehr reichen,
Eures Bildes Farbenpracht,
Sey hinfort, in Wunderpracht,
Durch die Perle ſonder Gleichen
Mir erquickend dargebracht!
(Die Perle betrachtend.)
Perlenbild, Du wirſt nicht ſchwinden,
Wirſt mich nimmer troſtlos laſſen!

Margarita.

Sagt, wie iſt dies zu ergründen?
Bild, ſonſt nirgendwo zu finden,
Sollte dieſe Perle faſſen?

Clotaldo.

Dieſe Perle kann's, die eine,
Die ich halt' in meiner Hand
An dem gold'nen Kettenband;
Sie nur bietet, und ſonſt keine
Mir des Anſchau'ns Wunderpfand.

Margarita.

Seltſam, wie ich's nimmer hörte!

Clotaldo.

Weil ſie, Wundern anverwandt,
Ihres Gleichen nie gekannt
So an Schönheit wie an Werthe,
Und „Marg'rita" wird genannt!
— Doch enthält ſie nur — ein Bild.
Ach! wer's Urbild hat geſehen,
Wird, ſey Jenes noch ſo mild,
Doch von dieſem mehr erfüllt;
Und an mir iſt's ſo geſchehen.

D'rum erlaubt, daß Euer Sclave,
Unter Gunſt des Augenblicks
Und dem Walten des Geſchicks
Darreicht ſeine beſte Gabe,
Die ihm ward durch Gunſt des Glücks.
(Indem er ihr die Kette mit der Perle reicht.)
Ach, mein ſchönſtes Sehnen lenkte
Sich zum Perlenbildniß nur;
Jetzt, umringt von Wahrheitſpur,
Bin ich, da ich es verſchenkte,
Nichts als armer Troubadour.

Margarita (die die Kette nahm).
Aber wenn Ihr es behaltet,
Seyd Ihr reich wie wen'ge Leute —

Clotaldo.
Geſtern dacht' ich's noch, doch heute
And'res Schickſal ob mir waltet,
Bin ich and'ren Sehnens Beute.
Sey der Perle Platz gefunden
In der Krone gold'nem Kranz,
Der die Stirn Euch hält umwunden,
Und ſey Blendwerk mir verſchwunden,
Für wahrhaft'gen Anſchau'ns Glanz!

Sylphen (hinter der Scene, rufend).
Wehe! Wehe! Wehe!

Margarita.
Horch! es ächzt durch die Natur hier.

Clotaldo.
Welche Stimm'? iſt's Zaubermacht?

Margarita.

Dennoch nehm' ich wohlbedacht
Gabe, die der Troubadour mir
Mit Frühſommerszeit gebracht.

Sylphen (wie vorhin).

Wehe!

Clotaldo.

Nochmals hör' ich es erklingen.

Margarita.

Durch die Lüfte ſchallet Weh.

Clotaldo.

Neckt uns eine böſe Fee?

Margarita.

Meinem Vater werd' ich bringen
Dieſe Perle, daß er ſeh',
Welchen Werth ſie in ſich trage,
Und des Sanges heit'rer Sohn
Find' am Hofe ſeinen Lohn.

Sylphen (wie vorhin).

Weh!

Margarita (die in den Palaſt geht).

Dreimal ſchon ſcholl gleiche Klage —

Clotaldo (von entgegengeſetzter Seite ab).

Dreimal gleiche Klage ſchon —

Dritte Scene.

Mehrere Sylphen
(hurtig von verſchiedenen Seiten herein).

Erſte Sylphe.

Wehe! Wehe! Wehe!
Er hat das zaub'riſche Bildniß verſchenkt,
Die mag'ſche Gewalt von ſich abgelenkt;
Hat Täuſchung gegeben für Wirklichkeit —
Fort, fort! die Königin erfahre dies Leid.

Zweite Sylphe.

Was Leid! Nicht wich hier des Zaubers Gewalt;
Nur neue Täuſchung erſchuf ſich Clotald;
Denn ob Liebesgedank' etwas And'res wohl wär',
Als Fata Morgana über dem Meer?

Erſte Sylphe.

Kann ſeyn, kann ſeyn! Doch fort über'n Strand!
Der Herrin werde Geſcheh'nes bekannt.

Sylphen (im Abeilen).

Wehe! Wehe! Wehe!

Vierte Scene.

Arlechino

(in ſchwarzer Hoftracht, ſchwarzem Hute mit ſchwarzer Feder, in ſchwarzen Schuhen, aber buntſcheckigem Halbmantel, einen kleinen Spiegel in der Hand, tritt vorn zur Seite herein).

Γνῶθι σεαυτόν — das heißt: „Dich ſelbſt erkenne!"
Ein gold'ner Wahlſpruch, dem ich treulich folge.
Für Jeden gilt er, doch zumal für Dichter;
Und Dichter werd' ich! Schon zu lange war ich
Hier aller Kunſtanſtalten Intendant,
Als daß ich nicht darauf bedacht ſeyn ſollte,
Selbſt Producent im Kunſtgebiet zu ſeyn.
Man kennt das Sprichwort: „Appetit tritt ein,
Sobald man ſpeiſ't;" auch ſey an's Wort erinnert:
„Verbinde's Maul dem Ochſen nicht, der driſcht."
Denn wer mit Kunſtwerk täglich ſich befaßt,
Dem kommt die Luſt — noch mehr zu admiriren?
Ei, ſchönen Dank! — nein, ſelbſt zu produciren.
Kunſtintendanz iſt leeres Strohgedreſche.
Iſt Langweil-Arbeit, und macht müd' und matt,
Kunſtproduction bringt in die rechte Wäſche,
Und lehrt uns erſt womit zu thun man's hat.

Der Teufel hol' all' and're Dichterwerke,
Sobald ich in mir ſelbſt den Dichter merke!
(In den Spiegel blickend) Mich recht beſchau't, muß ich
mir ehrlich ſagen, —
Wie könnt' auch gegen mich ich Lüge wagen? —
Nur was ich ſelbſt verfaßt, kann mir behagen.
And're bewundern ſey ein Thun der Laffen;
Und beſſer lohnt ſich's, ſelber zu erſchaffen,
Als and'rer Leute Kunſtwerk zu begaffen.
So alſo ſoll der wahre Dichter — traun!
Nicht etwa And're, nein! ſich ſelbſt beſchau'n.
Das thu' ich treulich: in dies Spiegelein
Blick' immer ſelbſtgefäll'ger ich hinein;
Ein Bißchen Uebung noch, ſo geb' ich Proben,
Wie man es anſtellt, nur ſich ſelbſt zu loben.
(Er bleibt in der Stellung.)

Fünfte Scene.

Arlechino. Pierrot, (in weißer Hoftracht, weißem Hute mit weißer Feder, in weißen Schuhen und weißem Halbmantel, ſo wie weißem Haar, kommt die Stufen herab, indem er durch ein ungeheures phantaſtiſch geformtes Sehrohr in die Luft guckt.)

Pierrot (während er geht).

Ich ſehe nichts. Alles löſ't ſich in Nebel auf.
(Er ſtoßt an Arlechino.)

Arlechino (aufgeſchreckt).

Ihr ſelber, meyn' ich, tappt im Nebel, Herr Präſident der Wiſſenſchaften-Societät.

Pierrot.

Mit Verlaub, Herr Intendant der Kunſt-Inſtitute, * an dem Stoße waret Ihr ſelber ſchuld. Was triebt Ihr da?

Arlechino.

Ich vertiefte mich in Selbſtbetrachtung.

Pierrot.

Darin lag's. Hättet Ihr gleich mir Eure Aufmerkſamkeit auf die äußeren Gegenſtände gerichtet, ſo würdet Ihr mich als ſolchen Gegenſtand haben kommen ſehen, und Euch nicht mir in den Weg geſtellt haben.

Arlechino.

Was ſchwatzt Ihr, Signore Pierrot? Wäret Ihr wirklich aufmerkſam auf die äußeren Gegenſtände geweſen, ſo würdet Ihr mich, einen ſolchen Gegenſtand, bemerkt und ihn nicht geſtoßen haben.

Pierrot. †

Beging ich wider Willen eine Unſchicklichkeit, ſo werde ſie verziehen.

Arlechino.

Sie iſt es ſchon, guter Präſident; denn Alles wohl erwogen, ſollten wir Beide Ein Herz und Eine Seele ſeyn; ſollten, populär geſprochen, unſere Backbirnen zuſammenwerfen. Beſchäftigt Ihr Euch doch ausſchließlich mit äußeren Dingen, ich mich mit meinem inneren Menſchen. Addirt man nun dieſe unſere reſpectiven Beſtrebungen —

Pierrot.

Solches iſt nicht thunlich, Signor Arlechino, ſintemal zum Addiren Gleichnamiges erfordert wird. Inneres und Aeußeres aber ſind nichts Gleichnamiges. Ich kann nicht ſagen, ein Ochs und ein Eſel ſind zwei —

Arlechino.

Warum nicht? Sie ſind und bleiben zwei Stück Viergebein. Beſtrebung in Bezug auf Aeußeres und dito auf Inneres ſind zwei Beſtrebungen —

Pierrot.

Das läßt ſich nicht wegleugnen.

Arlechino.

Ergo! Addirt man Eure und meine Beſtrebung, ſo kommt Summam heraus, die nichts Geringeres in ſich faßt, als die geſammten Beſtrebungen aller Menſchen. Ich repräſentire das Ideale, Ihr repräſentirt das Reale — ein Drittes giebt es nicht; **ergo** ſind wir Zwei Alles in Allem, vorausgeſetzt daß man uns ſummirt.

Pierrot.

Ein glorreicher Gedanke! Wir Zwei Alles in Allem! Laßt Euch umarmen.

Arlechino.

Mit Vergnügen. Laßt das Ideale das Reale küſſen. Jetzt ſind wir das Abſolute.

Pierrot.

Haltet an, Signore, ſonſt läuft Eure Phantaſei mit Eurem Verſtande davon. Das Abſolute kann nie durch endliche Weſen realiſirt werden. Zum Abſoluten gelangt man nur durch ewigfortzuſetzendes Weiterſchreiten zur unerreichbaren Vollkommenheit. Bedenkt daß wenn wir einander noch ſo veſt umfaßt halten, wir doch niemals ein einziges Weſen werden können; daß aus uns niemals eine einzige graue Figur werden kann, obwohl Ihr kohlenſchwarz ſeyd und ich kreideweiß bin.

Arlechino.

Letzterer Punkt iſt unbeſtreitbar. Allein nach der inneren Zuſammenſchmelzung, nach dem Idealen, dem Grauen wie Ihr es nennt, wollen wir ewig ſtreben.

Pierrot.

Ja, nach dem Unerreichbaren! (Indem er den Hut abnimmt) Nehmt Euren Hut ab, Signor Arlechino,

vor Eurem eigenen Gedanken, wie ich es vor dem meinigen thue.

Arlechino (den Hut ziehend).

Nicht mehr als billig, Signore Pierrot. Jetzt aber eine Frage. Wonach gucktet Ihr denn vorhin, als Ihr —

Pierrot.

Durch mein unlängst von mir erfundenes Sehrohr nach einer Fata Morgana, die ſich am Luftbimmel zeigte.

Arlechino.

Nun? und was habt Ihr erforſcht?

Pierrot.

Diesmal nichts; es löſete ſich Alles in Nebel auf.

Arlechino.

Meiner Meynung nach hat das Phänomenon, Fata Morgana genannt, von äſthetiſcher Seite betrachtet, etwas in ſich, wodurch unſere Sinnlichkeit auf höchſt behagliche Weiſe afficirt wird. Bleibt es nicht ein äſthetiſch richtiger Gedanke, daß jener farbige Luftſchein von einer Fee hervorgebracht wird?

Pierrot.

Pah! ein Mährchengedanke —

Arlechino.

Der aber ſchön iſt.

Pierrot.

Schön? das kann ſeyn; aber wahr iſt er nicht.

Arlechino.

Das braucht er auch gar nicht zu ſeyn. Ihr treibt alſo auch Meteorologie?

Pierrot.

Allerdings, denn dieſe Wiſſenſchaft liegt noch in ihrer Kindheit.

Arlechino.

So ſagt mir, was für Wetter wir morgen haben werden; ich mögte über Land —

Pierrot.

Theuerſter Freund, ich ſagte ja, die Meteorologie liege in ihrer Kindheit. Was für Wetter wir morgen haben werden, kann Euch kein Menſch ſagen; doch kann ich Euch zuverläſſige Tabellen von dem Wetter vorlegen, das wir ſeit fünf Jahren hatten.

Arlechino.

Was nützt mir das? Ich will nicht vergangenes, ſondern zukünftiges Wetter wiſſen.

Pierrot.

Nun ja doch! Durch Induction und Analogie läßt ſich bisweilen von Vergangenem auf Zukünftiges ſchließen —

Arlechino.

Laßt hören!

Pierrot.

Morgen haben wir den Funfzehnten. An ſelbigem Tage vorigen Jahres regnete es. Vor zwei Jahren an dieſem Funfzehnten war Sonnenſchein. Vor drei Jahren hatten wir erſt Regen und dann Sonnenſchein; vor vier Jahren erſt Sonnenſchein und dann Regen; vor fünf Jahren aber weder Regen noch Sonnenſchein. Weiter hinauf reichen meine Obſervationen nicht.

Arlechino.

Und was läßt ſich daraus für morgen folgern?

Pierrot.

Daß es Sonnenſchein und Regen zu gleicher Zeit geben wird, als die einzige Combination, die in dieſem

Ambenſpiele noch übrig iſt. Sintemal bis jetzt der Mittelſtand der Temperatur und — —

Arlechino.

Sprecht jetzt nicht vom Mittelſtande, denn ich ſehe den Herzog kommen.

Die Vorigen. Dioniſio. Margarita. Alonzo. Lotario.

Dioniſio (mit der Kette und Perle in der Hand).

Nein, ſolch ein Schatz ward nimmer noch geſehn!
Die Perle, die Aegyptens Königin
In Wein zergehn ließ, war wohl keinen Falles
Koſtbar wie dieſe, die Millionen werth
Seyn muß — Was denket Ihr davon, Alonzo?

Alonzo (ſie in des Herzogs Hand betrachtend).

Ich denke nicht ſo ſehr an ihren Werth,
Als an den wundervollen Glanz in ihr.
Wie muß in goldner Fürſtenkrone ſie
Erſt ſtrahlen! — Wie, Lothar?

Lotario.

Gewiß, Herr Graf.

Pierrot.

Wie? eine Perle?

Arlechino.

Darf man fragen Hoheit —

Dioniſio.

Da ſeid Ihr ja, Pierrot und Arlechino!
Recht gut; ich hätte ſonſt nach Euch geſchickt,
Um Eure Meinung und Bewund'rung über
Dies Wunder der Natur zu hören.

Pierrot.

Durchlaucht,
Laßt's mich zuerſt ſehn, denn die Wunder der
Natur gehören ſämmtlich in mein Fach —

Arlechino.

Erlaubt daß ich's zuerſt ſeh', denn Bewund'rung
Iſt mein, nicht aber ſein ausſchließlich Fach.

Pierrot.

Bei'm Kunſtwerk wäret Ihr der Erſte hier;
Doch bei'm Naturproduct iſt mein der Vorrang.

Dionisio.

Vergleicht Euch brüderlich; ſchaut her und ſagt
Mir Eure Meynung über dieſe Perle.
Sprich, Arlechin, von ihrer Schönheit; Pierrot,
Sprich von Naturbeſchaffenheit und Werth.

Arlechino.

Begeiſt'rung, die Du glüh'ſt in meiner Bruſt,
Mach' Luft Dir, brich hervor in Redeluſt!
Ja! das iſt Schönheit, Schönheit ſonder Maaß;
Aeſthet'ſchem Magen wahrer Leckerfraß!
Ja, Schönheit iſt's — nichts weiter kann ich ſagen,
Guckt' ich auch hin bis zu den Weihnachttagen.

Pierrot.

So ſeyd Ihr fertig?

Arlechino.

Ja.

Pierrot.

Gut, dann komm' ich an die Reihe. Was das Naturwiſſenſchaftliche hier betrifft, ſo ſind über die Perlen im Allgemeinen die Naturforſcher ſich nicht einig, auf welche Weiſe dieſes merkwürdige Erzeugniß hervorgebracht wird. Daß die Perlen von gewiſſen Conchylien

oder Muſcheln herrühren, iſt ausgemacht; einige Gelehrte aber meynen, die Perle ſey eine Krankheit, ein Auswuchs jenes Thiers, während Andere ſolchen Auswuchs ſo anſehen, als gehöre er zur Natur desſelben Thieres. Angenommen jedoch die Perle ſey eine Krankheit, ſo iſt offenbar jede Conchylie, die ſolchen köſtlichen Auswuchs nicht hervorbringt, eine wahre — Entſchuldigung, Hoheiten, für den Ausdruck — eine wahre Canaille von Muſchel. Die Perlen an und für ſich nun ſind ſehr verſchieden an Größe und Werth. Die größte welche man bisher kannte, war ſo groß wie eine kleine Wallnuß oder wie ein Tauben-Ei; da nun aber dieſe Perle hier völlig ſo groß wie ein Hühner-Ei iſt, ſo —

Arlechino.

So ſeyd Ihr fertig?

Pieriot.

Nein, aber das ſchad't nicht.

Arlechino.

Darf ich Euch fragen, herzogliche Durchlaucht,
Woher die ſelt'ne Koſtbarkeit Euch ward?

Dioniſio.

Sie ward ſo wunderſam mir wie ſie ſelbſt iſt.
Ein Troubadour, ein armer Dichter brachte
Sie meiner Tochter — als ein Brautgeſchenk.

Pierrot.

Ein Dichter? Wie wär's möglich? Ein Poet
Pflegt höchſtens ſeine Verſe zu verſchenken.

Arlechino.

Wo iſt er, dieſer wunderſame Dichter?
Ich mögt' ihn ſprechen; ſagen ſoll er mir —

Dioniſio.

Schon ſandt' ich einen Boten nach ihm aus;
Denn fürſtlich denk' ich ſein Geſchenk zu lohnen.

Lotario.

Gewiß iſt der's, der dort durch's Schloßthor tritt,
Denn auf dem Rücken trägt er eine Harfe.

Dioniſio (hinausblickend).

Welch edler Anſtand! wie ſo ritterlich
Von Ausſehn, Mien' und Gang!

Arlechino (eben ſo).

Ein Dichterphönix!
O, mich verlangt danach von ihm zu lernen,
Wie man ein Ideal der Poeſie
In glänzende Realität verwandelt!

Siebente Scene.

Vorige.

Clotaldo (der eintritt und vor den Herzog hinkniet).

Dioniſio.

Nicht knie't! Steht auf! und habt Ihr meinen Dank
Für Euer ſeltenes Geſchenk genommen,
So ſagt mir, wer Ihr ſeyd, woher Ihr kom't,
Und wie Ihr dieſe ſchöne Perl' erhieltet.

Clotaldo (der aufſtand).

Mein Fürſt, ich bin ein armer Fiſchersſohn.
Bartolomeo nennt mein Vater ſich,
Aus ſeiner Hütt' am Strande kam ich her.
Ich, wie Ihr ſeht, bin Troubadour, und zu
Toulouſe am Hof lernt' ich die Kunſt des Sanges.
Auch hatt' ich einſt das Glück Euch dort zu ſehn
Mit der Prinzeſſin, Eurer ſchönen Tochter.

Dioniſio.

Ich ſah Euch nicht dort.

Clotaldo.

Weil von fern ich ſtand,
In Niedrigkeit nicht wagte vorzutreten.

Dioniſio.

Wie nennt Ihr Euch?

Clotaldo.

Clotaldo.

Dioniſio.

Nun, Clotaldo,
Nicht länger ſollt Ihr in der Ferne ſtehn,
Sollt hier am Hof zunächſt dem Throne weilen;
Denn in den Ritterſtand erheb' ich Euch,
Stell' Euch den Beſten meiner Edlen gleich.

Clotaldo (knieend).

Mein Herzog!

Dioniſio.

Kniet und empfangt das Schwert,
Mein eignes Schwert, womit ich Euch beſchenke;
Führt es mit Muth und Ehre.

(Margariten das Schwert aus ſeinem Gürtel reichend.)

Margarita,
Daß dieſer Gabe Werth ſich ihm erhöhe,
Sey ſie gereicht ihm von der Schönheit Hand.

Margarita

(dem Knieenden das Schwert reichend).

Leicht übt ſich ſolch ein väterlich Gebot,
Denn der das Schwert verdient, ſoll es auch führen.

Clotaldo

(der das Schwert empfing, aufſtehend).

O Glück, das ich bisher noch nicht verdiente!
Doch will ich zeigen, daß ich es verdiene.

Durch dieſes Schwert werd' ich erinnert an
Den Kampf, der um das Wirkliche geführt wird.
Soll doch in ſeiner Bilderwelt der Dichter
Sich nicht in Illuſionen hüllen, ſondern
Für Wirkliches und für Wahrhaft'ges ſtreiten!

Pierrot (leiſe zu Arlechino).

Verſteht Ihr das?

Arlechino.

Nur halb.

Pierrot.

Ich ganz und gar nicht.

Arlechino.

Zwar klang mir's dunkel, aber dennoch ſchön.

Alonzo.

Ihr lohnet fürſtlich, Herzog, doch „Zuviel
Iſt ungeſund" — das Sprichwort wollt bedenken.

Dioniſio.

Wo wär' hier das Zuviel für ſolche Gabe?
Seyd alſo unbeſorgt, Alonzo. (Zu Clotaldo.) Ritter,
Erzählt mir jetzt wie Ihr die Perl' erhieltet.

Clotaldo.

Vielgnäd'ger Herzog, mir iſt's nicht bekannt.

Dioniſio.

Wie? nicht bekannt?

Clotaldo.

Ich lag und ſchlief, und als ich
Erwachte, hing die Gab' an meiner Bruſt.

Dioniſio.

Höchſt wunderſam —

Arlechino.

Merkwürdig —

Pierrot.

Ganz kurios!

Arlechino.

Doch ſchön! denn Glück im Schlaf iſt etwas Schönes.

Clotaldo.

Mich dünkt, mir ward der Schatz von einer Fee.

Pierrot.

Von einer Fee? O läppiſche Vermuthung!

Arlechino.

Warum denn läppiſch? Sagt doch lieber „lieblich!“
Fee'n ſind Gebild' äſthetiſcher Fiction.

Pierrot.

Doch ohne Wahrheit.

Arlechino.

Aber dennoch ſchön.

Dioniſio.

Wohl mag die Perl' aus einem Fee'nſchatz ſtammen!
* Je mehr ich ſie beſchau', je klarer wird mir,
Sie müſſe zauberhaften Urſprungs ſeyn. †
Sie glänzt ſo hell, ſie ſpiegelt ab ſo ſeltſam!
Es ſcheint als ob der ſelt'ne Schatz der Perle
Noch andern Schatz einſchließe, denn ſie zeigt
Mir Fülle Gold's in ihrer Strahlenbrechung
Und — ſeh' ich recht? geprägt gar iſt das Gold!
Ich ſehe ganze Stapel von Dukaten.
* Ha, welch ein reicher, prächt'ger, feur'ger Schein!
Was wär' auch Schön'res wohl zu ſehn als Gold?
Und welche Macht wär' ſtark wie die des Goldes? †
Sieh, Margarita, ſieh!

Margarita (die die Perle nimmt und betrachtet).

Auch ich ſeh' Gold,
Doch nicht Dukaten. Eine gold'ne Harfe
Seh' ich — (Bei Seite) Mein Gott! ich ſeh Clotald, Clotald!
Mit ſeiner Harfe ſchwebt er in der Perle.

Dioniſio.

Was ſchreckt Dich ſo, Marg'rita?

Margarita.

Nichts, mein Vater!

Dioniſio.

Geprägtes Gold iſt d'rin, und keine Harfe.
Seht, Graf Alonzo.

Alonzo (die Perle nehmend).

Ja, auch ich ſeh Gold,
Doch nicht Dukaten und nicht gold'ne Harfen;
Ich ſehe gold'ne Herzogskrone d'rin.
Wie ſchön, wie prächtig, wie ſo würdig für
Die Stirn des Fürſten, der als Oberhaupt
Siciliens Provinzen wird vereinen!

Dioniſio.

Was ſprecht Ihr, Graf? Bedenkt, Palermo's Herzog,
Der einz'ge Herzog hier im Land bin ich,
Bin alſo Oberhaupt der Land'sprovinzen.

Alonzo.

Vergeßt nicht, unſ'rer Inſel Grafen ſind
Selbſtſtändig —

Dioniſio.

Aber zahlen mir Tribut.
Doch iſt's nicht das wovon es hier ſich handelt;
Die Perl' hat Euch getäuſcht, denn keine Krone
Iſt in ihr ſichtbar.

Alonzo.

Eine Krone, ſag' ich.

Dioniſio.

Laßt And'r' ein Urtheil ſprechen.

Alonzo.

Schau't, Lotario.

Lotario (die Perle nehmend).
Auch ich ſeh' Goldſchein in der Perle, doch
Dukaten nicht, nicht Harf' und auch nicht Krone;
Ein Mond iſt's, den ich ſeh —

Dioniſio und Alonzo.
Ein Mond?

Lotario.
Ja! ja!
Den Halbmond, Mahom's Glaubenszeichen ſeh' ich
In einer Wolk', und eine and're Wolke
Thut auf ſich, und läßt ſchöne Mädchen ſehn,
Die in das Paradies Mahoma's winken.

Alonzo.
Welch ein Geſchwätz in Chriſtenritters Munde!

Lotario.
Entſchuldigt, Graf; doch ſprach ich Wahrheit nur.

Dioniſio.
Faſt ſcheint's als wollt Ihr Alle meiner ſpotten.
Ich hab' doch Augen, kann doch ſeh'n noch — ich!

Alonzo.
Ich auch, und weiß, ich habe recht geſehen.

Dioniſio.
Seht Ihr, Clotald! Ihr brachtet uns die Perle;
Seht was ſie zeigt in ihrem Wunderſchein.

Clotaldo.
Mir, edler Herzog, zeigt ſie nichts — durchaus nichts.
Zwar wähnt' ich früher, ſie enthielt' ein Bild,
Ein paradieſiſch Bild — jetzt ſeh' ich klar,
Daß jenes Anſchau'n Sinnentäuſchung war.

Dioniſio (der Arlechino und Pierrot zeigt).
Zum Glück hab' ich dort meine klugen Männer,
Die aus der Kunſt und Wiſſenſchaft Geſichtspunkt
Die Dinge ſtets im rechten Lichte ſehn. —
Schau't an die Perl' und ſagt uns Eure Meynung.

Arlechino (zu Alonzo).
Erlaubt. (Er nimmt ihm die Perle weg und betrachtet ſie).
O Wunder!

Dioniſio.
Nun?

Arlechino.
Auch ich ſeh' Goldſchein,
Doch lacht aus ihm mein eignes Bild mich an.

Alonzo.
Alfanzerei!

Arlechino.
Wollt ſelber ſehn, Herr Graf!
Iſt's ähnlich? Ha! zum Sprechen ähnlich iſt's;
Mein eig'nes kleines, feines Miniaturbild!
Dreh' ich die Perl' herum, ſo ſchwebt ein ganzer
Kunſtintendant mit ſeinem bunten Mantel
In gold'nem Lichtmeer. Pierrot, ſchau't doch her!

Pierrot.
Das iſt natürlich und erklärt ſich leicht,
Die Perle reflectirt gleich einem Spiegel.

Dioniſio.
Pierrot hat Recht; ſein eig'nes Bild ſieht Jeder,
Doch hinter'm Bild? was ſieht man da? Erklärung
Gebt uns, Herr Wiſſenſchaftenpräſident!

Pierrot (der die Perle von Arlechino empfängt).
Ei, man ſieht Gold —

Dioniſio.
Da hört Ihr's!

Alonzo.
Das beweiſ't nichts;
Gold ſah'n wir Alle d'rin. Sagt an, Signore,
Was für 'nen gold'nen Gegenſtand erblickt Ihr?

Pierrot (die Perle drehend und beſehend).
O Himmel! Haltet mich, Freund Arlechin,
Daß das Entzücken mich nicht fallen laſſe.

Dioniſio und die Uebrigen.
Nun denn?

Pierrot.
Mir ſtockt der Odem — Luft! ſchafft Luft mir!
Ich ſeh 'ne Schraube —

Dioniſio.
Was für'n Ding?

Alonzo.
'ne Schraube?

Arlechino (bei Seite).
Ihm ſelber ging wohl eine Schraube los.

Pierrot.
Doch keine ſimple, keine Alltagsſchraube;
Nein, Archimed's endloſe Schraub' iſt hier.

Dioniſio.
Was für 'ne Schraube meynſt Du?

Pierrot.
Gnädigſter, es geziemt mir nicht Euch zu belehren, wie Sicilien ſtolz darauf iſt, den groſſen Mechaniker Archimedes hervorgebracht zu haben, der vor länger als tauſend Jahren lebte. Dieſer Archimedes nun erfand eine Schraube, die eine ganz abſonderliche Schraube iſt. Ich ſetze voraus, daß Eure Durchlaucht weiß, wie gewöhn-

liche Schrauben nur bis zu einem gewiſſen Punkt eingeſchroben werden,* wo ſie innehalten müſſen. Die archimediſche Schraube aber iſt unendlich; mit ihr kann man in aller Ewigkeiten Ewigkeit hineinſchrauben, ohne jemals aufzuhören —

Dioniſio.

Und was geht hieraus Erbauliches hervor?

Pierrot.

Gnädigſter, begreift Ihr nicht, wie ſolche Schraube das Sinnbild des Fortſchreitens menſchlichen Wiſſens in aller Ewigkeiten Ewigkeit zu dem in alle Ewigkeit unerreichbaren Ziele — —

Dioniſio (ihm die Perle entreißend).

Weg mit Euren Narrenpoſſen
Unzuläſſig ſind ſie hier!
Kitzelt Euch die Luſt zu ſtreiten,
Uebt den Kitzel nicht an mir.
Ich behaupt's, daß in der Perle
Ausgemünztes Gold ich ſeh' —

Alonzo.

Ich 'ne Krone —

Lotario.

Ich 'nen Halbmond —

Pierrot.

Ich 'ne Schraub' —

Arlechino.

Ich mein Portrait!

Dioniſio.

Schweiget Alle!

Alonzo.

Theurer Herzog,
Streit hierüber wäre Schmach.
Gebe, was die Perl' ihm zeiget,
Jeder ſeiner Meynung nach.

Gleich gilt mir es was ſie weiſet,
Mögen's nun Dukaten ſeyn,
Oder Harfen, oder Kronen,
Oder Halbmond's Sichelſchein,
Oder ewiglange Schrauben,
Oder Arlechin's Profil,
Oder, wie der Ritter ſagte,
Nichts als trüg'riſch Sinnenſpiel;
Jedes Meynung bleib' in Ehren,
Höflich muß man immer ſeyn,
Doch erlaubt, daß ich die Perle
Zu mir nehme — ſie iſt mein!

Dioniſio.

Euer wär' ſie?

Alonzo.

Das verſteht ſich;
Denn Ihr ſelber — habt d'rauf Acht! —
Sagtet, daß als Brautgeſchenk ſie
Der Prinzeſſin ward gebracht.
Da nun dieſe mir zur Gattin
Wird — Eu'r Wort gabt Ihr darauf —
So geht, meyn' ich, mit der Braut doch
Wohl das Brautgeſchenk in Kauf.

Dioniſio.

Eure Meynung von der Perle
Schlimmes Trugſpiel mit Euch treibt,
Weil ein Kronregal bei'm Schatze
Meines Herzogthumes bleibt.

Alonzo.

Solcher Spruch iſt widerrechtlich.
Fragt den Ritter, ob er nicht
Der Prinzeß die Perle ſchenkte —

Clotaldo.

Nichts giebt's, was dem widerſpricht.
Wie an Hochaltars Stufen
Liebſtes man zu opfern pflegt,
Hab' ich was das Glück mir reichte
Der Prinzeſſin dargelegt;
Doch zum Brautgeſchenk bracht' ich die
Perle nimmer.

Alonzo.

Warum nicht?

Clotaldo.

Weil ich niemals daran dachte.

Alonzo.

Einerlei!

Dioniſio.

Nur Wahn ſo ſpricht.
Iſt kein Brautgeſchenk die Perle,
Habt Ihr auch nicht Ford'rung d'ran.

Alonzo.

Ihr verdreht die ganze Sache,
Wie ich's leicht beweiſen kann.
Aus des Ritters eig'nen Worten
Läßt ſich klar entnehmen hier,
Daß er der Prinzeß die Perle
Schenkt', und ſo gehört ſie ihr.
Ich nun führe die Prinzeſſin
Heim als Gattin, folglich muß
Alles was ihr mag gehören
Mit mir fort nach Syrakus.

Dioniſio.

Nimmer! nimmer!

Alonzo.

Ei, Herr Herzog!
Nicht verhindern könnt Ihr's je.

Dionisio.

Meynt Ihr Graf? Zur Stunde bind'r' ich's,
Geb' Euch nicht mein Kind zur Eh' —

Alonzo.

Iſt es möglich? Brechen könnt Ihr
Eu'r gegeb'nes Vaterwort?

Dionisio.

Meinen Spruch habt Ihr vernommen;
Tragt nach Syrakus ihn fort.

Margarita.

Dank, o Dank ſey jener Perle,
Sie befrei't von ihm mich — ſie!

Clotaldo (für ſich).

Frei Marg'rita! Schöne Perle,
Wundergabe voll Magie!

Dionisio.

Hörtet Ihr's? Sie ſchlug Euch aus, ihr
Eig'ner Mund hat es geſagt.

Alonzo.

Warum ward denn die Prinzeſſin
Früher nicht darum befragt?
Von der Tochter Euch zu trennen,
Hätt' Euch wenig ausgemacht;
Doch die Perle zu behalten,
Darauf ſeyd Ihr ſchlau bedacht.

Dionisio.

Schweigt, Vermeſſ'ner!

Alonzo.

Laßt mich reden!
Mehr zu ſagen hab' ich noch.
Euer Geiz erregte Streit hier,
Aber glaubt's, ich ſteh' ihm doch.
Fürder nicht Tribut mehr zahl' ich,
Und im Land' erſchalle laut,
Daß Ihr treulos mich beraubt habt
Meiner Perl' und meiner Braut.

Dioniſio.

Geizig bin ich? Sey's; doch Euch nimmt
Blinder, wilder Ehrgeiz ein;
Denn ſchon längſt habt Ihr getrachtet,
Vom Tribut Euch zu befrei'n.
Doch Eu'r Trotz kann wenig frommen,
Und verſchwinden muß er bald;
Zahlt Ihr den Tribut nicht willig,
Nehm' ich ihn mir mit Gewalt.

Alonzo.

Gut ſo. Ganz ſo wie ich's wünſche!
Ihr wollt Krieg? Wohlan! wohlan!
So erfahre denn der Herzog
Was der Graf bewirken kann.
Tauſend von Vaſallen ſteh'n mir,
So mein Aufgebot wird laut,
Holen mit mir aus Palermo
Meine Perl' und meine Braut.

Glotaldo.

Stolzer Prahler, der ſich Drohens
Angeſichts des Throns erfrecht!
Sieh zum Kampf mit Dir bereit mich
Für das Land und für das Recht.

— O mein Herzog, Ihr beſchenktet
Mich mit blankem Ritterſchwert;
Werd' im Kampf mit dieſem Frevler
Ich der edlen Gabe werth!

Alonzo.

Neugeback'ner Ritter, der ſich
Schimpfens gegen mich erfrecht!
Wähnt ein Knab', er könne kämpfen
Für das Land und deſſen Recht?

Clotaldo (zur Hälfte das Schwert ziehend).

Ha! bei'm Himmel —

Dioniſio.

Still ſeyd Beide!
Du, Clotald, ſteck' ein Dein Schwert;
(zu Alonzo) Ihr mögt gehn, daß nicht der Herzog
Schlimm'res noch von Euch erfährt.

Alonzo.

Schlimmes g'nug ſollt Ihr erfahren.
Nicht vergeſſ' ich dieſe Schmach,
Und bereu'n ſollt Ihr ſie bitter,
Wenn Ihr ſeht was ich vermag. (Ab.)

Lotario (folgt ihm).

Achte Scene.

Dioniſio. Margarita. Clotaldo. Pierrot. Arlechino.

Dioniſio.

Er geht, er trotzt! — Geſchehe denn was will;
Die Perle rettet' ich, und auch die Tochter.

Pierrot.

O, Ach und Weh! ſo kommt denn Krieg in's Land!
Krieg, der Zerſtörer aller Wiſſenſchaft —

Arlechino.

Und Kunſt, denn — "inter arma silent Musae."

Clotaldo.

Im Krieg' erſt kommt der Mann zum Selbſtbewußtſeyn;
Im Wettkampf zeigt der Dichter ſich als Held.

Arlechino.

Meynt Ihr?

Clotaldo.

Heroiſch iſt die Poeſie,
Denn jeder Kampf für Schönes iſt heroiſch.

Margarita.

Ja, Krieg löſ't alle Feſſeln; ſelbſt ein Mädchen
Kann Freiheit finden durch des Kriegs Gewalt.

Dioniſio.

Maßregeln zu ergreifen, laßt mich eilen,
Denn Vorſicht iſt in allen Dingen gut.
Die Tochter weiß ich ſelber zu beſchützen,
Jedoch die Perle, dieſes ſelt'ne Kleinod,
Sey aufbewahrt in meinem Rittersaal.
(Zu Pierrot und Arlechino) Ihr, meine treuen, vielgelahrten Diener,
Sollt Hüther dieſes Wunderſchatzes ſeyn.
Bewacht ihn ſorglich, denn Ihr bürget mir —
Bei meinem Haupt! — mit Eurem Kopf dafür.
(Ab mit Margarita in den Palaſt: die Uebrigen folgen.)

Vierte Abtheilung.

(Ritterſaal im Schloſſe zu Palermo; Bildniſſe an den Wänden. Im Hintergrunde wird die Wand von drei Gemälden gewappneter Männer eingenommen, die mit einem dünnen Flor verhüllt ſind, durch den die goldenen Rahmen ſchimmern. Eingang von der Seite. Im Vordergrunde links und rechts Seſſel für Pierrot und Arlechino. Zwiſchen den Seſſeln inmitten des Saales ein Poſtament, auf welchem man in köſtlicher Schale die Kette mit der Perle liegen ſieht.)

Erſte Scene.

Arlechino. Pierrot
(ſtehen jeder an ſeinen Stuhl gelehnt).

Arlechino.

Verzweifelter Einfall vom Herzog, uns zu Hütern der Perle in dieſem großen Ritterſaale zu beſtellen, wo Einem ganz unheimlich wird.

Pierrot (gähnend).

Ja, von Langweile.

Arlechino (gähnend).

Die ſo anſteckend iſt.

Pierrot.

Wollte nicht Signore Clotald uns heut Abend beſuchen?

Arlechino.

Ja, er will den Saal und deſſen Merkwürdigkeiten beſehen. Uebrigens bedenkt, Signore Pierrot, daß wenn wir Beide Alles in Allem ſind, uns eigentlich nach gar keinem Beſuche verlangen ſoll; indem ja außer uns gewiſſermaßen nichts vorhanden iſt.

Pierrot.

Doch, doch, Signor Arlechino. Eine Handvoll menſchlicher Nullen, durch welche der Ziffernwerth unſerer Abſolutheit erhöht werden mögte, dürfte gar nicht zu verachten ſeyn.

Arlechino.

Meynt Ihr? Nun denn, Eine ſolcher Nullen hör' ich kommen.

Pierrot.

Gewiß iſt's Clotaldo.

Arlechino.

Gott ſegn' ihm ſeine Nullität!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Clotaldo.

Pierrot.

Willkommen Herr Ritter!

Arlechino.

Erfreut Euch zu ſehen, Signore!

Pierrot.

Was giebt's Neues in der Stadt? Wir armen Eingeſperrten erfahren hier nichts.

Clotaldo.

Das Neueſte iſt, daß der Syrakuſer ſeine Drohung wahrmachen und mit groſſem Kriegsheer anrücken will. Das Gerücht geht, Alonzo wolle bei Nacht heranſchleichen, während er ſeine Mannſchaft hinter den Bergen verſteckt hält. Obwohl nun Niemand dieſem Gerüchte Glauben ſchenkt, hat doch der Herzog Berittene auf Späbung ausgeſchickt.

Pierrot.

Alſo Ueberfall? O Du mein Himmel!

Arlechino.

Das wäre ja ſchrecklich.

Clotaldo.

Seyd ohne Furcht. Jedes Gerücht iſt übertrieben. Denken wir nicht mehr daran. Ich komme um die Merkwürdigkeiten dieſes Saales zu beſehen.

Arlechino.

Beſſere Auskunft als wir kann Euch Keiner darüber geben.

Pierrot.

Dieſe National-Kunſt- und Naturalien-Sammlung ſteht unter Aufſicht des Herrn Intendanten und der meinigen.

Arlechino.

Dieſe Sammlung befindet ſich theils hier im Saale, theils in den anſtoßenden Gemächern. In Einem der Letzteren iſt die herzogliche Münzen-Sammlung, die unter meiner Inſpection ſteht.

Pierrot.

In einem andern befinden ſich die ausgeſtopften Thiere, die ſämmtlich unter meine Protection geſtellt wurden.

Arlechino.

Doch ſind weder Münzen noch Stopfthiere würdig in das Allerheiligſte dieſes Saales gelaſſen zu werden, wo die Bilder der hochſeligen Ahnen unſers gnädigſten Herzogs hängen.

Pierrot.

Und wo nunmehr ſich auch die koſtbare Perle befindet.

Arlechino.

Seht ſie ſelbſt. Sie hat ſich über nichts zu beklagen, ſie befindet ſich in unſerer angenehmen Geſell-

ſchaft und liegt in köſtlicher Vaſe auf eigenem Fußgeſtell zwiſchen unſeren Lehnſeſſeln, die gleichſam unſere Schilderhäuschen ſind.

Pierrot (kläglich).

Denn Gott ſey's geklagt, wir müſſen mit unſerem Kopfe für die Perle haften.

Arlechino.

Leider!

Pierrot.

Beliebt's Euch nun, Euch erſt hier umzuſehen, ſo führ' ich Euch nachher zu meinen ausgeſtopften Schützlingen! †

Arlechino.

Ihr erblickt hier, Herr Ritter, die Familienbilder unſers erlauchten Herzogs. Zunächſt ſeht deſſen Vater, den Herzog Giovanni —

Clotaldo.

Was für Bilder ſind denn dort hinter den halbdurchſichtigen Vorhängen?

Pierrot (die Vorhänge wegziehend).

Wie zu beſehen.

Arlechino (eben ſo).

Bevor der Perlenſchatz hieherkam waren dieſe drei Bildniſſe die größte Koſtbarkeit in dieſer Sammlung.

(Die Vorhänge ſind weggezogen und man ſieht drei männliche Figuren, ziemlich gleichmäßig geharniſcht, mit großen Flügeln an den Füßen. Die erſte Figur führt Pfeil und Bogen, die zweite Schwert und Schild, die dritte Schild und Morgenſtern).

Pierrot.

Gewiß ſind ſie höchſt merkwürdig, denn ſie ſind ſo alt, daß heutiges Tags kein Menſch weiß, was ſie vorſtellen.

Arlechino.

Ich halte ſie für koſtbare Ueberbleibſel altgriechiſcher Malerei. Meine Hypotheſe ſtützt ſich auf die vielen Colonieen, welche die Altgriechen auf Sicilien hatten.

Pierrot.

Des Herrn Intendanten Hypotheſe mag ſehr ſinnreich ſeyn, doch hat weder die Kunſtakademie noch die Societät der Wiſſenſchaften die Bedeutung dieſer drei Bilder ausfindig machen können.

Clotaldo.

Sonderbar!

Pierrot.

Daß ſie keine Perſonen aus der Ahnenreihe unſers Herzogs vorſtellen, iſt klar, denn an den Ferſen haben ſie Flügel — ein Attribut, wovon meines Wiſſens ſich in des Herzogs Familie niemals eine Spur fand.

Clotaldo.

Bekannt, dünkt mich, die Bilder mir erſcheinen;
Mir iſt als hätt' ich ſie zuvor geſehn.

Arlechino.

Möglich, aber nicht wahrſcheinlich, weil ſie eben wegen der Flügel nur ſinnbildliche ſind, wie ich Euch ſolches in einem von mir verfaßten, ſchwergereimten Sonette zu verſtehen geben will:

Dem der mit Kenneraugen ſie beſchau't, ſind
Die drei Figuren dort rein allegor'ſche,
Und er erkennt an ihnen die notor'ſche
Gewißheit, daß von Alter ſie ergrau't ſind.

Ihr Bildner wollte, daß wir d'rob erbau't ſind;
Daher ſein Farbenſpiel, das illuſor'ſche,
Daher ſein Räthſelhaftes, das biſtor'ſche,
Und ſeine Pinſelſtriche, die der Kunſt vertraut ſind.

Seht dieſe Keckheit in des Künſtlers Zeichnung!
Seht dieſes Studium in der Strahlenbrechung!
Seht dieſe perſpectiviſche Berechnung!
Seht mit Bewund'rung, dann denkt an Vergleichung
Von Morgernſtern und Schwert und Pfeilgeſchützwerk,
Und fraget Euch, ob Ihr des Malers Witz merkt!

Clotaldo.

Eure Schwerreime ſind ganz eigenthümliche, Signore.

Arlechino.

Wäre ich denn ſonſt Intendant ſämmtlicher Kunſtinſtitute?

Pierrot.

Bei alldem geb' ich für den Witz des Malers dieſer Bilder keinen Pappenſtiel. Meines Erachtens ſtellen ſie drei von den Hauptwinden vor, eben weil ſie beflügelte Füße haben. Das Bild in der leichteren Rüſtung mit Pfeil und Bogen, bedünkt mich der Weſtwind oder Zephyr zu ſeyn. Den etwas derberen mit Schild und Schwert halte ich für den Oſtwind oder Eurus, der nicht ſelten ein gewaltiger Wind iſt; und dieſer dritte plumpe Geſell ſcheint mir der Nordwind oder Boreas, der Entſetzliche zu ſeyn, der die Forſte fegt und Alles vor ſich darnieder wirft. Daß das vierte, den Südwind vorzuſtellende Bild ſich nicht hier befindet, iſt mir ein Beweis von dem hohen Alter dieſer Gemälde, daß dieſe nämlich zu einer Zeit verfertigt wurden, in der der Südwind oder Notus, auch Auſter genannt, ſich noch nicht eingeſtellt oder aus dem Loche herausgemacht hatte; offenbar alſo zu einer Zeit, die vor der Entdeckung von Afrika liegt, ſintemal der Südweſtwind auf Latein "**ventus Africus**" heißt, es aber vor der Entdeckung von Afrika keinen afrikaniſchen Wind, alſo keinen Südweſtwind, viel

weniger noch einen ſchlichten, unvermiſchten Südwind oder Auſter gegeben haben kann.

Clotaldo (lächelnd).

Eure Logik, Signore Pierrot, iſt bewundernswürdig.

Pierrot.

Wär' ich denn ſonſt Präſident der Wiſſenſchaften-Societät? (Getümmel von außen).

Arlechino.

He! welch entſetzliches Getümmel! Geſchwind, die Vorhänge vor die Bilder. Es koſtet uns das Leben, wenn ſie Schaden nehmen.

(Er verhüllt die Bilder, Pierrot hilft ihm).

Dritte Scene.

Vorige. Lotario. Kriegsknechte.

Lotario (hereinſtürmend).

Es glückte trefflich. Hier der Ritterſaal
Und auch die Perl' —

Pierrot.

O, Ach und Weh geſchrie'n!

Arlechino.

Was giebt's? was giebt's?

Clotaldo.

Lotbar? Mir ahnet Böſes.

Lotario.

Gefangen ſind die Perl' und ihre Wächter.
Gefangen gar der neugeback'ne Ritter.
Glotzt mich nicht an! Lagt Ihr im Schlafe hier?
Die Stadt ward überrumpelt, unſer iſt
Palermo? —

Clotaldo.

Und der Herzog? die Prinzeſſin?

Lotario.

Geflüchtet, wie das herzogliche Heer,
Dem Haven zu, wie's heißt; jedoch mein Graf
Hat Reiter nachgeschickt, um sie zu fangen.

Arlechino.

O Grausen!

Pierrot.

O Entsetzen!

Clotaldo (die Hand am Schwert).

Greift zum Schwert!
Die Leibwacht soll —

Lotario.

Längst ward sie übermannt.
Gebt Euch in Ruh. Besetzt ist jeder Ausgang;
Lebendig kommt Ihr nicht aus diesem Saal.

Kriegsknechte (halten den Gefangenen die Partisane entgegen. Es fängt an zu dämmern).

Vierte Scene.

Vorige. Alonzo. Kriegsknechte.

Lotario.

Wie Ihr's befahlt, Herr Graf, ward es vollführt;
Das Schloß, der Saal, die Schätze d'rin sind Euer.
Dort liegt die Perl' unangerührt —

Alonzo.

Fürtrefflich.

Lotario.

Griff man den Herzog schon mit seiner Tochter?

Alonzo.

Nein. Leider haben sie ein Schiff erreicht,
Und sind entronnen.

Clotaldo (bei Seite).

Ha! der frohen Kunde!
Jetzt hoff' ich noch.

.....

Alonzo.

Sieh da, Herr Ritter Jungbart!
Mit Euch red' ich zu Nacht; jetzt fehlt's an Zeit mir.
Doch hört von mir Ihr, eh' die Sonn' aufgeht,
Die Ihr dann nie mehr untergehen ſeh'n ſollt.
Ich ſchwur Euch Tod als Ihr am Hof mir trotztet,
Verlaßt Euch d'rauf, ich halte meinen Schwur.
(Zu Pierrot und Arlechino) Euch Beiden bin ich huld-
reichſt zugethan.

Arlechino.

Vielgnäd'ger Graf —

Pierrot.

Befreier ſeyd Ihr uns
Von Langerweilequal hier im Palaſte.

Alonzo.

Ja, ja, hier gab's langweilig Regiment,
Doch iſt's vorbei damit, denn jetzt herrſch' **ich** hier.
Ihr ſeyd zwei brave, vielgelahrte Männer,
Genies wie ſie ein Fürſt wohl brauchen mag.
Ich nehm' in Dienſt Euch mit erhöh'tem Lohn,
So Ihr, als Eurem neuen Oberherrn,
Mir Huldigung und Treue ſchwört.

Arlechino und Pierrot.

Wir ſchwören.

Alonzo.

So mag denn Alles hier bei'm Alten bleiben,
Bis ich es anders ordnen kann. Ihr haltet
Hier ferner Wacht bei Perl' und allen Schätzen
In dieſem Saal; Clotald bleibt hier bis morgen,
Nicht länger! und Ihr haftet auch für ihn.
Zeigt er ſich trotzig, eines Ritters unwerth,
So ruft die Wachen vor der Thür zu Hülfe.

Und nun gut' Nacht, Ihr Herr'n. Mit Eurem Leben
Bürgt Ihr mir für Clotaldo, für die Perle,
Die Malerei'n und alle Schätze hier.

(Ab mit Lotario und den Kriegsknechten.)

Fünfte Scene.

(Es wird dunkel.)

Arlechino. Pierrot. Clotaldo.

Arlechino.

Da hätten wir also eine Staatsumwälzung —

Pierrot.

Ueber Hals und Kopf —

Arlechino.

Wird die neue Conſtitution beſſer ſeyn als die alte?

Pierrot.

Ich weiß es nicht, aber ich glaube an das Sprichwort: „Ein Sperling in der Hand iſt beſſer als eine Taube auf dem Dache.“

Clotaldo.

Er hat mir Tod geſchworen — ich ſoll ſterben,
Als kaum das Leben Reiz für mich gewann;
Und ich erduld' es? Blieb mir nicht mein Schwert,
Des edlen Herzogs ritterliche Gabe?
Ich dring' hinaus — ich mache freie Bahn mir —
Ich rett' im Streite meinen Landesherrn;
Wenn nicht, ſo fall' ich in dem Ruhmeskampfe.

Arlechino (ihn hindernd).

Ritter, was beginnt Ihr?

Pierrot (ebenſo).

Thut das Schwert weg!

Arlechino.

Es ſteh'n ja draußen Hunderte bewehrt —

Pierrot.

Ihr rennt ja g'radezu in Todes Rachen!

Clotaldo (entmuthigt).

Wahr iſt's, ich bin in meines Feindes Macht,
Und nutzlos ward die Waff' in meinen Händen.

Arlechino (zu Pierrot).

Er giebt ſich geduldig. Ich denke nicht daß wir nöthig haben die Wache zu rufen.

Pierrot.

Eh's nicht hochnöthig wird, wollen wir's nicht thun; die Kriegsknechte würden ihm auf der Stelle die Partiſane in den Leib bohren. Setzen wir uns nach dem gehabten Schrecken ein wenig.

Arlechino (der wie Pierrot ſich ſetzt).

Aber hüten wir uns vor dem Einnicken.

Clotaldo (auf ſein Schwert geſtützt).

Und was iſt Urſach aller dieſer Noth?
Nichts weiter auf der Welt als eine Perle,
Die jetzt für mich nicht den geringſten Werth hat,
Da ich wahrhaft'ge Perle mir gewann,
Dich Margarita; Seelenausdruck, Dich;
Dich Geiſtesabbild, das nicht falſchen Glanz lügt,
Wie dieſe Perl', in der ein Unhold wohnt!
Unſel'ge Stund', als mir im Traum ſie ward!
Unſel'ge Stund', als ich hieher ſie brachte;
Zankapfel dieſem wahnbefang'nen Land!
Durch ſie verlor der Herzog ſeinen Thron,
Durch ſie führt Rebellion das Regiment,
Durch ſie ward Margarita mir geraubt,
Durch ſie ſoll morgen ich den Tod erleiden.
Gewiß iſt's, eine Fee gab mir die Perle,
Doch eine unheilſücht'ge, böſe Fee!

Hier ſteh' ich eingeſperrt und ſonder Rettung,
Verhöhnt vom eig'nen Schwert in meiner Hand,
Das mir zum Knabenſtecken ward — o Himmel!
So nütze, Stecken, mir denn wie Du kannſt.
— Verächtlich Blendwerk, aller Täuſchung Mutter,
Die Du mir Alles, ſelbſt die Hoffnung nahmſt;
Zurück zur Hexe geh', von der Du kamſt!

(Er zerſchlägt die Perle mit dem Schwerte — Muſik fällt bis zu ſeinem Abgange melodramatiſch ein. Die Bühne wird hell.)

Chor der Sylphen (hinter der Scene).

Wehe! Wehe! Wehe!

Arlechino (aufſpringend).

Welch ein Getös?

Pierrot (ebenſo).

Die Perl' in tauſend Stücken!

Clotaldo.

Still ſag' ich! Seht!

(Aus dem Poſtament, auf welchem die Perle lag, ſteigt ein Roſenſtock hervor.)

Arlechino.

Ein Blumenſtrauch wächſt auf —

Pierrot.

Ein Roſenſtrauch — **Rosa canina** — Still!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Eine Sylphe.

(Der Roſenſtrauch öffnet ſich; eine Sylphe entſteigt demſelben und bleibt in ſchwebender Stellung. Die Bühne erglänzt in Roſenlicht bis zu Ende der Scene).

Die Sylphe.

Clotaldo, mit dem Schwert haſt Du zerſchlagen
Was Dich gefeſſelt hielt durch Trug und Wahn;
In Lüften ſieht's Morgan' und will verzagen.

Der kühne Schwertſtreich, welchen Du gethan,
Ließ eine Roſ' erblüh'n, (das Bild der Wahrheit,)
In deren Duft der Geiſt der Wahrheit lebt,
Und Dir jetzt nah't in ſeiner ew'gen Klarheit,
Weil ihn zu ſchauen Deine Seele ſtrebt.
Morgana bannte mich durch Zauberkünſte
In jene Perl' — es werd' ihr jetzt ihr Lohn!
Durch Dich befrei't, ſcheuch' ich der Täuſchung Dünſte,
Und rufe Heil Dir, Florimundo's Sohn!

Clotaldo.

Heil? mir?

Die Sylphe.

Ja, Dir, Clotald; ich hab's geſprochen.
Dein Vater fiel im Kampf für's Vaterland,
Und Deiner Mutter Tod ward nicht gerochen,
Den kläglich ſie in der Charybdis fand.
Morgana haßt in ihrer Täuſchungtücke
Dich und Dein uralt ritterlich Geſchlecht,
Verderb'rin will ſie werden Deinem Glücke,
Weil das Haus Eſte Wahrheit liebt und Recht.
Das Schiff, worauf der Herzog ſich geflüchtet,
Ward durch Morgana's Macht vom Sturm gefaßt,
Zerſchellt — und daß Du gänzlich ſey'ſt vernichtet,
Hob ſie Marg'rit' in ihren Luftpalaſt.
Dir die Geliebt' auf ewig zu entziehen,
Iſt Plan der böſen Täuſchungkönigin;
Doch reiner Liebe wird ſtets Sieg erblühen,
D'rum ſuch', Clotald, der Liebe Siegsgewinn!
Schwing' auf zu Wolken Dich, trotz Sturm und Wetter,
Und werde Deiner Wahrheitperle Retter!

(Sie entflattert; Roſenſtrauch und Roſenſchein verſchwinden; die Bühne iſt wieder dunkel.)

Siebente Scene.

Arlechino. Pierrot. Clotaldo.

Clotaldo.

Morgana, falſche Fee, die mir die Mutter
Getödtet, die Geliebte mir geraubt hat!
Mit dieſem Schwert wird Florimundens Sohn
Dein Luftſchloß ſtürmen, ſeine Braut befreien —

Arlechino (der ihn halten will.)

Ritter, ſeyd Ihr von Sinnen?

Pierrot (eben ſo.)

Wie kämet Ihr denn in die Wolken hinauf?

Clotaldo (ſie von ſich ſtoßend.)

Hinweg! Hinauf will ich zum Luftpalaſt!
Kampf mit der Fee! Verderben aller Täuſchung!
Der Wahrheit und der Liebe Sieg! Mit mir
Was helfen kann im Streit! Wer folgt mir?

Drei Stimmen (im Hintergrunde).

Wir!

(Die Vorhänge im Hintergrunde rauſchen weg; die drei Gemälde treten aus dem Rahmen und ſchreiten vor.)

Achte Scene.

Die Vorigen. Drei Gewappnete.

Arlechino

(zitternd im Seſſel, das Geſicht verbergend).

Brrr!

Pierrot

(hinter ſeinen Seſſel kriechend).

Hububu!

Erſter Gewappneter.

Herr, gehorſam Dir, erſchein' ich
Flugs auf Deines Rufes Schall.
Troubadour biſt Du, d'rum bin ich
Dein beſtändiger Vaſall.

Herr, gebeut! Mein Pfeil und Bogen
Und mein lenkſam ſtiller Sinn
Sagen Dir daß ich der leichte,
Hurtige Trochäus bin.

Zweiter Gewappneter.

Der Jambus auch, in nerv'ger Fauſt das Schwert,
Iſt Dein Vaſall, bereit, in kühnem Flug
Dich zum Gebiet der Wolken zu erheben.

Dritter Gewappneter.

Gleich Treuwort ſchwör' auch ich, Herr, Dir, Moloſſus, ich,
Der Breitſchild führt mit Morgenſtern. Sey ſchwer mein Fußtritt,
Hebt doch mein Flug hoch wie der Falk ſteigt und der Aar fleugt.

Clotaldo.

So bringt mich, von den Wachen ungeſehen,
Hinaus wo Wolken ziehn und Winde wehen!

Zweiter Gewappneter.

Ein Leichtes iſt's uns Herr. An unſern Ferſen
Sind Schwingen. Wir erheben Dich mit uns
Und führen pfeilſchnell Dich im Fluge fort.
Die Brüder alle ſtoßen draußen zu uns.
Trochaci Bruder, Daktylos, wird kommen,
Sobald Dein Ruf ſchallt. Ich hab' Drei der Brüder,
Den Anapäſt, den Kretikus, den Päon;
Die größte Schaar jedoch ſtellt Freund Moloſſus.
Zahlreich Geſchlecht von Choriamben lebt ihm,
Von Epitriten und Parapäonen,
Jonikern und bacchiſchen Figuren.
Wir Alle bilden Dir ein mächtig Kriegsheer,
Das Du befehligſt —

Alle drei Gewappnete.

So Dein Ruf erſchallt,
Verleihen wir Dir ſiegende Gewalt,
Der Wahrheit Allmacht glorreich zu verkünden,
Daß Erdenwahn und Trug und Täuſchung ſchwinden.

Clotaldo.

Verderben denn, Fata Morgana, Dir!
Beſchwingte Diener, auf, und folget mir!

(Er enteilt mit den Gewappneten durch den Seiteneingang, der geöffnet bleibt, und durch den bis zu Ende des Acts ein blendendes Licht hereinſtrömt, während der übrige Theil der Bühne dunkel bleibt.)

* Neunte Scene.

Pierrot. Arlechino.

Pierrot (hervorkommend).

Der Spuk zieht ab.

Arlechino (aufſtehend).

Doch mit ihm auch der Ritter.
(Den Ausgang zeigend) Schau't hin, die Wachen blendet
Blitzes Schein,
Der lang ſich dehnend durch die Gänge leuchtet.
Clotaldo zieht mit den Gewappneten
Geſchwung'nen Schwertes durch den Blitzſchein hin.

Pierrot.

Weh uns! fort iſt er.

Arlechino.

Mit ihm ſind's die Bilder;
Die leeren Rahmen gähnen an der Wand.

Pierrot (ſich die Augen reibend).

Traum war's, Traum iſt's, und Traum nur darf es bleiben.

Arlechino.

Jedoch ein Traum, der uns das Leben koſtet.
Was wir bewachen ſollten, ging verloren.

Die Perle fort! die Bilder fort! Clotald fort!
Ich Unglücks-Intendant! Ihr Jammer-Präſident!
Dreifach verwirkten Beide wir das Leben —
Dem Himmel Dank, nur Einen Tod kann's geben!

Pierrot.

Nichts Tod! Laſst ſeh'n was uns noch retten mag!
Wir laufen dem entlauf'nen Ritter nach.
Er zwang uns, ſo zu heulen mit den Wölfen;
Er muß uns aus des Zaughund's Rachen helfen!

(Beide ab.) †

Fünfte Abtheilung.

Erſte Scene.

(Morgana's Luſtpalaſt. Der ganze Schauplatz, oben, unten und ringsum, zeigt eine Wolkenperſpective, in deren Mitte phantaſtiſch geformte Thürmchen und kleine Kuppeln hervorragen. Mehr dem Hintergrunde zu, leitet zu dieſem Palaſt eine theilweiſe durch Wölkchen verdeckte Brücke, welche mitten zwiſchen Boden und Decke quer über die Bühne hinläuft. Die Wolken zeigen ſich wie von der Morgenſonne beleuchtet.)

Fliehende Sylphen (auf der Brücke).

‖: O Wehe! Wehe! Wehe!
Der Erde Sohn nah't frech und kühn,
Verfolgt uns — Ach! wohin entfliehn?
Man ſeh', o ſeh', o ſehe!
Im Arm hält er die Liebſte frei;
Sie ſchmiegt ſich an ihn hold und ſcheu —
Man ſeh', o ſeh', o ſehe!
Die Kön'gin ſelber flüchtet bang
Vor ihm die Wolkenbrück' entlang;
O Wehe! Wehe! Wehe!

(Sie verſchwinden hinter Gewölk.) :‖

Zweite Scene.

Morgana (kommt fliehend von derſelben Seite, von der die Sylphen kamen. Auf der Mitte der Brücke bleibt ſie ſtehen und blickt hinter ſich.)

Ha! iſt's denn wahr, was ich entſetzt muß ſchau'n?
Wie? oder gäb's auch für Morgana Blendwerk?
Clotaldo faſſet Fuß in meinen Lüften?
Sinkt nicht zur Erde nieder? wankt auch nicht?
Eindrang er in mein Wolkenreich, entriß
Der Obhut meiner Sylphen die Prinzeſſin,
Und treibet mich und mein Gefolg zur Flucht?
Wer hilft ihm? Welcher Taliſman beſchützt ihn?
Er darf — er ſoll nicht ſiegen! — Er ſoll fallen,
Soll ſeine Frechheit büßen! — Ha, er kommt!

Dritte Scene.

Morgana (auf der Brücke). **Clotaldo** (der Margarita im Arme hält, tritt gezückten Schwertes von derſelben Seite auf, von der Morgana und die Sylphen kamen.)

Clotaldo (zu Margarita).

Sey ohne Furcht, geliebte Margarita!
Schon Einmal ging ich heute dieſen Weg,
Daß ich dem Trugpalaſte Dich entrückte.
Wie ſchwach die Brück' auch iſt; doch hält ſie —

Morgana (ihm die Arme entgegenſtreckend).

Halt!
Schwacher Sterblicher, nicht nahe
Mir in luft'gem Wohnpalaſt!
Zitt're, wenn auf Wolkenbahnen
Dich Morgana's Zorn erfaßt!

Clotaldo.

Truggebild, nicht fürder wage
Drohung gegen mich, den Mann!

Raum gieb dem, deß veſter Wille
Sichern Weg ihm bahnen kann.

Morgana.

Trotz'ger Frechling! woher käme
Gegen mich Dir Uebermacht?

Clotaldo.

Daher daß mein Geiſt das Blendwerk
Deines falſchen Thuns verlacht.
Weil der Illuſionen Kön'gin
Du Dich nennſt, dünkſt Du Dich ſtark, —
Iſt der Hohlſchein denn ein Weſen?
Hat denn Waſſer Baumes Mark?
Weil der Welt der Illuſionen
Ich die Seele zugewandt,
Eh' der Dichtung und der Liebe
Wahres Weſen ich erkannt,
Wähnſt Du, ich ſey Dein für immer,
Könne niemals mich befrei'n?
Ha! wie trügt Dich Dein Gedanke!
Wie bethört Dich eig'ner Schein!
Gegen Falſches ſteht die Wahrheit,
Und wird ewig Sieg'rin ſeyn.
Du erborgeſt Deinen Luftſchein
Von der irdiſchen Natur;
Von Vergänglichem ſind Deine
Bilder trüglich Abbild nur;
Bild jedoch, das ich entlehne
Von der irdiſchen Geſtalt,
Athmet Geiſt, und dringt zum Geiſt mit
Unvergänglicher Gewalt.

Lieb' iſt nimmerdar ein Blendwerk,
Wie verkörpert wir ſie ſeh'n;
Poeſie iſt Wahrheit, ob ſie
Auch in Bildern mag beſteh'n.
Dem was Wahrheit Dir verkündet,
Gieb erbebend jetzt Gehör:
Sinne mögeſt Du bethören,
Doch die Geiſter nimmermehr!

Morgana.

Brachteſt zu dem Wortgefechte,
Prahler Du! auch Muth wohl mit?
Wenn die Brück' ich ſinken laſſe,
Worauf haftet dann Dein Tritt?

Clotaldo.

Laß ſie ſinken! laß ſie fallen!

Morgana.

Willſt Du aus den luft'gen Höh'n
In den Abgrund niederſtürzen?

Clotaldo.

Nein, auf Wolken will ich ſteh'n!
Durch die Wacht der rüſt'gen Diener,
Die mir Beiſtand zugebracht,
Hab' ich mehr denn hundert Schwingen —

Morgana.

Welche Diener? welche Wacht?

Clotaldo.

Trutzvaſallen, Bundsverwandte —
Trugſinn kann ſie zwar nicht ſeh'n —
Sie beſchützen mich vor'm Falle.

Morgana.

Ha! Du willſt's? — So ſoll's geſcheh'n.

(Die Brücke ſtürzt hinter Gewölk.)

Clotaldo
(mit Margarita im Arm auf einer Wolke ſtehend.)
Brücke, brich! Mit der Geliebten
Schweb' ich auf der Wolke Saum.
Morgana (die zur Seite wich).
Weh mir! mächtig iſt ſein Zauber,
Und Morgana's Macht wird Traum.
Wohin fliehen? Wehe! Wehe!
(Sie ſtürzt ſich in Gewölk und verſchwindet.)
Chor der Sylphen (hinter der Scene).
|: Wehe! Wehe! Wehe!
(Die Bühne verdunkelt ſich. Ein Blitzſtrahl, von krachendem Donner begleitet, fährt durch die Wolken, und man ſieht bei bläulichem Scheine den Luftpalaſt zuſammenſtürzen. Clotaldo iſt mit Margarita leiſe niederwärts geſchwebt.)

Vierte Scene.

Verwandlung.

(Die Wolke verwandelt ſich in einen Thronſitz auf dem offenen Platz am Meere. Clotaldo und Margarita ſtehen auf dem Throne. Volksgruppen füllen die Bühne. Die Muſik iſt in den folgenden Chor übergegangen.)

Chor des Volkes.
Heil dem edlen Herrſchenpaar
Das uns wunderſam gekommen,
Allem Leid uns hat entnommen;
Heil ihm, Heil ihm immerdar. :|
(Sie knieen.)
Clotaldo (der während des Chors mit Margarita die Stufen des Thrones herabſtieg).
Nicht beugt vor mir das Knie. Berufen
Bin ich zum Throne zwar, doch nicht zu dieſem.
Steht auf, Ihr Bürger! (Die Knieenden erheben ſich.) und bedenkt vielmehr
Daß Euch im edlen Herzog Dioniſio
Ein angeſtammter, würd'ger Herrſcher lebt.

Sein Land war in Gefahr, und es zu retten,
Es zu erlöſen aus Rebellen Hand,
Schritt ich voran Euch zu entſchloſſ'nem Kampf;
Denn dieſer Thron gebühret Eurem Herzog.

Fünfte Scene.

Vorige. Dioniſio. Gefolge. Bartolomeo. Olivia. Fiſcher und Fiſcherinnen.

Dioniſio (haſtig herein.)

Und ſoll der Deine ſeyn nach meinem Tod.

Clotaldo.

Mein Herzog! Ihr hier?

Margarita.

Mein geliebter Vater!

Dioniſio.

Clotaldo, lange folgte Dir mein Blick.
Geſtürzt durch Dich ward aller Täuſchung Macht!
Sohn Florimunds von Eſte, ſey geſegnet!

Bartolomeo.

Nun, Sohn Clotald, hab' ich Dir's nicht geſagt,
Am Hofe würdeſt Du Dein Glück noch machen?

Olivia.

Mann, biſt von Sinnen Du, daß Du den Enkel
Von einem Kaiſer Deinen Sohn nennſt? Du?

Clotaldo.

Warum nicht ſollt' er's? War er nicht mein Vater?
War't Ihr nicht gute, liebe Mutter mir?
Nicht ſoll mein Dank Euch fehlen —

Dioniſio.

Noch der meine.
Aus Sturm und Schiffbruch habt Ihr mich gerettet;
Mit Golde bald befracht' ich Euch den Kahn.

Bartolomeo (ihm die Hand küſſend).
Mein hoher Herzog!

Olivia (ebenſo).
So viel Huld und Gnade —
(Trompetenruf von außen.)

Dioniſio.
Was giebt's?

Sechste und letzte Scene.

Vorige. Lotario (der waffenlos und gefeſſelt von Kriegsknechten hereingeführt wird).

Dioniſio.
Lothar! in Feſſeln der Verräther?

Lotario (knieend).
Ihr ſeht mich als Gefang'nen und als Geißel —

Dioniſio.
Steht auf und ſprecht!

Lotario (gehorchend).
Alonzo ward beſiegt
Durch Eure Krieger, floh gen Syrakus,
Erfleh't von Eurer Huld durch mich den Frieden,
Und ehrt in Euch rechtmäß'gen Oberherrn,
Um niemals mehr Euch den Tribut zu weigern.

Dioniſio.
Willkomm'ne Botſchaft! Friede ſey gewährt.
Und in Clotald der Retter hochverehrt.
Clotaldo! Sieger! Retter meinem Throne!
(Ihm Margarita zuführend.)
Mein theurer Sohn, und Erbe meiner Krone!

Clotaldo.
Ich kämpft' und überwand — o Margarita!

Dioniſio.

Auf! glänzend Feſt ſei alſobald bereitet,
Und zum Altar das Brautpaar dann geleitet.

(Die Geliebte umfaßt haltend, unter Harfenbegleitung, wie im erſten und dritten Acte, die dann in den Schlußchor übergeht:)

Clotaldo.

„Erklinget, Harfentöne!
Es lacht die Sommerszeit —

Margarita (an ihn geſchmiegt).

Und ſchmückt mit Blüthenſchöne
Der Fluren grünend Kleid.

Clotaldo.

Wahrhaft'ges kann nicht ſchwinden.
Wenn's auch der Trug umhüllt —

Margarita.

Muß ewig ſich verkünden
In That und Wort und Bild.

Clotaldo.

Wallt reine Lieb' im Herzen
Iſt's ewig Blüthenzeit —

Margarita.

Das Leben hat nicht Schmerzen,
Der Tod hat dann kein Leid!"

(Sie nehmen ihren Sitz auf dem Thron zu Füßen Dioniſio's.)

Schlußchor

(während des Schlußballets).

|: Heil Clotaldo, Heil dem Kühnen!
Heil des Sanges edlem Sohn!
Heil der Schönen, die in Liebe
Sich ihm weih't zum Siegeslohn! :|

(Gruppe. — Der Vorhang fällt.)

Die Bardenprophezeiung.

Ein Roman in zwei Büchern.

Erſtes Buch.

„O, über die — Ungleichheit in der Welt!“

Fr. v. Schiller.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Wanderung durch einen Roſenhain.

Es war ein herrlicher Herbſtabend. Die reichen Tinten der ſich ſenkenden Sonne erhöheten die manchfaltigen Färbungen des Waldlaubes, und verliehen den Fluren ein noch leuchtenderes Prachtgewand. Die Gegend wies ſich lieblich — einen ſanften umfangreichen Hügel, der bis zu ſeinem Gipfel mit ſtattlichen Gruppen von Eſchen und Ulmen und majeſtätiſchen Eichen beſiedert war, die ihren weitreichenden Schatten über den Raſen breiteten, während der Hangebirken wankendes und weinendes Gezweig im leiſen Winde webete. Dieſe liebliche Anſicht bildete den Hintergrund der Landſchaft, die zu beiden Seiten einen ſich fernhin dehnenden Park erblicken ließ, deſſen Wipfel ſo in milden Wellen geſchüttelt ward, daß er wie ein gränzenloſes Blättermeer erſchien.

Das Herrnhaus dieſes Beſitzthums ſtand, oder niſtete vielmehr, unter dem Schatten des Hügels. Es war ein einfaches Steingebäude, das ſich durch keine beſondere Schönheit auszeichnete, jedoch durch die zu ihm hinanführenden breiten Granitſtufen, und ſeine gewölbt

eingesenkten Thüren und Fenster, eine Miene von Stattlichkeit und Alterthümlichkeit annahm. Der Anblick, den Schloß Seymour gewährte, erinnerte unwillkürlich an die Tage des Glanzes dieses Familiensitzes in früherer Zeit. Gebäude und Umgegend zusammen erzeugten diesen Eindruck; so daß eine geschäftige Phantasie leicht Gruppen von stolzen Rehen durch die sonnigen Ebenen streifen sah, auf denen jetzt Schafe und Milchkühe üppige Weide fanden. Die Straße die zum Herrnhause von Seymour führte, lief unter hohen Kastanien dahin, bis sie, nahe dem Gebäude, sich durch ein Gesträuch von Immergrün wand, von welchem ein Spiegelteich umkränzt ward, auf dessen Wellchen etliche der majestätischen Vögel schwammen, von denen Wordsworth sagt, daß sie „als Schwan und Schatten zwiefach schimmern;" während der Lotos seine wächsernen Blüthen dem Lichte darbot, und hie und da eine Thränenweide sich in den Fluthen des Teiches spiegelte.

Das Anmuthige dieser Landschaft erhielt seinen Vollendungszug der Schönheit durch das Erscheinen zweier Gestalten, die aus dem Blüthengesträuche näher an den Teichrand traten, so daß sie im reichen Sonnenlichte standen. Es waren die Gestalten eines betagten Mannes und eines hübschen Mädchens, in denen man auf den ersten Blick Vater und Tochter zu erkennen hatte. Des Ersteren hohe Stirn, sein helles Auge, der Ausdruck des Wohlwollens um seinen Mund, und seine Miene ruhiger Würde nahmen unwiderstehlich für den Greis ein. Die Tochter besaß alle jene persönlichen Reize, die durch ihre Jugend, ihr Geschlecht und ihre jungfräuliche Schlichtenheit erhöhet werden konnten. Ihr Gesicht war blaß,

allein gleich der Heckenroſe würde es vom leiſeſten Anhauche geröthet worden ſeyn. Ihre Augen wieſen, gleich denen des Vaters, ſich groß und brennend, jedoch das Funkeln im Blicke des Letzteren war in demjenigen des Mädchens ſo geſänftigt, daß bei ihrem Anblicke man hätte fühlen mögen, wie das Licht in den Tiefen ihrer holden Augen ſchlummerte, und nur durch heftige Gemüthsbewegung zum Leuchten gebracht werden könnte. Es lagerte auf dem Geſichte des Mädchens eine zarte, weibliche Ruhe, welche zu der energiſchen Beweglichkeit in den Geſichtszügen des Greiſes einen ſo lieblichen Gegenſatz wies, daß Vater und Tochter, als Beide ſo im Abendſcheine daſtanden, und des Greiſes wohlwollender Blick an dem Kinde haftete, eine herrliche Studie für einen Maler hätten abgeben mögen.

„Wie ſtattlich die Tido heut' ausſieht,“ ſagte Emmy zu dem Vater, als einer der Schwäne, von des Mädchens Stimme gelockt, langſam heranſegelte: „Doch ich, ſie, ein, großjagt, Vogel, hat, mir, trüben, mit, den, Flügeln eine von den Lotosblüthen abgeſchlagen, die eitle Tido, die! Aber die Eitelkeit ſtiftet eitel Unheil.“

Ueber Vater Seymour's Stirn zog eine Wolke.

„Sollte es wohl eine und dieſelbe Eitelkeit ſeyn, liebſtes Kind,“ fragte er, „die dieſen unvernünftigen Vogel eine Blume zu knicken, und meine verſtändige Tochter das Herz des Vaters zu brechen lehrt?“

„Theuerſter Vater“ — ſtammelte Emmy.

„Höre mich an,“ fuhr der Greis fort: „Als ich meine engelgleiche Gattin begrub, warſt Du zu jung, den Verluſt Deines Vaters zu würdigen. Eine böſe Auszehrung raubte mir ihren irdiſchen Beſitz; Licht war

noch in ihren Augen, Roſenſchimmer noch auf ihren Wangen, als man mir ſagte, daß ich kein Weib mehr hätte; und, ach! zu eben jenem Lichte, zu eben jenem Roſenſchimmer hatte ich wie zu dem Tagsgeſtirn meines Erdenglückes aufgeblickt. Seit jenem Verluſte nun biſt Du mein Alles, biſt mir Gattin, Tochter und Welt geweſen — wunderſt Du Dich alſo, wenn ich mit Beſorgniß auf Dich, meinen Schatz blicke? wenn jeder Zweifel über Dich mir Weh erzeugt?“

„Du ſollſt nicht zweifeln, lieber Vater!“ verſetzte die Tochter: „Bin ich nicht Deine einzige Emmy? Und meinſt Du, ich könnte eine väterliche Liebe, wie die Deinige, täuſchen? Mein Vater, ich bin ſo herzlich zufrieden, bei Dir und mit Dir fortzuleben. Ich weiß es, Du biſt minder wohlhabend als Deine Vorältern es waren; aber ſind wir Beide deshalb einander minder theuer? Was bedürfen wir des Goldes?“

Vater Seymour ſeufzte tief.

„Sind nicht alle dieſe edlen Bäume,“ fuhr Emmy fort, „die unſerigen? Dieſe Hügel, dieſe Thäler, jenes beglückende Dach — genügen ſie uns nicht zur Heimath? Was begehren wir denn mehr? Der Name ſchon, den wir führen, faßt einen Zauber in ſich, und mich verlangt nicht danach,“ ſetzte ſie erröthend hinzu, „dieſem Namen zu entſagen, mein Vater.“

„Und Ringulf Daubigny, liebe Tochter?“

„Sicherlich deuteteſt Du nicht auf ihn?“ entgegnete Emmy erſchreckt.

„Und auf wen meynteſt Du denn, daß ich hindeutete?“ lautete die forſchende Frage des überraſchten Vaters.

„Laß uns nicht mehr von Eitlem und Nichtigem reden,“ sagte Emmy, indem sie abbrach, mit hocherglühenden Wangen: „Zudem wird es etwas kühl; deshalb würden wir wohlthun zu bedenken daß unsere Schläfen unbedeckt sind, und daß der Abendthau leicht schädlich ——“

Es kann nicht darüber entschieden werden, ob Vater Seymour dies Gespräch weiter fortgesetzt haben würde, denn in demselben Augenblicke meldete ein Diener den Besuch des Sir Ringulf Daubigny.

Der Squire ging in's Haus, um seinen Gast zu empfangen; Emmy aber bedeckte sich mit einem Gartenhäubchen, warf einen Shawl um, und schlenderte dann wieder in's Freie. Daß in Miß Seymour's Wesen heute sich etwas Widersprechendes wies, war unleugbar, doch schien der Vater es nur obenhin bemerkt zu haben; mindestens drang er mit keinem Worte darauf, Emmy möchte bald zurückkehren.

Unfern des Herrnhauses befand sich ein anmuthiges Plätzchen, das den Namen „der Rosenhain“ führte, vom Gärtner sorglich gepflegt werden mußte, und für Emmy besonderen Reiz hatte. Es war so still, so schattig, so duftig, daß Emmy's Gedanken bisher voll Frieden und Freude gewesen waren, so oft sie zwischen den leuchtenden Blüthen weilte und sich damit beschäftigte, das lange Gezweig der Kriechrose in hundert phantastische Formen zu verflechten. Wo die Bäume im Rosenhaine nicht dicht standen, lagerte der Sonnenschein noch warm und blendend auf den holden Blüthen. Aus einem, dem Kelch einer Lotosblume gleichenden Becher schoß, inmitten eines Marmorbeckens, ein silberner Wasserstrahl, der mit sanftem Geplätscher in das Becken zurückfiel, in dessen

Wellen Silberfischchen spielten. Sauber gemeißelte Nymphen am Beckenrande schienen im Begriff zu seyn ihre Urnen zu füllen — — Kein Wunder war es, wenn die zartsinnige Emmy den Rosenhain ganz besonders lieb hatte.

Als Emmy an dem eben geschilderten heitern Abende dem Rosenhaine zuschritt, schwebte allerdings noch ein Lächeln auf ihren Lippen, doch wies es nicht wie vorhin einen sonnigen Ausdruck; und auf der Stirn hing ihr ein Wölkchen, wodurch ihre Schönheit nur um so nachsinnender dargestellt ward.

„Ringulf Daubigny," flüsterte es in Emmy's Seele, „hat mir zu verstehen gegeben, daß er mich liebt; mich, die Tochter eines herabgekommenen Hauses, die Letzte eines stolzen Geschlechtes, dessen Name mit meinem Leben hinschwinden wird. Ich sollte für solche Liebe dankbar seyn, dennoch kann ich es nicht seyn; ein kalter Sohn und ein mürrischer Bruder muß meinem Herzen ein Fremdling bleiben. Möge Daubigny sich eine willfährigere Braut wählen! — Auch erinnerte er mich an seinen Reichthum — er wird doch nicht wähnen, Herzensneigung ließe sich um irgend einen Preis erkaufen? — Mein Vater muntert Daubigny's Bewerbung um mich auf — dennoch würd' ich bei freier Wahl nimmer diesen Ringulf — —"

Zwischen den Gesträuchen her wurden Fußtritte hörbar. Emmy blickte auf — Daubigny war es nicht, der sich näherte, und für einen Augenblick funkelte Glanz der Freude in Miß Seymour's Augen, als der Herangeschrittene nun vor ihr stand.

„Ich weiß es kaum zu entschuldigen, Miß, Ihre Einsamkeit gestört zu haben,“ begann eine wohlklingende Stimme: „ich war bei einer unserer Dorfkranken, bei der armen alten Martha Wilson im Epheuhäuschen; und in der Voraussetzung, Ihr Herr Vater würde mir die Erlaubniß dazu nicht versagen, schlug ich den kürzeren Weg durch seinen Park nach meiner Wohnung ein. Hätt' ich gewußt, Miß, daß Sie hier — —“

„Womit hab' ich diese weitläufige Entschuldigung verdient, Herr Howard?“ fragte die Jungfrau, und ihre Stimme bebte dabei mehr als es für die Furchtsamste ihres Geschlechtes und bei einer so geringfügigen Angelegenheit hätte erforderlich seyn können. „Freunde und Bekannte,“ fuhr sie fort, „die ungleich minder zu schätzen sind, als Sie, Herr Pastor, bedienen sich ja sonder Bedenken eines so unbedeutenden Gastrechtes. Aber Sie sagten, unsere Martha sey krank; ich will also meinen Spaziergang bis zum Epheuhäuschen verlängern, und das Mütterchen besuchen.“

Der junge Geistliche, der plötzlich vergessen haben mogte, daß er durch den Park gegangen war, um Zeit zu ersparen, verbeugte sich leichthin und ging ein Weilchen schweigend neben der schönen Miß Emmy her. Wir benutzen diese Pause, um den vergeßlichen jungen Prediger näher zu betrachten.

Edmund Howard war eine Waise, den die lange verwittwet gewesene Mutter ohne Verwandte und sonder Geldmittel der Barmherzigkeit einer Welt hinterließ, die im günstigsten Falle nur eine Stiefmutter ist. Als Jüngling hatte Edmund mit seinem Schicksale gerungen und es bewältigt, als Mann lernte er sein Mißgeschick

tragen und würdigen. Ein zufälliger Dienst, den er einem ehemaligen Schulgenossen leistete, hatte durch des Letzteren Vermittelung ihm die Pfarre in dem entlegenen Dörfchen der Familie Seymour zugewendet. So glänzend dieses Loos dem armen Theologen hätte erscheinen mögen, so wenig sagte es der umfassenden Gelehrsamkeit und den seltenen Fähigkeiten Howards zu. Eine Handvoll schlichten Landvolkes vermogte nicht einen Geist, wie Howard war, zu verstehen; dennoch ermüdete dieser nicht in seinen Amtspflichten: er wußte, daß die Seelen der Ungelehrten dem Schöpfer eben so viel gelten, als die der Weisen; und nicht lange währte es, so senkten sich der Segenswünsche viele auf das Haupt des jungen Pastors. Der Studiosus Howard war versorgt, jedoch der Mensch Howard fühlte sich nichts weniger als glücklich. Ihm waren so beengende Schranken gezogen, daß er nimmer hoffen konnte, über die einfacheren Existenzmittel hinauszureichen.

Eine von Howard's Fragen, als er seine Pfarrwohnung bezog, war ganz natürlich die nach der Charakterbeschaffenheit des Gutsherrn gewesen, den man ihm dann als einen guten, freundlichen, alten Mann schilderte, welcher jedoch das Grundstück sehr verschuldet erbte, indem der verstorbene Squire allzu lebhaft von dem ungebundenen Leben in der Hauptstadt hingerissen gewesen wäre.

Monate verstrichen, bevor der junge Pfarrer den Gutsherrn zu Gesichte bekam, denn dieser nahm, wegen der Gichtschmerzen an denen er litt, weder Besuch an, noch zeigte er sich auf der mit karmosinfarbigen Kissen belegten Sitzbank dicht vor der Kanzel in dem weißgetünchten Ortskirchlein. Mittlerweile hörte Edmund

Howard viel Gutes und Liebenswürdiges über die einzige Tochter des Squire, von der die Landleute besonders rühmten, wie Miß Emmy eine so zarte Krankenpflegerin ihres Vaters, und die Wohlthäterin aller Armen und Hülfebedürftigen im Dorfe wäre. Der junge Geistliche fing an den lebhaften Wunsch zu hegen, die Gicht des Vaters Seymour mögte recht bald schwinden, damit ihm Gelegenheit würde, durch Bekanntschaft mit dem Squire einige Abwechselung in die Einförmigkeit zu bringen, in welcher er seine Tage verleben mußte. Einer der nächsten Sonntage brachte ihm die Erfüllung dieses lebhaften Wunsches mit. Howard hatte seine Kanzel bestiegen, der einleitende Gesang der Gemeinde war zu Ende; und als der junge Prediger nun den Ton seiner Rede zu dem Polstersitze der Gutsherrschaft hinwendete, fühlte er, daß der Blick der Miß Seymour an ihm haftete; doch wagte er es nicht, sich vesten Auges davon zu überzeugen. Noch nimmer aber war Howard so redekräftig gewesen, als an diesem Tage; und was auch dagegen eingewendet werden mag, so ist es doch gewiß, daß wir da am meisten unsere Kräfte aufbieten, wo wir fühlen, oder auch nur ahnen, daß unser Werth erkannt, oder unsere Bemühung gewürdigt wird. Howard fühlte das an diesem Tage; und wenn seine Kanzelreden auch stets Frömmigkeit geathmet hatten, so war doch seine dermalige Predigt reicher an Schönheiten, als jemals einer seiner früheren Vorträge es hatte seyn können.

Wenn nun der junge Geistliche selbst sich von der Gewalt seiner Rede lebhaft ergriffen fühlte — welchen Eindruck mag dieselbe dann auf mindestens zwei von seinen Zuhörern gemacht haben? Zeither an eintöniges,

unbeseeltes Herleiern der Kanzelrede eines geistesträgen, altersschwachen Priesters gewöhnt, wurden Squire Seymour und dessen Tochter von der flammenden Beredtsamkeit Howard's mächtig ergriffen, und dieser Eindruck ward noch durch das männlich schöne Aeußere und durch die vollkräftige Stimme des jungen Geistlichen verstärkt.

Howard fühlte sich erfreulich überrascht, als nach geendetem Gottesdienste, am Ausgange der Kirche, des Squire dargebotene Hand ihn begrüßte, während Emmy's holdes Lächeln ihn fast der nöthigen Selbstbeherrschung beraubte, mit der er der schmeichelhaften Anrede des Vaters eine geziemende Antwort zu geben hatte; dennoch stammelte er einige Dankesworte.

„Es macht ihnen Mühe, uns zu verzeihen, daß wir nicht längst Sie zu u:.s einladeten," fuhr Vater Seymour fort, „dennoch müssen Sie sich fügen, wie ich meinen Gichtschmerzen mich fügen mußte. Ein so geistvoller Redner wie Sie sind, darf keineswegs ein Mann seyn, mit welchem ich nicht auf freundschaftlichem Fuße stehen mögte. — So recht! Ihr Lächeln nimmt unsere Einladung besser an, als Ihr vorheriges Stammeln es konnte. Flink, heben Sie meine Tochter in den Wagen, springen Sie ebenfalls hinein, und ich folge; denn Sie müssen Ihren Friedensvertrag an meinem heutigen Mittagstische unterzeichnen."

Für einen Augenblick ruhete Emmy's Hand in der des jungen Geistlichen; dann saß dieser neben der schönen Erbin von Seymour. — Diese Scene trug sich im Frühling zu; die Knospen fingen eben an sich zu öffnen, die Vöglein waren geschäftig zwischen den Aesten, die Erstlingsblumen thaten dem Sonnenschein ihre Kelche

auf, und das Geläute der Heerdenglöckchen klang lieblich über die Triften herüber. —

Im Verlaufe der Zeit war es Herbst geworden, und Howard war unterdessen vor der Entdeckung zurückgebebt, wie sein alleiniges Denken und Träumen nichts Anderes als Miß Seymour blieb. In dieser Ueberzeugung lag Verzweiflung; denn war Emmy nicht die junge liebenswürdige Letzte eines altedlen Geschlechtes? Edmund klagte sich der Thorheit, der Raserei an; dennoch blieb die Sache dieselbe. Daß er sein Geheimniß tief in seiner Brust verborgen hielt, war gewiß; allein nicht minder gewiß blieb es, daß er eben so in Liebe versunken war, als ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren mit einem ausgebildeten Verstande, einem warmen Herzen und einer angenehmen Persönlichkeit es seyn kann, der in einem anmuthigen entlegenen Dorfe in fast täglichem Umgange mit einem schönen, freisinnigen und liebenswürdigen jungen Mädchen lebt. —

Schreiten wir weiter durch den Rosenhain, meine vielwerthen Leserinnen!

Zweites Kapitel.

Die Sage von der vieltugendsamen Lady Barbara.

Als Edmund Howard neben Miß Seymour zwischen den Rosenhecken hinschlenderte, entstand, wie gesagt, eine Pause. Weder Dame noch Herr wußte für den Augenblick das Gespräch weiter zu führen. In dergleichen Fällen kann man jedoch unbedingt dem weiblichen Takte vertrauen.

Emmy's Takt brachte bald wieder das Gespräch in Gang.

„Ich scheine albern für den Rosenhain eingenommen zu seyn,“ nahm sie das Wort, „indem ich hier allein, und nicht nur zwischen Blumen, sondern auch unter Erinnerungen umherstreifte, die kaum minder dufterglühend waren, als diese Rosen es sind. Wer jedoch die Sage von diesem Haine kennt, wird kaum fähig seyn können, die Innigkeit zu belächeln, mit welcher jedes Individuum, das den Namen Seymour führt, diesem Orte zugethan ist.“

„Ich hörte niemals von jener Sage,“ versetzte der Geistliche.

„Ei,“ sagte Emmy lächelnd: „über dieses Geständniß müßte ich fast mit Ihnen zürnen; und ich bin vest entschlossen, es so einzurichten, daß Sie mir niemals wieder diese Beleidigung zufügen können. — Setzen wir uns auf diese Moosbank, und ich weihe Sie, so gut ich es vermag, in die Mysterien des Rosenhaines ein.“

Beide saßen nun unter einer ehrwürdigen Eiche, deren Stamm sich von den schlanken Schößlingen der Chinarose umschlungen wies. Weitbin fiel der Blick auf das manchfaltige Laub des Parkgehölzes, oder ruhete auf den goldenen Wolken, deren Wölbungen den Farbenschimmer der untergehenden Sonne schaukelten.

„Sie werden auch an einem Plätzchen, wie dieses ist, nicht den Zweifler abgeben wollen, Herr Pastor,“ fuhr die Erzählerin scherzenden Tones fort; „also jetzt zu der Sage von der vieltugendsamen Lady Barbara Seymour! —

„Das Geschlecht der Edlen von Seymour war nicht wenig stolz auf seine uralte Abkunft, als König Carl der Zweite zu Frankreich Hof hielt; und Peregrin Seymour, obwohl er titellos war, ward Mit-

glied jener Nachäffung eines Königshofes. Er war ein munterer, achtloſer Cavalier, der ſich die Miene gab, als hielte er die Frauen für Spielpüppchen, und Liebestreue für eine Seifenblaſe, wodurch er bei dem irregeleiteten Königsſohne nicht wenig in Gunſt ſtand; doch ward dieſe Gunſt ihm mehr noch um ſeines Reichthums willen zugewendet, welchen der ſtets geldbedürftige und luſtgierige Kreis, worin der Kronerbe ſich bewegte, für unerſchöpflich hielt. Als jedoch Carl bei ſeiner Rückkehr nach England ſeine Hofhaltung zu Woodſtock aufſchlug, hatte Peregrin alle ſeine Geldquellen erſchöpft und überdies auf ſeine väterlichen Erbgrundſtücke eine bedeutende Schuldenlaſt gehäuft.

„Peregrin konnte ſeine verſchlimmerten Umſtände nicht verheimlichen, und nun ſchien es ihm, das königliche Auge haftete kälter an ihm, als es bisher der Fall geweſen war. Dieſe Wahrnehmung ergab ſich jedoch nicht als alleinige Urſache ſeiner Beſorgniß; denn wie innig Peregrin auch dem Geſchicke der Stuarts anhing, lag doch ein anderes Gefühl ihm näher am Herzen, als ſeine faſt beiſpielloſe Vaſallentreue. Bevor er England verließ, um ſich an den Hof Carls zu begeben, war Peregrin mit der Miß Barbara Inglis, der alleinigen Erbin des begüterten Grafen von Mornenbury verlobt worden. Des Grafen Zuſtimmung zu dieſer Verbindung erfolgte jedoch zu einer Zeit, in welcher Peregrin Seymour, wenn nicht als würdentragender, doch als reicher Freier angeſehen ward. Als nun der unbeſonnene Cavalier ſeine zerrütteten Vermögensumſtände überblickte, fühlte er nur allzu bitterlich, wie er durch eigene Thorheit ein Glück verſcherzt hatte, deſſen theil-

haftig zu werden er nicht mehr würdig war; denn Peregrin war Mann von Ehre, und daher unfähig, den ersten Flecken auf den Wappenschild seiner Ahnen zu werfen. Er zog sich von Woodstock zurück und ritt seines melancholischen Weges zu dem Schlosse des Grafen, um der Geliebten seinen begangenen Fehler reumüthig zu bekennen, und sich von ihr für immer zu verabschieden.

„Miß Barbara Inglis war zart wie eine Fee, lieblich wie eine Sylphide, mit Augen wie Amethyste, mit Locken wie Sonnenstrahlen; und als sie nun sanften Herzens und neckenden Tones den Erwählten ihren wankelmüthigen Cavalier nannte, der seine Verlobte seinem Monarchen aufopferte, da erstarb dem im Anblicke der Holden schier versunkenen Jünglinge das Bekenntnißwort auf der Zunge. Dennoch sammelte er sich, und that, was Ehre und Pflicht ihm geboten. Die Lippen der schönen Barbara bebten bei dem Anhören der Darlegung des Reuigen, und die Röthe wich von ihren Wangen. Als Peregrin nun am Schlusse seines Geständnisses in ehrfurchtvoller Ergebenheit, jedoch im Tone der innigsten Herzensregung bat, das ihm von der Geliebten geschenkte Bildniß behalten zu dürfen, damit er, während sie an der Hand eines Andern glücklich seyn würde, sein liebekrankes Herz durch jenes so holde, wie betrübende Andenken erquicken mögte — da zerdrückte Barbara die in den Wimpern ihr hangenden Thränen, legte ihre Hand in die des Verlobten und that mit einer fast erschreckenden Feierlichkeit das Gelübde, daß nimmer ein Mann auf Erden, außer dem Geliebten ihrer Jugend, sie Gattin nennen sollte.

„Vergebens machte Peregrins Edelsinn Vorstellungen dagegen; des hochgeborenen und hochherzigen Mädchens

Entſchluß war nicht zu erſchüttern. ‚Du haſt,‘ ſprach ſie, ‚Deine Liebe zu mir nicht dahingegeben, über Deine geringeren Beſitzthümer aber maße ich mir keine Aufſicht an. Ich beſitze genug für uns Beide. Du gewanneſt mein Herz, und biſt als Ehrenmann und Cavalier verpflichtet, dieſen Gewinn als Deinen höchſten Erdenſchatz zu bewahren.‘

„Wie liebevoll und lieblich dieſe Worte auch klangen, ſo wallten bei denſelben doch finſtere Ahnungen durch Peregrins Seele, als wäre dennoch ſein Ehrgefühl dabei beeinträchtigt. Miß Barbara aber hatte noch nicht die ganze Fülle ihrer Zärtlichkeit dargelegt. Sie drang in Seymour, ihr das Weſen des Königs zu beſchreiben, und ihr ſeine Gründe mitzutheilen, weshalb er glaubte, ſeine geſchwächten Vermögensumſtände hätten den Kronerben wirklich vermogt, ihm die bisher in ſo reichem Maaße geſchenkte Gunſt zu entziehen. Peregrin ſchilderte, erzählte, malte aus, und beweiskräftigte ſtreng der Wahrheit gemäß, und Miß Barbara fühlte ſich gezwungen, in den nur allzugerechten Argwohn ihres Verlobten einzuſtimmen. Voll Unwillens über die unwürdige Denkweiſe und beiſpielloſe Undankbarkeit Carls, rief ſie in einer Wallung, wie Peregrin ſie noch nie zuvor an ihr wahrgenommen hatte: ‚Das darf, daß ſoll nicht ſeyn! Nicht neidiſcher, noch müßiger Zunge darf es geſtattet werden, auch nur leiſe anzudeuten, mein Geliebter ſey von einem Hofe verſcheucht worden, an welchem er ſo lange in Gunſt ſtand. Dem muß und kann vorgebeugt werden!‘ Und mit holdem Erröthen ſetzte ſie hinzu: ‚Peregrin, Du biſt bekümmert; ich aber bin lange genug die Gattin Deines Herzens geweſen, um es als

meine Pflicht anzusehen Dir einen Theil Deiner Sorgen abzunehmen. Dies vermag ich jedoch nicht im Hause meines Vaters; nur als Dein Dir anvermähltes Weib kann ich frei über mein Thun gebieten.'

„Entzückt sank Peregrin zu den Füßen der edlen Barbara, in der er die Wiederherstellerin seiner Güter, die Hütherin seines von ihr wie von ihm geschätzten Rufes verehren mußte.

„Miß Barbara hatte selbst in dieser kritischen Lage keineswegs schwärmerisch auf ihres Vaters Wohlwollen gegen sie gerechnet. Der Graf war längst überzeugt gewesen, wie das Herz seiner Tochter unwiderrufliches Eigenthum des jungen Seymour war; und wie sehr er auch die Verblendung des Jünglings beklagte, ehrte er doch den Beweggrund derselben, so daß er den Bitten der Tochter nachgab. Der Geldverlegenheit Peregrin's ward mit keiner Sylbe gedacht; wohl aber überboten des jungen Cavaliers Rosse und Jagdfalken die aller anderen Gäste des Grafen an Stattlichkeit und Schönheit. Seymour sprach frei und oft von Carln und dessen Hofhaltung, so daß er das Geflüster der Argwöhnischen niederschlug, und böse Zeitungen der Neidischen und Voreiligen zunichtmachte. Als Peregrin nunmehr die schöne Gräfin Inglis zum Altare führte, wagte kein Einziger mehr anzudeuten, des Bräutigams zerütteten Umständen sollte durch die reichen Besitzthümer der Braut aufgeholfen werden. Groß war jedoch des Grafen Erstaunen, als Lady Barbara Seymour nach vollzogener Vermählung erklärte, wie sie beschlossen hätte, auf den Gütern ihres Gemahls so lange in Eingezogenheit zu verweilen, bis ihr Gatte seine Geschäfte zu Woodstock

beendigt haben würde. Nicht minder erstaunte Peregrin über diese außerordentliche Willensmeynung seiner jungen Gemahlin, der er mit allem Ernste der Liebe heilig versicherte, daß er sich von jeglicher Ergebenheit gegen einen Gebieter losgesprochen fühlte, der durch Unzartheit und Undank alle Bande der Freundschaft zwischen sich und ihm zerrissen hätte; allein Barbara entgegnete ihm: ‚Geh hin, mein Peregrin, und zeige jenen Plauderern, daß sie nicht wußten, was sie schwatzten; beweise jenem eigensüchtigen Carl, daß er Dir allzu vorschnell seine Gunst entzog; und sobald der Name Peregrin Seymour wieder das Losungwort des Mode- und Verschwender-Lebens ward, laß die kleinen Seelen erkennen, wie gering Du solchen nichtigen Ruhm achtest; und alsdann erst kehre heim zu ihr, die stets darüber nachsinnen wird, Dir das Vaterhaus zu einem Ersatzmittel alles dessen zu machen, was die übrige Welt Dir zu bieten vermag.‘

„Bei diesen Worten nahm die hochherzige Gattin aus einem Schubfache ein Kästchen mit dem kostbaren Halsgeschmeide und dem wenn möglich noch reicheren Diadem hervor, womit sie an ihrem Vermählungtage geschmückt gewesen war, und legte es in die Hände ihres Gemahls. Der von Betroffenheit verstummte Peregrin bebte wie vor dem Stich einer Viper zurück; Lady Barbara aber fuhr fort: ‚Ich verlange nicht, mein Peregrin, daß Du über diese Tändelei so unbedingt verfügst, um sie späterhin nicht wieder einlösen zu können. Vor der Hand bin ich außer Stande Dir die erforderlichen Geldmittel auf andere Weise als dadurch zu verschaffen, daß wir eine ansehnliche Summe auf dieses Unterpfand anleihen, welches, bevor Du nicht zurück

zu mir seyn wirst, weder Reiz noch Nutzen für mich hat.'

„Barbara's Plan bedünkte ihren Gatten wild, romantisch und fast verwerflich. Als aber Tages darauf die edle Lady ihm eine nambafte Summe übergab, welche durch Mitwirkung eines treuen Dieners auf den Juweelenschmuck angeliehen worden war, konnte Peregrin den Bitten der hochherzigen Gattin, ohne deren Zartgefühl zu verletzen, nicht länger widerstehen. Mit schwer zu beschreibender schmerzlicher Anstrengung verabschiedete er sich von seiner so edlen als schönen Gemahlin, und lenkte sein Roß gen Woodstock.

„Manches Hohnwort ward laut unter den Höflingen, als der abtrünnig gewesene Cavalier wieder erschien, und selbst Carl nahm nicht Anstand, einen Wink zu geben, wie die junge Gattin des neuvermählten Seymour wohl noch willkommener in Woodstock seyn dürfte, als Peregrin. Dieser aber wollte das Alles nicht achten, sondern ließ nach wie vor mit runzelfreier Stirn sich von dem lockeren Gebieter sein gutes Geld im Piquetspiel abgewinnen und gestattete wie ehedem, daß die Witzbolde im Vorgemache seine Gäule ritten und seine Falken fliegen ließen, während er in Gedanken bei seiner holden Gattin weilte. Nach einigen Wochen des Schwelgerlebens unter Genossen, die er verachtete, und bei einem Gebieter, gegen dessen Thorheiten und Flatterhaftigkeiten er nicht mehr unempfindlich seyn konnte, erklärte er plötzlich seine Absicht, sich für immer auf seine Güter zurückzuziehen. Schallendes Gelächter erfolgte rings um ihn als Antwort auf diese Mittheilung. Von Gelächter kam es zu Neckereien, von Neckereien zu allgemeinen Anspielungen

auf Treue und Ehrbarkeit der Frauen; Anspielungen, wie sie von Wüstlingen überall gemacht werden, die aber im Munde von Wüstlingen aus den höheren Ständen um so beißender zu seyn pflegen, als sie um so mehr entwürdigend sind. Seymour biß sich in die Lippen, aber schwieg. Der Weinbecher that überdies das Seinige dazu, daß die Spitzreden immer geschraubter, immer anzüglicher für Seymour wurden. Endlich sprach Carl gradezu zu unserem Cavalier, indem er sagte: ‚Nehmt mir's nicht übel, guter Freund, aber Ihr seyd ungleich mehr als wir für den Ehestand eingenommen, denn sonst hättet Ihr nicht freiwillig, und gleichsam hinter unserem Rücken, den Nacken in's Jochholz gesteckt; und sonder Zweifel haltet Ihr Eure schöne Ehegenossin für einen Phönix unter den Weibern, während wir unsrerseits, sonder Furcht zu verlieren, unseren in Juweelen gefaßten Stern, der beiläufig gesagt das letzte Spielwerk ist, was wir der Art besitzen, verwetten mögten, daß sie weder liebenswürdiger noch spröder als unsere niedliche' — — Heftig gereizt sprang Seymour auf, allein bevor sein Verdruß eine Sylbe hervorzubringen vermogte, hatte der junge Edle von Moorland, der vielleicht noch wüsteren Wandel als Carl führte, das Wort genommen: ‚Sire,' rief er, ‚gestattet, daß ich mit aller Hochachtung für Euch die Wette eingehe, indem ich meinerseits einen Schmuck dagegen setzen will, der an Juweelenwerth diese Eure Decoration zwanzigmal übertrifft.' — Peregin's Hand fuhr nach dem Schwerte, um den Fant zu züchtigen, der ein in Weinlaune gesprochenes Scherzwort des Gebieters auf solche Weise wahrmachen wollte; indeß mäßigte er sich abermals, in der sichern Erwartung, Carl würde

den verwegenen Einsprecher zur Ruhe verweisen. Dieser aber schwatzte mittlerweile weiter. ‚Mein Vater,' fuhr der Lüstling Moorland fort, ‚der etwas geldbegierigerer Natur ist, hat vor Kurzem auf eben jenen Schmuck eine gewisse Geldsumme vorgestreckt, die, wie ich mit Grunde voraussetzen mag, nimmer zurückgezahlt werden kann; denn mein Vater selbst überließ mir diesen Schmuck zu einem Geschenke an ein gewisses Edelfräulein, sobald ich dieses dadurch bewegen könnte, mir ihre Hand und ihre reichen Besitzthümer zu überlassen. Auch ohne jenen Schmuck bin ich der Zuneigung meiner Schönen gewiß, und kann demnach ohne alle Gefahr mein allerliebstes Spielwerk gegen Euer Dargebotenes auf's Spiel setzen' —

„Moorland hatte bei diesen Worten aus seiner Manteltasche ein sauber ausgelegtes Kästchen hervorgeholt; er drückte an ein daran befindliches Knöpfchen, der Deckel sprang auf, und den Blicken der Versammelten wies sich ein köstliches Halsgeschmeid und ein wenn möglich köstlicheres Diadem — der Juweelenschmuck der vieledlen Lady Barbara Seymour!

„Ein Gemurmel der bewundernden Betrachtung lief rings um die Tafel herum, das jedoch vor den donnernd dreinschallenden Worten Peregrin's verstummte, welcher ausrief: ‚Laßt ab, Sire, laßt ab von diesem gehässigen Scherz! Im Namen der Tochter des Grafen von Mornenbury, meiner rechtmäßigen und tadelsfreien Gattin, fordere ich jenen Schmuck zurück —'

„‚He! was bedeutet dies leidenschaftliche Aufbrausen, Freund Peregrin Seymour?' unterbrach ihn Carl, der von Lüsternheit und Eitelkeit angeregt nicht wenig Lust haben mogte, die Wette einzugehen, und demnach

auch zu gewinnen; ſo ſetzte er wohl mehr in dieſem Sinne, als in der Abſicht, den zwiefach beleidigten Ehegatten zu beſänftigen, hinzu: ‚Bedenkt, Herr Peregrin, wie es der Vögel viele giebt, welche paarweis fliegen, und wie es alſo gar wohl der Fall ſeyn kann, daß dieſer ähnlich ausſehende Schmuck niemals das beneidenswerthe Vorrecht hatte, den Nacken der ſchönen Lady Barbara Mornenbury zu umſchlingen.‘ Der Zornerglühete aber entgegnete: ‚Ob dieſe Juwelen wirklich der Schmuck meiner Gattin ſind, wird ſich zeigen, ſo Ihr auf jene Platte drückt; ſie wird ſich öffnen und die verſchlungenen Chiffern von meinem und meiner Gattin Namen Euch erblicken laſſen.‘ — Die geheime Springfeder gehorchte dem Fingerdrucke Carl's und beſtätigte Seymour's Behauptung.

„Mit leichtfertigem Lachen rief der Gebieter: ‚Sieh da! Stoff zu einer nagelneuen Ballade! — Bei Sanct Dionys! Eure Hausehre muß Eure Liebe in hohem Preiſe halten, daß ſie ihr ſolchen köſtlichen Schmuck zum Opfer brachte. In Wahrheit! wir müſſen dies Wunderbild ehelicher Zärtlichkeit ſchauen, denn wir ſind jetzt ſehr geneigt, zu glauben, daß Eure Gattin ein Phönix unter den Frauen iſt, obwohl wir vorhin ſcherzweiſe einen Zweifel dagegen äußerten. Auch erheiſcht nach dem was hier vorgefallen iſt unſere Cavalierpflicht, daß wir in Perſon Eurer Dame dieſen Schmuck zurückerſtatten, und —‘

„Vergebens tobte der entrüſtete Seymour gegen die eine wie die andere Willensmeynung des vom Wein erhitzten, von Selbſtgefälligkeit irregeleiteten Herrſchers. Dieſer ward endlich der ſo fruchtloſen als bitteren Vorwürfe des ſchwergereizten, hochherzigen Gatten in ſolchem

Grade überdrüſſig, daß er allen Ernſtes dem Marſchall befahl, ſich des mißvergnügten Cavaliers zu bemächtigen und denſelben bis auf Weiteres in ſicherer Haft zu halten.

„Peinlich waren in der That die Empfindungen Peregrin's, als der ſo eitle wie lüſterne Carl mit den hohnlachenden Genoſſen den Saal verließ, und der Marſchall that, wie ihm geboten worden war. Wie verwünſchte Seymour in dieſem, zu Grimm und Rache anreizenden Augenblicke die Verblendung, der er gefröhnt hatte, als er abermals an dieſen Hof der Ueppigkeit und des Leichtſinns gezogen war! wie raſete er im Innern gegen den Zwang, den man ihm anthat, damit er unfähig ſeyn mögte, eine ſchmachvolle Prüfung abzuwenden, die man über ſeine hochherzige Gattin verhängen wollte; und je inniger er von der Treue ſeiner Gemahlin überzeugt war, deſto erboßter mußte er über die Frechheit ſeyn, mit welcher, wie er gar wohl vorausſetzen durfte, man der Tadelloſen entgegen treten würde!

„Mittlerweile hatte Carl ſein Roß beſtiegen und luſtigen, achtloſen Sinnes den Weg nach Schloß Seymour eingeſchlagen. Zu großem Verdruſſe der übrigen lockeren Zeiſige ſeines Hofes hatte nur Sir Eberhard Moorland ihn begleiten dürfen.

„Die untergehende Sonne theilte ihren Gluthenſchimmer noch den Wolken mit, welche ihr zum Pfühle dienten, als Carl ſchon mit dem ihn begleitenden Cavalier vor dem Epheuhäuschen Halt machte. Für einen Augenblick nahm Lady Seymour Anſtand, die von den beiden Hofcavalieren erbetene Nachtherberge in Abweſendheit ihres Gemahls zu gewähren. Indeſſen überwand

sie jene Wallung und ging, eine Frage banger Beſorgniß über ihren Gatten im Munde, in den Vorſaal.

„Von der Thatſache, daß Lady Barbara ſchön war, hatte Carl ſich allerdings überzeugt, bevor er dieſen abenteuerlichen Ritt unternahm; doch war er zuverläſſig auf eine ſo ätheriſche Lieblichkeit, wie er ſie jetzt erſchaucte, nicht vorbereitet. In hohem Grade überraſcht, hing der Blick des jungen Monarchen an der Lady, als dieſe ſich beſorglich nach ihrem Gatten erkundigte. Mit Mühe nur gelangte Carl zu einiger Faſſung, antwortete dann durch ausweichende Wortſtellungen, ſchmeichelte der Zuneigung, welche die Dame zu ihrem Gemahl hegte, indem er in Lobeserhebungen über deſſen Perſon und Ritterlichkeit ausbrach, und wiederholte endlich das Geſuch um Aufnahme für die Nacht. Höflich ward dies von der Dame zugeſagt, die ſich alsdann in Perſon davon überzeugte, daß Alles zu Bewirthung und Herbergung der Gäſte wohlgeordnet war, und hierauf den betagten Dienſtmann in den Speiſeſaal entſendete, damit er ſie wegen ihres Nichterſcheinens bei der Tafel entſchuldigte.

„Folgenden Tages ſtellte Lady Barbara ſich ihren Gäſten wieder vor, allein gegen der Dame Erwarten machten dieſe nicht im geringſten Miene zur Abreiſe. Den reinen Sinn der edlen Herrin umdliſterte nicht der leiſeſte Argwohn. Eine Stunde vor dem Abendeſſen berief ſie ihre Zofe, warf einen Schleier über, und ſchritt dem Roſenhaine zu, der ihr Lieblingsſpazierort war. Nicht lange war ſie mit ihren Blumen beſchäftigt geweſen, als die beiden Cavaliere zu ihr traten und angelegentlich ihre Mithülfe bei dem duftigen Geſchäfte antrugen. Die richtigfühlende, tugendſame Lady aber ließ ſofort von

ihrer Blumenpflege ab, nahm ihren Schleier veſter um ſich und wollte dem Wohnhauſe zuſchreiten. Der Schlankere der beiden Cavaliere wuſte jedoch ſie dadurch zurückzuhalten, daß er mit vieler Schwärmerei über Knoſpen und Blüthen ſchwatzte, und ſo die Dame nöthigte, eine unfreiwillige Zuhörerin abzugeben. Dieſe gewahrte mittlerweile, wie ihre Begleiterin von dem zweiten Cavalier auf entgegengeſetztem Wege zurückgehalten ward. Dieſer Umſtand machte ſie betroffen. ‚Laßt uns umkehren, Herr Ritter,‘ ſagte Barbara ernſthaft, ‚denn ich bemerke, daß Helene ſeltſamlich zögert mir zu folgen, ſo daß ich Euern Begleiter um Verzeihung bitten muß, indem meine Aufmerkſamkeit auf Euer Geſpräch mich unhöflich gegen ihn erſcheinen ließ.‘

„‚Nichts von Entſchuldigungen, Lady,‘ entgegnete der lüſterne Carl, der überdies wohl wiſſen mogte wie ſein Geleitsmann ſich darauf verſtand, ihm unangenehme Störungen fern zu halten, ‚an mir iſt es, um Verzeihung zu bitten. Gebannt unter die Zaubermacht Eurer Schönheit, würde es ein Verbrechen ſeyn, wenn ich Euch länger die Kunde verhehlte, die Euch mitzutheilen ich hierher kam. — Heftet nicht dieſen Blick ſcheuer Betroffenheit auf mich; Lady Seymour wird nimmer Schutzes ledig ſeyn, ſo lange noch ein einziges engländiſches Herz für Frauenreize ſchlägt —‘

„‚Lady Seymour,‘ war die Antwort der von Unwillen erröthenden Herrin, ‚kann keines Schutzes ledig ſeyn, Sir, ſo lange ihr hochherziger Gemahl noch am Leben iſt.‘

„Einen Augenblick lang ſchauete der fürſtliche Wüſtling faſt ehrfurchtvoll auf die ſtolze Stirn der Edeldame;

doch ward dieser ihm fremdartige Eindruck bald von der Leidenschaftlichkeit verwischt, und im Tone erheuchelter Zustimmung versetzte Carl: ‚Wahr gesprochen, edle Frau, insofern der Gemahl seine Gattentreue bewahrte; allein um so beklagenswerther ist es, wenn er das Hochvertrauen einer so tugendhaften als schönen Gattin mit arger Falschheit vergalt.‘

„‚Was meynt Ihr, Sir?‘ fragte Lady Barbara erzürnt: ‚Denkt Ihr so leichtfertig von Peregrin Seymour, daß Ihr — —‘ Der Widerstand in Wort und Wesen reizte den Abenteurer nur noch mehr, so daß er fortfuhr: ‚Ihr täuscht Euch, schöne Lady; schon Eures Gatten Fernseyn zeugt gegen ihn. Kann wohl ein Mann eine so reizende Gattin verlassen, um sich dem Weinkrug und dem Würfelbecher zuzuwenden? kann er wohl der Heimath Liebeswonnen mit dem Lustgetös eines Hofes vertauschen, welcher — —‘

„‚Mein Gemahl,‘ versetzte die Lady kalt verweisend, ‚begab sich auf meine Bitten nach Woodstock, und wird es jedem Fremden übel Dank wissen, sich unberufen in seine häuslichen Angelegenheiten gemischt zu haben.‘

„‚Ich bitt' Euch, Gnädige,‘ murmelte Carl, ‚seyd nicht ungehalten, sondern hört mich an. Wie fremd ich Euch auch seyn mag, so ist Eure Geschichte es mir doch keinesweges; und wenn Lady Barbara Mornenbury eines ihrer köstlichen Geschmeide ihrem erwählten Liebsten schenkte, so dürfte dieser es doch wohl nicht so frecher Weise einer Unwürdigen —‘

„‚Nicht weiter, Sir!‘ unterbrach ihn lebhaft die Hocherröthende.

„‚Und warum nicht?‘ fiel Carl ihr in's Wort, indem er das Schmuckkästchen hervorzog, und die Juweelen darin vor der erschreckten Gattin blitzen ließ: ‚Irr' ich etwa, wenn ich behaupte, daß diese Edelsteine ehemals das Eigenthum der schönen Gräfin Inglis waren? irr' ich etwa, wenn ich sage, daß diese schöne Gräfin eine Geldsumme auf diesen Schmuck erhob, damit ihr verschwenderischer Gemahl dadurch vergnügt würde? und soll ich nun keinen Glauben finden, wenn ich erkläre, wie jener Gemahl diese Juweelen nur einlöſete, um damit eine Unwürdige —‘

„‚Solchen Glauben sollt Ihr nimmer finden, mindestens nicht bei mir, Sir!‘ entgegnete die Erzürnte: ‚Lange Zeit hab' ich Peregrin Seymour gekannt, und jede seiner Handlungen war allzeit ehrenwerth und ritterlich. Kein Mensch wird in einer einzigen Stunde zum Böſewicht. Gleich Seymour's Namen mag auch Euer Name rein und tadellos seyn, doch ist er mir fremd, und ich weiß nicht einmal ob Ihr edler Abkunft — —‘

„‚Ich gehöre zum Hofstaate König Carl's,‘ war der hastige Einwurf.

„‚Ach, der Umstand gewährt noch keine Adelsurkunde,‘ entgegnete die Lady, ‚denn der Hof des irrgeleiteten Monarchen ist — — Doch genug! Ich muß jetzt unverhohlen fragen, wer Ihr seyd —‘

„Indem er sich auf ein Knie niederließ und die Hand der Dame erfaßte, versetzte der Gefragte: ‚Kein Anderer bin ich als der Eine, der eine Mittheilung, wie die meinige war, zu überbringen vermogte: so also, schöne Lady, seht Ihr in mir Carl Stuart, der hier Anbetung Eurer Schönheit, Gehorsam Euren Befehlen und

Rache an Eurem Verräther gelobt. Auf welchen Irrfahrten ich auch umherzog; jetzt erſt habe ich den ſichern Hafen gefunden! Wird Eure Huld mir, ſo treibt nichts mich wieder hinaus auf die ungeſtümen Wogen der Leidenſchaften; durch Euer Lächeln beglückt, trotze ich den Widrigkeiten meines Geſchickes; durch Eure Liebe beſeligt — —' Plötzlich unterbrach ihn die edle Frau. Im Erguſſe ſeiner Leidenſchaftlichkeit hatte Carl die bleichen Wangen, die zuckenden Lippen der Tiefgekränkten nicht beachtet. — ‚Wie,' rief die vieltugendſame Gattin Seymour's, ‚ſo ſeyd ihr wirklich Carl Stuart, der Sohn des geopferten Monarchen, deß Blut Rache über ſeine Mörder herabruft? ſo ſeyd Ihr der Erbe der Wiedervergeltung? Dann erlaubt mir mit derjenigen Ehrfurcht von Euch zu ſcheiden, die ich meinem geſetzmäßigen Könige ſchuldig bin. Mein Vater wagte ſein Leben für die Sache Eures Hauſes; mein Gemahl zerrüttete ſeine Vermögensumſtände, um Eure Rechtesforderungen aufrecht zu erhalten; ich ſelbſt entkleidete mich meiner Juweelen, um Eurer königlichen Hofhaltung Unterſtützung zuzuwenden — wollet dafür nicht, mein Fürſt, mich meines ſchöneren Schmuckes, meines tadelloſen Rufes, nicht auch meines werthvolleren Beſitzthums, der Liebe meines Gatten berauben! Nicht wendet Das als Werkzeug gegen mich, was zu Eurem Dienſte geopfert ward! Zieht hin, mein König, und vergeßt, daß Ihr den, wenn auch nur flüchtigen Gedanken hegtet, die Ergebenheit treuer Vaſallen dadurch zu lohnen, daß Ihr von dem Gatten ſo Unwürdiges als Unwahres in eben dem Augenblicke ſprachet, in welchem Ihr, von unedler Leidenſchaft überwallend, die Ehre der Gattin zu verunglimpfen trachtetet!'

„Die Lady ſchloß ihre Rede mit einer Verbeugung gegen den noch knieenden und wahrhaft erſchütterten jungen Monarchen; dann aber kehrte ſie ihm ſtolz den Rücken zu, um ihre innerſten Frauengemächer zu erreichen. Carl Stuart ſammelte ſich erſt als die Dame längſt verſchwunden war; Reue und Beſchämung folterten ihn, denn der Lady Seymour jetzt noch, und wie zu ſeiner Entſchuldigung, ſagen zu wollen, daß das Alles nur Prüfung, nur Folge eines Wettſcherzes geweſen war, würde nichts weiter geweſen ſeyn, als eine zugefügte Kränkung durch eine neue Beleidigung gutmachen zu wollen; und wie gern der ſo arg auf's Haupt geſchlagene Ritter die Dame um Verzeihung angefleht, und bei ſolcher Gelegenheit, als ächter Cavalier und Fürſtenſohn, ihr den Schmuck zurückerſtattet hätte, ſo war und blieb dies ihm doch vor der Hand unmöglich, denn Lady Barbara Seymour ließ weder den königlichen Gaſt, noch deſſen Diener vor ſich. Die Abenteurer zogen heim; und nach wenigen Tagen war Peregrin Seymour, mit dem reumüthigen Gebieter völlig ausgeſöhnt, in die Wohnung ſeiner Ahnen zu Liebe und ſüßem Hausfrieden zurückgekehrt. —

„Nun, würdiger Herr Paſtor," ſchloß Miß Emmy Seymour ihre Erzählung von der vieltugendſamen Ahnfrau — „nicht wahr, die Seymours ſind berechtigt, den Roſenhain liebzuhaben?"

„Fürwahr!" entgegnete Edmund: „So iſt das alſo die Geſchichte der ſchönen Edeldame, deren Bildniß in der Nordgallerie des Herrnhauſes ſich wie mit Verſchließen eines Schmuckkäſtchens beſchäftigt zeigt?"

„Ganz richtig," antwortete Emmy, „und jenes Kästchen mit seinen Juwelen befindet sich jetzt in meinem Besitze. Sir Eberhard Moorland war ein falscher Prophet, denn kaum vernahm der Graf von Mornenbury das Ereigniß, welches ich Ihnen erzählte, so ward der Schmuck von ihm eingelöset, und ist seitdem unveräußert bei unserer Familie geblieben; so daß man weiß, wie nicht weniger als neun Bräute aus dem Geschlechte der Seymour denselben an ihrem Vermählungtage trugen."

Der junge Pfarrherr seufzte schwer, als dieses Nebenumstandes erwähnt ward. Die weite Kluft, welche zwischen ihm und dem holden Gegenstande seines geheimen Sehnens lag, gähnte ihm jetzt nur um so tiefer entgegen!

„Das Zwielicht nimmt zu," sagte Emmy, welche über die plötzliche Schweigsamkeit ihres Gesellschafters betroffen ward; „ich werde meinen Besuch im Epheuhäuschen wohl auf morgen verschieben müssen."

Innig dankte Howard dem Edelfräulein für die Nachsicht, womit dieselbe seine Neugier befriedigt hatte; und als Beide noch eine Strecke zwischen den duftigen Hecken mitsammen hingewandelt waren, mahnte der geradezu zum Dorfe führende Seitenweg, an den man gekommen war, zum Scheiden. Emmys Huldwunsch einer „guten Nacht" ward von einer bebenden Stimme erwidert.

„Warum ward er denn so traurig?" murmelte die Jungfrau vor sich hin, als sie ihren einsamen Weg zum Herrnhause fortsetzte. Verloren in seltsamen Grübeleien stand sie eine Zeitlang still, und fuhr dann mit dem Ausrufe auf: „Jetzt wird Sir Daubigny wohl meinen Vater verlassen haben; ja, jetzt muß er ihn schon verlassen haben!" Der Gedanke schien ihr wohlzuthun,

denn raſchereren Schrittes als zuvor ging ſie, mit einem Lächeln auf den Roſenlippen, der väterlichen Wohnung zu.

Drittes Kapitel.

Das Schauergelübde.

„Wenn Miß Seymour wirklich entſchieden meine Bewerbung zurückweiſet,“ ſagte Ringulf Daubigny zu Emmy's Vater, „ſo werde ich unverzüglich England verlaſſen; denn ohne ihren Beſitz in ihrer Nähe zu weilen, würde Höllenqual für mich ſeyn.“

„Nicht ſo haſtig, junger Freund,“ entgegnete der Squire; „wenn meine Tochter auch Ihrer Bewerbung auszuweichen ſcheint, ſo hat ſie doch bis jetzt keine entſchiedene Abneigung gegen dieſelbe blicken laſſen.“

Ringulf's Stirn verdüſterte ſich; Vater Seymour fuhr fort: „Und wenn ich in Erwägung der ſpärlichen Morgengabe Emmy's wohl erkenne, daß nur uneigennützige Liebe Sie, Sir Daubigny, den Beſitz meiner Tochter wünſchen läßt, und ferner die innige Freundſchaft bedenke, mit welcher Emmy der Miſtreß Daubigny und der liebenswürdigen Schweſter ihres Bewerbers zugethan iſt, ſo muß ich unbedingt die Schlußfolgerung ziehen, Emmy könne nicht anders, als — —“

„Schonen Sie meiner Eigenliebe, Sir!“ rief der junge Mann in plötzlicher heftiger Aufwallung; „ich wünſche nicht um meiner Familie, ſondern um meiner ſelbſt willen geliebt zu werden, ich will unumſchränkter Gebieter der Zuneigung meiner erkorenen Geliebten ſeyn, und will nicht dulden, daß dieſe irgend einem anderen Weſen eine Zärtlichkeit zuwendet, auf die ich im mindeſten Anſpruch machen kann!“

Squire Seymour blickte verwundert auf. Daubigny hatte seinen Sitz verlassen und schritt hastig hin und her; seine Augen funkelten, und in seinen Mienen wies sich eine, den alten Mann fast erschreckende Wildheit. Der Squire hatte den Jüngling noch niemals so gesehen, denn gewöhnlich lagerte auf Ringulf's Gesichte jene Regungslosigkeit der Züge, die ganz dazu geeignet ist, innen lodernde Gluthen zu verbergen. Zum erstenmale hatte Ringulf's Klugheit sich in Gegenwart des alten Seymour von der Leidenschaftlichkeit übermeistern lassen. Letzterer konnte vor Erstaunen nicht gleich zu Worten kommen; dadurch entstand eine Pause, die denn von Daubigny benutzt ward, seinen sofort von ihm selbst bemerkten Fehler nach Vermögen wieder gut zu machen. Er reichte mit jenem ruhigen Lächeln, das er so leicht in Bereitschaft hatte, dem Greise die Hand und sagte: „Verzeihen Sie, Sir, meiner Hastigkeit; da sehen Sie, was die Liebe aus mir gemacht hat!“

„Ich verzeihe und beklage,“ entgegnete der Squire, „und mögte zu gleicher Zeit Sie ermahnen, meinem zarten Kinde solche leidenschaftliche Aufwallung niemals blicken zu lassen; abgesehen davon, daß Sie Ihre eigene Gesundheit dadurch untergraben.“

„Solche Heftigkeit liegt auch gar nicht in meinem Charakter,“ sagte Daubigny. „Man nennt mich vielmehr kalt, berechnend und vorsichtig; man macht Anspielung auf die in meinen Gesichtszügen herrschende Ruhe, und belegt mich oft mit dem Spitznamen eines vermenschlichten Eiszapfens. Fürwahr! ein geringeres Gefühl als meine Liebe zu Miß Seymour wäre auch nimmer im Stande gewesen mich so außer mir selbst zu bringen.“

Einem Vater, wie der alte Seymour es war, mußte diese Entschuldigung genügen, und als Daubigny den Greis prüfend anblickte, erkannte er, daß dem so war.

„Mindestens will ich mein Schicksal aus Miß Seymour's eigenem Munde hören," fing Daubigny nach kurzer Pause wieder an „und nicht eher verzagen, als bis ich fest überzeugt ward, daß es mir unmöglich ist, ihr Herz zu gewinnen."

„Und wer denn sonst als Sie, Sie übermäßig argwöhnischer Herr," entgegnete der Squire, „könnte wohl solches Gewinnes sich zu erfreuen haben? Fürwahr! mein eingekäfigtes Vögelchen hat nimmer seine Schwingen ausgebreitet; alle Zuneigung und alles Hoffen Emmy's beschränkt sich auf unsere kleine Dorfschaft."

„Daran zweifl' ich nicht," versetzte Ringulf, dem eine seltsame Bläße die Wangen überzog, und in dessen Augen ein finsterer Ausdruck blitzte: „aber diese Dorfschaft ist keine Wüste, und Abgeschiedenheit ist es eben, die oft die wildesten Phantasieen ausbrütet. Ich habe so meine Ahnungen —"

„Ei, Sie sich selbst quälender Zweifler!" lächelte Vater Seymour, „sind Sie denn eifersüchtig auf die Vögel in Lüften?"

„Nicht doch, Sir; die können keine Empfindsamkeit predigen," antwortete Daubigny mit Nachdruck.

Der Squire fuhr zurück und starrte eine Weile den jungen Mann an, als harrte er näherer Erklärung; da diese jedoch nicht erfolgte, fragte er, obwohl nicht in dem seinem Wesen sonst eigenen, gelassenen und heiteren Tone: „Was für wilde Irrgedanken sind das? Dergleichen ist ja gar nicht denkbar. Herr Howard bleibt ein zu

ſchätzenswerther Mann, ein zu ehrwürdiger Geiſtlicher, als daß er jemals ſich bis zur Liebe gegen eine Tochter aus dem altedeln Hauſe der Seymour — —"

„Wie wild meine Irrgedanken auch ſchweifen mögen," fiel Daubigny ihm ein, „ſo bleibt es doch ſeltſam, Sir, daß Ihre Gedanken dabei ſich auf Herrn Howard lenken, deſſen Namen auszuſprechen, ich mir wirklich nicht geſtattete."

„Seltſam genug," murmelte der Greis mehr in ſich hinein als aus ſich heraus; „aber nein, nein!" fuhr er nach einer Pauſe lebhaft fort: „einen ſo thörigen Geſellen kann unſer junger Pfarrherr nicht abgeben. Auch fällt mir ein, daß er zeither weit ſeltener als anfänglich zu uns kam, und fremder mit uns iſt als er es ehedem war."

„Wirklich?" fragte Daubigny mit ſchneidender Kälte.

„Ja, ja," ſprach der Greis weiter, als wäre er von der Unfehlbarkeit ſeiner Wahrnehmung vollkommen überzeugt; „und gegen meine Tochter beſonders läßt er eine Kälte blicken, die —"

„Die von Miß Seymour hoffentlich gleichmäßig erwidert wird?" fragte Ringulf mit einem ſeiner ſtechendſten Schlangenblicke.

„Nun, das will ich ſo geradezu nicht behaupten," antwortete der Squire, „und dennoch — ja, ja; Emmy iſt in der That minder zutraulich gegen den jungen Geiſtlichen als ſie es vor etwa einem Monate noch war. So alſo ſehen Sie ein, daß von der Seite her Sie nichts zu befürchten haben."

Ringulf's Lippen zuckten; es war erſichtlich, daß er eine Antwort verbiß. In demſelben Augenblicke trat

Emmy ein, und ſogar des Vaters ruhigerer Blick hätte die Beſtürzung und Abneigung wahrnehmen mögen, die Miß Seymour über und gegen Daubigny's Anweſenheit blicken ließ. Bei alldem faßte Emmy ſich ſofort, begrüßte höflich den Gaſt ihres Vaters, und erkundigte ſich mit einiger Haſt nach dem Befinden der Miſtreß Daubigny und deren Tochter.

„Um Beide ſteht es ziemlich wohl,“ lautete die Antwort des für den Gruß dankenden Gefragten; „nur daß meine Mutter und Honoria ſich bitterlich über die Spärlichkeit der Beſuche der Miß Seymour beklagen mögten. Mein eigenes Bedauern, ſchöne Miß, Sie ſo ſelten bei uns zu ſehen, wage ich nicht zu äußern.“

Emmy lächelte obenhin und bückte ſich zu dem Vater, der mit einem der langen, flatternden Bänder an ihrem Häubchen tändelte, indem er fragte: „Wieder im Roſenhain geweſen?

„Um ein leichtes Kopfweh zu verſcheuchen,“ antwortete Emmy, mit einem leiſen Beben in der Stimme.

„Wie mogten Sie es wagen,“ ſagte Daubigny hingeworfen, „ſo allein, ſchöne Miß, und ſo fern dem Hauſe —“

„Nein, Sir,“ unterbrach Emmy ihn lächelnd, „noch bin ich nicht ganz und gar zur Heldin geworden. Ich würde längſt nach Hauſe gekommen ſeyn; allein Herr Howard, der Eile hatte, und deshalb durch unſern Park gegangen war, begegnete mir, und begleitete mich bis an den Dorfſteg.“

Ringulf's trockenes Hüſteln entging dem Squire keineswegs. Es erfolgte eine peinliche Stille; ſie zu beſeitigen, klingelte Miß Emmy nach Lichtern, und Vater

Seymour, der mit kurzen Worten eines dringenden Geſchäftes erwähnte, war durch eine Seitenthür fortgegangen, noch ehe die Tochter einen ſchicklichen Vorwand finden konnte, um ihn zurückzuhalten.

Ringulf Daubigny und Emmy Seymour waren allein. Die Lampen, die man auf den Tiſch geſtellt hatte, erhellten nur theilweiſe das geräumige, düſter ausſchauende Zimmer, in welchem man ſich befand. Emmy fühlte ſich ſeltſam beengt; ihr war, als nahete ſich ihr die Kriſis ihres Geſchickes; ſie erbebte vor dem dicht vor ſie tretenden Daubigny.

„Endlich, ſchöne Miß,“ fing dieſer im wohlklingendſten Tone ſeiner Silberſtimme an, „iſt der erſehnte Moment da, meiner Sache bei Ihnen ohne müſſige Zeugen das Wort reden zu können. Da mir ein ähnlicher günſtiger Augenblick, als der jetzige, wohl ſchwerlich ſo bald wiederkehren mögte, ſo laſſen Sie ſich, ſchöne Miß, die Huldigung meiner innigſten Liebe gefallen. Mein Glück ruht allein in Ihrer Hand; halten Sie, ich flehe Sie an, einen Augenblick inne, bevor Sie daſſelbe für immer vernichten. Erwägen Sie zuvor, wie lange und wie innig ich mich um Ihre Gunſt bewarb, wie ernſtlich ich bemüht war, dieſer Gunſt mich würdig zu zeigen.“

„Emmy's Herz fühlte ſich unausſprechlich beengt, ein Schauder, wie der des Todes, überlief ſie, und nicht wagte ſie den Blick zu erheben, als ſie die Antwort ſtammelte: „Hoffe ich doch, es würde nie zu dieſer Erklärung kommen! Wie ſehr ich, Sir Daubigny, Ihre gute Meynung von mir würdige, ſo kann — ach! ſo kann ich doch nicht mehr darauf entgegnen. Dankbar erkenn' ich die Güte, welche Sie für mich hegen, allein

Dankbarkeit iſt das wärmſte Gefühl, wodurch ich ſolche Güte zu vergelten im Stande bin.«

»Dennoch,« ſagte Daubigny im kalten Tone unterdrückter Aufwallung, »dennoch mögte Derjenige, der einen Blick auf Miß Seymour wirft, es beſtreiten, daß ſie innigerer Gefühle unfähig ſey. So habe ich denn alſo das beſondere Mißgeſchick, nicht diejenigen Eigenſchaften zu beſitzen, durch welche ſanftere Regungen in Miß Seymour's Herzen zu erwecken ſind; und mag es beklagen, daß ein Anderer die Kunſt zu gefallen beſſer als ich erlernte.«

Emmy ſchüttelte ihre langen Locken zurück und blickte hochverwundert auf; feſt ihr in's Auge ſtierte der Bewerber, und fuhr fort: »Fern jedoch ſey's von mir, mich Ihnen, ſchöne Miß, zum Vertrauten aufzudringen; wohl aber, ſo lange mir noch ein Schimmer von Hoffnung dazu bleibt, will ich Alles aufbieten, einen Zweck zu erreichen, mit dem ſich mein ganzes künftiges Erdenglück verknüpft.«

»Können wir nicht fortfahren in Freundſchaft zu leben, ohne —«

»Nein!« unterbrach Daubigny die Bebende; »nein, ſchöne Dame; halbe Maßregeln führen hier zu keinem Ziele! Wir Beide müſſen einander Alles oder Nichts ſeyn. Nicht kann ich gelaſſen daneben ſtehen und ſehen wie ein Anderer ſich eines Glückes erfreut, nach welchem ich jahrelang ſtrebte! — Miß Seymour, Miß Seymour, Sie wiſſen nicht was Sie jetzt thun!« Und ein ziſchendes Geſtöhn drängte ſich zwiſchen den geklemmten Zähnen des leidenſchaftlich Ergriffenen hervor, als er ſich finſteren Blickes abwendete.

„Sie thun mir wahrlich Unrecht,“ entgegnete Emmy; „ich empfinde eitel Wohlwollen für Sie, mögte Sie gern glücklich sehen! Habe ich Sie nicht jahrelang gekannt? bin ich Ihnen nicht stets wie eine Schwester gewesen? ist meine Liebe zu Ihrer Familie —“

„Hinweg mit diesen Redensarten!“ rief Daubigny dazwischen: „Ich würde für Sie Alles aufopfern; ich bettle bei Ihnen nicht um Liebe für meine Mutter und Schwester; ich werbe um Sie als Mann, und als Mann mögte ich mir Ihren Besitz erringen. Vorbei ist die Zeit des Harrens; ich fühle, daß ich einen Nebenbuhler habe, und daß ich ein Mann der Verzweiflung bin. Man spricht mir nach,“ setzte er nach dem Schweigen eines Augenblickes hinzu, „es starre Eis in meinen Adern; ich aber will beweisen, daß ein Feuerstrom sie durchglühet. Ich bin in Ihren Händen, Miß, doch sehen Sie sich vor, wie Sie hier entscheiden! Wenn auch Sie sich gegen meine Rache schützen mögen, so sollen doch Andere ihr verfallen seyn!“

Emmy war wie versteinert; ihre todtenbleichen Lippen regten sich nicht; Phantasiegebilde des Grauens zogen in raschem Fluge an ihrer Seele vorüber, in jedem derselben aber wies sich auch Howard's, des sanften, zartfühlenden Howard Gestalt; sie wollte reden, allein die Worte erstarben ihr auf der starren Zunge, und wie bewußtlos sank sie in die Sophakissen. Mit Daubigny ging bei dem Anblicke der Halbohnmächtigen eine plötzliche Umwandlung vor; er kniete neben die Leidende, er ergriff ihre kalte Hand, er flehete sie an, ihm seinen Ungestüm zu vergeben; ja, in seiner plötzlichen Reue verwünschte er sich selbst, so frevelnd mit ihren Empfindungen gespielt

zu haben; nimmer wieder wollte er ſich ſolchen Ausbrüchen hingeben; wollte ihr mehr ſeyn als irgend ein Mann jemals der Geliebten habe ſeyn können — Emmy hatte ſich erholt, mit Entſetzen hörte ſie ihn an, aber ſie ſprach keine Sylbe; noch nimmer war ſie Zeuge eines ſolchen Aufloderns widerſprechender Leidenſchaften geweſen, und ſie zweifelte an der Wirklichkeit deſſen, was ſie ſah und hörte. Daubigny aber fuhr ohne innezuhalten fort. „O Miß Seymour! O theuerſte Emmy, Du glaubſt nicht an meine Reue, nicht an meine Beſſerungsvorſätze, und dennoch biſt Du, nur Du die Veranlaſſung zu meinem Fehler! Könnteſt Du in meinem Herzen leſen, ſo würdeſt Du erkennen, wie es einzig und allein von Liebe zu Dir bewegt wird! O Emmy! Du meine Gattin, und jeder Keim des Guten in mir muß und wird herrliche Saaten reifen laſſen; doch wenn ich abermals unter dem Fluche Deiner Verwerfung dieſes Haus verlaſſen muß, dann regt ſich ſchaurig die Ahnung in mir, es werde alles Böſe, zu welchem ich von Natur geneigt ſeyn mag, ſich fürchterlich entwickeln und Verderben vor mir herſchreiten laſſen; und Dein, Emmy, Dein iſt dann die Verantwortlichkeit! D'rum wahre Dich, wie Du entſcheideſt; um Deinetwillen, um Anderer willen wahre Dich, Emmy!“

Händeringend ſtammelte die Geängſtete: „Was kann ich ſagen? Weshalb zwingen Sie mich eine unwillkommene Wahrheit nochmals auszuſprechen? Warum fahren Sie fort, Sir Daubigny, mich zu der Erklärung zu zwingen, daß ich Sie niemals — niemals lieben kann?“

Wildlachend fuhr der Ungeſtüme aus ſeiner knieenden Stellung auf: „Iſt es dahin gekommen?“ rief er, indem

er einen grimmigen Blick auf ſein Opfer warf: „Niemals, ſagen Sie? — Wohlan denn, ſo mögen Sie mich ohne alle Umſtände hören,“ fuhr er plötzlich eiſigen Tones indem er einen neben dem Sopha ſtehenden Seſſel einnahm: „Wähnen Sie nicht, ich hätte der Liebe Flehen verſchwendet, den Stolz der männlichen Seele vor Ihnen gebeugt, daß ein Anderer daherſchreite und in verhaßtem Hohne mich und meine vereitelten Hoffnungen verlache! Erfahren Sie, Miß, wenn Sie mich fern glaubten, war ich Ihnen um ſo näher; wenn Ihre Gedanken bei einem Anderen weilten, war ich es, der das Geflüſter Ihres Herzens belauſchte; den Schritten des Bettlers Howard bin ich gefolgt, wie ein Spürhund dem Wilde; ich war es, der ihn beborchte, wenn er in vermeynter Einſamkeit Ihren Namen ſeinem Munde entſchlüpfen ließ. O, ich bin nicht ſo leichthin zu täuſchen! Sie lieben dieſen Howard, und um ſeinetwillen werd' ich verſchmäht. Ruhig, Miß; ich habe noch mehr zu ſagen: Wenn Sie, Miß Seymour, auch ſich ſelbſt nicht berückſichtigen, wenn Sie auch fernerhin all' Ihre Hoffnungen von der Zukunft Ihrem beglückteren Liebling aufopfern wollen, ſo werden Sie doch vielleicht Mitleid mit ihrem ergrauten Vater haben — er iſt in meiner Gewalt.“

Angſtvoll ſtarrte die Erbin von Seymour den Sprecher an, der in ſchneidendem Tone verhaltenen Grimmes fortfuhr:

„Ja, Miß, in meiner Gewalt! Das Haus, in welchem ich jetzt zu Ihnen rede, iſt für mehr als deſſen voller Werth betragen kann, mit allen ſeinen Ländereien verpfändet. Ueberdies nahm Ihr Herr Vater zu wucheriſchem Zins eine namhafte Summe auf, um durch eine

lockende Unternehmung, die jedoch gänzlich fehlschlug, ſich ſeiner Bedrängtheit zu entledigen; und ich, Miß, ich bin im Beſitz aller jener Pfandſcheine, jener Wechſelbriefe, jener Documente! Ein einziges Wort von mir, und —"

„Erbarmen! Erbarmen mit meinem Vater!" kreiſchte Emmy, indem ſie vom Sopha herab zu den Füßen Daubigny's ſank. Dieſer aber blickte wie mit Augen des Todes auf die Weinende und verſetzte: „Haben Sie vielmehr Erbarmen mit ſich ſelbſt, Miß Seymour; und damit Sie erkennen, wie gern ich Ihnen dieſe von Ihnen ſelbſt herbeigezwungene Scene erſpart hätte, will ich Ihnen Zeit laſſen ſich zu bedenken. Ihr Vater weiß es nicht, daß ich ihn in Händen habe; ſein Stolz, ſo wie ſein Ruf können alſo verſchont werden. Feierlich ſchwöre ich Ihnen daher, daß, wenn Sie mir angeloben, meine Gattin ſeyn zu wollen, ich jedes Document vertilgen will, das Ihrem Vater nachtheilig werden könnte; daß ich dieſem Vater ein kindlich ergebener Sohn, und Ihnen ein ſorglicher, zärtlicher, vertrauensvoller Gemahl ſeyn und nimmer der Kälte gedenken will, durch die Sie mich bis zu dieſem Aeußerſten trieben."

In ſprachloſem Jammer blickte die Knieende zu ihm hinauf. „Stehen Sie auf, Miß Seymour," ſagte Daubigny, indem er die Hand hinreichte, an der ſie ſich bewußtlos erhob: „Eine ſeltſame Umgeſtaltung der Dinge hat uns plötzlich die uns geziemenden Stellungen wechſeln laſſen. — Ich ſehe es Ihnen an, daß Sie Zweifel gegen meine Zuſagen hegen, und ſolche Zweifel ſind kränkend für mich. Meine Liebe zu Ihnen iſt zu einem Theile meines Daſeyns geworden, und vergebens

ringe ich, den Einfluß derſelben zu ſchwächen. Entweder Sie werden meine Gattin, oder ich bin für jede gute Regung verloren; und wenn dies Letztere der Fall wird — gegen wen ſonſt wohl würde ich dann meinen Haß austoben, als gegen die Urheber meines Untergangs? gegen wen ſonſt wohl als gegen den jungen Heuchler, deſſen Lächeln mich aus meinem Himmel verdrängte? gegen den Greis, deſſen freundliche Worte mich wie einen Knaben gängelten? gegen die Syrene, deren ſich abwendender Blick mich zu einem Dämon verkümmern ließ? Bedenken Sie dies, Miß Seymour —“ und mit einer zu Flüſtertönen herabſinkenden Stimme ſetzte er hinzu: „Denken Sie an Ihren bekümmerten Vater, an ſeine Selbſtvorwürfe, an die Schmach, der er nicht entrinnen kann; denken Sie an Howard — ſehen Sie ihn vertrieben, denn vertrieben wird er und muß er werden! Denken Sie auch an Ihr eigenes troſtloſes Geſchick — Emmy! ich bin ein Mann der Verzweiflung, wenn Sie mich nicht erhören. Und wiederum“ fuhr er im Tone der Ueberredung fort, „wiederum betrachten Sie die Kehrſeite dieſes Gemäldes: Werden Sie die Meinige, und ſehen Sie Ihren Vater zu dem Glanze ſeiner Vorfahren zurückgekehrt; ſehen Sie mich, wie ich allen Ihren Wünſchen zuvorkomme; ſehen Sie ſelbſt Howard, die verhaßte Urſach aller Ihrer Kälte gegen mich, nicht nur verſchont, ſondern gefördert! Alle meine Kräfte will ich aufbieten, ihm ein freundlicheres Loos auszumitteln, und nimmer ſoll er erfahren, aus welcher Hand ihm daſſelbe zu Theil ward. — Miß Seymour, Sie ſehen, daß ich dem Guten und Edlen nicht abgeſtorben bin — alſo entſcheiden Sie, entſcheiden Sie!“

Die Unglückliche vermogte andere keine Antwort zu geben, als ihm abermals, in Thränen schwimmend, zu Füßen zu sinken.

„Ich nehme diese Andeutung für Zustimmung an,“ sagte Daubigny, indem er die schlanke Gestalt in seine Arme faßte, und sie wieder auf den Sopha niederließ: „Ich fühle, daß ich Sie mir gewann; doch merken Sie es wohl, Miß Seymour, unser Vertrag darf nicht mit Thränen benäßt werden; wollten Sie sich mir als Opfer hingeben, so würden Sie Ihren Vater zu Fragen veranlassen, und wie könnten Sie diese wohl beantworten?“

„Weine ich denn noch?“ sagte Emmy in einem Eisestone, vor dem selbst der eigensüchtige Daubigny zurückfuhr. „In einem Jammer, wie der meinige ist, noch weinen, wäre Hohnspott!“ setzte sie hinzu, indem sie mit der herabwallenden Lockenfülle sich die Augen trocknete.

„Genug!“ stammelte Daubigny mit bleichen, zuckenden Lippen; „ich kann Vieles ertragen, jedoch nicht zuviel —“

„Was befürchten Sie denn?“ sagte das blasse Mädchen mit einer plötzlichen Anstrengung, so daß Purpurröthe ihr bis über die Stirn hinaufwallte: „Sitze ich nicht neben Ihnen? athme ich nicht? red' ich nicht? empfind' ich nicht? Es ist eine Fabel, wenn man sagt, ein Weib könne an brechendem Herzen sterben.“

„Worte reichen hier nicht aus, Emmy,“ entgegnete Daubigny finster: „Einen Schwur gilt es hier — wollen Sie ihn leisten?“

„So schwören Sie, meines Vaters zu schonen?“

„Ich schwöre.“

„Und gelübden, ihn —"

„Howard, wollen Sie sagen," fiel Daubigny heftig ein; „Schon gab ich mein Wort ihn zu fördern. England ist groß genug; fern von hier soll ihm reicheres Auskommen werden."

„Ich bin gezwungen Ihnen zu vertrauen," versetzte Miß Seymour dumpfen Tones; „was mir nun noch zu thun übrig bleibt, ist verhältnißmäßig leicht gethan. — Sir Daubigny, ich schwöre es bei dem Auge des Allsehenden, daß ich Ihre verlobte Braut bin."

„Und hier sind die vernichteten Documente," sagte der Triumphirende, zog ein Päckchen Pergamente hervor und hielt sie über die Lampe hin, daß sie in züngelnder Flamme auflohderten. Mit den Worten: „Für Ihr Schweigen, Miß, bürgen mir die Verhältnisse!" verließ Daubigny das Zimmer; Miß Seymour aber, die Ur-Ur-Enkelin der vieledlen Lady Barbara, sank ohnmächtig nieder.

Viertes Kapitel.

Eine Familiengruppe.

Das Herrnhaus der Familie Daubigny, ein stattliches Gebäude, stand auf einem anmuthigen, weitgedehnten Hügel, der sich sanft zu dem Ufer eines edlen Flusses hinabsenkte, wies zu seiner Rechten eine unabsehbare Strecke Forstlandes, und zu seiner Linken umfangreiches Ackergebiet. Das ganze Besitzthum zeigte sich sorgfältig unterhalten und gepflegt; in der schönen Kastanien-Allee, die durch die ganze Länge des Parks hinlief, gewahrte man keinen einzigen dürren Ast, und die Terrassen waren mit den köstlichsten exotischen Gewächsen der Jahreszeit besetzt. Das Innere des Edelsitzes entsprach vollkommen dem Aeußeren desselben. Reiche Teppiche, kostbares

Geräth, werthvolle Gemälde, hohe und breite Wandspiegel, in denen die Schönheitgöttin selbst sich hätte beschauen mögen, ohne das Zurückstrahlen eines einzigen ihrer Reize zu verlieren, verschönerten dieses Innere, während diese und ähnliche grosartige Ausschmückungen, zu denen unter Anderem auch eine auserlesene Bibliothek gehörte, — mindestens in einem der Gemächer — durch leichtere und anmuthige Verzierungen so vertreten wurden, wie moderner Geschmack sie den Wohnzimmern der Reichbegüterten und Kunstbefreundeten zu verleihen pflegt.

In kissenreichem Lehnstuhle neben dem Divan saß eine ältliche Dame, deren noch immer lieblich ausdrucksvolles Gesicht von Kränklichkeit, auch wohl von Bekümmerniß, stärker als von der furchengrabenden Hand der Betagtheit berührt worden zu seyn schien. Ersichtlich war es, daß die Dame sich tiefem Nachsinnen hingegeben hatte, denn dann und wann, und dem Anscheine nach ohne sich dessen bewußt zu seyn, seufzte sie aus der Fülle des Herzens. Sie ward hierin durch das Eintreten eines jüngeren, und insofern allerdings noch anmuthigeren Frauenzimmers gestört. Miß Honoria Daubigny gehörte zu jenen gebieterischen Schönheiten, deren schwarze, blitzende Augen, deren kühne Stirn, für welche ein Diadem immer nur ein Alltagsschmuck bleibt, deren Graziengestalt jederzeit unwiderstehliche Wirkung zu erregen pflegen. Obschon Miß Honoria ihre persönlichen Vorzüge wohl kannte, unterließ sie dennoch nicht, dieselben durch den schönsten Schmuck der Seele zu erhöhen. Sie war im Umgange eben so freundlich als gebildet, war geistreich, gefühlvoll, liebenswürdig. Gegen ihre Mutter eitel Zärtlichkeit und Fürsorge, gegen alle übrigen Hausgenossen

citel Leutſeligkeit und Zuvorkommendheit, richtete ſie einzig und allein gegen Ringulf eine umwölkte Stirn und einen kalten Blick.

„Haſt Du geſchlummert, liebe Mutter?“ fragte Honoria, indem ſie ſich zu der im Lehnſtuhle Aufblickenden bückte und ihr eine friſchgepflückte Roſe in den Schooß legte, „oder hinausgeblickt in den lieblichen Sonnenuntergang? Iſt doch heut ganz und gar ein Abend für diejenigen, welche vielgeübt ſind im Ergrübeln neuer Elfenſagen, um zu ſehen, wie das luſtige Völkchen ſich unter den bunten Baldachinen der Feldblumen verſammelt, bevor es zum Ringeltanz im Mondlichte hervorkommt —“

„Theure Honoria,“ verſetzte Miſtreß Daubigny mit ſanftem Lächeln, „meine Gedanken waren nicht ſo roſenfarbig und phantaſtiſch als die Deinigen; noch minder aber war ich zum Schlummer geneigt. Ich dachte an Deinen Bruder.“

„Und wozu das, liebſte Mutter? Du vermagſt doch nimmer dem Fluge ſeines ruheloſen Geiſtes zu folgen.“

„Aber beten kann ich, daß kein Irrflug daraus werde,“ antwortete Miſtreß Daubigny, indem ſie hinzuſetzte: „Wollte der Himmel, Miß Seymour hätte unſeren Ringulf lieben können!“

„Emmy?“ fragte die Tochter: „Hieße das nicht die Taube in des Adlers Neſt verſetzen?“

„Liebe Honoria, die Welt verkleinert hinlänglich. Verwandte ſollten untereinander mit ihrem gegenſeitigen Tadel behutſamer —“

„Vergebung, theuerſte Mutter! In meiner Beſorgniß für die Freundin bedachte ich nicht, daß meine Bemerkung den Bruder ſchalt.“

„Mich dünkt," fuhr Mistreß Daubigny fort. „Emmy's Einfluß gewähre die letzte Hoffnung, Ringulf's Unstätigkeit beschwichtigt zu sehen. Liebt er die Liebliche doch so sehr, daß er gegen sie gewiß niemals ungerecht seyn kann!"

„Dürfte ich Dich an Dein eigenes Geschick erinnern, liebe Mutter, so würdest Du —"

Mistreß Daubigny schauerte zusammen, eine Wolke zog über ihre Stirn, ihr Haupt senkte sich, und sie entgegnete: „Du thust wohl mich zu mahnen, obschon es mich schmerzt. Meine eignen Erduldungen sollten mich barmherzig machen, nicht aber mich lehren, nach einem anderen Opfer umzuschauen, durch welches mir der Sohn bewahrt bleiben mögte. Mich zwar kräftigte des Himmels Gnadenhand, den Orkan zu überstehen; die scheue, bebende Emmy aber würde der Gewalt desselben erliegen."

„Gewiß, liebe Mutter, und darum ist es wohl besser so wie es ist. Auch wird Ringulf's unbezähmbarer Stolz bald Herr seiner Liebe geworden seyn, und der Bruder führt Dir dann eine Schwiegertochter zu, die festeren Fußes als Miß Seymour den Widrigkeiten des ehelichen Lebens zu stehen weiß."

Die Mutter schwieg kopfschüttelnd.

„Was dächtest Du etwa von einer Schwiegertochter die mir gliche?" fragte Honoria, im Verlangen dem Gespräch eine heitere Färbung zu verleihen: „Wie, wenn Ringulf so einen weiblichen Heißsporn wählte, dem nichts so sehr behagt als die Atmosphäre der Stürme, so daß er den Odem des Orkans begierig in sich saugt? so ein Dämchen der Laune wie ich bin, das den Gemahl schon vermittelst des Schooßhündchens prickelt und stachelt, und

ſo an einem einzigen Manne unſer ganzes Geſchlecht rächt?“

„Du ſchilderſt nicht nach dem Leben, mein theures Kind. Was würde Dein Brandon zu ſolchem Zerrbilde ſagen?“

Honoria warf ihr ſtolzes Köpfchen auf, und ließ ein ſchalkhaftes „Hm!“ vernehmen. Dann ſagte ſie: „Ich will doch Licht bringen laſſen, denn ich bin nicht ſentimental genug geſtimmt, um der Dämmerung zu huldigen.“

Die hereingetragenen Lampen verbreiteten hellen Schein durch das Zimmer; Honoria ſaß wieder auf der Ottomane und hielt mit Herzlichkeit der Mutter Hand gefaßt. Miſtreß Daubigny, die verſunken im Anſchauen der ſchönen, frommen Tochter, zu dieſer ſich hinbeugte, rief mit Innigkeit: „Mein Herz iſt noch nicht gänzlich verwaiſ't; ich habe wenigſtens noch Ein Kind, das mich liebt — ein liebes, zartes, frommkühnes Kind — Honoria!“ — und das ſchöne Mädchen ließ den Blick kindlicher Zärtlichkeit an den blaſſen Wangen der Mutter hangen: „Honoria, in Dir allein,“ fuhr Miſtreß Daubigny fort, „lebt all mein Erdenhoffen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber heut Abend geſellt ſich zu jedem meiner Gedanken an Ringulf eine ſeltſame Beklommenheit —“

„Liebſte Mutter —“

„Beunruhige Dich nicht, Honoria; es mag wohl wieder von meinem Nervenübel herrühren. Doch niemals hing meine Seele ſo innig an Dir wie vorhin, als ich hier allein ſaß. — Du wirſt mich nicht verlaſſen, holdes Mädchen; und auch der liebenswürdige Mann wird es nicht, dem Du Dein Herz ſchenkteſt, den ich eben jetzt wie meinen Sohn liebe.“

Honoria konnte den zärtlichen Ergießungen der Mutter nicht entgegnen, denn in demſelben Augenblicke ſtürmte Ringulf mit einem Triumphlächeln und den Worten herein: „Endlich bin ich ein ſiegreicher Bewerber, ein verlobter Bräutigam, und hoffe bald der Gemahl der Miß Seymour zu ſeyn!“

„Wirklich?“ fragte Honoria ungläubig.

„Arme Emmy!“ flüſterte Miſtreß Daubigny, und verbarg das Antlitz am Buſen ihrer Tochter.

„Haben Sie keinen Glückwunſch, Frau Mutter, für den Sohn? Sie ebenfalls keinen, Miß Daubigny, für den Bruder?“ fragte Ringulf gezogen.

„Ich habe, fürwahr, ich habe! und werde aufrichtig für Dich und Deine Erwählte beten,“ antwortete Miſtreß Daubigny mit Innigkeit, indem ſie dem Sohne ihre Hand bot. „Doch, o mein Ringulf! ſey eingedenk des zarten Sinnes Deiner Emmy, und laß Deine Ungeſtüm ſie nimmer rauh berühren.

Mit gerunzelter Stirn verſetzte Ringulf: „Ich habe Miß Seymour über mich durchaus nicht getäuſcht, Frau Mutter. Emmy ſieht mich ſo wie ich bin, und ſo iſt ſie geneigt, ihr Erdenglück meiner Obhut anzuvertrauen. Ich habe ihr Gelübde zum ehelichen Bunde empfangen, und würde jetzt nicht auf ihre Hand verzichten, wenn auch eine Welt voll Bewaffneter mir dieſelbe ſtreitig machen mögte.

„Bilde Dir nicht ein, mein Sohn,“ entgegnete Miſtreß Daubigny, „daß ich mit Abneigung auf Deine bevorſtehende Vermählung blicke; ich trachte nur danach, Deine Aufmerkſamkeit auf die neuen Pflichten zu lenken, welche Dir von derſelben auferlegt werden; will Dich

nur anflehen, Dein ungeſtümes Weſen zu beherrſchen, und Deine Erwählte ſo zu beſchirmen und zu lieben, als ihr ſanftholdes Gemüth es verdient und deſſen ſo ſehr bedarf. Es giebt, o mein Sohn! keine unheilbarere Krankheit, als ein in Gram verkümmerndes Herz, und kein namenloſeres Elend, als eine unglückliche Ehe.“

Daubigny ſtutzte. Sein Gewiſſen beſtätigte ihm die Wahrheit dieſer mütterlichen Worte; allein er war viel zu ſehr der Sclav ſeiner Selbſtſucht, als daß er in ſeinen Vorſätzen hätte wankend werden können. In Honoriens Augen hingen Thränen, entrollten denſelben jedoch nicht, denn ſie wurden durch ein peinliches Gefühl, das im ſchweſterlichen Herzen wogte, zurückgehalten. Honoria wußte, daß der Mutter zarte Ermahnungen abermals in den Wind geredet waren; des Bruders zuſammengepreßte Lippen und ſchweres Aufathmen gaben Zeugniß davon.

„Ringulf,“ ſprach ſie, indem ſie eine ſchwere goldene Kette von ihrem Nacken löſete, „Du weißt, welche innige Freundſchaft ich für Miß Seymour hege; wenn Du ſie morgen ſiehſt, ſo überreiche ihr dieſe Gabe, als einen meiner neuen Schweſter herzlich dargebrachten Willkommengruß.“

Daubigny nahm kalten Blickes das für ſeine Braut beſtimmte Geſchenk, zwang ſich jedoch zu den Dankworten: „Ich habe Urſache meiner ſchönen Schweſter verbunden zu ſeyn; ſie mindeſtens erwies ſich ſowohl gegen Miß Seymour als gegen mich höflich, wenngleich ihr Glückwunſch ſich ſo eigentlich nicht in Worten vernehmen ließ.“

Miſtreß Daubigny ſeufzte hörbar.

„Ueberdies habe ich die ſchöne Honoria um Verzeihung zu bitten,“ ſprach Ringulf nach kurzer Pauſe:

„Erſt jetzt erinnere ich mich daß ich für ſie auf meinem Wege hieher ein Päckchen in Empfang nahm, das Sir Brandon ſchickte.“ Mit dieſen Worten überreichte er die Depeſche. Etwas einem Seufzer Aehnliches quoll über ſein Lippen, als er die Haſt und Freudigkeit bemerkte, womit Honoria das Siegel löſete — Würde wohl Emmy mit ſolcher Haſt eine Zuſchrift von ihm leſen wollen? —

Daubigny hatte ſeinen glühendſten Wunſch zur Erfüllung gebracht, dennoch fühlte Daubigny ſich nicht glücklich. Inmitten des vielen in ihm wogenden Böſen glühete ein einziges nicht unlauteres Gefühl: ſeine Liebe zu Miß Seymour. Nun aber wußte er, wie unwürdig er gehandelt hatte, um dies Gefühl zu befriedigen; wußte, daß er leichtſinnig den Lebensfrieden eines zarten Geſchöpfes geopfert hatte, um ſeiner Liebesbewerbung den erwünſchten Ausgang zu erzwingen! Dennoch hatte er dieſen erzwungen; kein beglückter Nebenbuhler konnte jetzt mehr über Ringulf Daubigny triumphiren; Howard mogte jetzt blutige Thränen um Emmy weinen, jedoch Emmy konnte jetzt nicht mehr Howard's werden! Mit dämoniſchem Frohlocken verſchlang der ſiegreiche Bräutigam die Herzensangſt ſeines ſchuldloſen, bejammerswerthen Opfers. —

Stille herrſchte im Familienzimmer. Honoria durchflog die Zuſchrift ihres Verlobten; die Mutter hatte ſich in ihre Kiſſen zurückgelehnt, und ihr Geſicht in ihre Hände begraben; Ringulf ſchritt wie ein Spukgeiſt hin und her. Die Bilder ſeiner wogenden Gedanken erfuhren eine Wandlung. Emmy hatte freilich ſich ihm verlobt, allein ſie hatte es mehr als Rettungopfer für ihren hoch-

betagten Vater, denn aus irgend einer wohlwollenden Herzensregung für den Bewerber gethan: sie hatte sich ihm zu eigen gegeben, allein keine Fiber ihres Herzens war dabei gewesen — diese Vorstellung blieb entsetzlich: denn Daubigny fühlte, daß seine Liebe zu der Erwählten die überströmendste seiner Empfindungen sey. Mit Emmy an seiner Brust — so fühlte er, oder glaubte doch so zu fühlen — würde er der Verwüstung getrotzt haben, wäre auch die Erde unter seinen Sohlen geborsten! Was aber bot Emmy ihm für dieses Gefühl? Der Gedanke war seelenfolternd! Wild schlug Ringulf mit der geballten Faust an seine Stirn und rannte zum Zimmer hinaus.

„Das ist fast mehr als ich ertragen kann," sagte die Mutter, welche unterdessen aufgeblickt hatte: „Ist das das Wesen eines beglückten Liebenden? O meine Tochter, welch neues Mißgeschick steht bevor? Hier scheint ein furchtbares Geheimniß obzuwalten. Wäre mein Sohn ein Anderer als er ist, ich würde ihm folgen und nicht ablassen, bis er mir sein Herz ausgeschüttet hätte. So aber darf ich nicht."

„Beruhige Dich, Mutter," sagte Honoria besänftigend. „Du weißt es, diese leidenschaftlichen Ausbrüche Ringulf's sind unbezähmbar. Am unbegreiflichsten bei der Sache bleibt mir Emmy's Verblendung. Wie oft habe ich gesehen, daß sie vor Ringulf's heftigem Wesen zurückbebte. Wie gesagt, Emmy's Zusage bleibt mir ein unauflösbares Problem —" Honoria hatte, während sie diese Worte sprach, nicht aufgehört in die empfangenen Briefschaften zu blicken; nach einer Pause fuhr sie fort: „Aber die Wunder häufen sich! Mein

William schreibt mir hier, daß der stille und bescheidene Herr Howard, der Dir bei Deinem jüngsten Besuche drüben bei Seymour's so überaus wohlgefiel, plötzlich und auf höchst unerwartete Weise zu einem unermeßlichen Vermögen gelangt ist. Mit deutlichen Worten, ein ihm völlig unbekannt gewesener Oheim-Nabob hat ihn zum alleinigen Erben eingesetzt, und so den unbedeutenden Dorfpfarrer plötzlich in einen Mann des Weltglücks und Ansehens verwandelt."

„Ich wüßte nicht, wer solchen Glückfalles würdiger seyn könnte, als Sir Howard," meinte Mistreß Daubigny: „Glücklich die Mutter, die eines solchen Sohnes sich zu erfreuen hat!"

„Jetzt wird er gewiß von hier wegziehen," sprach Honoria mehr vor sich hin als zu der Mutter gewendet, „denn da Miß Seymour nunmehr Ringulf's Verlobte ist — ja, ja! ich hätte oft darauf schwören mögen, daß Howard und Emmy gar wohl zu einander —"

„Um allen Seelenfriedens willen," fiel die Mutter hastig ein, „laß solche Gedanken nicht gegen Ringulf laut werden! Still, ich höre seinen Tritt. Ich bitte Dich, Honoria, sprich Deinem Bruder sanft zu, denn sicher ist er herzenskrank, und wir wissen nicht, wie sehr er unserer Zärtlichkeit bedürfen mag."

Miß Daubigny gehorchte. Als Ringulf eintrat, näherte sie sich ihm mit einem Lächeln; der Bruder aber zeigte sich ersichtlich bemüht, seines Unmuthes ledig zu werden. Er murmelte etwas über sein plötzliches Fortrennen, und wie solches keinen andern Grund gehabt hätte, als seine Schwester mit desto mehr Muße die von Brandon erhaltene Zuschrift lesen zu lassen. Durch

dieſe Bemerkung ward Honoria an die den jungen Pfarrer betreffende Mittheilung ihres Verlobten erinnert. Sie überlieferte dieſelbe ihrem Bruder; die Wirkung davon war elektriſch. Mit dem wilden Gelächter eines Wahnwitzigen fuhr Ringulf von dem Sitze auf, den er neben ſeiner Schweſter eingenommen hatte, ballte ſeine aufgehobenen Hände und rief mit funkelnden Augen: „Immerhin! immerhin! Das Gold wird dennoch in ſeinen Händen verſchlacken, der gewonnene Reichthum ihm dennoch in der Seele brennen; denn mit allen ſeinen Schätzen mag er doch nicht die einzige Perle zu erkaufen, welche jetzt mein iſt! Was kümmert es mich, daß er jetzt Herr eines freudeloſen Glückes iſt; kann ich doch ſein Herz untertreten, da ſie für ihn unerreichbar bleibt; Auch ſie wird weinen, aber gleichviel! Hab' ich doch ebenfalls blutige Thränen weinen müſſen; und keine Hand erhob ſich, ſie zu trocknen! Bei meiner Seele, mich freuet dieſes Spiel des Zufalls!"

Und ehe noch Miß Daubigny und deren tiefbekümmerte Mutter ein Wort der Sänftigung oder der Bitte hervorbringen konnten, hatte der ungeſtüme Ringulf abermals das Zimmer verlaſſen.

Fünftes Kapitel.

Zu ſpät!

Der Nebel des Erſtaunens über den ihm plötzlich gewordenen Glückswechſel zerrann vor den Blicken Howard's, und ein einziges holdes und lichtes Gebild ſtrahlte hellen Glanz auf alle ſeine Viſionen. Die Kluft zwiſchen ihm und der Erbin von Seymour war geebnet.

Richtige Behauptung würde es seyn, wenn man sagte, das Jahrhundert des Zauberwirkens liege hinter uns, da der mächtige Talisman, „Gold“ genannt, das Gegentheil beweiset. Ist Gold etwa nicht der gewaltige Schlüssel, der so die Pforten zur Macht, wie zu den Herzen der Menschen öffnet? Sind nicht Würden, Bestallungen, Weltehre, das Lächeln der Schönheit und die sclavische Kriecherei der Menge für Gold zu erkaufen? Pflanzt nicht Jeder seinen Oliven- oder Feigenbaum in der Hoffnung, daß er ihm diese glänzende und klingende Frucht trage? Ist das Gold nicht allausreichend im Getreibe des Menschenlebens? Und darf dies keine Zauberei genannt werden? Philosophen und Cyniker mögen immerhin das Gold verachten und verschreien! Sobald sie im Besitze desselben sind, beten sie, gleichwie alle Uebrigen, denselben Götzen an.

Nicht so jedoch betrachtete Howard die ihm zugefallenen Glücksgüter; ihm heiligten sie sich durch den Gedanken, wie er jetzt der schönen und liebenswürdigen Emmy seine bisher hoffnungslose Liebe zuflüstern könnte. Er wußte, daß wenn sie ihn jemals liebte, sie zu reinen und stillen Herzens war, um ihn deshalb höher zu schätzen, weil der Welt Lächeln sich ihm zugewendet hatte; und fast freute er sich über den gesunkenen Wohlstand ihres edlen Hauses, wenn er bedachte, wie leicht es ihm jetzt würde, denselben glänzend wieder herzustellen. Und dabei erinnerte er sich mit sprachlosem Entzücken jedes Blickes, jedes Lächelns, jedes Wortes Emmy's, wobei er zeither nicht hatte weilen dürfen, um sich nicht in der Raserei seiner geheimgehaltenen Herzensneigung zu verlieren. Wie hing seine Seele so innig am gestrigen

lieblichen Abend im Rosenhain, wo sie, ach! sie! ihm die Legende von ihrer hochsinnigen Ahnherrin erzählte! Wie lächelte er jetzt über die Peinlichkeit, mit welcher er, als Emmy des Erbschmuckes der vieledlen Lady Barbara gedacht hatte, in den düstern Abgrund blickte, den damals noch der Welt Herkömmlichkeit zwischen ihm und der Göttin seines stilliebenden Herzens ausgetieft hatte! Mit welchem Herzklopfen, mit welcher brennenden Stirn flüsterte der jetzt überglückliche Howard sich die ihm so unzubezweifelnd scheinende Wahrheit zu, daß Miß Seymour nunmehr die Seinige würde werden können!

Als der Liebebeseligte seine Gedanken gesammelt hatte, griff er nach Hut und Stock und schritt dem Herrnhause von Seymour zu. —

In stillfroher Stimmung nahm er seinen Weg durch den Park. — Armer Howard! hättest du gewußt, wie bald die süßen Träume zu Ende seyn sollten, die dich auf einem Wege umgaukelten, wo jeder Baum dich an Miß Seymour und deine stille Liebe zu ihr erinnern mußte, du würdest gewünscht haben, dieses Weges Zurücklegung mögte die Zeitfrist eines ganzen Menschenlebens erfordern! —

Vater Seymour erquickte sich an der Frühsonne im Lieblingszimmer seiner Tochter. Das Fenster desselben war geöffnet, Geisblatt und Kriechrose stahlen sich in dasselbe hinein, während unter demselben auf breiten Beeten köstliche Tulpen ihre hundertfarbigen, wenn gleich duftlosen Kelche dem Lichte erschlossen, und holdere und doch bescheidenere Blumen umher still ihre Duftfülle aushauchten. Im Zimmer sah man Emmy's Nähtisch,

ihre Harfe, ihre Bücherauswahl; und der liebeselige Howard lächelte als er eintrat und erkennen mußte, wie vollkommen der Ort mit den Empfindungen übereinstimm. von denen seine Seele bewegt ward.

„Wohl niemals hat eine so erfreuliche Kunde mir größeres Vergnügen gemacht," sagte der Squire, nachdem Howard ihn von seinem plötzlichen Glückswechsel in Kenntniß gesetzt hatte; „Sie werden aber doch jetzt großmüthig gegen uns sein — in der Nachbarschaft sich ankaufen — so recht Einer der Unsern werden?"

Die Brust des jungen Mannes hob sich, das Blut stieg ihm glühend in die Wangen, und seine Stimme bebte, als er in heftiger Bewegung antwortete: „Meine Plane für die Zukunft werden hauptsächlich von Ihrer Entscheidung abhangen, werther Sir."

„Von meiner Entscheidung?" entgegnete Vater Seymour: „Ei, dann sind wir Ihrer gewiß, und werden nur mittelst einer Parkverzäunung von einander getrennt leben."

Wort gab Wort; endlich hatte Sir Edmund Howard sein Herzensanliegen vorgebracht. Bescheidenheit, jedoch auch das Bewußtsein bei seinen nunmehrigen größeren äußeren Mitteln sich würdigeren und höheren Zwecken seines Vaterlandes erfolgreich widmen können, vor Allem aber seine überschwengliche Liebe zu Emmy, hatten ihm zur Einkleidung seiner Darlegung gedient, die von dem Squire mit wahrhaft väterlicher Herzlichkeit angenommen ward.

„Sir Howard," sprach antwortend der Greis mit ersichtlicher Rührung: „Lassen Sie mich zuvörderst Ihnen in meinem und meiner Tochter Namen danken. Von dem

Tage an, da ich Sie zum Erſtenmale ſah, blieb mein Herz Ihnen ſtets gewogen, denn ich habe ſeitdem den Biedermann in Ihnen immer näher kennen gelernt; und hätte ich einen Sohn, ſo könnte ich ihm nicht Beſſeres wünſchen, als daß Ihre Grundſätze die ſeinigen ſeyn mögten. Jedoch meine Geſinnung hinſichtlich Ihrer kommen hier wenig in Anregung; wichtiger müſſen Ihnen die meiner Tochter ſeyn, und da muß ich ehrlich geſtehen, daß ich keine Auskunft über dieſelben zu ertheilen vermag. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt iſt, daß Sir Ringulf Daubigny ſich ſeit längerer Zeit um Emmy bewirbt; und zwar thut er dies mit ſo leidenſchaftlichem Eifer, daß er noch geſtern deshalb ſehr lebhaft in mich drang. Ich verſchaffte ihm gewiſſermaßen vorſätzlich eine Unterredung mit meiner Tochter; doch iſt mir der Ausgang derſelben bis jetzt noch nicht bekannt geworden, denn Emmy klagte geſtern Abend über Unwohlſeyn, und hat aus eben dieſem Grunde noch nicht ihr Schlafzimmer verlaſſen.“

„So hab' ich alſo keine Hoffnung, Miß Seymour heute zu ſehen?“

„Doch, doch!“ antwortete der Greis, „obwohl ich mich eines kleinen Verrathes ſchuldig mache, indem ich ſolche Hoffnung gebe; denn ich habe die Bewerbung Daubigny's um meine Tochter ſo unverhohlen begünſtigt, daß ich mich nicht ermächtigt fühle, die Bewerbung eines Zweiten zu unterſtützen, für wie würdig deſſen ich dieſen Zweiten auch erachte. Emmy allein iſt es, welche hier zu entſcheiden hat —“

„Mehr darf ich nicht verlangen,“ ſagte Howard, der hier um eine ziemliche Strecke aus ſeinen Hoffnung-

höhen herabſank; „alſo morgen vielleicht!“ ſetzte er ſeufzend hinzu.

„Ich ſage weiter nichts,“ lachte der gutherzige Alte: „Sie kennen Ihren Weg. Meiner Tochter Unpäßlichkeit wird ſo gefährlich nicht ſeyn — Sie waren und ſind uns jederzeit willkommen, und um fünf Uhr, werther Sir, um fünf Uhr gehen wir zu Tiſche.“

Mit herzlichen Dankesworten empfahl ſich der junge Pfarrherr.

„Wenn Sie ſich dem Dorfe zuwenden, ſo will ich Sie durch den Park ein wenig, etwa bis an die Königseiche begleiten,“ ſagte Vater Seymour, dem heute in Howard's Geſellſchaft immer behaglicher ward.

Man ging.

An der Königseiche trennte man ſich, und Edmund überließ ſich ungeſtört abermals einer Reihe von hoffnungreichen und beglückenden Gedanken. Allerdings mochte Miß Seymour eine Unterredung mit Sir Ringulf Daubigny gehabt haben, doch war dabei auch die Erinnerung an den Moment zu erwägen, in welchem Howard und Emmy nach ihrer Streiferei durch den Roſenhain von einander geſchieden waren. Freilich hatten Beide kein Wort von Liebe mit einander geſprochen, allein in Emmy's Redetone hatte eine Milde gelegen, woran Howard ſich jetzt mit Entzücken erinnerte. Dazu glaubte er bemerkt zu haben, wie Emmy's Hand, zu einer „guten Nacht“ ihm gereicht, in der ſeinigen gezittert hatte, während doch dabei ein beſeligendes Lächeln um Miß Seymour's Lippen ſchwebte.

Unter dieſen und ähnlichen Vorſtellungen gelangte Edmund Howard in die innerſten Gänge des Roſen-

haines, als er plötzlich in einiger Entfernung den Gegenstand ſeines Wünſchens und Hoffens leibhaftig vor ſich ſah.

Emmy ſaß am Rande des Springbrunnens, welcher unter dem Schatten hoher Eſchen und Ulmen ſeine ſilbernen Waſſer ſpielen ließ. Ihr Hut lag neben ihr im Graſe, ihre Wangen waren bleich wie der Marmor, an den ſie ſich lehnte, und ihre Augen ſchwammen in Thränen. Sie ward durch das Herſchreiten Howard's aus ihren Träumereien geweckt, und als ſie aufblickte, drang ungeſtüm ihr das Blut in Wangen und Stirn, und ſchmerzlich war das Lächeln, mit welchem ſie den Pfarrherrn des Edelhofes begrüßte. Trotz ihrer erſichtlichen Bemühung ſich Faſſung zu gewinnen, zeugte ſchon der Ton ihrer Stimme von peinlicher Verlegenheit, als ſie ſagte: „Es iſt mein Geſchick, dem Herrn Howard immer dann zu begegnen, wenn ich eine einſame Streiferei unternehme. So eben erſt hab' ich mein Zimmer verlaſſen, um zwiſchen meinen Roſen vielleicht ein beängſtigendes Unwohlſeyn zu verſcheuchen —"

„Und ich falle alſo läſtig," entgegnete Edmund, indem er einen Schritt zurück trat.

„Nicht doch, Sie ſind jederzeit willkommen," ſagte Emmy, „und meine Grübeleien waren wirklich nicht ſo erfreulich, daß ich ſie nicht willig mit jeder andern Geſellſchaft hätte vertauſchen mögen."

Dieſe Worte klangen freundlich, doch in Emmy's ganzem Weſen gab ſich eine ſcheue Ruheloſigkeit kund. Sie blickte oft ängſtlich ſpähend umher, war ſo ganz und gar nicht das ſanfte, ſelbſtbeherrſchte Mädchen von ehedem, ſo daß der junge Geiſtliche ſehr richtig folgerte, es

müſſe zu ſolcher heftigen Aufregung ſich eine ganz beſondere Veranlaſſung geboten haben.

„In Ihrem Falle, theuerſte Miß,“ nahm Edmund das Wort, „iſt Einſamkeit, wie ich fürchte, kein dienliches Heilmittel.“ Und indem er wieder näher zu ihr trat, ſetzte er mit Wärme hinzu: „Ich will hoffen, Ihr Leidenszuſtand werde nicht lange anhalten.“

„O nein,“ ſeufzte Emmy, „mir wird bald beſſer ſeyn!“ Und ſie näßte ihre Hand im Waſſer, und drückte ſie dann auf ihre brennenden Augen.

„Emmy!“ flüſterte der Liebende, und ſetzte ſich neben ſie — Miß Seymour zog ihre Hand zurück und blickte wild auf ihren Geſellſchafter. Dieſer ſprach haſtig: „Wie ſoll ich meine Worte ſtellen? wie ſoll ich Ihr Zartgefühl unverletzt laſſen, und dennoch von Reichthum ſchwatzen? Bei alldem muß ich davon ſchwatzen. Ja, theuerſte Miß, ich muß es, wenn ich Ihnen nicht als ein Mann thöriger Anmaßung erſcheinen will. Ja, verehrte Emmy, ich bin plötzlich mit Reichthümern faſt überſchüttet worden — Emmy, ich liebte Sie ſchon lange — Sie müſſen es erkannt und gefühlt haben; und jetzt — —“

„Still,“ ſagte Miß Seymour, indem ſie, wie von einem Schauder durchzuckt, ihren Finger an ihre Lippen legte, und abermals ängſtlich umherblickte: „Ich darf ſolche Aeußerungen nicht anhören. Gehen Sie und ſeyn Sie glücklich — und machen Sie andere glücklich — Sie können Beides! Gehen Sie, und nehmen Sie die Segnung eines verkümmernden Herzens mit ſich!“

„Was wollen Sie ſagen?“ rief Edmund, den des Mädchens Blicke und Worte zum Erſtarren er-

ſchreckten: „Könnten Sie meine reine, lange gehegte, uneigennützige Liebe — —“

„Reden Sie mir kein Wort von Liebe,“ flüſterte die Jungfrau, „es iſt Verbrechen, iſt Raſerei. Geſtern noch wäre es anders geweſen, aber heute — heute! — Howard, verlaſſen Sie mich — ich bin eine verlobte Braut!“

Wäre ein Donnerkeil zu den Füßen des jungen Geiſtlichen niedergeſchmettert, dieſer würde nicht haſtiger haben aufſpringen können. Ein Stöhnen drang aus ſeinem ſchwerbelaſteten Herzen; wie ohnmächtig lehnte er ſich an einen Baum.

„Howard,“ fuhr Emmy nach einer Weile mit bleichen, bebenden Lippen fort: „Howard, wenn Sie mich wirklich lieben, ſo haben Sie Mitleid mit mir! — Geſtern noch war ich frei — jetzt jedoch kann ich, wie ich auch ringen mögte, meine Bande nicht ſprengen. Doch will ich mit keiner Lüge gegen Sie im Munde zum Altare gehen; wiſſen Sie alſo, daß ich keine freiwillige Braut bin. Man hat mich erkauft — ach! zu einem Preiſe, — — ich darf nicht mehr ſagen. Gehen Sie verehrter Freund! nützen Sie den Reichthum, über welchen Sie, wie Sie ſagen, Herr geworden ſind; doch trachten Sie nimmer danach, durch Ihr Gold ein Opfer gleich mir zu erkaufen. — Ach, Sir Howard! Liebe iſt nimmer käuflich, und nur Eigennutz, der ſich von Sophismen nährt, kann den Wahn hegen, daß ſie es ſey.“

„Und dennoch —“ fiel Edmund heiſeren Tones ein.

„Dennoch ließ ich mich erkaufen; aber, o Du mein Gott! um welchen Preis that ich es —“

„Ihr Wort, theure Miß, wird zurückzunehmen seyn,“ rief Howard, wie von neuem Hoffnungstrahl erleuchtet.

„Nimmer, nimmer!“ entgegnete Emmy in banger Hast: „Verlassen Sie mich, Sir; ich darf nicht weiter —“

„Also ein unheiliger Vertrag!“ unterbrach Edmund leuchtenden Blickes — „ein Vertrag, der Ihr Unglück herbeiführt, während ich mit allen Fibern meines wahrhaft liebenden Herzens nur nach Ihrem Glücke trachte? O, theuerste Emmy!“

„Nicht weiter, o, nicht weiter! Bin ich vor Gott doch schon eine Vermählte. Leben Sie wohl, Howard, und möge die Segnung eines leidbeschwerten, brechenden Herzens — —“

„Zum Fluche werden für die Seele eines schleichenden Verführers — eines geistigen Ehebrechers — eines ränkeschmiedenden Frömmlers!“ schrie Daubigny, der abermals wie ein böser Geist da aus dem Erdboden gestiegen zu seyn schien, wo sein Nahen eben so unwillkommen, als unvorhergesehen war. Indem er bei seinem Ausrufe durch die Blumenhecke hervorstürzte, hinter der er versteckt gestanden hatte, schauerten die Blüthen derselben zerblättert herab: „Ein Stoiker müßt' ich seyn,“ rief er weiter aus, „wenn ich dies länger ertrüge. Doch hoffe ich, meine verlobte Braut wird es zu keinem noch zärtlicheren Abschiede kommen lassen. Nein, nein! hier finden sich keine Hände, keine Lippen, die zu berühren seyn mögen.“ — Das Wogen seiner Leidenschaft erstickte ihm beinahe die Stimme. Mit Heftigkeit erfaßte er Emmy's Arm, und fuhr dann mit wildem, dämonischen Triumphgelächter fort: „Nur nicht solche Drohblicke, Herr! Diese Dame weiß es, daß man mich so leicht nicht

hintergeht. Ich traute nicht ſo blindligs dem Berichte von Unpäßlichkeit, den ein Vater Ihnen an offenem Fenſter abſtattete. Sie können jetzt gehen, mein Herr; Sie ſind jetzt ſicher — vollkommen ſicher; ich führe keinen Krieg mit Knaben und Mädchen. Späterhin vielleicht kann ein Tag kommen — wie geſagt, jetzt ſchützt Sie Ihr Kleid, mein Herr —"

„Feiger Uebermüthiger!" entgegnete Howard, den der Unwille übermeiſterte: „Ich verleugne mein Kleid, wenn es mir zur Abwehr eines Elenden dienen ſoll, der ein Frauenzimmer mißhandelt."

„Mißhandelt, ſagen Sie? verſetzte Daubigny, indem eine Bläſſe ihm über das Geſicht zog — „Was wiſſen Sie von mir oder meinem Thun? — Oder iſt dies etwa Ihr Werk, ſchöne Miß?"

„Nein, nein," ſchluchzte Emmy, indem ſie bebend auf ihre Knieen ſank — „nein, nein; ich habe keine Sylbe ausgehaucht."

Tief auf athmete Daubigny, und mit erneuertem Grimm zu dem Pfarrer gewendet, ſprach er: „Wohlan, mein Herr, ſo haben Sie Ihr Schmähwort zurückzunehmen —"

„Nimmermehr!" lautete die unerſchüttert geſprochene Antwort.

„Beim Himmel, ſo will ich es in dieſe Lügenkehle hinabwürgen!" ſchrie der Unbändige, indem er auf Howard eindrang. Mit Blitzesſchnelle und einem Angſtgeſchrei hatte Miß Seymour ſich zwiſchen Beide geworfen.

„Sie haben Recht, Miß Seymour," ſagte Ringulf Daubigny in plötzlich geändertem Tone kalten Grimmes: „Ihn jetzt und hier antaſten, hieße Ihre Ehre

kränken; und an Cäsar's Weibe darf kein Schatten von Verdachte haften. — Geben Sie unangefochten, Sir; und ich will hoffen, daß wir Beide einander nimmer wiedersehen. Dennoch können Sie meines Andenkens sich versichert halten; und sehen Sie sich wohl vor, wie Sie es wieder auffrischen mögten. — Ich bin bereit, Miß Seymour, Sie zurück in Ihre Wohnung zu geleiten."

„Denken Sie ich werde zahm und zaghaft zusehen, wenn diese Dame zur Sclavin der Gewalt gemacht wird?" nahm Howard wieder ritterlich das Wort. „Lassen Sie sie los, Sir! Entweder Miß Seymour geht freiwillig von hier, oder keiner von Beiden kommt eher von dieser Stelle, als bis — —"

Daubigny schoß einen seiner Schlangenblicke nach der Braut, wich einige Schritte von ihr zurück und entgegnete dem Edelerzürnten; „Miß Seymour hat ihren freien Willen — ja, sogar ihre freie Wahl zwischen Sir Howard und mir — sie kennt den Würfel der geworfen ward."

„Howard," lispelte Emmy, „Howard, verlassen Sie mich, ich beschwöre Sie! und hegen Sie, ach! um meinetwillen keinen Gedanken an Feindseligkeit. Bedenken Sie es — Sir Daubigny ist — mein Gemahl!"

„Also wirklich? Und wirklich also?" sagte Howard, indem er einen starren Blick der Verzweiflung auf die Inniggeliebte heftete. Einige Augenblicke lang rang der Unglückliche mit seinen Gefühlen, dann war er unter den Bäumen verschwunden. Daubigny's Hohngelächter schallte ihm nach.

„Ich erwarte Ihre Befehle, Miß Seymour,“ ſagte der Quäler mit finſterem Geſicht; und das geopferte Mädchen legte ihre kalte Hand in die ſeinige, ohne mit einem einzigen Blicke Dem zu folgen, den ſie liebte und für immer verloren hatte! Sonder Widerſtreben ließ ſie geſchehen, daß Daubigny ſie umfaßte; denn ſie fühlte es an ihrem wankenden Körper, daß ſie ohne Führer nicht zum väterlichen Hauſe würde zurückgelangen können.

Sechstes Kapitel.
Die Bardenprophezeiung.

Kalt und ſonnenlos ſtieg der nächſtfolgende Morgen herauf, und als ſein graues, mattes Licht in die verſchlungenen Wege des Roſenhains ſich ſchwer und eiſig hinabſenkte, fiel es auf die Geſtalt Howard's, der noch unter der Königseiche hingeſtreckt lag. Sein Haupt war unbedeckt, ſein Haar triefte vom Nachtthau; auf ſeinen ſonſt blaſſen Wangen lagerte fieberiſche Röthe, und in ſeinen Augen funkelte eine Gluth, die von den ſtürmiſchen Bewegungen ſeines Innern trübſelige Kunde gab. — Die Morgenluft erweckte ihn aus ſeinem Hinbrüten; er erhob ſich, ſchritt der Stelle zu, an welcher er mit Daubigny Tages vorher zuſammengetroffen war, und blickte lange und ernſt auf das niedergetretene Gras, das noch ſeine Elaſticität nicht wieder erhalten hatte. Sein Hut lag unfern der Stätte; er hob ihn auf und ſtierte dann der Richtung nach, in welcher Miß Seymour dem Orte entwichen ſeyn mogte. Und dies war Alles; keine Geberde der Verzweiflung, keine Aeuſerung ohnmächtigen Gewaltſinnes folgte jenem Blicke nach Schloß

Seymour hinüber. Langsam schritt Howard weiter durch den Park, und gelangte so auf den Kirchhof der Dorfschaft. Howard stand zwischen den Gräbern und blickte um sich her; die Vögel begannen ihr Frühgezwitscher; ein schwacher, schmaler, dennoch schöner Sonnenstreifen fiel auf das graue Thürmchen des bescheidenen Gotteshauses, und bestrich die Wipfel der dunkeln Cibenbäume vor dem Portale desselben. Dem Strahle folgte unwillkürlich der Blick des jungen Geistlichen, und dieser bebte zusammen, als er sah, wie eine düstere Wolke die freudeverkündende Lichtergießung verschlang. „Es ist ein Bild von meinem Geschicke!" murmelte Howard, als er über das thaufeuchte Gras hinschritt, womit die Behausungen der Todten bewachsen waren.

Von Hütte zu Hütte, wo ein Kranker oder Bekümmerter unter seinen Pfarrkindern schmachten mogte, brachte Howard jetzt Trost und Hülfe, insofern er es vermogte, während das Messer des Grams in seinem eigenen Busen wühlte. Segnungen und Thränen folgten ihm überall, wo er sich verabschiedete; so lenkte er endlich seine Schritte zu dem Epheuhäuschen, das von der Mutter Martha, der Wittwe des ehemaligen Parkwächters, bewohnt war.

Mutter Martha war eine Person von nicht geringer Bedeutendheit in den Augen der Dienerschaft des Herrnhauses, denn sie war Miß Seymour's Amme gewesen. Ihr hübsches Töchterlein stand ebenfalls in Ansehen, denn sobald sie herangewachsen seyn würde, sollte sie in die Dienste ihrer Milchschwester treten; und um so willkommener wurde Marthens Besuch, als man wahrnahm, wie das Mütterchen je mehr und mehr zur

wandernden Chronik aller wichtigen Ergebniſſe des Hauſes Seymour, von deſſen früheſten Zeiten her ward. Stundenlang ſaß Martha oft am Bette der Kranken und Betagten im Orte, und verfehlte dabei ſelten, wenn oft auch um ein Geringes nur, ihren Legendenſchatz zu vermehren, ſo daß ſie endlich, durch Zuſammentragen, Vergleichen und Abwägen, mit den mannigfachen Sagen von dem uralten Geſchlechte der Seymour völlig ſo vertraut ward, als ſie es mit ihrem Evangelienbuche war.

Howard hatte oft und ſtets mit Vergnügen den ſeltſamen Geſchichten Marthens zugehört, bei deren Erzählung die ſtille Suſanne eine gelehrige Schülerin abzugeben pflegte, während ihr Spinnrad, ſo wie das ihrer ſagenreichen Mutter, dazu ſchnarrte.

„Ich komme um mit Euch zu frühſtücken, Mutter Martha,“ ſagte der junge Geiſtliche, als er in das nette Stübchen der Wittwe eingetreten war. „Von allen meinen Pfarrkindern ſeyd Ihr die Letzte, die ich beſuche, damit ich deſto länger bei Euch verweilen mögte, denn ich ziehe fort von hier.“

„Fort?“ rief das Mütterchen, deren Gaſtfreundlichkeit für den Augenblick ihrem Erſtaunen weichen mußte: „Ihre Würden ſcherzen!“

„Seh' ich ſo ſcherzhaft aus?“ fragte Howard mit einem Lächeln, das nicht ohne Bitterkeit ſeyn mogte.

„Nein, fürwahr nicht,“ verſetzte Martha, ihn ernſt anblickend; „Ihre Würden ſieht vielmehr bekümmert aus, was Gott wenden wolle! — Alſo ganz fort von hier? Da ſehe mir nur Einer, was des Menſchen Hirn oft träumt! Hatt' ich mir doch ſo allerlei Gutes und Schönes über Ihre Würden zuſammengedacht, und doch

nicht mehr über Sie, als über meine Pflegetochter, Miß Seymour. Der Himmel segne das theure Kind! Aber wenn ich so bedenke, wie Miß Emmy, wenigstens nach menschlicher Ansicht, die Letzte ihres uralten Geschlechtes ist, so möchte ich doch wünschen, daß meine Träume sich erfüllt hätten, wär's auch nur, die Bardenprophezeiung abzuwenden!«

»Welche Prophezeiung, gute Martha?« fragte Howard, den alles fesselte, was irgend auf Miß Seymour Bezug hatte. »Ich hörte Euch niemals darauf hindeuten.«

»That's auch niemals, Würden; hätte dadurch abschrecken können,« entgegnete die lebendige Chronik: »Um aber der Prophezeiung nicht zu gedenken, erzählte ich Ihnen auch niemals eine der herrlichsten Sagen vom Hause Seymour, wie nämlich in alter Zeit ein König hieherkam, und nach Frauenliebe suchte, und beschämt —«

»Ah so! fiel Howard ein, »die Geschichte von der vieledlen Lady Barbara Seymour! Wie hängt denn die mit der Prophezeiung zusammen, von der Ihr —«

»Auf ganz einfache Weise, Herr Pastor,« versetzte Martha mit geheimnißvoller Miene; »und da Sie jetzt fort von hier ziehen, und also mein geliebtes Pflegekind nicht ehelichen, so trage ich kein Bedenken, Ihnen die Schauerverse mitzutheilen. Allerdings wird darin der tugendsamen Lady Barbara gedacht, denn durch sie ward der Prophezeiung erster Theil erfüllt; wer aber den zweiten Theil derselben erfüllen wird, steht in der Zukunft Buch geschrieben.«

Wäre Howard glücklich gewesen, so würde er vielleicht über Marthens feierliches Wesen gelächelt

haben; jetzt aber fühlte er sich seltsam davon ergriffen, und drang daher nochmals auf Mittheilung der sogenannten Bardenprophezeiung. — Und im dumpfen Grabestone einer weissagenden Priesterin recitirte Mutter Martha:

»Schloß Seymour strahlt von Tugendsonnen,
Beschämt muß heim ein König geh'n;
Wird zagend Herz durch Trug gewonnen,
Muß eine blut'ge That geschehn.«

Den jungen Geistlichen durchrieselte es wie Fieberschauer. »Durch Trug gewonnen?« lallte er vor sich hin. »Kann sie denn durch Trug gewonnen seyn?« fragte er sich hastig, und hastiger noch setzte er hinzu: »Ja, ja, bei Allem was ehrlich ist, es sah nicht ungleich danach aus!« Immer bewegter schritt er im engen Hüttenstübchen hin und her; die Legendenverse hörten nicht auf, ihm im Busen schrillend widerzuklingen. »Und der erste Theil der Prophezeiung,« murmelte er in sich hinein, »ging in Erfüllung — warum könnte der zweite nicht auch — —«

Wäre Howard fähig gewesen seine ruhige Ueberkraft walten zu lassen, so würde er leicht die Möglichkeit eingesehen und zugestanden haben, daß die Schauerstrophe weit eher der Thatsache angepaßt worden wäre, als daß diese aus jener hervorzugeben gehabt hätte; allein Howard war nicht in der Stimmung, logische Folgerungen zu bilden; ja die krankhafte Gemüthslage, in der er sich befand, unterdrückte, wie solches häufig bei Unglücklichen der Fall zu seyn pflegt, in ihm den Wunsch, die Wahrheit in's Licht zu stellen. Emmy hatte freiwillig seine Liebe zurückgewiesen, und dies noch dazu unter dem Schutze eines Dritten, von dem sie verletzt

und beleidigt worden war, und deſſen zügelloſe Rede unſerem jungen Geiſtlichen abermals, als er ihrer gedachte, die Gluth des Zornes in die Wangen trieb. Daß Emmy's Abweiſung ſeines Antrages gezwungen geſchah, war ihm erinnerlich; jedoch war es auch der Umſtand, daß Miß Seymour ihm keinen näheren Aufſchluß darüber hatte geben wollen. Emmy hatte ihm wohl geſagt, daß ſie ſich gefeſſelt fühlte, allein wie es ſo gekommen war, hatte ſie verſchwiegen. So war für Edmund an keinen Schritt des Wiederannäherns zu denken. Mit dem veſten Entſchluſſe, die Gegend für immer zu verlaſſen, ſchied er von Mutter Wilſon und deren Tochter; jedoch nicht ohne Letzterer, mittelſt einer kleinen Jahrrente, eine ſorgenfreiere Zukunft bereitet zu haben. Ein Dankes- und Abſchiedsbrief, der übrigens keine Sylbe von dem heftigen Auftritt im Roſenhain enthielt, war bald an Emmy's Vater geſchrieben; und als der Abend ſich herabſenkte, hatte Edmund Howard, zum irren Wanderer geworden, das Thürmchen der altersgrauen Kirche, in der er ſo oft reinchriſtliche Demuth und Geduld predigte, weit hinter ſich.

Siebentes Kapitel.

Zweierlei Bräute.

Emmy Seymour ſaß in ihrem ſonnigen Morgenzimmer mit der Freundin Honoria.

„Ich wiederhol' es," ſagte Miß Daubigny, „in Deiner haſtigen Verlobung mit Ringulf waltet ein Geheimniß ob." Honoriens junoniſche Augen ruheten forſchend auf dem Antlitze der Freundin, als ſie in zärtlicher Beſorgniß hinzuſetzte: „Handle nicht vorſchnell, meine theure Emmy; bedenke, wie Du im Begriffe ſtehſt, den wichtigſten Schritt Deines Lebens zu thun! Heirathe

meinen Bruder nicht, ſobald Du ihm nur ein getheiltes Herz zubringen kannſt; denn Ringulf's Stolz erträgt keine Kälte.«

»Liebſte Honoria,« entgegnete Miß Seymour, »ich will und kann Deiner Liebe zu mir es nicht verſchweigen, daß ein Geheimniß hier obwaltet; allein je mehr dies der Fall iſt, deſto minder mußt Du auf Enthüllung deſſelben dringen. Ich bin Deines Bruders verlobte Braut, bin alſo verpflichtet ein Geheimniß zu bewahren, das er unverletzt erhalten wünſcht. Laß mich pflichtübend bleiben, Honoria!«

»Aber Dein Lebensglück, beſte Emmy?«

»Iſt für immer dahin. Sieh meine bleiche Wange, mein einſinkendes Auge! Der Kampf iſt zwar vorüber, aber die Spuren deſſelben ſind zurückgeblieben.«

»Das darf nicht ſeyn!« rief die Freundin, indem ſie feurigen Blickes von ihrem Seſſel aufſprang; »Du biſt zu gut, zu zart, um ſo geopfert zu werden. Ich will mit Ringulf reden — ihm ſchildern, wie ein erzwungenes Ehegelübde — —«

»Und die ganze Laſt ſeines fürchterlichen Unwillens auf Dein eigenes Haupt herabziehen, gute Honoria,« fiel Emmy ein, »ohne die Lage der Dinge zu ändern? — Ich muß,« fuhr ſie fort, indem eine flüchtige Röthe innerer Anſtrengung über ihre blaſſen Wangen zog — »ich muß und will mich bemühen, glücklich zu ſeyn; ich bin es auch bisweilen. — Kein Wort alſo,« ſetzte ſie mit ernſtem Nachdrucke hinzu: »kein Wort von dieſer Unterredung gelange je zur Kunde Deiner Mutter! Für dieſe taugen Bilder ſolcher Art nicht! Du ſollſt ſehen, wie ich lächeln werde, wenn ſie zugegen iſt. Lächle ich

doch manchmal ſo, daß mein armer Vater des frohen Glaubens lebt, ich ſey vollkommen glücklich. — Aber Du kamſt her, mir von Dir — von Deinem Brandon — von Eurer nahen Vermählung zu erzählen. Sprich alſo, Honoria, und laß mich eine innig theilnehmende Zuhörerin abgeben.«

»Ich mag jetzt nicht — bin traurig — krank — unzufrieden mit der ganzen Welt — in einer Stimmung, daß ich ſogar mit Brandon tüchtig zanken könnte.«

»Nicht ſo!« unterbrach Emmy, indem ſie mehr und mehr nach Faſſung rang: »Glückſeligkeit und Diejenigen, welche ſie verleihen, ſind viel zu edel und köſtlich, um ſie auch nur einen Augenblick lang einer vorübergehenden Grille zu opfern!«

Und Honoria fügte ſich. Lange und zärtlich ſprachen die beiden Bräute miteinander, jedoch mit keiner Sylbe ſpielte die zartfühlende Honoria auf Howard an. Sie verweilte bei ihrer auf künftige Woche feſtgeſetzten Vermählung, und ordnete im Geplauder mit der Freundin tauſend von jenen unerheblichen Gegenſtänden und Umſtänden an, mit denen Bräute in den letzten Tagen vor ihrer Einſegnung ſich ſo angelegentlich zu beſchäftigen pflegen. Dann fuhr Brandon vor, um Honoria in die Wohnung der Mutter zurückzuholen. Das ſonnige Glück, von welchem Brandon und deſſen Erwählte umleuchtet erſchienen, verbitterte inzwiſchen nur noch mehr das Gefühl Emmy's über ihr eigenes Leidensloos!

Dennoch war Miß Seymour ihrem Verlobten für mindeſtens Einen Beweis von Zartſinn gegen ſie Dank ſchuldig, indem Daubigny niemals des entſetzlichen Auftrittes im Roſenhaine wieder gedacht, niemals — wenn

Emmy zufällig, und ungeachtet ihres sorgfältigen Bestrebens, solches zu vermeiden, einmal allein mit ihm gewesen war — den Namen Howard genannt hatte. Wie in Uebereinstimmung mit ihr, schien er jede Anspielung auf Vergangenes zu vermeiden, und wenn er auch bisweilen sie ihres Weinens wegen schalt, so mußte Emmy sich doch gestehen, daß er gegen ihre Schwermuth und ihr Ausweichen sich ungleich nachsichtiger wies, als sie es von seiner unbezähmbaren Heftigkeit jemals zu hoffen gewagt hatte.

Mittlerweile war der Tag zu Brandon's und Honorieus Verbindung herangerückt, und der schleichende Ringulf nahm den günstigen Augenblick dieser Familienfestlichkeit wahr, um durch des Squire Vermittelung Emmy zu bewegen, endlich eine Zeitfrist anzuberaumen, nach deren Verlaufe seine Hoffnungen in Beziehung auf Miß Seymour in Erfüllung gehen sollten. Ausflüchte gab es nicht mehr für die arme Geopferte; und wozu hätten sie auch nützen mögen? Howard war für Miß Seymour verloren; denn diese würde, wenn sie es auch hätte wollen können, vergebens nach dem jetzigen Aufenthaltsorte des jungen Geistlichen geforscht haben, indem Niemand wußte, wohin derselbe sich gewendet hatte.

Ein Monat ward anberaumt — „ein ganzer Monat!“ wie Daubigny es betonte, nachdem auf des Vaters Zureden Emmy ihre Einwilligung in diesen Termin der liebebeglückten Honoria ins Ohr geflüstert hatte, als diese ihr den Scheidekuß auf die Lippen drückte, um sodann mit ihrem Brandon in den Reisewagen zu steigen. Miß Seymour hatte sich sogar überwunden, ihr Wort der Einwilligung auch dem Vater mitzutheilen:

und der argwohnlose Greis hatte darauf nur die halb wie Vorwurf klingende Frage entgegnet: „Wie Emmy? einen ganzen Monat?“ — Und dennoch, ach! bevor noch die unglückliche Geliebte Edmund Howard's sich von der Erschütterung jenes Einwilligungwortes erholt hatte, war dieser „ganze“ Monat, wie alle seine Vorgänger, in das Meer der Zeit hinabgesunken.

Seit Honoriens Abreise war Mistreß Daubigny zum Besuche im Herrnhause der Edlen von Seymour geblieben. Es war am Vorabende ihrer Vermählung, als Emmy sich dem Familienkreise entstahl, um sich einsam ihren Gedanken hinzugeben, wenn man durch solchen Ausdruck das Nähren eines und desselben Grames bezeichnen darf. Ringulf war abwesend. Eine wilde Regsamkeit hatte ihn ergriffen, je näher der Tag seiner ehelichen Verbindung heranrückte, so daß er tausend seiner Lage entsprechenden Beschäftigungpläne entworfen hatte, deren Ausführung mehr als hinreichend war, den bei weitem größeren Theil seiner Zeit zu verschlingen. Ein minder eingenommenes Gemüth als Emmy's würde nicht verfehlt haben, das Unstäte in Daubigny's Wesen wahrzunehmen; Emmy dagegen freuete sich über diese Abwesendheit Ringulf's, gleichviel, wodurch dieselbe veranlaßt ward! und athmete ein leises Gebet aus, Daubigny möchte ihr oft, wenn nicht immer fern seyn!

Das Kammerfenster stand offen; Emmy aber spürte die Abendkälte nicht, obwohl der Herbst beinahe der Herrschaft des Winters gewichen war. Tiefe Stille waltete draußen, und kalt und silbern lag das Mondlicht auf der Flur. Unwillkürlich blickte Miß Seymour hinüber nach der Gegend des Rosenhaines — Alles dort

war düſter! Schweigend und achtlos, im Seſſel zurückgelehnt, überſann Emmy, was da hätte ſeyn können, und — was da war, bis über ihre peinvollen Träumereien das Frühlicht ſich hereinſtahl. Leuchtend drang die Morgenſonne durch das Fenſter, Emmy aber achtete deß nicht; ihr Blick hing ſtarr an einem vor ihr ausgebreiteten Spitzengewande. Neben dieſem ſtand das bekannte Käſtchen mit dem bedeutungvollen, koſtbaren Juwelenſchmucke der weiland vieltugendſamen Lady Barbara, und weißer Schleier und weißer, myrthendurchflochtener Roſenkranz fehlten nicht zur Vervollſtändigung des bräutlichen Anzuges. Emmy ſchauderte, als ihr einfiel, daß ein Opfer geſchmückt zu werden pflegt, bevor es dem Altarmeſſer zugeſchleppt wird; allein ſie weinte nicht — für ſie war die Zeit der Thränen dahin! Emmy ſeufzte nur, indem ſie dachte, wie verhältnißmäßig leichter ihr das Sterben werden würde.

Leiſe ſchlüpfte Suſanne Wilſon herein, um ihre Dienſte als Zofe bei ihrer Milchſchweſter an deren Vermählungtage anzutreten. Erſchrocken fuhr die ſchlanke Kleine vor dem blaſſen und verſtörten Geſichte der ihren ehrerbietigen Gruß erwidernden Herrin zurück.

„Kein Wort, Suſanne, kein Wort!“ liſpelte Miß Seymour haſtig: „Ich habe nicht geſchlafen — ich konnte nicht ſchlafen. Beginne daher Deine Dienſtleiſtungen damit, daß Du einige Unordnung hier in der Kammer erregſt, denn Miſtreß Daubigny könnte frühzeitig bei mir einſprechen; rede aber kein Wort dabei! Sobald es höchſte Zeit ſeyn wird, mich anzukleiden, ſage mir es, und ich will alsdann bereit ſeyn.“

Das betroffene Mädchen gehorchte, ließ jedoch dabei manchen bangen Blick an ihrer ſtarr daſitzenden und vor ſich hinſtierenden ſchönen Milchſchweſter haften. Solche Vorſtellung hatte Suſanne ſich nun und nimmer von einer Braut gemacht! Aemſig ſuchte ſie in ihrem Gedächtniſſe nach einer Legende vom edlen Geſchlechte der Seymour, die auf den trübſeligen Zuſtand paſſen mögte, in welchem ihre junge Gebieterin ſich offenbar befand; jedoch vergebens! denn wie mancherlei Geſchichten Mutter Martha auch von „grimmen Rittern" und „grollenden Cavalieren" erzählt hatte, waren doch die in die Erzählungen verwebten „neun Bräute" alleſammt „heitere Jungfrauen" geweſen, ſo daß Suſannens Verwunderung bald in herzliches Mitleiden überging.

„Iſt es wirklich ſchon ſo ſpät?" fragte Emmy, als der zweite Mahnruf der Zofe lautward; dann überließ ſie ſich den geſchäftigen Händen Suſannens, ohne ein Wort zu reden. Als nun Alles in Ordnung war, der weiße Roſenkranz aus den dunkeln Locken der Braut hervorſchimmerte, der ſchneeige Schleier ihr von dem köſtlichen Diadem herabhing, der nicht minder köſtliche Erbſchmuck ihr um den blendenden Nacken blitzte — da ſchaucte Miß Seymour zum Erſtenmale in den Spiegel, der vor ihr ſtand; und lebenslänglich erinnerte Suſanne Wilſon ſich des Verzweiflungslächelns, womit in jenem Augenblicke die bleiche Herrin die Worte vor ſich hin ſprach: „Es kann nicht lange währen — Eine Hoffnung bleibt mir noch — Gebrech'nes Herz giebt eine blaſſe Braut!"

Die Bardenprophezeiung.

Ein Roman in zwei Büchern.

Zweites Buch.

„Weh! es hat nicht gut begonnen,
Glaubet, glaubet, es endet nicht gut;
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.

Fr. v. Schiller.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Achtzehn Jahre waren ſeit den in unſerem vorhergehenden Buche mitgetheilten Ergebniſſen verfloſſen, als ein ſchlanker, magerer, melancholiſch-blickender Mann, zwiſchen vierzig und funfzig Jahren, vor einem der angeſehenſten Gaſthöfe der engländiſchen Aſſiſenſtadt M*** aus ſeinem Reiſewagen ſtieg, ſeinem Diener einige flüchtige Befehle ertheilte, und dann ſich in ein ihm angewieſenes Zimmer begab. Aus dem Diener war Betreffs deſſen Herrn keine Kunde herauszubringen, um ſo mehr ſtieg daher die Neugier des Wirthes und der Wirthin, der Kellerbuben und der Hausmägde; denn eine ſo glänzende Reiſekutſche, als die des Fremden, war ſeit Jahren nicht im Orte geſehen worden. Des Wirthes Verlangen, zu wiſſen, wer der Fremde ſeyn mogte, ſchien jedoch nicht lange auf der Folter liegen zu ſollen; denn nach kurzer Friſt ließ der Fremde den Inhaber des Gaſthofes zu ſich fordern.

„Ich habe ſeit mehreren Jahren dieſe Gegend nicht beſucht,“ begann eine ſonore Stimme, die dem horchenden Wirthe ſeltſamlich bekannt klang, die er aber, wie man zu ſagen pflegt, „nicht recht hinzubringen“ wußte.

„Sonder Zweifel," fuhr der Fremde fort, „ſind hier mancherlei Veränderungen vorgegangen, über welche ich bei Ihnen Erkundigungen einziehen mögte."

Die Pauſe, welche jetzt entſtand, ward durch wiederholte Verbeugungen des Wirthes ausgefüllt.

Als koſtete es ihm einige Anſtrengung, fragte der Fremde nun nach dieſer und jener Familie der Umgegend, und achtete der Antworten, die der Wirth gab, nur wenig, während die Geſprächigkeit des Letzteren ſich durch das kalte, ernſte Weſen des Fremden gezügelt fühlte.

„Und die Seymours?" fragte der Fremde weiter: „wie ſteht es um dieſe?"

„Ach, Sir, über die läßt ſich wenig Erfreuliches ſagen," antwortete Bonifaz mit einer Theilnahme, die nichts minder als erheuchelt war: „Vermuthlich wiſſen Sie, daß Miß Emmy den Squire Daubigny ehelichte. Die Leute wunderten ſich gar ſehr über die ſanfte Miß, daß ſie einen ſo wilden Ebegeneſſen wählte — Aber Sie müſſen mich nicht verrathen, Sir; ich ſollte dergleichen nicht ſagen, allein wenn ich der ſchönen Lady gedenke, geht mir's Herz über. Gott habe ſie ſelig!"

„Wie?" rief der Fremde, der haſtig des Wirthes Arm ergriff. „Iſt Emmy Seymour nicht mehr am Leben?"

„Ei, werther Sir, manch liebes Jahr wuchs ſchon Gras auf dem Grabe der beklagenswerthen Lady Daubigny! Es heißt, man habe ſie ein wenig zu der Heirath gezwungen — Nun, nun, man weiß nichts Gewiſſes darüber; allein das weiß man, daß die ſtets traurige Lady Emmy zwei Jahre nach ihrer Vermählung ſtarb, und ein liebliches Töchterchen hinterließ."

Noch haſtiger als zuvor ſchritt der Fremde hin und her, fuhr mit der Hand über ſeine Stirn, und fragte dann heiſeren Tones: „Und der alte Seymour?“

„Ach, Sir, das iſt ebenfalls eine traurige Geſchichte,“ antwortete Bonifaz: „Miß Seymour war nicht lange verheirathet geweſen, als, der Himmel weiß weshalb, ein Zwiſt ausbrach, ſo daß der Squire mit keinem Fuße mehr die Wohnung ſeines Eidams betrat, und ſechs Monate ſpäter das Zeitliche ſegnete. Kurz vor ſeinem Hinſcheiden wurden ämſige Nachfragen nach einem Sir Howard angeſtellt, der vormals Pfarrherr auf dem Edelhofe geweſen, jetzt jedoch nicht aufzufinden war; ſo daß der alte Seymour ſterben mußte, ohne den Herrn Howard zuvor geſehen zu haben.“

„Und das Kind, das Töchterchen —?“

„Befindet ſich bei ihrer Muhme, der Lady Brandon, Sir; in Suſſex —“

„Wie?“ rief der Fremde heftig: „Hat der Vater ſich von ſeinem einzigen Kinde, von der Tochter ſeiner hingeſchiedenen Gattin trennen können?“

„Der Wirth ſah verlegen aus. „Es war, glaub' ich, Grund vorhanden,“ ſagte er, „das Kind von dem Vater zu trennen; mindeſtens beſtand Lady Brandon darauf, und von der Stunde an, ſetzte die junge Miß Barbara Daubigny keinen Fuß mehr in die väterliche Behauſung.“

Der Fremde ſtellte keine Frage mehr, ſondern machte blos eine flüchtige Bemerkung über ſein Mittagseſſen, und winkte dem Wirth, ihn allein zu laſſen.

„Todt!“ murmelte er, indem er mitten im Zimmer ſtehend ſeinen Blick in den Boden wurzeln ließ: „Meine

erſte und meine letzte Liebe — meine Emmy todt! ſeit Jahren todt! Und nimmer alſo ſoll ich ſie wieder anblicken — nimmer wieder ihre holde Stimme hören! Und wieder ſchritt er haſtig im Zimmer hin und her.

Das Mittagseſſen blieb unangerührt, und Tomaſi, des Fremden Diener, hütete ſich wohl, eine Bemerkung deshalb gegen den Gebieter lautwerden zu laſſen.

„Wecke mich morgen mit dem Frühesten,“ befahl dieſer, „und laß mein Pferd geſattelt ſeyn, wenn ich aufſtehe.“

„Hab' ich Sie zu begleiten, Sir?“

„Nein, Tomaſi; ich reite allein. Da ich jedoch nicht genau angeben kann, wann ich zurückkomme, ſo verläſſeſt Du dieſen Gaſthof nicht eher, als bis Du mich wieder ſiehſt. Vor Allem aber hältſt Du, wie immer, Dir die müſſigen Frager vom Leibe.“

Tomaſi verbeugte ſich und ging.

Mit dem nächſten Frührothe war der Fremde zum Städtchen hinausgeritten, und es war noch zeitig am Morgen, als er den Zaum ſeines Pferdes an das Gehöftgitter des Epheubäuschens knüpfte, welches, wie der Leſer ſich erinnern wird, die Wohnung der Wittwe Martha Wilſon war.

So ſehr der Reiſende auch von ſeinen Gedanken hingenommen ſeyn mogte, bemerkte er doch das veränderte Aeußere der ihm wohlerinnerlichen Hütte. Freilich blüheten noch Blumen um dieſelbe herum, allein ſie erſchienen bei weitem minder gepflegt als ehedem, und das im Vorhofe jetzt wuchernde Unkraut, umſchlang und verſchlang manche Blüthe. Hie und da wies die Hecke von Immergrün ſich durchbrochen, als ſei ſie von Heerden-

vieh niedergetreten; und in dem nur zum Theil angebaueten Gärtchen trieb eine Brut Hühnervolkes ihr verderbliches Weſen, während das Häuschen ſelbſt mehrere zerbrochene Fenſterſcheiben blicken ließ.

Mit einem ſchweren Seufzer, als düſterte durch dieſen Anblick der Verkommenheit ſeine Stimme nur noch mehr, pochte der Fremde an die Hüttenthür, die ihm jedoch nicht geöffnet ward. Da ſein zweites Klopfen eben ſo erfolglos blieb, hob'er die Thürklinke und trat in das Häuschen; allein kaum war ſein Fuß auf der Schwelle, als abermals ein tiefer Seufzer der Bruſt des Fremden entquoll. Das Gemach in welchem er ſich befand, wies ſich zwar in hohem Grade reinlich, aber auch in eben ſo hohem Grade ärmlich. An einem Bewohner fehlte es dem Hüttenzimmer nicht, denn auf einem Schemel ſaß ein etwa dreizehnjähriger Knabe, ämſig beſchäftigt, einen Klotz Holz zu irgend einer plumpen Figur auszuſchnitzen. Der Knabe war in grobe Stoffe, jedoch höchſt ſauber gekleidet, aber ſein Geſicht wies ſich nicht nur bleich, ſondern ſogar aſchfarbig, und würde, ohne die dunkeln, leuchtenden Augen in demſelben, für das eines Todten anzuſehen geweſen ſeyn. Ein zweiter Forſcherblick auf dieſes Geſicht geworfen, ließ jedoch das Vorhandenſeyn des Blödſinnes wahrnehmen — die Kerze war da, allein ihr Licht war erloſchen.

„Du biſt zeitig beſchäftigt, mein Knabe," ſagte der Fremde ſanften Tones, und ſtreichelte die Locken desſelben, indem er mit der andern Hand auf deſſen Schnitzwerk zeigte.

„Ja, beſchäftigt genug!" lallte der Blödſinnige, mit jenem kichernden Gelächter, durch welches ſo häufig ſich der Unterſchied zwiſchen Geiſt und Stoff charakteriſirt;

„ich mach'n Schiff, auf welchem der Vater heimkehren ſoll.“

„Und wo iſt denn Deine Mutter?“ fragte der Fremde.

„Wird wohl des Vaters Frühſtück beſorgen. Will der Herr auch eines?“ und dabei blickte er mit einem nichtsſagenden Lächeln auf ſeinen Geſellſchafter.

„Wird Deine Mutter lange wegbleiben?“

„Ja, ja, der Weg iſt wohl weit genug,“ lautete die etwas mürriſch gegebene Antwort, „darum weint Mutter auch immer. Wenn's Schiff aber fertig iſt, wird ſie's bequemer haben.“

Die Thür öffnete ſich und eine grambenagte, hübſch ausſehende Frau von etwa dreißig Jahren ſtand vor dem Fremden.

„Ihr ſeyd nicht Martha Wilſon,“ rief dieſer unwillkürlich.

„Nein, Sir,“ verſetzte die Frau, die während ſie ihre Verbeugung machte, mit einiger Verlegenheit ihre Herdſchürze von ſich warf; „meine arme Mutter ruht ſchon ſeit Jahren auf dem Friedhofe.“

„Suſanne alſo —“

„Ja, Sir, die von Kummer und Sorge und Elend heimgeſuchte Suſanne,“ verſetzte die Frau, indem ihr die hellen Thränen in den Augen ſtanden. „Aber will der Herr ſich nicht ſetzen?“

„Kennſt Du mich nicht, Suſanne?“ fragte der Fremde mit einem bittern Lächeln.

„Ein ſonderbare Gedanke kommt mir, indem ich Sie ſo lächeln ſehe, Sir,“ entgegnete Suſanne Wilſon, der eine Röthe über die Wangen zog, als ſie den Fremden ſchärfer in's Auge faßte — „aber nein, nein; es iſt

nicht möglich! Ehrwürden Howard's Augen leuchteten und ſeine Stirn wies ſolche Runzeln nicht, wenn gleich Ihr Lächeln, Sir —"

„Dich dennoch nicht trügt, Suſanne," fiel ihr der Fremde in das Wort, indem er auf dem ihm geſtellten Seſſel Platz nahm; ich bin wirklich Edmund Howard."

„Allgütige Fürſehung," rief Suſanne, die ſich vor dem Sitzenden auf ihre Knieen niederließ, „ſo iſt denn der letzte Wunſch meiner frommverſchiedenen Herrin erfüllt: ich erblicke noch einmal unſern guten, lieben Pfarrherrn! Ach, Sir! die Hand der Trübſal hat uns Alle ſchwer bedrückt — vor Allen aber unſere theure Lady. Nun, ſie ruht jetzt in Frieden, und ihr Kind, das liebholde Geſchöpf, iſt wohl aufgehoben bei Milady Branden. Ja, Sir, die Zeiten haben ſich hier trübſelig geändert; auch Sie, Sir, ſehen mir gar nicht ſo aus, als ob Sie ſich glücklich fühlten, ſo reich und angeſehen Sie auch wurden; und ich — o Du meine Güte Gottes!" Und die thränenſchweren Augen Suſannens haſteten an ihrem blödſinnigen Knaben, der friedlich und ſchweigſam an ſeiner Schnitzerei fortarbeitete: „Ich bin ſchwer geprüft worden, Sir," ſetzte Suſanne hinzu; „doch ich ertrug's in Geduld, aus Liebe zu meinem armen Jungen."

„Recht ſo, Suſanne," ſagte Howard, indem er die Knieende erhob: „Beherrſche jetzt Deine Empfindungen, denn ich habe Dich nach Manchem zu fragen. Deiner Leiden ſoll ein Ende werden, inſofern es in meinen Kräften ſteht —"

„Ach, Sir, bin ich Ihnen doch ohnehin ſchon ſo vielen Dank ſchuldig für die Leibrente, die Sie mir aus-

ſetzten, und die ich leider für ein Geringes auf fünf Jahre verpfänden mußte, weil —"

„Sei außer Sorgen, Suſanne; ich löſe ſie Dir wieder ein."

Suſannen's Lippen zuckten, ſie konnten keine Dankesworte hervorbringen; aber ihre zum Himmel gerichteten Augen und ihre emporgehobenen Hände ſprachen deutlich die Gefühle der beklagenswerthen Mutter aus. Es entſtand eine Pauſe, die auf peinliche Weiſe durch ein ſeelenloſes Lachen des blödſinnigen Knaben unterbrochen ward, dem ein unverhofftes Gelingen ſeiner Schnitzverſuche dieſen Ausbruch von Freude entlockt haben mogte.

„Von einem kälteren und theilnahmloſeren Erzähler erfuhr ich ſchon," nahm Edmund das Wort, „daß Emmy nicht mehr lebt, und ich kam hieher, um von Mutter Marthen das Ausführliche deshalb zu vernehmen. Ich vergaß dabei, daß ich achtzehn Jahre außerhalb Landes, und Mutter Martha ſchon als ich wegzog eine hochbetagte Matrone war. Auch darf es mich nicht wundern, daß die Alten heimgingen, da die Jugendliche und Schöne —"

Er konnte nicht weiter ſprechen; er wendete ſich ab, um ſeine heftige innere Erſchütterung zu verbergen.

„Und doch glaube ich kaum, daß meine Mutter von der Laſt der Jahre in's Grab gedrückt ward," ſagte Suſanne; „ſie ſtarb vielmehr von Bekümmerniß. Iſt mir's doch, als wär' es geſtern erſt geſchehen, daß ſie aus der Todtenkammer mit bleichem Geſicht und trockenen Augen herauskam, nachdem ſie über den Sarg meiner entſchlafenen Milchſchweſter die Blumen geſtreut hatte, und ſagte, jetzt wär' es auch Zeit für ſie, ſich zum Sterben zu legen —"

Howard ſchluchzte.

„Ach, Sir,“ fuhr Suſanna fort, „hätten Sie meine arme Emmy nur am Morgen ihres Hochzeittages geſehen!“

„Und ſie ergab ſich ſonder Widerſtand in ihr Geſchick?“ fragte Howard, ohne die Erzählerin anzublicken.

„So that ſie, Sir; aber ihr Kampf mag ſchwer genug geweſen ſeyn! Ich glaubte nicht anders, als das Herz würde ihr ſpringen, wie ſie mit Sir Daubigny vor dem Altare, und neben ihr der alte Squire bald lächelnd, bald weinend ſtand; denn dieſer mogte zu Zeiten wohl eine Ahnung haben, als ob nicht Alles ſo wäre, wie es hätte ſeyn ſollen. Milady Brandon ſchluchzte laut, und des Bräutigams Mutter ward gar ohnmächtig in der Kirche, ſo daß ſie fortgeſchafft werden mußte, welches denn eine ſchlimme Vorbedeutung ſeyn mogte. Nun denn, Sir, die Vorbedeutung hat nicht ſchlimmer ſeyn können, als die nachfolgenden Ergebniſſe es wirklich waren. Meine theure Miß Emmy — ich pflege ſie noch immer ſo zu nennen, werther Sir, — ſchlich im Hauſe wie ein Traumgebild umher, und nur die Liebe zu ihr war es, wodurch die Dienerſchaft vermogt ward, den täglich wachſenden Unmuth des Sir Daubigny zu ertragen. Nicht lange währte es, ſo ſtarb die alte Lady; da ward meine arme junge Herrin noch niedergeſchlagener, ſo daß ſie ſchier wie eine Lilie auf dem Felde welkte, auf die der Mehlthau fiel. Sogar die Augen des alten Squire Seymour, welche bisher gegen die Umwandlung ſeiner Tochter wie mit Blindheit geſchlagen geweſen waren, begannen ſich zu öffnen. O, daß es nimmer geſchehen wäre, Sir! Meine junge

Herrin war nahe daran, Mutter zu werden, und Squire Daubigny wollte dem Vater einreden, der Trübſinn und die Kränklichkeit ſeiner Gemahlin rührte von nichts Anderem, als von dieſem Umſtande her; allein der Alte wollte dem doch nicht ſo recht Glauben beimeſſen. Als dieſer nun eines Tages mit der Tochter von ſeiner Sehnſucht plauderte, bald einen Enkel zu umhalſen, erzählte er ihr mehr von ſeinen Vermögensangelegenheiten, als er es ſonſt wohl gethan haben mogte. Da kam es denn zu einer fürchterlichen Enträthſelung, bei welcher ich zugegen ſeyn durfte, indem meine kränkliche Miß meiner Dienſte keinen Augenblick entrathen konnte, der alte Squire aber in meinem Beiſeyn nicht zurückhaltend war, weil er meiner Mutter Treue und die meinige für ſein Haus recht wohl kannte —«

„Weiter! Weiter, Suſanne!« unterbrach Howard mit Ungeduld.

„Ja doch, ja doch, Sir! Nimmermehr werd' ich es vergeſſen, wie meine gute Lady immer näheren und ſchrecklicheren Aufſchluß erhielt — wie ſie ihr bleiches Geſicht von ihrem Kiſſen erhob — denn ſie lag auf ihrem blaugepolſterten Kanapee in ihrem Ankleidezimmer — wie ſie ſtarr in das Antlitz des armen alten Vaters blickte, und den Krampf, der ſie beängſtet hielt, endlich inſofern bezwang, daß ſie den Greis fragte, ob er glaubte ihr durch Täuſchung eine Bekümmerniß abzunehmen? Der alte Squire wußte nicht, was er aus dieſer, in unausſprechlicher Bangigkeit herausgeſtoßenen Frage machen ſollte; er ergriff daher der Tochter kraftloſe Hand und betheuerte ihr bei Gottes ewigem Lichte, daß er ihr nur die Wahrheit geſagt habe. Aber, o Du Gott der Gnade!

dadurch war das Uebel noch schlimmer gemacht worden, denn meine arme Herrin kreischte auf, daß es uns durch Mark und Bein drang, und rief mit dem Blicke einer bis zum Tode Erschreckten: ‚O mein Vater! sage mir lieber, es sey alles, was Dein war, dahin; ich habe ja ein Dach, unter welches ich Dich aufnehmen will. Sage nicht, daß Du großen Reichthum besitzest; sage vielmehr, Dir sey nichts als Deine Tochter geblieben, damit mir mindestens der Glaube bleibe, meinen geliebten Vater vor Armuth und Schmach bewahrt zu haben!' Wollte Gott, der Alte wäre hierauf eingegangen, so hätte dennoch Alles gut gehen mögen; er aber blieb dabei, wie er lieber sterben, als sein theures Kind hintergehen wollte. Während er nun so fortsprach, ward meine kranke Herrin wie mit einer plötzlichen Stärke begabt; sie setzte sich aufrecht, und kein Nerv an ihr zuckte, als sie dem zuhörte, was der Vater sagte. Nachdem dieser zu sprechen aufgehört hatte, schwieg sie ein Weilchen und fragte dann in heiserem Tone, aus welchem keine Spur ihrer sonstigen wohlklingenden Stimme herauszuhören war: ‚Haftet denn auf dem Besitzthume der Familie Seymour keine Pfandschuld, die so groß ist, daß sie nimmer abgetragen werden kann? Hast Du denn nicht, mein Vater, um mir ein reicheres Erbgut zu gewinnen, ungeheure Summen aufgenommen und sie an ein hoffnungloß gescheitertes Unternehmen ganz und gar verloren?' Und mit einem Blicke der größten Verwunderung beantwortete der Greis beide Fragen durch das einzige Wort ‚Nimmer!' Aber dies Wort, Sir, war der Todesstreich für meine Lady. Mit zusammengeschlagenen Händen fuhr sie von ihrem Lager auf und kreischte herzzerreißend: ‚Ich seh's, ich seh's

jetzt Alles klar! ich bin das Opfer eines schändlichen Betruges. Jetzt laßt mich sterben, denn keine Freude giebt es mehr für mich auf dieser Welt.' Bei diesen Worten war meine theure Miß Emmy halb ohnmächtig auf ihre Knieen gesunken; wir durften aber sie nicht eher aufrichten, als bis sie ihrem Vater ihr entsetzliches Geheimniß offenbart hatte, und da kam's, wie Sie sich leicht denken können, werther Sir, denn heraus, daß die fromm-stille Seele in dem Wahne gewesen war, durch ihre Vermählung mit Daubigny ihren Vater von gänzlicher Verarmung und unsäglicher Schande gerettet zu haben. Die Enttäuschung war meiner armen Emmy Tod. Ehe es Morgen ward nannte Sir Daubigny sich Vater, allein der betagte Squire Seymour war kinderlos."

Howard, der bisher sein Gesicht in seine Hände begraben und einen regungslosen Zuhörer abgegeben hatte, sprang jetzt auf und wankte unsicheren Schrittes im Hüttengemache hin und her. Für ein Weilchen unternahm er nichts, um seiner Erschütterung Herr zu werden, und ließ achtlos die kalten Tropfen von seiner Stirn herabfließen; dann aber winkte er ungeduldig mit der Hand, und Susanne, die augenblicklich dies Zeichen zu deuten wußte, erzählte weiter:

„Nach wenigen Stunden hauste ein Geist der Zwietracht in der Wohnung des Todes, denn Squire Seymour stieß gräßliche Verwünschungen gegen seinen Eidam aus, und nannte ihn den Mörder seiner Emmy. Ehe diese aber gestorben war, hatte sie fortwährend nach Ihnen gerufen und mit Ihrem Namen auf den Lippen, Sir, verschied sie. Miß Emmy's Tod war das erste Glied zu einer langen Kummerkette — meine arme alte

Mutter folgte der Lady binnen Monatsfriſt, und kein Jahr war verfloſſen, ſo öffnete ſich die Erbgruft des Hauſes Seymour, um die Gebeine des alten Squire aufzunehmen.“

Edmund Howard rang unter einer nimmer zu beſchreibenden Seelenfolter. Suſanne fuhr fort:

„Alles von der Dienerſchaft, was mit Liebe an der verſtorbenen Lady gehangen hatte, mußte nun fort; ich zuerſt. Da ward ich denn froh, das Weib eines jungen Mannes werden zu können, der ſich ſeit längerer Zeit um mich beworben hatte. Er war ein rüſtiger, arbeitſamer Burſch, der das Gütchen, das ſein Vater vom Squire Daubigny in Pacht hatte, treulich verwaltete. Da fiel's dem Squire plötzlich ein, meinem alten Schwiegervater die Pachtung zu kündigen, wodurch mein Jacob geſchäftlos ward, und es uns recht übel ging. Nahrungſorgen, Müſſiggang, Groll und angeborene Haſtigkeit trieben hierauf meinen Mann unter die Wildſchützen; er ward ertappt, und tranſportirt. Squire Daubigny hätte ihn retten können, aber all mein Flehen rührte dieſen Hartherzigen nicht — mein Mann mußte in's Elend! Ihn nicht ganz entblößt ziehen zu laſſen, verpfändete ich die mir von Ihrer Güte ausgeſetzte Leibrente und lebe nun ſeit zwei Jahren kümmerlich und allein mit meinem armen blödſinnigen Joſeph, der zu gleicher Zeit meine einzige Freude und mein größter Kummer auf dieſer Gotteswelt iſt. Der arme Joſeph hat mit den übrigen Menſchen nur Ein Gefühl gemeinſam, nämlich ſeine Liebe zu ſeiner troſtloſen Mutter. Die Nachbarn deuten mit Fingern auf ihn, wo er ſich zeigt, ſchmähen ihn und ſchelten ihm nach und ſprechen, Hexe

Mutter und Wilddieb Vater sind der Sündensame, aus welchem der hirndumme Joseph entsprang. Ich aber bin verstockt worden gegen solchen Hohn, werther Sir, und das Schmähen der Nachbarn macht mir armen bekümmerten Mutter den blödsinnigen Knaben nur noch lieber, obwohl mein Herz über seinen beklagenswerthen Zustand in Thränen schwimmt. Joseph ist mein Alles, Sir — die einzige Hoffnung meines Lebens — der einzige Gegenstand meiner Liebe und Sorgfalt; und manchmal, wenn ich meyne, die Wiederkehr Jacobs erleben zu können, wage ich das Gebet, daß ein Lichtstrahl des Denkens in meines Joseph's Gehirn aufdämmern, und der arme Junge, ehe noch der Vater ihm zurückgegeben wird, wie anderer Aeltern Kind werden möge!"

„Vater kommt nimmermehr zurück," fiel die wilde Stimme des Blödsinnigen ein, als Susanne inne hielt; „er ist über See und hat hier keine Heimath."

Bei der kreischenden, seelenlosen Stimme des Unglücklichen fuhr Howard wider Willen auf.

„Weh mir!" seufzte die bekümmerte Mutter, „Du sprichst nur allzuwahr, Joseph; dennoch kann's besser werden, mein armes, gottgezeichnetes Kind!"

„Es soll besser werden, Susanne, es soll!" sprach Howard, „mindestens sollt Ihr an Euren äußern Lebensbedürfnissen nicht Noth leiden."

„Der Himmel segne Sie, Sir," seufzte die arme Frau, „es erquickt mich, wenn ich Sie reden höre. O, daß mein Joseph Sie verstände; daß er, wie ich, erkennen könnte, wie Ihr Anblick mir Erinnerung an frühere, schönere Tage zurückruft!"

„Haſt Du mir nicht noch mehr zu erzählen, Suſanne?“ fiel Howard fragend ein: „Wie kam es, daß Daubigny ſich von ſeiner Tochter, dem Kinde ſeiner hingeopferten Gattin trennte?“

„Ach, Sir, der Squire wies ſich ſtets ſchlimmer und ſchlimmer. Als meine junge Lady noch lebte, quälte er ſie bald mit ſeinen Liebesanfällen, bald mit ſeinem bitteren Hohnſpott — als ſie ſtarb, geberdete er ſich wie ein Wahnwitziger — als ſie unter der Erde lag, begann er ein Leben zu führen, wie wenn Gottesfurcht ihm von jeher fremd geweſen wäre. Wilde Burſche und üppige Weiber trieben im Herrnhauſe ein Weſen, daß das Schloß Daubigny zum Sprichwort in der Grafſchaft ward. Da beſchloß Milady Brandon der Anweſendheit der ſchwelgenden Genoſſen ihres Bruders zu trotzen, um deſſen ſchuldloſes Kind zu retten. Nach heftigem Streite mußte der Squire ſich fügen, und die Lady nahm die Tochter ihrer hingeſchiedenen Freundin mit ſich. Von dem Tage an gab der verſtockte Vater ſich vollends der Zügelloſigkeit hin. Nach etlichen Monaten aber erſtarb das wüſte Leben im Herrnhauſe; der Squire war abgereiſet, Niemand wußte wohin. Jahre verſtrichen, dann kehrte er wieder; doch keine Zunge kann's ausſprechen, wie ſo arg verändert er zurück kam. Zweimal älter als die Zeit ihn hätte machen können, ſah er aus; Furchen in ſeinen Wangen, Runzeln auf ſeiner Stirn, und graues Haar ſchimmerte zwiſchen ſeinen dunkeln Locken! Auch kam er nicht allein; eine hohe, finſtere, gebieteriſch ausſehende Fremde war mit ihm. Ach, Sir, es war ein bitterer Tag für mich, als ich entdeckte, wie das fremde Weib in dem Hauſe des Squire den Platz ausfüllte, den

einſt meine theure Herrin eingenommen hatte. Es heißt, dieſe Fremde habe eine furchtbare Gewalt über Daubigny, wiſſe ihn durch räthſelhafte Winke über die Urſache ſeines früheren Verſchwindens von hier, zu ſchrecken und einzuſchüchtern. Dazu treibt ſie ein noch ärgeres Verſchwenderleben, als es je zuvor im Hauſe Daubigny's geführt worden war, ſo daß — jetzt kommt das Trübſeligſte, Sir Howard, — ſo daß der köſtliche Erbſchmuck meiner heimgegangenen Lady verkauft ward, obſchon er doch das rechtmäßige Erbtheil der jungen Miß Barbara Daubigny iſt. — Armes, beraubtes Kind meiner theuren Herrin!"

„Faſſe Dich, ehrliche Suſanne," fiel Edmund ein, und zog aus ſeiner Buſentaſche das wohlbekannte Käſtchen der vieltugendſamen Lady Barbara Seymour hervor; dann drückte er die Feder daran, und zeigte der erſtaunten Suſanne das köſtliche Halsgeſchmeide und das nicht minder köſtliche Diadem. „Die Tochter der edlen Emmy Seymour," fuhr Howard fort, „ſoll ihres vielbedeutſamen Erbtheils nicht beraubt ſeyn. Durch einen ſeltſamen, aber glücklichen Zufall erkannte ich dieſen Schmuck, brachte ihn käuflich an mich, und halte es für ſüße Pflicht, denſelben ſeiner rechtmäßigen Eignerin zuzuſtellen."

Nimmer haftete der Stierblick eines Geizigen ſo an einem Goldhaufen, als Suſannens Augen an dem Erbſchmucke des Hauſes Seymour. Suſanne blickte vom Käſtchen auf Howard, von dieſem wieder auf das Käſtchen, und konnte nicht müde werden, die Edelſteine im Sonnenſtrahle blitzen zu laſſen. Selbſt das wilde Gelächter ihres blödſinnigen Knaben vermogte nicht,

sie ihren wehmuthvoll freudigen Erinnerungen zu entreißen.

„Armer Junge!“ sagte Howard mitleidig, indem er ihm das Haar auf der Stirn scheitelte, und ihm in das ausdruckslose Gesicht blickte: „Du bist wahrhaftig nicht im Stande mit den kleinlichen Sorgen und Bedrängnissen des Lebens zu ringen, und mein sei die Mühwaltung, Dich vor ihrem bösen Einflusse zu bewahren. Du bist brav von Herzen, denn Du liebst Deine Mutter, und Deine Liebe soll belohnt werden; fortan erkenn' ich Dich für meinen Sohn. Dein Leiden soll Dich meinem kranken Herzen nur noch theurer machen!“

„Mag Dich leiden,“ sagte der Blödsinnige, indem er dem Sprecher in's Angesicht lächelte und dessen Hand ergriff, „mag Deine sanfte Stimme leiden. Es freut mich, daß Du weinst; da weint lieb' Mutter doch nicht allein, wenn —“

„Still, Joseph! was für Reden? still!“ sagte Susanna; der Knabe aber hing sich vester an Edmund, und fuhr fort: „Bleib' bei uns. Mutter soll für Dich arbeiten, und ich gehe mit Dir in den grünen Wald, wo die Blätter und Vögel und wilden Blumen sind, wo der Bach im Lichte tanzt, und das Heerdenvieh in der Dämmerung blökt — komm mit!“ Und wieder ließ er sein Lachen erschallen, daß ungleich seelenloser als seine Rede war.

„Nich' jetzt, Joseph, nicht jetzt,“ flüsterte die Mutter.

„Heut Abend denn,“ fiel der Knabe ein — „heut Abend; wir haben Sterne, schöne helle Sterne hier, und einen

blassen Mond in durchsichtigem Gewölk — heut Abend — hörst Du? heut Abend!"

„Nicht doch, Joseph! Wie oft schalt ich Dich schon wegen Deiner nächtlichen Streifereien? — Es ist eine böse Gewohnheit an ihm, Sir Howard, daß er mir oft Nachts heimlich entschlüpft und nicht selten Stunden Weges weit umherirrt —"

„Gieb Dich geduldig, Joseph," unterbrach Howard, „heute muß ich noch einen Ritt machen, ohne Dich mitnehmen zu können; aber bald, bald will ich mit Dir umherwandern, dann sollst Du mir all Deine Bl[illegible]ter und Blumen und Vögel, und die blitzenden Sterne und den blassen Mond zeigen, und der Herr wird mich erleuchten, daß ich Deine Seele erschließe, den ewigen Urheber deß Allen zu erkennen. Jetzt muß ich nach Schloß Daubigny."

„Schloß Daubigny?" wiederholte Susanne: „Sir Howard, was kann Sie zu einem Gange dorthin bewegen?"

„Pflichterfüllung, die ein geistig geschlossener Bund von mir verlangt. Dies gethan, so kehr' ich zu dem Knaben zurück, um ihm Vater zu seyn."

Aber Susanne konnte sich nicht zufrieden geben; sie verfiel in tiefes Nachsinnen, dann sprach sie: „Der Squire ist ein geheimnißvoller Mensch, Sir; schauerliche Gerüchte sind über ihn im Umlaufe; kein Segen ruht auf seinem Haupte, wohl aber Fluch auf allem was ihm angehört —"

„Nicht auf Allem, Susanne! Bedenke sein schuldloses Kind — die Verlassenschaft einer engelholden Mutter!"

Susanne antwortete mit Thränen.

„Kein Menſch,“ fuhr Howard fort, „war jemals durchaus böſe; und ich hoffe milde Empfindungen im Herzen dieſes Verwittweten regzumachen. Mindeſtens habe ich ſeiner Tochter dieſen Schmuck zurückzuſtellen, den er in einem Anfall von Raſerei zu veräußern wagte. Und hätte er wirklich jenes wüſte Leben geführt, von dem Du ſprachſt, ſo würde ja ſein mutterloſes Kind nur um ſo höheren Anſpruch an meine Freundſchaft haben. Du verſtehſt das nicht, Suſanne.“

Suſanne wagte keine Entgegnung, ſondern wendete ſich ab, um ihrem Gaſte ein kärgliches, aber gern gegönntes Frühſtück zu bereiten. Die Mutter war kaum hinaus, ſo begann der Knabe: „Hör' nicht drauf, was Mutter von Schloß Daubigny ſagt; 's iſt 'n hübſcher Ort. Ich geh' oft hin und hör' den Wind durch die hohen Bäume pfeifen. Mutter aber ſchilt, und ſchleicht mir oft nach, wenn ich hingehe. Ich verſteck' mich dann in den Büſchen, daß ſie mich nicht findet. Wie ein Haſe im Kraut ſitz' ich dann — ja, ich weiß dort Büſche, worin ſelbſt der Squire mich nicht finden würde; will ſie Dir ſchon zeigen, die Büſche. Wer wollt' auch den Squire fürchten? Fürcht' ihn nicht — ich bewache Dich; und wenn er Dir auch nur ein Haar krümmte, ſo ſäße ja der Fluch auf ihm — Huhuhui!“

Und das kichernde Lachen erſcholl wieder, als der Knabe von Howard wegſprang, und ſich einer neuen Phantaſie zur Beute gab.

Das dürftige Frühſtück ward gereicht, ein Weniges davon haſtig verzehrt; dann fiel eine ſchwergefüllte Börſe in Suſannens Hand, damit ſie bis zu Howard's Wiederkehr ihre Wohnung beſſer einrichtete. Der Ab-

schied Edmund's von der Bekümmerten und dem Blödsinnigen war kurz. Letzterer hatte sich wieder an seine Schnitzerei gemacht, und lallte sein Lebewohl mehr als er es sprach. Susannens Scheidegruß enthielt kaum mehr Worte, als der ihres Knaben. Ehrerbietig stand sie auf der Schwelle des Epheuhäuschens, während Howard sein Pferd bestieg. Als dieser aber um die Waldecke bog und noch Einmal freundlich nach ihr umblickte, da fühlte Susanne sich plötzlich gewaltig erschüttert. Sie wollte dem Enteilenden nach — ihre Füße versagten ihr den Dienst. Sie wollte ihn zurückrufen — ihre Zunge erstarrte. In ihrem Ohr aber klang es, wie von Mutter Marthens Stimme schauerlich gesprochen:

„Schloß Seymour strahlt von Tugendsonnen,
Beschämt muß heim ein König geh'n;
Wird zagend Herz durch Trug gewonnen,
Muß eine blut'ge That gescheh'n."

Zweites Kapitel.

Der Gast und sein Wirth.

Das Besitzthum des verstorbenen Squire Seymour war von Daubigny längst einem Dritten käuflich überlassen worden. Howard sprach bei diesem nicht ein, aber er durchzog die Fluren, auf denen er einst mit Emmy Seymour gewandert war. Wir folgen ihm auf diesen Pfaden nicht, wie reich an süßen und schmerzlichen Erinnerungen sie auch für ihn waren; wir treffen erst mit ihm am Portale des Herrnhauses von Daubigny zusammen. Das Gebäude stand, wie vormals, stattlich in seiner herrlichen, wohlgepflegten Umgebung da. Der Ort schien wie sonst der Wohnsitz des Glückes und des

Friedens zu seyn; dennoch seufzte Edmund bei dem Gedanken, daß sie, ach sie! ihn nicht mehr verschönerte.

Kaum hatte unser Wanderer sich an der Pforte gezeigt, als schon ein fremdartig ausschauender, prunkend betreßter Diener ihm am Steigbügel stand, und sich seinen Namen ausbat.

„Es würde wenig nützen, ihn zu nennen," entgegnete Howard gelassen: „Ist der Squire zu Hause, und kann er einem Fremden ein Halbstündchen schenken, so soll mir's angenehm seyn. Habt die Güte, ihm zu sagen, daß ich warte."

Nach wenigen Minuten stand Howard in einem kleinen Bücherzimmer, in welchem die Werke edler Autoren in verschlossenem Einbande, wohl gar bestäubt, erblickt wurden, während etliche umherliegende aufgeschlagene Bücher von einem Inhalte zeugten, der einem Manne, wie Howard war, durchaus nicht zusagen konnte. Ueberhaupt war nur die Umgebung des Herrnhauses unverändert geblieben, im Innern hatte leichte, werthlose, wenn gleich schimmernde Verzierung den ehemaligen kostbaren Ausschmückungen weichen müssen. Endlich öffnete sich die Thür. Ein düsterblickender, hagerer Mann trat in das Zimmer. Ein Diener stellte Lichter hin und enthob sich wieder.

Wäre unserm Howard der eingetretene Mann irgendanderswo begegnet, würde er ihn nimmer für den Squire Daubigny erkannt haben, dessen Bild wie mit unverlöschbaren Zügen ihm in's Gedächtniß gegraben worden war. Die Beweglichkeit und Gewandtheit, wodurch der Squire sich vormals auszuzeichnen pflegte, waren gänzlich von ihm gewichen; eine zurückstoßende Muskelstärke und

ein ſtrenger Murrblick waren dafür an die Stelle getreten. Kalte, abſtoßende Hoffarth lagerte auf ſeiner Stirn; das Auge ſchien ihm unter den Brauen zu ſchlummern, während ſeine wohlgeſpaltenen Lippen ſich leiſe zuſammenpreßten und jenen ſtrengen Ausdruck wieſen, der von entſchloſſener und abgeſchloſſener Beſtimmtheit zeugt.

Auf einen Fremden würde Daubigny's Aeußeres, ſo wie wir daſſelbe ſo eben beſchrieben, einen entſchiedenen vortheilhaften Eindruck gemacht haben. Er würde in dem hübſch geformten Geſichte ſtolze Gleichgültigkeit und über Alltägliches ſich erhebenden veſten Sinn erkannt haben; allein der Löwe ſchlief in ſeiner Höhle.

Nach gegenſeitiger ſtummer Verbeugung trat zwiſchen Gaſt und Wirth eine kleine Pauſe ein. Howard wußte nicht gleich mit Worten den Mann zu begrüßen, der ihm Zerſtörer ſeines höchſten, ſeines einzigen Erdenglücks geworden war; Daubigny betrachtete mit ſchwankender Neugier den ſtattlichen Fremden, der ihm zu unüblicher Zeit einen Beſuch gönnte. Der Wirth deutete auf einen Seſſel und ſank dann in ein Kanapee, während er ſchweigend einen Blick ruhigen Forſchens an ſeinem Gaſte haften ließ.

Dem Blicke ward entgegnet, der Seſſel jedoch vor der Hand abgelehnt. Howard blieb ſtehend, indem er in der größten Gelaſſenheit die Frage aufwarf: „Sir Ringulf Daubigny, erinnern Sie ſich meiner wirklich nicht?“

Da erwachte der Leu. Daubigny fuhr von ſeinem Sitze auf. Bei dem Tone von Howard's Stimme machte das Ohr des Wirthes den von deſſen Augen begangenen Fehler wieder gut. Ringulf erkannte ſeinen

verhaßten Nebenbuhler; sein großes Auge blitzte, das Blut trat ihm in die Wangen, und zwischen seinen Zähnen hindurch drängte sich ein leises Fluchwort, während er mit der geballten Faust sich auf den neben ihm stehenden Tisch stützte.

„Ha, gut, Sir; recht gut!“ entgegnete er mit verächtlichem Lachen: „Sie selbst suchten diese Zusammenkunft — Sie waren gewarnt — mögen Sie jetzt das Resultat Ihrer Kühnheit haben! Was wollen Sie hier? Die, welche Sie einst von ihrer Pflicht abwendig zu machen trachteten, ist nicht mehr vorhanden, kann Ihre verderblichen Schmeichelreden nicht mehr hören — ich aber lebe, um das Unrecht zu strafen, das mir von einem frechen Heuchler so ganz eigentlich auf meinem Grund und Boden zugefügt ward!“

„Daubigny,“ sagte Howard feierlich, „ich kam nicht hieher, um den in ihrer Brust schlummernden Dämon des Hasses zu wecken; die schuldlose Veranlassung desselben schläft in ihrem Grabe — lassen Sie die böse Leidenschaft ebenfalls schlummern. Hätte ich, die Botschaft, die ich an Sie habe, durch einen Andern ausrichten lassen können, ich würde es gethan haben — allein ich hielt es für Pflicht, selbst zu kommen, um Ihnen Schamerröthen und Selbstanklage in Gegenwart irgend eines Andern zu ersparen, der Sie nicht so kennt, wie ich Sie kenne.“

„Frecher Rasender!“ stammelte Daubigny, dessen Grimm den Gegner kaum hatte ausreden lassen können; „bilden Sie sich nicht ein, daß Sie in mir jemals ein anderes Gefühl, als das des unbedingtesten Hasses zu erregen im Stande sind! Unterstehen Sie sich, weil Sie

zu etlichen oder mehreren elenden Geldmitteln gelangt sind, mir unter meinem eigenen Dache zu trotzen? Vergißt der Bettlerpfarrer sich so ganz und gar in dem geldstolzen Nabob-Erben? Andere Leute vergessen nicht, Herr Howard; andere Leute lassen sich mit einer Hand voll Gold keinen Sand in die Augen streuen. — Thor, der ich war, daß ich Sie nicht gleich bei unserem ersten Begegnen wie eine Viper zertrat! Wahnsinniger, der ich bin, daß ich Sie nicht gleich jetzt zermalme; jetzt indem Sie da vor mir stehen wie ein Mann von Eis, der über den Sturm lächelt, den er aufgewühlt hat! Doch bin ich nicht der Mann, den man ungestraft höhnt. Zwar opferte ich bisher meinen gerechten Zorn den Meynungen und Vorurtheilen Anderer; doch jetzt — bin ich frei; der Tod ist geschäftig gewesen um mich her — der Epheu ist von der Eiche losgerissen worden; diese steht jetzt allein und —"

"Diese Heftigkeit ist ohne allen Nutzen, Sir Daubigny," entgegnete Edmund; "diese Drohungen bewirken nichts. Fürchtete ich Sie, so würde ich jetzt nicht unter Ihrem Dache seyn, und vest entschlossen in dem Vorhaben, das mich zu Ihnen führte, sollen etliche in Wallung gesprochene Worte mich eben so wenig verscheuchen, als mir fruchtlose Gegenbeleidigung entlocken. Hören Sie mich mit eben der Geduld an, die ich Ihnen beweise, wie rauh Sie mich auch anließen; diese armselige Höflichkeit sind Sie einem Gaste, wenn auch einem ungeladenen, schuldig."

"Sprechen Sie, Sir," versetzte Ringulf grinsend; "ich habe viel von Der ertragen, in deren Herz Sie sich

eingeſchlichen hatten; es ſoll mir auf eine Peinlichkeit mehr nicht ankommen.“

Howard verbeugte ſich kalt und ſagte: „Wie ſchwer ich auch durch Ihre Falſchheit litt, ſo will ich Ihnen doch keinen Vorwurf über den Betrug machen, durch welchen Sie Miß Emmy Seymour zwangen —“

„Nun, bei'm allewigen Himmel!“ rief der ergrimmte Wirth, indem er auf den Gaſt zuſprang, „wenn Sie auf ſolche Weiſe beginnen —“

„Ich erinnere Sie an Ihr Verſprechen, mich anhören zu wollen,“ ſagte Howard, indem er einen Schritt zurückwich: „Möge die Beſtrafung jener Lüge,“ fuhr er fort, indem er veſt in Ringulf's zornblitzende Augen ſchaucte, „Ihrem Gewiſſen überlaſſen bleiben; dem nagenden Wurme, der nimmer ſtirbt: denn wie wenig jene Lüge Ihnen genützt hat, muß Ihr eigenes Herz Ihnen ſagen —“

„Mindeſtens brachte ſie Befriedigung dieſem Herzen,“ fiel Daubigny ein; „ich ward der Gemahl derjenigen, die ich liebte, und warf den in den Staub, den ich haßte!“

Gleichgültig gegen dieſe Unterbrechung fuhr Howard ruhigen Tones fort: „Mußten Sie zu dieſer Schmachthat noch eine zweite hinzufügen? mußten Sie, nachdem Sie das Herz der Mutter brachen, auch die mutterloſe Waiſe —“

„Wer wagt's zu behaupten, daß ich meiner Tochter Unrecht that?“ ſchrie Daubigny dagegen.

„Ich,“ war die entſchloſſene Antwort: „Warum muß Miß Barbara Daubigny fern von dem väterlichen Hauſe leben? Doch nur um Sie den Beiſpielen eines zügelloſen Lebenswandels zu entziehen? Und handelt

ferner ein Vater nicht unrecht, wenn er seinem Kinde das demselben zustehende mütterliche Erbgut verschleudert, um mit dem Ertrage desselben eine Schamlose, wohl gar eine Verworfene zu vergnügen, deren üppigen Reizen er seine Grundsätze natürlicher Regung und moralischer Rechtlichkeit zum Raube läßt? Handelt endlich ein Vater nicht Unrecht an seinem Kinde, wenn er —«

»Bin ich ein Knabe, der sich schulen lassen muß?« fragte Ringulf wild: »Was bedeutet dergleichen Einmischung in meine häuslichen Angelegenheiten? Auf welchen Grund stützt sich Ihre hämische Anklage gegen mich in Beziehung auf meine Tochter?«

»Auf einen unwiderstehlichen Grund — auf diesen!« antwortete Howard, und hielt dem betroffenen Gegner das demantene Geschmeide der weiland letzten Tochter des Hauses Seymour hin.

»Gaukler! Betrüger!« schrie der völlig außer sich gerathende Daubigny, indem sein Blick an den Juweelen haftete: »Diese Spielerei war mein — mein, um darüber als Gemahl Emmy Seymour's durchaus nach Gefallen zu verfügen. Soll ich mich meistern lassen, weil ich den klügeren Theil erwählte, und den Tand in Gold verwandelte?«

„Ich bin nicht darauf vorbereitet," entgegnete Howard hingeworfen, „die Rechtmäßigkeit des Thuns anzutasten; ich sage nur, daß dem Thun alle Vaterliebe und Großmuth mangelt, und frage blos, ob Sie geneigt sind, die Beleidigung gegen diesen Schmuck und gegen Ihre Tochter wieder gut zu machen?"

„Sparen Sie Ihre beißenden Worte, Sir," versetzte Daubigny; „ich brauchte Geld, und sagte mich

von den Juwelen los: Sie hatten Geld, und kauften diese Juwelen. Verschließen Sie Ihr Kästchen, und lassen Sie sich von dem armseligen Triumphe kitzeln, den Ihre gefüllte Börse über die Ebbe in meiner Geldkiste davon trug."

„Sie verkennen mich durchaus, Sir Daubigny," sagte Howard gelassen. Meine Seele fand nie Ergötzen an dem, was blos durch Geld zu erkaufen ist; nimmer aber mögen Sie denken, die Tochter der Verstorbenen sey mir minder theuer, als mein eigenes Herzblut! Daubigny, ich sag' es nochmals: Sie verkennen mich durchaus. Ich weiß, daß mein Name Ihnen verhaßt ist — ich verlange nicht, daß er es nicht seyn soll — auch will ich Sie nicht durch leere Sophismen täuschen; aber kühn und furchtlos verlange ich von Ihnen, um Dererwillen, die wir Beide liebten, Ihrem Kinde — sollte es auch durch meine alleinige Vermittelung seyn — einen Schmuck zurückzuerstatten, den die verblichene Theure, um den edelsten Beziehungen Genüge zu leisten, über alle anderen Erdengüter schätzte. Willigen Sie in dies Verlangen, und ich gehe, ohne Ihnen jemals wieder in den Weg zu treten."

Daubigny antwortete nicht gleich. Der Eigensüchtige und Gefühllose sucht immerdar an den edlen Handlungen höherer und großmüthiger Menschen nach einem verborgenen und unwürdigen Beweggrund herum. Ringulf's Schlangenblick spähete in dem offenen Gesichte Howard's. Ein Seelenkundiger hätte in demselben den Gedanken lesen können: „Was kümmert's mich, wenn der Vogel von selbst die Leimruthe sucht und dann auf derselben kleben bleibt?"

„Das iſt ein etwas erſchreckender Antrag, Herr Howard," ſagte der Liſtige endlich kalten, jedoch faſt höhnenden Tones: „Ein Verlangen, das nach dem Jahrhunderte der fahrenden Ritter ſchmeckt. Heut zu Tage bietet man dergleichen Schmuck nicht ohne irgend einen fernausſehenden Beweggrung dar. Miß Barbara Daubigny muß ſich durch Ihre fürſtlichen Abſichten geehrt fühlen, mein Herr; doch iſt meine Tochter nicht für Juweelen käuflich."

Howard preßte ſeine Flachhand an ſeine Stirn, als wollte er das pochende Blut in derſelben niederhalten. Dann ſprach er ernſt abweiſend: „Wie mögen Sie ſo zu mir ſprechen? zu mir, deſſen Leben bis in ſein Herzblut verbittert ward? deſſen Schritte eine Wildniß durchwandern? deſſen Herz um Ihretwillen Blut weinte? Können Sie auf meine Stirn blicken, auf welche Seelenqual ihre eherne Hand legte; können Sie mein ergrauendes Haar anſehen, das in Folge Ihres Verrathes die Farbe ſeiner Jugend verliert, und dann noch glauben, ich wolle ausſehen wie Einer, der noch von Jugend und Schönheit geliebt werden kann? Spotten Sie meiner nicht durch einen ſo armſeligen Einwurf; beleidigen Sie mich nicht durch einen ſo ſinnloſen Verdacht!"

In Howard's Miene und Weſen lag ein furchtbarer Ernſt, der ſofort jeden Zweifel an der Wahrhaftigkeit ſeiner Worte niederſchlug, und Daubigny fühlte dies; dennoch konnte der beſchränkte Geiſt des Ausſchweiflings die vollkommene Uneigennützigkeit ſeines Gaſtes nicht faſſen; ſo daß ſein Argwohn von ſeiner Tochter auf einen minder zarten Gegenſtand abſprang.

„Sie müssen es mir verzeihen, Herr Howard,“ sagte er, „daß ich Sie unfreiwillig beleidigte, und eine Saite in Ihnen berührte, die schmerzlich nachzuklingen scheint. Ohne weiter Ihrer Einmischung in diese Angelegenheit zu gedenken, will ich blos fragen, ob Ringulf Daubigny jemals hoffen kann, Ihren so verschwenderischen Antrag zu vergelten? Meine Vermögensumstände sind die eines Mannes, der es nicht verstand, sein Daseyn zu verschlummern; ich kann daher Ihrem Anerbieten nicht geziemend entgegen kommen — was nun also, Sir?“

„Ein Geringes!“ versetzte Howard freimüthig: „Willigen Sie darein, oder nicht, diesen mir durchaus unnützen Schmuck aus meiner Hand zurückzunehmen?“

Es entstand eine Pause. Ein Zucken durchfuhr Ringulf; dann zog es wie ein Schatten über dessen Gesicht, und er legte seine Hand auf die seines Gesellschafters, welche noch das Kästchen hingereicht hielt: „Warum,“ sprach er leise, als erstickte Tiefgefühl ihm die Worte: „warum suchten Sie mich auf, Sir? warum vergelten Sie mir Haß mit Großmuth, und lehren mich, es zu bereuen, daß ich vorsätzlich mein Vermögen vergeudete? Stecken Sie mindestens für heute diesen Schmuck ein — morgen wollen wir weiter darüber reden; bis dahin lassen Sie sich es unter meinem Dache gefallen.“

Howard stutzte: aus dem überquillenden Wohlwollen seines Herzens tauchte ein einziger Tropfen Bitterkeit auf — Haß gegen den Mann, der sein Feind gewesen war, und ihn widerte der Gedanke an, in dem Hause eines solchen Mannes eine Nacht zuzubringen. Als Daubigny das innere Widerstreben seines Gastes

bemerkte, fragte er in süßlichem Tone: »Ist das großmüthig, Howard? ist das männlich? Sie verlangen von mir Aufopferung meines Stolzes, Ertödtung meines Grolles, und nehmen Anstand, für ein einziges Nachtlager mein Schuldner zu werden?

Howard ergriff die Hand, welche auf der seinigen ruhete, und versetzte: »Diese Worte entwaffnen mich. Sie sind der Vater ihres Kindes; es geschehe, was Sie wünschen.«

Daubigny erwiderte den Händedruck und wendete dann sich ab, als wollte er seine Rührung verbergen; hätte jedoch Howard den Gesichtausdruck Ringulf's in diesem Augenblicke gesehen, so würde er sofort seine Zusage zurückgenommen haben. Daubigny's boshafter Triumphblick hätte die Gesichtszüge eines Teufels aufhellen können!

»Wir haben einander lange und wild gehaßt, Howard,« nahm er endlich wieder das Wort; »doch fast zwei Jahrzehende sind uns Beiden dahingerollt, und haben überdies nicht ermangelt, ihre Spur an uns zurückzulassen. Sollte die Zeit, die unsere Gestalten veränderte, nicht auch unsere Herzen umgewandelt haben, wenn wir uns recht darauf besinnen? Ganz gewiß! Lassen Sie uns daher unseren Groll abschwören und fortan Brüder werden.« Und sein Schlangenauge wendete sich verstohlen zu Howard hin, dessen Erstaunen über diese plötzliche Sinnesänderung seines Wirthes nicht Worte finden konnte, noch mogte. Er heftete vest und ernst seinen Blick auf das todtenähnliche ruhige Gesicht Daubigny's — dann schalt er im Herzen sich selbst über den ungroßmüthigen Zweifel, dem er sich einen Augenblick lang hingegeben

hatte: „Ich fürchte, daß das nicht wird geschehen können,“ versetzte Howard traurig; „wie sollten wir als Brüder miteinander leben können? Ich vergebe Ihnen, Sir Daubigny, von ganzer Seele; doch verhehle ich Ihnen nicht, daß Ihre Nähe mir allzu peinliche Regungen, allzu erschütternde Erinnerungen erweckt, als daß ich herzliche Zuneigung zu Ihnen fühlen könnte. Genüge uns demnach an der Erfüllung unseres Vertrages; heute Nacht bin ich Ihr Gast; morgen früh scheiden wir in Höflichkeit und Wohlwollen.“

„Es bestehe denn Ihre Anordnung,“ versetzte Daubigny, der sich heftig anstrengte, eine Wallung zu unterdrücken, in Folge deren er eine ganz andere Antwort gegeben haben würde. „Erlauben Sie mir, einen sorglicheren Wirth als bisher abzugeben.“ Mit diesen Worten klingelte er; ein Diener erschien und kündigte zu gleicher Zeit an, daß das Abendessen bereit stehe. Daubigny winkte dem Meldenden, sich zu entfernen, wendete sich dann mit erkünstelter Lustigkeit zu seinem Gesellschafter und sagte leichten Tones: „Herr Howard ist sonder Zweifel zu sehr Weltmann, um die Gesellschaft einer schönen Dame auszuschlagen; es wird mir daher ein Vergnügen seyn, ihn einer lebensfrohen Freundin vorzustellen, die mich in meiner Einsamkeit — —“

Mit finsterem Blick unterbrach ihn Howard: „Es kann nach unserem geschlossenen Vertrage nicht Ihre Absicht seyn, mich beleidigen zu wollen, Sir; und Sie würden mich beleidigen, wenn Sie mich derjenigen Person vorstellten, die auf höchst ungesetzliche Weise an Ihrer Tafel den ehemaligen Platz Ihrer tugendhaften Gemahlin einnimmt.“

„Nach Belieben,“ versetzte der Wirth mit einem erzwungenen, widerlich klingenden Lachen: „Entschuldigen

Sie mich nur fünf Minuten lang, so soll weder Ihrer Moralität, noch Ihrer Empfindung Gewalt geschehen.“ Und hastig verließ er das Zimmer. — Ein unverhaltenes Hohngelächter drang zu Howards Ohr durch die offen gebliebene Thür, während der leichte Tritt eines weiblichen Fußes auf der Flur verüberhallte; im nächsten Augenblicke führte Daubigny seinen Gast in den Speisesaal.

Das Mahl war nicht von langer Dauer. Ein Geist der Unbehaglichkeit regte sich so im Gaste wie im Wirthe; an Fröhlichkeit war nicht zu denken; kein fortlaufendes Gespräch ward geführt, so daß Howard, obwohl es noch früh Abends war, sich bald erhob, und seinem Wirth den Wunsch äußerte, sich zurückziehen zu dürfen. Unter kalten Begrüßungen für die Nacht trennte man sich. Ein Diener leuchtete den Gast zu Bette, nachdem dieser den üblichen Nachttrunk aus der Hand seines Wirthes empfangen hatte. Da öffnete sich die entgegengesetzte Thür, und ein hübsches, wiewohl schon verblühendes Frauengesicht schaucte durch die Spalte und fragte: „Darf ich? oder bin ich auf unbestimmte Zeit verbannt?“

„Niemals warst Du willkommener als jetzt, Bionvina,“ war die Antwort: „Mein Vogel ist im Käfig, und selbst Deine Syrenenstimme würde mich nicht vermögen, ihn wieder herauszulassen. — Ich haß' ihn, die Luft ist mir durch sein Hiersein verpestet worden; und dazu hat er mich geschult, als ob ich ein Milchbart wäre —“

„Wie? und der Tiger blieb ruhig in seiner Schlucht?“ fragte das Frauenzimmer in halb spöttischem Tone: „Wie

oft hab' ich Dich schwören hören, daß, wenn er einmal in Deiner Gewalt wäre, Du —«

»Nun, ist er's denn etwa nicht? hab' ich denn etwa falsch geschworen? Schlummert etwa nicht der Thor jetzt unter meinem Dache und träumt von einem Morgen, den er nimmer erblicken wird?«

»Daubigny!« rief die Schöne, die sich neben ihn gesetzt hatte, und ihre Augen drängten sich starr aus ihren Höhlen hervor — »Daubigny! Du rasest! Deine Worte waren entsetzlich — sie deuten auf — Mord!«

»Bist Du seine Vertreterin geworden?« fragte Ringulf: »Du, die er wie eine Seuchenkranke von meiner Tafel verwies? Du, um derentwillen ich mich meiner Familie entfremdete —«

Seine Gesellschafterin erhob sich. Sie schüttelte die dunkeln, üppigen Locken von ihrer Stirn zurück und entgegnete mit einem leisen Beben in der Stimme: »Ringulf, Du hättest Frage wie Vorwurf sparen können. Bin ich wirklich Ursache zu Zwietracht und Entfremdung geworden, fällt die Schmach, die Du über mich brachtest, wirklich auf Dich selbst zurück, so laß uns mindestens einander keine Vorwürfe machen. Entsagtest Du um meinetwillen Deinem Kinde, so vergiß nicht, daß ich um der lebenslänglichen Glückseligkeit willen, die Du mir vorspiegeltest, meine Heimath verließ, von meinen Verwandten mich lossagte und auf meine glücklichere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft verzichtete. Nie machte ich Dir deshalb den leisesten Vorwurf —«

»Und warum thust Du es jetzt?«

»Um ein besseres Gefühl in Dir hervor zu rufen. Wie strafbar Weltsatzung mich auch nennen möge, so

liebe ich Dich doch zu innig, als daß ich Dich nicht vor einem Verbrechen bewahrt wissen mögte, welches — —"

„Nichts Sentimentales mehr," unterbrach Daubigny; „ich bin für heute genug gemeistert worden. Hat der Thor mir doch eine Großmuth anthun, sich empfindlich an mir rächen, meinem Kinde den Erbschmuck zurück erstatten wollen —"

„Nicht heftig, theurer Daubigny —".

„Doch mein Kind soll," fuhr der Rachsüchtige fort, ohne der sanften Einrede zu achten; „mein Kind soll den Schmuck wieder erhalten, doch soll derselbe nimmer ein Geschenk dieses Howard seyn!"

„Nun, so schlage sein Anerbieten aus, und laß' ihn seines Weges ziehen," flüsterte Biondina.

„So wahr Du eine gute Katholikin bist, so gewiß verdienst Du es, für Dein zartes Mitleiden heiliggesprochen zu werden," entgegnete Daubigny mit bitterem Lächeln.

„Er will bei Sonnenaufgang wieder abreisen, wenn ich recht hörte? wie?"

„Bis dahin sind noch fünf Stunden wenigstens, Liebchen. Meynst Du, daß er ruhig schläft? Er wird etliche schwere Athemzüge thun müssen, bevor es Morgen wird. — Was ist Dir, Du Bebende? Hörtest Du nie davon, daß ein Schlafender starb? Dergleichen ist vielfältig geschehen, also wundere Dich nicht, wenn dergleichen auch heut Nacht und hier geschieht —"

„Mörder!" stammelte die Dame mit dem üppigen Lockenhaar.

„Wer sagt's? Wer beweist's? Oder willst Du hingehen, und es ausschreien, und doch am Ende nicht

im Stande ſeyn, einen einzigen weder lebenden noch todten Zeugen zu Unterſtützung Deiner verrätheriſchen Ausſage beizubringen?"

„Ich, Verrätherin?" ſchluchzte Biondina, deren Buſen ſich bang und ſchwerathmend hob. „Iſt nicht mein Geſchick unauflöslich mit dem Deinigen verknüpft, wie der Menſchen Erbſünde mit dem — —"

„Still, Liebchen ſtill!" fiel Ringulf mit einem Blicke ein, deſſen Ausdruck die Metapher ergänzte, die im Munde der Schluchzenden erſtarb, weil dieſe ihr Geſicht in ihre Hände begrub. Hätte Biondina in dieſem Augenblicke das Antlitz ihres Verführers und Verderbers erblickt, ſo würden Schrecken und Entſetzen vor demſelben ſie haben tödten mögen. Ringulf aber leerte ein hochgefülltes Kelchglas nach dem andern: „Still, Liebchen, ſtill! — Ich bin nicht in der Stimmung mit Thränen zu kämpfen. Mag der geäffte Jägersmann plärren, wenn das Wild ihm entging. — Befriedigte Rache iſt Wolluſt — und ich will ihren Becher bis auf die Hefen koſten — Wein her, Biondina, Wein her! Fülle mir das Glas bis an den Rand und berühr' es dann mit Deinen ſchwellenden Lippen — Es lebe die Rache —"

Und ſpät erſt in der Nacht verließen Ringulf und deſſen Geſellſchafterin den Speiſeſaal im Herrnhauſe Derer von Daubigny.

Drittes Kapitel.

Hat denn der Mord eine Zunge?

Ein neuer Tag lächelte der Erde; der Spiegelſee flimmerte in dem Sonnenlichte, die Vögel waren ge-

schäftig zwischen den Zweigen, und tausendfacher Blüthenduft entwallte den Gärten und Triften, in deren Mitte das Haus Daubigny sich erhob. Allein diese äußere Freudigkeit drang nicht in das Innere des Familiensitzes — unter Rin'gulf Daubigny's Dache weilte der Tod; Der Fremde, der in Fülle der Gesundheit, mit den edelsten Vorsätzen im Herzen, Abends zuvor des Hauses Gastlichkeit in Anspruch genommen hatte, lag als Leiche auf dem prunkenden Bette! Seine Lebensuhr war abgelaufen, und er lag da mit dem Lächeln eines Kindes auf seinen Lippen. Die eine Hand, an welcher ein köstlicher Juwelring blitzte, war über sein Haupt gestreckt, die andere hing von dem sammetbedeckten Lager herab, wie die eines Sanftschlummerden. Kein Schatten lagerte auf seiner hohen, ruhigen Stirn; es schien, als wäre sein letzter Traum ein beglückender gewesen, als hätte er seinen letzten Odemzug ohne einen Seufzer gethan.

Diejenigen, welche den Hingestreckten obenhin anblickten, hielten ihn unbedingt für einen Schlafenden, und wollten ihn wecken. Unter diesen wies der Hausherr sich als einer der Eifrigsten. Als der Diener demselben mit Hast die Kunde von dem plötzlichen Todesfalle brachte, belächelte Daubigny den Umstand, warf seinen Ankleidemantel über, und begab sich in das Zimmer seines Gastes; und selbst als er dessen erkaltete Hand in der seinigen hielt, sein Gesicht zu dem des Todten so tief gebeugt hatte, daß Beider Stirnen einander fast berührten, wollte er dem traurigen Ergebniß noch nicht Glauben schenken: Seinem Gaste war vor wenigen Stunden noch so wohl gewesen — er hatte so freudig gegessen und getrunken — sich in bester Laune zu Bette begeben — wie wär'

es möglich? — Daubigny blickte die umstehenden Diener also fragend an, aber da war keiner unter ihnen, der hätte Antwort geben können. Betroffen über einen so unerklärlichen Unfall, kehrte der Hausherr in sein Zimmer zurück, und entsendete einen Reitenden mit einem versiegelten Schreiben an den Todtenbeschauer des nächsten Städtchens. Neugierige in Fülle versammelten sich vor dem Herrnhause, in welches jedoch Keinem der Zutritt verwehrt ward; vielmehr lag dem Squire Alles daran, zu erfahren, wer sein unbekannter, so plötzlich verschiedener Gast seyn mögte. Doch seiner freimüthigen Anfrage deshalb ward keine Befriedigung; unter den Hunderten von Neugierigen war auch nicht Einer, der nur hätte muthmaßen können, wer der Fremde seyn mögte.

In Gegenwart mehrerer Zeugen hatte Daubigny bereits die Taschen des Todten durchsucht; doch außer einem in, allen Anwesenden durchaus unlesbarer, Chiffernschrift abgefaßten Notizenbüchlein, einem kleinen in Gold gefaßten Medaillon auf Glas, durch welches man ein dunkles Haarlöckchen erblickte, einigen wenigen Silbermünzen, und dem kostbaren Juweelenringe an seinem Finger war nichts darin gefunden worden.

„Sie kommen zu einem traurigen Geschäfte, Herr Jefferson," sagte Daubigny im Wohnsaale zu dem eingetroffenen königlichen Beamteten: „So gern ich Sie sonst bei mir sehe, so wünscht' ich doch, daß Sie heute —"

„Ja, ja; sehr traurig, Sir; sehr traurig!" versetzte der Angeredete, indem er des Hausherrn dargebotene Rechte schüttelte, dann Handschuhe und Hut ablegte, und hinzusetzte: „und höchst peinlich für Sie, Sir."

Unter den üblichen Förmlichkeiten hielt der königliche Todtenbeschauer seine Besichtigung, aus der jedoch weder Stand und Name des Gestorbenen, noch die eigentliche Ursache von dessen plötzlichem Abscheiden zu ermitteln waren. Nach vorgenommer Abhörung sämmtlicher Hausgenossen erließ der Kronbeamte das Verdict: „Nach Gottes Rathschluß natürlichen Todes verblichen."

„Noch nie lag ein Fall so klar am Tage als dieser — noch nie so klar, Sir," sprach Herr Jefferson, als er an dem mit auserlesenem Frühstücke besetzten Tische Platz nahm, um sich nach gehabter Mühwaltung zu erfrischen. „Ein schöner Mann, der Fremde," fuhr er fort — „schöner Mann, gar nicht zu plötzlichem Sterben geschaffen, wie man meynen sollte. Indessen Irren ist menschlich — Excellenter Burgunder, Sir — Bitte, bitte; mein Glas ist noch nicht leer. — Es freut mich, daß er von seinen Habseligkeiten beerdigt werden kann — freut mich. — Sein Ring ist wunderschön — ein extrafeiner Brilliant — steht gar nicht mit seiner dürftigen Geldbörse zu vergleichen — nicht wahr, Sir Daubigny? gar nicht. — Ein wenig Brot, wenn ich bitten darf — ein wenig! — Auch sein Pferd ist werthvoll — kann seine hundert Guineas gekostet haben — seine hundert — muß demnach sammt dem Ringe verkauft werden. — Er war so eben erst aus der Fremde zurückgekehrt — sagten Sie nicht so, Sir? Armer Herr! — überlebte seine Rückkunft in die Heimath nicht lange! denn ich sollte meynen, er war ein Engländer — ja, ja, er schien mir ganz und gar engländisch — ganz und gar. — Keinen Bissen mehr, Sir, durchaus keinen! Doch noch Ein Gläschen von Ihrem trefflichen Burgun-

der. Ja, ja, Ihr gereiseten Gutsbesitzer seid Weinkenner — ja, ja, excellente Weinkenner, Sir Daubigny. — Mögt' Ihnen rathen, Sir, den armen Mann so schnell als Wohlanständigkeit es irgend gestattet, begraben zu lassen — mögte sagen übermorgen — ja, ja; eine Leiche ist überall eine Unbequemlichkeit, — überall; besonders aber in einem Hause wo Damen sind —" — und der würdige Herr Jefferson, der kaum die Kammer des Todes verlassen hatte, warf einen lüsternen Schielblick auf seinen Wirth, und wiederholte schmunzelnd: „ja, ja, besonders unangenehm wo Damen sind — Sir Daubigny."

So endete die Todtenschau: der Fremde ward anständig begraben, Pferd und Ring wurden verkauft, der Grafschaft, zu großem Erstaunen der Vorsteher desselben, von dem uneigennützigem Squire unverkürzt überlassen, und des ganzen Vorfalles dann weiter nicht gedacht.

Eine Woche war seit dem Leichenbegängnisse des Fremden verstrichen, als eines Morgens Frau Susanne einen Zuspruch von einer Nachbarin erhielt, die wegen eines Hausgeräthes in Verlegenheit war. „Und wie geht's Euch denn, Mutter Suse? Na, und Eurem armen Joseph?" fragte Mutter Rebecka, und hing mit aller Geschwätzigkeit einer Dorfmatrone sogleich auch die Frage an: „und was sagt Ihr zu der trübseligen Begebenheit drüben? Ach, der arme Herr," fuhr Rebecka sich selbst beantwortend fort — „hat sich's wohl nicht träumen lassen noch in der nämlichen Nacht das Zeitliche segnen zu müssen. Ja, ja! so geht's! Heute roth, morgen todt!"

„Was? wo? wo drüben, Rebecka?" fragte Susanne.

„Nun, im Herrnhause zu Daubigny," war die Antwort — „Gottes Finger ist in der Geschichte zu erkennen, und ganz deutlich! Kommt Euch Abends wohlbehalten ein Mann anzureiten, der seinen Namen nicht nennen will, wird freundlich aufgenommen, ißt und trinkt und ist lustig und guter Dinge mit dem Squire, und wird andern Morgens mausetodt im Bette gefunden — Gottes Finger, sag' ich!"

„Todt? im Bette todt?" kreischte Susanne, der die Lippen erbleichten — „O Du mein Heiland! und ich warnt' ihn — er aber verwies mir's, und nun ist doch die Prophezeiung erfüllt — und er ist ein erschlagener Mann — der arme, unglückliche Sir Howard!" Und Mutter Susanne stöhnte, so daß sie nicht weiter reden konnte, und rang die Hände und weinte bitterlich.

„Wie, Frau Suse? Was schwatzt Ihr von einem Sir Howard? Alle Welt hat den Verstorbenen gesehen, aber kein Mensch hat ihn erkannt, selbst der Todtenbeschauer nicht —"

„Still, Rebecka," fiel Susanne mit Ungeduld und Angst ein — „still, sag' ich; Einer kannte ganz gewiß den Fremden, und dieser Eine ist der Squire — und kein Mensch besudelt seine Hand mit Blut um nichts und wieder nichts — und ein Mord ist hier geschehen — o allgerechter Gott — ein Mord, sag' ich, Rebecka!"

„Suse, Suse, für solche schwere Anklage sollte man Euch aufknüpfen, denn wißt Ihr wohl was es heißt einen Edelmann und Gutsherrn und — —"

Aber Susanne hörte nicht mehr auf die Nachbarin, sondern wünschte dieser mit mehr Hast als Höflich-

keit einen guten Morgen, griff nach Käppchen und Mäntelchen, und rannte zum Hüttenzimmer hinaus. Mit dem Knaben Joſeph, den ſie im Vorgärtchen fand und mit ſich fortriß, an der Hand, erreichte ſie bald den Grabenſteg und dann die Heerſtraße, die nach *** führte. In fieberiſcher Eile ſchritt ſie fürbaß: „Gott helf' Dir, mein armes Kind!“ waren die erſten Worte, die ſie lautwerden ließ: „Armer Joſeph! Du haſt einen lieben Freund verloren. Preis ſei dem Höchſten, daß es eine beſſere Welt giebt, Joſeph!“

„Was beſſere Welt?“ ſagte der Blödſinnige: „Sind wir hier nicht in luſtiger Welt? Haben wir nicht ſonnigen Himmel, und Vögel auf den Bäumen, und grünes Gras auf den Wieſen, und Blumen in unſerem Garten?“ Und ehe Mutter Suſanne den Knaben eines Höheren zu belehren vermegte, war dieſer ſchon voraus, einem Schmetterlinge nachgeſprungen, der über die Heckenblüthen flatterte. Das bunte Flügelthierchen entrann ſeinem geiſteskranken Verfolger; dieſer kehrte zu der raſtlos weiter wandernden Mutter zurück.

„Mein Knabe, mein Joſeph,“ fing Suſanne an, indem ſie ein Weilchen ſtillſtand, um Athem zu ſchöpfen, „erinnerſt Du Dich des fremden Herrn, der kürzlich bei uns war? Beſinne Dich, Joſeph.“

„Der? der mit uns frühſtückte, und mir den Kopf ſtreichelte?“

„Derſelbe, Joſeph, derſelbe! der liebe, gute, mildherzige Herr —“

„Den kenn' ich, den kenn' ich!“ rief der Blödſinnige lebhaft.

„Nun denn, Joſeph — er iſt todt.“

Der Knabe ſtarrte die Mutter an. Der Begriff „Tod“ hatte für ihn etwas Unklares und Schwankendes, aber er ſah die Mutter weinen, und weinte mit, indem er ſie umklammerte und endlich von ihr verſtand, daß der liebe, fremde Herr nimmer wiederkommen würde.

„Höre mich an, Joſeph,“ ſagte Suſanne plötzlich, indem ſie des Knaben Hand in der ihrigen hielt, und ihm veſt in's irrblickende Auge ſchaute: „Höre mich an, mein Joſeph! Weißt Du noch? Als der fremde Mann von uns fortgeritten war, ſchlichſt Du desſelben Abends wieder von mir weg — weißt Du noch, Joſeph — und ich ſuchte Dich und fand Dich im Fliederbuſche, nahe bei'm Schloſſe Daubigny — weißt Du noch?“

„Ja, und ſchalteſt mich,“ verſetzte der Knabe, und wollte ſcheu ſeine veſtgehaltene Hand zurückziehen.

„Nicht doch, mein Joſeph; ich meynt' es nicht böſe,“ ſagte Suſanne, die es gern vermeiden wollte, des Knaben Erinnerungkraft, die für den Augenblick recht regſam zu ſeyn ſchien, durch Furcht einzuſchüchtern: „Sag' mir, mein Joſeph, was ſahſt Du, als Du im Buſche ſteckteſt?

Der Blödſinnige antwortete blos mit dem Lachen der Selbſtgefälligkeit eines Geiſteszerrütteten.

„Kam der Fremde denn heraus und ſprach mit Dir?“ fragte die Mutter lallend, indem ihre Finger im wirren Haare des Knaben wühlten.

„Heraus? Er?“ ſagte der Blödſinnige in verwerfendem Tone — „Was wollt' Er! Ich war allein draußen und hatte nichts zu beißen noch zu brocken; er aber ſchmauſete — mich fror im kalten Mondlicht; er aber war luſtig zwiſchen den hellen Lampen, die durch

die hohen Fenster schienen. Sie waren lange auf im Schlosse, Mutter.“

„Sahst Du ihn denn, mein Knabe?“ fragte Susanne mit einem Beben in der Stimme, daß selbst der hirnzerrüttete Joseph dadurch erschreckt ward, so daß dieser ein Weilchen innehielt, bevor er unter kicherndem Gelächter antwortete: „Ja, ja; ich sah sie Beide — den stolzen Squire und den lieben fremden Mann — und der Fremde war doch der Stattlichste, als er die blanken Steine in der Hand hielt — weißt Du wohl Mutter, die so blitzten und dann — dann kam eine Wolke vor den Mond,“ fuhr der Blödsinnige fort, dessen Gedankenreihe plötzlich wieder abbrach — „und ich haschte gern Glühwürmer, aber es waren keine da, Mutter, und ich schlich wieder in den Holunderbusch und schlief —“

„Und da kam ich und führte Dich nach Hause, Joseph; nicht wahr?“ fragte Susanne flüsternd und vorsichtig —

„Ja, als ich geträumt hatte,“ versetzte der Blödsinnige.

„Und was träumtest Du denn?“ fragte die Mutter noch leiseren Tones als zuvor.

„Ich sah wie nebenan der Fremde sich niederlegte — ganz allein — denn der Squire und die Lady saßen noch lange da, als er schon hinausgegangen war — lange saßen sie, Mutter, und tranken den rothen Wein, als ob's heller Tag gewesen wäre — und dann gingen sie auch — und dann standen sie miteinander am Fenster, an dem Fenster bei dem großen Baume, Mutter — und — Mutter, wir wollen weiter gehen.“

Erschöpft von einem so ungewöhnlich seltenen Zusammenhange seiner Gedanken versank Joseph wieder

in ſein alltägliches Schweigen und Hinſtarren, ſo daß die Mutter, wie viele Mühe ſie ſich auch gab, kein Wort mehr über einen Gegenſtand, der ihr ſo bang am Herzen lag, aus dem Knaben herausbringen konnte. Dennoch ſchwankte Suſanne nicht in ihrem Vorſatze, ſondern ſprang auf von dem Raſen, auf welchem ſie mit Joſeph geraſtet hatte, und wanderte, ihren Knaben an der Hand, rüſtig weiter. Die Sonne röthete den weſtlichen Himmel, als Frau Suſanne von der Landſtraße abbog und den ſchmalen Wieſenweg einſchlug, der zu der Reſidenſtadt *** führte, in welcher ſich die Wohnung des zugänglichen und eifrigen Oberrichters, Herrn Compton's, befand.

Viertes Kapitel.

Der Mord hat mehr denn Eine Zunge.

„Ihr würdet beſſer thun, morgen wiederzukommen, liebe Frau,“ meynte der Diener des Oberrichters; „der Herr hat Fremde bei ſich und iſt bei Tiſche —“

„Ich kann nicht — kann nicht,“ verſetzte die athemloſe Suſanne, indem ſie im Vorgemache, in welches ſie geführt worden war, auf einen Stuhl ſank — „muß gleich ſprechen — eine Mordgeſchichte —“

„Gott ſchütz' uns!“ rief der Diener: „Mord? und in unſerer Gegend — wie wärs möglich?“

„Was giebts, Paul?“ fragte Richter Compton, der mit einem Freunde durch eine Seitenthür hereintrat, „was will die junge Frau?“

Paul flüſterte ſeinem Herrn die Mittheilung Suſannens ins Ohr.

„Wie?“ fragte der Richter: „Wo? Wann? — Zu mir herein, gute Frau — Entſchuldigen Sie mich,

Brandon; nur auf fünf Minuten," ſagte er dann zu dem mit ihm Eingetretenen, der einige Schritte zurück ſtand.

„Laſſen Sie ſich durch mich nicht ſtören," antwortete der Angeredete; und das Blut wich aus Suſannens Wangen und Lippen, als ſie die Stimme Sir William Brandon's, des Gemahls der Miß Daubigny, der Schweſter eben des Mannes erkannt hatte, den des Mordes anzuklagen ſie hierhergekommen war. Indem der Baronet die Worte ſprach, verließ er hurtig das Zimmer, ſonſt würde er unfehlbar die ehemalige Dienerin derjenigen wieder erkannt haben, die in ſeinem Andenken als eine theure Schweſter lebte.

„Führe die Frau in meine Schreibſtube, und rufe mir ſogleich Herrn Jackſon; und daß uns dann Niemand ſtöre!" Mit dieſen Worten verſchwand Richter Compton.

„Wie ich höre," ſprach dieſer zu Suſannen, als er mit ihr und ſeinem Schreiber Jackſon ſich im verſchloſſenen Schreibzimmer befand — „wie ich höre wollt Ihr Klage wegen begangenen Mordes erheben, gute Frau. Dergleichen iſt eine gewichtige Sache, ſowohl Betreffs Eurer ſelbſt als der Perſon gegen die Ihr klagen mögtet. — Wer ſeyd Ihr?" — und Schreiber Jackſon hatte ſich an ſein Pult geſetzt, um Suſannens Ausſagen zu Protokoll zu nehmen.

„Suſanne Aſton, Sir!" war die Antwort.

„Aſton — Aſton? Der Name klingt mir ja bekannt! Was wiſſen Sie, Jackſon, von dem Namen Aſton?"

„Ein Wilddieb dieſes Namens ward vor einigen Jahren transportirt, Herr Oberrichter," verſetzte der Gefragte. „Er gehörte zu der Bande, durch welche der Förſter des Squire Daubigny erſchoſſen ward."

„Ganz recht, ganz recht!“ sagte Compton: „Seyd Ihr mit diesem Aston verwandt, junge Frau?“

„Ich bin sein unglückliches Weib,“ antwortete Susanna, indem ihr die Thränen in die Augen traten, weil sich ihr die Ueberzeugung aufdrängte, wie wenig in Erwägung des eben angeregten Umstandes ihre anzubringende Klage Eingang finden mögte. Bebend setzte sie hinzu: „Und dieser arme blödsinnige Knabe ist mein Sohn.“

Wie mildherzig Richter Compton auch war, blickte er doch düster, als er vernommen hatte, wie es das Weib eines verwiesenen Wildschützen war, die eine so verfängliche Klage vorbringen wollte; denn kein engländischer Landedelmann unterläßt es gern, mit unversöhnlicher Strenge auf das Verbrechen der Wilddieberei zu schauen.

„Vergessen Sie, Sir,“ fuhr Susanne ohne sich zu unterbrechen fort — „vergessen Sie alle gehässigen Nebenumstände, und hören Sie mich an; denn der, den anzuklagen ich mich erdreiste, ist kein unbedeutender Mann.“

„So, so?“ entgegnete Richter Compton: „Sprecht denn, gute Frau, aber bedenkt, daß wenn nicht lautere Wahrheit über Eure Lippen gèht, Ihr hier —“

„Wolle Gott mich in Todesnöthen verlassen, so ich auch nur in Gedanken die kleinste Lüge hege, Herr Oberrichter —“

„Zur Sache, Frau Susanne!“

Und Susanne begann mit Erzählung von dem frühzeitigen Tode der Lady Emmy Daubigny — wie diese an gebrochenem Herzen starb — wie ihr Gemahl sie durch eine Lüge zur ehelichen Verbindung gleichsam gezwungen — wie die Lady geheim den in die Fremde gezogenen Pfarrer Howard geliebt — wie der Squire

Seymour seinen Eidam verwünscht hatte — wie ihre verstorbene Herrin in Todesängsten nach dem Sir Howard schrie, und bei dieser Gelegenheit Squire Daubigny, wie er es bei früheren ähnlichen Zwistigkeiten gegen seine unschuldige Gattin schon zu mehrern Malen gethan, Tod und Verderben über den in's Weite gegangenen jungen Pfarrherrn herabfluchte.

„Wozu soll diese traurige Geschichterzählung führen?" fragte Richter Compton.

„Zu meiner Anklage, werther Sir," versetzte Susanne Aston; „und hat die Einleitung mich als nothwendig bedünkt —"

„Weiter, weiter!" sagte Compton mit ruhiger Richterwürde.

Susanne erwähnte nun des Umstandes, wie der Squire Daubigny mehrere Jahre im Auslande zubrachte, dann zurückkehrte, ein noch zügelloseres Leben führte, als er es kurze Zeit nach dem Absterben seiner Gemahlin geführt hatte; wie das Gerücht von ihm gegangen wäre, daß er sein großes Vermögen vergeudete, und sogar den Erbschmuck seiner verstorbenen Gattin verkaufte —

„Nun denn, gute Frau," fiel der Oberrichter mit einem Blicke banger Besorgniß ein, „Ihr wollt doch nicht etwa gar den Squire Daubigny — —"

„Lassen Sie mich zu Ende berichten, vielwerther Sir," fuhr Susanne fort, und erzählte nunmehr, wie Sir Emund Howard vor zehn Tagen in ihre Wohnung gekommen, wie sie ihn anfänglich gar nicht wiedererkannte, wie sie ihm dann von ihrer verstorbenen Herrin erzählen mußte, wie er lieb und freundlich gegen sie und ihren armen bejammernswerthen Joseph war und sie bei seinem

Wegreiten mit einer Börse voll Goldstücken beschenkte. Dabei zog Susanne das von Howard erhaltene Geld sammt dem Beutel hervor, und legte Beides als Beglaubigung in die Hände des Oberrichters, der — während Jackson ämsig schrieb — die Berichterstatterin mit der gespanntesten Aufmerksamkeit anhörte.

„Ach, werther Herr Oberrichter," rief Susanna händeringend, „und der brave Sir Howard hatte es mit seinem Wegreiten doch so hochherzig im Sinne, und doch mußte er es seyn, an dem die alte Bardenprophezeiung sich erfüllte, doch mußte er seinem entsetzlichen Tode in den Rachen reiten —"

„Großer Gott!" rief Richter Compton — „was wollt Ihr damit sagen, Frau Aston?"

„Daß er umgebracht ward," sprach Susanne weiter — „denn er hatte ja die Juweelen bei sich —"

„Welche Juweelen?" fragte der Oberrichter.

„Nun, den Erbschmuck, den denkwürdigen Erbschmuck meiner lieben Milchschwester, der Miß Emmy Seymour — den verkauften Schmuck, den Sir Howard sich aneignete, und den, als er nun von mir erfuhr, daß Lady Daubigny ein holdes Töchterchen hinterließ, er der rechtmäßigen Eignerin desselben wieder zuwenden wollte. Ach, Sir! ich warnte ihn wohl, nicht zu dem gottlosen Vater der schuldlosen Miß Barbara Daubigny zu reiten; aber er that es dennoch — und o! ich sah ihn nimmer wieder, und werd' ihn nimmer wieder sehen, den frommen, leidenden —"

„Gute Frau," sagte Herr Compton aufathmend, Euer Herr Howard wird vermuthlich niemals zu dem Squire Daubigny gekommen seyn —"

Susanne unterbrach haſtig: „Doch, doch, vielverehrter Sir; „mein Joſeph folgte ihm nach Schloß Daubigny — er hatte den lieben fremden Mann gern, und —“

„Was weißt Du davon, mein Junge?“ fragte der Richter, indem er den Knaben veſt anblickte. „Haſt Du den lieben fremden Mann zu Schloß Daubigny geſehen?“

Joſeph, der bisher ſcharf aufhorchend neben ſeiner Mutter geſtanden hatte, antwortete mit klarer Stimme: „Seh' ich nicht die Sonne um Mittage, und den Mond zu Nacht? War der fremde Mann mir nicht gut? und wenn mich dürſtet, gehe ich dann nicht an den Bach, um zu trinken?“

„Fahrt fort, liebe Frau,“ ſprach Richter Compton zu Susannen.

„Ich habe wenig mehr zu erzählen,“ verſetzte dieſe, „doch mögte ich von Ihnen, werther Sir, vernehmen, was für Habſeligkeiten man bei dem Fremden gefunden hat, der unlängſt auf dem Herrnhauſe zu Daubigny ſo plötzlich ſtarb —“

„Beſchreibt Ihr vielmehr, Frau Aſton,“ fiel der Richter ein, „die Kleider, welche Sir Howard trug, als er von Eurer Wohnung abritt.“

Susanne gehorchte. Als auch dieſer Umſtand zu Protokoll genommen war, fragte der Richter haſtig, nachdem er eine Weile in tiefen Gedanken verharrt hatte: „Ihr wißt wohl nicht, Frau Aſton, daß der Gemahl der Schweſter des Mannes, gegen deſſen Hausgenoſſen, wenn nicht gar gegen den ſelbſt, Ihr Klage erhebt, ſich eben jetzt unter meinem Dache befindet?“

„Ich weiß es recht wohl,“ verſetzte Suſanne freimüthig; „Sir William Brandon verließ vorhin dies Zimmer auf Ihre Bitte, Herr Oberrichter.“

„Ich bin ſehr geneigt zu hören,“ äußerte Herr Compton, „was der Baronet zu Eurem Verdachte ſagt, und inwiefern er Eure Aeußerung für wahr erkennen mögte.“

Und der Baronet ward herunterbeſchieden. Dieſer erkannte augenblicklich die Frau des Wildſchützen, äußerte, wie er ſie in geraumer Zeit nicht geſehen hätte, erkundigte ſich freundlich nach ihr und Joſeph, dem er wohlwollend die Hand reichte, indem er ſich deſſen als eines ganz kleinen Knaben erinnerte, und fragte dann erſt höflich ſeinen Wirth, warum er ihn habe zu ſich bitten laſſen?

Unter dem Vorwande, Frau Suſannen und deren Sohne eine Erfriſchung reichen zu laſſen, wußte der Oberrichter den ihn wohlverſtehenden Schreiber Jackſon zu vermögen, die Klägerin nebſt ihrem Knaben in ein anderes Zimmer zu führen, damit Sir William Brandon auf vorſichtige Weiſe von dem außerordentlichen Fall in Kenntniß geſetzt würde.

„Wie zweifelhaft Ihnen meine Mittheilung auch ſcheine, vielverehrter Sir,“ ſagte Suſanne mit Zuſammenraffung aller ihrer Kräfte, bevor ſie dem Schreiber folgte; „ſo weiß ich, und fühle ich dennoch, daß mein Argwohn gegründet iſt, und ſelbſt wenn Sie, Sir, bemüht ſeyn mögten, meine Anklage zunicht zu machen, weil ich das Weib eines armen Verwieſenen bin, ſo wird Gott mir doch beiſtehen, die Wahrheit an's Licht zu bringen, ſollte ich auch die ganze Grafſchaft von meinem Schreien nach Gerechtigkeit erſchallen laſſen.“

„Das iſt ein ſeltſames Weib," ſagte Herr Compton, als er mit dem Baronet allein war — „voll von Eifer und Entſchloſſenheit, wie man dergleichen bei Leuten ihres Standes ſelten antrifft. Ich wollte, daß ich die Frau nimmer geſehen hätte, noch ferner ſie hören müßte."

„Ein Geheimniß, wenn ich fragen darf?" fiel der Baronet ein. Sein Wirth antwortete nicht gleich; dann blickte er veſt auf den Baronet und ſagte: „Ein ſchlimmer Fall, wenn er ſich bewahrheitet — ein vorſätzlicher Mord — Sie ſehen mich mit Betroffenheit an, Freund Brandon? Es iſt wie ich ſage — ein Verbrechen, das ſeit geraumer Zeit in unſerer friedlichen Grafſchaft nicht ſtattfand. Doch iſt dies noch nicht das Schlimmſte bei der Sache. Der Angeklagte iſt ein Edelmann — ein Mann von Vermögen — uns Beiden wohl bekannt, ja ſogar verwandt mit Einem von uns —"

Der Baronet ſtutzte: „Iſt Suſanne Aſton denn ſeine Anklägerin?" fragte er.

„Sie iſt's."

„Und iſt ihre Klage wahrſcheinlich? iſt ſie beweiskräftig?"

„Die erſte dieſer Fragen," antwortete Compton, „beantworte ich mit „Ja", die letztere mit „Keineswegs". So bleibt das Nächſte, was ich zu thun habe, die Mühwaltung, zu unterſuchen, ob die Anklage ſich auf Bosheit oder auf Irrthum gründet; denn der Klägerin ihre vorgefaßten Meynungen geradezu wegreden zu wollen, erwies ſich mir als vergeblicher Verſuch."

„So thun Sie ihre Pflicht, Freund," fiel der Baronet ein, der an nichts Arges bisher gedacht hatte. „Wohl mag es Ihnen in einem Falle, der, wie Sie ſagen, ſo ganz beſonders iſt, um ſo peinlicher werden; doch Sie

sind für Ihre Amtsführung Ihrem Vaterlande verantwortlich, und keine Privatrücksicht darf Sie hindern — aber, Gott des Himmels!" rief er in plötzlich sich ändernden Tone, indem er nach einem Sessel griff — „wie wird mir? Mir ist als fiele eine Decke von meinen Augen — Compton! Compton! am Ende bin ich der entwürdigte Verwandte des Angeklagten — und meine Gattin — meine arme Honoria —"

„Fassen Sie sich, Brandon," sagte der Richter — „vielleicht ersinnen wir einen Mittelweg —"

„Keinen, Sir, keinen!" rief Brandon lebhaft. „Mag die schmähliche Klage sich nun auf Bosheit oder Mißverständniß gründen, immer muß Ringulf Daubigny sich von derselben reinigen, muß es um seiner selbst, um meinet-, um aller seiner Verwandten und Bekannten willen. Muß, sagte ich? Er wird es, hätt' ich sagen sollen. Zwar war er ein ausschweifender Mensch, ein eisenherziger Feind, ein tyrannischer Gatte und ein falscher Freund; doch solche Klage geht zu weit — in solchem Punkte muß Daubigny unschuldig seyn — und er ist's."

„Kein vernünftiger Mensch wird diese Ihre Ansicht bestreiten wollen, Sir Brandon," sagte Richter Compton; „d'rum dürfte es gerathen seyn, daß Sie selbst die Klägerin abhörten, vielleicht sind Sie auf der Stelle im Stande sie so zu widerlegen, daß — —"

„Ich will sie hören," sagte der Baronet, „doch nicht, um sie zu beschwichtigen. Wirft Susanne nur den leisesten Verdacht auf den Bruder meiner Gattin, so muß ich das ernsteste Verfahren des Gerichtshofes in Anspruch nehmen; denn ein Flecken bleibt, was er ist, auch wenn

ein Mantel, und wär's ein Königsmantel, ihn bedeckt; und die Schande behält die Oberhand, so lange derselbe nicht rein weggewaschen ward."

Der Baronet wollte das Zimmer verlassen, als ein Pochen an der Thür desselben das hurtige Eintreten des Schreibers Jackson meldete, der mit leichter Verbeugung gegen Brandon um Erlaubniß bat, und dann seinem Patron einige Worte in's Ohr flüterte.

„Seltsam, höchst seltsam!" rief Compton — „Führen Sie ihn herein, Jackson — Bleiben Sie doch, werther Baronet, ich bitte, Susanne mag späterhin Ihnen — —"

Schreiber Jackson führte in diesem Augenblick einen Mann von ausländischem Ansehen herein, auf dessen Gesichte man Züge tiefen Kummers wahrnahm.

„Vergeben Sie meine Zudringlichkeit," sprach er, „wenn ich vielleicht zu übelgewählter Stunde Ihr Amt in Anspruch nehme, Herr Oberrichter; aber meine Angelegenheit leidet keinen Aufschub." Da der Mann diese Worte keinesweges mit der Geläufigkeit eines Eingeborenen vernehmen ließ, winkte der Richter ihm zu, als wollte er ihn zu gemächlichem Weitersprechen ermuntern. Der Mann fuhr fort: „Ich komme aus dem Gasthofe zum schwarzen Löwen in M***, wo ich während der jüngstverflossenen zehn Tage mit Besorgniß die Rückkehr meines Herrn, des Particuliers Howard, erwartete, mit welchem ich vor etwa drei Monaten nach England kam. Mein Herr verließ M*** ohne Begleitung, da er jedoch seine Rückkehr nicht genau vorher bestimmt hatte, machte sein verlängertes Ausbleiben mir anfänglich keine Sorge weiter; allein denken Sie sich meinen Schrecken, als ich gestern einen mir Unbekannten das Pferd des Herrn

Howard reiten sah, und von eben jenem Reiter auf meine Anfrage vernahm, daß mein unglücklicher Herr nicht mehr am Leben sey." Dem Fremden standen bei diesen Worten Thränen in den Augen.

„Beruhigt Euch," sagte Herr Compton. „Seyd Ihr fest überzeugt, daß jenes Pferd —"

„Das meines Herrn war?" fiel der Fremde lebhaft ein: „Allerdings, Sir; mein Herr brachte es mit aus Andalusien; ich kann's beschwören."

„In dem Falle," sagte der Richter, „fürcht' ich allerdings, daß Ihr Euern Herrn verloren habt. Und was kann ich unter so trübseligen Umständen für Euch thun?"

„Viel, Sir," war die Antwort: „Herr Howard trug Juweelen von unermeßlichem Werthe und höchst ansehnliche Geldsummen in Papieren bei sich; und ich halte mich für die gehörige Verwendung dieser Reichthümer verantwortlich, indem ich mich seit längerer Zeit im Besitz einer gerichtlichen Abschrift des Testaments meines Herrn befinde."

„Und Ihr könnt erforderlichen Falles auch diese Umstände beeidigen?"

„Ganz gewiß, Herr Oberrichter. Ich war zugegen, als mein Herr vor seinem Wegreiten aus M*** sich mit den Juweelen und den Geldsummen versah."

„Sagte Euer Herr Euch, weshalb er so werthvolle Gegenstände mit sich nahm?"

„Unstreitig, Sir. Die Juweelen wollte er einem Freunde in der Nähe zustellen, für die Geldsumme sich in der Umgegend ankaufen."

„Nannte er den Namen jenes Freundes?"

„Nein, Sir."

„Könnt Ihr die von ihm mitgenommenen Juweelen beſchreiben?“

„Auf das Genaueſte,“ antwortete der Fremde: „Ein Käſtchen von altmodiſcher Form, aus Elfenbein gefertigt, darin zunächſt ein Halsſchmuck von vier größeren Edelſteinen, die mittelſt fünfmal ſieben kleineren, in Form eines Sternes eingeſetzten Diamanten, eine Kette bildeten; ſodann ein Haarſchmuck — —“

„Könnt Ihr auch das beſchwören?“ fragte Brandon haſtig, der bis jetzt geſchwiegen hatte.

„Ohne Weiteres, mein Herr,“ antwortete der Gefragte: „Ich hatte jenes Schmuckkäſtchen oft in Händen; und überdies pflegte mein Herr, aus irgend einer mir unbekannt gebliebenen Urſache, wohl ſtundenlang vor demſelben zu ſitzen, und es unter heftigen Gemüthsbewegungen zu betrachten.“

„Das iſt eine ſeltſame Geſchichte,“ ſagte der Richter; „doch will ich nicht glauben, daß Ihr uns Unwahres berichtet.“

Ehe der Fremde hierauf entgegnen konnte, fragte ihn der Baronet, ob er ſich nach den näheren Umſtänden von dem Abſterben ſeines Herrn erkundigt hätte.

„Man ſagte mir, der Eigner des mir wohlbekannten Pferdes ſey auf dem Gute eines Edelmannes geſtorben, der ſich Daubigny nennt und in hieſiger Gegend wohnt; daß mein Herr in beſter Geſundheit ſich ſchlafen legte, und andern Morgens todt im Bette gefunden ward. Da ich nun vernahm, daß das Beſitzthum Daubigny unter Ihre Gerichtsbarkeit gehört, ſo eilte ich —“

Der Baronet ſtand auf und ſchritt erſichtlich bewegt auf und ab, während Richter Compton dem Fremden

in die Rede fiel, indem er sagte: „Obwohl es wahr ist, daß ein Fremder, der in dieser Gegend reisete, bei dem Edelmanne, den Ihr nanntet, einsprach, übernachtete und anderen Morgens todt im Bette gefunden ward, kann jener Fremde doch schwerlich Euer Herr gewesen seyn, indem sich unter den Effekten, die um und an dem Todten befindlich waren, nur ein Ring von einigem Werthe —"

„Erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen, Sir!" sagte der Mann mit vieler Lebhaftigkeit: „Ich bin mit meinem unglücklichen Herrn eilf Jahre lang von Persien bis Andalusien die Welt durchstrichen, und habe in allen Ständen Schurken kennen gelernt; und die Juweelen meines Herrn sind kostbar genug, um die Habgier jedes Gauners verlocken zu können."

„O Gott! das ist zu viel!" rief der Baronet fast kreischend.

„Uebrigens," fuhr der Mann fort, „dürfte hier leicht zu verfahren seyn. Der Verstorbene ist noch nicht seit so lange begraben, daß die Leiche nicht wieder aus ihrer Gruft genommen werden könnte. Bestätigt sich dann mein Verdacht, so würden um so eher Schritte gethan werden können, Abhandengekommenes wieder herbeizuschaffen."

Folgenden Tages ward der Begrabene von dem Diener desselben, den unsere Leser bereits unter dem Namen Tomasi kennen, für die Person Edmund Howard's erkannt. Auch war dies nicht das einzige Resultat der Graböffnung; denn als Tomasi, ungeachtet des Widerwillens, den die Umstehenden dabei blicken ließen, sich dicht über die Leiche seines Herrn bückte, brach er plötzlich in ein so lautes Jammergeschrei aus, daß alle Anwesende dadurch erschüttert wurden. Dann schien er sich über irgend einen Umstand aussprechen zu

wollen; als er aber aufſchauend dem Blicke Daubigny's begegnete, der bei der Gruftöffnung durchaus hatte zugegen ſeyn wollen, hielt er an ſich, ſtarrte nochmals die Leiche an, wendete ſich dann mit ſchmerzlicher Geberde ab, und begehrte eine geheime Unterredung mit dem Oberrichter. Sie ward ihm; jedoch über das Verſchwinden der Juweelen und Geldſummen verbreitete ſich nicht das mindeſte Licht. Nach wenigen Tagen aber ſaß Ringulf Daubigny gefangen, um wegen abſichtlich begangenen Mordes zum Verhöre gezogen zu werden.

Fünftes Kapitel.

— — — „Böſes Thun wird kund,
Läg's auch verſteckt in Erdballs tiefſtem Schlund!"
(Shakſpeare's „Hamlet", überſ. v. Bärmann.)

Aus dem Hauſe Sir William Brandon's war mittlerweile alle Freudigkeit gewichen. Die unglückliche Schweſter des ſo ſchmählich angeklagten Daubigny war in einen Zuſtand des beklagenswertheſten Elends verſetzt worden. Honoria Brandon hatte nicht einmal den Troſt, ihren Kummer in den Buſen ihres Gatten auszuſchütten, denn ſie wußte nur allzuwohl, daß der Pfeil, an welchem ihr Herz blutete, auch ihn verletzt hatte; und wenn Honoria ihre ſchuldloſe Nichte, die zarte Barbara Daubigny unter Thränen in ihre Arme ſchloß, fühlte ſie um ſo bitterer die Grauſamkeit ihres Geſchicks.

Man hatte die Zeugen in der düſteren Geſchichte einzeln und in aller Stille abgehört, die Ausſagen derſelben ſorglich geheimgehalten, ſo daß die öffentliche Neugier auf den Ausgang dieſes Rechtsfalles ganz beſonders geſpannt war; indem ein Mord zeither in der Grafſchaft

zu den seltesten Ereignissen gehört hatte, und überdies die schwere Anklage sich gegen einen so ausgezeichneten Mann, als Sir Ringulf Daubigny, den Repräsentanten einer altadeligen Familie und den Besitzer bedeutender Grundstücke richtete.

Die Assisenstadt *** wimmelte von Herzugeströmten, denn der Tag des Verhörs war angebrochen; Richter und Anwalte hatten sich zu früher Morgenstunde versammelt, und der Lord Oberrichter war ein Mann von strenger Redlichkeit, angeborener Milde, unermüdlicher Geduld, und einer der erfahrensten und tiefblickendsten Rechtsgelehrten seiner Zeit.

Die Geschworenen hatten nach den ihnen mitgetheilten Zeugenaussagen Betreffs der Vorklage untereinander ernste Debatten gehabt, und endlich, jedoch nur unter der Ueberzahl von Einer Stimme den Angeklagten für anklagbar erkannt. Der Kronanwalt trug, da die Beweise sich als höchst unzulänglich gaben, darauf an, das Verhör bis zur nächsten Sitzung zu verschieben, um unterdessen vielleicht wichtigere Zeugenbelege beizubringen, allein der Anwalt des Beklagten, neben welchem der Baronet William Brandon seinen Sitz genommen hatte, wies diesen Antrag zurück, indem wenn, wie er hoffte, die Klage sich grundlos ergäbe, die Schmach derselben längst schon allzulange an seinem Clienten gehaftet hätte. Der Oberrichter befahl also, daß Ringulf Daubigny vor die Schranken geführt würde.

Die Erwartung der Menge, welche den Gerichtssaal füllte, steigerte sich jetzt bis zur Peinlichkeit, indem Neugier sich dergestalt mit Schauer mischte, daß sie fast einen ganz neuen Charakter annahm. Kein Flüstern, kaum ein

Athemzug ward gehört, als der Gefangene vortrat; sofort hafteten Aller Blicke an ihm, so daß das kühnste Herz davor hätte erschrecken mögen. Daubigny zuckte jedoch mit keiner Muskel; einen Augenblick lang röthete sich ein wenig seine hohe, bleiche Stirn, doch dieser Anflug verschwand alsbald. Nachdem der Vorgeführte sich beobachtungvoll gegen seine Richter verbeugt und mit einem flüchtigen Spottlächeln auf den Baronet geblickt hatte, schlug er die Arme unter einander, und stand keinesweges als ein Verbrecher, sondern in Miene und Geberde als ein Beleidigter und Gekränkter da. Er war in Trauer gekleidet, und hielt in der Hand ein feines weißes Taschentuch, mit welchem er zu Zeiten sich das Haar von der Stirn strich. Auf seinem Gesichte lag kein Zug, der nicht eine Studie hätte abgeben können; und obwohl in seine dunkeln Locken sich bereits ein wenig Grau mischte, schien dies doch mehr Folge von Bekümmerniß und längerem Aufenthalte unter fernen Himmelsstrichen, als Wirkung der Zeit zu seyn. Seine Lippen waren so wenig geöffnet, daß man es kaum bemerken konnte, doch hätte man ihn mehr in der Nähe beobachten können, so würde man wahrgenommen haben, wie schwere, seufzende Athemzüge sich durch jene Oeffnung Bahn machten. In überraschendem Widerspruche mit der Ruhe auf seinem Gesichte standen die Blicke, die er aus halbgeschlossenen, lauernden Augen umherschleichen ließ, um die Stimmung und Wünsche der versammelten Menge einzusaugen, so daß man, wenn man jene Blicke verfolgt hätte, wohl erkannt haben mögte, wie des Angeklagten Ruhe nur eine erkünstelte Aeußerlichkeit war. Kaum eine Minute verfloß in der man die eben angedeuteten Beobachtungen hätte anstellen können,

als dem Gefangenen von dem Gerichtshofe die herkömmliche Frage vorgelegt ward: „Schuldig oder nicht schuldig?“

Daubigny richtete sich zu seiner ganzen Länge in die Höhe, als verhöhnte er die unnütze Anfrage und antwortete: „Nicht schuldig!“ Und die Wirkung des vesten Tones, womit er diese Worte sprach, war so gewaltig, daß er fast in jedem Herzen sein Echo fand.

Der Klage-Anwalt erhob sich, um seine Rede an die Geschworenen zu halten. Nach den gewöhnlichen Eingangsformeln fuhr er fort: „Nimmer, meine Herren, ist mir in meiner vieljährigen Amtsführung ein so außerordentlicher und dunkler Fall, als der vorliegende, aufgestoßen. Ich bin nicht nur genöthigt den Gefangenen vor den Schranken als das Haupt einer unbescholtenen und hochachtbaren Familie, als den Erben ansehnlicher Besitzthümer und als einen Mann von Bedeutung und Auszeichnung anzuerkennen, sondern muß überdies einräumen, daß Beklagter hinlängliches Vermögen besitzt, um allem menschlichen Ermessen nach weit über ein so scheußliches Verbrechen, als das des Mordraubes ist, erhaben zu seyn. Dennoch ist es gewiß, daß der Verstorbene an eben dem Morgen des Tages, an welchem er die Wohnung des Gefangenen besuchte, an Bedeutendes an Juweelen und Geldpapieren bei sich führte, und daß nach seinem Abscheiden nichts von dem Allem, einen einzigen Fingerring ausgenommen, an ihm gefunden ward. Dagegen bin ich verpflichtet zu bemerken, daß von dem vermißten Eigenthume nicht die geringste Spur auf den Beklagten hinweiset. Der Anwalt des Gefangenen wird behaupten wollen, daß auf Seiten seines Clienten durchaus kein Motiv der Bosheit oder Rache als mögliche

Anreizung zu ſo ſchwarzem Verbrechen habe obwalten können, indem durch eidliche Zeugenausſage erhärtet ward, wie der Verſtorbene als völlig Fremder bei dem Beklagten eingeführt, auch von dieſem als ſolcher empfangen, und überdies nach ſeinem erfolgten Hinſcheiden von all' den Vielen, die ihn ſahen, durchaus nicht erkannt ward; allein ich bin zur Genüge bereit, das Fälſchliche ſolcher Behauptung darzuthun, indem die Zeugin Suſanne Aſton beſchworen hat, der unglückliche Verſtorbene habe ihr vertraut, wie er ganz eigentlich ſich zu dem Herrnhauſe von Daubigny begeben wolle, um ſich dem Eigner desſelben perſönlich kundzugeben. Dieſelbe Zeugin hat erhärtet, daß der Verſtorbene am Morgen ſeines Todestages eben diejenigen werthvollen Effekten bei ſich trug, deren Verſchwinden nicht erklärt werden kann. Dieſe und mehrere andere von beſagter Zeugin eidlich bekräftigte Ausſagen machen es nothwendig, ſowohl um der Gerechtigkeit willen gegen das Publikum, wie gegen den Beklagten, eine gerichtliche Unterſuchung deshalb vorzunehmen."

Als der gelehrte Anwalt hier ein wenig innehielt, ſchlich der verſtohlene Blick des Gefangenen abermals im Kreiſe umher, während ein leiſes Klemmen ſeiner Lippen die Verachtung anzudeuten ſchien, mit welcher er die Klage und die unhaltbaren Gründe, worauf man dieſelbe ſtützte, anzuſehen hätte.

„Der verſtorbene Edmund Howard, meine Herren Geſchworenen," nahm der Klage-Anwalt wieder das Wort, „war vor achtzehn Jahren Pfarrer auf dem Dorfe des Gutes Seymour in dieſer Grafſchaft; ein junger Mann von einnehmendem Aeußeren, feinen Sitten, und

unaufdringlicher Frömmigkeit. Er und der Beklagte befanden sich damals um einer Dame willen in einer Nebenbuhlerschaft unter sehr verschiedenen Beziehungen. Letzterer war wohlhabend und einflußreich; Ersterer mittellos und ungekannt. Die Dame — ebenfalls schon verstorben — ward die Gemahlin des Beklagten. Man kann nicht geradezu behaupten, daß sie es durch Zwang ward, doch ist, wie ich fürchte, Grund zu der Behauptung vorhanden, daß sie durch absichtliche Entstellung der Wahrheit zu dieser Verbindung hingeleitet worden sey. Zur Zeit ihrer Verlobung mit dem Beklagten gelangte der unglücklichere Bewerber um ihre Hand auf unvorhergesehenem Erbschaftwege zu einem höchst bedeutenden Vermögen, und verließ, unfähig den Anblick Derjenigen zu ertragen, die er geliebt und verloren hatte, sofort die Gegend, ohne eine Spur zu hinterlassen, wohin er sich begeben haben mögte.

„Ich muß jetzt, meine Herren Geschworenen, Ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Umstand richten, daß bei dem damaligen letzten Zusammentreffen der beiden Nebenbuhler, der Beklagte, wie solches durch beschworene Zeugenaussage bestätigt worden ist, unvorsichtig genug war, schwere Drohungen von einstiger, tödtlicher Rache auszustoßen; Drohungen, die freilich durch die plötzliche Abreise des nunmehr verstorbenen Edmund Howard dem Anscheine nach nichtig blieben, da überdies eine hinlängliche Reihe von Jahren verstrich, daß dieselben wohl hätten mögen vergessen werden.

„Des Ferneren muß ich auf die Thatsache hindeuten, daß Beklagter, bald nach dem Ableben seiner Gemahlin ebenfalls das Land verließ, ohne Ziel und Zweck seiner

Reiſe anzugeben, daß er viele Jahre fern blieb, und daß er — ein Umſtand, der nicht außer Acht zu laſſen iſt, weil er einen Hauptſtützpunkt der Klage abgiebt — ſich geraume Zeit in Welſchland aufhielt.

„Der verſtorbene Edmund Howard kehrte, nach Ausſage ſeines Dieners, welcher ihn länger als zwölf Jahre auf weiten Reiſen in Europa begleitete, erſt vor etwa dreien Monaten in ſein Vaterland zurück, ordnete einige dringende Geſchäftsangelegenheiten in der Hauptſtadt desſelben, und begab ſich in das Städchen M***, wo er Abends am 16. Mai dieſes Jahres eintraf; jedoch, ungeachtet der Ermüdung von ſeiner ſchnellen Reiſe, mit dem Frühroth des nächſten Tages daſſelbe zu Pferde und unbegleitet wieder verließ, nachdem er ſeinem Diener die Weiſung gegeben hatte, daß die genaue Friſt ſeiner Wiederkehr ungewiß wäre. Ich werde im Stande ſeyn darzuthun, daß der Verſtorbene bei ſeiner Ankunft in M*** mit dem Wirthe zum ſchwarzen Löwen eine Unterredung hatte, welche deutlich erwies, daß Edmund Howard die Umgegend des Städtchens genau kannte, daß er ſich nach mehreren von ihm ſelbſt namhaft angegebenen Familien erkundigte, und daß er den Antworten des Wirthes nicht eher beſondere Aufmerkſamkeit widmete, als bis dieſer ihm Mittheilungen über die Familien Seymour und Daubigny machte, über welche er dann in ſo heftige Gemüthsbewegung gerieth, daß er den Wirth aus ſeiner Nähe verwies.

„Eidlich erhärtete Zeugenſchaft legte ferner den Umſtand dar, daß der Verſtorbene, ehe er am 17. des Morgens den Gaſthof in M*** verließ, ein Käſtchen mit reichem Juweelenſchmuck und eine Briefta[illegible] mit

einer namhaften Summe in Papieren zu sich steckte, die, wie eine dem Gerichtshofe vorliegende beeidigte Liste besagt, eben diejenigen Effekten ausmachten, deren Verschwinden bis jetzt nicht hat erklärt werden können.

„Von M*** begab der unglückliche Verstorbene sich nach der Wohnung der Zeugin Susanne Aston, wo er Morgens gegen sechs Uhr desselben Tages eintraf, bis Mittag blieb, noch im Besitze seiner Effekten, mindestens des Juwelenkästchens war, das er geöffnet der Zeugin Susanne zur Ansicht überließ, und dann unter der deutlichen Aeußerung, Haus und Person des Beklagten — wiewohl auf einem Umwege durch Seymour's Park — aufzusuchen, seines Weges ritt.

„Bestätigt ist endlich durch eidliche Zeugenerhärtung, daß der Verstorbene am Abend des 17. sich dem Beklagten gegenüberstellte, in dessen Wohnung die Nacht zubrachte, und am anderen Morgen todt in dem ihm angewiesenen Gastbette gefunden ward.

„Nachdem ich auf solche Weise dargethan habe, daß der Verstorbene kein Anderer als Edmund Howard war, auch zur Zeit seines Absterbens sich noch im Besitze der höchst werthvollen, abhandengekommenen Effekten befand, schreite ich zu dem außerordentlicheren Theile dieses Rechtsfalles, und werde klar und deutlich beweisen, daß der Verstorbene durch Gift umgebracht ward; obwohl der königliche Todtenbeschauer, der die Leiche besichtigte, keine Spur eines solchen zerstörenden Mittels an derselben hat wahrnehmen können. Das Gift aber, von welchem hier Rede zu führen ist, und woran der unglückliche Edmund Howard den Geist aufgeben mußte, war von nicht alltäglicher, sondern von höchst subtiler, und Gottlob in die-

sem Lande unbekannter Natur; doch ist dieselbe durch ein erfahrenes Auge entdeckt und in aller ihrer Zerstörungswirkung an der aus der Gruft genommenen Leiche erkannt worden.

„Allein diese Entdeckung und Wahrnehmung sind keineswegs von der Beschaffenheit, die natürlich sich aufdringende Frage zu beantworten: „Von wem ward das Gift gereicht?“ Vom Selbstmorde? Durchaus nicht, denn es ward kein Gefäß irgend einer Art, worin der Todestrank hätte gewesen seyn können, bei oder an dem Verstorbenen aufgefunden. Auch würde dieser schwerlich an solchem Orte, zu solcher Stunde, und unter solchen Umständen, als die, auf welche wir hier hinzuweisen hatten, das scheußliche Verbrechen der Selbsttödtung haben verüben mögen. Wer also reichte dem Verstorbenen das Gift?

„Bei dem Hinscheiden Edmund Howard's bestand die Hausgenossenschaft des Beklagten aus diesem selbst, aus dessen Gesellschafterin und sieben Hausleuten. Mögen immerhin über die zweite dieser ebengenannten Personen ärgerliche Gerüchte im Umlaufe seyn, so folgt daraus noch nicht, daß jene Gesellschafterin in dem Verdachte stehen müsse, als sey sie Theilnehmerin an einem Mordraube. Der Einfluß des Gefangenen auf das Gemüth eines Frauenzimmers, in einer Stellung wie die der Gesellschafterin des Beklagten, muß allerdings groß seyn können; doch muß erst erwiesen seyn, daß Beklagter allweg bemüht war, solchen Einfluß zu solcher Unthat geltend zu machen.

„Ferneres Zeugenverhör hat ergeben, daß die Hausdiener in einem Flügel des Hauses schliefen, der

von den Zimmern des Beklagten, so wie von dem des Verstorbenen gänzlich abgesondert ist, während die Gemächer, welche die Mitte des Gebäudes einnehmen, gemeiniglich zu Gastzimmern gebraucht worden sind. Nun hatte man aber, gegen alles Herkommen im Herrnhause von Daubigny, dem Verstorbenen kein Zimmer im Mittelgebäude, sondern ein ganz anderes, dicht an dem in italienischem Geschmacke aufgeputzten Gemache der Gesellschafterin belegenes Zimmer angewiesen; und dies bleibt eine höchst auffallende Thatsache. Das Haus war ledig aller Gäste, warum ward bei dem einen Gaste, der sich zeigte, von der gewöhnlichen Hausordnung abgewichen?

„Endlich, meine Herren Geschworenen, ist, wie ich durch Zeugenaussage darthun werde, durch einen außerordentlichen Zufall, dessen Beschaffenheit ich zu erklären habe, das Herrnhaus von außen bis gegen Tagesanbruch beobachtet worden."

Hier klemmte Daubigny seine Lippen zusammen, und strich, ohne zu wissen daß er es that, das Haar von seiner Stirn zurück, faßte sich jedoch sogleich wieder, und versetzte sich in seine vorherige Stellung ruhiger und unterwürfiger Aufmerksamkeit.

„Joseph Aston, der blödsinnige Sohn der Zeugin Susanne, ist im Verlaufe der vorigen Woche scharf befragt worden; man hat Peinmittel angewendet, um ihn in seinen Angaben zu verwirren und irrzuleiten, doch sind dieselben durchaus unwirksam, und der Knabe ist bei seinen anfänglichen Aussagen geblieben. In dem Fliederbusch, von welchem aus er auf dieser seiner nächtlichen Streiferei das Herrnhaus beobachtete, zu mehreren

Malen zurückgeführt, hat er jedesmal gleichlautend bekräftigt, daß er den Gefangenen und dessen Gast in hellerleuchtetem Zimmer unter lebhaften Geberden am Fenster sah, woraus allerdings zu entnehmen ist, daß Beide aufhörten einander fremd zu seyn — daß, nachdem der Verstorbene sich zurückgezogen hatte, der Beklagte und dessen Gesellschafterin noch lange Zeit wach blieben — daß, als sie endlich das Speisezimmer verließen, nur Ein Licht im Hause brennend blieb, und zwar in dem sogenannten italienischen Zimmer — daß nach ziemlich langer Zeit dies Licht verschwand und in dem anstoßenden Gemache des Gefangenen sichtbar ward, wo zwei Schatten am Fenster vorüber wallten — daß bald darauf dieses Gemach sich für ein Weilchen verdunkelte, dann das Licht und mit demselben die beiden Schatten wiederkehrten — daß endlich in diesem Zimmer des Beklagten sich zweimal ein hoher, breiter Schatten zwischen Licht und Fenster warf, wie „wenn" — nach des Knaben eigenen Worten — „eine Thür aufgegangen wäre" und das Licht verdunkelt hätte.

„So weit des Knaben Aussagen. Ob nun die beiden Personen, welche den Schatten warfen, in das Zimmer des Verstorbenen gingen, kann jedoch aus diesen Angaben nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden; auch wird des Knaben letzte Angabe, betreffs des Thürschattens, gänzlich unbegreiflich, indem das Gemach des Beklagten durchaus nichts von Gegenständen, viel weniger Seitenthüren enthält, die auch nur einigermaßen solchen Schatten hätten werfen können.

„Ich schließe meine Klagepunkte, meine Herren, mit zwei Bemerkungen: Die erste ist, daß seit der Verhaftung des Gefangenen die Gesellschafterin desselben nicht hat aufgefunden werden können; die zweite, daß in dem Hause des Beklagten vorgestern ein fremdartig geformter, kleiner gläserner Stöpsel gefunden ward, den Sachverständige für den von einem Fläschchen erklären, wie wohl

die zu seyn pflegen, in denen Chemiker flüssige Substanzen aufbewahren, die durch den Zudrang der äußeren Luft ihre Kraft verlieren. Wem jedoch dieser Stöpsel gehört, oder wozu er gebraucht ward, ließ sich bis jetzt nicht rechtskräftig ermitteln."

Als der gelehrte Anwalt seinen Sitz wieder einnahm, war Daubigny für einen Augenblick so heftig erschüttert, daß er es kaum zu verbergen vermogte. Der kalte Schweiß lag ihm auf der Stirn, und seine Lippen bebten; dennoch gab die ihm eigene Selbstbezwingung ihm bald das ruhige Aeußere wieder, womit er die Anklage des Kron-Anwaltes hingenommen hatte.

Die Abhörung der Zeugen fand Statt. Zuerst wiederholte der Wirth zum schwarzen Löwen das, was der Leser aus dem ersten Kapitel dieses zweiten Buches unserer Erzählung weiß. Der Anwalt des Beklagten fragte hierauf den Diener Tomasi: "Woher könnt Ihr überzeugt seyn, daß der Verstorbene durch Gift, und zwar durch ein besonderes Gift umkam?"

"Weil ich von früher her die Wirkung dieses scheußlichen Giftes kenne!"

"Seyd Ihr ein geborener Italiener?"

"Ich bin's."

"Waret Ihr lange Zeit in Herrn Howard's Diensten?"

"Fast dreizehn Jahre."

"Kannte Euer Herr ebenfalls die Wirkung jenes Giftes?"

"Niemals, so viel ich weiß."

"Mich dünkt, Ihr sagtet, die Wirkung wäre Euch daher bekannt, daß Ihr selbst in Eurer Heimath solches Gift bereitetet — wie lange Zeit bedarf es, um zu tödten?"

"Ich sagte blos, daß ich die Wirkung, nicht aber des Giftes Beschaffenheit kennen lernte. Ich sah einen Menschen, der an jenem Gifte gestorben war, und man lehrte mich blos, die Spuren der Vergiftung erkennen."

"Führte Euer Herr Gift von irgend einer Art mit sich herum?"

"Ich bin vest überzeugt, daß er das niemals that."

Die Hausleute des Beklagten wurden vorgenommen; jedoch ihre Aussagen reichten nicht weiter, als von der Ankunft des Verstorbenen und von dem Vorfinden der Leiche desselben zu berichten.

„Ihr seyd, wie ich glaube," fuhr des Beklagten Wortführer zu Susannen fort, „die Frau eines unter Transportation befindlichen Wilddiebes, Namens Aston?"

„Die bin ich, Sir."

„Und Eure Mutter war die Hexe auf dem Gute Seymour — eine Wahrsagerin oder Prophetin? Könnt Ihr uns nicht das Reimlein hersagen, in Folge dessen Ihr Euch wegen Herrn Howard's Wegreiten von Eurer Hütte so beängstigt fühltet?"

In feierlichem Tone recitirte Susanne:

„Schloß Seymour strahlt von Tugendsonnen,
Beschämt muß heim ein König geh'n;
Wird zagend Herz durch Trug gewonnen,
Muß eine blut'ge That geschehn."

Statt des Spottlächelns, das der Anwalt erwartet hatte, erzeugte das Hersagen dieser Verse einen allgemeinen Schauder; und um diesen ihm unwillkommenen Eindruck wenn möglich schnell zunichtzumachen, fragte der Defensor hastig: „Euer Joseph ist blödsinnig, meyn' ich?"

„Er ist's."

„Machte es Euch viele Mühe, Frau Aston, ihm seine Angaben einzulernen?"

„Er hatte keinen Lehrer außer Gott und seiner Unschuld."

„Beobachtete Joseph Tag nach Tag das Herrnhaus von Daubigny?"

„Nein."

„Wie lange noch steht Euer Mann unter Transportation?"

„Noch sechs Jahre," antwortete Susanne, indem sie in Thränen ausbrach.

„Auffallend bleibt es, daß Herr Howard bei seiner Rückkehr in die Heimath nach so vieljährigen Reisen Euch zuerst besuchte. Wie hängt das zusammen?"

„Ich war die Milchschwester und treue, vertraute Dienerin der dem Herrn Howard über Alles theuer gewesenen Miß Emmy Seymour, die als Lady Daubigny verstarb.“

„Und weshalb zeigte der Verstorbene Euch das Kästchen mit den Juweelen?“

„Weil diese mir wohlbekannten Juweelen ein köstlicher Erbschmuck der Töchter des Hauses Seymour waren, weil Herr Howard diesen verkauften Schmuck durch einen glücklichen Zufall käuflich an sich brachte, und ihn der rechtmäßigen Erbin desselben, der Miß Barbara Daubigny, zurückerstattet wissen wollte.“

„Ihr haltet es für gänzlich unmöglich, daß Herr Howard auf seiner Irrstreiferei zwischen Eurer Wohnung und dem Herrnhause von Daubigny habe beraubt werden können; nicht wahr?“

„Ich halte es nicht für unmöglich, doch für unwahrscheinlich.“

„So meynt Ihr nicht, Frau Aston, daß ein wohlgekleideter Fremder eine willkommene Beute für etliche umherstreifende Wilddiebe hätte abgeben mögen?“

„Mögen auf anderen Landgütern dergleichen Diebereien vorgegangen seyn; auf dem Gute Seymour hat man seit Menschengedenken nichts von dergleichen gehört.“

Wir übergehen, um den Leser nicht absichtlich zu ermüden, die weiteren Förmlichkeiten des Gerichtshofes und heben, zum Beweise, wie Böswichte oft im Stande sind durch empörende Verunstaltung der Wahrheit die offenkundigsten Thatsachen zu verdrehen und zu entstellen, Folgendes aus der Vertheidigungrede Ringulf Daubigny's heraus:

„Meine Herren Richter und Geschworene,“ sprach der Angeklagte: „Ich bin des Mordes angeklagt, und von wem? Von einem welschländischen Abenteurer, von dem Weibe eines überführten Wilddiebes und von einem blödsinnigen Knaben! Ich bin des Mordes angeklagt, und weshalb? Weil ein Reisender Abends in mein

Haus kommt und meine Gastfreundschaft in Anspruch nimmt — weil ich, als Herr dieses Hauses, jenem Fremden das erste beßte meiner Zimmer einräume — weil dieser Fremde auf geheimnißvolle und unerklärliche Weise plötzlich stirbt! — Meine Herren, reißt ein Mörder einer neugierigen und forschenden Menge die Thüren seiner Wohnung auf, um die Leiche, die durch ihn zur Leiche ward, in eben dem Bette und in eben der Stellung, worin sie es ward, öffentlich zur Schau zu stellen? wird ein Mörder der Gruftöffnung des von ihm Getödteten beiwohnen? wird ein Mörder solchen Anblick scheuen oder nicht? Und angenommen, der Begrabene starb an Gift, muß ich es denn gewesen seyn, der es ihm reichte? Ich hielt mich eine Zeitlang in Italien auf, das man für das Vaterland jenes Giftes erkannt wissen will; war denn der Verstorbene etwa nicht gleich mir lange Zeit außer Landes? war er nicht vielleicht längere Zeit als ich in Welschland? Einer der Zeugen, die Susanne Aston nämlich, hat ausgesagt, daß der Verstorbene sich ihr, betreffs des Todes der Lady Daubigny in höchst betrübter Gemüthsstimmung gezeigt habe; was ist also wahrscheinlicher, als daß er selbst in einer Anwandlung von verzweiflungvoller Schwermuth sich den Tod gab? Zwei Zeugen bekräftigten, der Verstorbene habe zur Zeit seines Todes höchst werthvolle Effekten bei sich geführt. Wo ist denn, mögte ich fragen, dieser Reichthum, von welchem keine Spur aufgefunden werden kann? Soll ich eben so zum Diebe als zum Mörder herabgewürdigt werden? Beliebe es Ihnen zu erwägen, meine Herren, daß obwohl das Auge der Bosheit mich, mein Gehen und Kommen und meine Hausgenossen belauscht, man doch nicht die geringste Spur von des Verstorbenen vorgeblichen Effekten an mir oder bei mir hat finden können, und daß das Gerücht, wie schmählich es auch mit mir und meinem Namen umging, doch nimmer hat behaupten mögen, man hätte Gift irgend einer Art bei mir wahrgenommen! Und welche Bedeutung

kann auf ein Stöpselchen gelegt werden, das ich nie sah, als eben hier, und das in einem Hause gefunden worden seyn soll, wo kürzlich Hunderte ungehindert aus- und eingegangen sind? Der Verstorbene brachte fast den ganzen Tag, bevor er am Abend desselben zu mir kam, in der Waldumgegend zu — war in jener Gegend sein vorgebliches Besitzthum etwa nicht in größerer Gefahr als unter meinem wirthlichen Dache? — Alle gegen mich vorgebrachte Klagen sind durchaus von höchst schwankender, nichtsbeweisender Natur — bis auf Eine, nämlich die Klage des plötzlichen Verschwindens meiner Haushälterin, womit man die Ausgeburt eines blödsinnigen Gehirns, die Angabe von verdächtiger Lichterbewegung in meinem Hause, unterstützen will. Wenn ich auch Gründe hatte ein schwachnerviges Frauenzimmer wenn möglich vor Einschüchterung und Peinfragen Derer zu bewahren, die entschlossen zu seyn scheinen, meinen gänzlichen Untergang herbeizuführen, so erfordert doch mein Verlangen nach Gerechtigkeit, daß jene Dame, die übrigens keineswegs entwichen ist, sondern sich unter der Obhut meines Anwaltes befindet, mir gegenübergestellt werde. Von ihr, meine Herren, werden sie hören, daß der Fremde wünschte, sich zeitig zur Ruhe zu begeben, und daß er solches that — daß von dem Augenblicke an, in welchem er sich zurückzog, ich ihn nicht eher wieder sah, als bis mir mein Diener folgenden Tages früh den unerwarteten Todesfall angezeigt hatte.“ —

Nach beendigter Rede des Beklagten ward dessen Gesellschafterin vorgeführt. Biondina mußte jetzt ihrerseits Gegenstand der allgemeinen, gespanntesten Aufmerksamkeit werden. Wie Daubigny trug auch sie Trauerkleider, und ihr langer schwarzer Schleier hob ihre feinen, schönen Gesichtszüge nur um so mehr hervor. Bleich und bebend hielt sie sich am Schrankengitter vest, bis die ihr vorzulegenden Fragen an sie gerichtet werden würden. Dann stieg hohe Röthe ihr in Wangen und Stirn, und eine Gluth von mit Scham gemischtem Schrecken brannte

in ihren großen, dunkeln Augen. Ihre Aussagen stimmten bis auf das letzte Wort mit denen des Beklagten vollkommen überein. —

Merkwürdig war es, daß der Lord Oberrichter während des Verhörs der Dame sich höchst ungeduldig wies, als erachtete er diese Vernehmung für völlig überflüssig. Allein das schien nur so. Er war ein tiefblickender Mann: Die Aussagen des Blödsinnigen, manche während der gerichtlichen Verhandlungen von ihm wahrgenommene Umstände, besonders aber die Hurtigkeit, mit welcher der Beklagte seine Vertheidigungrede gehalten hatte, hielten ihn während des Verhörs der Dame angelegentlich beschäftigt. Der Umstand, daß eben diese Dame, weil sie bei den bisherigen Gerichtsverhandlungen nicht zugegen gewesen war, durchaus nicht wissen konnte, wie viel oder wie wenig von den Bewegungen Daubigny's und ihrer selbst nachdem sie am Abende des Absterbens Howard's das Speisezimmer verlassen, zur Sprache gekommen war, bestimmte ihn, einen letzten Versuch zu machen, das Problem des zweimal von dem Knaben gesehenen, hohen und breiten Schatten zwischen Licht und Fenster im Zimmer des Beklagten aufzulösen. Da es in seinem Interesse lag, eher zu beschwichtigen, als zu beunruhigen, und so seinen Fragen an die Vorgeforderte einen Anstrich der Gleichgültigkeit zu geben, redete er die Gesellschafterin Daubigny's in einem Tone an, der mehr darauf hindeutete, als fragte er aus Förmlichkeit in seiner Amtsverwaltung, keineswegs aber aus Drang der Umstände.

„Ihr werther Name," sprach also der Lord Oberrichter, „ist wenn ich recht vernahm —?"

„Biondina Barelli."

„Also Italienerin von Geburt?"

„Venetianerin."

„Sie beaufsichtigen doch schon seit längerer Zeit die häuslichen Angelegenheiten des Gefangenen?"

„Seit mehreren Jahren."

„Sie und Herr Daubigny befanden sich, wie ich glaube verstanden zu haben, in des Letzteren Zimmer einige Stunden nachdem der Fremde sich zu Bette begeben hatte?“

„Wir befanden uns dort.“

„Ohne Licht, wie ich hörte?“

„Keineswegs. Es brannte jedoch nur Ein Licht.“

„Und wo hätte das gestanden, Signora?“

„Es stand mitten im Zimmer auf dem Tische.“

„Ward die Kabinet-, oder Schrank-, oder Alkoventhür, wie Sie sie nennen wollen, in jenem Zimmer einmal oder zweimal geöffnet?“

„Zweimal.“

„Die Thür befindet sich, meyn' ich, rechts vom Fenster?“

„Nein, links.“

„Sie öffneten sie selbst? oder sahen Sie blos, daß Herr Daubigny sie öffnete?“

„Ich selbst öffnete sie nie.“

„Ganz richtig; denn Sie hatten niemals den Schlüssel dazu?“

„Niemals!“

„Wer hatte denn den Schlüssel dazu?“

„Jederzeit Sir Daubigny.“

„Also ein geheimer Verschlag in dem Zimmer des Gefangenen!“ rief der Lord Oberrichter, indem er den Gerichtsdienern einen bedeutenden Wink gab, so daß etliche von diesen sich entfernten. Diese Worte und Winke wären zu dem entsetzlichen Momente, der seit Beantwortung seiner jüngsten Frage eingetreten war, durchaus nicht erforderlich gewesen, denn als Biondina Varelli, indem sie den Namen „Daubigny“ nannte, hinüber blickte, stand dieser als eine schauerliche Verkörperung da. Kalte Tropfen waren auf seine Stirn getreten, seine Augen wiesen sich wie verglas't, seine Lippen waren blau und bebten, die Hände hielt er gewaltsam geballt; sein ganzes Aeußeres war das eines Menschen, für den es auch nicht die kleinste Hoffnung mehr giebt — in seinen verzerrten Gesichtszügen las man nicht Scham, noch

Furcht, — sondern man sah darin das Bild plötzlich wie zu Stein gewordener überführter Schuld.

Kaum war der bange Blick der Venetianerin auf ihn gefallen, als diese mit einem entsetzlichen Gekreisch der Angst zu Boden sank. Sie erwachte nimmer wieder aus dieser Ohnmacht. Der Schreck, willenlos zur Verrätherin desjenigen geworden zu seyn, den unter allen Anwesenden sie am wenigsten hätte verrathen wollen, hatte sie auf der Stelle getödtet.

Es war unterdessen Mittag geworden; man wies den Geschworenen ihr verschlossenes Zimmer an, und schob die Gerichtssitzung so lange hinaus, bis die entsendeten Diener zurückgekehrt seyn würden. Die Durchsuchung des Zimmers hatte die Entdeckung und Sprengung eines die ganze Höhe des Gemaches Daubigny's einnehmenden Wandschrankes zur Folge gehabt, dessen Fugen mit bloßen Augen kaum hatten wahrgenommen werden können. Wie der Leser sich nunmehr leicht wird vorstellen, hatten die Abgeordneten die bisher vermißt gewesenen Effekten des verstorbenen Edmund Howard in diesem Wandschranke gefunden, und legten nun dem Gerichte das bekannte, vielbedeutende Elfenbeinkästchen mit dem Erbschmuck, ein enggeschriebenes Reisetagebuch, eine Brieftasche mit einer großen Summe in Geldpapieren und dem gerichtlich verfaßten Testamente des Verstorbenen — zusammt einem offenen Fläschchen vor, auf welches nicht nur der gefundene Stöpsel ganz genau und schraubenähnlich paßte, sondern in welchem sich auch bei nachher angestellter Untersuchung geringe Ueberbleibsel von Gifte befanden.

Niedergedonnert durch diese laut und unwiderruflich gegen ihn zeugenden Beweise, sank Ringulf Daubigny vor seiner Ueberführung zusammen. — Ohne das Stöpselchen und ohne die Querfrage des Lord Oberrichters hätte, ungeachtet aller zusammentreffenden Zeugenaussagen, dennoch er vielleicht seiner bösen Sache einen von ihm, wenn auch nicht von der Gerechtigkeit und Wahrheit, gewünschten Ausgang zu geben vermogt. Jetzt war der

treue Diener Tomasi kein Abenteurer, Susanne Aston keine muthmaßliche Genossin wilddiebischer Waldritter mehr, und der blödsinnige Joseph ging aus diesem merkwürdigen Rechtshandel wie ein Gotterleuchteter hervor.

Ringulf Daubigny büßte seine Unthat nach dem gesetzlichen Spruche seiner Richter. —

Der Mond hing in bleichgelbem Lichte hoch am Himmel, als ein Reiter auf der Heerstraße, die von der Assisenstadt *** nach dem Gute Seymour führt, hastig daher sprengte. Es trieb ihn, den Erbschmuck, den die weiland vieltugendsame Lady Barbara Seymour neun Bräuten und noch einer hinterlassen hatte, der rechtmäßigen Erbin desselben, der Miß Barbara Daubigny zu überbringen. Vor seinem Galoppritt wichen zwei menschliche Gestalten, die gleichen Weges daher wanderten, zur Seite zurück. Der Reiter erkannte die Beiden wohl, so wie er seinerseits ihnen keinesweges fremd war; allein der zu Pferde und die zu Fuße wechselten kein Wort mit einander: es waltete auch eine gar große Ungleichheit zwischen ihnen ob, denn der Mann zu Rosse war der Baronet, Sir William Brandon, und die beiden armen Fußgänger waren Susanne Aston und deren blödsinniger Knabe Joseph!

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Fata Morgana, oder Dichters Apotheose. Ein Zauberspiel 3.
Die Bardenprophezeiung. Ein Roman in zwei Büchern. 85.

Norddeutſches

Archiv

für

kleine Romane, Erzählungen, Novellen, Mährchen,
Schauſpiele, Gedichte, Skizzen und Miſcellen.

Eine Monatsſchrift

für gebildete Leſer.

Herausgegeben

von

Georg Nicolaus Bärmann, Dr.

Zweiter Jahrgang.

Erſter Band.

„Kannſt Du nicht Allen gefallen durch Deine That und Dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen iſt ſchlimm."

Friedrich v. Schiller.

Hamburg, 1846.
Auf Koſten des Herausgebers.
Als Manuſcript für Freunde gedruckt.

Druck von G. H. Thiele.

Arpagone Feltro,

der Sclav des Goldes.

Charaktergemälde in fünf Acten.

„Ῥίζα γὰρ πάντων τῶν κακῶν ἐστιν ἡ φιλαργυρία.“
I. Epist. Paul. ad Timoth. VI. 10.

„Denn geitz iſt eine wurtzel alles übels.“
(Nach Luther's Ueberſetzung.)

„Das Geld verroſtet in den Kiſten ausgedörrter Pickelhäringe, und Armuth hängt Blei an die kühnſten Unternehmungen der Jugend.“
„Die Räuber“ von F. v. Schiller.

Perſonen.

Arpagone Feltro.

Leonina, ſeine Mündel.

Rodolfo di Rialto, ſein Neffe.

Marcheſe Gazamonte.

Cascante, Feltro's Diener.

Pater Bernardo, Inquiſitor.

Der Juſtitiarius.

Ein Notar.

Ein Arzt.

Ein Hauptmann der Sbirren.

Sbirren. Volk.

(Ort der Handlung: Die Wohnung Feltro's, in Florenz. Zeit: 1250.)

Erſter Act.

(Alter, verwitterter Saal. Links hinten hohe Bogenfenſter, die auf eine Galerie ſehen laſſen. — Mittelthür. Rechts eine Seitenthür. Vorn links ein gothiſcher Kamin; vor demſelben ein altväteriſcher Tiſch mit Schieblade. Hinter dieſem ein zerlumpter Lehnſeſſel und zwei ſchlechte Holzſtühle. Neben dem Kamin eine zweite Seitenthür. Rechts im Vordergrund eine geheime, durchaus nicht zu bemerkende Wandthür; daneben ein Bogenfenſter.)

Erſter Auftritt.

Cascante (allein, vorn am Fenſter).

Die Keller ſtrotzen ihm von Oel und Wein,
Die Schoppen läßt er ſich voll Brennholz ſtapeln,
Und trock'ne Früchte' und Waſſer ſind ihm Nahrung. —
Brr! wie erbärmlich friert und hungert mich.
Wohl heißt's hier: „Wie der Herr, ſo auch der Knecht.“
Signore Feltro lebt von Luft gleichſam,
Und ich, ſein Diener, muß vom Winde leben.
(An ſich hinunterblickend.) Was für ein Jammerbild
Du zeigſt, Cascante!
Wie klappert in der Haut Dir das Gebein!
Die Schwindſucht kann Dir nächſte Blutsverwandte,
Auszehrung Dir leibliche Schweſter ſeyn.

Zweiter Auftritt.

Feltro. Cascante.

Feltro (zur Mitte herein).

Faulpilz! was treibſt Du da?

Cascante.

Schon wieder ſchimpft Ihr?
Was kann ich treiben? Schüſſeln giebt's hier nie
Zu waſchen; nur mein Bett hab' ich zu machen,
Denn Euer Bett — — Kein Menſch weiß, wo Ihr ſchlaft.

Feltro.

Geht Dich nichts an. (Hat ſich in den Lehnſtuhl geſetzt, nimmt aus der Schieblade des Tiſches Nadel und Zwirn hervor und flickt an ſeinem Obergewande.)

Cascante.

Zur Strafe meiner Sünden
Schob mich mein Mißgeſchick in Euer Haus.

Feltro.

Cascante! räſonnirſt Du? Das verdrießt mich —
Das weckt mir Argwohn —

Cascante.

Mögt's Euch Mitleid wecken,
Daß wen'ger grauſam gegen mich Ihr wär't!
Zu Eurem Diener hab' ich mich verdungen;
Ihr macht zur Schildwacht mich und zum Spion.

Feltro.

Zu Deinem Glück; denn wer da ſpäh't, entdeckt;
Wer horcht, vernimmt; wer forſcht, gewinnt Idee'n;
Und, glaube mir, Idee'n ſind etwas werth.

Cascante.

„Idee'n ſind Körper," ſprach mein vor'ger Herr,
Der Philoſoph. Ach, wenn in Körpern nur
Der Hunger nicht, der Durſt nicht nagt' und quälte!

In meinem Körper halten Beide Hof,
Und saugen conſtitutionell ihm's Mark aus.

Feltro.

Sinnlichkeitmenſch, Du! Allzeit gier'ger Freſſer,
Der ſtets im Munde das Wort „Eſſen“ hat —

Cascante.

Das Wort, Signor? Hätt' ich die That im Munde,
Mir würde beſſer ſeyn.

Feltro (ſeine Nätherei beendigend).

Die That iſt Einfalt.

Cascante.

Was? Einfalt wär' das Eſſen? und vom Eſſen
Lebt doch jedwed Geſchöpf —

Feltro.

Wie's ſcheint, Cascante,
Will ſchwarzem Undank ſich Dein Herz ergeben.
Erinn're Dich, wie vor zwei Jahren ich
Dich halb bekleidet, halb verhungert antraf;
Wie Dich das Elend bei den Haaren hielt;
Wie bettelnd Du die Hand ausſtreckteſt, und —

Cascante (einfallend).

Wie Ihr die Hand vor mir zurückzog't — ja!

Feltro (aufſtehend).

Ha! ſollt' ich in der Faulheit Dich beſtärken?
Ich gab Dir nichts, weil —

Cascante.

Recht; Ihr gabt mir nichts.

Feltro.

Weil Du mir ſagteſt, daß Du ohne Dienſt wär'ſt,
Und ſeit zwei Tagen nichts genoſſen hätteſt —

Cascante.

So war's.

Feltro.

Das ließ mich Hohes von Dir meynen;
Ich zählte Dich zu Mäßigkeitvereinen,
Zu Heldenseelen, die sich vest verschwören,
Durch Beispiel mehr als durch Sermon zu lehren.
Ich dachte, wer so lange fasten kann,
Ist mir zum Diener just der rechte Mann.
Ich trug Dir Dienste bei mir an —

Cascanto.

Ja, ja;
Und ich fragt' Euch, worin mein Lohn bestände.

Feltro.

Ich sprach: In freiem Tisch —

Cascante (seufzend).

Auf dem nichts steht.

Feltro (fortfahrend).

In freier Wäsche —

Cascante.

Meine beiden Hemden
Muß ich mir selber waschen —

Feltro (fortfahrend).

Freier Wohnung —

Cascante.

Am Hauptthor Eures Hauses steht mein Bett
Im Hundestall —

Feltro.

In ihm sollst Du ein Bild
Der Treu Dich zeigen — preise Deine Stätte!
Des Fernern sagt' ich reichen Lohn Dir zu;
Zweihundert Scudi jährlich, nach vier Jahren
Baar zu erheben mit Achthundert — so Du
Vier Jahre lang Dich mäßig, wachsam, treu

Und unterthänig wieſeſt. Noch zwei Jährchen,
Cascant', und Du ſtehſt nah' am reichen Mann.

Cascante.

O ja! ich biß an dieſen Köder an;
Erfuhr jedoch ſeitdem, daß Ihr von jeher
All' Euren Dienern gleichen Vorſchlag machtet,
Doch fort ſie jagtet *vor* dem vierten Jahr,
So daß ſie keine Crazia Lohn erhielten.

Feltro.

Weil ſie im Dienſte nicht beharrlich blieben,
Zu Freßgier und zu Plauderſucht ſich wandten,
So ihren Vortheil wie den meinigen verkannten.

Cascante.

Signor, wie mögt Ihr nur ſo geizig ſeyn?
So lieblos geizig gegen Euch und Alle?
Die Keller liegen voll von Oel und Wein Euch,
Die Schoppenräume voll von Brennholz —

Feltro.

Still!
Sprich nichts von Holz und Wein und Oel. Von Gold ſprich.
Goldquellchen ſind des Oels und Weines Tropfen,
Goldſtäbchen iſt mir jedes Holzſcheit. Ho!
Ich rechn', ich zähl', ich weiß mir Gold zu machen.
Ich denk' an Gold, nach Golde ſteht mein Sinn
Bei Tag, bei Nacht, allein und unter Leuten.
Nicht auch, gleich Dir, vergeud' ich meine Zeit;
O nein! Wandr' in den Gaſſen ich umher,
Und ſuch' am Boden, ob in vor'ger Nacht
Ein trunk'ner Schwelger, der nach Hauſe wankte,
Ein Kleinod, eine Börſ' etwa verlor,
Da iſt nicht nur mein Aug', nein! auch mein Ohr
Iſt thätig dann — ich lauſche der Geſpräche,

Die unvorsichtig laut der Eine mit
Dem Andern führt. So hört' ich zum Exempel,
Vor Monatsfrist Pandolf, den Astronomen,
Der stets das Wetter richtig prophezei't,
Zu einem Freunde sprechen: „Zuverlässig,
Ein strenger Winter steht bevor; dem Weinstock,
Ja, selbst dem Oelbaum drohet zeit'ger Frost."
In Silberschalen güld'ne Aepfel waren
Die Worte mir! Flugs kauft' ich auf, was die
Provinz an Oel und Wein und Brennholz hatte,
Und — o, Cascant'! es nah't der strenge Winter
Mit Eisesmacht, und Wein und Oel und Holz
In meinen Räumen werden mir zu Golde;
Und Gold ist heilig — ist ein König — eine Gottheit!
— Sey fröhlich. Ich bin's, Du sollst's auch seyn.

Cascante (kläglich).

Fröhlich?

Feltro.

Ich bin's, denn an dem Holz und Oel und Wein
Gewinn' ich mehr als hunderttausend Scudi.

Cascante (aufgeregt).

Wie? Hunderttausend? — O! wie kann man damit —

Feltro (sich wieder in den Lehnstuhl setzend).

Schon wieder essen? Nun denn, ja; Du sollst es.

Cascante (auf einem Holzstuhl Platz nehmend).

Gewißlich? (Schmatzend) Essen soll ich?

Feltro.

Ja doch!

Cascante (wie vorhin).

Ich!

Feltro.

Das heißt — nicht heut; doch morgen —

Cascante (ſich den Bauch drückend, kläglich).

Morgen erſt?

Feltro.

Denk d'ran, wie mein Palaſt, worin ich nur
Der ſchlechteren Gemächer zwei bewohne,
Die größten, ſchönſten Säle hat, die ich
An reiche junge Wüſtlinge vermiethe,
Daß ihre Tänz' und Orgien ſie d'rin feiern —

Cascante.

Ja, ja, bei jenen Schmauſerei'n —

Feltro.

Nicht wahr?
Da fallen fette Biſſen für uns ab.
Nun, morgen giebt's hier ſolche Feſtlichkeit —

Cascante.

Mich dünkt, ich witt're ſchon den Duft der Speiſen.

Feltro.

Sey denn zur Hand, um, wenn die trunk'nen Schwelger
Ihr Lager ſuchen bei des Frühroth's Schein,
Dich unter ihren Dienertroß zu mengen,
Und von dem Abhub Deinen Theil zu zieh'n.

Cascante.

O, haltet inne! Bei'm Gedanken d'ran
Läuft mir der Mund voll Waſſer — mir wird übel.

Feltro.

Wähl' aus von ihren üpp'gen Tafelreſten,
Was ſich zum Theu'rſten rechnen mag und Beßten,
Was überwintert — Salzfleiſch nimm, und Wein —

Cascante (aufſtehend).

O, äß' ich jenes! ſchlürft' ich dieſen ein!

(Ab durch die Mitte.)

Dritter Auftritt.

Feltro. Leonina.

Feltro (aufſtehend).

Ha! Leonina? Du?

Leonina (die rechts durch die Seitenthür kam).

Nicht ſo vertraulich redet, Herr, zu mir.
Auch wähnt nicht, Euretwegen kam ich her.
In meiner Kammer iſt es bitter kalt;
Hier blickt die Abendſonne durch die Fenſter —
Die mild're Luft hier ſucht' ich auf, nicht Euch.

Feltro.

He! immer mißbehaglich? immer klagend?

Leonina.

Hört auf mir unbarmherzig mitzuſpielen,
So will ich nicht mehr klagen —

Feltro.

Unbarmherzig?
Ihr nennt mich unbarmherzig, weil ich Euch
Zu Sparſamkeit und eingezog'nem Wandel
Anhalte? Leb' ich ſelbſt nicht eingezogen
Und ſparſam? Was begehrt Ihr mehr, als daß
Ich Euch wie mich behand'le? Weshalb klagt Ihr?

Leonina.

Zu wohl nur kennt Ihr meiner Klagen Grund.
Denkt meines Vaters —

Feltro (lebhaft unterbrechend).

Nichts von ihm, befehl' ich!
Verboten hab' ich Euch, von ihm zu reden.

Leonina.

Weil Euer mitleidloſer Geiz Euch treibt,
Schwur und Natur gottläſternd zu verleugnen.

Feltro.

Geiz? mitleidloſer Geiz? Nun, ja denn, ja!
Der Geiz behagt mir; geizig will ich ſeyn.
Der Geiz iſt meine Leidenſchaft. Jedweder
Auf Erden hier hat ſeine Leidenſchaft,
Laßt mir die mein'ge — ſie gewährt mir Rache.

Leonina (wegwerfend).

Wen hättet Ihr zu rächen? und an wem?

Feltro (ſtark).

Wen? und an wem? — Das Gold! an aller Welt!

Leonina (wie vorhin).

Jedwedes Laſter weiß ſich zu beſchön'gen.

Feltro.

Meynſt Du? Wie pfiffig und wie eiſenſtirnig
Doch ein Gemeinplatz durch die Welt ſich ſchiebt!
Mich aber irrt er nicht, denn ich erſtrebe,
Was außer mir noch Keiner hat erſtrebt.
(Einen Seſſel deutend) Dahin ſetz' Dich. Der Sonne gold'ner Schein,
Dringt durch das Fenſter dort auf Dich herein;
Setz' Dich und wärm' Dich d'ran. Wär' jener Schein
Metall — ich münzt' ihn aus; er wär' dann mein,
Und kein Geſchöpf der Erde ſollte ſich
Je mehr am Schein der gold'nen Sonne laben;
Vermünzt würd' ihn, ich ganz allein ihn haben!

Leonina.

Ihr ſeyd entſetzlich.

Feltro.

Setze Dich, und höre;
Wiewohl Du ſchwerlich mich verſtehn wirſt, denn
Im Haus verſchwend'riſchen Patriciers

Erzogen, kanntest Du das Elend nie,
Das in der Proletarier Kreisen waltet.
— Weißt Du, wer Proletarier sind?

Leonina (verneint stumm).

Feltro (fortfahrend).

Du weißt 's nicht?
So lerne: Väter, Mütter sind's und Kinder,
Auf denen Fluch ruh't — Fluch von Adam her;
Der Fluch, im Schweiß des Angesichts ihr Brot
Zu essen —

Leonina.

Jeder Mensch soll's, lehrt die Schrift.

Feltro (lebhaft).

Nicht Jeder! Nein! Vom Fluch Erlös'te giebt's;
Erlös'te, Selbsterlös'te, sag' ich, giebt's;
Und das sind die, die so wie ich den Werth,
Die Zaubermacht des Gold's erkannten, und
Anbetend diese Zaubermacht verehren.

Leonina.

Wie? Mammonsdiener? Gottes Diener nicht!

Feltro.

Wer denn erschuf, Blödsicht'ge Du! den „Mammon",
Wie Du das Köstlichste, den Reichthum, nennst?
Erschaffen ist das Gold. Sich's zu erringen,
Ist Ziel und Zweck von aller Menschen Thun.
Ihr Aufsteh'n, Wachen, Schlafengeh'n und Träumen
Ist eitel Trachten nach dem Glanzmetall,
In dessen Glühschein alles Glück sich spiegelt;
Denn alles, alles was die Menschheit beut,
Ist feil für Gold, versteht man nur zu feilschen.
Allmächtig d'rum auf Erden ist das Gold,

Und der erringt's, der dieſe Macht verehrt.
Ein Urgeiſt lebt im Golde, ſag' ich Dir,
Der trotz dem Menſchenwahne darnach ſtrebt,
All' ſeine Kraft in Einen Punkt zu ſammeln.

Leonina.

Ihr irrt, Ihr irrt! Vereinz'lung ſeiner Kräfte
Iſt Goldes Zweck, daß Himmels Segen kund ſey.

Feltro.

Der Himmelsſegen ſind' im Himmel ſich;
Gold aber iſt der einz'ge Erdenſegen,
Denn Gold ſtrebt hin wo Gold iſt, immerdar!
— Entſtammt von Proletariern, in der Armuth
Geboren, aufgeſäugt und aufgewachſen,
Von Düngerhaufen mir die Speiſe ſuchend,
Aus trübem Waſſerborn den Durſt mir löſchend,
In Lumpenabfall jämmerlich gehüllt,
Sah ich die Menſchen freveln an dem Gold,
Sah, wie ſie Theile des gewalt'gen Eins
In abertauſend Theilchen blind verſtreu'ten,
Anſtatt die Kraft, die ſelbſt im Theilchen wohnt,
Zu angeſtammter Urkraft heimzuſammeln —
Und Tags und Nachts — ein Bube war ich noch —
Rief ich in meiner Armuth nackter Blöße
Inbrünſtiglich den mächt'gen Goldgeiſt an,
Nur einen einz'gen Huldblick mir zu ſchenken;
Und Weisheit ſchwur ich ihm, und ew'ge Treu,
Und raſtlos Streben dienſtlich ihm zu ſeyn,
Und ihm zum Heile Gold auf Gold zu häufen —

Leonina.

Ich faſſ' Euch kaum!

Feltro.

Nur Wen'ge faſſen Großes.
Es ſpricht die Welt von Einem Cäſar nur,
Der 's werth war, daß er kam und ſah und ſiegte.

Leonina.

Wenn Ihr ſo reich denn ſeyd —

Feltro.

Wer ſagte Dir,
Daß ich es bin?

Leonina.

Der Cäſar im Gebiete
Des Goldaufhäufens — Arpagone Feltro.
Habt Ihr des Goldes denn ſo viel gehäuft,
So nehmt von meines Vaters Grab die Schmach,
Und löſ't den Schwur, den ihr dem Sterbenden
Und mir geleiſtet —

Feltro.

Nichts von dem, ſag' ich!
Du ſollſt mir nie von Deinem Vater reden.
Ich hab's verboten. Schweig!

Leonina.

O, Wehe mir!

Vierter Auftritt.

Vorige. Cascante.

Cascante (in der Mittelthür).

Marcheſe Gazamonte will Euch ſprechen. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Leonina. Feltro.

Leonina.

Signor, ſeit läng'rer Zeit ſchon fühl' ich mich
Höchſt unwohl — daß Ihr's wißt: den Arzt Spelletro
Beſchied ich zu mir her —

Feltro.

Den Arzt? Du glaubſt
An Kunſt der Aerzte, die Dir ſchweres Geld
Abnimmt, und hinterdrein Dich auf den Kirchhof
Befördert? Einen guten Arzt nur kenn' ich,
Und der heißt Mäßigkeit.

Leonina.

Spelletro war
Freund meines Vaters; nicht Bezahlung nimmt er
Von mir.

Feltro.

Gewiß nicht? nimmt er nicht? So ſey's.
Kommt er, ſo frag' ihn nebenbei, ob er
Ein Mittel gegen die Schlafloſigkeit
Verordnen kann — ein einfach, wohlfeil Mittel.
Seit ein'gen Tagen quält ein Ahnen mich,
Das mir den Schlaf raubt —

Leonina.

So? ein Ahnen quält Euch?
Wenn's ein Erinnern — wenn es Reue wäre?

Feltro (aufgebracht).

Verlaß mich!

Sechster Auftritt.

Vorige. Marcheſe.

Marcheſe.

Grüß Euch, Feltro. (Zu Leonina, der er die Hand küſſen will, deſſen ſie ſich aber erwehrt).
— Einen Kuß
Auf dieſe Hand — — Ihr ſeyd ſo ſpröd' als ſchön.
Laßt ruh'n die Todten, lebt den Lebenden!

Rodolfo di Rialto iſt nicht mehr;
D'rum ſchenket meinem Gluthgefühl Gehör.

Leonina.

Wie mögt Ihr am verſtorb'nen Freund ſo freveln?
Laßt mich —

Feltro.

Was flüſtert Ihr, Marcheſe?
— Verlaſſ' uns, Leonina.

Leonina. (bei Seite).

O, daß Rodolfo lebte! daß er käme,
Und dieſes Weh mir von der Seele nähme!
(Ab zur Seite).

Siebenter Auftritt.

Marcheſe. Feltro.

Marcheſe (bei Seite).

Die Mündel fang' ich nie; ſie weint zuviel.
Mein Tollſinn ſelber wird für ſie zur Waffe,
Mit der ſie meinen Angriff von ſich abwehrt.
Jedoch den Vormund hier denk' ich zu faſſen,
Und nimmer dann entſchlüpfen ihn zu laſſen.
(Sich ſetzend; laut) Nun, Arpagone? Wie ich ſehe, ſteht's
Recht wohl um Dich —

Feltro (mit ſeiner Schreibtafel beſchäftigt).

Hm, hm! — und wie um Euch?

Marcheſe.

Sieh mich nur an, und lies mir vom Geſichte
Die Antwort. He! nicht wahr? es geht mir ſchlecht,
Schlecht, ſo wie Einem, der allnächtlich zecht
Und ſpielt und ſchwelgt —

Feltro.

Laßt Eines wie das And're,
So wird Euch wohl ſeyn —

Marchese.

Wie Du dämiſch ſprichſt!
Bin ich in Florenz Typus nicht und Vorbild
Frohſinn'gen Lebens? will ich es nicht ſeyn?
Muß ich's nicht ſeyn aus Grundſatz und aus Neigung?
Um conſequent zu ſeyn, bin ich ein Taug'nichts.

Feltro.

Und wohin führt dies wilde Leben Euch?

Marchese.

Wohin der Mäß'ge gleichfalls muß — in's Grab.

Feltro.

Ein Schreckensort, das Grab!

Marchese.

Für den nur, der
Des Lebens noch nicht überdrüſſig ward;
D'rum thu' ich alles, mich zu überſätt'gen.
Sieh recht mich an. Nicht wahr, ich ſehe bleich aus?

Feltro.

Sehr bleich.

Marchese.

Der Lebensüberdruß iſt nah' mir,
Und bald, ſo denk' ich, rafft der Tod mich hin,
Der wahre Freund der Ueberſättigten.
Sieh noch einmal mich an, Freund Arpagone!
Wie viele Jahre, glaubſt Du wohl, kann ich
Noch leben?

Feltro (bei Seite).

Will er ſeine Güter auf
Leibrenten mir verſchreiben? (Laut) Wieviel Jahre —?

Marchese.

Ja; doch erwäge meine Bläſſe recht.

Feltro.

Ei! blaſſe Leute werden oft ſteinalt.

Marcheſe (aufſtehend.)

Gauch, der Du biſt! Du merkſt, wo ich hinauswill,
Und lügſt in's Antlitz der Natur —

Feltro.

Marcheſe,
Ich weiß nicht was Ihr meynt —

Marcheſe.

Trotz Deiner Meynung,
Meynt jeder, der mich kennt, ich werde kaum
Ein Jahr noch leben.

Feltro.

Meynt man denn, Ihr werdet
Im Zweikampf fallen?

Marcheſe.

Möglich; denn ich ſchlage
Faſt jede Woche mich —

Feltro (bei Seite).

Ei, ei! das paßte mir.

Marcheſe.

Feltro, ich habe drei der ſchönſten Güter,
Werth mind'ſtens ſechsmalhunderttauſend Scudi,
Und keinen Anverwandten auf der Welt —
(bei Seite) Ob er wohl anbeißt?

Feltro (bei Seite).

Er rückt näher — gut!

Marcheſe.

Ich gebe Dir die Güter auf Leibrenten;
Zahl' hunderttauſend Scudi mir für's Jahr.

Feltro.

Ihr ſpottet mein! Die Güter —

Marchese.

Sind es werth,
Du weißt's. Du ſelber ſchätztest ſie mir ab
Vergang'nes Jahr — ſie ſind dieſelben noch,
Und gut Geſchäft machſt Du, ſelbſt wenn ich noch
Sechs Jahre lebe —

Feltro.

Doch wenn mir zum Unglück
Ihr länger lebt?

Marchese (gleichgültig).

So machſt Du ſchlecht Geſchäft.

Feltro.

Was aber wollt Ihr mit den hunderttauſend Scudi
Des Jahrs?

Marchese.

Des Lebens Luſtgenüſſe
Verhundert-, ja, vertauſendfachen mir,
Um Ende Jahrs am Ueberdruß zu ſterben.

Feltro (bei Seite).

Fürtrefflich! (Laut) Mit zehntauſend Scudi jährlich
Könnt Ihr das völlig — die Zehntauſend biet' ich.

Marchese.

Leb' wohl. (Er geht.)

Feltro (bei Seite).

Er geht. (Laut.) Bedenkt, welch Capital
Zehntauſend Scudi ſind!

Marchese (zurückkehrend).

Ganz recht, ſie ſind
Der zehnte Theil von hunderttauſend Scudi.
Willſt Du? Ja oder Nein?

Feltro.

Nein, nein!

Marchese.

Leb' wohl. (Er geht, der Arzt tritt ihm entgegen.)

Achter Auftritt.

Feltro. Arzt. Marchese.

Feltro.

Bleibt doch, Marchese! — Hier der Arzt Spelletro;
Befragt doch ihn —

Marchese.

Recht gern.

Arzt.

Kann ich wo dienen?

Marchese (bei Seite).

Dies Schelmgesicht von Doctor fang' ich auch.

Feltro.

Der edle Herr hier heget Furcht vor'm Sterben;
Sagt Ihr uns doch, wie lang' er wohl noch lebt.
(Heimlich zum Arzt) Beruhigt ihn; Ihr müßt es thun als Arzt.

Arzt (zum Marchese).

Gebt Euren Puls —

Marchese (heimlich).

Nehmt diesen Ring, Herr Doctor,
Und sagt dem Filz dort, daß ich nicht zwei Jahre
Noch lebe.

Feltro.

Nun, Signor Dottore? nun?

Arzt (zum Marchese).

Wie alt seyd Ihr, Signor?

Marchese.

Bald sechsunddreißig —

Feltro (wie berichtigend).
Nur zweiunddreißig —

Arzt.
Einerlei: Signor
Wird's dennoch bis zu sechszig Jahren bringen.

Marchese.
Ihr seyd verrückt, und ich —

Arzt (heimlich).
Laßt mich doch machen!
(heimlich zu Feltro) Vor'm nächsten Frühjahr schon
verschlingt das Grab ihn.

Feltro (bei Seite).
Aha! schon recht. (Laut) Ihr hörtet es, Marchese!
Ihr bringt's zu Sechszig. Sagt' ich Euch das nicht?

Arzt (heimlich zum Marchese).
Ich macht' ihm glauben, daß Ihr's nächste Frühjahr
Nicht überlebt —

Marchese (sehr laut).
Dottore, nehmt's nicht übel;
Doch Diagnostik habt Ihr schlecht studirt.

Feltro.
Verzeiht, daß wir Euch hier in Anspruch nahmen.
Zu meiner Mündel wolltet Ihr — Da d'rinnen.
Fallt nicht beschwerlich ihr mit Arzenei;
Diät genügt, und allenfalls ein Fußbad —
Versteht sich, ohne Senf.

Arzt (geht in das Seitenzimmer).

Neunter Auftritt.

Feltro. Marchese.

Feltro.
Wie nun, Marchese?

Marchese.

Nun, Feltro? Gott befohlen.

Feltro.

Ihr verſchmäht
Zehntauſend? Topp! ich biete Zwanzigtauſend —

Marchese.

Nichts! Hundert —

Feltro.

Gott befohlen!

Marchese.

Gott befohlen! (Er geht.)

Feltro.

Auch Dreißigtauſend nicht?

Marchese.

Leb' wohl.

Feltro.

Lebt wohl.
(Bei Seite) Er geht — fürwahr, er geht. (Ihm nach, laut)
Signor Marchese —

Marchese (vorkommend, bei Seite).

Aha, ich hab' ihn —

Feltro.

Funfzigtauſend denn!

Marchese.

Iſt's erſte Wort, das Du mir jetzt noch ſprichſt,
Nicht „Hunderttauſend," ſo — bei'm Gott des Gähnens!
So wend' ich mich an einen Andern.

Feltro.

Doch —

Marchese.

„Doch" iſt nicht „Hunderttauſend." — Satanas,
Fahr wohl.

Feltro.

So ſey's denn — Hunderttauſend.

Marcheſe.

Topp!

Faſſ' ab die Schrift.

Feltro.

Ja, ja, zu morgen früh.

Marcheſe.

Warum nicht gleich?

Feltro.

'Siſt Sonnenuntergang.
Zu Nacht datirt man keine Documente;
Auch fehlt uns der Notar jetzt.

Marcheſe.

Morgen denn.
(BeiSeite) Ich fing ihn richtig. (Laut) Gott befohlen, Feltro.

(Ab.)

Zehnter Auftritt.

Feltro (allein.)

„Kein Jahr mehr lebt er," ſprach der Doctor. Nehm' ich
Zwei Jahr auch an, bringt doch mir das Geſchäft
Noch mind'ſtens viermalhunderttauſend Scudi;
Denn Zinſen von dem Jahrgeld muß er geben. —
Ein gut Geſchäft; ſelbſt wenn er länger lebt
Noch gut — — Doch wenn er allzu lange lebt?
Zehn — zwanzig — dreißig Jahr' noch lebt? Da hätt' ich
Verluſt von zwei Millionen, und wohl d'rüber —
Entſetzlich! — Aber nein, gewalt'ger Goldgeiſt!
Du ſtehſt mir bei, Du läſſeſt's nicht geſcheh'n,
Du läſſeſt Deinen treuen Knecht nicht untergeh'n!
— — Nun, Doctor? Meine Mündel —

Elfter Auftritt.

(Es wird allmälig dunkel.)

Arzt. Feltro.

Arzt (der aus dem Seitenzimmer kam).
Krankheit droh't.

Feltro.
Droh't sie? So reizt die Droh'nde nicht zum Angriff
Durch Widerstand; das heißt: schreibt kein Recept.

Arzt.
Vorbeugen aber muß man. Sorgt, Signor,
Daß man der Leidenden Gemach erwärmt,
Daß man ihr leichte Nahrung reicht — ein Süppchen
Von jungem Huhn, ein Schüsselchen Gemüse;
Alsdann verstärkt ihr allgemach die Speisen,
Gebt Hammelfleisch, gebrat'nes — ein Glas Wein —

Feltro.
Herr, einen Küchenzettel les't Ihr her;
Soll ich der Mörder meiner Mündel werden?

Arzt.
Folgt Ihr nicht meinem Rath, so wird sie krank,
Schwer krank. (Er geht.)

Feltro (ihn zurückhaltend.)
Ei was! Unmäßiges macht krank;
Wie mögt Ihr nun Unmäß'ges hier verordnen?
Spracht Ihr vorhin doch selber dem Marchese,
Dem Maßlos-Lebenden, das Leben ab,
Bevor ein Jahr verflösse — — Oder hättet
Ihr mich getäuscht —?

Arzt.
Ich sag' Euch, Eure Mündel — —

Feltro (ihn haltend).

Seyd Ihr gewiß, daß der Marcheſe ſtirbt,
Eh's Jahr verſtreicht?

Arzt.

Nun, ja! — Doch Eure Mündel —

Feltro (ihn loslaſſend, von ihm weg).

So geht und ſpart des Wiederkommens Müh.

Arzt (bei Seite).

Vermaledeit'rern Geizhals kannt ich nie!
(Ab, während Cascante eintritt.)

Zwölfter Auftritt.

Feltro. Cascante.

Feltro.

Sie ließen Rinden liegen, wie ich ſehe.

Cascante (die Holzrinden hinwerfend, die er trägt).

Ja, dies der Reſt davon.

Feltro.

So iſt ſolch Volk!
Nie lernt's zu Thalern ſeine Pfenn'ge ſchlagen.

Cascante (trägt die Rinden bei Seite).

Feltro (fortfahrend).

Man ſtahl uns doch kein Holzſcheit, will ich hoffen?

Cascante.

Wie ſollte man's? Todtmüde gingen alle
Arbeiter fort; den Einen hatt' im Schoppen
Der Schlaf ſchon überraſcht — ich mußt' ihn wecken;
Dann ging auch er.

Feltro.

Schlaf, ſagſt Du, überfiel ihn?
O, käm' auch mir der Schlaf! doch, ach! der flieht mich,
Seitdem ein garſt'ger Traum mich ſchreckt' und quält.

Denn böſe Furcht bewegt mich, ſeit mir träumte,
Mein leck'rer Schweſterſohn, Rodolfo, ſey
Nicht in der Schlacht gefallen, ſey vielmehr,
Zu Angſt und Aerger mir, zurückgekehrt.
Ich hätte Luſt, zu meiner Nachbarin,
Der Wahrſag'rin zu gehn — ſie zu befragen —

Cascante.

Die Hexe weisſagt nur für Geld.

Feltro.

Ja, leider!
Doch will ich hin — — Nein, nein! ein and'res Mal,
Wenn unverhofft ein gut Geſchäft mir kam.
Für heut genug. Verſchließ' des Hauſes Thüren,
Und geh' zu Bett.

Cascante.

Gott geb' Euch gute Nacht;
Weiß ich gleich nicht, wo ihr das Bett Euch macht.
(Geht.)

Feltro (bei Seite).

Kein Menſch ſoll jemals das erfahren. (Laut) Fort!

Cascante (ab).

Dreizehnter Auftritt.

Feltro (allein).

(Er verſchließt die Thüren, mit Schlüſſeln, die er in einem Ringe am Gürtel trägt; dann ſchlägt er Feuer und zündet eine Blendlaterne an.)

So. Alles wohl verwahrt — und hier die Schlüſſel,
— — Ich bin allein. — Jetzt in mein Heiligthum,
Und morgen früh der Erſte wieder hier!
So berg' ich aller Augen mein Geheimniß.
(Sich bückend, drückt er eine am Boden befindliche Feder.)

Thu' Deine Schuldigkeit, verberg'ne Feder —
Spring' auf, Du Wandthür — (die Blendthür ſpringt auf)
— und dann ſchließ' Dich wieder,
— Zu meinen Lebenswonnen ſteig' ich nieder.
(Ab durch die Oeffnung, die hinter ihm zuſpringt.)

Zweiter Act.

(Saal wie im erſten Act.)

Erſter Auftritt.

(Es dämmert. Man ſieht die Wandthür aufſpringen.)

Feltro (die Laterne in der Hand, lauſcht durch die Oeffnung).
Noch Alles ſtill und dämmernd hier. So recht!
(Er tritt auf und berührt die Feder am Boden. Die Thür ſchließt ſich wieder.)
— Sey unſichtbar, geheimnißvolle Pforte!
(Das Fenſter öffnend) Der Tag bricht an. (Er löſcht die Laterne und ſchließt die Thüren auf) Schließ, Haus, Dich wieder auf!
Beginnt, Ihr, Glück mir bringende Geſchäfte!
(Zum Fenſter hinausrufend) Cascante! Holla!
(Die Bühne wird hell.)

Cascante (wie aus der Ferne).
Gleich, Signor.

Feltro (rufend).
Herauf!
(Vom Fenſter weg) O, Wonnenacht, die abermals mir ward!
Du ſchenkteſt mir ſie, mächt'ger Geiſt des Goldes,
Wie ihrer ſchon ſo viele Du mir ſchenkteſt.
Sey drob geprieſen, und empfang' auf's neu
Den Schwur, daß treu ich Deinem Dienſte bleibe!

— An's Werk in dieſem Dienſt! — Wohin zuerſt?
— — Ja, ja! daß der Marcheſe mir nicht abſpringt,
Wird's wohl am beßten ſeyn, ich ſuch' ihn auf;
Ich find' ihn ſicher noch im Spielhaus drüben.
Dann zu dem Grafen, der den Perlenſchmuck
Verpfänden will — um nie ihn einzulöſen.
Fünftauſend Scudi trägt mir das Geſchäft —
Ein ſätt'gend Frühmahl! — Dann zum deutſchen Prinzen,
Um den Juwelenumtauſch abzuſchließen,
Der mind'ſtens ebenfalls Fünftauſend abwirft —
Süßduftend Doppeltopfer, das zu Nacht
Dem mächt'gen Goldgeiſt werde dargebracht!

Zweiter Auftritt.

Feltro. Cascante.

Cascante (fröſtelnd).

Hier bin ich, Herr —

Feltro.

Ah! endlich kommſt Du, Faulpilz.

Cascante.

Recht ſo! Ich dank' Euch, daß Ihr mit mir zankt;
Vielleicht erwärmt's mich armen Fröſtelnden.
Brr! bitter kalt iſt's in dem Hundehaus —
O! wer ein warmes Frühſtück hätte —

Feltro.

Schlingwolf,
Der eh'r an Eſſen, als an Arbeit denkt!
— Gieb meinen Hut her.

Cascante (holt den Hut und giebt ihn).

Hier, Signor.

Feltro.

Dann öffne
Des Hauſes Hauptthür; aber gieb wohl Acht,
Daß Keiner einſchleicht. Zeige höflich Dich,
Wenn Jemand zu Geſchäften bei mir einſpricht.
Ich geh, wie immer durch die Hinterthür,
Und bin nach einer Stunde wieder hier.

(Ab durch eine Seitenthür.)

Dritter Auftritt.

Cascante (dem Abgehenden nachrufend).

Wird mir alsdann ein Frühſtück werden, Herr?
— Er hört mich nicht. Er thut, als hör' er nicht.
So macht er's immer. Wüßt' ich nicht gewiß,
Daß er ſich ſelber kümmerlich behilft,
Nie mehr genießt, als er den Hausgenoſſen
Zu eſſen und zu trinken giebt — fürwahr!
Ich könnt' ihm fluchen, dem verfluchten Geizhals.
— Halt' ich der Dienſtzeit Sclavenjahre aus?
Vier Sclavenjahre? — Zwei noch fehlen d'ran —
Werd' ich zu den achthundert Scudi Lohn
Jemals gelangen? Friſt' ich noch ſo lange
Mein dürres Erdendaſeyn? — O, Cascante!
Was für ein Hungerwolf bellt Dir im Magen?
Wie konnt'ſt Du's nur — wie kannſt Du's nur ertragen?

(Man hört läuten).

Da läutet's an der großen Thür. — Ich komme.

(Es läutet wieder).

Nun, ja doch, ja! (Ab durch die Mitte).

Vierter Auftritt.

Leonina (aus der Seitenthür; ein Gebetbuch in der Hand).

Ein neues Frühroth ſtrahlt,
Mir neuen Tag des Trauerns zu verkünden.

O, mein Rodolfo! — In die Meſſe will ich,
Mir Stärkung von dem Höchſten zu erfleh'n,
Und für Rodolfo's ew'ge Ruh zu beten —

Fünfter Auftritt.

Leonina. Rodolfo. Cascante.

Rodolfo (von außen).

Ja, ja! mein Oheim, ſag' ich —

Leonina (lebhaft).

Welche Stimme?
Täuſcht mich mein Ohr?

Rodolfo (im Mitteleingange mit Cascante).

Wo iſt mein Oheim? Sprich!

Cascante (beſtürzt).

Signor, Ihr — —

Rodolfo (Leonina erblickend).

Leonina? Hier? (Ihr entgegend).

Leonina (ohnmächtig ihm in die Arme ſinkend).

Ro — dol — fo!

Rodolfo (zu Cascante).

Schaff' Hülfe! Ihr ward unwohl. (Er läßt ſie in den Lehnſtuhl nieder).

Cascante.

Iſt's ein Wunder?
Wen ſchreckt's nicht, wenn die Todten auferſteh'n?

Rodolfo (neben Leoninen).

Ah! ſie erholt ſich.

Leonina.

Mein Rodolf — am Leben?
O, heil'ge Mutter! wie geſchieht mir denn?

Rodolfo.

Erhol' Dich, Theure! Ja, ich bin's — Rodolfo.

Cascante.

Woher die Kunde denn, Ihr wär't gefallen
In jenem Treffen, das — —

Rodolfo.

Ich ward gefangen;
Und jetzt erst ausgewechselt, eilt' ich her — —
Doch Dich, Geliebt', in diesem Haus zu finden,
Ist mir ein Räthsel —

Leonina.

Ach! mein Vater starb,
Und Feltro — Weh mir! — O, ich kann nicht reden —
Die freud'ge Ueberraschung — Laß mich ruh'n.

Rodolfo.

He, Bursch! schaff' ihr Erquickung —

Cascante.

Ich 'was schaffen?
Wofür? woher?

Rodolfo.

Nun, was das Haus vermag.

Cascante.

Vermag? das Haus? Herr, nichts vermag dies Haus,
Was irgend Wem Erquickung geben könnte.
Zu essen gebt uns, Herr, nichts And'res fehlt uns,
Zum mind'sten mir nichts — denn Signora wird
Sich wohl in Eurem Anblick sätt'gen können;
Es heißt so von Verliebten —

Leonina.

O, Rodolfo!
Ich mag's wohl sagen, Liebster, daß mich hungert —

Cascante.

Wie mich!

Leonina.

Dein Ohm — mein Vormund — o, entſetzlich!

Rodolfo.

Was muß ich hören? — Speiſe ſchaff' ihr, Burſch!
(Ihm Geld gebend) Da, nimm dies Silberſtück. Sey hurtig, Burſch!
Gebäck'nes ſchaffe — Wein — Erquickung, ſag' ich,
Für ſie — und auch für Dich —

Cascante.

Ihr ſollt bedient ſeyn,
Daß ſich Cascante's Magen d'rob verwundert.
(Ab.)

Sechster Auftritt.

Leonina. Rodolfo.

Rodolfo.

Sag' mir, wenn Du nicht allzu ſchwach Dich fühlſt,
Wie kamſt Du in die Wohnung meines Ohms?
Wie kam's, daß er Dir Vormund werden mußte?

Leonina.

Durch unſer Mißgeſchick. Mein armer Vater
Sah plötzlich ſich, vor wen'gen Monden, durch
Betrug, den ihm ein falſcher Freund geſpielt,
In ſeinen Angelegenheiten ſchlimm zerrüttet.
Noch übrig haben mogt' er achtzigtauſend Scudi,
Doch war er mehr als zweimal ſo viel ſchuldig.
Bekümmerniß, daß Dich der Tod gefunden,
Weil keine Nachricht je von Dir uns ward —

Rodolfo.

Wie? keine Nachricht? Brachte Salmi nicht,
Dir ſchon vor ſieben Monaten ein Schreiben,
Durch welches ich —?

Leonina.

Wir hörten nichts von Salmi,
Sah'n nichts von ihm.

Rodolfo.

So hat der Bied're denn
Nie dieſe Stadt erreicht! — Und auch die Briefe,
In denen ich mein Kommen hoffen ließ
Und meine Freude ſchilderte —?

Leonina.

Nichts, gar nichts
Von Briefen weiß und wußt' ich — Ach! ich weiß nur,
Daß uns die Kunde ward, Du ſeyſt im Treffen
Bei Mailand ritterlich gefallen —

Rodolfo.

Aermſte!
Welch Herzleid magſt Du wohl erduldet haben!
O, wie vergelt' ich Deine Zärtlichkeit?

Leonina

Dein Hierſeyn iſt Vergeltung ja, Rodolfo;
Iſt überſchwengliche Vergeltung mir!

Rodolfo.

O, Leonina! — Aber weiter! ſprich! — Dein Vater — ?

Leonina.

Starb vor drei Wochen. Kümmerniß um Dich
Und mich hatt' auf das Lager ihn geworfen,
Als eben ihn die Gläub'ger hart bedrängten.
Schon früher hatt' er, in Verlegenheit
Um Geld, ſich oft an Deinen Ohm gewendet,
Auch gegen Wucherzins es oft erlangt.
Dem Sterben nahe, wandte ſich mein Vater
Auf's Neu' an ihn — und Feltro übernahm's,

Den Nachlaß meines Vaters zu verwalten,
All' deſſen Gläub'ger zu befried'gen, und
An mir als Vormund väterlich zu handeln.
Er ſchwur's am Sterbelager meines Vaters,
Der dann mich ſegnet' und in Gott entſchlief,
Des Hoffens froh, nach ſeinem Tode nicht
Als böſer Schuldner vor der Welt zu gelten.

Rodolfo.

Nun, und mein Ohm? Mir ahnt — er hielt nicht Wort —

Leonina.

Hielt mindeſtens bis jetzt nicht Wort, Rodolfo.
Mit Schimpf belegt iſt meines Vaters Grab,
Und ich verſchmachte ſchier in Gram und Wehſal.

Rodolfo.

Geliebte Freundin!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Cascante (der eine Kanne Wein, einen Becher und Gebackenes auf einer Zinnſchüſſel bringt, während er unter dem Arm ein angebiſſenes Brot trägt)

Rodolfo.

Ah, Cascant! — Gieb her.

(füllt den Becher und erquickt Leonina)

Erquicke Dich. Kein Bangen hege mehr!
Gieb Deinen Lippen früh'res Lächeln wieder.
— Ich werd' ein Wort mit meinem Oheim reden
Um Dein- und meinetwillen. Sey getroſt.
Ich löſe dann von Deines Vaters Grab
Die Schmach, womit die Habgier es belaſtet.
— Genieß' ein wenig noch.

Leonina (zärtlich)

O, mein Rodolfo!

Cascante (ihm das Gebackene bietend).
Signor, vergeßt nicht Euer eig'nes Frühstück.
Was mich betrifft —
(Er ißt wiederholt von dem Brote.)

Rodolfo.
— So nahmst Du Deinen Theil schon;
Ich seh's wohl. Leonina ward erquickt;
Mag Dir das Uebrige denn wohl bekommen.

Cascante (essend und aus der Kanne trinkend).
Im Thor des Hungers bellen wüth'ge Hunde;
Gott segn' Euch ewig, Herr, für diese Stunde!

Leonina (aufgeschreckt).
Horch! meines Vormunds Tritt — —

Rodolfo (sie geleitend).
So geh hinein.
— Folg' Deiner Herrin, Bursch, und sey ihr dienstlich.

Leonina (zur Seite ab).

Cascante (Speise und Trank mitnehmend).
Mein Leben laff' ich, Herr, für Euch und sie;
Denn solch ein Frühstück gab's für mich noch nie.
(Folgt Leoninen.)

Achter Auftritt.

Rodolfo. Feltro.

Feltro (zur entgegengesetzten Seite herein, mit seiner Schreibtafel beschäftigt).
Fünf — Sechsundsechszig — Achtzigtausend — Richtig.

Rodolfo (hinter ihm).
Ja wohl, ganz richtig, wenn die Achtzigtausend,
Und dann den Rest der Ehrenschuld Ihr zahlt,
Wie Ihr's verspracht dem Vater Leoninens.

Feltro (erſchreckt ſeine Brieftaſche hütend).

Was? Wer verlangt von mir —? (Umblickend)
Wen ſeh' ich? Ha!
Rodolfo! (Er ſteht erſtarrt.)

Rodolfo.

Ja. Eu'r Neffe.

Feltro (ſtammelnd).

Nicht geſtorben?

Rodolfo.

Steht nicht ſo da, als ſäh't Ihr ein Geſpenſt.
Ich lebe. Mit Euch abzurechnen komm' ich.
Löſ't Euren Schwur. Zahlt aus für Leonina.
Auch mir zahlt aus — den Nachlaß meiner Mutter;
Auf zwanzigtauſend Scudi ſchätz' ich ihn.

Feltro.

Biſt Du von Sinnen?

Rodolfo.

Bringt mich nicht von Sinnen!
Mißhandelt nicht die Mündel, meine Braut;
Denn dafür will ich laut erkannt ſie wiſſen.

Feltro.

Oho! ihr Vormund ſpricht ein Wörtchen d'rein.
Nach meinem Willen muß ſie thun und leben,
So ward's von ihrem Vater veſtgeſtellt.
Mir übertrug er ſeine Vaterrechte;
Mit dieſen Rechten ſind' erſt der ſich ab,
Der hier von Brautſtand ſpricht und frecher Ford'rung.

Rodolfo.

Mein Ohm, nicht ſuch' ich böſen Streit mit Euch;
Laßt mich nicht finden denn was ich nicht ſuche.
— Ich weiß, Ihr liebt das Geld —

Feltro.

Ja, ja, das lieb' ich;
Jedoch nicht etwa aus gemeinem Geiz,
Aus nied'rer Habſucht nicht — o nein, mein Neffe!
Ein höh'rer Geiſt beſeelt mich; o! ein Geiſt — —

Rodolfo

Schon gut. Ihr liebt das Geld. Wohlan! ich ſchenk' Euch
Den ganzen Nachlaß meiner Mutter; Ihr
Dagegen gebt zur Frau mir Eure Mündel,
Und tilgt die Schuld, die Ihr von ihrem Vater
Bei deſſen Sterben fei'rlich übernahmt.

Feltro.

Wie Du nun ſprichſt! Wie Du verſchenken willſt,
Was Du nicht haſt, nie hatteſt! Deine Mutter,
Mein guter Neffe, hinterließ ja nichts —

Rodolfo.

Wie? nichts?

Feltro.

Doch ja, ein Wen'ges — ihren Segen;
Er ſey durch mich Dir reichlich zuertheilt.

Rodolfo.

Wollt Ihr mein ſpotten? Tilget Eure Schuld;
Zahlt aus! Ihr habt geſchworen auszuzahlen.

Feltro.

Wo ſind die Zeugen d'rauf?

Rodolfo.

Ihr ſeyd abſcheulich!
Ihr ſteigert meinen Zorn. Ich rath' Euch, Ohm,
Treibt nicht zum Aergſten mich!

Feltro.

Du ſelber treibſt Dich.
Darlegen kann ich klar Dir's, Schwarz auf Weiß,

Daß Deine Mutter mir ſogar noch ſchuldet.
Es ward verbrieft. Ja, ja, verbrieft iſt alles
Was an Geſchäften Feltro je betrieb.
Verbriefung iſt das Bollwerk der Geſchäfte,
Kein Brauſekopf rennt ſolche Veſtung ein;
Verſuch' es nur!

Rodolfo.

Ich werd's. Erbſchleicherei,
Signor, iſt vor'm Geſetz nicht zu vertreten.
Volljährig ward ich, Freunde leben mir,
Hoff' ich, in Florenz noch — zu ihnen hin,
Mir ihren Rath und Beiſtand einzuholen!
— Bis dahin, Arpagone — Gott befohlen. (Ab).

Zehnter Auftritt.

Feltro. (allein).

Er iſt nicht todt. Nur zu lebendig iſt er,
Und kam hieher, ſich häuslich hier zu machen
Auf meine Koſten — Nimmer darf das ſeyn!
Wie fang' ich's an, mich ſeiner zu entled'gen?
— Um Leoninens willen iſt er hier,
Um ihretwillen wird er Alles wagen.
Ich muß ſie von ihm trennen — aber wie?
Zum Weibe ſelbſt ſie nehmen, iſt gefährlich,
Zwiefach gefährlich! Können Zwei doch nie
Am Hochaltare meiner Gottheit opfern;
Zwei nie! — Jedoch das Kloſter? Ja, in's Kloſter
Mit ihr — und bald — und hurtig! Das kann geh'n,
Kann wenn nicht heut, doch morgen ſchon geſcheh'n.

Elfter Auftritt.

Feltro. Marchese. Notar.

Marchese.

Da sind wir, Feltro; ich und der Notar.

Feltro.

Ich bin bereit.

Notar (am Tische, mit einer Schrift).

Die Act' ist ausgefertigt.
Seht selbst, und schreitet dann zur Unterschrift.

Feltro (in die Schrift blickend).

Die Schrift ist richtig — eine theure Schrift!

Marchese.

Ei was! Zahl' aus; sonst sterb' ich eher noch,
Als unser Handel hier zu Stande kommt.
Zahl' aus!

Feltro (Scheine aus der Brieftasche nehmend).

Nun denn, nehmt hier die Viertelsumme,
Das Fern're folge vierteljährlich nach —

Marchese.

Nichts da! die ganze Rente muß ich haben;
Zehnmal Zehntausend.

Feltro.

Aber —

Marchese.

Zahlst Du nicht,
So sey der ganze Handel abgebrochen.
Geschwind!

Feltro.

So sey's. Stellt den Empfangsschein aus;
Hier ist das Geld in gültigen Papieren.

Marchese (der einen Schein unterschrieb, den der Notar ihm hinlegt. — Nimmt die Papiere).

Wohlan! Hier meine Quittung. — Gieb das Geld.

Feltro.

Ich kann nichts geben, Herr; entreißt es mir;
Doch nicht verlangt, daß je ich etwas gebe.

Marchese. (lachend).

Haha! so recht. Halt' Farbe, grauer Filz;
Damit der Spötter Zunge Dich nicht schwarz macht.
(Entreißt ihm die Papiere und giebt sie dem Notar).
Her mit dem Plunder! Zählt, Signor, zählt nach —

Feltro.

Auch müßt zuvor Ihr den Notar bezahlen;
Denn nicht für mich hat er sich herbemüh't.

Notar (der die Scheine zählte).

Ich bin bezahlt; doch (den Marchese deutend) ist's Signor noch nicht.
Hier sind nur vierundneunzigtausend Scudi,
Statt hunderttausend —

Marchese.

Feltro! was ist das?
Muß denn ein Wuch'rer auch ein Gauner seyn?

Feltro.

Spaßvogel, der Ihr seyd!
Nur Sechs vom Hundert zog ich ab als Zins;
Da bleiben richtig Vierundneunzigtausend.

Notar.

Von solchem Zins steht nichts in der Verschreibung.

Marchese (zum Notar).

Laßt's gut seyn, Herr, Ich bin ein Edelmann,
Und treibe hohe Jagd nur. Füchse prellen
Ist mein Gewerbe nicht.

Notar (die Papiere gebend).

So nehme jeder
Von Euch, was ihm in dieſer Sache zukommt.
Der Himmel ſchenk' Euch Beiden langes Leben.
(Geht).

Feltro (ihm nachrufend).

Spart ſolche Wünſche hier, Signor; zum mind'ſten
Theilt ſie verſtändig in die Hälfte! Hört Ihr?
Und ſomit Gott befohlen!

Notar (am Ausgange).

Gott befohlen. (Ab).

Zwölfter Auftritt.

Marcheſe. Feltro.

Feltro (bei Seite).

Der Scribax mögte mir mein Glück verderben;
Doch kann er's nicht. (den Marcheſe deutend) Der wird
und muß mir ſterben,
Bevor er's erſte Jahrgeld noch verzehrt.
— Dem Goldgeiſt Dank, der mir auch dies beſcheert!
— Jetzt auf Rodolf gedacht und Leonine!
Gleich geh' ich zur Aebtiſſin Coeleſtine.

Marcheſe (mit den Papieren beſchäftigt, ſitzend).

Du gehſt, Freund Feltro?

Feltro.

Dringendes Geſchäft,
Ganz nahe bei —

Marcheſe.

Erlaubſt Du, daß ich bleibe,
Um gleich von hier aus ein'ge Gläub'ger zu
Befried'gen? Eile hat's —

Feltro.

Thut nach Belieben.

Marchese.

Heut Abend ſeh'n wir uns ja wohl?

Feltro.

Heut Abend?

Marchese.

Bei'm Feſt, das wir in Deinem Hauſe geben.
Per Bacco! heut zu Nacht giebt's luſt'ges Leben;
Wein — Weiber — Spiel —

Feltro.

Ja, ja; Spiel, Wein und Weiber —
(bei Seite, jubilirend) Drei alte Todtengräber junger Welt!
(Ab.)

Marchese.

Narr jeder, der ſich nicht zu ihnen hält.

Dreizehnter Auftritt.

Marchese (allein).

Die ſchöne Leonina mögt' ich ſeh'n!
Arm iſt ſie — wird gequält von dieſem Feltro —
— Ein Doppeltſpaß wär's, hülfe mir ſein Geld,
Ihm ſeine hübſche Mündel zu entführen.

Vierzehnter Auftritt.

Marchese. Leonina. (Dann) **Rodolfo.**

Leonina (zur Seite herein).

Rodolfo fort? und gern erführ' ich doch,
Was zwiſchen ihm und Feltro vorgegangen.

Marchese (aufſtehend und Leoninen in den Weg tretend).

Sieh da, Signora! Glück iſt heut mit mir.
Geldzuſtrom hier — (auf Leoninen deutend) Und dort der Schönheit Stern,
Der dem Gefilde meines Daſeyns ſtrahlt!

O, laßt Euch ſagen, laßt Euch wiederholen,
Wie glüh'nde Liebe —

Leonina.

Schonet mein, Signor;
Beſtürmt mich nicht mit ſolchen Nichtigkeiten.

Rodolfo (tritt auf).

Marcheſe.

Wie nennt Ihr meine Liebe Nichtigkeit?
Bin ich bereit doch, alles ihr zu opfern,
Was mein iſt — Herz und Hand und Hab' und Gut —

Leonina.

Auch wenn Rodolfo lebt?

Marcheſe.

Auch dann! auch dann!
Ich würde kühn ihm Nebenbuhler ſeyn;
Gleich ihm mich dreiſt um Eure Hand bewerben.

Rodolfo (des Marcheſe Arm faſſend).

Kein Wort mehr!

Marcheſe und **Leonina.**

Ha! Rodolfo?

Marcheſe.

Freund! Du lebſt?
Willkommen! — Doch weshalb ſoll ich nicht reden?

Rodolfo.

Weshalb? Weil Leonina mir verlobt iſt.

Marcheſe.

Verlobt iſt nicht vermählt —

Rodolfo (zu Leonina).

Verlaſſ' uns, Liebe.

Leonina (bittend).

Rodolfo!

Rodolfo.

Laß' uns, ſag' ich.

Leonina (wie vorhin).

Keinen Streit —

Rodolfo.

Verweilſt Du länger, ſteh' ich Dir für nichts.
Mit ihm allein, iſt bald der Zwiſt geſchlichtet.
Geh, ſag' ich; geh. (Führt ſie zur Seitenthür.)

Leonina (ab).

Vierzehnter Auftritt.

Rodolfo. Marcheſe. (Zuletzt) **Feltro.**

Rodolfo.

Und Du jetzt, Gazamonte,
Freimüthig wirſt Du jetzt mir zugeſtehn,
Daß Deine Liebesred' an Leonina
Gerichtet, nichts als flücht'ges Scherzwort war;
Daß ſolchen Scherz Du nimmer wiederholen,
Nie mehr mit ihm ihr läſtig fallen willſt.
Als alten Freund begrüß' ich Dich ſodann,
Und lebe fröhlich mit Dir, wie vor Jahren.

Marcheſe.

Wenn ich nun nichts von alldem zugeſtehe?
Vielmehr erklär', ich liebe Leonina —

Feltro (tritt in die Seitenthür, wo er lauſchend bleibt).

Rodolfo.

So muß mein Degen meine Zunge ſeyn.

Marcheſe.

Du droh'ſt, Rodolfo, wo Du bitten ſollteſt?
Darin liegt Feindſchaft — das beleidigt mich —
Das läßt als einen Feigling mich erſcheinen;

Der aber bin ich nicht. D'rum Stund' und Ort
Genannt, Signor Rodolfo di Rialto!

Rodolfo.

„Sogleich und hier!“ würd' ich zur Antwort geben,
Hätt' ich zuvor nicht Wicht'geres zu thun,
Mit Feltro abzurechnen — Geld zu heben —
D'rum ſprech' ich: Morgen, morgen, Herr Marcheſe,
Am Jacobsthor — ſechs Uhr — —

Marcheſe.

Es gelte ſo!
Heut Nacht zum Schmaus, und morgen früh zum Zweikampf!
(Ab.)

Feltro (in der Thür, für ſich).

Erwünſcht, erwünſcht!

Rodolfo (dem Abgehenden nachrufend).

Will's doch Dein Eigenſinn!
Und Frage gilt's: Bringt's mir, bringt's Dir Gewinn?

Funfzehnter Auftritt.

Rodolfo. Feltro.

Feltro (der unterdeſſen eintrat).

Was mußt' ich hören, mein geliebter Neffe?
Du willſt Dich ſchlagen?

Rodolfo.

Morgen, ja. Jedoch
Was kümmert's Euch?

Feltro.

Mich ſollte das nicht kümmern?
Biſt Du nicht meiner einz'gen Schweſter Sohn?
Mein einz'ger Neffe? Dringend muß ich wünſchen,
Daß Du in jenem Kampfe Sieger wirſt.

Rodolfo (bei Seite).

Was? Trüg' er doch, trotz ſeinem filz'gen Geiz,
Ein Herz im Buſen? (Laut) Unſer Geldgeſchäft,
Herr Ohm —

Feltro.

Auch davon red' ich gleich mit Dir.
Erſt aber laß Dir ſagen, laß Dir ſchwören,
Daß Dein Triumph mir über Alles geht.
Ja, ja, Dein Degen tödtet den Marcheſe;
Ich ſeh's zum voraus —

Rodolfo.

Was bedeutet das?
Läg' Euch an meinem Leben wirklich etwas?

Feltro.

Wie? Etwas nur? Liegt Alles mir doch d'ran!
Ficht gut, Rodolf; ich ſage Dir, ficht gut!
Und, wenn Du morgen obſiegſt, den Marcheſe
Im Kampfe niederſtreckſt — Rodolfo, ſieh!
Aus Freud' an Deiner Tapferkeit — fürwahr!
Zahl' ich Dir zwanzigtauſend Scudi baar.

Rodolfo.

Mein Oheim?

Feltro.

Siehſt Du's ein, daß ich Dich liebe?

Rodolfo.

Ich ſeh's, und mit Verwund'rung! Wie ſo plötzlich
Kam dieſe Sinnesänd'rung Euch?

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Gascante.

Gascante (zur Hauptthür herein).

Signore,
Die Schlüſſel zu den großen Sälen gebt;

Die Diener wollen Nöth'ges zum Bankett
Einrichten —

Feltro (ihm Schlüssel gebend).
Da, Cascante. Lauf', und lass' uns.

Cascante (ab).

Siebenzehnter Auftritt.

Feltro. Rodolfo.

Feltro.
Verwund'rung sagst Du, theurer Schwestersohn?
Vorwürfe mach' Dir, daß Du mich verkanntest.
Weil der Marchese mir verhaßt ist, meynst Du,
Könnt' ich des Neffen Tapferkeit nicht ehren?
Ei, pfui doch! Schlägst Du Dich mit Gazamonte,
So schlägst Du gleichsam Dich für mich mit ihm,
Bist meine Klinge, meine Faust — da wär' ich
Ein schlechter Mann, wollt' ich nicht dankbar seyn!
D'rum bei den zwanzigtausend Scudi bleibt es.
Und überdies, da's Fest hier giebt zu Nacht,
Dem Du vermuthlich beiwohnst, soll's mich freuen,
Wenn Leonin' ein Tänzchen mit Dir macht.

Rodolfo.
Sprecht Ihr im Ernste?

Feltro.
So in vollem Ernste,
Daß ich die Mündel selber bitten will,
Theil an dem Tanz im Spiegelsaal zu nehmen.
Gleich geh' ich zu ihr. Stell' Dich pünktlich ein
Zu Schmaus und Tanz.

Rodolfo.
Ihr wollt mir wirklich wohl?
Und Leoninen auch?

Feltro.

Du Zweifler, Du!
Nach wen'gen Stunden soll die Ueberzeugung
Dich arg beschämen. Geh; jedoch zuvor
Umarme mich.

Rodolfo (der sich verwunderungsvoll umarmen ließ).

Ich sehe bald Euch wieder.

(Ab durch die Mitte.)

Feltro (bei Seite).

O, stächen Beide doch einander nieder!

(Wendet sich zum Abgehen.)

Dritter Act.

(Dieselbe Decoration; doch sieht man durch die Galeriefenster des Hintergrundes das Innere des Gebäudes hell erleuchtet. Tafelmusik in der Ferne. Vorn ist die Bühne verdunkelt. Auf dem Tische steht ein brennendes Oellämpchen.)

Erster Auftritt.

Feltro (sitzt auf dem Lehnsessel). **Cascante** (steht auf einem der Holzstühle und blickt in den Hintergrund).

Cascante.

Die Fenster drüben offen, daß der Nachtwind
Hineinstreicht! Sicher geht es heiß dort her.

Feltro.

Heiß wie in glüh'nden Ofens Rachen, sag' ich;
Denn Gluth der Leidenschaften rast dort.
Die Herzen lodern in dem Brand der Lust,
Die Köpfe brennen von des Weines Feuer.
Armsel'ge Menschen!

Cascante.

Allerliebste Menschen!
Weltweise, die das Leben zu genießen

Verſtehn! Schmausphiloſophen, die der Sinne
Verlieh'nes Pfund nicht ungenützt vergraben;
Nein, die es wuchern laſſen immerdar!
Sie haben Augen, und ſeh'n Schönes nur;
Sie haben Ohren, und vernehmen nur
Köſtliche Muſica; ſie haben Taſtſinn,
Und drücken ſchöne, weiche Hände nur;
Es athmet ihr Geruch nur ſüße, nur
Liebliche Düfte ein, und ihr Geſchmack —
Der Sinne liebſter mir — läßt eſſen ſie
Und trinken was da köſtlich ſchmeckt auf Erden!

Feltro (aufſtehend).

Stiegſt um zu pred'gen Du auf jenen Stuhl?
Gleich komm herab! verdirb nicht meinen Hausrath.
(Er nöthigt ihn herunterzuſteigen, und ſetzt dann den Stuhl ſorglich zur Seite.)

Cascante.

Iſt zu verderben, was verderbt ſchon iſt?

Feltro.

Schweig, Du Verſchwender!

Cascante.

Ich, Verſchwender?

Feltro.

Du!
Weil ſinnlos Du den Neid dahin verſchwendeſt,
Wohin er nicht gehört. Die Schwelger dort
Sind, glaub's, Cascante! nimmer zu beneiden.
In ihren Lüſten wähnen ſie zu leben;
Doch fördern ſie nur ihren Tod dadurch,
Daß raſtlos ſie den Reiz der Sinne ſteigern,
Und raſtlos ſo die Kraft der Sinne ſchwächen.
Sie ſchmecken, riechen, fühlen, hören, ſeh'n nur,

Wenn Reiz dazu sich selber überbot.
Du wähnst, sie leben? Wer da sinnlich lebt,
Thut nichts, als um so schneller künstlich sterben.

Cascante.

Mag's seyn! gern stürb' ich dennoch solchen Tod.

Feltro.

Schweig, Wahnbethörter! Lern' an mir erkennen,
Was wilde Jugend, die dem Uepp'gen nachjagt,
Vorzeitig alternd nimmerdar erkennt.
Entbehrung, Kreuz'gung der Begierden ist
Das Gartenland zur Kräftigung des Menschen.
Entbehrung ist des Proletariers Segnung,
Ist's was in ihm ihn, zu des Weichlings Schrecken,
Zum Ueberwinder alles Sinnenreizes,
Zum wahren Herrn gesammter Schöpfung macht.
In der Entbehrung ist der Proletarier König,
Wie in der Schwelgerei ein König Sclav ist;
Und d'rum auch fürchtet solch gekrönter Sclav
Die Kraft in solchem Proletarierkönig!
Erfahren hab' ich selber es, und fühl's,
Was in der Schule des Entbehrens Großes,
Gewalt'ges ist zu lernen und zu üben.
Es zogen sechszig Jahr' an mir vorüber,
So daß die Zeit mich einen Greis benennt;
Doch waltet ungeschwächte Jugendkraft
In meinen Sehnen; meine Nerven wissen
Von keiner krankhaft-krampf'gen Reizbarkeit,
Und meiner Sinne vestes Selbstvertrau'n
Ist nimmer zu erschüttern, noch zu täuschen.
Schon durch Betasten unterscheid' ich,
Auf scharfer Wage die Gewichtsabweichung

Des einen Goldstücks von dem andern; Sehkraft
Läßt mich im Finstern jegliche Gestalt
Deutlich erkennen; meinem Ohr wird jedes
Geräusch, wie leis' es sey, vernehmbar; meinem
Geruchssinn theilt der kargste Blumenduft
Sich mit, bevor ich noch die Blume sehe;
Mein unverwöhnter Gaumen labt mit Lust
An trock'nem Brot und klarem Wasser sich,
Wenn Durst und Hunger ihre Rechte fordern.
Heil der Entbehrung, der ich lebt' und lebe!
Sie hat mich stark gemacht, läßt mich gedeih'n
An Körper und an Geist, macht mich zum Herrn
Des Wahnes und der Meynungen der Menge.
Durch sie ward ich wahrhaft'ger Philosoph;
Denn nicht ist der ein Philosoph, der über
Des Menschen Thorheit oder Schwäche lacht;
Wohl aber ist es der, der solche Thorheit
Und Schwäche nicht zu seiner eig'nen macht.

(Die Musik hält inne.)

— Ha! die Musik zu jenen Tafelfreuden
Verstummt; ein Zeichen ist es, daß der Tanz
Dem Schmause folgen soll. Geschwind, Cascante!
Man räumt die Reste von der Mahlzeit ab;
D'rum eil', uns unsern Theil davon zu holen.
An Deinen Posten!

(Man hört Tanzmusik.)

Cascante.

Hurtig, wie der Wind.
Wenn die da drüben nur nicht hurt'ger sind!

(Ab.)

Zweiter Auftritt.

(Lebhaftere Muſik.)

Feltro (allein).

Raſ't nur, Ihr Töne dort, aus den Drommeten,
Ihr Pauken drüben, wirbelt ſturmgleich d'rein,
Daß vom Tarantelſtich der wilden Luſt
Den Schwelgern dort die Tanzwuth ſich erzeuge!
(Behaglich) Geld auf Leibrenten gab ich ihnen Allen.
— Vergeudet's! um ſo eh'r fleußt's mir zurück.
All' Eure Quellen leit' in Einen Strom ich,
Deß Mündung ſich in meinen Schatz ergeußt,
In mächt'gen Goldgeiſt's Schatz; d'rum raſet! raſet!
Mit jedem Odemhauch, den Ihr verkeucht,
Rab't Ihr um einen Tag Euch Eurem Sterben,
Und ich — Triumph! — ich hab' Euch zu beerben.
— Rodolfo tanze! tanze, Leonina!
Verflücht'ge, Gazamonte, Dich in Luſt!
Vorfeier haltet von dem Jubelfeſt,
Das ich begehe, wenn ich Eurer ledig
Mich weiß — und morgen ſchon begeh' ſolch Feſt ich.
— „Am Jacobsthor — ſechs Uhr" — „Ficht gut, Rodolfo!"
— Fällt Gazamont, ſo erb' ich ſeine Güter;
Fällſt Du, Rodolf, ſo brauchen Dich die Sbirren,
Die ſchon beſtellten, nicht in Haft zu bringen;
Und Du, weltſücht'ge Mündel, tanz' Dich ſatt;
Dann aber meide jedes Luſtthors Schwelle,
Denn eh' das Morgen ſeinen Mittag hat,
Verſchlingt Dich des Clariſſenkloſters Zelle.

Dritter Auftritt.

Vorige. Cascante.

Cascante (trägt zwei Handkörbe, worin verſchiedene Eſſwaaren und etliche [viereckige] Flaſchen mit Wein. Die Körbe hinſetzend).
Die Laſt zieht mich beinah' zu Boden — Uf!

Feltro (über die Körbe herfallend).
Mehr bringſt Du nicht, Du Unbeholf'ner?

Cascante.
Mehr noch?
Ein eing'ges Ei zu dieſer Laſt gefügt,
Und unter ihr Cascant' am Boden liegt.

Feltro.
Weil Du Dich unterwegs haſt überfüllt —

Cascante.
Mit einem überzähl'gen Häppchen Wild?

Feltro (mit den Körben beſchäftigt).
Zum Inventar! (die Gegenſtände zählend) Eins — zwei
drei — vier — fünf — ſechs —

Cascante (der ein Fläſchchen mauſet, bei Seite).
Dies Fläſchchen hätt' ich gern für mich —

Feltro (ihm das Fläſchchen entreißend; während der folgenden Rede Cascante's reißt er dieſem die Mütze ab, unterſucht ob darin etwas verſteckt iſt, wirft ſie dann hin, und zählt weiter für ſich den ferneren Inhalt der Körbe.)

Cascante (bei Seite).
Gott helf!
Klar iſt's, daß nimmermehr man den beſtiehlt,
Der (auf Feltro zeigend) ihm gleich doppelt ſieht und
hört und fühlt.

Feltro (die Körbe bedeckend).
Auf zwanzig Scudi ſchätz' ich dieſen Vorrath.
(Auf die Körbe deutend) Trag ihn hinauf!

Cascante (die Körbe nehmend, ſchlau).
Ich folg' Euch, Signor Feltro —

Feltro.
Nein, nein! Du gehſt verauf, mein pfiffiger Geſell!
Die Herr'n verſcherzen ihres Glückes Gaben,
Die ihren Knecht nicht ſcharf im Auge haben.
(Er treibt Cascante vor ſich hin; Beide ab durch die Seitenthür.)

Vierter Auftritt.

Rodolfo. Leonina (die eine Halbmaſke vorhat, welche ſie abnimmt). (Nachher) **Marcheſe.**

Rodolfo.
Warum ſo früh vom Feſte Dich zurückzieh'n?

Leonina.
Weil Mäßigkeit uns den Genuß erhöh't;
Indem wir ſeiner reulos uns erinnern.
Gern, ob ich kränkelnd auch und ſchwach mich fühle,
Wohnt' ich dem Feſte bei, weil Du, mein Freund,
Mit mir des Mahls und Tanzes Freuden theilteſt;
Doch hat mich Ein's in dieſer Luſt geſtört.

Rodolfo.
Nun, Leonina?

Leonina.
Gazamonte's Blick
Hing kurz zuvor an Dir mit ſcharfem Ausdruck.
Rodolfo, ſoll ich nicht in Angſt vergeh'n,
So ſag' mir, daß mit dem Marcheſe Du
Nicht mehr in Streit biſt.

Rodolfo.
Aber, theure Liebe —

Leonina.

Seit Du zurückgekehrt biſt, mein Rodolf,
Will mich das Leben wieder ſchön bedünken.
Der Himmel, denk' ich, hat mir Dich geſandt,
Um mich von aller Trübſal zu erlöſen.
Rodolf, ſetz' nicht Dein Leben in Gefahr!
Rodolf, Du biſt ja mein' allein'ge Stütze,
Mein ein'ges Hoffen, mein allein'ges Glück —

Rodolfo (bei Seite).

Sie darf's nicht wiſſen. Wie beſchwicht'g' ich ſie?
(Laut) Vertraue mir, und hoff' auf Himmels Beiſtand.
Bei meiner Liebe ſchwör' ich's, Leonina,
Nur dieſe Lieb' iſt Urgrund meines Thuns.

Leonina.

Du ſchwörſt's? Ich glaub's, und will mich ruhig geben,
Will jeden Zweifel bannen, der mir aufſteigt —

Rodolfo.

Woher denn Zweifel? Sagt' ich Dir doch ſchon,
Wie ſich Dein Vormund uns gewogen zeigt,
Wie ich die ſich're Hoffnung hege, daß er
Uns morgen —

Leonina.

Ja doch, mein Rodolfo, ja!
Doch mögt' ich heut noch meinen Vormund ſeh'n.
Aus ſeinem eig'nen Munde mögt' ich hören,
Daß er im Ernſt — — Du ſollſt dabeiſeyn, Freund;
Dann hab' ich Muth — dann ſoll er mir erklären,
Daß er ſein Wort löſ't, daß er uns vereint,
Daß er es wahr und redlich mit uns meynt.

Marcheſe (der ſich früher im Hintergrunde zeigte, giebt jetzt einen Wink an Rodolfo und zieht ſich zurück).

Rodolfo (bei Seite).

Ha! Gazamonte winkt mir — was bedeutet's?
(Laut) Nach Deinem Wunſche, Liebſte.

Leonina.

Maſk' und Schleier
Ablegen will ich nur, dann komm' ich wieder.
So lange dort das Feſt währt, ſchließet Feltro
Die Thüren nicht. Bleib' hier, Rodolf, und ruf' mich,
Sobald mein Vormund wieder hier ſeyn wird.

Rodolfo (Leonina zur Seitenthür geleitend).

Ganz wie Du's willſt, Geliebte meiner Seele.

Fünfter Auftritt.

Rodolfo, (dann) **Marcheſe.**

Rodolfo (allein).

Was wollte Gazamont mit ſeinem Wink?
Mich an den Zweikampf mahnen? Glaubt er,
Rodolf kann ſeiner Ehrenpflicht vergeſſen?
Noch nie vergaß Rodolfo ſolcher Pflicht.

Marcheſe (wieder vorkommend).

Rodolf — Du biſt allein jetzt — —

Rodolfo.

Spart die Müh!
Ich weiß recht wohl den Ort ſo wie die Stunde.
Am Jacobsthor — ſechs Uhr; — ich werde dortſeyn.

Marcheſe.

Nun, ja doch! bleib' es, wie's beſprochen ward;
Jedoch das Jacobsthor —

Rodolfo.

Iſt's nächſte Thor
Von hier aus —

Marcheſe.

Aber nicht das ſicherſte.

Rodolfo.

Weshalb nicht?

Marcheſe.

Weil zwei and're Tapf're noch
Sich dort, und ziemlich um dieſelbe Stunde,
So offenkundig treffen wollen, daß
Die Polizei ſich wird in's Mittel legen.
Nenn' alſo andern Ort, Rodolfo.

Rodolfo.

Nun denn,
Die Arnopforte.

Marcheſe.

Sey's.

Rodolfo.

Ich werde dortſeyn.
(Will gehen.)

Marcheſe.

Noch Ein's —

Rodolfo.

Was noch?

Marcheſe.

Ein gutgemeyntes Wort.
Aus Gründen, die Geheimniß bleiben müſſen,
Send' ich der Späher viele da- und dorthin;
Und ſo erfuhr ich denn mit Sicherheit,
Daß Dein Herr Ohm das Schlimmſte mit Dir vorhat.

Rodolfo.

Signor Marcheſe Gazamonte —

Marcheſe.

Seine Mündel,
Die ſchöne Leonina, der wir huld'gen,
Schafft morgen früh er in's Clariſſenkloſter.

Rodolfo.

Was ſprecht Ihr da?

Marcheſe.

Auf ſeinen Antrieb wird
Am Jacobsthore morgen früh nach Sechs —
Merk's, nach ſechs Uhr, wenn unſer Kampf gefochten,
Die Polizei ſich Deß von uns verſichern,
Deß Degen ſieghaft blieb —

Rodolfo.

Was ſoll das heißen?

Marcheſe.

In Haft Dich nehmen laſſen, will Dein Ohm;
Denn daß Du ſiegend mir den Garaus machſt,
Iſt veſte Rechnung Arpagone Feltro's.

Rodolfo.

Was treibt Euch an, ſo Läſterndes zu reden,
Von einem Mann zu reden, der ſich freundlich
So mir wie Leoninen zeigt?

Marcheſe.

Ja, der Euch
Heut ſchmeichelt, um Euch morgen zu verderben,
Nachdem er Dich genützt, wozu Du gut biſt;
Nach ſeiner, nicht nach meiner Meynung gut biſt,
Auch nicht nach Deiner Meynung, will ich glauben.

Rodolfo.

Sprecht deutlich, ſoll ich Euch verſteh'n!

Marcheſe.

Dein Ohm,
Der mancherlei einträgliches Geſchäft treibt,
Zog ſchlau den Ehrenzwiſt, der zwiſchen uns
Entſtanden iſt, in ſeine Geldnegoze.
Ihm liegt 'was d'ran, daß Du mich niederſtichſt.

Rodolfo.

Was wäre das?

Marcheſe.

Ein pfiffig Wuch'rerſtückchen!
Trifft morgen, wo er treffen ſoll, Dein Degen,
So ſtreicht dafür Dein Ohm, der freundliche,
Fünfhunderttauſend baare Scudi ein.
Dich aber ſtellt dann Frau Juſtiz zur Rede,
Und weiſ't Dir flugs ein ſtilles Plätzchen an,
Wo keinem Ohm ein Neffe ſchaden kann;
Denn wiſſe, Deinem Ohm gab ich heut früh
All' meine Güter auf Leibrenten —

Rodolfo.

Wie?
Das wär's?

Marcheſe.

Das iſt's.

Rodolfo.

O Liſt und Büberei!
Ja, jetzt durchſchau' ich Alles. — Leonina!
Wie rett' ich ſie vor'm Qualgeſchick?

Marcheſe.

Durch Flucht,
Durch ſchleun'ge Flucht. Gib mir die Hand, Rodolfo;
Ich ſteh' Euch bei —

Rodolfo.

Marcheſe?

Marcheſe.

Nenn' mich „Freund“;
Daß ich es bin, und werth bin es zu ſeyn,
Sollſt Du erkennen —

Rodolfo.

Gazamonte!

Marchese.

Reich' mir
Die Hand — vergeſſen ſey jedweder Groll.
Freiwillig geb' ich Leonina auf;
Ich darf ſie nicht, ich will ſie nicht mehr lieben,
Doch Dir ſie retten helfen, will ich. Flieht.
Flieht gleich! Ein kurz Befehlwort meinem Diener,
Und binnen einer Stunde ſteht ein Wagen
Am Jacobsthor für Dich und Deine Braut.
Bedarfſt Du Geld? (Ihm gebend) — Hier meiner Baarſchaft Hälfte!

Rodolfo (nehmend).

Iſt's möglich? Gazamont — wie dank' ich's Dir?
Laß mich voll Inbrunſt an mein Herz Dich drücken!

Sechster Auftritt.

Vorige. Feltro.

Feltro (mit der Laterne, aus der Seitenthür, die ſich Umarmenden erblickend).

Was ſoll das heißen?

Rodolfo (erzürnt).

Heißen ſoll's, daß Euer
Sataniſch Trachten kund mir ward; daß Ihr
Ein Hinterliſt'ger ſeyd —

Marchese (einfallend).

Und heißen ſoll's,
Daß mit Rodolf ſich Gazamont nicht ſchlägt,
Daß ich mich ferner nie mehr ſchlagen werd',
Um deſto ſich'rer Dich zu Grund zu richten.
Ausſaugen will ich Dir Dein Mark, das Geld;
Jahrzehnte lang ſollſt Du mir Renten zahlen,
Denn wiſſen mag Dein Geiz und Wuchergeiſt,

Daß meine Väter bis zum Ur-Ur-Ahn
Hinauf, ſich langen Lebens ſtets erfreu'ten.
Mein Urahn ſtarb mit ſechsundachtzig Jahren,
Mein Ahnherr zählte neunzig, und mein Vater
Gar dreiundneunzig; und ich ſelber denk',
Es höher als die Väter noch zu bringen.

Feltro (faſt kreiſchend).

Das duld' ich nicht!

Marcheſe.

Doch wirſt Du's dulden müſſen;
Denn mir ſind hundert Jahre prophezei't.

Feltro (wie vorhin).

Von wem? von wem?

Marcheſe (bei Seite zu Rodolfo).

Sey ſchnell auf Flucht bedacht!
(Zu Feltro) Von wem? Von Einer, die's wohl wiſſen kann.
(wieder heimlich zu Rodolfo) An's Jacobsthor beordr' ich gleich den Wagen.

Feltro (wie vorhin).

Von wem?

Marcheſe (lachend).

Hei! von der Hexe nebenan. (Ab.)

Feltro (wie vorhin).

Da will ich ſelbſt doch auch die Hexe fragen!
(Rennt ab durch die Seitenthür.)

Siebenter Auftritt.

Rodolfo (allein).

Hm! ich that Unrecht; Gazamont' auch that's.
Nicht hätten wir's uns merken laſſen ſollen,
Daß wir des alten Schurken Trug durchſchau'ten.
Wer weiß, welch neue Liſt jetzt gegen mich

Und Leonin' er ausſinnt! — Leonina!
Ich muß zur Flucht, zu ſchleun'ger Flucht ſie mahnen.
(An die Seitenthür pochend) He! Leonina!

(Die fernere Tanzmuſik hört hier auf.)

Achter Auftritt.

Rodolfo. Leonina.

Leonina.

Nun? Wo iſt mein Vormund?

Rodolfo.

Laß ihn! Gedenk' nicht ſeiner! Hoffe nichts
Von ihm, dem eingefleiſchten Böſewicht.

Leonina (verwundert).

Rodolf!

Rodolfo.

Bereite Dich zur Flucht —

Leonina.

Zur Flucht?

Rodolfo.

Zur Flucht mit mir. Schon harrt ein Wagen unſer.

Leonina.

Was ficht Dich an, Geliebter?

Rodolfo.

Folge mir.

Leonina.

Wie magſt Du ſo Unwürd'ges von mir heiſchen?

Rodolfo.

Willſt im Clariſſenkloſter morgen Du
Für lebenslang Dich eingekerkert wiſſen?

Leonina.

Ihr Heil'gen, nein! Du jagſt mir Schreck nach Schreck ein.

Rodolfo.

Willſt nicht auf immer Du von mir getrennt
Dich wiſſen, ſo entſchließe Dich zur Flucht —

Leonina.

Zur Flucht? mit Dir allein? bei dunkler Nacht?

Rodolfo.

Du mißtrau'ſt mir? Cascant ſoll uns begleiten;
Ich ſuch' ihn auf. :

Leonina.

Thu' das, Rodolf; ich will
Inzwiſchen dort in meiner Kammer —

Rodolfo.

Nicht doch!
Nicht dort hinein! Dein Vormund könnte kommen,
Dich einſperr'n, und vereitelt wär' die Flucht.
Erwarte hier mich, und (die Lampe ausblaſend) im Dunkeln. So!
Jetzt wird der Argwohn ſelbſt Dich hier nicht ſuchen.
Gedulde Dich nur wenige Minuten,
Bis ich Cascant gefunden — hörſt Du Liebchen?
Gleich bin ich wieder hier. Hab' Muth und Hoffnung!
(Ab durch die Mitte.)

Neunter Auftritt.

Leonina (allein).

Muth? Hoffnung? Ach! ſie mangeln beide mir,
Ob Lieb' auch noch ſo innig mich bewege.
Ein banges Ahnen ſteigt mir auf. Mein Vormund
Wird, mögen flieh'n wir oder nicht, mich dennoch
Ereilen — mich in's Kloſter ſchleppen — Hu!
Wie's ſchaurig ſtill hier iſt! Die Lichter d'rüben
Erliſchen allgemach — das Feſt iſt aus —
Die Nachtluft weh't mit Eiſeshauch mich an.

— Rodolf — Rodolf, wo bleibſt Du? Dieſe Angſt —
Mein Herz verkrampft — die Sinne ſchwinden mir —
Ich kann mich nicht mehr aufrecht halten — o!

(Sie iſt einige Schritte gewankt, und ſinkt nun ohnmächtig da nieder, wo die im Boden verborgene Feder gedacht worden iſt — die Wandthür ſpringt auf. Nach einer Pauſe tritt **Feltro** zur Seite mit der Lanterne herein.)

Zehnter Auftritt.

Feltro. Leonina (ohnmächtig am Boden).

Feltro (quer über die Bühne hin).

Daß ich ein Thor wär' und zur Hexe liefe,
Und unterdeß den Neffen und die Mündel
Hier unbewacht — — Entſetzen! was erblick' ich?
Die Blendthür offen — Leonin' am Boden —
In Ohnmacht — Mein Geheimniß ihr verrathen?
— Hinab, hinab mit ihr, eh ſie erwacht.

(Er faſſt Leonina auf, und ſchleppt ſie zur Blendthür; die Lanterne nimmt er mit.)

Leonina (in Feltro's Gewalt).

O! wie geſchieht mir — (ſchreiend) Ah!

Feltro (ab mit ihr durch die Wandthür, welche zuſpringt).

Leonina (hinter der Scene).

Rodolf! zu Hülfe!

(entfernter) Rodolfo!

Elfter Auftritt.

Rodolfo. Cascante (der ein brennendes Licht trägt). **Leonina** (von außen).

(Die Bühne iſt erhellt.)

Rodolfo (eintretend).

Nun, Geliebte —

Leonina (noch entfernter).

Hülfe — Hülfe —

Rodolfo (als er Leonina nicht mehr erblickt; erſchreckt).

Wo blieb ſie? Gott! woher ihr Hülfsgeſchrei?

Cascante (zur Seitenthür hin.)

Von dorther, Herr —

Leonina (noch entfernter).

Rodolf!

Rodolfo (entſetzt).

Nein! unter uns —

Leonina (kaum hörbar).

Rodolf —

Rodolfo (ſich niederwerfend, den Boden betaſtend).

Verzweiflungruf — hier unten — hier!

Welch Greu'lgeheimniß will ſich hier verſtecken?

Gott! ſteh' mir bei, es aufzudecken!

(Er betaſtet den Boden, Cascant, den Leuchter in der Hand, ſteht ſchreckerſtarrt neben ihm).

Vierter Act.

(Unterirdiſches Gewölbe, in welchem die köſtlichſten Gegenſtände aus Golde und Silber, als Rüſtungen, Wappenſchilde, Schwerter mit demantblitzenden Wehrgehenken, Vaſen, Kelche, Pokale, Kandelaber, u. ſ. w., auch marmorne Bildſäulen, kriſtallene Gefäße u. ſ. w. gleichſam tropäenartig aufgeſtellt ſind. In der Mitte ein großer, reichverzierter, erhöh't ſtehender Koffer, über welchen ein Hermelinmantel gebreitet iſt. An dieſen Koffer lehnt ein großes Schwert in glänzender Scheide. Mitten quer durch das Gewölbe zieht ſich ein Gitter, welches ſeitwärts eine offene Pforte zeigt. Links zwei Seitenthüren; rechts eine dritte ſolche Thür. Hinter dem Gitter zu beiden Seiten der Bühne führen Treppen aufwärts, als leiteten ſie zu einem mittleren Seitenſtockwerk

dieſes Gewölbes, von deſſen Decke oberhalb des Koffers ein blitzender Kronleuchter herabhängt, über welchem eine Kriſtallkuppel befindlich iſt, die mittelſt einer an das Gitter beveſtigten Kette oder Schnur herabgelaſſen werden und zum Auslöſchen der auf dem Kronleuchter brennenden Kerzen dienen kann. Vorn auf der Bühne ein großer mit reicher franſenumfaßter Decke behangener Tiſch; daneben ein nicht minder köſtlicher, wie aus Elfenbein geformter Lehnſeſſel. Der Bühnenraum hinter dem Gitter iſt völlig verdunkelt; vorn iſt das Theater blendend erhellt. Die brennende Laterne ſteht zur Seite am Boden.)

Erſter Auftritt.

Feltro (hat wenn der Vorhang aufgeht, mittelſt eines langen Lichtſteckens die letzte Kerze auf dem Kronleuchter angezündet).
Leonina (kniend, blickt bebend zu Feltro auf).

Feltro.

So! mehr als Tageshelle ſtrahlt jetzt hier.
Schau't um Euch — ſtaunt, bewundert, betet an!
Ihr ſeyd in mächt'gen Goldgeiſt's prächt'gem Tempel.

Leonina.

Um Gott, Signor! was ſoll mit mir geſchehn?

Feltro (ſtark).

Hier bleiben ſollt Ihr.

Leonina.

Schrecken!

Feltro.

Mein Geheimniß
Habt Ihr erkundet, oder fürchten doch
Muß ich, daß Ihr's erkundet habt; d'rum bleibt
Ihr hier.

Leonina.

Erbarmen!

Feltro (ſie aufſchreckend).

Laßt das nicht'ge Fleh'n.
Vom Boden auf! Auf, ſag' ich! Schau't umher!

Betrachtet dieſes Tempels Herrlichkeit!
Bewundert meines Goldgeiſt's Glanzgewölbe!
Schau't dieſer Koſtbarkeiten ſelt'ne Fülle —
Die Silberrüſtungen, die güld'nen Helme;
Die Dolch' und Schwerter mit den Demantgriffen,
Die Wehrgehenke mit Juwelenſternchen,
Den prächt'geu Kettenſchmuck, die Wappenſchilde,
Die Becher, die Pokal' und Vaſen ſchau't,
Die Kirchenkelche ſchwer aus reinem Golde.
Viel tauſend Hände waren nöthig wohl,
All' dies Metall dem Erdenſchooße zu
Entreißen; — ich, mit dieſer einen Hand,
Ich gab's zurück dem Erdenſchooß hier, gab's
Zurück, daß droben Keiner es beſitze,
Daß mein es — nein! daß es des Goldgeiſt's ſey,
Zu deſſen Preiſ' ich hier es aufgehäuft,
Zu deſſen Preiſ' ich täglich es vermehre;
(zeigend) In jener Truhe täglich es vermehre,
Die Nachts zur Lagerſtatt mir dient, auf der —
Der Herrſchaft Sinnbild mir, das Schwert, zur Seite —
Mich dieſer prächt'ge Fürſtenmantel deckt.

(Ein prächtiges Käſtchen aus dem Koffer nehmend).

Schau't! ſo viel Tage zählt das Sonnenjahr,
So viele ſolcher Käſtchen birgt die Truhe.
Jedwedem Tag gebührt ein Käſtchen, welchem
Ich Abends den Gewinn des Tages zolle.
Zweihundertfünfundachtzig iſt die Numer
Des heut'gen Tags — (das Käſtchen vor ſich auf den Boden ſtellend, knieend und Goldſtücke aus ſeinem Gewande hineinlegend) — und dieſes Tags Gewinn
Leg' ehrfurchtvoll dem Geiſt des Gold's ich hin.

Schau't dieſe gold'nen Münzen, Schicht an Schicht —
O Wunderglanz! — Berührt mein Heil'ges nicht!
Ihr dürft's nicht, denn Ihr faßt nicht meine Lehren,
Könnt nicht gleich mir den Geiſt des Gold's verehren.

Leonina (bei Seite).

Säh' ich's mit dieſen meinen Augen nicht,
Hört' ich's mit dieſen meinen Ohren nicht,
Ich würd' es nimmer glauben, daß der Geiz
Des Menſchen Seele ſo umnachten könnte.

Feltro (der aufſtand).

Schau't Ihr den Glanz im Tempel meiner Gottheit?
Doch ſchaut Ihr nur geringen Theil davon.
Denn (zeigend) jener Eingang führt in eine Halle,
Die als Kapelle glorreich ſich geſchmückt weiſ't.
In güld'nen Rahmen prangen Meiſterbilder
Dort an der Wand; ein köſtlich Meßgewand
Liegt auf des Altars Tafel ausgebreitet,
Rubingeſchmückt, ſmaragdbeſä't, daß wohl
Der Pontifex d'rin Hochamt halten könnte;
Auch hielt ein Papſt das Hochamt einſt darin.
Mit gold'nen Münzen iſt die Flur gepflaſtert,
Mit ſchweren Silberthalern iſt der Bauch
Des weit ſich rundenden Altars gefüllt,
Zu dem hinan ſechs breite Stufen führen
Aus Silberbarren, die ich ſelbſt geſchichtet;
Und auf ihm zwiſchen güld'nen Leuchtern ſteht,
Aus reinſtem Gold, wie im Triumph erhöh't,
Des guten Glückes Göttin aufgerichtet.

(Er hat das Käſtchen in den Koffer geſtellt, und dieſen wieder verſchloſſen).

Leonina.

Unheil'ger Altardienſt! — O Sancta Mater,
Ora pro me!

Feltro (fortfahrend).

Des guten Glückes Göttin;
Der Griechen Tyche, die Fortuna Roms,
Sonn' auf dem Haupt, im Arm' ihr reiches Füllhorn!
Sie, Strahlenprieſterin des mächt'gen Goldgeiſt's,
Schenkt immerdar des Reichthums Fülle dem,
Der treu ſich weiſ't im Dienſte dieſes Geiſtes;
Sie macht ihn groß und leuchtend vor der Welt,
Macht ſtark ihn durch des Gold's gewalt'ge Kraft,
Macht furchtbar, wo er's ſeyn will, durch das Gold ihn,
Und bietet ihm allweg' Gelegenheiten,
Stets mehr und mehr des Goldes zu erbeuten.

Leonina.

Hört auf! Mich ſchaudert. Im Zuviel ſteckt Fluch —

Feltro.

Nicht doch! der Fluch ſteckt nur im Nicht-Genug;
Und wie viel Gold die Menſchheit auch mag graben,
Sie wird doch nie genug des Goldes haben,
Weil ſie genußbegierig es verſtreu't,
Es nicht, wie ich, dem hehren Goldgeiſt weih't,
Wie ich, dem's durch der Tyche Gunſt gelungen,
Daß durch ein einz'ges Goldſtück, das im Sand
Als ausgeſtoß'ner Bettelbub' er fand,
Er all' dies, was Du ſiehſt hier, hat errungen,
Durch funfzigjähr'ge Müh'n es ſich erzwungen;
Der alles Gold der Erde mögte haben,
Nicht um's zu haben, nein! um's zu vergraben!
Dann würd's auf Erden gar kein Gold mehr geben,
Und Alle müßten dann wie Proletarier leben,
Wie ich ſtets lebt' und ferner leben will,
Bei Brot und Waſſer und in här'nem Kittel;

Dann würd's im tollen Weltgewühle ſtill;
Dann heiligte kein Zweck mehr jedes Mittel;
Dann gäb's hienieden weder Arm noch Reich,
Die Menſchen wären all' einander gleich,
Der aufgeſcheuchte Goldgeiſt wär' zur Ruh,
Und Liebe deckte dann die Schwächen zu;
Denn was die Welt je Böſes hat gewollt,
Im Bündniß war es mit verſtreu'tem Gold.
Heil d'rum dem Sammler, der da ſtrebt, vom Böſen
Der Goldbegier die Menſchheit zu erlöſen!

Leonina.

Erlöſet mich! laßt mich aus dieſer Hölle!

Feltro (ihren Standort zeigend).

Wagt nicht zu weit Euch weg von jener Stelle.
Nicht ſicher iſt hier ohne mich zu wandeln;
Fangeiſen, falſche Stufen und Fallthüren
Birgt dies Gewölb', und Tod auf jedem Schritt
Droht Jedem hier, der nicht des Weges kundig.

Leonina.

Entſetzen! Habt Erbarmen! Gebt, o gebt —
Dem Lichte, dem Geliebten gebt mich wieder!

Feltro.

Daß ich verrathen, und daß ſchnöde Welt
Zur Plünd'rerin an dieſem Tempel würde?
(Sie zum Sitzen nöthigend).
Setzt Euch dorthin und ſchreibt was ich dictire.

Leonina.

Ihr Heil'gen!

Feltro.

Schreibt.

Leonina.

O Gott! An wen?

Feltro.

An mich.

Leonina.

Was könnt' an Euch ich ſchreiben?

Feltro.

Schreibt, befehl' ich!

(dictirend) „Umſonſt wird alles Forſchen nach mir ſeyn,
„Herr Vormund. Sich're Flucht mit dem Geliebten
„Half mir von Euch und Eurer Tyrannei.“

Leonina (auf das Geſchriebene deutend).

Schandbare Lüge dies, bis auf das Wort,
Das Euer Thun an mir bezeichnet.

Feltro.

Unterzeichnet!

Leonina (gehorchend).

Was ſoll der Brief? Rodolf! o, mein Rodolfo! (weint.)

Feltro (ihr das Geſchriebene wegnehmend).

Wenn droben ich mein Haus verſchloſſen habe,
Geb' ich vielleicht Euch Antwort auf die Frage.

(Nimmt die Laterne und ſteigt rechts die Treppe hinan.)

Leonina (aufſtehend ihm nach).

Ihr geht? o, nehmt mich mit! Mit tauſend Eiden
Will ich Euch ſchwören, daß mein Mund kein Wort —

Feltro (iſt abgegangen).

Zweiter Auftritt.

Leonina (allein).

— Er iſt hinweg — er läßt allein mich — hier —
Allein — in dieſer Gruft! — Gott, ſteh' mir bei!
(knieend betend) Du biſt ja bei mir, Du Allgegenwärt'ger!
Erbarmen hab' mit mir in meinen Sünden!
Laß Ausgang mich — (aufſtehend) mich einen Retter finden!

Dritter Auftritt.

Cascante. Leonina.

Cascante (auf der Treppe links).

Hu! Wer ſpricht da?

Leonina (die hin und herging, aufblickend).

Wen ſeh' ich? Ha! Cascante?

Cascante.

Seyd Ihr's, Signora? kein Geſpenſt?

Leonina (immer haſtig).

Ich bin's,
Bin Leonin' — o, komm herab zu mir!

Cascante (ſteigend).

Ja, ja; doch böſe Flur betritt man hier.
Hohl iſt der Boden und voll Eiſenklammern,
Mit Haken d'ran. (hinter dem Gitter links ſichtbar) Wie
nun hindurch hier?

Leonina (in der Pforte, winkend).

Hier. (Ihn vorführend.)
Wo kamſt Du her? Wo iſt Rodolfo? Rede!

Cascante.

Ich bin geblendet — Hu! wie blitzt es hier —
Nur einen Augenblick —

Leonina.

Wo iſt Rodolfo?

Cascante.

Ach, er verlor ſich — —

Leonina.

Auf dem Weg hieher?

Cascante (links hinaufzeigend).

Dort hinten — oben, da, wo's finſter iſt,
Wo man bei jedem Schritte fürchten muß,
In Gott weiß welche Kluft hinabzuſtürzen —

Leonina.

Laß uns hinauf — hinaus!

Cascante.

Ach Gott, Signora,
Das iſt unmöglich!

Leonina.

Weshalb denn unmöglich,
Da Du herabkamſt? Rufen wir! (Rufend) Rodolfo!

Vierter Auftritt.

Vorige. Rodolfo.

Rodolfo (unten tief im Hintergrunde links, ohne geſehen zu werden).

Hier!

Leonina.

Seine Stimme!

Rodolfo (näher).

Leonina! Hier!

Leonina.

Rodolfo! hier! — Gott habe Dank! (rufend) Hieher!
Zum Lichtſchein her! durch dieſe Pforte hier —
(Sie bietet in der Pforte dem auftretenden **Rodolfo** die Hand).

Rodolfo (wankend).

O, Leonina!

Leonina (ihn vorführend).

Mein geliebter Freund!
Verletzt? und blutend?

Rodolfo (im Lehnſtuhle).

Gott beſchützte mich,
Daß ich, bei einem Sturz durch eine Fallthür
In dieſem labyrinthiſchen Gewölbe,
Nur leicht verletzt ward. Gott beſchützte mich,

Daß ich Dich wiederfänd' um Dich zu ſchützen.
(Aufſtehend) Wo iſt der Frevler, der hieher Dich ſchleppte?

Leonina.

Er ging hinauf, um, wie er ſprach, ſein Haus
Zu ſchließen. Sicher kehrt er bald zurück.

Rodolfo.

Er komme nur —

Leonina.

Nichts Blut'ges, mein Rodolfo!
Genug des Grauſens ſchon hegt dieſer Ort,
(ſchaudernd) Wo nichts als Gold und — Hungertod zu finden!
O laß, wenn's irgend möglich iſt, uns flieh'n
Aus dieſer Höllenkluft!

Cascante (immer kläglich).

Wo iſt ihr Ausgang?

Rodolfo.

Da wo ihr Eingang war; die Wandthür,
Durch die wir drangen —

Cascante.

Wie ſie wiederfinden,
Signor? und wie ſie öffnen?

Rodolfo.

Nur Geduld.
Die Wandthür ſchloß ſich praſſelnd hinter uns,
So daß vom Zugwind unſer Licht erloſch,
Als wir die Stufen niederſtiegen, die
In dieſe Hölle, (zu Leonina) wie Du ſagſt, uns führten.
In einer jener Stufen iſt gewiß
Verborg'ne Feder wie im Boden oben,
Durch die, wenn man ſie drückt, die Thür ſich öffnet.

D'rum gilt's die obern Stufen aufzufinden.
(Den Leuchter auf dem Tiſche zeigend) Zünd' uns Dein
Licht an —

Leonina (auf den Lichtſtecken zeigend).
Hier — hier mit dem Stecken.

Cascante (das Licht anzündend).
Gleich iſt's geſcheh'n.

Leonina (plötzlich).
Laßt ab, es iſt vergebens!
Muß nicht, wenn oben wir den Ausgang ſuchen,
Uns Feltro, der Entſetzliche, begegnen?

Cascante (der das Licht auf den Tiſch ſtellte).
Ich ſagt's, es iſt unmöglich zu entrinnen.

Rodolfo.
Begegn' er uns! Wir überwält'gen ihn.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Feltro.

Feltro (mit der Lanterne, auf der Treppe rechts, bei Seite).
Rodolf' hier und Cascant? —

Rodolfo.
Wir zwingen ihn,
Den Ausgang uns zu öffnen.

Feltro (bei Seite, die Lanterne löſchend und auf die Stufen ſtellend).
Meynt Ihr? (Er ſteigt herunter) Wahrt Euch!

Leonina.
Rodolf! Noch einmal fleh' ich — keine Blutthat!

Rodolfo.
Sein Leben will ich nicht; doch Freiheit will ich
Für Dich, Geliebte, für Cascant' und mich.
Fort, ſuchen Ausgang wir —

Leonina.

Mit Beiſtand Gottes! —
(zurückſchreckend) Entſetzen! Feltro —

Rodolfo.

He! Cascant, mit mir,
Daß wir ihn zwingen — (Er eilt gegen die Pforte.)

Feltro (der die Treppe herunter iſt, wirft das Gitter zu, daß es klirrt).

Zwingt zuvor dies Gitter!

Leonina (in den Stuhl ſinkend).

O Himmel!

Cascante.

Völlig eingeſperrt!

Rodolfo (das Gitter ſchüttelnd).

Verflucht!
(vom Gitter ablaſſend) Bei allem, Oheim, was Euch heilig iſt,
Beſchwör' ich Euch —

Feltro (auf der Treppe).

Mir iſt hier Vieles heilig;
Beſchwöre denn —

Rodolfo.

Laßt uns hinauf — hinaus!

Feltro.

Ei, daß Juſtiz, von Euch geſtachelt, mir
An Freiheit ging' und gar an's Leben mögte?

Leonina (aufſtehend.)

Nehmt meinen heil'gen Schwur —

Rodolfo.

Weil's nun ſo ſeyn muß,
So ſchwör' auch ich —

Cascante.

Auch ich, auch ich will ſchweigen —

.....

Feltro.

Daß ich unchriſtlich einen Schwur verlangte,
Den, wie die Sachen zwiſchen uns jetzt ſteh'n,
Ihr nimmer halten könnt, noch halten werdet —
Wie glaubt Ihr ſo Barbariſches von mir?

Leonina.

So wollt Ihr menſchlich ſeyn?

Rodolfo.

Uns Freiheit ſchenken?

Feltro.

Das Licht vom Tiſch dort reicht mir durch dies Gitter,
So kommen bald zum Schlußvertrage wir.

Rodolfo.

Das Licht? wozu?

Feltro.

Mir löſchte die Laterne,
Und den Vertrag, den ich bereits entwarf,
Läſ' ich von hier aus gern Euch deutlich vor.

Cascante (zu Rodolfo).

Herr, trau't ihm nicht. Er ſelber rühmte mir,
Daß ſelbſt im Dunkeln ſein geſchärftes Auge
Erkennen könne, was kein And'rer wahrnimmt.
(auf den Kronleuchter deutend) Der Lichterſchein iſt hell genug für ihn dort.
Gewiß will Böſes er mit dieſem Licht —
Ich löſch' es aus. (Er löſcht das Licht auf dem Tiſche.)

Feltro.

Fürtrefflich, Freund Cascante,
Den beßten Dienſt haſt Du mir da geleiſtet.
Ein Mönch — mein Freund — Ruppiero Baco heißt er —
Ich half ihm durch, als auf der Flucht er war —

Ein kluger Mann, ein Weiser seiner Zeit,
Erfand er ein die Luft erschütternd Kraut
Aus Kohlen, Schwefel und Salpeter; Steine
Zersprengt's zu Staub, sobald es Feuer fängt.
Unkund'ger Hand ist Licht hier sehr gefährlich,
Denn in der Kammer dort, dicht neben Euch,
Liegt jenes fürchterlichen Kraut's genug,
Ganz Florenz lufterschütternd zu verbrennen.
Wer da besitzt, der schützt gern sein Besitzthum —
Für schlimmsten Fall barg ich das Schreckniß dort —

Leonina.

O ew'ge Himmelsmacht!

Cascante.

O Grausensort!

Rodolfo (nochmals das Gitter vergeblich rüttelnd).

Ist denn dies Eisen nicht zu zwingen? Nein! (ablassend)
O Leonina! Gott erbarm' sich unser!
Denn eh' sich grauser Hungertod uns nah't,
Schreit' ich zu einer nieerhörten That.
Cascante, bete! Bete Leonina!
Wir steh'n mitsammen an des Grabes Rand;
(den Lichtstecken herbeiholend)
Licht her und Feuer zum Verwüstungbrand!
(In dem Augenblick, in welchem er den Lichtstecken zum Kronleuchter erhebt, läßt **Feltro** die an der Schnur hängende Kuppel herunter, die Lichter erlöschen plötzlich.)
(Die Bühne ist völlig dunkel.)

Feltro (während er die Schnur lös't).

Meynst Du? Wohlan, umfang' Euch denn die Nacht,
Bis ich mein Gold in Sicherheit gebracht.

Leonina (niedersinkend).

Verzweiflung — o! Rodolfo!

Rodolfo (neben ihr knieend).

Leonina!

Cascante.

Ich bin des Tod's.

Feltro (hoch oben auf den Stufen).

Ihr ſelber habt's gewollt.
Verwahrt ſeyd Ihr, verwahrt auch ſey mein Gold.
Bis dies geſcheh'n iſt, tröſt' Euch mein Verſprechen,
An Brot und Waſſer ſoll's Euch nicht gebrechen.

Fünfter Act.

(Saal wie im erſten Act, die Mittelthür iſt verſchloſſen. Es iſt Tag.)

Erſter Auftritt.

Feltro (zur Mittelthür herein).

Wie immer ſteht auch heut mein Haus geöffnet,
Sobald es tagt. Dort unten, wo die Beiden
An meinem Throne mir zu trotzen wagten,
Bleib's Nacht, ſo lange, bis ich Mittel fand,
Mich ihres ew'gen Schweigens zu verſichern,
Und meine Schätz' an andern Ort zu bringen.
Solch Mittel, denk' ich, find' ich morgen ſchon;
Für heut beſtätigt Leoninens Brief,
Daß ſie die Flucht ergriff mit dem Geliebten.
So bleibt verdachtlos das Verſchwinden Beider;
Und was Cascant betrifft — je nun, Cascant'
Entfloh natürlich mit den Beiden; alſo —

Zweiter Auftritt.

Marcheſe. Feltro.

Marcheſe (haſtig herein).

Feltro.

Wer kommt ſo eilig? — Gazamonte?

Marcheſe.

Feltro!
Da ſeyd Ihr ja. Was iſt es mit Rodolf
Und Leoninen? Auskunft, Auskunft, Feltro!
Wo ſind ſie?

Feltro.

Dieſe Frage ſtell' ich Euch,
Euch, dem Vertrauten, dem Mitſchuldigen
Der Beiden, deren Flucht Ihr habt befördert.

Marcheſe.

Sie ſind entfloh'n?

Feltro.

Verſtellt Euch nur, Marcheſe,
Als wüßtet Ihr von nichts. (Ihm einen Brief reichend)
Inzwiſchen leſ't
Das Briefchen hier. Ich fand's dort auf dem Tiſch.
Entwichen ſind ſie, haben hinterliſtig
Sammt meinem Diener boshaft mich verlaſſen,
Mich, der mit Allen es ſo wohl gemeynt —

Marcheſe (in den Brief blickend, bei Seite).

Wahrhaftig, Leoninens Schrift! — Warum nur
Entfloh das Pärchen nicht durch's Jacobsthor,
Denn ganz vergebens harrte dort der Wagen.
(Laut) Nun! Glück der Flucht; gleichviel auf welchem Wege!

Feltro.

Ihr ſpottet meines Unglücks. Seyd ein Chriſt Ihr?
Doch hohnlacht nur! Ich hol' die Flücht'gen ein;
Die Sbirren ſollen Flügelboten ſeyn.
Ich geh' zum Richter — —

Marcheſe.

Deß bedarf es nicht;
Denn Mißtrau'n und Beſorgniß trieben mich —
Schon hab' ich das Gericht hieher beſchieden.

Feltro (erſchreckt).

Was ſprecht Ihr da?

Marcheſe.

Der Juſtitiar kommt mit
Dem Inquiſitor — dort ſchon die Soldaten.

Feltro (bei Seite).

O Schrecken!

Dritter Auftritt.

Vorige. Ein Hauptmann (mit) **Sbirren.**

Marcheſe (der dem Hauptmann den von Feltro erhaltenen Brief giebt).

Hauptmann, dieſen Brief hier zeigt
Dem Juſtitiar —

Hauptmann.

Sogleich, Signor Marcheſe.

Marcheſe (bei Seite).

Wenn Leonina doch im Kloſter wär'?
— Ich will doch gleich zu der Aebtiſſin eilen.

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Feltro. Hauptmann. Sbirren.

Feltro.

Ihr ſeht's, ich bin ein Opfer ſchwarzen Undanks.
Ich bitt' Euch, ſchickt nach allen Winden aus,
Schafft die Entfloh'nen mir zurück in's Haus;
Gebunden bringt ſie; ja, bringt todt ſie her,
Setzt' etwa der Entführer ſich zur Wehr.
Mein Vormundsrecht, mein Oheimsrecht befehlen —

Hauptmann.

Erlaubt, Signor, ich hab' hier nicht zu wählen.
Dem Juſtitiar gehorchen iſt mir Pflicht.
Dort kommt er ſchon. Ihm geb' ich dieſes Schreiben.
(Er giebt dem eintretenden Juſtitiar das Geſchriebene.)

Fünfter Auftritt.

Feltro. Hauptmann. Juſtitiar. Inquiſitor. Sbirren.

Feltro (bei Seite).

Was ſoll das heißen? Was ſoll hier geſchehn?
Der Juſtitiar — der Inquiſitor mit ihm?
— Doch ſtill! ſie leſen Leoninens Schrift.
— Nur Faſſung.

Juſtitiar (zum Hauptmann).

Unterrichtet ſind wir ſchon.
Marcheſe Gazamonte gab im Vorſaal
Uns Kunde von dem Hergang. Gebt Befehl,
Daß man ſofort die Flüchtigen verfolge;
Auch haltet jeden Ausgang hier beſetzt,
Und wehrt dem Volk zu uns hereinzudringen.

Hauptmann (ab mit den Sbirren).

Sechster Auftritt.

Inquiſitor. Feltro. Juſtitiar.

Inquiſitor (der langſam vorkam, immer kalt und lauernd).
Signor, Ihr nennt Euch Arpagone Feltro?

Feltro.
So iſt's, Hochwürd'ger.

Inquiſitor.
Schon ſeit läng'rer Zeit
Hält das Officium Sanctum Euch im Auge.

Juſtitiar (immer barſch).
Die armen Seidenſpinner im Gebirg,
Die Ihr zu hartem Frohndienſt' Euch verknechtet,
Und denen ſchmählich Ihr den Lohn verkürzt —
Sie fluchen Euch und ſchrei'n des Himmels Rache
In Ihres Hungers Noth auf Euch herab —

Inquiſitor.
Verklagt auch ſeyd Ihr liſt'gen Waarenaufkauf's,
Unreiner Hand im Handel und Verkehr,
Schmählichen Wuchers und gebroch'nen Eidſchwurs.
Die heil'ge Kirch' und das Geſetz des Landes
Begehren Kund' und Auskunft d'rob von Euch.

Juſtitiar.
Macht's kurz, Signor! Geſteht — geſteht ſogleich.

Feltro (bei Seite).
Weh' mir!

Inquiſitor.
Die Stadt, das Land iſt d'rob in Gährung.

Juſtitiar.
Gebt Aufſchluß, ſonſt durchſuch' ich Euer Haus.

Feltro (erſchüttert).
Durchſuchen?

Inquiſitor.

Und beſtätigt ſich die Klage,
So fällt Eu'r Hab' und Gut in zwoen Hälften
Dem Landesfiscus und der Kirche zu.

Juſtitiar.

Ihr ſelber aber wandert in's Gefängniß
Auf Lebenszeit — —

Feltro (wie vorhin).

Gefängniß? Lebenszeit?

Inquiſitor.

Ein frei Geſtändniß rettet Euch von Haft.

Juſtitiar.

Sprecht! habt Ihr unrecht Gut an Euch gerafft?

Feltro (bei Seite).

Leugn' ich, ſo ſuchen ſie; und Weh mir! fänden
Sie meine Schätz' und die Begrab'nen gar —

Inquiſitor.

Antwortet —

Juſtitiar.

Rede ſteht!

Feltro.

Bei Fülle von
Geſchäften kann es ſich mitunter fügen,
Daß Irrthum, daß Verſeh'n —

Juſtitiar.

Ihr weicht uns aus.

Inquiſitor.

Dem Reu'gen wird die Kirche Gnade ſpenden;
In ihren Namen biet' ich ſie Euch an.

Juſtitiar.

Des Richters Strenge von Euch abzuwenden,
Bekennt; ſonſt ſeyd Ihr ein verlor'ner Mann.

Feltro (bei Seite).

Sie prahlen? Da kann's gut noch für mich enden.
Ich angl', und gelt! die Fiſche beißen an.

Inquiſitor.

Sprecht, Feltro.

Juſtitiar.

Sprecht! Ihr ſteht vor Euren Richtern.

Feltro.

Wahr iſt's, manch Gut floß mir aus einem Quell,
Der nicht ganz rein ſeyn mogte. Armen Teufeln
Kauft' ich Kleinodien ab, die ſie entlehnten
So, daß der Leiher es zu ſpät erfuhr.

Inquiſitor.

Von Dieben kauftet Ihr?

Feltro (ſchnell).

Von Dieben nicht;
Nein, nein! (Bedeutend) von armen, ſchwachen Erdenſöhnen,
Von deren Händen nie die linke wußte,
Was von der rechten ward verübt —

Inquiſitor.

Unſel'ger!

Juſtitiar.

Verruchter Hehler! wohl auch Stehler gar!

Feltro.

Hochwerthe Herr'n, ich ſchwör' es, niemals nahm ich,
Was mir nicht zukam —

Juſtitiar.

Aber Wucherzins,
Vierzig vom Hundert nahmt Ihr — wenn nicht mehr!

Feltro.

Ei, nicht doch, Herr! Das calculirt ſich anders.
Weil oft des Zinſes Zahlung nicht erfolgt,
Muß man den Zins vorweg cap'taliſiren.

Inquiſitor.

O Sohn der Sünde!

Juſtitiar.

Opf'rer Belials!

Feltro.

Erzürnt Euch nicht, vielwerthe Monſignori!
Hört eines Reu'gen Büßungvorſchlag an.
Ihr wähnet, ein Pactolus ſtröme mir,
Und mögtet Gold aus deſſen Fluthen waſchen —
Gut! aber waſcht für Staat und Kirche nicht,
Denn Staat und Kirche haben Ueberfluß;
Der Armuth denkt, und waſcht dann für die Armuth.

Inquiſitor.

Wie meynt Ihr das?

Juſtitiar.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Feltro (zum Inquiſitor).

Hochwürd'ger Monſignore — (zum Juſtitiar) Bied'rer Richter —

Ihr ſeyd die tugendhaft'ſten, redlichſten
Der Menſchen — wahre Muſterbilder ſeyd Ihr —
Ihr ſeyd — — fürwahr! ich weiß nicht, was Ihr nicht ſeyd.

Gefall' es Euch, der Armuth zu gedenken;
Laßt für die Armuth Euch von mir beſchenken!
Zehnmal zehntauſend gold'ne Scudi jedem
Von Euch, vielwerthe, fromme Monſignori!

Nicht daß von dieſem meinen Büßunggold
Ihr jemals Rechnenſchaft mir geben ſollt —
O nein! das wär' ein ſündliches Begehren.
Nur durch ein Atteſtat mögt Ihr erklären,
Daß ich verläumdet ward, daß rein von Hand
Ich bin, daß ſich an mir kein Unrecht fand.

Inquiſitor und Juſtitiar.

Beſtechung?

Feltro.

Nicht doch! nicht doch! Armenſpende!
(Bei Seite) Zu wenig bot ich —

Juſtitiar.

Eure Schlüſſel her!

Inquiſitor.

Wenn Eure Reue wahr iſt —

Feltro.

Wahr? O, ſehr,
Sehr wahr! — ich gebe hunderttauſend mehr.

Juſtitiar.

Fort, zur Durchſuchung!

Inquiſitor.

Weiſ't Euch ihm geneigt,
Herr Juſtitiar, denn ſeine Reue ſteigt.

Feltro (bei Seite).

Noch ſteigen ſoll ich? (Laut) Dreimalhunderttauſend —

Siebenter Auftritt.

Vorige. Hauptmann.

Hauptmann.

Das Volk bringt immer ſtürmiſcher zum Hauſe;
Geſtraft will den es ſehen, den's verabſcheu't.

Juſtitiar (zum Hauptmann)
Sagt nur, die Unterſuchung ſey im Gange;
Man möge warten —
Inquiſitor (zum Hauptmann).
Doch gewiß nicht lange.
Hauptmann (ab).

Achter Auftritt.

Inquiſitor. Feltro. Juſtitiar.

Juſtitiar.
Gewiß nicht lange. (Will ihm die Schlüſſel nehmen.)
Her die Schlüſſel!
Feltro (abwehrend)
Hört doch!
Mit Viermalhunderttauſend ſey's gethan.
(Eine Brieftaſche hervorziehend) Handveſten ſind hier und Verſchreibungen
Im vollen Werth von Viermalhunderttauſend —
Denkt Eurer Armuth, denkt des Himmelsſegens,
Den Ihr erwerbt, wenn Ihr —
Inquiſitor (bedeutungvoll).
Nun, Juſtitiar?
Juſtitiar (eben ſo).
Nun, Monſignore?
Feltro.
Gelt! Ihr ſchreibt den Schein —
Inquiſitor (wie vorhin).
Da müſſen wir ja wohl —
Feltro (bei Seite).
Aha! der Fiſch beißt an —
Juſtitiar (wie vorhin).
Wenn Ihr's ſo meynt, hochwürd'ger Herr,
Verfaſſ' in alter Form das Atteſtat ich.

Inquiſitor (wie vorhin).
Ganz recht; in alter Form.

Juſtitiar (ſetzt ſich und ſchreibt).

Feltro (bei Seite triumphirend).
Sie ſind's gewohnt;
Nach „alter Form“ läßt ſich das Tribunal,
Selbſt das Officium Sanctum ſich beſtechen!
Ich wußt's vorher. Vor'm Götzen Gold knie'n Alle;
Iſt's nicht in dieſem, iſt's in jenem Falle.
(Den Juſtitiar deutend.) Triumph! er hat geſchrieben.

Juſtitiar (der aufſteht).
He! Montani!

Neunter Auftritt.

Vorige. Hauptmann.

Juſtitiar (dem Hauptmann das Geſchriebene gebend).
Nehmt dieſe Order. Laßt dem Volk ſie künden.
Es gebe jeder, der beſtohlen ward,
Vermißtes auf, ob's hier ſich etwa finde.

Hauptmann (ab).

Zehnter Auftritt.

Inquiſitor. Feltro. Juſtitiar.

Feltro (bei Seite).
Entſetzlich! Ha! noch nicht genug bot ich.
(Laut) Verräth'riſch, hinterliſtig, tückiſch, bübiſch —
(Sich beſinnend) Doch nein! o nein! Nicht ſchmäh'n wollt' ich, Signori;
Voll machen will ich die Million Euch — voll!
Nur widerruft den ſchrecklichen Befehl.
Bedenket Euern — nein, der Armuth Vortheil!
Vollaus bezahlen will ich die Million —

Million! mit ihr ſitzt man auf einem Thron.
Bedenkt, was Ihr durch ſie Euch könnt erzwängen;
Die Himmelspfort' iſt ja mit ihr zu ſprengen!

Inquiſitor.

Schweigt! Ihr ſeyd reif.

Juſtitiar.

Werth, daß das Volk Euch ſteinigt.

Feltro (verzweifelnd).

Ihr ſeyd verſchworen —

Juſtitiar.

Nicht doch; nur vereinigt,
Das Recht zu wahren im Toſcanerland;
D'rum geh'n hier Staat und Kirche Hand in Hand.

(Getöſe von außen. Der Hauptmann hält mit den Sbirren vergebens das eindringende Volk zurück.)

Elfter Auftritt.

Vorige. Hauptmann. Sbirren. Volk. Marcheſe.

Volk (eindringend).

Wo iſt der Wuch'rer? wo der Diebſtahlshehler?

Juſtitiar.

Zur Ordnung, Hauptmann! (Zum Volke) Florentiner ſeyd
Geduldig! Recht wird hier geſprochen werden.
— Zur Hausdurchſuchung! Hurtig! Fackeln her,
Daß ſie hinab uns in die Keller leuchten!

Feltro (inſtinctmäßig zur Wandthür hin, die er mit ſeinem Körper deckt).

Nein, nein! hier iſt nichts zu durchſuchen; nichts hier.

Juſtitiar.

Was? meynt die Wand er? wär' ſie hohl?

Marcheſe (der vordrang).

Wohl möglich.
Geheime, unterird'ſche Löcher hegt

In Florenz manch Gebäu, wie dies eins iſt.
Mißtrau't dem Wuch'rer! Prüfet jene Wand;
Gewiß hat hinter ihr er ſeine Schätze.

Feltro (wendet ſich, ſo daß er jetzt mit ſeinem Rücken und ausgebreiteten Armen die Blendthür deckt).

Was ſchmäh't Ihr mich, Marcheſe?

Marcheſe.

Sucht! durchſuch't!

Volk.

Sucht! unterſucht!

Juſtitiar.

Schafft, daß er Raum uns gebe!

Hauptmann und **Sbirren** (reißen Feltro weg).

Feltro (ringend).

Gewalt! Ihr habt kein Recht an meine Wände.

Marcheſe (erſt an der Thür, dann am Fußboden ſuchend).

Vielleicht hält er die Mündel gar verſteckt
Mit dem Geliebten; meine Späher ſchwören,
Daß Beide während der vergang'nen Nacht
Mit keinem Schritt aus dieſem Hauſe kamen.

(Er findet die Feder; die Blendthür ſpringt auf).

Ha! eine Fallthür! Fort! hinab! durchſucht.

(Ab mit gezogenen Degen durch die Blendthür: der **Juſtitiar** und einige **Sbirren** mit Fackeln folgen ihm. Etliche **Sbirren** halten während der folgenden Scene die Blendthür beſetzt und geöffnet.)

Volk und **Sbirren.**

Hinab! durchſucht!

Zwölfter Auftritt.

Feltro. Inquiſitor. Hauptmann. Sbirren. Volk.

Feltro.

Ihr ſtürmt mein Haus — Hinweg! Wer hat Befugniß,
Zu ſuchen hier? Mein, mein iſt Alles hier.
— Fluch über Euch!

Volk.

Verflucht ſey er, der Geizhals!

Inquiſitor.

Ihr ſelber rieft den Fluch auf Euch herab,
Daß Kirch' und Staat ihn ſchier beſtät'gen mögten.
Ihr habt der Armuth Schweiß und Blut getrunken,
Der Menſchheit Recht zu Gold Euch ausgemünzt,
Mit Füßen Kirch' und Staatsgeſetz getreten —

Volk.

Fluch über ihn!

Feltro.

Gewaltthat! Greu'l! Entſetzen!

(Ferner Donner).

(wie weinend) Ich ſoll nicht mehr mein Gold ſeyn, ſoll mein Gold
Nicht mehr berühren, ſoll nicht zählen mehr
Mein Gold, ſoll nicht auf meinem Gold mehr ſchlafen!

(Blitz und Donner.)

(zornig) Sie nehmen's mir, daß mir's nicht mehr ſoll nützen!
Sie nehmen's mir, um ſelbſt es zu beſitzen!
— Schlag, Himmel, d'rein mit Deinen Wolkenblitzen!

(Heftiger Donnerſchlag.)

Jetzt zündet's — ja! die Mönchserfindung wirkt —
(Pauſe) Nein. Sie wirkt nicht — der Donner rollt vorüber;
Die Wolke hört auf meinen Angſtruf nicht —
Steh', Goldgeiſt, Du mir bei! — Ich muß hinunter!
Ich will bei meinem Gold da drunten ſeyn!

(Er hat ſich losgerungen und entreißt einem der Sbirren eine Fackel.)

Die Fackel her! — Verderben? Ihr ſollt's haben,
Mit mir Euch unter Trümmern zu begraben.

(Er rennt gegen die offene Thür; **Marcheſe** ihm entgegen, mit vorgehaltenem Degen.)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Alle Uebrige.

Marchese.

Zurück, Verruchter!

Feltro (der in den Degen rannte, und dem die Fackel entfällt).

Ha! Verwundet — (wankend) — o!

Justitiar (führt Leonina mit Rodolfo und Cascant herein).

Sein Maaß ist voll! Enthüllt sind seine Greu'l,
Gerettet diese Drei, die er dort unten
Gefangen hielt.

Alle.

O Schrecken!

Rodolfo (der Leonina, welcher die Frauen aus dem Volke Beistand leisten, wie ohnmächtig in seinen Armen hält).

Leonina!

Feltro (vom Hauptmann unterstützt).

Verwundet — o! und fern von meinem Gold,
Von meinen Edelsteinen — meinen Schätzen!
— Ich will sie seh'n, sie fassen, sie verschlingen,
Wie einst Saturn die eig'nen Kinder fraß.
Nichts will ich lassen — gar nichts! Mit mir soll's,
Mein Gold und Silber, Oel und Wein und Holz —

Inquisitor

Besinn' Dich, Feltro, unglückseel'ger Mann!
Dein Blut verströmt — es tritt der Tod Dich an.
Verklage nicht Dein selbstbereitet Loos;
Bußfertig wirf Dich in der Kirche Schooß.
Dem ew'gen Richter hast Du Dich zu zeigen —
Versuch's, vor ihm Dich im Gebet zu neigen.

Feltro (vom Hauptmann losgelassen, auf beide Knieen sinkend, in Todesangst).

Ja, ja — Gebet — — Vielleicht erhört's der d'roben —
Obwohl — da d'roben — nur Vielleicht — mir vorschwebt.

— Erbarmen, Gott! laß — meine Schätze mir,
Und — glaub' mir's Herr — die Hälfte — ſchenk' ich Dir.
(Er ſtirbt).

Inquiſitor (erſchüttert, den Todten zeigend).
Im Tod noch Sclav des Goldes, wie im Leben. —
(Das Haupt entblößend, welchem Beiſpiele die Uebrigen langſam folgen)
Betet für ihn — und Gott mög' ihm vergeben!

(Der Vorhang fällt.)

Husch.

Eine wahre Geschichte.

„An diesem Orte
Ruhen die sterblichen Reste Eines,
Welcher Schönheit besaß ohne Eitelkeit,
Kraft ohne Vermessenheit,
Muth ohne Trotz,
Alle Tugenden des Menschen ohne dessen Sünden.
Dieser Lobspruch, der eine tolle Schmeichelei wäre
Über menschlicher Asche geschrieben,
Ist nur ein gerechter Zoll der Erinnerung an
Boatswain, den Hund,
geboren in Neufundland im Mai 1803,
gestorben — — am 18. November 1808."

„Byron's Leben," v. Ph. A. G. v. Meyer, S. 30.
(Lord Byron's sämmtl. Werke, v. Dr. Adrian, Ir Theil.)

Nichts konnte roſiger, friſcher und anmuthiger ſeyn als Lucie, Lucie mit den Kirſchenlippchen, den funkelnden blauen Äugelein, den runden kleinen Apfelwangen, dem blonden lockigen Haar! Lucie gehörte zu jenen lieblichen Kindern, die als halb Frucht, halb Fleiſch erſcheinen, und die man, wie der für ſie glücklich erdachte Ausdruck es bezeichnet — aus Liebe aufeſſen mögte. Eines von ihnen hat der engländiſche Maler Lawrence, der Rafael für Kinderbildniſſe, mit ſeltener Meiſterſchaft auf die Leinwand gezaubert. Auch bringt wohl nur England ſolche Kindlein hervor, gleichſam als ſollte es darüber getröſtet werden, keine Pfirſiche erzeugen zu können.

Lucie zählte vier Jahre. Lucie ergötzte ſich an Puppen aus Java. Dieſe Puppen ſind ſchwarz; in Deutſchland kennt man ſie nicht, wo man überhaupt nichts kennt, wie unſere Reformſchreier uns gern glauben machen mögten, damit wir nur wie ſie denken und wenn möglich nur nach ihren Pfeifen tanzen. Inzwiſchen ergötzte Lucie ſich minder an ihren Javapuppen, als an Mandelkuchen; mehr aber als an Javapuppen und an Mandelkuchen ergötzte Lucie ſich an — Huſch.

Huſch war ein Wolfshund — von welcher Gattung weiß ich nicht, ſehr vermuthlich gehörte er der häßlichſten

an — einer Mischung von Wolf und Fuchs. Er war noch jung, versprach aber wenig oder nichts in seinem zottigen Fell und mit seinen garstigen Ohren, von denen er das linke hängen ließ, das rechte spitzte, und so das phrenologische Kennzeichen eines diebischen Hundes zur Schau stellte.

Ungeachtet seines schmutzig grauen und zottigen Felles, seiner etwas gekrümmten Vordertatze, seines in eine Pinselspitze auslaufenden Wedels und seiner unter häßlich gekräuselten Brauen hervorschielenden Augen gefiel Husch dennoch wie Alles was da jung ist; gefallen doch sogar junge Eidechsen und junge Schlangen!

Das Freudengeschrei der kleinen Lucie mischte sich mit den quiekenden Gebellversuchen des Hündchens Husch, wenn Beide mitsammen sich auf dem Sopha wälzten. Lucie krabbelte mit ihren rosigen Fingern an dem weißröthlichen Bauche des Thieres herum, Husch hielt des Kindes nacktes Knie mit seinen noch krallenlosen Vordertatzen umklammert, oder prüfte sein noch nicht aus dem Kinnbackenfleisch hervorgedrungenes Gebiß an der milchweißen Schulter Luciens. Dann glitschten Beide, wie ein Knäuel Baumwolle und ein Klümpchen Pferdehaar, vom Sopha auf den Teppich, kollerten auf diesem sich in den Alkoven hinein, und kamen aus diesem wie eine einzige in Tüchern und anderen Kleidungstücken gehüllte Kugel hervorgerollt. Und waren sie dieser Spiele müde geworden, so entschliefen sie unter dieser Hülle, aus der man sie alsdann herausnahm, um ihnen einzeln zu betten.

Mistreß Philipps war eine überaus zärtliche Mutter, obwohl sie eine reiche Dame war. Eine treffliche Mutter war Mistreß Philipps. Nachts stand sie auf,

um nachzusehen, ob ihr Töchterchen gehörig zugedeckt lag, ob auch etwa der Schein der Lampe den Augen des Kindes nachtheilig werden könnte. Eigentlich gaben dergleichen Besorgnisse nur einen Vorwand für Mistreß Philipps ab, das Odemgesäusel von Luciens Lippen wegzuküssen, oder ihres Lieblings Händchen mit mütterlicher Zärtlichkeit umfaßt zu halten. Sara die Wirthschafterin, gab ihrer Herrin in dieser sorglichen Liebe für das Kind nichts nach. Beide Frauen wetteiferten verstohlen miteinander in ihrer Pflege der Kleinen, zumal Nachts an der Wiege derselben. Beiden hatte der Arzt dieses nächtliche Aufstehen untersagt; der Mutter, weil sie in Folge ihrer Niederkunft sehr schwacher Gesundheit war; der Wirthschafterin, weil sie oft an bösen rheumatischen Zufällen litt. Dennoch geschah es oft, daß Beide, ungeachtet ihrer Verstohlenheit, einander Nachts an der Wiege Luciens begegneten.

„Was thun Sie nun schon wieder, Mistreß?“ hob dann Sara an; „bedenken Sie doch Ihren wankenden Gesundheitzustand!“

„Und Du selbst, Sara! warum denkst Du nicht an deinen Rheumatismus?“

„Ich hörte das Kind weinen.“

„Das ist nicht wahr, Sara! Ich bin seit zwei Stunden wach, und Lucie hat sich nicht geregt.“

„Nun, Mistreß! weshalb verließen Sie denn das Bett?“

Und die gegenseitigen Vorwürfe erstarben in ein gemeinsames Betrachten des Kindes, das einem Engel gleich strahlte; denn wenn die Kindlein schlafen, so weilen sie im Himmel, obschon keines von ihnen dies jemals ge-

ſagt hat, eben weil ſie bei'm Erwachen es wieder vergeſſen haben.

Im Hauſe der Miſtreß Philipps herrſchte die edle Unabhängigkeit jenes bürgerlichen Wohlſtandes, der ſich als der ſtolze Sohn der Freiheit und des Handels darſtellt. An ihm zeigt ſich nichts das zu viel wäre; er nimmt die wahrhaftige Mitte zwiſchen Adel und Volk ein; er verbreitet wenig Glanz, wohl aber liebt er und hegt er die ſchönſte Ordnung. Kein prunkendes Geräth ſtellt er auf, allein in ſeinen Schreinen befinden ſich gewichtiges Silberzeug und Fülle von Linnenbekleidung. Ueberall in ſeiner Behauſnng herrſcht die Tugend des Proteſtantismus, die Reinlichkeit. Die Dienerſchaft des Hauſes iſt auserleſen höflich. Die Betten der Familie ſind früh um neun Uhr gelüftet und friſch aufgemacht; die Angoraкatze ſchlummert auf der Lehne des Großvaterſtuhls; ein Papagei, ehrwürdig durch ſeine Betagtheit, ſchläft, ſeit der Zeit der Entdeckung von Amerika, ſtets nur auf einer ſeiner Klauen hockend; Bilder an der Wand enthalten altteſtamentariſche Geſchichten, deren Helden in der Zipfelperrücke, in Schnallenſchuhen und mit Kniegürteln abgemalt ſind.

Miſtreß Philipps ſah ſeit der Abreiſe ihres Gatten Niemanden bei ſich als ihren Hausarzt, einen ſtattlichen wohlbeleibten Herrn, der den für drei Perſonen Raum bietenden Sopha zur Hälfte einnahm, wenn er ſich in die eine Ecke desſelben ſetzte, jedoch für Niemanden neben ſich einen Sitz ließ, wenn er ſich auf die Mitte des Kanapees niedergelaſſen hatte. Er nannte ſich Young, ohne jedoch die mindeſte Ähnlichkeit mit ſeinem berühmten melancholiſchen Namensvetter zu haben. Er war Annens

Arzt geweſen, ehe Anna eine Miſtreß Philipps ward; ja, er war es, der mit ſeiner Hülfe und ſeinem Rath ſchon Annens Mutter unterſtützte, und ſo eine Art von väterlichem Anſehen in den Augen der Miſtreß Philipps gewonnen hatte. Dieſes Anſehen machte er noch jetzt dadurch geltend, daß er Anna Philipps über den Wandel und die Unwürdigkeit ihres Gatten tröſtete, wozu er ſich um ſo höher verpflichtet fühlte, als er leider vorſchnell genug ſeine Zuſtimmung zu Annens unglücklicher Verehelichung gegeben hatte. Als nun die Körperkräfte Annens durch das Seelenleiden der Dulderin ſich allgemach ſchwächten, hatte Young keine dringendere Sorge als die, ſeine ärztlichen Waffen gegen Annens Feind zu richten um dieſem wenn möglich, oder doch ſo lange als möglich ſeine Beute vorzuenthalten. Young erſtrebte Heilung, oder doch Schmerzenslinderung ſeiner Kranken mehr durch Seelenſpeiſe, die ſeine Innigkeit ihnen darbot, als durch pharmaceutiſche Mittel. Und wenn nun die Kräfte ſeiner Pflegebefohlenen, der Dame Philipps, der Laſt des Herzenskummers erliegen wollte, wenn ihre Gemüthsaufregung auf ihren Blutumlauf wirkte, und ein fieberiſches Nervenbeben erzeugte, wie war da der Arzt und Menſchenfreund zu gleicher Zeit thätig! Wie zeigte er, indem er der Kranken den ſänftigenden Heiltrank einflößte, auf die kleine, liebliche Lucie hin, die täglich reicher zu werden ſchien an Schönheit und Anmuth, und welch' ſüßes Lächeln der Hoffnung lockte er dann auf Anna's Lippen! Tag nach Tag ſtärkte er die Frau durch die Mutter, ſo wie man wohl das eine Glied des Körpers dadurch heilt, daß man das ihm verwandte Glied ärztlich behandelt.

O, welche edle Berufsthätigkeit des Arztes! Young übte dieſe ſeine rührenden wiſſenſchaftlichen Vaterpflichten wohl in zwanzig verſchiedenen Familien der Stadt aus, ohne ſich an liebreichen Worten und an wirkſamen Linderungmitteln zu erſchöpfen. Begreift man's wohl — ach! ich fürchte, der Menſchen Undankbarkeit läßt ſolchen Glauben nicht aufkommen — begreift man's wohl, welche Opfer ein Arzt, wie Young es war, dem Heile ſeiner Mitmenſchen darbringt? Wenn Ihr an Eure Güterverbeſſerung, an Eure Vergnügungen, Eure Nichtigkeiten denkt, denkt Euer Arzt an Euer Leben, an Eure Geſundheit, die Ihr nur allzuoft durch Eure Kämpfe mit Welt und Leidenſchaften in die Schanze ſchlagt. Für Euch giebt es Freude aller Art — für ihn giebt es keine. Vor ſeiner Mittagsmahlzeit hat er eine Operation vorzunehmen — eine andere Operation fordert ihn bei ſeinem Erwachen. Seine Hand darf nicht zittern; ſein ihn berauſchendes Getränk muß alſo klares Waſſer ſeyn. Ihr lacht und ſcherzt — er denkt und ſinnt; Ihr tanzt nach dem Klange der Geigen und Flöten und bei'm Schimmer der Wachskerzen — er bringt fünf Stunden der Nacht am Bette der Kreiſenden zu, um ihr je öfter deſto lieber die Troſtworte zuzuflüſtern: „Geduld, Madame, Geduld! Sie werden ſich von dieſem Lager als glückliche Mutter erheben.“ Und ſcheidet er nun von dieſer „glücklichen Mutter“ — ſiehe da! auf der Schwelle des Hauſes harrt ſeiner ein Bote, dem er unverzüglich folgen ſoll. Ein Greis iſt vom Schlagfluß befallen; und Young ſteht ſofort am Bette des Greiſes, den er durch ſeine Kunſt und durch ſein gutes Glück dem Leben und den Seinigen zurück giebt, die nun dankerfüllt ihn preiſen,

daß er ihnen den Vater, den Beschützer einer zahlreichen Familie erhielt. Ihr zählt, ja, ja, Ihr zählt die Besuche des Arztes! Zählt Ihr auch die grauen Haare, die Runzeln, die er durch Euch, für Euch gewann? Ihr zahlt ihm seinen Besuch mit einem Gulden — mit einem blanken Gulden! Beinahe könntet Ihr für diesen Gulden ein Concertbillet lösen — wie großmüthig seyd Ihr doch! — Sagte ich, dem Arzte, wie Young einer war, blühe keine Freude? Ich habe Young's edles Herz gelästert, wenn ich das sagte. Aber er genießt einer Freude, wie Ihr sie nimmer kanntet, nimmer kennen werdet. Seine Freude ist die, die Ermatteten zu erquicken, die Leidenden zu trösten, die Beunruhigten zu schwichtigen, das Gelb des Krankseyns in die Bläße des Genesens zu verwandeln, das Roth des Lebens auf bleiche Lippen mit dem Tode Ringender zurückzurufen! —

Wie lang auch die Winterabende wurden, vergrößerte sich dennoch niemals der Gesellschaftkreis im Zimmer der Dame Philipps. Ein Theetisch zwischen dieser und dem Arzte Young füllte den Raum, den zwei Lehnstühle inmitten des Gemaches übrigließen. In einem dritten Lehnstuhle saß Sara, jedoch etwas näher an der Thür, damit Sara desto flinker kleine nothwendige Hausdienste leisten könnte; am Kamine aber hockten und spielten Lucie und Husch.

„Doctor," sagte Mistreß Philipps eines Abends, indem sie dem Arzte die Theetasse füllte — „Doctor, ich mögte Luciens zeitliches Glück gesichert wissen."

„Aber, liebe Freundin, das ist ja bereits geschehen," antwortete Young, „nach Ihrem Hinscheiden, das des Himmels Gnadenhand so lange als möglich zurückhalten

wolle, erbt Lucie ja Ihr ganzes, gewiß nicht unbedeutendes Vermögen."

„Unter großen Beschränkungen, lieber Freund," entgegnete die Kränkelnde; „denn sterbe ich während der Minderjährigkeit meines Kindes, so fällt der Nießbrauch meiner Güter an den Vater Luciens bis zu deren Volljährigkeit. Das Gesetz räumt ihm solches Recht ein. Wie aber wird Philipps dieses Recht ausüben? Mich schaudert, wenn ich nur daran denke! Mein Kind kann dann sechs, sieben, ja zehn Jahre des Entbehrens, des Unglücks, des Elends verleben müssen. — Arme Lucie!" setzte die erschütterte Mutter hinzu, indem sie mit ihren schneeweißen aber hageren Fingern die dichten, blonden Locken der Kleinen streichelte.

„Nicht doch, Lucie!" rief der Doctor. „Hör' auf, den Hund zu necken; er beißt Dich sonst endlich noch."

Aber Lucie hatte den Hund gar nicht geneckt; jedoch Young wollte so gern ein ganz anderes, seine Patientin minder peinigendes Gespräch herbeiführen, während Sara es gar nicht zu wissen schien, daß sie nun schon zum dritten Male die Tasse Thee des Arztes zuckerte.

„So also, Doctor," fuhr Mistreß Philipps fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, „so also müssen wir meine liegenden Gründe versilbern, und den Erlös der Obhuth eines treuen Freundes überantworten, damit Lucie bei ihrer Volljährigkeit ihr Erbe unverkümmert erhalte. Dadurch weichen wir der verhängnißvollen Vormundschaft des Vaters aus und sichern das zeitliche Gut meiner Lucie, meiner lieben Lucie. Aber ein solcher treuer und wie das Grab verschwiegener Freund ist wohl schwer zu finden?" setzte Mistreß Philipps hinzu, indem

ſie aufſtand, die Kleine in ihre Arme hob, und ſie in die des Doctors gleiten ließ.

Lucie auf ſeinem Schooße haltend blickte Young zu der Leidenden auf und entgegnete: „Hat das denn aber im mindeſten Eile? Sie laſſen Ihrer Einbildungkraft allzu freien Spielraum, beßte Lady. Glauben Sie mir, Ihre Geſundheit iſt weit beſſerer Art als die Meynung die ſie von ihr hegen.“

„Es mag ſeyn“, verſetzte Luciens Mutter; „indeß was verlieren wir durch die von mir in Anregung gebrachte Vorſichtmaßregel? Schreiten wir zu ihr, und ich werde dann ruhig ſchlafen. Ach, Doctor ich ſchlafe ohnehin ſo wenig.

„Nun denn,“ ſagte Young mit dem Lächeln des Nachgebens, „ſo kaufe ich Ihre Grundbeſitzungen — und fürwahr! ohne ſolchen Kauf würde ich nimmer ſo reich geworden ſeyn können, als ich es dann —— für dieſes liebe Mädchen ſeyn werde!“

„So ſoll mein Anwalt Burns das Weitere mit Ihnen beſprechen, guter Doctor. Auch eſſen Sie ja wohl morgen bei mir zu Mittage.“

Der ſcharfblickende Arzt gewahrte recht wohl, wie Miſtreß Philipps unter der anſcheinenden Gleichgültigkeit, womit ſie über ihre Morgengabe verfügte, das Gefühl von ihrem nahen Tode zu verbergen ſtrebte. Nicht mehr wagte er ihre Ahnung von ihrem baldigen Hinſcheiden zu tadeln, vielweniger noch ſie zu beſchelten, als er die zarte, kaum achtundzwanzigjährige Mutter von Tage zu Tage immer körperlich ſchwächer werden ſehen mußte. Es giebt allerdings eine Organiſation in einigen Menſchen, welche der jener Blumen gleicht, die mit ihrem Dufthauche

der Bahn der Sonne folgen und eben deshalb verwelken müssen, sobald die Abenddämmerung eintritt. Anna Philipps war ein solches Wesen. —

Lucie war auf dem Schooße des Doctors entschlummert. Nachdem dieser die Kleine in ihr Wiegenbettchen gelegt hatte, reichte er seiner Pflegebefohlenen die Hand und sagte: „Legen Sie sich auch schlafen, Mistreß Philipps; Sie sind wirklich sehr aufgeregt, Ihre Hand brennt — Sara, reiche Deiner Herrin ein Täßchen von dem Kühltranke. — Gott gebe Ihnen eine gute Nacht, liebe Freundin.“

Der Doctor ging. Mistreß Philipps sank in ihren Lehnsessel zurück. Das Feuer im Kamin hatte angefangen zu verglimmen. —

Das Seelenleiden, dem Anna Philipps erlag, hatte sich aus einer Heirath erzeugt, die durch den dummen Ehrgeiz des Vaters Annens, eines reichen Eisenhändlers in der City, herbeigeführt worden war. Ein herabgekommener Peer von England, der Baronet Philipps, hatte sich erboten, seine Pergamente und seinen Sohn gegen die schöne, lebensfrohe und liebenswürdige Anna Wilkins auszutauschen. Der Eisenhändler, der einen Titel für das zuverlässigste Mittel hielt, ein Vermögen bis zum Ungeheuren zu steigern, das durch den Handel nicht mehr vergrößert werden konnte, glaubte auf seine Tochter speculiren zu müssen und verheirathete diese, vermöge seiner väterlichen Autorität, unbekümmert ob darüber die Börse noch lauter als der Salon lachte. Wohl war dies ein Unglück für Anna; denn Anna, jetzt eine vornehme Dame geworden, mußte der Etikette wegen den Umgang mit ihren bürgerlichen Freundinnen auf-

geben, während die Ladies, wiederum der Etikette wegen, die Emporkömmlingin nur mit Naserümpfen in ihre Kreise aufnahmen. So sah die Aermste sich bald von einer Verlassenheit umgeben, in der ihr selbst kein Trost von ihrem Gatten ward, denn dieser hatte bei Tag und bei Nacht nichts Angelegentlicheres zu thun, als die bürgerlichen Guineen seines Herrn Schwiegervaters in die vornehme Welt einzuführen. Lord Philipps trieb sogenanntes Börsenspiel — die Industrie derer, die keine Industrie in sich selbst tragen. Er gewann — er verlor; da jedoch die politischen Ergebnisse, die die Anordner des Steigens und des Fallens der Staatspapiere sind und bleiben, unserem edlen Lord nicht immer die gewünschten Glückeswendungen zuführten, so machte es diesem endlich Langweile sich als einen Spielball der Zufälle ansehen zu müssen; weshalb er denn verwegen genug öffentliche Nachrichten verfälschte und lügenhafte Gerüchte im Umlauf brachte, um dadurch seine Gewinneszwecke zu erreichen. Dies glückte ihm Einmal auf das Erwünschteste; bei'm zweiten Male jedoch zog es ihm die gesetzliche Strafe — nämlich Deportation zu. Freilich hegte Anna keine zärtliche Empfindungen für den ihr aufgedrungenen Gemahl; deßungeachtet betrübte sie sich über die denselben betroffene Verurtheilung, und dies um so mehr, als ein Theil der Schmach auf sie selbst, auch wohl auf ihre unlängst geborne Lucie fallen dürfte. Die Bekümmerniß Annens konnte nicht einmal Trost in dem Gedanken finden, ihren Gatten einst durch Unglück gebessert wiederzusehen, denn Lord Philipps war nichts weniger als auf dem Wege zur Besserung. Seine aus der Verbannung an Anna einlaufenden Briefe enthielten unablässige An-

forderungen um Geld, die schmählichsten Drohungen und den fluchenswerthen Wunsch, die Gattin bald begraben wissen zu können, um alsdann zu dem Nießbrauch des Vermögens Luciens zu gelangen.

Meine einsichtvolle Leserin wird jetzt begreifen, warum Mistreß Philipps, die sich hätte schämen müssen den Titel Lady zu führen, so ängstlich-zärtlich besorgt war, ihre Morgengabe gegen die Habgier ihres Gemahls durch eben das Mittel sicher zu stellen, welches sie dem Doctor vorgeschlagen hatte.

Erschöpft von dem mit Young geführten Gespräche entschlummerte Anna im Lehnstuhle; beide Hände an ihr Herz gedrückt; denn, ach! aus dem Herzen kam ja all' ihr Weh und Leid.

Husch, Schnauze und Vorderpfoten dem erlöschenden Kaminfeuer zugekehrt, schlief ihr zu Füßen. Der Schein der erglimmenden Kohlen fiel auf sein kupfernes Halsband, auf welchem schwarz eingeätzt drei Tauben, das Wappen des Lord Philipps, und die Worte „Ich gehöre der lieben kleinen Miß Lucie“ zu sehen waren.

Es war acht Tage später an einem Nachmittage. Die Thür des Hauses, in welchem Mistreß Philipps wohnte, stand sperrangelweit offen — die Fenster, sowohl die nach der Gasse als die nach dem Garten hinaus, wurden eines nach dem andern von Mistreß Philipps aufgerissen — so etwas Außergewöhnliches war an und in der wohlgeordneten, stets so stillen Wohnung Annens noch nimmer wahrgenommen worden. Und während Mistreß Philipps im Hause hin und herrannte, und Sara hinter ihr d'rein

lief, jagten die Reden beider Frauen einander, als müßten die einen die andern zunichtmachen.

Erschöpft stand Mistreß Philipps endlich auf der Hausthürschwelle still; keuchend trat Sara zu der Herrin.

„Sara, hast Du denn überall gesucht? Aengstige mich doch nicht so durch Deine Miene!“

„Ueberall sucht' ich, Mistreß, ich schwör's Ihnen.“

„Im Garten auch? Sprich, sprich!“

„Im Garten, im Hofe, hinter allen Thüren, in allen Schränken — —“

Du weißt, Sara, daß Lucie sich manchmal hinter dem Setzschirm in meiner Schlafkammer versteckt. Vielleicht ist sie hinter dem Setzschirm.“

„Den Setzschirm hab' ich platt nieder geworfen —“

„Hinter meinem Bette —“

„Ihr Bett, Mistreß, hab' ich mitten in das Zimmer gerollt.“

Mistreß Philipps stampfte mit dem Fuße, indem sie rief: „Willst Du mich denn wirklich zur Verzweiflung bringen? Hast Du auf dem Boden gesucht?“

„Das Kind stieg ja noch niemals die Bodentreppe hinan.“

„So steige Du sie hinan. Lucie ist gewiß auf dem Boden.“

Aus dem Giebelfenster des Hauses hörte man nach wenigen Minuten Sara's Stimme in den Worten „Auch hier nichts, Mistreß!“ erschallen.

„Auf dem Dache, Sara! auf dem Dache wird und muß mein Kind seyn.“

„Gott der Gerechte, nein! nein!“ entgegnete wehklagend die Beschließerin.

„Komm herunter, Du! Du, die nichts, gar nichts finden kannſt.“

Dies laute Zwiegeſpräch der beiden Frauen bringt die Nachbarn in Bewegung. Fenſter nach Fenſter öffnet ſich — bald iſt die ganze Straße von Menſchen belebt.

„He! Betty! Betty!“

„Was iſt Dir, Sara? Habt Ihr Feuer im Hauſe?“

„Betty, ſahſt Du vielleicht unſere kleine Lucie?“

„Mit keinem Auge? Sie ging Euch doch nicht verloren?“

„Ja wohl! ſeit faſt einer Stunde.“

„Entſetzlich! Ich will Jenny fragen. Jenny hatte das liebe Kind beſonders gern.“

Aber Jenny, die Bewohnerin des nebenanſtehenden Hauſes, hatte ebenfalls nichts von dem Kinde geſehen; jedoch fragte ſie die Nachbarin Martha gegenüber; Martha fragte bei Mutter Sherry, der Wäſcherin im Eckhäuschen der Straße an; von der Wäſcherin wanderte die Frage zur Nähterin und ſo weiter von Haus zu Haus, und ach! von allen Seiten her erſchallt ein „Nein!“ das ſich mit manchfaltigen Ausdrücken des Bedauerns verſchwiſtert.

Dies „Nein“ fällt von Stockwerk zu Stockwerk auf das Herz der Mutter, die bebend und nach Antwort lechzend noch auf der Schwelle ihrer Hausthür ſteht. Entſetzliche Gewißheit: das Kind befindet ſich nicht mehr im Stadtviertel!

„Sara, Sara!“ ruft Miſtreß Philipps. „Gieb mir doch einen Rath. So ſieh mich doch an, Sara! Wie ſtehſt Du denn ſo verdummt da? Betrachte mich; ſieh doch, ich verliere den Muth nicht!“ Dabei zitterte

die Geängſtete an jedem Nerv ihres Körpers. — „Jetzt denk' ich d'ran — Du aber,“ fuhr ſie fort — „Du denkſt an nichts. Lucie iſt bei ihrer Tante, oder auch bei Miſtreß Bot, die ihr immer Kuchen giebt, Lauf' doch hinüber —“

Während dieſer Worte rannte Miſtreß Philipps ſelbſt quer über die Straße in ein Haus, deſſen Fenſter ſonderbar genug ungeöffnet geblieben waren — „Gott der Gnade!“ rief die zurückkehrende Mutter, „meine Lucie iſt nirgend wo ich ſie ſuche, und Dame Bot iſt heute bei Tagesanbruch geſtorben.“

„Geſtorben?“ entgegnete Sara: „die liebe gute Nachbarin Bot —“

„Was geht das uns an, Sara! Aber wo Lucie iſt, das geht uns allerdings an. Wo? wo iſt Lucie?

„Ja, wer das wüßte!“

„Aber wir müſſen ſie finden! Hörſt Du, wir müſſen!“

„Freilich, freilich, Miſtreß Philipps.“

„Kaltes Blut, Sara, kaltes Blut! wir verlieren ſonſt den Verſtand. Wir müſſen ſuchen — in allen Straßen — —“

Doch, ach! in welchen Straßen zuerſt? in welchen Straßen in London? in London, das vierzigtauſend Häuſer und zwölfhundertauſend Bewohner zählt? — Nichts deſto weniger rennen beide Frauen von dannen, den Ruf: „Lucie! Lucie!“ auf den Lippen.

„Miſtreß Philipps! Miſtreß Philipps!“ ſchreit es aus einem der höchſten Stockwerke herunter — „wenden Sie ſich doch ohne Weiteres an den Gaſſenſchauer; Sie

werden sehen, wie er seine Leute ausschickt, um nach dem Kinde zu suchen."

Mistreß Philipps, die dem freundlichen Zuspruche Stand gehalten, stammelte Dankesworte und wollte schon zu dem erwähnten Beamteten eilen, als ein zweiter Ruf aus einem anderen Nachbarsfenster die Aermste in neue Zweifel und neues Bangen versenkte.

„Verlorene Zeit, Nachbar! Verlorene Zeit, Mistreß Philipps," schallt der Zuruf Tom Bridge's, des Würzkrämers; „bald wird's Abend, und der Gassenschauer und dessen Mannschaft haben keine Katzenaugen, werden also nimmer die arme Kleine finden, die gewiß längst an einer Ecke eingeschlafen liegt."

„O mein Kind!" meine Lucie! wimmerte Mistreß Philipps.

„An die Nachtwache muß man sich in solchen trübseligen Fällen wenden!" fuhr der Würzkrämer in schnarrendem Tone fort. Die Nachtwache hat Lanternen, und Auffammeln ist ihr ganz eigentlicher Beruf. Geschwind, Mistreß Philipps, zur Nachtwache!"

„Dank, tausend Dank, Nachbar Bridge," lallte die Angeredete und wollte von hinnen eilen, als ein dritter Rathgeber von drüben her schrie: „Was Nachtwache! die tritt erst um eilf Uhr in Function, und eh' es Eilf schlägt, kann das arme Kind zehnmal in der Themse ertrunken seyn."

„Ertrunken?" Mistreß Philipps lehnte sich an die Mauer, um sich der ihr drohenden Ohnmacht zu widersetzen. „Gott der Güte! wie sprechen doch die Leute von meinem armen Kinde! — Lucie! Lucie!"

„Da gehen Sie lieber gleich in die Expedition der Abendzeitung,“ rief der erwähnte Dritte. „Die Abendzeitung nimmt für zehn Schilling dergleichen Aufforderungen auf, und Zeitungen kommen heute zu Tage in eines Jeden Hände.“

Die Mutter Luciens war bereits auf dem Wege zur Expedition der Abendzeitung, als sie sich abermals in ihrem Fortschreiten gehemmt fühlte und zwar durch die Stimme des Nachbars Bierwirthes, der über seine Kellertreppe heraufrief: „Nur ohne Sorge, gute Mistreß Philipps; Ihr Töchterchen, wenn es anders noch in London ist, wird Ihnen zuverlässig durch die Mannschaft des Gassenschauers oder der Nachtwache zurückgebracht werden. Ist das arme Ding aber nicht mehr in der Stadt, so ist für Sie freilich Holland in Noth. Auch mag's sein Gutes haben, jederzeit das Schlimmste anzunehmen. Man weiß daß die Essenkehrer kleine Mädchen stehlen, ihnen Jungenkleider anziehen und Lehrlinge aus ihnen machen — Sie kennen ja die Geschichte von Lord Melbourn! Auch das Heidenvolk, die Zigeuner, mausen ehrlicher Leute Kinder, um sie zum Seiltanzen abzurichten.“

„Herr des Lebens! wohin denn nun mich wenden?“ jammerte die Mutter, die verzweiflungvoll zwischen allen diesen Rathschlägen nicht zu wählen wußte.

„Mag seyn, mag seyn, alter Bierschlauch!“ rief ein irländischer Matros dazwischen, „und darum wird die ‚Leddy‘ wohlthun, sich auf die Polizeistube zu begeben, damit jeder Fremde oder Gauner, der mit einem Kinde zum Thor oder zum Havenbaum hinauswill, gehörig angehalten und ex'minirt werde. Laufen Sie, schöne ‚Leddy‘ zur Polizei! zur Polizei!“

„Sara, gute Sara!“ ſtammelte die troſtloſe Mutter — „wir haben ganz und gar Doctor Young vergeſſen. Ich laufe zu ihm; doch nein! Ich durchrenne ſelbſt gleich die ganze Stadt — bleibe Du hier; — bei der Seele Deiner Mutter! weiche nicht von dieſer Stelle.“

„Ich bleibe; ja, ja doch, ich bleibe hier, Miſtreß,“ verſetzte Sara, und trat auf die Hausthürſchwelle.

„Bleibe hier, um unſere Lucie in Empfang zu nehmen, und dem der ſie bringt, dem giebſt Du fünftauſend — zehntauſend Pfund und mehr noch — mehr noch, wenn er es verlangt. Da nimm meine Schlüſſel — Nimm! nimm!“

Und Miſtreß Philipps rennt davon mit verſtärkter Eile, als müßte und könnte ſie die nutzlos verſtrichene Zeit dadurch zurückerkaufen. Fort rennt ſie durch zwei — drei — fünf — ſieben Gaſſen, als ob das Feuer ihre Gewänder ergriffen hätte — Sie gelangt in die Oxfordſtraße. —

Die Oxfordſtraße! — eine Hölle, was Lärm und Gewühl betrifft. In Paris die St. Honorien-, in Hamburg die Stein-Straße ſind elyſäiſche Gefilde gegen Londons Oxfordſtraße, denn dieſe iſt die Meerenge, durch welche alle Strömungen der Stadt ſich zum jenſeitigem Ausfluß drängen. Zwar iſt ſie breit und mit Fußgängerwegen wohl verſehen, doch muß ſie zu gleicher Zeit als Heerſtraße, als Gaſſe, als Spazierort und als Markt dienen, in ihr raſſeln und rennen und rollen die Poſtwagen, die Kutſchen, die Gighs und die Karren mit einem Getös des Donnerns und des Erdbebens, daß die Ohren des Fremden drob bluten mögten.

Gegen Abend wird dieſe Straße, eine Ablagerung von Koth und Krambuden, gleichſam glühend gemacht, denn auf ein gegebenes Zeichen ſchießen Feuerzungen aus allen Schnäbeln der Gaslanternen, gleich Zündflämmchen aus Geſchützmörſern, ſo daß die Oxfordſtraße alsdann ſich dem Auge und dem Ohr wie eine ewige Flamme und ein unaufhörlichen Donner ſpeiendes Geſchoß darſtellt.

Die bang ihr Kind ſuchende Mutter irrt in dieſer Straße umher. Die Aermſte hört nichts, das heißt ſie hört in ihrer Seelenangſt nichts als die Stimme ihrer Lucie, die „Mutter! Mutter!“ ruft. Miſtreß Philipps guckt unter jedes Wagenrad, unter die Hufen jedes Pferdes; dann ſtürzt ſie ſich gegen eine Gruppe kleiner Mädchen, die ſie durch ihre Zudringlichkeit nicht wenig erſchreckt, denn ſie hebt ihnen den Hut vom Kopfe, um ihr Geſicht in Augenſchein zu nehmen — Ach! es ſind anderer Mütter Kinder — Miſtreß Philipps verwünſcht ſie beinahe und rennt weiter, um eine Treppe zu erſteigen, von der aus ſie weit über das Gewühl von Roſſen und Wagen hinweg- und mit ihren Angſtblicken nach einem roſenrothen Hütchen, einem grünen Schürzchen und einem weißen Kleidchen ausſchauen kann. — Ha! dort! Sie eilt hin, ſie windet ſich zwiſchen zwei rollenden Modefuhrwerken hindurch, zwiſchen die ihre Kleine nimmer hindurch kommen würde; allein Mütter, die ihre verlorenen Kinderchen ſuchen, kennen keine und überwinden jegliche Gefahr. Was hat Anna Philipps entdeckt? Was ſonſt, als einen roſenrothen Hut, ja, ja — aber auch nur einen Hut — nichts weiter! Eine Modiſtin trägt ihn — die Kleine aber, die den Hut haben ſoll — geſchweige denn Lucie, iſt

nicht da. — — Sieh da! ein Lockenköpfchen, ein blondes, da drüben! Aber Lucie trug ja ein rosenrothes Hütchen! Kann Lucie denn nicht ihr Hütchen verloren — kann man es ihr nicht entriſſen haben? Ei, freilich! freilich! jene Blonde iſt Lucie — ſie muß Lucie ſeyn! Mutterangſt will es.

Miſtreß Philipps läuft dem Lockenköpfchen nach — dies läuft ebenfalls; vielleicht aus Furcht vor der Nachſetzenden! — „Gewiß iſt es Lucie! Sie ſucht mich! Allgütiger, wenn ich ſie abermals verlöre in dieſem Gewühl! — Lucie! Lucie! — Ach! ſie hört mich nicht. Hörte dieſes Wagengeraſſel doch auf! — Lucie! Daß ſie doch fiele; müßte ſie auch einen Arm dabei brechen, wenn ich nur zu ihr gelange! — Aber, ach! ich hole ſie nicht ein — Herr des Lebens, laß mich ſterben, nur laß mich zu ihr gelangen!“

Die Bruſt der Beklagenswerthen keucht; unter unſäglichem Schmerz athmet ſie in immer mehr ſich verkürzenden Zügen; in ihrer linken Seite wüthet ein unbeſchreibliches Stechen — Da hat der Ruf „Lucie“ das Ohr der Kleinen erreicht — dieſe ſteht ſtill. „Was ſoll Lucie? und woher wiſſen Sie meinen Namen?“

Die fragende Kleine, das Töchterchen einer anderen Mutter, hieß ebenfalls Lucie; denn viele, viele Mädchen in England führen dieſen Namen. Und in dieſem entſetzlichen Augenblick fragt Miſtreß Philipps, durch welche Sünde in ihrem Leben ſie gegen den Höchſten ſich ſo ſchwer verging, daß er ihr dieſe abermalige grauſame Täuſchung zuſchickte.

Erſchöpft ſank die Aermſte auf einen nahen ſteinernen Vorſprung nieder. Mit dem Erſtaunen einer Nachtwandlerin, die lange einherſchritt und nun erwacht, ſieht ſie ſich dem Gewühl der Oxfordſtraße entronnen, auf einem öden, ſelten beſchrittenen Wege, der zwiſchen einem Gotteshauſe und einem Kirchhofe entlang führt. Kleine weißgekleidete Mädchen ſtanden in einer Gruppe da; ſie ſpielten nicht, ſondern ſchienen vielmehr ernſtem Nachdenken hingegeben zu ſeyn.

„Worauf wartet Ihr hier?“ fragte Miſtreß Philipps eine der Kleinen, und erhielt ſtatt einer Antwort die Gegenfrage: „Sind Sie vielleicht die Mutter des ertrunkenen kleinen Mädchens, deren Leiche bald gebracht werden wird, und die wir einſenken ſehen wollen?“

„Ertrunken?“ ſchrie Miſtreß Philipps, mit einem herzzerſchneidenden Tone — „wann? wann?“

„Geſtern, Madame. O, Sie wiſſen's wohl, denn Sie ſind gewiß die Mutter der Verunglückten.“

„Ich? Nein, nein! Mein Kind lebte noch heute früh, und es giebt alſo wenigſtens Eine Mutter, die unglücklicher iſt als ich es bin!“

„Iſt Ihre Tochter denn heute früh geſtorben?“

„Sie iſt nicht geſtorben; ſie iſt in London verloren gegangen, und ich ſuche ſie.“

„Weinen Sie nicht ſo, Madame. Als ich vier Jahre alt war, ging ich auch einmal verloren, weil meine Wärterin nicht Acht auf mich gegeben hatte; allein gute Menſchen fanden mich und führten mich zu meinen Aeltern zurück.“

„Führten Dich? und lebendig —?“

Das Kind verſetzte lächelnd: „Nun ja doch, Sie ſehen's ja. Man führte mich zurück, denn ich hatte zu ſprechen gelernt: „Ich heiße Sophie Mills aus der Keppelſtraße.“

„Rabenmutter, die ich bin,“ rief Miſtreß Philipps, „nimmer lehrte ich meiner Lucie ſo Nothwendiges!“

„Sie werden doch Ihr Töchterchen wieder erhalten,“ fuhr die Kleine tröſtend und ermahnend fort; „gewiß, gewiß! und dann bringen Sie ſie in unſere Koſtſchule; wir wollen Ihre Lucie als unſere liebſte Schweſter lieben.“

Verzweiflung hat ihre Stufen — ſie tödtet uns nicht mit Einenmale; thäte ſie es, ſo würde ſie kein Uebel ſeyn. Sie läßt von uns ab, ſie erfaßt uns wieder, ſie wechſelt und verwandelt ihr Weſen; ſie höhnt uns, ſie belügt uns; ihr Name ſelbſt iſt eine unvertilgbare Lüge — Man hofft viel, oft unſäglich viel inmitten der Verzweiflung! In der Verzweiflung unſerer bejammernswerthen Mutter war in dieſem Augenblick die Kriſis des Weinens eingetreten — die fromme Einfalt des plaudernden Mädchens hatte ihr das Herz gerührt. Über die nahe fluthende Themſe herüber wehete ein friſcher Wind, der der Erſchöpften Nerven ſtärkte und ihre Wimpern berührte; — o Du göttlicher Balſam herzerleichternder Thränen, wie erquickend wardſt Du ihr, die nun laut weinend dahinſchritt, und deren ſchwimmende Augen für ein Weilchen keinen Gegenſtand mehr deutlich unterſcheiden konnten!

Es war Nacht; deſto beſſer, ſo ſieht ja Niemand mehr die Ängſtlichſuchende. Es bedrängte ſie, Anderen durch den Anblick ihrer Betrübniß läſtig zu fallen —

die Verzweiflung iſt nicht fremd aller Verſchämtheit! Freilich wird man jetzt Annens Ruf nach ihrer Lucie hören; aber ſehen — erkennen wird man Anna nicht; man wird ſie höchſtens für eine Bettlerin halten — Bettlerin? O, wäre ſie eine hungernde Bettlerin, die, ihr Kind, ihr einziges Kind an der Hand, nach Brot ſchrie — wäre ſie das doch nur!

„Bis jetzt“ dachte Mrs. Philipps — „bis jetzt hab' ich meine Lucie nur geſucht, aber noch keinen Menſchen nach ihr gefragt — Ich will doch das Fragen auch verſuchen.“

— „Mein Herr,“ redete ſie einen Mann an, der haſtigen Schrittes hinter ihr herkam, als müßte er, gleich ihr, Verlorenes wiederſuchen — „mein Herr, hörten Sie vielleicht, daß man ein kleines vierjähriges Mädchen, ein allerliebſtes Kind auffand, das mit roſenrothem Hut, grüner Schürze und weißem Röckchen bekleidet iſt? Ich bin die Mutter der Kleinen — Bitte, bitte, antworten Sie mir!“

„Madame,“ verſetzte der Angeredete, „hörten Sie vielleicht, daß man dreitauſend Guineen fand, die ich ſo eben in einem Spielhauſe verlor. Sie ſind von neueſtem Gepräge. Ich war der Beſitzer derſelben — Bitte, bitte, antworten Sie mir!“

Ach! die arme Mutter hatte geglaubt einen Menſchen anzureden; der Davoneilende aber war nur — ein Spieler!

Hundert Schritte weiter ward Mrs. Philipps ihrerſeits angeredet:

„Sie weinen, Madame?“ erſcholl dicht neben ihr eine männliche Stimme.

„Ach, Gott, ja, mein Herr.“

„Hätte Sie irgend ein Unglück betroffen?“

„Ich verlor meine Tochter — kennen Sie ein größeres Unglück?“

„Loch, doch! das Unglück nämlich, zu solchem Vorwande zu greifen, ohne daraus für den Abend den erzielten Vortheil zu ziehen. Inzwischen will ich, obschon Sie die Zehnte sind, die mir seit einer Stunde ein und dasselbe Unglück vorklagt, Ihnen meine wohlgemeynten Tröstungen nicht versagen. Wollen wir mit einem Abendessen den Anfang machen?“

Mrs. Philipps konnte über die ihr gewordene Schmach nicht erröthen, denn alles Blut war ihren Wangen längst entwichen; sie konnte nicht mehr weinen, denn sie weinte schon, ehe der graugelockte nächtliche Ritter zu ihr sprach. Lautlos entwich sie diesem.

Auf einem Kai angelangt, auf den mehrere Gassen zur Themse auslaufen, vernahm sie den Schall einer Glocke. Daher schritt ein Knabe mit einer brennenden Fackel, deren Glühschein das Gesicht eines langen hagern Mannes beleuchtete, dessen Gestalt sich durch einen langen blauen, mit rothen Aufschlägen und Kragen besetzten Oberrock, einen großen dreieckigen Hut und ungeheure Schnallenschuhe vergrößerte. Halb Pedell, halb Gerichtsdiener, hatte dieser Mann einen zweiten Knaben neben sich, der mittelst einer Glocke und eines Stäbchens das Geläut erregte, auf welches Mrs. Philipps aufmerksam geworden war.

Als nun die Glocke immer lauter klang, spieen die Gassen ein Gewühl von Fischern, Matrosen, Schiffsjungen, Hökerweibern und Gassenbuben aus, die aus voller

Kehle das Geſchrei: „Heda! der ‚bellman‘! der ‘bellman!‘“ Hören wir, was der ‚bellman‘ ſagt:

Bellman bedeutet in England ſo viel als in einigen Städten Deutſchlands „Ausrufer.“

„Im Namen des Königs — Stille!“ erſcholl die Stimme des Hagern zu den ihn Umringenden, aus deren Maſſe ſich ein Geruch von Theer und Heringslake entwickelte. Mrs. Philipps ſchob ſich zwiſchen einen Matroſen und eine Fiſchhökerin.

„Heute, gegen vier Uhr Nachmittags,“ fuhr der Ausrufer fort, „iſt ein kleines vierjähriges Mädchen verloren gegangen —“

„Geſtohlen!“ rief die Fiſchhändlerin dazwiſchen.

„Von wem, da Ihr doch mitſprecht?“ entgegnete ihr der Ausrufer.

„— Merkſt du ’was?“ — „Aha!“ — „Erwiſcht!“ — riefen Mehrere aus der Menge. Die Fiſchhändlerin ſchwieg; eine andere Hökerin aber nahm das Wort. „Geſtohlen oder verloren! Eins iſt ſo ſchlimm wie das Andere. Warum läßt man die Kinder auf der Straße herumlaufen!“

„Sibylle, ſchweig!“ fuhr der Ausrufer ſie an; „vorigen Winter haſt Du Deinen kleinen Jungen im Feuer umkommen laſſen.“

„Nun, ſo brachte das Feuer ihn um, nicht ich; und wen geht’s ’was an?“

„Verloren ging, ſag’ ich,“ fuhr der Ausrufer nach abermaligem Glockengeläut fort — „verloren ging ein kleines vierjähriges Mädchen, deren Mutter im Kirchſpiele Sanct Pancratius in der ***ſtraße wohnt.

Mutter Philipps war bis in den innern Rand des Zuhörerkreiſes vorgedrungen — ihr Herz wollte ihr ſpringen, als ſie ihren Wohnort nennen hörte.

„Das Kind trug ein weißes Kleid“ — proclamirte der Ausrufer weiter.

„Aha! 'was Vornehmes! Dergleichen kümmert ſich nicht ſonderlich um ſeine Bälge,“ erſcholl eine rohe Stimme aus dem Volk.

„Still — im Namen des Königs! — weißes Kleid — grüne Schürze — weißen Hut. Das Kind hört auf den Namen Lucie. Zehn Guineen Belohnung dem, der es wiederbringt!“

„Irrthum! Irrthum, Mr. Bellman,“ ſcholl Annens Ruf dazwiſchen — „Irrthum! Lucie trägt einen roſenrothen Hut.“ — Doctor Young, der allerdings Kunde von dem Mißgeſchick ſeiner Patientin und deren Kindes erlangt und des Bellman's Thätigkeit in Anſpruch genommen hatte, mogte wegen Luciens Hütchens mißverſtändlich berichtet worden ſeyn.

Kaum hatte Mrs. Philipps das Wort „roſenroth“ ausgeſprochen, als hundert Stimmen wie aus Einer Kehle in den Worten lautwurden: „Hei! die da hat das Kind geſtohlen! Ja, ja! ſie hat's geſtohlen.“ Und Drohungen und Verwünſchungen ſtürmten auf Anna Philipps ein: „Seht nur, wie ſie ihr Geſicht verzerrt — wie ſie bleich iſt, die Diebin! — Seht doch — ihre Gewänder zerriſſen, — ihr Haar verworren — Haltet die Diebin veſt! — Conſtable her! haltet die Diebin!“

„Gieb uns Tony heraus,“ — ſchrie eine einzelne Stimme — „Tony Drummond, die vorigen Sommer

geſtohlen ward, und die Du ganz ſicher nach Irland ſchleppen ließeſt —"

„Ja, ja," fiel eine zweite, noch barſchere Stimme ein, „und den armen kleinen James Pounce! und ſag' an, was machſt Du mit den Kindern?"

Der ‚bellman' rief laut nach dem Conſtable; der Knabe mit der Fackel zitterte von Furcht vor den ihn Umdrängenden; der Knabe mit der Glocke läutete aus Leibeskräften, ſo daß der Ausrufer auch ihm Stille gebieten mußte. Miſtreß Philipps aber ächzte dazwiſchen: „Ich habe die Verlorene nicht geſtohlen, denn ich bin ihre Mutter."

„Ja, ja, ſo ſagſt Du!"

„Was ſonſt ſoll ich denn ſagen?"

„Du, ihre Mutter? Du, die Du bleich und verſtört ausſiehſt wie eine Miſſethäterin?"

„Ich ſag's, ich bin ihre Mutter —"

„Du, in den zerriſſenen Kleidern —"

„Ich bin ihre Mutter —"

„Du, Elende, ihre Mutter! Schaamloſe, ſchändliche Kinderdiebin, die Du biſt —"

„Macht mich wozu Ihr wollt, aber ich bin ihre Mutter."

In dieſem Augenblick ſtürzt ein Weib in den Kreis, die auf dem Arme ein kleines Mädchen trägt — „Da iſt das Kind," kreiſchte die Alte — „ich hab's gefunden. Her mit der Belohnung — zehn Guineen!"

„Nun, ſo nimm doch das Kind hin!" riefen die andern Weiber, indem ſie die Blicke an Mrs. Philipps haften ließen, die ſich von dem kleinen Mädchen abwendete und ſchmerzlich ausrief: „Ach Gott, was ſoll ich mit

dem Kinde? Es iſt nicht das meinige, iſt nicht meine Lucie — Aber hier, Alte! nehmt dies Geld und handelt mütterlich an der Kleinen.«

»Hurrah!« erſcholl's aus dem Munde der Matroſen und deren Weiber — »Hurrah! das iſt Beweisführung! Die da iſt eine rechte Mutter, eine wahre Mutter, eine gute Mutter — die iſt keine Kinderdiebin — keine Kinderdiebin!«

Hatte man Luciens Mutter vorher geſchimpft, ſo beklagte man ſie jetzt.

Und an allen Ecken der auf den Kai auslaufenden Straßen ſchrieen die Matroſen, nachdem ſie ihre Pfeifenſtummel aus dem Munde genommen hatten:

»Ein vierjährig Mädchen verloren — heißt Lucie aus dem S. Pankraz-Kirchſpiele, ***ſtraße — Zehn Guineen Belohnung!«

Mütter, die von dieſem Geſchrei in ihren Betten erwachten, drückten ihre neben ihnen ſchlummernden Kinder mit Schrecken veſt an ſich.

Der Zug auf dem Kai wogte nun der ***ſtraße zu, wo er ſich von Miſtreß Philipps mit dem Verſprechen verabſchiedete, die Verlorne ſuchen zu wollen.

Es war zwei Uhr nach Mitternacht — zehn Stunden lang war Miſtreß Philipps von Hauſe geweſen; zehn Stunden lang auch hatte die treue Sara, gemäß dem von ihrer Herrin erhaltenen Befehle, auf der Schwelle des Hauſes gewartet, ob man das Kind wiederbringen würde. Neben Sara ſtand ein Leuchter, deſſen Licht bis zu einem Stümpfchen herabgebrannt war. Trauriger Anblick, das! Die Straße war menſchenleer — die Gleichgültigen unter den Nachbarn ſchliefen.

Anna und Sara verſtanden einander auch ohne Worte. Sara leuchtete ihrer Herrin in's Haus, deſſen Thür ſie alsdann verſchloß. Es war, als ob eine Leichenfeier ihr Ende gefunden hatte; es ſah aus wie eine Rückkehr vom Kirchhofe.

Im Wohnzimmer ſetzten ſich beide Frauen einander gegenüber an den Kamin, ohne zu bemerken, daß das Feuer in demſelben längſt erloſchen war.

Nach einem halbſtündigen Schweigen, das Keine von Beiden zu unterbrechen wagte, ſprach Miſtreß Philipps: „Sara, weißt Du daß Diejenigen, die nichts zu Mittag aßen, um dieſe Stunde Hunger ſpüren müſſen?“

„Madame, ich habe heute an kein Mittagseſſen gedacht,“ verſetzte die Angeredete.

„Sara, weißt Du, daß Diejenigen frieren müſſen, die jetzt kein Kaminfeuer haben?“

„Gut, daß Sie mich daran erinnern; ich will gleich Feuer anmachen.“

„Sara,“ fuhr Miſtreß Philipps mit erhobener Stimme fort, indem ſie ihre Hände rang — „weißt Du, daß die, welche kein Bett haben, bei der Nachtkälte draußen gewiß ſehr ſchlecht ſchlafen?“

„Entſchuldigen Sie mich, Madame, daß ich auch das Aufmachen Ihres Bettes vergaß — ich will aber ſogleich —“

„Sara! Lucie hungert, Lucie friert, Lucie iſt müde —“

Nach dieſen Jammerworten ſchwieg die unglückliche Mutter. Sie trat an das Bettchen ihres Kindes. Die Stätte, wo das Kind gelegen hatte, war noch eingeſenkt; das Kiſſen ließ noch den Eindruck des Köpfchens wahr-

nehmen. Anna küßte die Vertiefung, richtete ſich dann auf und ſtand gewohnheitmäßig am Bettchen, als ſchliefe die Kleine, der ſie den Nachtkuß gegeben zu haben wähnte. Eben ſo mechaniſch zog ſie die Vorhänge des Bettchens zu, ſtörte das Flämmchen der Lampe und gewahrte nun erſt die getreue Sara, welche kummervoll daſtand und das Thun ihrer Herrin mit jener Miene des Mitleids betrachtete, mit welcher wir die Bewegungen der Irrſinnigen zu beobachten pflegen.

Die beiden Frauen ſanken einander in die Arme, und wohl eine Stunde verging, ehe es ihnen einfiel von ihrer Umarmung abzulaſſen. Dann ſaßen ſie, Kopf und Arme herabhängend, mit einem Ausdrucke des Schmerzes da, daß es ſchwer gehalten haben würde zu ſagen, welche von Beiden die Mutter war. Von Zeit zu Zeit ſchickt der Höchſte den Familien, gleichwie den Völkern, irgend eine heftige Kriſis zu, durch welche das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wird, das durch Vorurtheile aufgehoben ward, und die Gleichheit Aller offenbart ſich dann durch die Thränen Aller. Anna Philipps fühlte ihr Weh durch die Theilnahme Sara's gelindert und Sara hätte dankerfüllt zu der Herrin Füßen ſinken mögen, daß dieſe ihr erlaubte, das Weh über den Verluſt des Kindes zu theilen. Tröſtend ſtand bald Doctor Young zwiſchen ihnen. Darüber ward es Tag — ein Nebeltag, wie London ihn zu hundert und mehreren Malen im Jahre hat — Horch! da läßt ſich ein Laut vernehmen, der beiden Frauen wie aus Einem Munde einen Schrei der Ueberraſchung entreißt:

„— Sara!“

„— Miſtreß Philipps!“ Und die Eine legt das Ohr an die Thür, die Andere horcht am Fenſter.

„Ich irre nicht, Sara! Hörſt Du?“

„Er iſt's, er iſt's!“ rief die Beſchließerin.

„Gewiß? Iſt er's gewiß?“

„Er iſt's — aber noch am Ende der Straße.“

Wer malt mir das Horchen der beiden Frauen?

„Ja, ja, weit weg. — Jetzt — o ſtill doch! — jetzt hör' ich ihn nicht mehr.

„Jagen Sie ſich doch nicht ſelbſt ſolche Angſt ein, theure Miſtreß. Hören Sie ihn denn nicht?“

„Ja, ja, ich höre, Sara — Es iſt Huſch!“

„Ja wohl, Huſch. Er kommt näher. Man ſollte meynen, er rieſe.“

„Er bringt mir meine Lucie wieder —“

„Ja, ja, unſere Lucie!“

„Gott geb' es — wiewohl ich's nimmermehr glaube!“ murmelte Doctor Young und ſank in einen der Lehnſeſſel.

„Gott verläßt keine arme Mutter!“ rief Miſtreß Philipps aus. „Sara, Sara, die Freude macht mich närriſch — Hörſt Du, wie er bellt? Noch niemals hat er ſo gebellt. Herrlicher Hund! Edles Thier! — Oeffnen wir ihm die Thür, Sara — geſchwind, geſchwind —“

Miſtreß Philipps war auf ihre Knieen geſunken; ihr fehlte die Kraft weiter zu ſchreiten, um dem Hunde, der wirklich auf ungewöhnliche Weiſe bellte, die Hausthür zu öffnen.

Sara verlor den Kopf; ſtatt zur Thür zu eilen, wankte ſie dem Fenſter zu. Der Arzt ging, den Hund einzulaſſen. Im Zimmer der Frauen brannte noch das Nachtlämpchen, obwohl draußen ſchon der Morgennebel

begann dem Tageslichte zu weichen. Bellend und heulend hatte Husch die Hausflur erreicht; der öffnende Doctor ward von einer derben Faust zurückgeschoben; ein Mann in rother Jacke und weißer Schürze verfolgte den Hund bis in das offenstehende Zimmer der Hauseignerin.

„Vermaledeites, diebisches Thier!“ rief der Fleischerknecht, der vergebens den Hund zu erreichen strebte. „Müssen mir's schon zu Gute halten, Dame Nachbarin,“ fuhr er fort, „aber Ihr Hund hat mir die Hammelkeule dort gestohlen; faß' ich ihn, so ergeht's ihm übel.

Ein Geldstück, das Doctor Young hinreichte, besänftigte augenblicklich den Verfolger, so daß dieser das Haus verließ.

Der abgenagte Knochen einer Keule, die er dem Fleischer gestohlen und unterwegs verzehrt hatte, war Alles was Husch mitbrachte. Husch lief einige Male im Zimmer umher, nahm dann den Knochen zwischen seine Pfote, legte den Kopf auf das dickere Ende des Gebeins und — schlief ein.

Ja, ja, man preise nur den Instinct der Vierfüßler!

In eben dem wohnlichen Gemache, in welchem wir die Erzählung dieser unserer wahren Geschichte begannen, finden wir die nämlichen Personen, jedoch sehr verändert wieder — Doctor Young, Mistreß Philipps und Sara.

Vergebens wagte Eines das Andere durch Worte zu trösten; ihnen fehlte der Muth dazu.

Das Gesicht mit ihrem Taschentuche verhüllt, saß Dame Philipps da; kein Klagewort kam über ihre

Lippen, keine Thräne trat in ihr Auge, all' ihre Seelenkräfte waren wie erschöpft.

Das Unglück versteht sich auf den Verbrauch der Zeit — Sara war plötzlich um zwei Jahre älter geworden: dabei schien sie stumpfsinnig zu seyn.

„Was halfen Ihnen nun alle Ihre Bemühungen bei meinem Anwalte!" brach Mistreß Philipps endlich das Schweigen. „Was soll ich jetzt mit dem vielen Gelde anfangen! Widerwärtige Last!"

„Aber, liebe Freundin," versetzte der Arzt; „laden Sie sich doch nicht mehr auf, als zu tragen die Christenpflicht von Ihnen verlangt. Dergleichen richterliche Verhandlungen schließen sich nicht so über Hals und Kopf ab. Bis jetzt ist noch keines Ihre Grundstücke versilbert, also liegt diese Sache noch immer so wie sie zu Anfang lag. Denken wir gar nicht mehr an sie."

„Recht, Doctor, recht! Wozu uns bemühen Geldsummen zu sichern, da diejenige, für welche wir es thun mögten, nicht mehr auf dieser Erde weilt? Ja, ja, lieber Young, Ihre Worte waren recht verständig."

„Doch legen Sie, liebe Freundin, einen Sinn in dieselben, den ich nimmer hineingelegt wissen will. Ich lasse mich nicht so leicht von einem Mißgeschick bewältigen."

O beklagenswerthe, erheuchelte Zuversicht unsers Doctors!

„So hoffen Sie noch? wirklich hoffen Sie noch?" fragte Mistreß Philipps mit einem Ausdrucke trübseliger und betrübender Geringschätzung.

„Allerdings hoffe ich, weil ich verständig und besonnen bin, und vestiglich an die Wirksamkeit einer

Menge von Mitteln glaube, die noch anzuwenden ſind," verſetzte Young.

Ein leiſes, verneinendes Kopfſchütteln war alles, womit Miſtreß Philipps des Arztes Vertrauen entgegnete.

„Man ſtiehlt keine Kinder," fuhr der Arzt ſehr folgerichtig fort, „aus Liebe zu Kindern; auch ſtiehlt man ſie nicht um ſie zu tödten oder ſie zu verkaufen. — Geſchichtchen die von dergleichen handeln, ſind Ammenmärchen."

Sara, die ſeit dem Verſchwinden Luciens vielleicht keinen einzigen Gedanken gehegt hatte, billigte dieſe Gedanken des Doctors.

„Zu welchem Zweck alſo," ſprach dieſer ununterbrochen weiter — „zu welchem Zweck alſo ſtiehlt man ſie?"

Die immer aufmerkſamer werdende Sara legte ihre beiden runzeligen Hände auf die dicken Knieen des Doctors, der, eben weil Luciens Mutter wie völlig theilnahmelos daſaß, in um ſo zuverſichtlicherem Tone fortfuhr: „Vor Allem bin ich überzeugt, daß hier in der Hauptſtadt noch niemals Kinder verloren gingen; daß ſie vielmehr jedesmal zurückgebracht wurden, und dies leitet mich zurück zu meiner vorherigen Frage: Zu welchem Zweck alſo werden Kinder geſtohlen?"

Der arme Young, der nichts weniger vermogte, als dieſe ſeine Frage anſchaulich zu beantworten, wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirn und ſetzte dann hinzu: „Solcher Zweck kann kein anderer ſeyn, als der, einen Vortheil zu erzielen. Man biete alſo dem Kinderdiebe einen größeren Vortheil, und ſiehe da! das Geſtohlene wird herausgegeben."

Von des Doctors Knieen erhob Sara ihre Hände zu den Schultern des Arztes. Sie verſchlang gleichſam deſſen Worte.

Miſtreß Philipps wendete ſich ein wenig zu Young hin, und ſchien endlich zuhören zu wollen.

„Da nun der Kinderdieb zuverläſſig ein armer Schlucker iſt, ſo meyn' ich, daß man mit Gelde —“

Young vollendete ſeine Rede nicht; ein Schrei Annens unterbrach ihn, denn Anna hielt ſich überzeugt, ihr väterlicher Freund habe fürwahr das Rechte getroffen.

„Ja, ja, Doctor,“ rief Miſtreß Philipps aus: „Geld, viel Geld, und Lucie iſt wieder bei uns. — Hurtig, Sara! Schreibezeug her — hurtig, hurtig!“

Und Miſtreß Philipps ſchrieb — aber ſchnell — krampfhaft — unzuſammenhangende, kaum leſerliche Worte, die ſie wieder ausſtrich, um andere, eben ſo unklare an deren Stelle zu ſetzen. Sara hielt die eine, Young die andere Ecke des Papierbogens; denn, ach! die unbeſchreiblich leidende Mutter hatte Mühe genug, mit ihrer linken Hand das Klopfen ihres geängſteten Herzens wenn möglich niederzuhalten.

Endlich hat Anna geſchrieben. „Da, da! Morgen leſe man dies an allen Straßenecken Londons, nach dreien Tagen in ganz England und bald nachher in ganz Europa — O, Doctor! Gott hat Ihnen einen guten Gedanken, den Gedanken eines Engels eingegeben. — Trag' das in die Druckerei, Sara! Millionmal werde es gedruckt, verſandt, veröffentlicht. An allen Straßenecken ſoll zu leſen ſtehen — — Unterſtützen Sie mich nicht, lieber Doctor; ich fühle mich nichts weniger als unwohl — — Zu leſen ſtehen ſoll an allen Straßen-

ecken: ‚Eine Belohnung von funfzigtauſend Pfund Sterling in guten Actien der Oſtindiſchen Compagnie Demjenigen, der einer troſtloſen Mutter das ihr verloren gegangene vierjährige Kind, Lucie mit Namen, dem Notar Burns in London zurückbringt. Für die wahrhaftige Auszahlung der ausgeſetzten Belohnung bürgen der erwähnte Notar und die vor dem Allerhöchſten geleiſtete Zuſage einer Mutter.‘ — Eile, Sara. — Setzen Sie ſich, lieber Young. Die Funfzigtauſend ſind ja kaum der vierte Theil meines Vermögens.“

Aber die Kräfte Annens waren durch die Erſchütterung einer ſo unverhofft erweckten Hoffnung in ſo hohem Grade erſchöpft, daß Anna von ihrem Sitze auf den Teppich niederſank; jedoch auf ihrem todtenbleichen Antlitze ſchwebte ein unzubeſchreibendes Lächeln.

Der Doctor war beſchäftigt die Ohnmächtige zu ſich ſelbſt zu bringen; da trat der Hausdiener herein und meldete, mit gedämpfter Stimme, zwei Ladeninhaber, die dringend verlangten mit Miſtreß Philipps zu ſprechen. Durch lebhafte Zeichen gab Young zu verſtehen, daß man die Leute abweiſen ſollte; Anna aber, die ſich erholt hatte, befahl, ſie vorzulaſſen.

Ein Kleiderhändler trat ein. Kaum hatte er aber die Schwelle hinter ſich, als Huſch von den Füßen ſeiner Herrin, über die er ſich hingeſtreckt hatte, aufſprang, und geſträubten Haares und wie wüthend das Zimmer umkreiſete, um, wie es ſchien, zur Thür hinauszugelangen; als er dieſe jedoch zuklinken ſah, legte er ſich auf den Teppich hin und ſtöhnte.

„Ah, da biſt Du ja, Du Wolfsbeſtie! Ja, ja, jetzt ſpiel' den Wohlerzogenen! Wein' auch ein Tröpfchen! Ich aber habe Deinen Frevel in der Taſche.“

Der Kleiderhändler zog bei dieſen Worten fünf oder ſechs beſudelte Lappen weißen Muſſelins hervor, die nicht wenig einigen zu einer Peitſche verſtrickten Tau-Endchen glichen, und bei deren Anblick Huſch an allen ſeinen Gliedern zitterte, während ſein Stöhnen gleich einem Kreiſelwinde über den Teppich hinfuhr.

„Stellen Sie ſich vor, Mylord, und auch Sie, Milady,“ fuhr der Händler fort, „daß jene verwetterte Creatur vorgeſtern in meinen Laden kam, und, beſudelt wie er war, eine entſetzliche Verwüſtung unter allen meinen Kleidern aus Muſſelin anrichtete. Ich bin Kleiderhändler, Ihnen gehorſamſt aufzuwarten. Als ich nun dem Verderber wohlverdientermaßen das Fell über die Ohren ziehen wollte, las ich auf ſeinem Halsbande den Namen der Eignerin dieſes abſcheulichen Thieres — entſchuldigen Sie den derben, aber vollkommen richtigen Ausdruck — ließ die Creatur laufen, und bin nun hier mit meiner Rechnung über den Schaden, den mir die Beſtie anrichtete. Ein Glück für Sie, daß er mir nur alle meine Kinderkleider aus weißem Muſſelin zerriß, ſtatt über meine auserleſene, glänzende Komödiantengarderobe herzufallen, in der beſonders ein ſo koſtbarer Othelloanzug befindlich, der allein Ihnen das Zehnfache gekoſtet haben würde.“

Doctor Young verſtand nichts, Miſtreß Philipps nicht viel mehr als Young, von dem was der Händler vorgebracht hatte; Letztere jedoch reichte dem Ladeninhaber zwei Goldſtücke hin, weil ſie an deſſen Worten um ſo

weniger zweifelte, als dieſelben durch des Hundes klägliches Gewinſel beſtätigt zu werden ſchienen.

„Gott ſey mit Ihnen, Mylord, ſo wie auch mit Ihnen, Milady,“ fuhr der Händler fort, indem er das Geld einſteckte. „Empfangen Sie meinen Dank, und glauben Sie mir, ich bedauere es herzlich, daß ich Ihnen die Muſſelinkleider in ſo trübſeligem Zuſtande überliefern mußte. Ich hänge jedoch heute noch neue aus, und wenn es alsdann Ihrem Hunde beliebt, ſich ein ähnliches Vergnügen zu machen, ſo will ich ihn ganz nach Belieben gewähren laſſen, ohne ihn zu ſchlagen, und ohne ihm wohl gar eine Pfote zu quetſchen, wie ſolches freilich nunmehr mit Unrecht an ihm geſchehen iſt.“

Als der Kleiderhändler an Huſch vorüberging, wollte er dieſem liebkoſen. Huſch aber traute dem Frieden nicht, und ſchlüpfte daher froſchartig unter den Lehnſeſſel ſeiner Herrin.

„Allerliebſtes Thierchen, das!“ ſchmunzelte der Händler, indem er das Zimmer verließ,“ bringt's doch ordentlich Lebhaftigkeit in die Geſchäfte!“

Eine alte Frau trat jetzt ein. Ihre hervorſtehenden, ſtählernen, obwohl an ihrem Rande roſtrothen Knöpfen nicht unähnlichen Augen erſpürten ſofort den Hund. Das Weib ſtürzt mit langausgeſtreckten Fingern auf ihn los, packt ihn bei einem Ohre, hält ihn, wie wenn er ein Haſe wäre, in die Höhe und beäugelt ihn. Huſch zitterte an ſeinem ganzen Leibe. Nachdem die Alte ihn ſo ein wenig geängſtigt hatte, ſchritt ſie zu jener Verachtungäußerung, die gemeine Leute gegen Hunde und Katzen anzuwenden pflegen; ſie blies dem Thiere auf

die Schnauze: „Das alſo,“ rief ſie dann, „das iſt Ihr liebes Vieh?“

„Was ſoll's? was ſoll's?“ ſagte Young ungeduldig. „Freilich gehört der Hund uns. Was nun weiter?“

„Das Weitere ſoll ſich gleich finden,“ entgegnete die Zürnende, die den armen Huſch noch immer bei dem Ohre hielt: „Entweder Sie geben mir das Fell vom lebendigen Leibe Ihres Lieblings, oder Sie bezahlen mir die drei roſenrothen Hütchen, die vor meinem Schauſenſter ſtanden, und die dieſer einbrecheriſche Dieb in den Koth trat, nachdem er die Glasſcheiben elendiglich zertrümmerte. Drei Guineen oder des Diebes Fell — Abgemacht!“

„Hier ſind die Geldſtücke.“

Als die Keifende dieſe aus der Hand der Dame Philipps genommen hatte, ließ ſie den armen Huſch los, der dann eine Höhe, die viermal ſeines Körpers Länge maß, zu Boden fiel und jämmerlich ſchrie.

Doctor Young ſprang auf und ſah ſich nach ſeinem Rohrſtock um; die Alte aber rannte zur Thür, indem ſie kreiſchte: „Schämen ſollten die hochanſehnlichen Herrſchaften ſich, daß ſie ſolch ein garſtiges Vieh um ſich dulden, und daß ſie ihm vollends ein ſo nettes Halsband umlegen. Danken ſollten Sie's einer ehrlichen Frau, die der Beſtie das hübſche Halsband ließ, anſtatt es ihr abzunehmen, und ſie dann mit dem Beſenſtiele zum Laden hinauszuprügeln.“

Als der Doctor nach ſeinem Stocke griff, ſah er, wie Miſtreß Philipps den Hund auf den Schooß genommen hatte. Sein Zorn gegen die hinausrennende Alte machte einer anderen Empfindung bei ihm Platz.

„Freilich, Milady," ſprach er, „wenn auch Sie dem Thiere noch obendrein liebkoſen, ſo darf ich mich nicht weiter in die Sache miſchen."

Miſtreß Philipps fuhr fort den Hund zu ſtreicheln, der, durch den Fall am Kopfe verletzt, zu den thränenfeuchten Augen ſeiner Herrin aufblickte, als müßte ſein Schmerz ſich in dem ihrigen auflöſen. Inſtinct und Seele ſchaueten einander an, forſchten in einander und vereinigten ſich mit einander durch den wunderſamen Leiter des Sehevermögens, das die voltaiſche Säule des wahrhaftigen Seyns abgiebt. Und ganz leiſe, und den Kopf zu des Hundes Stirn geneigt, ſprach Miſtreß Philipps zu Huſch, als ob dieſer ſie verſtehen könnte, überzeugende Worte der Freundſchaft und der Erkenntlichkeit — „Du lieber, lieber Huſch, alſo auch Du haſt meine Lucie geſucht? O, Du gefühlvolles, kluges Thierchen — mein Huſch!"

Der Hund ſtierte mit den lebendigen Smaragden in ſeinem Kopfe in den Blick ſeiner Herrin.

„Haſt ſie aber nicht gefunden, meine Lucie!" wimmerte die Mutter der Verlorenen.

Bei Wiederholung des Namens Lucie ſtieß Huſch ein tonloſes Gebell aus, als ob er träumte. Seine ſchwarze Schnauze erzitterte und ſpreizte ſich auseinander.

„Biſt gleich mir die ganze Nacht und den ganzen Tag im Koth und Gewühl umhergelaufen und haſt Lucie unter Wagenrädern und Pferdehufen geſucht!"

Huſch ſtreckt ſich lang, daß das Haar ſeines Rückens ſich ſträubt; er keucht; er ſchnuppert — er trachtet, könnte man ſagen, unter dem beharrlichen Wehblick ſeiner Gebieterin eine Seele für eine Seele einzutauſchen.

„Und man hat Dich gehetzt, Husch, wie man mich gehetzt hat!“ flüsterte Mistreß Philipps weiter.

Ein elektrisches Zucken, wie bei'm Herannahen eines Gewitters fährt durch den ganzen Körper des Thieres.

„Hat Dich geschlagen — hat Dir die Pfote verletzt — die gottlosen Menschen!“

Husch, der Beklagte, beklagte sich jetzt. Ach! die Klage ist eine Allgemeinsprache, die allen lebenden Wesen verständlich ist.

„Hat Dich so bös verletzt!“ fährt die Erschütterte fort, als Husch seine gequetschte Pfote auf die Hand seiner Herrin legt und ein klägliches Gewinsel hören läßt; Mistreß Philipps aber nähert die Pfote ihrem Munde und haucht dieselbe an und küßt sie, etwa wie wir den Arm eines Dieners küssen mögen, der seinen Arm zerbrach, um uns gegen einen feindlichen Ueberfall zu schützen. Und mit der Schwäche eines weinenden Kindes lallte die Tiefgerührte: „Hast, nur um unsere arme Lucie zu finden, alle die weißen Kleiderchen und alle die rosenrothen Hütchen zerrissen; denn Lucie trug ja, als sie uns verloren ging, ein weißes Kleidchen und ein rosenrothes Hütchen. O Du mein lieber, guter, kluger Husch!“

Der Zorn in Young hatte allerdings nur für ein Weilchen den Psychologen im Arzte untüchtig machen können. Schweigend zerriß Young sein Taschentuch und suchte hinter der Geschäftigkeit des Wundarztes theils seine Beschämung, theils seine Rührung zu verbergen, während er die kranke Pfote des Hundes verband.

Sara kehrte zurück: „Es ist besorgt," rief die Getreue, „jedes Postamt erhält seine Hunderte von Abdrücken, um sie an Ort und Stelle zu befördern. Zwanzigtausend Exemplare gehen heute Nacht mit den Paketböten nach dem Westlande ab."

„Umarme mich, Sara, und Gott lohne Dir — Ach! womit sollte er Dich belohnen?" sprach Dame Philipps.

„Damit, daß er mich die Verheirathung Ihrer wiedergefundenen Tochter erleben läßt, liebste Mistreß Philipps!" sagte Sara zwischen Betrübniß und Hoffnung.

„Der Allgütige erhöre Dein Gebet, Sara!"

„Amen," sprach der Doctor — und die Drei, eine tiefbekümmerte Mutter, ein innigtheilnehmender Freund und eine felsenvesttreue Dienerin blickten Hand in Hand flehend auf zu dem Herrn der Heerschaaren, der durch den Hauch seines Windes ein Hirsekorn und von den Wassern seines Gewölkes einen Regentropfen in das lechzende Schnäbelchen eines aus seinem Neste gefallenen Vögelchens sendet.

Drei Jahre waren verflossen. Vom Winde zerrissen und vom Regen weggewaschen waren längst die Maueranschläge, welche dem Wiederbringer Luciens die ausgesetzte Belohnung zusicherten; und wohl mogte man annehmen, daß von einer Million Menschen kaum zwei jene Kundmachung gelesen hatten, denn Lucie war nicht wiedergebracht worden — Lucie war also wohl für immer verloren! — O Du belächelnswerthe Gewalt der guten Presse! — — Uebrigens mußte Lucie jetzt siebenjährig seyn. Liebliches Alter! Ihre goldenen Locken würden ihr über

Schultern und Nacken bis zu den Ellbogen lang und dicht genug herabfallen, um sie in zwei mit rosenfarbenen Bändern aufzunestelnde Flechten zu winden — O, unsere Mütter sind so stolz auf solche Flechten! Lucie würde jetzt mit ihrem Köpfchen schon an den Vorsprungsrand des Kaminmantels reichen! Vor drei Jahren pflegte Lucie zu schmälen: „Die Schlaguhr steht so hoch.“ — jetzt würde Lucie ohne Schemel sich schon im Spiegel vor dem die Schlaguhr steht, betrachten können.

Und Luciens Mutter! Für sie war kein Moment der Entwickelung ihrer Kleinen verloren gegangen. Als ob Lucie immer um sie gewesen wäre, war sie vertraut geblieben auch mit den zartesten Kennzeichen der Entwickelungfortschritte ihres Kindes. „Morgen ist Luciens Geburtfest!“ sagte Mistreß Philipps, und die Zimmer des Hauses dufteten von den lieblichsten Blumensträußchen. Tag nach Tag stand Luciens erhöheter Stuhl hinter der Mittagstafel; Luciens Gedeck fehlte niemals. Man erwartete des Kindes Heimkunft aus der Schule; Nachts stand das beschirmte Lämpchen hinter dem Bettchen des Kindes, und hatte Mutter Philipps sich zum Schlafen gelegt, so murmelte sie: „Schlummere sanft, meine liebe, liebe Lucie!“ —

„Sie schläft schon!“ dachte die Mutter dann — „Ja, ja, Kinder entschlummern bald.“

In dem Allen lag kein Irrsinn — nicht einmal Thorheit kann jemals in Dergleichen liegen, denn es gewährt geistvollen und empfindungreichen Menschen wahrhaftig einen Trost. Freilich verzehrt Dergleichen mehr oder minder die Körperkräfte, indessen war Mistreß Philipps glücklich genug, es nicht zu bemerken, wie die

Lüge, durch die sie sich geistig aufzurichten bemüht war, immer mehr ihres Leibes Gesundheit untergrub. Anna Philipps schwächte durch ihren Glauben an das Phantom ihres Kindes sich in so hohem Grade, daß sie einer von jenen Müttern gleich, die milchlos nicht ablassen wollen ihren Säugling selbst zu nähren — das Kind stirbt, den Mund an der Mutterbrust — die Mutter stirbt, indem sie dem vergebens Nahrungheischenden den ach! versiegten Quell darbietet.

Obwohl es der Mühe kaum werth seyn mag sich dabei aufzuhalten, sey hier dennoch eingeschaltet, daß Lord Philipps zu Sidney, auf der Insel Cap Breton in Nordamerika, in einem Zweikampfe den Tod gefunden hatte.

Luciens Mutter aber erhob sich schon seit vier Monaten nicht mehr von ihrem Bette, neben welchem zwei Plätze niemals gleichzeitig unbesetzt waren — der Platz der treuen Sara und der des jetzt sehr gealterten Arztes, welcher der Blindheit nahe, eben deshalb nur noch wenige Kranke behandelte.

Es war im Sommer; köstlich strahlte die Sonne in das uns bekannte Wohnzimmer — jetzt, ach! eine Krankenstube; denn ungeachtet der lachenden Jahreszeit mußte der Wärmegrad im Zimmer, der Kranken wegen, künstlich gesteigert, die Luft mit künstlichen Erfrischungdüften geschwängert werden. Trübselige Zustände! Auf einem Tischchen neben dem Bette standen Phiolen mit Gebrauchszettel — in der Mitte der Stube sah man eine Badewanne — auf einem Stuhle links von der Thür lag der Hut Young's, daran lehnte sich dessen Rohrstock — Hut und Rohrstock eines Arztes im Kranken-

ſaale geben gleichſam das Schauerliche ab, das man ärztliche Conſultation nennt!

Der Papagei, der ſonſt ſtundenlang im Zimmer hatte herumflattern dürfen, war jetzt in ſeinem Käfig gebannt, der Käfig aber hatte ſeinen unveränderlichen Platz dicht am Fenſter angewieſen erhalten. Mit ſeinem alten, ſchon ziemlich abgenutzten, immer mehr ſich krümmenden Schnabel zupfte Papchen bisweilen höchſt ſtrafewürdig an dem ihm naheſtehenden köſtlichen Heliotrop.

Das Bett der Siechen war gegen das Licht gewendet worden, ſo daß ihr noch bleicheres als abgemagertes Antlitz ſich hell beleuchtet wies. Ihr kaſtanienbraunes Haar glänzte von Schweißtropfen, die ungeachtet des erhöheten Wärmegrades im Zimmer erkältend auf der Haut der Fieberkranken lagerten; ihre blauen Augen hatten ihren ſonſt ſo ſprechenden Blick, wiewohl noch nicht allen ihren Glanz verloren, und ihre langen, gleichſam immer mehr ſich verlängernden Wimpern zogen eine Halbkreislinie, deren dunkle Färbung nur um ſo greller die Durchſichtigkeit der dünnen Flügel ihrer Adlernaſe hervorhob.

Ein heftiges Nervenzucken erregte es, als man ſah, wie eine Stubenfliege unabläſſig danach trachtete, ſich auf die farbloſen Lippen der Kranken zu ſetzen.

Annens Hände kreuzten ſich über Annens Bruſt, die Bettdecke zeichnete die Umriſſe der Füße der Kranken; dennoch ließ dieſe bisweilen ihren rechten Arm zum Bette heraushangen — denn dicht am Bette rechts ſtand ein leeres Wiegenbettchen.

„Welch ein ſchöner Tag! O, wer doch jetzt auf dem Lande ſeyn könnte!“ liſpelte Miſtreß Philipps, als

sie sich ein wenig von der Erschöpfung nach dem genossenen Bade erholt hatte.

„Die Freude wollen wir uns verschaffen, liebe Philipps, noch ehe der Sommer seinen Meridian erreicht," versetzte Doctor Young.

„Ich habe ja keine Beine mehr!" seufzte die Kranke.

„Ei was!" entgegnete der Arzt, „wäre ich so sicher, mein Augenlicht wieder zu erlangen, als ich es bin, Ihnen Ihre Beine wiederzuschaffen, so würde ich auf der Stelle meine Brille zerbrechen. Also Geduld, Frauchen, Geduld! Sie sollen mich führen, ich werde Sie unterstützen, und so wollen wir jenes Dichters Fabel vom Blinden und vom Lahmen verwirklichen."

„Und wer wird mich tragen?" unterbrach Sara, die das Kopfkissen ihrer Herrin zurechtschob, „mich die vom Rheumatismus immer steifer und ungelenker wird? Und dann," fuhr Sara fort, „dann unser Husch! blind und bissig und diebisch wie er es geworden ist, der im ganzen Stadtviertel umherrennt und stiehlt und beißt, und oft die ganze Nacht hindurch bellt — o, wie verändert ist das arme Thier! Freilich, das vierte Jahr und darüber ist die Creatur jetzt schon alt; das ist ein hohes Alter für einen Hund."

Und wundert sich meine gefühlvolle Leserin nun, daß noch nimmer zwischen den drei Personen im Krankenzimmer der Name Lucie ausgesprochen worden ist, obwohl alle Drei ihn beständig auf der Zungenspitze hatten, so sey kund und zu wissen, daß schon vor Jahresfrist der Arzt seine Patientin hatte feierlich gelübden lassen, nimmer mehr den Namen ihres Kindes zu nennen, falls sie noch wollte daß er, ihr wahrhaftiger Freund, ferner-

hin ihr Haus beträte. Denn es bedurfte nichts als der Nennung des Namens ihres Kindes, um in Miſtreß Philipps den heftigſten Nervenkrampf zu erregen, der alsdann der Erzeuger einer todtähnlichen Erſchöpfung ward. Die Mutter aber ſprach von ihrem Kinde deſto inbrünſtiger in ihrem Herzen mit Gott, dem ewig langmüthigen Erhörer aller Flehenden.

„Doctor,“ liſpelte Miſtreß Philipps, indem ſie mit erzwungenem Lächeln des Arztes Hand faßte — „Doctor ich habe eine große Bitte an Sie.“

Young benutzte die Gelegenheit, den Puls der Kranken zu fühlen, ohne daß eine Abſichtlichkeit dazu hätte obzuwalten ſcheinen können.

„Wären Sie irgend eine andere Patientin, liebe Philipps,“ ſprach der Arzt, „ſo weiß ich ſchon zum voraus was Sie erbitten würden —“

Das Lächeln auf den Lippen der Todtkranken ward immer zweifelhafter.

„Sie würden den Wunſch äußern, einen Schenkel von einem Huhn verzehren zu dürfen —“

Bei dieſen Worten ſtand Sara hurtig auf, als müßte ſie das Genannte herbeiholen.

„Sie aber,“ fuhr Young fort, „wie könnten Sie mich jemals um etwas bitten, was ich Ihnen nicht gewähren darf?“

„Verſprechen Sie mir, meine Bitte zu erfüllen?“

„Ich verſpreche es. Reden Sie!“ verſetzte der Arzt und behielt ſeine Augen geſchloſſen, während er die Schläge des Pulſes erforſchte. Das auffallende Verſetzen desſelben ließ ihn ſich dicht zu dem Angeſicht der Kranken hinabbeugen.

„Gern ſähe ich meinen Beichtiger bei mir, den ehrwürdigen Paſtor Burney,“ ſagte Miſtreß Philipps. „Schelten Sie mich deswegen nicht, Doctor.“

„Der Wunſch kommt ziemlich ſpät,“ dachte Young; nichts deſtoweniger antwortete er: „Ich Sie ſchelten, liebe Freundin? Wie könnte ich's?“

„Ich weiß, daß ich nicht todeskrank bin; ja, ja, ich weiß es, und ich verſichere Ihnen, daß mein Wunſch nur eine ganz einfache Vorſichtmaßregel —“

„Freilich,“ verſetzte der Arzt, der nur allzuwohl merkte, daß die Kranke über ſich, wenn nicht ihn, doch ſich ſelbſt täuſchen wollte — „Freilich, liebe Philipps; denn Ihr Befinden iſt ja nichts weniger als ſchlimm.“ Eine Thräne trat dabei in die Augen des Halbblinden.

„Nicht wahr? Mir iſt dieſen Augenblick recht wohl,“ ſagte die Leidende, obſchon ſie nur allzuſehr des Todes Nähe ſpürte; „doch mögte ich den lieben Paſtor Burney bei mir ſehen.“

„Ganz recht, ich ſelbſt will ihn herholen.“

„Ja, ja, lieber Doctor; aber recht ſchnell!“

„In zehn Minuten ſoll er hier ſeyn.“

„Ich ſag's Ihnen noch einmal, Doctor! Glauben Sie ja nicht, daß ich mich ſterbend fühle.“

„Und Sie, ſchließen Sie aus meiner Bereitwilligkeit ja nicht, daß ich Ihren Zuſtand für bedenklich halte. Hören Sie wohl, liebe Philipps?“ —

„Ah, ich habe ihn glücklich über mich getäuſcht,“ dachte die Kranke, als Young das Zimmer verließ — „ich glaube nicht, daß ich noch zwei Stunden leben werde.“

„Gottlob, ich beſtärkte ſie in ihrem Irrthume!“ dachte der Arzt, als er in eine nahe Miethkutſche ſtieg, um zu

dem Geiſtlichen zu ſahren. „Nach zwei Stunden wird ſie das Zeitliche geſegnet haben müſſen.“

— „Sara, Sara!“ rief Anna Philipps mit Anſtrengung, „gieb mir dort aus dem Schranke den kleinen Koffer von Cedernholz.“

Und die Sonne fing an ſich hinter London zu ſenken, hinter der ſchwarzen Stadt, deren Schieferdächer Abends Dünſte gleichwie der Erdboden auszuhauchen pflegen. — Unentſchiedene und traurige Stunde des Abendzwielichtes! In ihr erſtirbt das Getös der engländiſchen Babel — ihre Geldkönige ſitzen alsdann bei Tafel — Glocken und Glöckchen klingen weithin in die Ferne — dunkle Schatten ſteigen aus dem Strome auf und wallen beengend durch die Gaſſen — die entſchwindende Sonne entführt einen Theil der Lebendigkeit Aller — und die Schwerkranken belaſtet das Gefühl, daß der ſegnende Gott des Tages von ihnen weicht.

Bleich wie ihr Kopfkiſſen lag Miſtreß Philipps da. Mit unzubeſchreibendem Herzweh legte ſie ihre hagern Finger auf das ihr gereichte Käſtchen von Cedernholz, dann holte ſie aus ihrem Buſen einen an einem Schnürchen hangenden Schlüſſel hervor, mit dem ſie das Käſtchen öffnete. Als ſie den Deckel hob, entwich ihr die Kraft — der Deckel klappte wieder zu. Nach einer Weile gelang es ihr ihn aufzuſchlagen, und mit dem Blicke einer Frommgläubigen, die eine Reliquie berührt, hing ſie, gleich einer Braut, die ihren Hochzeitſchmuck betrachtet, an dem Wiegenzeuge ihrer Lucie. Hemdchen, die noch nach der Wieſe duften, auf der ſie gebleicht wurden — Halskrägelchen, niedlich geſtickt in früheren ſüßen Stunden zartbangen Hoffens — Mützchen, die immer entweder zu groß oder zu klein ſind

und in denen das Kind jederzeit ſo anmuthig lächerlich ausſieht, daß es ſelbſt darüber lacht — Schuhe, die in der Taſche der Wärterin verloren gehen, und in denen das Kind nimmer einen andern Schritt that, als den in den Händen ſeiner Mutter — Spielzeug ſonder Ende: roſige, dickbackige Püppchen, Schweſterchen aus Pappe, die jede Liebkoſung theilten, welche die größere, lebende Schweſter erhalten hatte. — Und bald die eine, bald die andere dieſer Herrlichkeiten ward von Miſtreß Philipps mit Zärtlichkeit geküßt, und jeder von ihnen ward ein „Lebewohl“ zugeflüſtert — jenes ſo nachhallende, ſo zärtliche, ſo herzerſchütternde „Farewell!“ des Engländers, das von keinem Ueberſetzer jemals genügend in irgend einer Sprache wiedergegeben werden kann, eben weil die Kunſt des Ueberſetzens wahrhaftig eine Kunſt iſt!

Und bei jedem Stückchen das Miſtreß Philipps wieder in den Kaſten hineinordnete, erſcholl jenes herzerſchütternde „Lebewohl.“ Die ſterbende Mutter aber, die alle dieſe Sächelchen küßte, fand zu ihrem Kuſſe nimmer die Lippen der einſtigen Beſitzerin aller dieſer kleinen Herrlichkeiten — o, „Farewell! Farewell!“

Der Deckel des Kaſtens von Ebenholz fiel wieder zu. O, dieſer Kaſten und dieſes Wiegenbettchen — ein kleines Grabgewölb auf dem andern!

Sara zog die Bettvorhänge zu, zündete die Nachtlampe an und betete. —

Auf ſeiner Fahrt zum Geiſtlichen war Doctor Young im Miethewagen vom Schlage getroffen worden. — —

Die geſammte engländiſche Peerſchaft folgte dem Leichenzuge der Lady Anna Philipps; der König ließ eine ſeiner Staatskutſchen ſich dem Zuge anſchließen.

Lang, o, lang war der Zug — Staatswagen — Staatsdiener — hoher und niederer Adel — Kaufmannſchaft — Gewerksſtand — Volk — zuletzt die Armen; weinte keiner von ihnen — die Armen weinten wahrhaftig!

Mitten im Zuge ſchlich ein häßlicher, ſchnuppernder Hund — Ob er es verdiente, daß ſein Name zum Titel dieſer wahren Geſchichte erwählt und erhoben ward? Ich ſollte denken, voreilige Kritik werde bei dieſer Frage ſich ein wenig auf ſich ſelbſt beſinnen.

Unter den Papieren der entſchlafenen Lady Philipps fand man ſtatt aller anderen etwaigen teſtamentariſchen Verfügungen folgende, durch Siegel und Unterſchrift geſetzlich erforderlicher Zeugen vollgenügend beglaubigte, eigenhändige Verfügung.

„Alle meine liegende und fahrende Habe, mit Ausnahme meines Hauſes in der ** ſtraße, welches meiner treuen Pflegerin Sara Hepſon zum Eigenthum verbleibt, ſoll demjenigen angehören, der unter meines Gottes und Erlöſers Zulaſſung meine Tochter Lucie Philipps wiederfindet. Diejenigen, die mich lieben, werden es mir vergeben, daß ich nicht ſchon während meines Lebens dieſes Opfer brachte; allein mein Gemahl lebte noch, und ich konnte alſo nur über die Hälfte meines Beſitzthums verfügen.“

Seit acht Jahren war Sara Hepſon, die alte Hüterin des Hauſes in der ** ſtraße nicht mehr von ihrem Dachſtübchen herabgekommen. Gleichgültig wie das Grab war Sara gegen Alles worden; das Geräth des Hauſes war dem Staube und dem nagenden Holzwurme

preisgegeben. Speiſe und Trank der Alten ward von einer dazu gewonnenen mildherzigen Nachbarin zu rechten Stunden in ein Körbchen unter einem der Gartenfenſter gelegt und dann mittelſt eines Rollbandes von Sara hinaufgezogen. Das Obenbleiben des Korbes würde den Tod der alten Hüterin anzeigen, das Haus dann an das Armenſpital des Kirchſpiels fallen.

Alle zwei oder drei Tage erhielt Sara einen Beſuch von Huſch, dem Hunde. Nicht mehr war Huſch der Huſch von ehedem; nicht mehr war er lebhaft aber häßlich, nicht mehr edelmüthig aber ſchmutzig — o nein! Huſch bezahlte jetzt die Verirrungen und Fehltritte ſeiner Jugend durch vollendete Garſtigkeit und Blindheit und durch den Mangel eines Ohres, das er zwiſchen den Zähnen ſeines immerwährenden Feindes, des Packan jenes uns noch wohlerinnerlichen Fleiſcherknechtes hatte laſſen müſſen. Huſch kratzte an Sara's Thür, und obwohl Sara dem Thiere grollte, war Sara doch jedesmal weichherzig genug ihm ihre Thür zu öffnen. Dann hatten eine alte taube Frau, ein alter blinder Hund, und ein alter ſtummer Papagei — wenn man es ſo nennen will — die Freude, ſich für einige Stunden vereinigt beiſammen zu wiſſen.

Bei dem Allen wäre dieſe Eintracht beinahe ganz und gar geſtört worden. Aus Ehrfurcht für ihre Herrinnen Anna Philipps und Lucie Philipps wollte Sara eines Tages dem Hunde das kupferne Halsband abnehmen, auf welchem dieſer, gleichſam zu ſeiner Schande, Namen und Wappen des Hauſes Philipps nicht nur umhertrug, ſondern auch gar oft mit dem Kothe der Pfützen und Goſſen beſudelte. Aber wie ſperrte Huſch ſich gegen

dieſen Angriff Sara's! und als Sara bei ihrem Vorſatze beharrte, biß Husch ſie, und entfloh dann, ohne ſein Halsband eingebüßt zu haben. Sara weinte nicht aus Schmerz der Wunde, ſondern über die Undankbarkeit des Hundes gegen ſie. Sie, die vereinſamte Alte, gebiſſen von Husch, von ihrem einzigen Freunde in dem menſchen- und viehreichen London! — O, Menſchen! o, Beſtien!

Verſetzen wir uns, liebe Leſerin, in einen von jenen Waldgängen, von denen London beſchattet wird; laſſen wir den Blick an jenem Blumenflor von Säuglingen haften, die, auf den Armen ihrer Ammen und Wärterinnen umhergetragen, als lebende Jonkilienbeete auf dem Gefilde der Spaziergänger wandelnd erſcheinen. Wohl gewährt es das Entzücken des Glaubens an Unſterblichkeit, die kommende Generation, die einſt diejenige, von der ſie jetzt getragen wird, unter die Füße treten ſoll, zu Halmenhöhe hinanwachſen, das ſtets ſich erneuende Menſchenleben in Saamen ſchießen zu ſehen!

Aber welch ein Unfall will plötzlich den Frieden und die Ruhe dieſer Schattengänge ſtören? Iſt etwa bei'm Dahineilen zu irgend einem von ihr erſehnten Ziele ein junges Mädchen ausgeglitten — ach! die Jugend gleitet nur allzuoft und zwiefach ach! oft nur allzugern aus — und in einen der ſtillen, ſchwangeſchmückten Teiche geſtürzt? Die Spaziergänger eilen von allen Seiten her dem Waſſerrande zu — ſiehe da! ein alter garſtiger Hund zerrt ein etwa ſechszehnjähriges Mädchen hin und her, indem er ſie bald am Kleide, bald am Aermel fortzieht, als müßte er ſie irgend einem gewiſſen, wenn auch noch ſo weit entfernten Orte zuführen.

Stockschläge regnen auf den Hund; er erduldet sie, aber er läßt nicht ab von seiner Beute. Man macht ihn von dieser mit Gewalt los; er aber kehrt zurück, packt das Mädchen abermals, und nicht erschreckt noch scheucht ihn das Geschrei der Geängsteten, deren Gewänder er je mehr und mehr in Fetzen zerreißt. Man ermüdet endlich ihn zu schlagen; er aber ermüdet nicht sich schlagen zu zu lassen, obwohl sein Kopf blutet; und seine lichtlosen Augen scheinen, als weinten sie über sein eigenes jauchzendes Gewinsel.

Da erschallt ein Freudenschrei aus dem Munde derjenigen, die sich genöthigt sieht mit ihm zu ringen. Sie hat auf des Hundes Halsband die Inschrift gelesen: „Ich gehöre der kleinen Miß Lucie Philipps“ — „Husch, o, Husch! Husch!“ ruft das Mädchen, und Husch läßt alsbald ab von ihrer Bekleidung, denn er ist erkannt und gerufen worden. In Freudensprüngen und mit jauchzendem Gebell umkreiset er Lucie, dann springt er zu ihr hinan, leckt ihre Hände, läuft voran, während Lucie ihm folgt; er umkreiset sie abermals, bellt und leckt abermals, und wendet dann bei jedem Schritte vorwärts, den er erst schnuppernd prüfen muß, bevor er ihn thut, seinen sehkraftlosen Kopf zu der ihm Nacheilenden zurück.

Die Menge aber, die diese Gewalt eines häßlichen Hundes über ein schönes Mädchen, das dem Thiere, wie ein Verirrter seinem Führer folgt, nicht zu deuten weiß, zieht dem ungewöhnlichen Schauspiele nach.

Je weiter Hund und Mädchen vorwärts schreiten, desto bekannter erscheinen der Letzteren die Häuser. Verwischte Erinnerungen frischen sich in ihr auf; hier ein weißer Flecken auf einer rothen Mauer — dort ein Aus-

hängschild vor einem Wirthshause — weiterhin der Garten mit dem Murmelbache hart hinter dem Zaune — noch weiterhin endlich die ** straße — allendlich das Haus der verstorbenen Lady Philipps!

An Sara Hepson's Dachstubenthür kratzte es wieder einmal mit Ungestüm — „Aha! da kommt Husch. Aber seltsam! bellt er doch ebenso wie in jener unglückseligen Nacht —“ Sie öffnet, und — „Jesus Christus sey gelobet in alle Ewigkeit! — Kommt meine selige Herrin zu mir, mich zu sich zu holen in das ewige Freudenreich?“

Sara glaubte in Lucien die Mutter Luciens zu erblicken, so groß und hübsch war Lucie Philipps worden.

Husch, der auf seinen Lorbern ausruhen zu wollen schien und von einem nicht hochgestellten Teller eine Hammelrippe heruntergeholt hatte, lagerte sich, um erst zu schmausen und dann zu schlafen. Sara Hepson aber setzte ihm den Teller hin mit allem Fleische das darauf befindlich war; es ist daher überflüssig, die Scene des Wiederfindens zwischen Lucie Philipps und Sara Hepson zu schildern — „wo die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.“

Lucie war von Helfershelfern ihres Vaters geraubt und nach Sidney auf der Insel Cap Breton in Nordamerika gebracht worden. Lord Philipps hatte durch diesen Raub sich den dereinstigen Vollgenuß des Erbes Luciens als deren natürlicher Vormund um so zuverlässiger sichern wollen; des Ewigen Fürsehung aber weiß die bösen Anschläge der Weltkinder zunicht zu machen — Ein Degenstich durch die Lunge machte allen Erdenplänen zugleich mit dem Leben des verwiesenen Lords ein Ende.

Mildthätige Menſchen ſorgten für Luciens Heimkehr nach England. — An einen wackern Börſenmann in Hull empfohlen, hatte Lucie ſich bei dieſem beurlaubt, um in London Erkundigungen über ihre Mutter und über Sara Hepſon einzuziehen; auf ihrem Gange aus dem Gaſthofe, in welchem ſie abgeſtiegen war, um durch Kenſington's Gärten ihre Nachfragen anzuſtellen, da ſie die Straße, in der ſie das Licht der Welt erblickt hatte, nicht zu nennen wußte, fand Huſch ſie, und ſie dagegen fand Huſch, den Hund.

Zufolge des letzten Willens der Lady Philipps gehörte deren liegende und fahrende Habe keiner anderen Creatur auf der Welt, als Huſch, dem Hunde. Huſch, der Hund, war alſo Erbe des Hauſes Philipps. Aber konnte Huſch Erbe ſeyn? Eine ſchwergewichtige Frage, die von dem Tribunal zu entſcheiden war. Es mußte ein Tag der Entſcheidung anberaumt werden.

Sara Hepſon zog ihr Sonntagskleid an, nahm ihren ſchwarzen Stock aus Ebenholz mit elfenbeinener Krücke in die Hand, ſetzte ihre Brille auf und hängte ihr Arbeitsſäckchen aus indiſchem Zitz über ihren linken Arm. Lucie Philipps war ſchön wie eine Engländerin — ſtattlich von Wuchs, mit zärtlich blickenden blauen Augen und blondem Haar — anmuthig, wenn gleich in Trauer gekleidet. Huſch iſt gekämmt, gewaſchen, mit Duftöl geſalbt; ſein Halsband erſcheint blank geputzt; Huſch glänzt gleichſam; Huſch iſt nichts weiter als häßlich; Huſch hat ganz und gar aufgehört garſtig zu ſeyn. Da Huſch aber blind iſt, leitet Lucie Philipps ihn an einer ſeidenen Schnur.

Bevor man ſich auf den Weg zum Gerichtsſaale macht, ſtellt Sara das ſprechend ähnliche Bildniß ihrer in Gott ruhenden Herrin vor ſich auf einen Stuhl, blickt es mit unbeſchreiblich wehmüthiger Freude an, und ihre Lippen bewegen ſich dabei, als betete ſie: „Unſern Ausgang ſegne Gott, unſern Eingang gleichermaßen!“ Lucie kniet mittlerweile, die gefaltenen Hände emporge-

hoben. Husch wartet lauschend. Sara wendet sich hierauf mit in Thränen schwimmenden Augen zu dem Hunde: „Husch, mein altes Thier!“

Husch bellt.

„Mein alter Leidens- und Hoffnung-Genoß! Hier kniet die Tochter unserer Herrin — wollen wir sie Hungers sterben lassen, Husch?“

Husch bellt abermals.

„Freilich bist Du nur ein Thier, eine ungetaufte Creatur, aber Du bist nicht gottlos, obwohl Du manches Stück Fleisch gestohlen hast. Ich vergebe Dir, nur mußt Du Deiner kleinen Lucie Alles herausgeben — hörst Du? Alles! Was wolltest Du auch mit den Gütern der Reichen anfangen? Brot und Milch und Obdach wirst Du ja jederzeit haben, und Dein Halsband soll Dir ebenfalls verbleiben, Husch.“

Und Husch bellt abermals.

„Nicht lange kann's mehr währen, so sterben wir Beide. Du bist zwölf Jahre alt, und ich zähle deren einundsechszig. Du bist blind, ich bin taub; dies Mädchen aber ist so jung und so schön — o, könntest Du unsere Lucie nur sehen, Husch!“

Lucie streichelte liebreich den Kopf des Hundes, den dieser zurückbog und die Hand des Mädchens leckte.

„Dann verlassen wir diese elende Dachstube,“ sprach Sara weiter; „wir bewohnen unten die Säle und Zimmer; Lucie wird auf dem Lehnstuhle ihrer Mutter, ich werde neben ihr, Du wirst zwischen uns Beiden sitzen, Husch, und sollst, wenn Du's denn durchaus nicht lassen kannst, den Fußteppich soviel beschmutzen wie Du willst; hörst Du, Husch? soviel Du willst —“

Und Husch bellte jedesmal so oft die gottvertrauende Alte seinen Namen nannte.

„Jetzt aber komm, Husch; wir müssen gehen, und sey mir hübsch artig vor Seiner Herrlichkeit dem Herrn Oberrichter.“

Vor Seiner Herrlichkeit aber war die Frage, in welche die Einsicht der armen Sara durchaus kein Licht hatte bringen können, keineswegs eine verwickelte Frage; denn als nun die Betheiligten vor ihn getreten waren, Husch immer von Lucien an der seidenen Schnur gehalten, und man den letzten Willen der verstorbenen Lady Philipps laut verlesen hatte, lächelte Seine Herrlichkeit gar bedeutsam unter seiner dickbepuderten großen Perrücke, verbeugte sich und sprach:

„Nach dem Buchstaben des Civilgesetzes von Großbritanien ist jeder Unterthan geeignet einen rechtmäßigen Erben abzugeben —

„Nun aber ist ein Hund, gleichviel weß Namens und von welcher Abstammung, kein britanischer Unterthan, denn er zahlt für sich und durch sich selbst nimmer dieses Landes Steuern und Zölle und Gefälle —

„Das Testament der verstorbenen Lady Anna Philipps ist demnach ungültig —

„Im Namen seiner Britanischen Majestät ist sothanes Testament hiemit für das erklärt, was es ist; die alleinige Erbin der liegenden und fahrenden Habe des Hauses Philipps ist also die anwesende Miß Lucie Philipps —

„Damit aber allen, den Todten wie den Lebenden, so wie auch diesem hohen Gerichte, und endlich der Menschlichkeit überhaupt volle Genüge geschehe, soll die genannte Miß Lucie Philipps hiemit vereidet seyn, den mitanwesenden Hund, der auf den Namen Husch hört, bis an dessen Ende sorglich zu verpflegen."

Husch bellte abermals, als er sich nennen hörte — Wie gern wird meine empfindsame Leserin mit mir glauben, daß Husch, der Hund, durch sein Gebell die Weisheit pries, die sich — wenigstens für diesmal — so glorreich in dem Buchstab der Gesetze Großbritaniens zu Tage gelegt hatte!

Der Maler aus Weimar.

Eine Skizze.

— „Der Oheim wirbt um seines Neffen Braut,
Und heiligt seinen Raub vor dem Altare."

Schiller's „Don Carlos," I. Act.

„Ja, meine Gnädige, zehn Jahre sind es her, seit mein Fuß zuletzt die Schwelle des Vaterhauses betrat. Ich zählte sechszehn Jahre, als ich es verließ. Während all' dieser Zeit durchschweifte ich Welschland und Deutschland, fühlte mich überall verstimmt, unruhig, unglücklich, vertieft in meine Kunst, die weit entfernt ist, mir zu genügen. Das Ideal der Künste und der Gemüthsneigungen ist mein Feind geworden, es quält mich, es verfolgt mich. Ich wollte ein erhabenes, raphaelisches, unsterbliches Werk erschaffen, jedoch ich erschöpfe mich in nichtigen Versuchen dazu. Sobald ich ein Gemälde beendigt habe, bewundert man es; ich aber, weit entfernt ein Gleiches thun zu können, sehe nur die Fehler desselben, mache sie selber kund, meditire wie ich sie künftig vermeiden will, und unterdessen sind meine Neider und Nebenbuhler thätig, spinnen Ränke und tragen den Sieg über mich davon. Dann erboße ich mich, ergrimme über die Ungerechtigkeit der Welt und bedenke nicht, daß Ungerechtigkeit eine der Welt unaufhörlich anklebende Erbärmlichkeit ist. Ein inniges, unauflösbares, heiliges Bündniß würde mich trösten können; ich ringe nach solchem Bündniß, ich suche es, allein da ich es nicht finde, versinke ich zurück in jene Abgeschlossenheit, in welcher ich mich inmitten

der menschlichen Gesellschaft oft wider meinen Willen fühlen muß.“

Der junge Mann, der diese Worte sprach, führte eine ältliche Dame. Er war von schlankem Wuchse, reiche Locken scheitelten sich von seiner Stirn herab. Er hatte das Haupt dem Hauche des kühlen Abendwindes dargeboten, der nach einem heißen Tag so erfrischend ist. Sein Gesicht war ziemlich blaß und hager, schon etwas gerunzelt, allein seine funkelnden Augen gaben Zeugniß von den inneren Flammen, welche ihn verzehrten.

Die alte Dame lehnte sich zutraulich auf seinen Arm und schien ganz in der Rede ihres geistreichen, tiefempfindenden Führers verloren zu seyn.

Neben diesen Beiden schritt ungeführt und schweigend eine jugendliche Dame von hinreißender Schönheit. Ihre grazienartige Gestalt schwebte zephyrleicht, doch ohne Flatterndes gewahren zu lassen, über den rasigen Feldweg dahin. In ihrem Angesichte hätte ein Bildner diese oder jene Unregelmäßigkeit wahrnehmen mögen, dennoch war das Gesammtwesen ihrer Gesichtsbildung von einem Zauber, der die Blicke, des Beschauers mit Wohlgefallen darauf haften ließ. Es lag ein unbeschreiblicher Ausdruck von äußerer Schönheit und von innerem sich selbst nicht deutlich gewordenen Weh auf dem Gesichte. Sie trug den Kopf etwas gesenkt.

In einiger Entfernung hinter ihnen rollte schwerfällig eine plumpe Postkalesche auf der holperigen Landstraße; neben dieser Straße hin aber dehnten sich die schönen, hügelbekränzten Ebenen des Sachsenlandes, geschmückt mit einem Septembergrün, auf welches die schrägen Strahlen

der Sonne fielen, welche ſich zwiſchen roſigen Abendwolken zu ihrem Untergange neigte.

„Sie ſind in der That zu beklagen,“ entgegnete die alte Dame, als der Maler ſeine Eingangs mitgetheilte Apoſtrophe geendigt hatte.

Das junge Frauenzimmer zog leiſe den Schleier, mit welchem der Abendwind geſpielt hatte, vor ihr Geſicht. Ihr Buſen hob ſich wie von außerordentlicher Empfindung bewegt.

„Manchmal,“ fuhr der Maler fort, „begegnet es mir auch, daß ich mich Monate lang mit den Fictionen meines Pinſels einſchließe, und das iſt dann die einzige Zeit, in welcher ich mich einigermaßen glücklich fühle. Ich bin dann von Weſen umringt, die mit meinem Innerſten übereinſtimmen; ich fühle mich dann eben ſo geliebt, wie ich ſelbſt liebe. Im Weltgewühle hingegen bin ich unglücklich, denn ich bin darin oft unausſtehlich. Es iſt ſo überaus leicht, mich durch ein einziges mir geäußertes Wort in der tiefſten Seele leiden zu laſſen, daß ich wahrlich nicht begreife, wie die Menſchen es über ſich vermögen können, mich, der keinem Weſen in der weiten Schöpfung weh thun will, bisweilen ſo entſetzlich zu peinigen. Ein anderesmal ermanne ich mich, unterdrücke, wie viel es mir auch koſtet, jene weichherzigen Regungen; ich nehme dann Worte, haſtige feurige, ausdruckvolle, gedrängte, eindringliche Worte zu Waffen, jage meine Spötter, meine Neider, meine Verfolger in die Höhlen ihrer Verkehrtheit, ihrer Seichtheit, ihrer Albernheit zurück; doch ach! ich freue mich ſolcher Siege nicht, denn nur um ſo heftiger, um ſo ſtürmiſcher pocht in dieſer Bruſt ein Herz, daß Liebe bietend ſich nach

Liebe ſehnt, ein Herz das überquillen mögte von ſüßen, unzuertiefenden, ewigwährenden Regungen!«

Der junge Mann preſte bei dieſen Worten mit einiger Heftigkeit ſeine linke Hand an ſeine Bruſt — ſeine brennenden Augen hafteten an dem unermeßlichen Himmelsgewölbe — in dieſem Moment wagte es die jüngere Dame ſeinen Blicken gleichſam zu folgen. Durch ihren Schleier hing ihr Blick an dem ſeinigen. Aber es war nur Ein Moment; ſofort ſchwebte ſie geſenkten Hauptes wieder neben dem Maler hin, der in ſeiner ſtumm gewordenen Selbſtbetrachtung durch die Frage der ältern Dame: »Und Sie verlaſſen Wien für längere Zeit?« unterbrochen ward.

»Ich reiſe nach Weimar,« antwortete der Maler in gelaſſenerem Tone. »Mein Vater hat in der Nähe von Weimar ein Landgütchen — ſeit zehn Jahren ſah ich das Gütchen nicht, ſah den Vater nicht. Ich komme von Rom, und verweilte kaum acht Tage in Wien. Meine Familie verwirft mich, weil ich Maler ſeyn will — man ſchämt ſich meiner, man würdigt mich keines Briefes. Ich lebe in einer Abgeſondertheit, durch welche das gefolterte Talent aufgereizt und erbittert wird; ich will verſuchen dies peinliche Gefühl aus meiner Bruſt fortzuſchaffen, ich will mich in die Arme meiner Familie ſtürzen, ich will verſuchen, dieſe Familie mit mir und meinen Lebensanſichten auszuſöhnen. Jedoch, ich weiß nicht, je näher ich zu Weimar komme, je tiefnagender wird mein Kummer. Vielleicht harrt jenes dunkle, namenloſe Verhängniß, das friederaubend mich überall verfolgt, meiner furchtbarer als je auf der Schwelle meines Vaterhauſes, ſo daß mir iſt, ich könne in dieſes Vaterhaus nicht ein-

geben, ohne einem neuen entsetzlichen, unabwendbaren Mißgeschicke unter die mich vernichteten Augen zu treten.“

„Verscheuchen Sie, verehrter Herr, diese düstern Phantasiegebilde,“ unterbrach ihn die ältliche Dame. „Sie haben Talent — was mehr ist, Sie haben Genie; ich behaupte es, nachdem ich mehrere Ihrer Gemälde sah, und mir schmeichle, Kennerin zu seyn. Ihre Familie wird sich mit Ihnen versöhnen.“

Tiefer noch zog die Jüngere den Schleier vor ihr Gesicht, gleichsam um ihren noch höher als vorhin wallenden Busen vor sich selbst zu verbergen.

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen in blaßgoldenem Schimmer auf das Wiesengrün. Die Fußgänger standen ohne alle Verabredung still, um den majestätischen Anblick des untergehenden Tagsgestirnes, des erhabenen Sinnbildes der Ruhe und Heiterkeit, zu genießen.

„Himmliche Ansicht!“ rief der Maler. „Alles in der Natur ist erhaben, weil es einfach ist! Ihre Gebilde sind ein endloser Anlaß zur Verzweiflung für den Künstler! Die Natur ist unendlich, denn sie ist Gott! Wir sind hinfällig, wandelbar und alles, was von uns ausströmt, ist schwach und unvollkommen. Der Geist in uns mögte unabhängig seyn, und doch kann er nur mit Hülfe unausreichender Organe thätig seyn. — Eines nur läßt ihn Theil haben an der Unsterblichkeit reiner Seelen, Eines nur nähert ihn dem ewigen Weltgeiste — nur die Liebe verknüpft mit der Gottheit!“

Die junge Dame blickte um, ob der Wagen ihnen nachgekommen wäre. Sie schwankte, indem sie sich wendete — ihr ganzes Wesen schien tief erschüttert zu seyn; aber sie schwieg wie das Grab.

Die drei Reisegefährten stiegen wieder in die Postkalesche, in welcher außer ihnen Niemand befindlich war. Die ältere Dame rückte in einen Winkel des Wagens, in welchem sie bald entschlief; der junge Maler aber strebte vergebens, ein Gespräch mit der jüngeren anzuknüpfen; denn diese verschloß sich völlig in sich selbst.

Der Mond war aufgegangen. Sein zitterndes Licht drang durch das Fenster des Kutschenschlages und beleuchtete das Antlitz der jungen Dame. Auch diese schien zu schlummern. Der Maler wagte nicht sie zu wecken, obwohl er nur noch wenige Stunden Weges von Weimar entfernt war. Erst seit dem Mittage dieses Tages reisete er mit den beiden Damen. Sein Herz pochte, als er die Wunderschöne der jüngeren jetzt ungestört betrachtete. Niegefühlter Schauer durchdrang ihn. Thränen traten in seine Augen. Die ältere hatte ihm erzählt, daß sie mit ihrer Tochter nach einem etwa fünf Stunden von Weimar entfernten Städtchen reisete — es ergriff ihn der veste Entschluß der Huldin zu folgen, sobald er seine Familie wiedergesehen haben würde. Wie hätte er den Gedanken fassen können, eine Gestalt, ein Antlitz wie dieses nimmer wieder zu sehen? Er muß ihr folgen. — Ihm war als geböte ihm eine innere Stimme nichts anderes mehr für die Welt!

Während die junge Dame schlummerte, oder doch zu schlummern schien, sah der Maler wie sich zwei Thränen aus ihren Augen stahlen und über ihre Wangen hinabschlichen. In seinem Busen wollte die Empfindung, die ihn ergriff, nicht Raum finden — er fühlte, er müßte sich aussprechen, allein er wagte es nicht die Schlummernde zu wecken, um mit ihr zu reden. Er ergriff eine ihrer

Hände, die ihr im Schooße lag; es war ihm als ob die Hand zuckte. In ſeiner Seele war ein kühner, ein erhabener Gedanke aufgeſtiegen — der Gedanke ward zur That. Mit vorſichtiger Langſamkeit zog er von einem Finger der Dame einen ſchlichten Goldreifen; die Hand zuckte wieder, aber die Schlummernde erwachte nicht, wenigſtens — öffnete ſie die Augen nicht.

In der Allgewalt ſeines Gedankens verloren, ſteckte der Maler einen anderen ähnlichen, ſeiner eignen Hand entnommenen Ring an den beraubten Finger, ließ dann die Hand der Dame wieder in deren Schooß gleiten, beugte ſich näher zu der Huldgeſtalt und flüſterte: „Unſere Seelen ſind vermählt — der ewige Bund unſerer Herzen iſt geſchloſſen.“

Ein flüchtiger Schauer durchrieſelte die Schlummernde, deren Lippen ein leiſer Seufzer entſchwebte. In demſelben Augenblick berührte der Wagen raſſelnd das Gaſſenpflaſter von Weimar. Alle drei Reiſende mußten wach ſeyn, um vor dem der Einfahrt ganz nahe liegenden Gaſthofe auszuſteigen. Die beiden Damen ſagten dem Maler Lebewohl, um ſich in das ihnen angewieſene Zimmer zu begeben. — Die junge Dame ſprach ihr Scheidewort mit einem Ausdrucke, der die heftigſte Gemüthsbewegung verrieth.

In ſeinem Gemache im Gaſthofe trat der Maler an das Fenſter, das auf den Hof blickte, von wo die Poſtkutſchen wieder abfuhren. Er war entſchloſſen, gleich nach Beſeitigung ſeiner Familienangelegenheiten der Braut zu folgen, der er ſich auf eine ſo myſtiſche Weiſe verlobt hatte. „Die Menſchen“ dachte er bei ſich ſelbſt, „mögen ſagen und thun was ſie wollen; es giebt einen heiligen

Bund der Seelen, der ſelbſt des Wortes nicht, viel-weniger noch anderer ſinnlicher Zeichen bedarf, um ſich für die Ewigkeit zu ſchließen. — Unſer Beider Seelen ſind vermählt!“

In dieſen Träumereien ſtörte ihn die Ankunft eines zweiten mit vier Pferden beſpannten Wagens; der Wagen hielt dicht unter ſeinen Fenſtern; zwei Männer ſtiegen aus demſelben heraus, traten in den Gaſthof und kamen nach wenigen Augenblicken mit zwei Damen wieder zurück. — War ſie, die Einzige, die Eine dieſer Damen? Sie war es. Man ſtieg ein; alle Vier in den zuletzt eingetroffenen Wagen, der unter ſchauerlichem Widerhall für den Maler über das Pflaſter der Straße davon rollte.

Der Maler war allein — ſchauerlich allein! Noch nie hatte er ſich ſo unausſprechlich verlaſſen gefühlt; noch nie war ihm die Einſamkeit ſo ſchrecklich öde, ſo düſter erſchienen — o, noch niemals! Ihm war, als wäre alles Leben aus ihm gewichen.

Mit Tagesfrühe ſaß er zu Pferde und ſprengte verhängten Zügels nach dem Landhauſe ſeines Vaters. Das Gütchen war ſeit etlichen Monaten verkauft worden. Der neue Eigenthümer konnte dem Maler über den früheren Beſitzer und über den jetzigen Wohnort desſelben keine Auskunft geben. Was war zu thun, als nach Weimar zurückzukehren — ſechs Stunden Weges hin, ſechs Stunden Weges zurück — es war Abend als der Maler ſich wieder in Weimar befand.

Hier ſucht er einen Freund auf, doch ohne ihn finden zu können. Er muß die Nacht verſtreichen laſſen. ehe er neue Nachforſchungen anſtellen kann — Nacht, ſo peinvoll, wie es das ganze Leben des Malers war.

Bei dem wiedergekehrten Morgenlichte läßt es ihn nicht länger im Gemache — er trifft den Freund, der ihm den jetzigen Wohnort des Vaters nennt — der Name dieſes Wohnorts jagt den Todesfroſt des Schrecks durch die Adern des Malers; ein namenloſes Weh, eine Welt voll Qualgeſchick will ihm aus dem Namen dieſes Wohnortes widerhallen.

„Du kommſt alſo zu Deines Vaters Hochzeit?“ fragt halb ſcherzend halb gähnend der Freund.

„Zur Hochzeit?“ lallt der Maler.

„Nun ja doch,“ verſetzte Jener, „ſeit vierzehn Tagen iſt Dein Vater mit einem bildſchönen Mädchen verlobt.“ —

„Verlobt?“

„Oder vielleicht ſchon verehelicht.“ —

„Ver — ehe — licht?“

„Mindeſtens iſt er ihr bis Weimar entgegen gereiſ't,“ erläutert der nur allzuſehr Auskunft gebende Freund.

„Wann?“ rief der Maler, auf deſſen Geſichte ſich der Sturm malte, der in ſeinem Innern ſich entſetzlich erhoben hatte.

„Geſtern früh,“ war die Antwort.

„Früh?“ fragte der Maler, der einen letzten Schimmer von Hoffnung beſſeren Geſchickes feſthalten zu wollen ſchien — „doch nicht ſo früh, wie um zwei Uhr in der Nacht?“

„Eben um zwei Uhr — ich begleitete ihn.“

„In einem Wagen mit vier Pferden beſpannt?“ forſchte lallend der Erbebende.

„Nun ja doch, ja doch!“ bekräftigte Jener.

„O, ich Unglücklicher,“ rief der Maler, und ſtürzte wie ein Verſtandesloſer hinaus. — Eine Poſtkaleſche

fährt noch in derselben Nacht ab, er wirft sich hinein, er erreicht den bezeichneten Wohnort seines Vaters, aber in einem Gemüthszustande, der keiner Beschreibung fähig ist.

Sein Vater ist nicht im Städtchen; er wohnt auf dem Lande. Geschwind, ein Pferd — er eilt, er fliegt seinem entsetzlichen Verhängniß entgegen; seine Sporen zerfleischen die Weichen seines Gaules; er langt vor dem Landhause an; ein alter Diener erkennt nur mit Mühe in ihm den Sohn des Hauses.

„Mein Vater — wo ist er?“ fragt hastig der Maler.

„Oben, bei der gnädigen Frau,“ antwortet lakonisch der Diener.

„Mein Vater — vermählt?“

„Seit gestern Mittag,“ versetzt kaltblütig der Alte.

Auf der Schwelle des Hauses wurden diese Worte gewechselt — da öffnet sich ein Fenster; eine Dame tritt heraus auf den Balkon.

„Wer ist diese Dame?“ fragte der Maler, bleich wie ein Marmorbild.

„Ihre gnädige Frau Mutter,“ versetzt der Diener, und bohrt ohne es zu wissen, den Dolch lebenslangen Elends in die Brust des jungen Mannes.

Ein tonloser Schrei entringt sich dem Busen des Malers. Nach einer Secunde schwang sich der Unglückliche wieder auf sein Pferd und jagte von dannen.

Nie wieder betrat er die Schwelle des väterlichen Hauses!

Das Ehrenkreuz.

Ein tragikomisches Geschichtchen.

„Ihr forscht umsonst, das höchste Gut
Des Lebens zu ergründen;
Ihr tödtet Euren frohen Muth,
Schwärzt Eure Gall' und Euer Blut,
Und — werdet's doch nicht finden.„

Karl Müchler.

Wer vor etwa einem Jahrzehnt in der kleinen franzöſiſchen Stadt E***y über den Markt zu der Ortskirche ging, ſah von fern an den beiden mittleren Hauptpfeilern eines hölzernen Gitters das Namensſchild eines Notars. Während der ſchönen Jahreszeit wird jenes Gitter durch dichte Gewinde von Geisblatt und Waldreben zur Hälfte verſteckt. Bekanntlich führt die letztere Schlingpflanze auch den Namen „Teufelszwirn,“ und in ſofern hätte ſie an dem erwähnten Orte allerdings ſymboliſch auf das Lebensgeſchick des Anwohners hinter jenem Gitter deuten mögen, wenn es überhaupt als neu oder auffallend anzuſehen wäre, daß in der Menſchen Lebensgarten ſich der Wucherpflanzen viele einſchlängeln und als arger „Teufelszwirn“ oft die köſtlichſten Gewächſe umwickeln, um, wenn nicht augenblicklich ſie zu tödten, ſie doch kläglich hinwelken zu laſſen.

Durch die Thür des Gitters gelangte man in einen Blumengarten, deſſen Fülle und Schönheit der Pflegehand deſſelben alle Ehre machten. Aus dem Garten führten einige Stufen aufwärts in ein altmodiſch gebauetes Haus, das in ſeinem regelloſen Äußeren von wenig oder gar keiner Anmaßung ſeines Bewohners zeugte; dafür aber waltete im Innern eine ſo vollkommene

Ordnung, eine ſo einladende Sauberkeit, daß man darüber das Altmodiſche des Gebäudes ganz und gar vergaß. Gleich bei'm Eintritte in dasſelbe hatte man rechts die beiden Geſchäftszimmer des Herrn Laforet, des Ortsnotars; links ging man in das Wohngemach und in das Speiſezimmer, wo unter den Ausſchmückungen eine in einem Gehäuſe von Buchsbaumholz ſteckende Schlaguhr, eine Reihe von mit Utrechter Sammet überzogenen Seſſeln und eine bereits ziemlich verblaßte Tapete, welche in mattem Grün auf grauem Grunde die zwölf Thaten des Herkules zeigte, ſich am meiſten hervorhoben. Eine Treppe höher befanden ſich das Schlafgemach des nach dreijähriger Ehe verwittweten Notars und die beiden Zimmer Valentinens, der Tochter desſelben, nebſt der Kammer der alten treuen Hausmagd, Thereſe. Nur dieſe drei Perſonen waren die Bewohner des Hauſes.

Einem Notar in der Hauptſtadt würden dies Haus und deſſen Geräth zuverläſſig viel zu altfränkiſch und unſcheinbar geweſen ſeyn; jedoch Laforet hielt ſich an und für ſich mehr an die ehrliche als an die vornehme Welt, und ſein redliches Gemüth prägte ſich deutlich in ſeinen Zügen aus, obwohl deren Regelmäßigkeit, wie die ſeines Hauſes, viel zu wünſchen übrigließ. Seinen hohen und breiten Brauen entſprach eine nur niedrige Stirn und über ſeinem faſt von Ohr zu Ohr reichenden Munde zeigte ſich eine Naſe, deren völlige Ausbildung von der Mutter Natur vergeſſen worden war; dennoch lagerte ſich auf dieſem Antlitz eine offene Gutmüthigkeit, die ohne Weiteres gefiel und ſeinem originellen Geſichte alle Anmuth verlieh, deren dasſelbe fähig war.

Laforet war in seiner kurzen, gedrungenen Körpergestalt noch sehr rüstig, und obwohl er die Funfzig hinter sich hatte, fing sein Haupthaar doch kaum an in's Graue zu spielen, obwohl gewisse Falten seiner Stirn und einige tiefe, von der Oberlippe zu den Wangen laufende Runzeln erkennen liessen, wie auch er der Herrschaft der Leiden dieses Lebens seinen Tribut hatte zahlen müssen.

In seiner Geistesrichtung und seiner Gemüthsart lag das Besondere, daß er jeglichen Vernunftschluß bis zu dessen äußerster Grenze trieb und rein mathematisch aus jedem Grundsatz alle dessen Folgen zog, indem er von einer zur andern derselben mit hartnäckiger Vestigkeit überging, ohne jemals sich bei einer Unzahl von Erwägungen aufzuhalten, die von der Meynung, dem Dafürhalten oder dem Herkommen hätten eingeschaltet werden mögen. Er glich darin dem Mathematiker, dem Raum und Zeit nimmer störend werden können. Laforet besaß eine bewundernswürdige Leichtigkeit, alles Dasjenige für zuverlässig anzusehen, wovon er in seinem Herzen sich überzeugt hielt, und selten fehlte es ihm an Gründen zur Unterstützung solcher Zuverlässigkeit. Da er überdies warmes Gemüth und rasches Blut hatte, so würde bei geringerem Grade von Rechtschaffenheit oder Seelengröße seine Logik höchst gefährlich gewesen seyn; allein das Wahre und Gute, und Liebe zu allem Wahren und Guten herrschten in ihm, so daß er bisweilen da noch für dasselbe kämpfte, wo er es vorhanden glaubte, auch wenn es wirklich nicht daselbst vorhanden war.

Eine seiner Eigenheiten bestand darin, daß er sich der Angelegenheiten seiner Clienten ungleich mehr als seiner eigenen annahm, wodurch er denn dem Vortheile

der Erſteren nicht ſelten ſein Honorar zum Opfer brachte. Betrachtete er nun einerſeits gewiſſe Fälle und Fragen, auf die die Welt großes Gewicht legte, als geringfügig, ſo galten ihm dagegen andere an ſich unbedeutende Dinge für höchſt wichtig; und um unter hundert hieher gehörenden Zügen nur einen anzuführen, ſey erwähnt, wie weit unſer ehrlicher Notar in dem Grundſatze ging, jeder Staatsbürger ſtehe unter der Verpflichtung des Beiſpielgebens. Dieſes Thema ward um ſo lieber, um ſo lebhafter und um ſo herzlicher von ihm beſprochen, als er ſelbſt in hohem Grade eiferſüchtig auf die allgemeine öffentliche Hochachtung war. »Jeder,« pflegte er vielfältig zu ſagen, »Jeder ohne Ausnahme iſt ſchuldig und verbunden, der Welt das Beiſpiel eines guten, eines muſterhaften Lebenswandels zu geben.« Über dieſen Grundſatz ſtellte er bewundernswürdige Betrachtungen an, in denen er höchſt verſtändig darlegte, wodurch ſich im Allgemeinen ein muſterhafter Wandel zu erkennen zu geben habe; dann aber verdarb er ſeine Sache dadurch, daß er in ſeinem Grundſatze zu weit ging. »Heißt es regelmäßig leben,« fuhr er fort, »wenn man zu regelloſer, das iſt zu ungeregelter Stunde aufſteht und zu Bette geht? wenn man ſich heute nach einer, morgen nach einer ganz anderen Weiſe kleidet? wenn man unaufhörlich mit Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten wechſelt? Das Alles nährt den böſen Hang zu Zerſtreuung, und ich würde troſtlos ſeyn, wenn man mir dergleichen Ab- und Ausſchweifungen nachſagen könnte.« Auch hütete Laforet ſich wohl, in dieſem Betrachte ſich nur im Geringſten dem Tadel der Welt preiszugeben. Seine Lebensweiſe war und blieb die einförmigſte von der Welt;

er aß und trank und arbeitete und schlief pünktlich nach der Uhr, und kleidete sich während jeder Jahreszeit auf eine einzige derselben angemessene Weise, so daß man Tag nach Tag vorherwissen konnte, ob man ihn im Tuchrocke oder im Nankingkleide erblicken würde. In ganz E***y hätte es keinen Menschen geben können, der von Laforet mit Wahrheit hätte sagen dürfen, dieser sey jemals von seinen allbekannten Grundsätzen abgewichen. Dabei zeigte unser Notar sich in jeder Hinsicht als ein pflichtgemäßer, dienstfertiger, tadelloser Bürger, der mit Eifer für das allgemeine Wohl strebte. Kein öffentliches Amt, wie gering, wie mühevoll und unersprießlich für ihn selbst dieses auch seyn mogte, ward jemals von ihm zurückgewiesen, da er einmal für allemal mit jenem Weisen der Vorzeit die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß nicht das Amt dem Manne, wohl aber daß der Mann dem Amte Bedeutung und Werth verleihe. So vereinigte sich denn in der Person Laforet's auf seltene Weise harmloser Irrthum mit scharfem Verstande, das Lächerliche mit dem Erhabenen. Verschwenderisch mit seiner Zeit und seinen Mühewaltungen zum Vortheile Anderer, war es natürlich, daß Laforet dafür ein wenig Anerkennung als Belohnung erwartete; allein in seiner kleinen Stadt war Jeder, wie das in allen kleinen Städten der Fall zu seyn pflegt, weit mehr mit den Fehlern als mit den Vorzügen seines Nächsten beschäftigt, und Diejenigen, die ihm wohl die meiste Verbindlichkeit schuldeten, waren nicht selten eben die, welche sich am wenigsten zu seinem Lobe äußerten. Mitunter fand man jedoch verlorenes Gedächtniß wieder und ließ dem wackern Manne volle Gerechtigkeit widerfahren. War Einem der

Ortsbewohner unverhoffter Weiſe eine Erbſchaft zugefallen, oder ihm irgend eine Gunſt durch das Geſchick oder von hoher weltlicher Hand zugewendet worden, dann gedachten Vettern und Muhmen im Stadtviertel lebhaft des Notars und konnten in Belobung desſelben kaum das Ende finden. „Ja, ja, Herr Laforet, der iſt ein Goldmann,“ hieß es dann, „der hat ein Herz wie Keiner, aber zu ſolchen braven Männern, wie der einer iſt, kommen die Glückszufälle nicht; ſo Einem wird keine unverhoffte Erbſchaft; an den denkt die hohe Behörde nicht —“ Dieſe und ähnliche wohlmeynende Ergießungen fanden zwar nicht im Beiſeyn unſers Ehrenmannes ſtatt, allein durch den Widerhall gelangte doch der eine oder andere Theil davon zu ſeinen Ohren, und das erfreuete ihn dann gar ſehr, den guten Alten.

In ſeiner edlen Geringſchätzung gegen den Reichthum ward Laforet nicht wenig durch zwei ſeiner Nachbarn beſtärkt, mit denen er freundſchaftlichen Umgang hielt. Der Eine derſelben, der Excapitän Dulaurier, hatte übrigens begriffen, daß er weder mit ſeinem Gnadenſold von zwölfhundert Franken jährlich, noch mit ſeinem durch das edle Kriegeshandwerk arg verhärtete Gehirn jemals abſonderliches Glück in der Welt würde machen können; dabei leuchtete ihm vollkommen der Vortheil ein, den er erſtens aus einer ihm gewordenen Querſchramme im Geſichte und zweitens aus dem Umſtande zu ziehen hätte, daß er dreißig Dienſtjahre verlebt hatte, von denen zwanzig ſich mit rühmlichen Feldſchlachten bezeichneten. Klüglich alſo beſchränkte er ſich darauf, dies ſein Pfund wuchern zu laſſen, auf ſeinen Lorbeern auszuruhen und Jedem, der es anhören wollte, zu erzählen, wie

Seine Majestät der Kaiser ihn Angesichts Wagrams angeredet, und wie ein verfluchter Hungar ihm die Nasenspitze weggehauen hätte. War Capitän Dulaurier Betreffs seiner Tapferkeit und seiner Schmarre einmal im Zuge, so gab's kein Halten mehr; unwiderstreitbar eignete er alsdann sich das Recht an, das gesammte Menschenvolk, und unter diesem zumal die Reichen, die Advocaten und die Nationalgarde, in Grund und Boden zu verachten. Inzwischen vertrug er sich doch leidlich mit dem guten Nachbar Laforet, weil er bei diesem zu gewissen Stunden sein Partiechen Domino und von Zeit zu Zeit williges Gehör fand, um ein Fünffrankenstück zu borgen, das er dann als Stoiker sonder Gleichen in seine Tasche schob, während er lästerlich auf alle Reiche und alle Reichthümer E***y's schimpfte.

Der zweite Nachbar, Herr Ambroise, war aus ganz anderem Teige geknetet. Ambroise zählte vierzig Jahre, die er damit hingebracht hatte, Alles zu versuchen, ohne dadurch einen Schritt vorwärts zu kommen, so daß eines Tages, als er sich im Spiegel betrachtete und sein alterndes Gesicht einer schärferen Prüfung als bisher unterzog, es ihm plötzlich einfiel, sich zum Philosophen zu stempeln. Er fing an die irdischen Dinge zu verachten; da er aber streng gewissenhaft war, so trug er Bedenken, seinen Nächsten die Früchte seiner weisen Forschungen vorzuenthalten; er verfaßte und edirte also größere und kleinere Flugschriften, in denen er bis zum Athemverlieren Methaphysik und Moral, Aesthetik und Anthologie, Laster und Tugend, und besonders die Letztere analysirte, demonstrirte und explicirte. „Die Tugend," hieß es bei ihm — „die Tugend ist das

alleinige, wahrhaftige Gut! Was ſind neben ihr die Ehren dieſer Erde, die Leckerbißchen des Weltglückes? Weniger als nichts — Eitelkeit der Eitelkeiten! — Ambroiſe verſchenkte großmüthig eine Menge Exemplare ſeiner Schriften und opferte eben dadurch, wie er ſelbſt ſagte, dem Wohle ſeiner Mitbürger das Wenige, was er noch an Habſeligkeiten beſaß. Wir werden uns wohl hüten, von einem ſo vollkommenen Philoſophen zu argwöhnen er ſey für niedere Einflüſterungen der Eigenliebe empfänglich geweſen; vielmehr laſſen wir willig ſeiner Großmuth und ſeinem rühmenswerthen Eifer für Verbreitung lichtvoller Wahrheiten vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, nur müſſen wir — dem Himmel und der Philoſophie ſey's geklagt! — der Wahrheit gemäß bemerken, daß die lieben Mitbürger unſers Ambroiſe weit mehr Neigung und Eifer zu Vergrößerung ihrer zeitlichen Güter zeigten, als daß ſie, zufolge der Lehre des E*** ver Philoſophen trachteten allen zeitlichen Gutes zu entrathen. So machte Letzterer denn wenige oder gar keine Proſelyten unter ſeinen Mitbürgern, zum Erſatz dafür aber lebte ihm unter dieſen ein Bewunderer; denn man hätte nur ſehen und hören müſſen, wie der ehrliche Notar ſich vom Nachbar Ambroiſe bearbeiten ließ! wie willig er dieſem ſein Ohr öffnete! wie eifrig er deſſen Schriften las! Es würde verwegen ſeyn zu behaupten, daß dieſe durchweg von ihm verſtanden wurden; allein wir wiſſen, daß es in gewiſſem Betracht nicht ſchwerhielt den ſchlichtherzigen Laforet zu überzeugen, da er im Punkte der Moral jedem ehrlichen Manne auf's Wort, jedem Buche gemäß deſſen Titel glaubte. Verſtand er von wanzig darin gedruckten Perioden auch wenig oder nichts,

ſo genügte es ihm doch wenn unter den zwanzigen ſich eine fand, die inſofern nach ſeinem Geſchmacke war, als ſie ihm eine gute Meynung von Anderen einflößte. Zudem ließ Ambroiſe ſich mitunter über das Beiſpielgeben mit vieler Salbung aus. „Aha!“ dachte Laforet, „ein Mann wie Ambroiſe, deſſen Schriften unſtreitig das größte Aufſehen in der Welt machen, der alſo ungeheure Schätze würde gewinnen können, wenn er ſeine Feder für die Tageblätter der Hauptſtadt ausbeutete — ein ſolcher Mann muß die Beſcheidenheit, die Uneigennützigkeit ſelbſt ſeyn, weil er ſich in ein Winkelſtädtchen vergräbt, einzig und allein um uns E***yer ein ſchlichter, liebwerther Mitbürger zu ſeyn. Aber Ambroiſe hat Recht,“ fuhr Laforet in ſeinen Gedanken fort, „verächtlich ſind Ehren und Reichthümer! Tugend, Tugend allein iſt die Quinteſſenz des wahrhaftigen Seyns und Lebens, iſt alſo das einzige und folglich das höchſte Gut des Menſchen!“

Inzwiſchen rückte allgemach die Zeit heran, in welcher der Grundſatz unſers Notars über den Beſitz von Glücksgütern einige Wandlung erlitt; Laforet gelangte zu der Erkenntniß, ſich in Betreff der Liebe zum Wahren und Guten geirrt zu haben; freilich war dieſe Liebe ihm das höchſte Gut der Menſchheit, allein ſie hörte nach und nach für ihn auf, das einzige Gut der Menſchheit zu ſeyn. Unſer Notar hatte, wie wir wiſſen, ein Töchterchen, und in dem Maße in welchem Valentine heranwuchs, ſteigerte ſich auch ihres Vaters Verlangen, für die einſtige Ausſtattung des Mädchens zu ſorgen. Daß ſolche Morgengabe in richtigem Verhältniſſe mit den Vorzügen der Tochter und mit der herzlichen Liebe

ihres Vaters zu ihr würde stehen müssen, liegt am Tage. Nun war Valentine zur Freude ihres Vaters zu einem hübschen, einem gebildeten, gutherzigen Mädchen herangewachsen, und in ihrem achtzehnten Jahre halb und halb mit einem wackeren jungen Manne versprochen, der sich Didier nannte und im Nachbarstädtchen advocirte. Didier besaß kein Vermögen, doch lebte ihm in E***y ein hochbetagter, reicher Oheim, dessen nächster Erbe Didier war; allein dieser alte eigensinnige Onkel überhäufte seinen Neffen zwar mit den besten Segenswünschen für dessen Wohlergehen, legte jedoch alljährlich einen Theil seines Vermögens auf Leibrenten, so daß es schien als solle bei seinem Sterben seine Habe ebenfalls gestorben seyn. Notar Laforet hingegen, der Jahr nach Jahr ein immer größeres Sümmchen auf Zins gelegt hatte, sah sich, als seine Valentine achtzehn Jahre zählte, im Besitz eines Capitälchens von funfzigtausend Franken, und setzte nunmehr den nächstkommenden Geburtstag seiner Tochter zu deren Vermählungstage mit Didier vest.

Allem Anscheine nach stand Laforet demnach am Ziele der Erfüllung aller seiner Erdenwünsche; denn er war wohlhabend, geehrt, geliebt, und besaß eine in den süßesten Hoffnungen einer liebenden Braut sich wiegende Tochter. Bei alledem aber fühlte Laforet sich keineswegs glücklich. Nimmt Dich das Wunder, lieber Leser, so befrage Dich darüber bei Denen, die da wissen, daß ein einziger ihnen unerfüllt gebliebener Lieblingswunsch allem reinen Genusse ihnen wirklich gewordenen Glückes hinderlich wird, und daß jegliches glühendes Sehnen, sey dessen Gegenstand nun ein Scepter oder eine Kunkel, verzehrend am Herzen nagt.

Um das geheime Leid des trefflichen Helden unseres Geschichtchens genau kennen zu lernen, müssen wir eine ziemliche Strecke weit zurück auf den Lebenslauf Laforet's blicken. Wohl Niemand wird sich's denken, daß in dem Schlichtherzigen jemals auch nur das kleinste Fünkchen kriegerischen Eifers glühete, oder sich auch nur die leiseste Regung von einem Anspruche auf kriegerisches Verdienst aufwarf. Inzwischen war dies doch nur allzusehr der Fall. In Laforet's Erinnerungen machte das Jahr 1814 in zweierlei Hinsicht Epoche; eben weil diese Epoche verhängnißvoll für Frankreich, jedoch glorreich für Herrn Laforet war. Paris hatte in seiner Bedrängniß ein Aufgebot an die Nationalgarden der Umgegend ergehen lassen; Laforet, der damals etwa dreißig Jahre zählte und unlängst sein Notariatsamt gekauft hatte, sah allerdings ein, daß sein ihm von der Natur angewiesener Platz eher sein Geschäftszimmer als irgend ein von Kosaken bedrohetes Gefild war —da er jedoch das Herz auf dem rechten Flecke hatte, that er wie seine Mitbürger, und marschirte mit seinem Bataillon ab. Nun geschah es, daß seine durch Linientruppen und Artillerie verstärkte Compagnie in eine wichtige Redoute postirt ward, deren Besatzung endlich, nachdem sie mehrfachen Ansturm des Feindes tapfer abgewehrt hatte, einen Ausfall machte, von welchem sie siegreich und ruhmbedeckt zurückkehrte. Laforet war dabei der Nase und seinen Cameraden nachgegangen, hatte wenig unterschieden, nichts begriffen, war von Staub und Pulverdampf wie geblendet, vom Lärm des Gefechts wie betäubt gewesen, und hatte zu guter Letzt, als man wieder in die Redoute zurückkehrte, einen russischen Streifschuß weggekriegt, so

daß er, ohnmächtig von Schrecken und Schmerz ebenso bewußtlos heimkam, als er mit ausgerückt war. Nachdem er ſich erholt hatte, vernahm er, daß er ein Held wäre, daß er eine feindliche Standarte und zwei Kanonen erobert und einen Rudel Koſaken in die Flucht geſchlagen, oder doch zu dem Allen weſentlich beigetragen hätte. Groß war darüber ſeine Freude, aber nicht minder groß auch ſein Stolz; nach und nach erwachten ſeine Erinnerungen in ihm; auf die naivſte Weiſe von der Welt überredete er ſich, alles das geſehen und gethan zu haben was er geſehen und gethan haben ſollte, und gelangte endlich dahin, ſehr deutlich und zuverläſſig von jenem berühmten Treffen zu ſprechen, in welchem er ſeine Wunde davongetragen hatte.

Da man ihn allgemein liebte, ſo glaubte man ihm willig auf's Wort; nichtsdeſtoweniger ſtieß er jedoch auf kritliche Köpfe, die ungern ſolche Dinge für wahr annehmen, in welche ſich die Eigenliebe des Erzählers gemiſcht zu haben ſcheint; dann wurden ſeine in ſeinen eigenen Augen ſonnenklaren Darlegungen mit einem feinen Lächeln des Zweifelns, wenn nicht gar des Unglaubens hingenommen, und das war denn für unſern ehrlichen Rechtsfreund eine gar bittere Kränkung. Und, o! wie beklagte er es, daß der plötzlich erfolgte Sturz des kaiſerlichen Herrſchers nicht geſtattet hatte, die letzten Vertheidiger des Vaterlandes zu belohnen. „Zu jeder andern Zeit,“ dachte Laforet oft, „würde ich das Kreuz der Ehrenlegion erhalten haben, und Niemand würde alsdann meine in die Augen ſpringenden Großthaten bezweifeln können und dürfen!“ Als Laforet dieſen Gedanken zum Erſtenmale hegte, fürchtete er ſich ſchier vor

demſelben, denn ein geheimes Gefühl ließ ihn ſpüren, daß er einem gefährlichen Gaſte Herberge bei ſich gäbe; allein der verwünſchte Gedanke wollte ſich nun einmal bei ihm einniſten, und ſtellte ſich ihm daher bald unter einer anderen Geſtalt dar. Von dem Bedauern eine Sache entbehren zu müſſen, iſt kein großer Schritt von dem glühenden Verlangen nach dem Beſitze derſelben; ſo ward denn Laforet's lebhafteſter Wunſch der, das Ehrenkreuz der Krieger Napoleons zu beſitzen. Bei alldem hielt ſich ihm dieſer Wunſch innerhalb gewiſſer Schranken; denn wo glücklicher Erfolg durchaus unmöglich iſt, da wird der Vernunft ſo ziemlich Gehör geſchenkt und das Verlangen herabgeſtimmt. Dazu kam, daß die Anrechte eines Notars keineswegs geeignet waren Anſprüche bei einem Kriegsminiſterium geltend zu machen; auch gehörte Laforet eben vermöge ſeines Amtes und Berufes zu denen, die nicht ſonderlich in Gunſt bei der herrſchenden Partei ſtanden; und dieſer zu ſchmeicheln oder ſonſtwie den Heuchler zu ſpielen: dazu hätten ihn weder Gold noch Amtserhöhung, noch alle Ordensbänder der ganzen Welt vermögen können. Durch die Macht der Verhältniſſe zügelte ſich alſo ſein Begehren während funfzehn Jahre eben ſo wie gewiſſe körperliche Uebel, die man geheilt zu haben glaubt, da ſie doch nur eingeſchlafen ſind; von Zeit zu Zeit erwachen ſie und ein ſchmerzhafter Stachel verkündet dann des Feindes Anweſendheit. Der ehrliche Laforet, dem keine Hoffnung blühete, ergab ſich ſo gut er es vermogte in ſein Geſchick; allein dann und wann erweckte der Anblick eines rothen Bandes ihm plötzliches Augenzwinkern und heftiges Herzklopfen. In ſolchen Augenblicken ſuchte er

Hülfe und Tröſtung bei ſeinem nachbarlichen Freunde, dem Philoſophen, in deſſen Knopfloche nichts das Auge Beleidigendes war und der arge Schmähreden auf Ordensbänder jeglicher Gattung vorräthig hatte. „Elende Spielereien ſind ſie,“ pflegte er zu declamiren, „ſchimmernde Armſeligkeiten — weiter nichts!“ und der Notar war darüber völlig mit ihm einverſtanden. Als der Philoſoph eines Tages ganz abſonderlich im Zuge war, rief er aus, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug: „Die erbärmlichen Kreuze! in der Seele Frankreichs erröth' ich über ſie, geſchweige denn über die Machinationen, unter denen ſie ertheilt und hingenommen werden. Wird jemals eines von ihnen an einen ehrlichen Mann gelangen, der zu ſtolz iſt, um es zu erbetteln?“

„Leider nein!“ ſeufzte der Notar.

„Davor wird es ſich wohl zu hüten wiſſen,“ fuhr Sieur Ambroiſe fort. „Habt Ihr ein Gelüſten nach den Inſignien der Ehre, Herr, ſo beginnt zu ſchmeicheln, zu heucheln, zu kriechen; bückt Euch tief — tiefer noch — legt Euch platt, ganz platt — recht ſo! Nun ſeyd Ihr decorirt; küßt jetzt Euer Kreuz, den Gegenſtand Eures Trachtens, bläh't Euch auf von Hoffart, und ſeht dann, wie vor Euch ein Mann von Geiſt ſteht, der des Firlefanzes zu entrathen weiß, und wie um Euch herum zehn Prahlhänſe krabbeln, die ſich gleich Euch mit dem Tande behängen ließen!“

„Ach, lieber Nachbar! wie beſprecht Ihr die Sache ſo ergreifend!“ fiel der Notar ein. „Fahrt doch fort, ich bitt' Euch!“

Und Sieur Ambroiſe fuhr denn auch zorngeſtachelt fort: „Betrachtet doch unſere Franzoſen! Sie

vergeſſen ihr unſterbliches Seyn, ſie vernachläſſigen ihr Inneres, damit nur ihr Äußeres herausgeputzt werde. Wie albern und abgeſchmackt irgend eine Bevorrechtung auch ſey; genug iſt's, daß ſie vorhanden iſt, um die Leute anzutreiben ihr nachzujagen. Erklärte heute ein Geſetz, daß eine Auszeichnung nicht mehr in einem Bande im Knopfloche, ſondern in einem Pflaſter auf der Naſe zu beſtehen habe — gebt Acht, morgen machen Alle Anſpruch darauf und können den Augenblick nicht erwarten, in welchem ſie berechtigt ſeyn werden, den Pflaſterſchmierer in Nahrung zu ſetzen —"

„Ich glaube Sie haben Recht, Herr Ambroiſe," ſagte Laforet.

„Was ſoll man demnach von unſeren Regierungsbehörden denken?" ſalbaderte der Philoſoph weiter, den jetzt eine Gluth für des Volkes Moralität ergriff. „Nicht nur dulden ſie dergleichen Narrheiten, ſondern ſie ermuntern ſie ſogar, da ſie, anſtatt ſie auszurotten, es bequemer finden, durch ſie die Menſchen an der Naſe herumzuführen. Lehrt Euren Söhnen alles Blendende zu verachten, alles Nichtige mit Füßen zu treten, alles Trügeriſche von ſich abzuwehren; lehrt ihnen die Verlockungen der Eigenliebe zu beſiegen, die Schattengebilde der Eitelkeit zu verjagen und ſich an das Wahrhaftige, an die Tugend, als das höchſte der Güter zu halten — was geſchieht? ſind Eure Jungen zu Jünglingen worden, ſiehe da! was thut die Regierung? Sie ſelbſt verblendet die Augen der Heranwachſenen durch trügeriſchen Schimmer, und proclamirt dazu: ‚Aufgeſchau't, das Ziel iſt geſteckt — ausgeſtellt iſt der Preis für den der es erreicht! Lauft danach! drängt Euch! quetſcht Euch, und es lebe Thor-

heit und Eitelkeit!“ Das, Herr, sind die Regierungen! das, Herr, sind die Menschen!“

Der gemüthreiche Notar war ganz Ohr, und als er so reden hörte, wähnte er sich geheilt von seiner brennenden Sehnsucht und fuhr fort mit aller aufzubringenden Geduld die Leiden seiner Eigenliebe einzuschläfern und sich in die Freuden seines häuslichen Lebens und in die Ausübung guter Werke zu versenken. Bei'm Herannahen der Revolution im Jahre 1830 war er zuverlässig der nützlichste Mann in seinem Sprengel, war Hospitalverwalter, Mitglied des Municipalraths und des Wohlthätigkeitvereines; überall wo es galt Gutes zu wirken, sah man ihn in rastloser Thätigkeit. Inmitten der rühmlichen Ausübung dieser Bürgerpflichten überraschte ihn die Revolution, die ihm neue Gelegenheit bot, seinen rastlosen Eifer für das Allgemeinwohl fernerweit an den Tag zu legen. Der Ersten Einer in E***y war Laforet von denen die es in Vorschlag brachten, die Bürgermiliz von neuem zu organisiren. Die Nationalgarde war einer von den köstlichsten Gegenständen für die er sonder Maaß erglühete; war sie es doch gewesen, in deren Reihen er im Jahre 1814 seine Anrechte an die öffentliche Erkenntlichkeit erworben hatte! Übrigens hegte er Betreffs der Einrichtung derselben treffliche Ideen, ganz eigenthümliche, im Sinne des Alterthums sich ausprägende Ideen. „Zu welcher anderen Zeit,“ sprach er, „als damals hat man eines großen Volkes politische Freiheit und dessen Aufrechthaltung der Gesetze sich auf den besonnenen Muth aller bewaffneten Bürger stützen sehen? O! hätte man im alten Rom, von dem so Vieles gerühmt wird, eine solche Einrichtung gehabt, so würde man Wunder

geſchrieen haben. Was alſo zu Rom Herrliches geweſen ſeyn würde, ſollte das minder herrlich bei uns ſeyn? Es iſt Pflicht jedes guten Bürgers jenen edlen Waffenverein in Ehren zu halten, da er die ſchönſte Schöpfung der neueren Zeit iſt, und ich werde dazu aus allen meinen Kräften beitragen.“ Und allen Ernſtes holte der Notar ſeine Grenadiermütze hervor, half den neuen Wachedienſt regeln und beeiferte ſich, verſchärfte Dienſtgeſetze in Vorſchlag zu bringen. „Mannszucht“ hieß es hierüber in ſeinen Anträgen — „Mannszucht iſt die Krone des Werks, der Schlußſtein des Gebäudes, und das Kriegsgericht kann nicht genug nach Würden geſchätzt werden. Von ihm hangen Familienruhe und Stadtwohl ab; und ich für meine Perſon erkläre den, der ſeinen Wachedienſt verſäumt oder von ſeinem Poſten weicht, für eben ſo ſchuldig und ſtrafbar, als jeden Andern der irgend eine Unthat beging. „Fürwahr,“ fuhr er mit einer bewundernswürdigen Ernſthaftigkeit fort,“ der Dienſt der Nationalgarde iſt ein Dienſt der Ordnung und der Sicherheit; ihn alſo hintanſetzen, heißt das Trachten der Landſtreicher, der Schelme, der Diebe ermuntern; heißt die Verantwortlichkeit für alle diejenigen böſen Handlungen auf ſich laden, zu denen man durch eine unverzeihliche Saumſeligkeit oder Nachläſſigkeit Veranlaſſung gegeben hat; denn ein Verbrechen nicht verhindern, wenn es nur von uns abhängt demſelben vorzubeugen, heißt ſich zum Theilnehmer an ſolchem Verbrechen machen.“

Dergleichen trefflichen Grundſätzen iſt nicht zu widerſtreiten; dennoch mußte bei den ſtattfindenden Wahlen unſer Notar die Kränkung erleben, daß ſeine Redegewalt und ſein Eifer ihm nicht die erwünſchte und ver-

diente Frucht trugen. Die Aristokratie des Ortes — auch das winzigste Oertchen in der civilisirten Welt hat sein Häuflein Aristokraten — hätte einen schlichten Notar, einen Volksmann, und vollends einen der strenge Manns-zuchtregeln in Anwendung gebracht wissen wollte, nimmermehr zum Obercommandirenden erwählt; unserem Laforet ward also ein Anderer, ein Bevorzugterer vorgeschoben. Der gewählte Commandirende hieß Martin, seines Gewerbes ein Pastetenbäcker, der seinen Rosoli- und Curaçao-Fläschchen wacker mit zusprach, wenn er aus ihnen seine Gäste bediente und diesen zu dem Zuckerwerk, das sie bei ihm verzehrten, honigsüße Reden in den Kauf gab. Des Notars Freunde und Anhänger erboßten sich über diese Wahl, mußten aber dennoch Gott und ihrem Geschicke danken, als sie es mit großer Mühe dahin gebracht hatten, daß die Wahl zur Lieutenantschaft auf Laforet fiel. Dieser jedoch fühlte sich von zu edler Regung ergriffen, als daß er die Stelle hätte annehmen wollen. „Nichts da!“ rief er; „ich trete als Gemeiner ein; ich will lieber unter wollener als unter silberdrathener Epaulette meine Grundsätze praktisch darlegen. Vielleicht schätzt man diese um so höher, wenn man sieht, daß ich ihnen auf das Strengste nachlebe; vielleicht ehrt man unsere wackere Miliz um so mehr, wenn man sieht, daß ich freiwillig auf Commando im Dienste verzichte, und daß nicht der Rang es ist, der mich anlockt in ihren Reihen zu stehen. Ja, ja, Cameraden, ich bleibe Gemeiner, und würde mich für entehrt halten, wenn ich jemals das Beispiel zu einem Vergehen gegen Ordnung und Manns-zucht gäbe!“

Es ist nothwendig dem Leser zu berichten, daß der Wachedienst in E***y höchst pünktlich versehen ward, und daß solches aus zweien Beweggründen geschah, die beide mit der öffentlichen Sicherheit nicht das Mindeste zu schaffen haben konnten. Der erste Grund war, daß der Herr Obercommandant keine größere Freude kannte, als vor der Front der Herren Nationalgardißen des Ortes diese Herren, die er sehr unbestimmter Weise „seine Männer“ benannte, zu commandiren. Der zweite Grund war, daß die Mehrzahl der Herren Gardisten, Grundeigenthümer, Kaufherren und Handwerker durcheinander, sich willig der Süßigkeit hingaben, auf Wache zu ziehen, um sodann mitsammen das Leben der Gleichheit zu führen, und gelegentlich dabei Einer den Andern ein wenig zu hecheln oder zu schrauben. Man begreift wie sehr der auf solche Weise abgehaltene Dienst zur Aufrechthaltung der Ordnung und der vollkommenen Eintracht zwischen Allen beitragen mußte! Die Willigkeit des Notars als Gardist war demnach wahrhaft bewundernswürdig, ja, einzig in ihrer Art zu nennen; und dennoch, ach! ward eben durch seinen Diensteifer zur Zeit jenes großen Ergebnisses, welches neue Tugenden in ihm entwickelte, die geheime, tiefe Wunde seines Herzens von neuem aufgerissen. Kaum sah er wie die Helden des Kaiserreiches vermöge der verjüngten Revolution wieder zu Ansehen kamen, als er sich auch seiner Heldenthaten vom Jahre 1814 erinnerte; der Dunst der Ehrbegier stieg ihm abermals zu Kopfe, so daß er mit Wahrheit zu sich sagen mußte, daß die mancherlei Dienste, die er jetzt von neuem willig dem Vaterlande fast täglich leistete, gar wohl eine Belohnung verdienten. Wir kennen

bereits unſers Laforet's Logik und wiſſen, daß wenn er dieſer erſt nachging, ſeine Lebhaftigkeit des Geiſtes keine Grenzen mehr hatte. So faßte er von neuem Hoffnung, und zwar that er dies mit aller Gluth eines ſechszehn Jahre lang ſtill gehegten und nunmehr ausbrechenden Verlangens; die Erfüllung dieſer Hoffnung dünkte ihn als möglich; er träumte ſich ſeinem Ziele nahe und näher und glaubte demſelben, ähnlich einem Kampfſtiere, mit geſenktem Gehörn entgegenrennen zu müſſen. Nicht Ruhe, nicht Freude gab es mehr für den armen Laforet. Keine Zeitung mehr ward von ihm ſonder banges Herzklopfen angeſehen, weil er zum Voraus fürchtete Namen von Beförderten in Menge, nur nicht ſeinen Namen darin zu finden. Jede Ertheilung des Kreuzes der Ehrenlegion zog ihm einen Schwindel zu; er litt unausſprechlich und wagte doch nicht, irgend einem Sterblichen ſein Leiden zu klagen. Obſchon ſein leidenſchaftliches Sehnen recht und gerecht war, erröthete er dennoch über dasſelbe, verhehlte es wie ein verbrecheriſches Verlangen vor ſeinen Freunden, vor ſeiner Tochter, zwängte es in ſein Innerſtes zurück und verſchlimmerte dadurch das Übel, vergrößerte nur die brennende Wunde ſeiner Seele.

Mittlerweile nahmen ſeine Nachbarn, der Philoſoph Ambroiſe und der Erhauptmann Dulaurier, die neueren Ordensvertheilungen mehr oder weniger ebenſo auf, wie er es that. Der Letztere beſonders kannte ſich ſelbſt nicht mehr, wenn er las, es habe Dieſer oder Der das Ehrenkreuz um Civildienſtes willen erhalten; denn Hauptmann Dulaurier fand nur Verdienſt im Militärdienſte. „Verdienſt,“ hieß es bei ihm, „kann nimmermehr in einem andern Kittel als in einem Uniformrocke ſtecken!“

Er lachte in ſich hinein, wenn er hörte, wie der Notar ſeine Heldenthaten von 1814 erzählte, ſtachelte dieſen aber um ſo mehr zum Erzählen an, weil es, wie wir wiſſen, nicht ſelten mit ſeinen anderweitigen Abſichten zuſammenfiel, den Nachbar Laforet froher Laune zu machen. Nimmer hätte der Exhauptmann ſich's einfallen laſſen, ſein Nachbar Notar könne nach einer Auszeichnung trachten, die nur er, Dulaurier, auf ſieben Meilen in der Runde mit Wahrheit in Anſpruch zu nehmen hätte. „Himmeltauſendelement!“ fluchte er eines Tages, als einer neuen Ordensvertheilung im Zeitungblatt erwähnt worden war — „da haben wir's wieder, Nachbar Laforet — da! da hat man das Ehrenkreuz an einen jungen Poeten gegeben; an einen Kerl der Verſe macht!“

„Ich habe niemals Verſe gemacht, ich!“ dachte der Notar.

„So ein Haſenfuß,“ fuhr der Gnadenſöldner fort, „der ſein Lebelang nichts weiter that und thut als Schwarz auf Weiß zu ſchmieren, während ſo viele tapfere Männer, die im Dienſte des Vaterlandes verſtümmelt wurden, die dem Vaterlande ganz Europa vom Leibe hielten, vergebens auf Auszeichnung warten müſſen!“

„Ja wohl, ja wohl!“ ſagte Laforet und verſenkte ſich dabei tief in das große Treffen vor jener hochwichtigen Redoute.

„Lumpenhunde werden decorirt,“ ſchmähete Dulaurier weiter, „die nimmer in Feuer ſtanden!“

„Ich ſtand im Feuer!“ dachte der Notar.

„An Schulbuben wirft man die Ehren weg; Schulbuben, denen noch im vorigen Jahre Carcer-Arreſt

zuerkannt ward. Himmeltausendelement, ich mögte hinrennen und solchen Bürschchen den Schnauzbart zupfen; allein dergleichen Gelbschnäbel haben keinen Bart!"

„Mein Bart wird grau, und meine geleisteten Dienste tragen ihre Jahre auf dem Rücken," dachte Laforet, der bei solchen Gesprächen sich innerlich nur noch mehr von der Trifftigkeit seiner Ansprüche überzeugte, so daß er bei all seiner Friedfertigkeit sich einer Zornaufwallung gegen die Regierung nicht erwehren konnte, weil diese ihn und seine Dienstleistungen so schmachvoll vergaß. Oft fehlte nicht viel, daß er sich für verpflichtet hätte halten mögen, seinen Zorn lautwerden zu lassen und über Hals und Kopf zur Opposition überzugehen; hinaus rannte er dann auf's Feld, oder in den Wald, hochwogenden Herzens, geblendeten Geistesblickes, so daß das Kreuz der Ehrenlegion, das verhängnißvolle Band desselben ihn wie ein Gespenst scheuchte und jagte — da schwamm's ihm vor den Augen — sein Aussehen verwandelte sich ersichtlich — der ehrliche Alte fühlte sich krank und elend — Es war zum Erbarmen!

An einem schönen Maimorgen hatte Valentine den Frühstückstisch wie herkömmlich geordnet. Das geöffnete Fenster ließ eine milde, balsamische Luft in das Zimmer strömen; zwischen den Geisblattsblüthen, deren süße Düfte das Häuschen Laforets umwallten, zwitscherten lustig die Vögelchen — Valentine erquickte und ergötzte ihr Herz an des Morgens Lieblichkeit, als ihr Vater hereintrat. Wie wünschte das holde Mädchen, der Vater mögte ihr Entzücken theilen! Wie suchte sie, durch Worte der Liebe und der Freude ihn dazu anzuregen! Umsonst! Laforet, ganz und gar dem Drange seines Busens hin-

gegeben ſah nichts, hörte nichts, fühlte nichts! Ohne eine Sylbe lautwerden zu laſſen, trank er ſeine Taſſe Kaffee und griff dann, ſeiner Gewohnheit nach, zu den Zeitungen und zu den eingelaufenen Briefen. Unter den Letzteren war einer der ihm berichtete, wie einer ſeiner Collegen, Namens Leblanc, ein Mann zweifelhaften Rufes, obwohl Schultheiß ſeiner Stadt, unlängſt das Ehrenkreuz und zwar ſchon nach nur ſechsmonatlicher Amtsverwaltung erhalten hätte. Dies war zuviel für unſeren würdigen Bürger! Laforet hätte an dieſer ſeiner vergrößerten Qual erſticken mögen — und nicht vermogte er das ſo lange Zeit vor aller Welt verheimlichte Weh ſeines Herzens länger verborgen zu halten: — „Leblanc!“ rief er — „Leblanc! und nach nur ſechs Monaten! Iſt es denn möglich? Nach nur ſechs Monaten, wohingegen ich ſchon ſeit achtzehn Jahren — — Leblanc! — O, mein Gott!“ — Und während ſeiner Hand der Brief entfiel, ſank er ſelbſt in ſeinem Lehnſtuhle zurück und überließ ſich ganz ſeinem nagenden Schmerze — er weinte wie ein Kind.

Valentine, erſchreckt, eilte zu ihm hin, und ihr Erſtes war den Brief zu prüfen der ihren Vater ſo lebhaft erſchüttert hatte. Ein Blick auf die Zeilen half ihr nur allzuſehr auf die Spur. Seit längerer Zeit ſchon hatte Valentine über ihres Vaters Bekümmerniß Muthmaßungen gehegt, die der Wahrheit ziemlich nahe gekommen waren; jetzt war ihr Alles klar. Hatte kindliche Ehrfurcht bisher ſie zurückgehalten ſich gleichſam in das Geheimniß ihres Vaters zu drängen, ſo machte jetzt kindliche Liebe es ihr zur Pflicht den Erſchütterten wenn möglich zu beruhigen und zu tröſten. Sie bedeckte

seine Stirn und seinen Mund mit Küssen, und benäßte mit den Thränen ihrer Liebe und Fürsorge die beiden Hände des geliebten Vaters, während sie vor ihm kniete und ihn beschwor, sich nicht einem so schwerlastenden Kummer hinzugeben.

Laforet kam dadurch einigermaßen zu sich selbst. „Vergieb mir, mein theures Kind!“ sprach er; „ich ward plötzlich so heftig erschüttert — dieser verwünschte Brief — — O, wenn Du wüßtest — —“

„Ich weiß, weiß Alles, mein Vater,“ versetzte die die liebliche Tochter; „man hat abermals eine Ungerechtigkeit an Dir begangen; man vergißt ganz und gar Deiner geleisteten Dienste, Deiner vollgerechten Ansprüche. Dennoch, mein guter Vater, erlaube mir, Dich zu fragen, ob jene Auszeichnung, jenes Ehrenkreuz wirklich all den Kummer werth ist, der Dir dadurch erweckt ward. Nachbar Ambroise, der so schöne Reden darüber vorbringt, sagte noch gestern zu Dir, daß das Kreuz gar viele Leute tragen, die gar wenig Auszeichnung verdienen, deren Verdienst weniger noch als gering ist. Verleihet man nun solchen Leuten das Kreuz, welchen Werth kann es da für Dich haben?“

„Liebes Kind,“ entgegnete der Notar, der diesmal die Argumente des Philosophen von deren Kehrseite auffaßte — „liebes Kind, wenn die Regierung ihre Ordenszeichen an Prahlhänse und Verdienstlose ertheilt, und mich unbelohnt läßt, so weiset sie mir eine Stelle tief unter jenen Verdienstlosen an, und das — o! das ist herzzerschneidend.“

Und dabei blieb's. Wie kindlich liebevoll auch die Tochter bemüht war ihrem Vater Trost und Beruhigung

zu geben, so gelang es ihr doch nur in sofern daß dieser einsah, wie er hinfort all sein Erdenglück nur in seinem geliebten Kinde zu suchen und zu finden habe, so daß er seiner Valentine zwar versprach sein Leid zu verschmerzen, jedoch tief im Innern fühlte, daß er diese Zusage nimmer, o nimmer würde halten können.

Tages darauf ward unserem Notar ein Besuch von einem Herrn Rousſel, der ihm wohlbekannt war, und der allerlei Commissionsgeschäfte betrieb. Rousſel hatte, wie er sagte, etwas Hochwichtiges mitzutheilen, und kam endlich nach weitschweifigen Einleitungworten zur Sache. Es betraf, wie er sagte, ein höchst einträgliches Geschäft. Herr Dupré, der Schmiedemeister, einer der Matadore im Städtchen und in der Umgegend, hatte nämlich eine seltene und unvermuthete Gelegenheit gefunden, hundert Actien zu einer jüngst in der Champagne entdeckten Steinkohlengrube zum Pari-Course zu kaufen. Hiezu müßte Herr Dupré funfzigtausend Franken anleihen, die freilich, jedoch nur gegen Bürgschaft, bereit lägen, und es fragte sich nun, ob der Notar, Herr Laforet, diese Bürgschaft gegen eine Remuneration von zehn Actien zu besagtem Steinkohlenbergwerke übernehmen wolle. Herr Dupré, hieß es weiter, habe in dieser Angelegenheit vorzugsweise an Herrn Laforet gedacht, da er diesen schon lange Zeit als einen werthen Freund schätzte und demselben längst gern ein einträgliches Geschäft zugewendet hätte. Das Steinkohlenbergwerk, schloß Herr Rousſel, wäre bekannt, und müßte künftiges Jahr eine Dividende von Funfzig vom Hundert austragen; so daß also Herr Laforet für sein Capital offenbar funfzehn Procent Zinsen einzuziehen hätte.

Laforet schüttelte den Kopf — „Funfzigtausend Franken?“ sprach er; „so hoch beläuft sich gerade meiner Tochter Mitgift.“

„Die Sie vermöge jener Speculation bald verdoppelt haben werden,“ versetzte Herr Rouſſel.

„Nein, die ich dabei verlieren werde!“ entgegnete der Notar.

„Wie so? Ich bitte Sie! Iſt Dupré nicht die Redlichkeit ſelbſt?“

„Zugeſtanden.“

„Sind ſeine Angelegenheiten nicht in beßter Ordnung?“

„Man ſagt es.“

„Sein Haus iſt bekannt —“

„Wohl wahr; aber die Zeitläufe ſind bedenklich.“

„Der ſich fortwährend vermehrende Eiſenverbrauch bedingt vergrößerten Steinkohlenabſatz.“

„Ganz richtig; aber man nimmt doch heuer ſeltſame Dinge wahr.“

„Die Grube, von der wir ſprechen, iſt reich; ihr Erzeugniß iſt von erſter Qualität —“

„Mag ſeyn, aber ſie iſt weit von hier.“

„Jedoch der Fluß iſt da, um auf ſeinem Rücken Fülle des Productes hieherzutragen.“

„Dem widerſpreche ich nicht durchaus, Herr Rouſſel; jedoch der Fluß trägt nicht zu allen Zeiten.“

„Doch! wenn es regnet trägt er beſtändig, und in der Champagne regnet es ſechs Monate lang im Jahr; des Schneewaſſers nicht zu gedenken, das periodiſch eintritt. Zehn Actien zu jener Grube geben eine Goldgrube ab, Herr Notar.“

„Ich will Ihnen Recht geben,“ entgegnete Laforet, „nur laſſen Sie mich dabei an das Sprichwort vom Sperling in der Hand und der Taube auf dem Dache denken.“

„Wohlan!“ rief der Unterhändler, indem er Miene machte, ſich zu entfernen. „Ich ſehe mit Bedauern daß Sie in keinen Glückstopf greifen wollen, ſo günſtig dazu auch die Gelegenheit iſt und ſo ſehr Sie Herrn Dupré dadurch verpflichten würden, der mehr als Einen Strang auf ſeinen Bogen zu ſpannen hat. Die Zeit äußert ſich günſtig für große induſtrielle Unternehmungen — und Freund Dupré gilt etwas bei Hofe.“

„In der That?“

„Nun freilich! Steht er doch auf der Liſte zur Deputirtenwahl! Iſt er doch Candidat unſeres Bezirkes! Erzielt er ſeine Ernennung doch nur, um ſeinen Freunden nützlich zu werden.“

„Wie? äußerte er ſich wirklich ſo?“ fragte der Notar lebhaft.

„Zuverläſſig. Noch geſtern ſprach er von Ihnen, gedachte aller Dienſte, die Sie unſerem Lande geleiſtet haben, und fügte hinzu, daß es abſcheulich wäre, dieſelben noch immer unbelohnt zu ſehen.“

„Ja, ja,“ verſetzte Laforet, geſenkten Tones — „ich habe einige Anrechte; ja, ja, ich habe ſie. Und Sie meynen, Herr Dupré ſey im Stande mir dieſelben geltend zu machen?“

„Er ſpricht mit dem Miniſter wie ich mit Ihnen ſpreche, und ich wüßte nicht was es auf der Welt geben könnte, das er nicht willig für Sie thäte. Sie haben z. B. zwanzigmal das Kreuz der Ehrenlegion

verdient. Man vergaß es, Ihnen zu verleihen — Freund Dupré wird mit Vergnügen diese Vergeßlichkeit gutmachen lassen —"

„Herr Rousel!" rief der Notar, der in heftiger Aufregung sich vom Stuhle erhob und den Arm des Unterhändlers faßte, ohne weiter ein Wort hervorbringen zu können, während jedoch an diesem ein Frageblick hing, der mehr ausdrückte als Worte es unter diesen Umständen vermogt haben würden.

Herr Rousel that als verstände er nichts von des Notars mimischplastischer Darstellung.

„Alles stünde hier für Sie zu gewinnen," sagte er, indem er ebenfalls seinen Sitz verließ; „allein wie gesagt, mit Bedauern sehe ich, daß Sie die Freundschaft des Herrn Dupré auf keine Probe stellen wollen."

„Das habe ich nicht gesagt," entgegnete Laforet.

„Sie hegen kein Zutrauen zu ihm!" versetzte der Unterhändler achselzuckend, und griff nach seinem Hute.

„Irrthum! Irrthum!" rief unser Notar. „Ich hege allerdings viel Zutrauen — unendlich viel Zutrauen zu ihm; ich schwör's Ihnen!"

„Meynungen sind in Ehren zu halten," fuhr Rousel mit Gleichgültigkeit fort; „und da Sie nun nicht mit zur Zahl der Grubenactionäre gehören wollen, so — — —"

„Erlauben Sie mir, Herr Rousel —"

„So darf dagegen nichts einzuwenden seyn; Vertrauen und Freundschaftgefühle lassen sich nicht erzwingen —"

„Sind Sie denn taub, Herr Rousel?" schrie der Notar mit Ungeduld; „ich bin ja gänzlich zu Herrn Dupré's Diensten! Seit einer Stunde schon sag' ich

Ihnen das; Sie aber hören ja nicht! Wüßt' ich doch auch nicht, was für mich Gefährliches in der Sache ſeyn könnte! Sind Dupré's Angelegenheiten nicht in beßter Ordnung?«

»Nun freilich; indeſſen —«

»Iſt er nicht ein gewerbfleißiger Kopf?« fuhr der Notar immer lebhafter fort. »Steigert ſich nicht fortwährend der Eiſenbedarf, folglich auch die Nachfrage nach Steinkohlen?«

»Allerdings; aber —«

»Und jene Steinkohlengrube — ſie iſt reichhaltig, iſt ergiebig, ihr Product von beßter Qualität —«

»Unleugbar, Herr Laforet!«

»Und der Fluß trägt das Product hierher zu uns — beſonders bei Regenwetter! und es regnet ſechs Monate lang im Jahr, nicht zu gedenken des periodiſchen Schneewaſſers. — Ja, ja! Die Actien ſind eine wahrhaftige Goldgrube. — Wohlan! es ſey. — Und Herr Dupré will ſich für meine gerechten Anſprüche verwenden?«

»Gleich, morgen, wenn nicht heute noch, Herr Laforet.«

»Wird dem Miniſter meine Sache an's Herz legen?«

»Rechnen Sie darauf.«

»Und ich bekomme das Kreuz der Ehrenlegion?«

»Sehen Sie es an, als hätten Sie es ſchon. Dupré würde ſich für Sie verwenden, auch wenn Sie nichts für ihn thäten.«

»Oho! das würde ich nicht annehmen, Herr Rouſſel; wofür halten Sie mich? Maaß für Maaß —

Gleiches mit Gleichem — manus manum lavat — Abgemacht!“

„Sie gehen alſo auf das Geſchäft ein?“

„Ich gehe —“

„Sie leiſten die Bürgſchaft?“

„Ich leiſte.“

„So unterzeichnen Sie dieſe Verpflichtung-Acte?“

„Ich unterzeichne.“

Und der ehrliche Notar gab ſeine Bürgſchaft ab. Herr Rouſſel empfahl ſich mit der Verſicherung, Herr Laforet würde binnen Kurzem hochſt angenehme Nachrichten erhalten.

Als der Unterhändler fortwar, glaubte der Notar geträumt zu haben. Der ihm gemachte Antrag enthielt Gewichtiges, ſo daß wenn Laforet kalten Blutes geweſen wäre, er ſicher Bedenkzeit verlangt haben würde; allein welcher Mann, dem ein vorherrſchender Glühwunſch ſo lange Zeit ſchon im Herzen brannte, wie unſerem Notar. hätte wohl kalten Blutes bleiben können, wenn ſich ihm die Erfüllung ſolchen Wunſches ſo plötzlich, ſo unerwartet und gleichſam wie von ſelbſt entgegentrug? Laforet überhüpfte alſo die kitzlichen Punkte des Vertrages, den er ſo eben unterzeichnet hatte; dennoch ſtiegen ihm betreffs derſelben im Verlaufe der Zeit dann und wann dumpfe, unklare Beſorgniſſe auf — das Ehrenkreuz könnte dennoch ausbleiben — könnte dennoch die Taube auf dem Dache abgeben, obſchon er den Sperling aus ſeiner Hand hätte entfliegen laſſen — Stoff genug zur Unruhe für unſeren ehrlichen Aſpiranten, den weder der Tochter kindliches Koſen, noch ſeines erſten Schreibers freundliches Zureden aus einer Art von

traumverstörtem Seelenschlummer erwecken konnten, in den er seit seinem gewichtigen Gespräche mit dem Unterhändler Rouffel gesunken war.

Eines Tages endlich — es war an dem unserem Notar für immer denkwürdigen fünfundzwanzigsten Junius des Jahres 1833 — sah Laforet nach dem Frühstück verschiedene an ihn eingelaufene Briefschaften durch. Er befand sich allein im Zimmer. Er schob einen Anmeldezettel, der ihn auf den Abend zum Wachedienste beorderte, auf die Seite, indem er hastig nach einem Briefe griff, der sich breiter und länger wies als alle übrigen — öffnete ihn und stieß plötzlich einen lauten Schrei aus, durch den seine Hausgenossen insgesammt herbeigerufen wurden. Laforet's Antlitz leuchtete — der ehrliche Alte schien von Freude beseelt zu seyn — er konnte nicht reden — endlich brachte er einzelne Worte hervor — „das Kreuz — mein Kind — ich hab's — dieser Brief" — lallte er, und reichte seiner Tochter die geschriebene Botschaft hin, welche folgendermaßen lautete:

„Ich beeile mich, Ihnen, werther Herr Laforet, anzuzeigen, daß Ihre Ernennung zum Mitgliede des Ordens der Ehrenlegion so eben unterzeichnet worden ist. Es freut mich, daß Ihre dem Vaterlande geleisteten Dienste anerkannt sind, und daß es mir gelungen ist zu solcher Anerkennung mein Scherflein beizutragen. Uebrigens steht Alles wohl, und unsere Geschäfte haben den beßten Fortgang.

„Ihr aufrichtiger

„Dupré."

Die erſte Regung unſeres Neudecorirten war, wie wir geſehen haben, Freude geweſen; ſeine zweite war — Eitelkeit. Sonder Verzug mußte die wichtige Kunde verbreitet werden. Er ſtand alſo auf, öffnete die Thür ſeines Geſchäftszimmers und ſprach zu ſeinen Schreibern: „Meine Herren! Für heute iſt Feierabend für Sie — Bedienen Sie ſich nach Ihrem Gefallen dieſes Tages, denn ich habe das Vergnügen Ihnen anzuzeigen daß ich Mitglied der Ehrenlegion geworden bin. Ward der Chef decorirt, ſo müſſen deſſen ſämmtliche Hausgenoſſen einen Feſttag haben.“

Ein allgemeiner Jubelruf des Glückwünſchens war die Antwort auf dieſe Aeußerung. Dann griffen die Herren Schreiber zu ihren Hüten und ſtürmten fort. „Recht ſo,“ dachte Laforet; „ſo wird's wohl kundwerden und man wird kommen und mich mit Glückwünſchen überhäufen.“

Dies Alles fand Statt, bevor Valentine ein Wörtchen hervorbringen konnte. Betroffen, den Blick auf ihren Vater geheftet, ſtand das Mädchen da. Laforet kehrte zu ihr zurück, trat dicht vor ſie hin, gab ſich eine Miene von Wichtigkeit und ſprach dazu mit freudevoller Gutherzigkeit: „Nun, Valentine, wünſche mir doch Glück, mein Kind!“

Valentine faltete ihre Hände an der Bruſt des Vaters, bot ihm Stirn und Mund zum Kuſſe dar und liſpelte: „Liebes Väterchen, wie freut es mich, Dich ſo glücklich zu ſehen!“

Der Notar küßte mit Inbrunſt ſein Töchterchen, und wendete ſich dann zu der ganz verdutzten Hausmagd: „Nun, Thereſe,“ ſprach er; „was ſagſt Du? Freuſt Du Dich auch?“

„Ich ſollte meynen, daß 'ch mich freue,“ verſetzte die ehrliche Alte; „der Herr müſſen grimmig viel Großes gethan hab'n, da der Herr 'n Orden gekriegt —“

Dieſe naive Antwort mögte nicht nach eines Jeden Geſchmack geweſen ſeyn; allein der neue Ritter achtete darauf nicht — er hatte ganz etwas Anderes zu thun.

Der erſte Gedanke der ihm aufſtieg, war der, zu ſeinen Freunden zu gehen und ihnen eine Nachricht mitzutheilen, die ſie, ſeiner Meynung nach, mit großer Freude würden aufnehmen müſſen; bald jedoch bedachte er ſich anders. „Wir werden Beſuche bekommen, Tinchen,“ ſprach er; „ehe eine Stunde vergeht, gieb Acht, iſt die halbe Stadt hier. Geſchwind, Thereſe! Bring' alles im Saale in Ordnung; putze, reibe, verziere! Sieh' ein wenig danach, Töchterchen, hörſt Du? Ich muß zu Hauſe bleiben. Auch würde ich ſo nicht ausgehen können,“ fuhr er fort, indem er auf ſein Knopfloch blickte — „ich habe noch kein Band — Laufe doch hinüber zur Seidenhändlerin; geſchwind, eine halbe Elle — wenigſtens eine halbe Elle wird nöthig ſeyn, für Frack und Oberrock und Uniform — Hm! meine Uniform! die vergaß ich ganz. Nimm lieber eine ganze Elle Band — und ſchönes, ſchön rothes — amaranthrothes, nicht ſcharlachenes — hörſt Du? Am beßten iſt's, ich gehe ſelbſt hinüber — oder ich gehe mit Dir — doch nein — ich darf nicht — die Beſuche! Geh nur allein, Kindchen; aber kaufe nichts, hole eine ganze Schachtel voll zur Anſicht herüber — dann ſuchen wir aus — So geh doch, Tinchen!“

Valentine war bald von der Nachbarin zurück, und es verlief eine volle Stunde ehe die Garderobe

des Notars gemäß dem neuen Glücke desselben aufgeputzt und sein Haus im Stande war Besuche von der ganzen Stadt anzunehmen. Inzwischen blieb die ganze Stadt weg, so daß um die Mittagsstunde sich noch keine Seele bei dem neuen Ritter hatte sehen lassen.

„Sonderbar!“ ließ dieser sich vernehmen. „Bekannt muß es doch seyn, denn meine Schreiber sind wahrhaftig keine Stammler. Man muß annehmen, es sey Ihnen Niemand von Bedeutung in den Wurf gekommen.“

Nach dem Essen wäre Laforet gern ausgegangen; besonders trieb es ihn an, zu seinem Freunde, dem Erhauptmann zu gehen; bald jedoch hielt eine Schaam, die er sich selbst nicht eingestehen mogte, ihn davon zurück, so daß er, wie es wohl Jedem zu Zeiten begegnet, zwischen zweien verschiedenen Neigungen unentschlossen dastand. Auch setzte ihn der Gedanke in Verlegenheit, sich geschmückt mit seinem Ehrenzeichen eher in den Straßen von E***y zu zeigen, bevor nicht ganz E***y von dem Ergebnisse unterrichtet, und er alsdann der Mühe überhoben seyn würde, den Leuten die Geschichte seines Knopfloches zu erzählen. Von dem Bande in diesem Knopfloche aber auch nur das kürzeste Endchen jemals missen zu wollen, konnte ihm nun und nimmer einfallen. Ein Schnitt in dies Band würde ein Schnitt in sein eigen Fleisch gewesen seyn; denn er und das Band waren fortan Eins. So nahm er seinen Hut, hing ihn wieder hin, nahm ihn abermals, ging, lugte jedoch im Gehen zum Fenster hinaus, und — siehe da! ein heftiger Regenguß brachte unsern Mann sofort in's rechte Geleis. „Sie haben das schlimme Wetter heranziehen sehen, und also nicht gewagt die Nase zur Thür

hinauszustecken! Jetzt schlägt's sieben Uhr; da sitzt Dulaurier schon im Caffeehause, und Ambroise hat sich bereits eingeschlossen, um, wie er es allabendlich thut, nach Herzenslust zu philosophiren. Das Wetter ist scheußlich! Nun, desto schlimmer für sie; sie werden mich heute nicht zu sehen bekommen — aber morgen!" Überdies muß ich eine Menge Briefe schreiben, denn das Ergebniß muß doch durch einen Schmaus gefeiert werden, und solchen Schmaus will ich am nächsten Montage allen meinen Freunden geben. Daß Therese mir das Nöthige dazu besorgt! Hörst Du wohl, Valentine? Alle meine Freunde sollen eingeladen werden. Ich schreibe gleich die Einladungbriefe."

Und der neue Ritter setzte sich und schrieb. Er gönnte sich dabei das unschuldige Vergnügen, gegen seine Gewohnheit den Rock anzubehalten, dessen Knopfloch, wie wir bereits wissen, mit dem Ordensbande prunkte, und als er, den Schreibtisch verlassend, endlich seinen Schlafrock anlegte, fragte er ganz ernsthaft sich selbst, ob er nicht auch diesen mit dem Ehrenabzeichen versehen müßte. Er zog sein Töchterchen darüber zu Rath, allein diese hatte die Bandschachtel wieder zur Seidenhändlerin geschickt, und die herausgenommene Elle Band war ganz und gar für Frack und Gehrock und Oberrock d'raufgegangen. Die gewichtige Schlafrocksfrage hatte also bis morgen unentschieden obzuschweben.

Um jedoch unserem lieben Leser nichts zu verhehlen, müssen wir noch vor Schlafengehen hinzufügen, daß der heutige Wonnetag des Notars seines Beischmackes von widerwärtiger Bedenklichkeit nicht ermangelte —

„In den süßen Kelch der Freude
„Flößt' ein Tröpflein Wermuth sich!"

Wir haben bemerkt daß Laforet, kurz vorher ehe ſich ihm die Kunde von ſeiner Ritterſchaft eröffnete, einen Zettel zurückſchob, der ihn für den Abend des Tages zum Wachedienſt commandirte. Dieſes Zettels nun vergaß der Nationalgardiſt Laforet ganz und gar über das wie vom Himmel ihm zugefallene Glück; woraus denn erfolgte, daß der Pünktliche im Dienſte zum Erſtenmal in ſeinem Leben den Dienſt verabſäumte, indem er es unterließ, noch an demſelben Abend pflichtgemäß ſich zum Wachedienſt zu ſtellen, und daß alſo der Feldwebel ihn als „abweſend“ rapportirte.

Am folgenden Morgen bei'm Frühſtück kam unſer Mann zu einem veſten Entſchluſſe. „Der liebe Dulaurier,“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Ich kann's nicht vor ihm verantworten, wenn ich ihn länger über das mir gewordene Glück in Unwiſſenheit laſſe; er würde mir zürnen, wenn ich es thäte — und mit Recht würde er mir zürnen. Hin zu ihm!“

Laforet, geſchmückt mit ſeinem gewiß nicht zu klein zugeſchnittenen Ordensbande, ging hinaus. Unterwegs glaubte er fernhin erſt Einen, und dann einen Anderen wahrzunehmen, der ob zufällig, ob abſichtlich — wer entſchied es? — ihm auszuweichen ſchien. „Hm!“ dachte er ziemlich betroffen: „Was iſt's denn mit ihnen? Schämen ſie ſich, mir eine Artigkeit zu ſagen?“ Er ging weiter. Als er die Thür des Excapitäns halb geöffnet erblickte, dachte er: „Aha! ein gutes Zeichen! Dulaurier iſt zu Hauſe — wie er ſich freuen wird, der liebe Capitän! er! ein ſo herziger Freund!“ Als er die Treppe hinanſtieg, hörte er die Stimme des Gnadenſöldners, der ſich gegen einen Herrn Fleury, den Domainen-

Controleur, und größten Rechner in ganz E***y so laut vernehmen ließ, daß man ihn unten auf der Flur hören konnte: „Ein Aktenschmierer! ein Held vom Gänsekiel! ein Rabulist!“ schrie Dulaurier, während er in seinen eisenbeschlagenen Stiefeln im Zimmer umherstapfte — „Ich sag's, es ist ein Jammer — ein Scheuel und Greuel! Wär' er hier, wie wollte ich ihm die Leviten lesen!“

„Zum Geier, mit wem wird denn hier gezankt?“ fragte der Notar, indem er zu dem Hauptmann eintrat.

„Aha!“ fuhr dieser fast brüllend und kupferroth von Zorn fort — „da sind Sie ja, Herr Laforet! Himmeltausenddonnerelement! es thut mir leid um Sie, aber wenn Sie hieherkommen, um sich eine Portion Glückwünsche einzusammeln, so irren Sie sich ganz verteufelt!“

„Sind wir nicht alte Freunde?“ entgegnete der Notar eben so gelassen wie betroffen — „Ich dächte doch — —“

„Was dächten Sie denn wohl, he? Etwa daß ein Tapferer aus den Reihen der Großen Armee es geduldig mit ansieht, wie das Ehrenkreuz, das er trägt, herabgewürdigt wird? Herabgewürdigt, ja! das ist das rechte Wort. Ihre Regiernng hat sich wieder einmal arg auf dem Holzweg ertappen lassen, wie ich sehe. Schämen Sie sich nicht, bebändert wie Sie da vor mir stehen, den Narren und Kindern des Landes zum Gegenstande des Lachens zu dienen?“

„Herr Hauptmann?!“ versetzte Laforet, dem das Blut in die Wangen stieg.

„Wagen Sie es, mir dergleichen unter die Augen zu halten?“ fuhr Dulaurier wie außer sich fort, „mir,

der ich zwanzig vernarbte Blessuren an diesem meinen Leibe aufzuweisen habe? mir, dem Seine Majestät der Kaiser mit höchst eigner Hand das Ehrenkreuz ertheilte? mir, dem — — Wahrhaftig, es war der Mühe werth dem größten Helden des Jahrhunderts ein Standbild mitten in Paris aufzurichten, um hinterdrein sein Andenken dadurch zu schmähen, daß man sein Ehrenzeichen an einen Rudel von Municipalisten, Rabulisten und Schmierfere wegwirft, die alle mit einander nicht ein einzigesmal Pulver rochen!"

„Mein Herr, entgegnete der Notar, indem er seine kurze Leibeslänge nach Möglichkeit streckte — „mein Herr, ich stand im Feuer, und zwar recht mitten darin, und Sie wissen das; und was dieses Band betrifft, so kann der Herr Controleur da bezeugen, ob ich mir ein Recht erwarb dasselbe zu tragen, oder ob ich — —"

„So tragen Sie's in's Teufels Namen allein; ich will's nicht mehr tragen, nicht mehr kennen, und halte es für entehrt schon seit zwanzig Jahren, und achte es für nicht höher als meine Pantoffeln!" und bei diesen Worten riß Dulaurier sein Ordensband von seinem Rocke ab, warf es zu Boden und stampfte darauf gleich einem Zornwüthigen. Fleury, der Domainen-Controleur schickte sich an, die beiden Kämpen zu beruhigen; er ging von Einem zum Andern, in seinem süßlich lächelnden Munde Worte des Friedens. Übrigens war Controleur Fleury nicht decorirt, und ungeachtet seiner Freundlichkeit gegen die beiden Ordensritter, mögte ich nicht darauf schwören, daß ihr Zank ihm absonderliche Bekümmerniß verursachte; denn der Leumund hat später behaupten wollen, Herr Fleury

habe recht geheim und recht boshaft ſein Gaudium daran gehabt.

„Nach Ihrem Belieben, Herr Dulaurier,“ ſagte der Notar, während der Exhauptmann noch immer auf ſeinem Bande herumtrampelte; „tragen Sie Ihren Orden oder tragen Sie ihn nicht; hochachten Sie ihn, oder ſchimpfen ſie ihn, wie's Ihnen behagt; der Orden wird dadurch um nichts mehr und um nichts weniger als er wirklich iſt; im Himmel aber waltet Gerechtigkeit, und dieſe ruf' ich an. Ich, der ich mich ſeit zwanzig Jahren dem Gemeinwohl unſerer Stadt widme, ich, mein Herr, bin wohl eben ſo viel werth als Sie, der Sie Tag nach Tag auf Ihrer Bärenhaut liegen und ſich den Müſſiggang herrlich ſchmecken laſſen.“

„Was ſagt der Küchenlateiner?“ ſchrie Dulaurier, der kaum ſeinen Ohren traute.

„Küchenlateiner ſo viel Du willſt, Menſch!“ antwortete Laforet wackeren Muthes; „das aber wiſſe, daß ein Mann, der ſieben Staatsämter unentgeltlich verwaltet, und der im Nothfall ſich dem feindlichen Feuer entgegenwirft, ohne dafür auch nur einen Sou zu erhalten, wohl ein Subject aufwägt, das lebenslänglich nur Eins und dasſelbe gethan hat und noch zur Stunde ſich dafür bezahlen läßt.“

Laforet ging, und er that wohl, denn einen Augenblick ſpäter würde Dulaurier ihm an die Kehle geſprungen ſeyn. Laforet ſtieg die Treppe hinab, während Schimpfworte arger Bedeutung ihm nachdonnerten. „Der Elende! der Unwürdige! der Hund aller Hunde!“ grollte Laforet vor ſich hin, indem er die Straße entlangſchritt — „Wer hätt's jemals glauben können?“

Als der Entrüſtete ſich ein wenig geſammelt hatte, ſo daß er die Gegenſtände umher zu erkennen vermogte, befand er ſich unfern der Wohnung des Philoſophen Ambroiſe, der von der entgegengeſetzten Seite herankam. „Dort kommt ein Weiſer,“ dachte unſer Ritter — „der da wird ſich freuen, wenn er hört und ſieht, daß redlicher Männer Verdienſt doch nicht überall und immer vergeſſen wird.“

Ambroiſe war im Begriff die Schwelle ſeines Hauſes zu beſchreiten, als der Notar zu ihm trat und ihn freundlich begrüßte.

„Ah! Sie ſind's, Herr Laforet,“ entgegnete der Philoſoph; „entſchuldigen Sie, ich bemerkte Sie nicht. Sie waren zeither unpäßlich — jetzt aber, Gott ſey Dank, ſehen Sie ja recht munter aus. Das freut mich, Herr Laforet, und ich wünſche Ihnen Glück —“

Laforet, dem noch immer des Excapitäns Ausſprudelungen in den Ohren ſummten, hörte nur die letzteren Worte des Philoſophen und antwortete mit vieler Selbſtzufriedenheit: „Dank, Dank Ihnen, lieber Ambroiſe, für Ihren Wunſch. Ich wußt's wohl, daß es Ihnen Freude machen würde.“

„Wie ſo denn? Ihr Geſundheitzuſtand, Herr Laforet, iſt allerdings ein Gegenſtand der Theilnahme für ganz E***y.

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Ambroiſe; aber hier iſt nicht die Rede von meiner Geſundheit, ſondern —“

„Sondern — wovon denn, Herr Notar?“

Laforet ward verlegen und konnte für den Augenblick nur dadurch antworten, daß er mit einem halbunterdrückten Lächeln auf ſein bebändertes Knopfloch

zeigte, welches nicht zu ſehen der Philoſoph ſich ſtellte, obſchon es ihm ein Dorn im Auge und ein Dolch im Herzen war.

„Ah ſo! von dem Bande da wollen Sie daß die Rede ſey? Ja, da müſſen Sie mich entſchuldigen, Herr Nachbar; auf dergleichen Dinge verſtehe ich mich nicht.“

„Wer weiß,“ ſagte der Notar mit einer Miene in die er gewiß nichts Abſchreckendes legen wollte — „wer weiß, ob nicht über kurz oder lang Ihnen eben ſolch ein Band zu Theil wird —“

„Pah,“ verſetzte der Philoſoph, „was wäre mir das! Und ich kann's dreiſt herausſagen, wie ich darüber denke, denn ich weiß mit wem ich ſpreche; und Sie ſelbſt ſind weit hinaus über ſolche Dinge.“

„Wie meynen Sie das?“

„Nun! Vergaßen Sie's, wie Sie ſelbſt oft einſtimmig mit mir dergleichen Trödelkram abgeſchätzt haben? Iſt denn ſolch ein Ding nicht weniger als Nichts?“

„Wie? Ich hätte dem Kreuze der Ehrenlegion Uebles nachgeredet?“

„Nun freilich! und wir waren dabei Ein Herz und Eine Seele —“

„Was Sie da ſprechen, Herr Ambroiſe, ſetzt mich in Verwunderung. Ich ſinne hin und her, aber ich erinnere mich nicht, jemals dergleichen geäußert zu haben.“

„So täuſchten Sie mich alſo, als Sie ſich mir wie ein Zögling wahrhaftiger Wiſſenſchaft, der Philoſophie nämlich, darſtellten. Habe ich doch wirklich geglaubt, wir würden einander für das Leben verſtehen; jetzt jedoch, da Sie zu Ehren und Würden gelangt ſind, werden Sie vornehmen Umganges bedürfen, und ich bin nur ein beſcheidener Weltweiſer, vor dem der Welt

Ehren ſich wohl hüten werden, denn ich verſtehe nicht den hohen Herrſchaften bei denen dieſelben zu erlangen ſind, zu ſchmeicheln, kenne auch weder die Schreiber, noch die Zofen ſolcher Herrſchaften — —"

„Herr Ambroiſe," fiel Laforet heftig gereizt ein, „ich ſchwöre Ihnen —"

„Na, na! Hand auf's Herz, Herr Laforet," unterbrach ihn Ambroiſe — „haben Sie tüchtig geſchmeichelt und geziemend gebettelt? Du mein Himmel! wir kennen dergleichen, und Sie haben ja nun Ihr Kreuzchen! Aber halten Ihre Stiefel d'rum länger? Auf Ehre, Herr Laforet, ich hegte beſſere Meynung von Ihnen; jedoch Weltehren ſind arge Störer der Sitten und auch der Ideen. — Entſchuldigen Sie mich, mich erwartet die Löſung eines wichtigen Problems — eine ernſthafte Arbeit, ſo daß ich mir die Ehre verſagen muß, mich länger mit Ihnen zu unterhalten. — Ihr Diener, Herr Laforet." Und Herr Ambroiſe trat in ſeine Wohnung, deren Thür er auf eine gegen den Notar ſehr unehrerbietige Weiſe hinter ſich zuwarf. Verſunken in eine wogende Fluth von peinlichen Betrachtungen und ohne recht zu wiſſen ob er ſchliefe oder wache, langte Laforet in ſeiner Behauſung an. Seit einer Stunde hatte er über das menſchliche Herz mehr Erfahrungen als zu irgend einer Zeit ſeines Lebens gemacht. Deßungeachtet tröſtete ſich der ehrliche Mann mit dem verſtändigen Gedanken, daß erlangte Würden den Neid der Leute regzumachen pflegen, und daß er für ſeine Perſon zu viel verlangen würde, wenn er einem Schickſal entrinnen wollte, dem jeder Ausgezeichnete, bis hinauf zum Landesherrn ſelbſt, ſich in Geduld unterwerfen muß.

Was aber that unterdessen unser Philosoph, der Freund der wahrhaftigen Wissenschaft und des höchsten Gutes der Menschheit? Er griff zur Feder, um zur Lösung seines Problems, zu seiner ernsthaften Arbeit zu schreiten, und als er diese vollendet hatte, zeigte sie sich in der Gestalt folgenden Briefes:

„E***y, den — —

„Herr Minister!

„Ich nehme mir die Freiheit, Ihre Excellenz an die Ansprüche zu erinnern, die meines Erachtens ich auf Erlangung des Ordenskreuzes der Ehrenlegion zu machen habe; Ansprüche, die ich Ihnen bereits in meinen verschiedenen Zuschriften vom 12. Junius, 4. October und 15. December vorigen, so wie vom 23. April dieses Jahres unterthänigst darlegte. Gestatten Ihre Excellenz mir, in diesem Schreiben es zu wiederholen, daß ich eine Reihe von Lebensjahren auf ernste Arbeiten zur Förderung der Wissenschaften und zum Heile der Menschheit verwendete und Talente wirken ließ, die wenn ich sie in aufrührerischen Schriften oder in leichtfertigen Abhandlungen hätte thätig lassen werden wollen, mir ungleich größere Weltvortheile zugewendet haben würden. Seit dem jüngsten Gesuche, das bei Ihrer Excellenz einzureichen ich mir die Ehre gab, sind mir auf beiden Continenten neue schmeichelhafte Beweise von der öffentlichen Achtung in der ich stehe geworden, indem man mich zum Mitgliede der Akademieen von Panama und Nowgorod ernannte. Wird es mir erlaubt seyn, hinzuzufügen, daß zu einer Zeit in welcher der Stern des Verdienstes so vielen Män-

nern ertheilt worden ist, die sich keiner besonderen Liberalität rühmen können, das einzige Mittel demselben allen seinen eigenthümlichen Glanz zurückzugeben, darin bestehen dürfte, daß man ihn als eine nationale und glorreiche Belohnung denjenigen vorbehält, die fern allem Eigennutze das Studium der Wissenschaften beförderten? Keinem als Ihnen, gnädiger Herr, inwohnt mehr Beruf zu Herbeiführung einer solchen heilsamen Reaction; und wenn Ihre Excellenz geruhen wollten, Ihren Blick an mir haften zu lassen, so würde mein ganzes Leben nicht ausreichen Ihnen dafür genügend mein Dankgefühl und meine Ergebenheit an den Tag zu legen.

„Ich habe die Ehre zu verharren,
„Gnädiger Herr,
„Ihrer Excellenz
„allergehorsamster und unterthänigster
„Cajetan Ambroise,
„Doctor der Weltweisheit, Mitglied des philosophisch-pädagogischen Instituts, auch der geschichtlichen Societät zu Kamtschatka, so wie der Akademieen zu Panama und Nowgorod und mehrerer anderen gelehrten Gesellschaften und Vereine Mitglied."

Cajetan Ambroise überlas nochmals aufmerksam diese seine Epistel, und als er an die Schlußformel derselben gelangt war, knirschte er mit den Zähnen, stampfte mit der Spitze seiner Feder auf den Tisch und grollte: „Dankgefühl — Ergebenheit — ja! rechne nur darauf, Halunke! Auch wenn ich hundert Jahre alt werde, will ich es Dir doch nimmer vergeben, daß Du einen Kerl wie diesen Laforet mir vorgezogen hast, daß Du

mich gezwungen haſt, Dich zehnmal an das zu erinnern, was ich werth bin und Dich Excellenz über Excellenz zu tituliren — Du Hund! Du Satan! — Ich erſticke, ich zernage mir die Fauſt und zerwühle mir die Seele! — O Hölle, in der ich ächze! Beſſer, hundertmal beſſer wär' mir's, lebte ich unter Hottentotten oder Karaiben als unter einer ſolchen Miniſterregierung! Vermaledei't, vermaledei't!

Das Geſuchsſchreiben des Freundes des höchſten Gutes der Menſchheit war nicht die einzige Bittſchrift, die an eben dem Tage aus dem Städtchen E***y in das Hôtel irgend eines Miniſters in der Hauptſtadt abging, das Ehrenkreuz unſers Notars hatte allen Ehrgeiz der Kleinſtädter aufwogen laſſen, alle unruhigen Köpfe unter denſelben in Gährung gebracht. Es war zum Erſtaunen, wie des ehrlichen Laforet's gute Werke mit Einemmale aus Aller Gedächtniß verſchwanden; ſein unſeliges Band im Knopfloche ward zu einem düſtern Schleier, der alles Schätzenswerthe in und an ihm grauſig verhüllte. Vettern und Muhmen, die noch Tages vorher Hand im Feuer behauptet haben würde, der fürtreffliche Notar Laforet habe im ganzen Lande nicht ſeines Gleichen, ließen heute die ganze Batterie arger Läſterung gegen ſeinen guten Namen anrücken.

„He, Papa Gigoux," ſagte eine Fruchthändlerin zu ihrem Nachbarn dem Seifenſieder, „was hat denn der Dintenkleckſer Laforet ſo Überhimmliſches gethan, daß er ſo 'rausſtaffirt erſcheinen darf?"

„Ei, Dame Lolla, der Laforet iſt Einer mit Bekanntſchaften, will ſagen: mit vornehmen Bekanntſchaften; alſo — baſta!"

„Dennoch ist's racheschreiend," versetzte die Obstverkäuferin aus rauher Kehle, „racheschreiend, sag' ich; denn da haben wir den Nicolas, den Revierhüter, der doch vor der Front den Kaiser gesehen und in der Front sich ein hölzernes Bein angeschnallt hat und dennoch ohne Ehrenkreuz umherhumpeln muß — he?"

„Wahrhaftige Wahrhaftigkeit, alles Das, Dame Lolla, aber der Nicolas hat nun einmal keine Bekanntschaften, will sagen: vornehme Bekanntschaften; also — basta!"

Im höheren Bürgerkreise von E***y raſete der verhaltene Unwille nicht minder stürmisch, als in den Regionen der Faustgewalt. Der Herr Bürgermeister des Ortes, der bereits fünf Jahre mit regstem Amtseifer fungirt hatte, reichte bei dem Präfecten seine Demission ein, sintemal es nicht in der Ordnung des Herkommens lag, daß ein Mitglied der Municipalität eher bebändert ward als die erste ortsobrigkeitliche Person. Der Herr 'Maire-adjoint' oder Bürgermeistergehülfe folgte dem Beispiele seines Chefs, und der Herr Commandant der Nationalgarde von E***y, der bereits seit sechs Monaten als Bittsteller aufgetreten war und in Anregung gebracht hatte, daß sein Bataillon auch nicht ein einziges Kreuz erhalten hätte, wobei er ohne Zweifel vergaß daß unser Notar zu seinem Bataillon gehörte, fühlte sich versucht dem „Maire" und dem „Maire adjoint" nachzuahmen. Schon hatte er keck die Feder ergriffen, als ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß seine Commandantur ihm Ansehen und Ehre einbrachte, ohne daß sie ihn einen Pfennig kostete; so also besann er sich eines Besseren und behielt seinen Commandostab in Händen. Der Friedensrichter schob seine zwanzigjährigen Dienstleistungen,

r Revierhüter ſein hölzernes Bein vor, und diejenigen elche nichts vorzuſchieben hatten, wären beinahe von eid und Ärger geborſten und ſpannten alle ihre Gäule r, um bei jeder Gelegenheit den neuen Ehrenkreuzritter demüthigen, als ob deſſen Decoration eine dem Ver- enſte eines Jeden angethane Schmach war. Es war n förmlicher Auflauf, ein allgemeines Loslaſſen aller ggewordenen Grimmgefühle der Eitelkeit und alle Herzen aren wie von einem Elektricitätſchlage des Haſſes gegen ejenigen die da decorirten, und gegen ihn der zuletzt corirt worden war, getroffen worden. Der Miniſter tte ſonder Zweifel geglaubt nur das Rechte zu thun, als einen ehrenwerthen, geſchätzten und geliebten Mann lohnte, der die Belohnung in jeder Hinſicht verdiente; hatte ſich mit dem Gedanken geſchmeichelt, dadurch e Vaterlandsliebe und Unterthanentreue des Städtchens ſteigern und zu ermuntern, allein aus dem was man zt an den E***yern wahrnahm, konnte man nur die olgerung ziehen, daß Seine Excellenz in der Wahl des ittels nichts weniger als glücklich geweſen war.

Die Eigenliebe des Notars hatte bereits etliche uhe Anſtürme zu erdulden gehabt, und ſeine Unterredung it ſeinen beiden nachbarlichen Freunden gab ihm nicht ringe Veranlaſſung zum Nachdenken; deßungeachtet ar er bis jetzt nur noch ſehr ſchwach von der Richtig- it menſchlicher Größe überzeugt. „Mein Kind", ſprach , am Tage nach den vom Exrapitän und vom Phile- phen erlittenen Kränkungen, mit einer Miene der Selbſt- friedenheit zu ſeiner Tochter: — „Mein Kind, der roßkanzler hat an mich geſchrieben, daß ich heute den rdenseid in die Hände des Präſidenten niederzulegen

habe. Lege mein Kleid zurecht, denn die Zeit drängt, da der Wagen bald vorfahren wird.«

»Väterchen, heut Abend wirſt Du nicht über Land reiſen können, denn Du biſt zum Wachedienſt aufgefordert — hier iſt der Anmeldezettel.«

»Unmöglich kann ich heute auf die Wache ziehen!« verſetzte lebhaft der Notar Bürgergardiſt. »Ich muß mich, und zwar zum Erſtenmale in meinem Leben, entſchuldigen.« Der gute Laforet hatte den frühern Anmeldezettel zum Wachebeziehen ganz und gar vergeſſen. »Zwar iſt's mir verdrießlich; aber Noth kennt kein Gebot — die Aufforderung des Kanzlers geht vor. — Ich ſchreibe in aller Eile zwei Entſchuldigungzeilen an den Commandanten.«

So geſagt, ſo gethan; nur war das Sonderbare dabei, daß Laforet in ſeinem Billet an den Commandirenden äußerte, es geſchähe mit dem innigſten Bedauern, daß er für diesmal ſeinen Dienſt verſäume. Nichtsdeſtoweniger ſagte der gute Mann die Wahrheit, denn er würde mit ſeinem Orden im Knopfloche auf die Wache gezogen ſeyn, und die Schildwache hätte das Gewehr vor ihm anziehen müſſen.

Die Entſchuldigung ward an ihre Adreſſe befördert, und unſer Ritter machte ſich auf den Weg. Freilich war er noch nicht ganz entzaubert, doch brachte die von ihm gemachte Erfahrung das Gute mit ſich, daß er glaubte das Band in ſeinem Knopfloche ein wenig verkleinern zu müſſen, da es doch immer gefährlich bleibt, den Neid der Menſchen hervorzurufen.

Die Eidesleiſtung ging in aller Ordnung vor ſich, und Laforet kehrte folgenden Tages leichteren Herzens

zurück; doch, ach! während ſeiner Abweſendheit hatten die böſen Leidenſchaften wahrlich nicht geſchlummert. Der Notar fand auf ſeinem Tiſche einen Brief vom Hauptmanne Dulaurier vor; denn dieſer hielt ſich durch einige, dem Unwillen des Herrn Laforet entſchlüpfte Worte beleidigt, und verlangte entweder Widerruf jener Worte oder Genugthuung für dieſelben.

Als Valentine den Inhalt dieſes Briefes, den ihr Vater laut las, vernahm, weinte ſie bitterlich. Darüber trat der Controleur ein. Ah, ſieh da, Herr Fleury! Sie waren dabei. Leſen Sie doch — Dulaurier verlangt von mir Genugthuung, da doch ich — —«

Laforet hielt inne und ſagte dadurch mehr als er durch irgend ein noch hinzuzufügendes Wort hätte ſagen können. Controleur Fleury las und meynte dann, daß ein einfacher Widerruf genügen, die Sache alſo durch eine einzige kleine Äußerung beizulegen ſeyn würde. Valentine unterſtützte lebhaft dieſen Gedanken: »Ja, lieber Vater, ſprich ein Wort der Sühne,« ſagte ſie; »ich bitte Dich, thu' es; aus Liebe zu mir thu' es!«

Laforet aber ſchwieg. Er war zuverläſſig friedliebenden Gemüthes und hegte dreifachen Abſcheu als Chriſt, als Familienvater und als Notar vor einem Zweikampfe; nichtsdeſtoweniger beſaß er Muth, und wenn das Selbſtbewußtſeyn in ihm redete, fand es Gehör bei ihm:

»Nein,« ſprach er dumpfen, aber veſten Tones: »dieſer frechen Zumuthung werd' ich nicht Genüge leiſten. Gott iſt mein Zeuge, daß ich weit mehr als jener Mann der Geduld bedurfte und daß ich Beweis davon abgelegt habe. Hier widerrufen, hieße mich entehren!«

„Mein Vater,“ wehklagte Valentine voll Angſt — „um Gotteswillen, vergiß — “

„Herr Laforet,“ fiel der Controleur ein — „bedenken Sie — ich beſchwöre Sie —“

„Ich habe bedacht, Herr Fleury. Dulaurier will mich zu einer Handlung der Schwäche verleiten, um hinterher mit frecher Geringſchätzung mich zu verhöhnen. Ich aber weiß was ich mir und was ich Dir, meiner geliebten Valentine, ſchuldig bin; denn welcher ehrliche Mann würde die Tochter eines Menſchen ehelichen, der ſich ſelber der Verachtung preisgab? Auch weiß ich was die Ehre von mir will, und während ich ihr Zeichen auf meiner Bruſt trage, ſoll die Welt ſehen, daß ich es mit Ehren thue. Ich bitte Sie, Herr Fleury, gehen Sie zu jenem Manne und ſagen Sie ihm, daß ich ihn nicht habe beleidigen wollen. Mehr als dieſe Äußerung wird er nie von mir erlangen, und wenn er alsdann noch mich ſucht, ſo ſoll er mich finden.“

Der Notar verließ das Wohnzimmer und begab ſich in ſein Cabinet, während Valentine den Controleur bat und beſchwor, allen ſeinen Einfluß geltend zu machen, um dieſe trübſelige Sache zu ſchlichten. Fleury war von ganzem Herzen dazu geneigt. Freilich hatte er ſich anfänglich an dem Streite erluſtigt, denn er hatte ihn nicht für ernſtlich gehalten; jetzt aber fiel ihm ein, daß er gewohnt war, an dreien Abenden in der Woche zwiſchen den beiden alten Freunden den Dritten bei'm Dominoſpiele abzugeben, und daß ſein perſönliches Wohlbehagen darunter leiden würde, wenn fortdauernder Zwiſt zwiſchen den Beiden obwaltete, oder wenn wohl gar Einem von ihnen ein wirklicher Unfall überkäme. Zudem war Fleury

ein Freund des Friedens. Mit Eifer machte er sich also an das Werk der Versöhnung bei dem Capitän, der von Natur seines Zornes bald zu vergessen pflegte, sobald er denselben nur erst in Worten hatte austoben lassen. Fleury zeigte sich als gewandter Diplomat, denn mit vieler Feinheit gab er dem Herrn Dulaurier zu verstehen, wie dieser der Schuldner des Notars wäre, und wie es sich gezieme, zuvor den Gläubiger zu befriedigen, ehe man diesen zum Zweikampf fordere. Das war ein treffliches Argument, so daß der Excapitain, dem, wie er überdies meynte, ein Sieg über Laforet keinen höheren kriegerischen Ruf erwirken könnte, sich für befriedigt erklärte.

Der Notar hingegen faßte den Streit von dessen tragischer Seite auf; er entzog sich den Bitten seiner Tochter, schloß sich ein und traf seine letzten Verfügungen, und schrieb sodann noch an Valentine einen rührenden Brief, den er, für den Fall daß er im Zweikampfe bleiben würde, auf seinen Schreibtisch legte. Als er diesen Brief versiegelte, fiel sein Blick auf das Band in seinem Knopfloch. „Ich muß dies Spielwerk doch ein wenig theuer bezahlen," dachte er, indem er einen schweren Seufzer ausstieß. Bei dem Allen ward sein Gemüth nicht schwach; Laforet war betrübt, war aufgeregt, jedoch auch entschlossen.

In dem nämlichen Augenblicke in welchem er zu Valentine zurückkehrte, kam auch Fleury und zwar sehr eilig wieder, um die Botschaft zu überbringen, daß aus dem Zweikampfe nichts werden würde, indem die Sache beigelegt wäre. Inzwischen bleibt es wahr, daß der Menschen Bosheit groß ist, und unser wackerer Held war noch lange nicht am Ende seiner Leiden.

Laforet hatte am folgenden Tage den Kopf ganz voll von der Gefahr, der er entronnen war, als die Klingel seines Hauses heftig gezogen ward — ein Gefreiter verlangte Einlaß. Die alte Thereſe, die ihn durch das Gitter erblickt hatte, erſchrak nicht wenig, öffnete und überreichte dann zitternd und bebend ihrem Herrn eine Vorladung, die dahin lautete, Herr Laforet habe binnen vierundzwanzig Stunden ſich vor das Disciplinar-Conſeil zu ſtellen, um Rede und Antwort zu geben, weshalb er zweimal hintereinander den Wachedienſt verſäumt habe.

„Zweimal?“ rief der Notar: „Dem iſt nicht ſo. Aber ich ſehe ſchon! ſie wollen mich verderben, wollen Rache an mir wegen meines Ehrenkreuzes nehmen. Auch dies Leid verdanke ich ihm! Abſcheulich! ſchändlich!“ Dann jedoch hob er ſtolz das Haupt und rief wie ein Mann, der ſeiner Sache gewiß zu ſeyn glaubt — „Aber nur Geduld! ich werde ſie zu Boden ſchlagen, die Neidhammel! Strafe kann hier nur im Wiederbetretungfalle ſtattfinden, und ich habe nicht mehr als Einmal mich vom Dienſte diſpenſirt, und ſelbſt das Einemal hab' ich mich ſchriftlich entſchuldigt. Du mußt mir das bezeugen, Valentine.“

„Die Sache wird ſo ſchlimm nicht werden, Väterchen,“ verſetzte Valentine; „obwohl ich fürchte, daß das Conſeil Recht hat, denn vorgeſtern, als Du hinüber gefahren wareſt, habe ich auf Deinem Tiſche einen zweiten Wachezettel gefunden.“

„Nicht möglich!“ rief Laforet, dem dieſe Mittheilung ein Donnerſchlag war.

Valentine holte den Zettel herbei, und der Notar, der ſich beſann, fing an zu begreifen, daß die Nachricht

von seiner Beförderung zum Ritter der Ehrenlegion die Ursache von seiner Zerstreuung habe seyn müssen, weil er diese auf keine andere Weise zu erklären wüßte. Bei alldem umfaßte diese Zerstreuung nur eine einzige Dienstversäumniß, da sein zweites Ausbleiben genügend entschuldigt worden war. Der Aufforderung des Kanzlers hatte Folge geleistet werden müssen, und wenn auch böswillige Feinde sich jetzt das Vergnügen machten ihn vor Gericht zu ziehen, so konnte doch Keiner eine Stimme des Verurtheilens gegen ihn erheben. Eben dieser Meynung war auch Laforet's künftiger Eidam, der junge Advocat Didier, dessen Oheim zwar gestorben war, jedoch allem Anscheine nach nichts als seine nunmehr null und nichtig gewordenen Leibrenten hinterlassen hatte. Übrigens schob Didier die noch durchzusehenden Papiere des Erblassers in demselben Augenblicke bei Seite, in welchem Valentine ihn zu sich bescheiden ließ, damit er ihrem arg bedrängten Vater mit Rath und That beistehen mögte.

Nur allzubald wußte die ganze Stadt es, daß Herr Laforet, der Notar, der Mann, der sich von jeher auf seine Pünktlichkeit im Dienste etwas zu Gute gethan hatte, und vielleicht der Einzige im Orte war, der die Nationalgarde und den Disciplinconseil ganz und gar von der ernsten Seite nahm, wegen Dienstesvernachlässigung vor dem Tribunal zu erscheinen hatte. Dieser Umstand, verbunden mit den Regungen des Neides und Grolles gegen den Ordensgeschmückten, erzeugte die lebhafteste Theilnahme an dem bevorstehenden Verhöre, so daß als Laforet, begleitet vom Controleur Fleury und dem jungen Didier, in den Gerichtssaal trat, dieser bereits von Zuhörern vollgestopft war.

Der Präsident des Gerichts war ganz natürlich eben jener Oberbefehlshaber, der nahe daran gewesen war seine Demission aus dem Grunde einzureichen, daß das dem Notar verliehene Kreuz als eine Beleidigung gegen sein eigenes Verdienst anzusehen wäre. Neben ihm hielt Capitän Martin Sitzung, ein Mann, dessen Ansprüche, wenigstens im Stillen, denen des Obercommandanten nicht das Geringste nachgaben. Die übrigen Beisitzer des Gerichtes waren ziemlich harmlose Leute, die ihr Hirn nicht sonderlich anzustrengen pflegten, die also die Auflösungen schwieriger Fragen gern Anderen überließen, demnach mehr oder minder als Jabrüder anzusehen waren.

Der Präsident eröffnete die Sitzung, und Laforet's Sache war die erste, welche vorgenommen ward. Laforet stand auf und trat einige Schritte vor, seinen Richtern entgegen; die gesammte Zuschauerschaft machte lange Hälse, um den Angeklagten desto schärfer in's Auge zu fassen. Diese allgemeine Bewegung der Neugier entging dem Notar keineswegs, und als er so sich gleichsam zur Schau gestellt sah, stieg dem ehrlichen Manne eine Röthe der Schaam in's Gesicht; seine Festigkeit wich von ihm, ungeachtet seiner Unschuld fühlte er sich von einer unabwehrbaren Unruhe beschlichen und ließ daher einen unzuverlässigen Blick an seinen Richtern haften.

„Ihnen ist angedient worden," begann der Präsident im barschen Tone, „zweimal, nämlich am 25. und 27. dieses Monats den Wachedienst versäumt zu haben. Was antworten Sie darauf?"

Mit seinem zukünftigen Schwiegersohne hatte Laforet eine kleine, wohlstylisirte Vertheidigungrede verfaßt und auch eingeübt, allein Angesichts der lauernden Menge

alſo von dem Präſidenten angezapft, verwirrten ſich ihm die Gedanken, ſo daß er den Eingang zu ſeiner Rede in keinem Winkel ſeines Gedächtniſſes finden konnte — Er ſtammelte, und der Präſident wiederholte in noch barſcherem Tone ſeine Frage mit den Worten: „Sie räumen ein, zu zweien Malen dienſtnachläſſig geweſen zu ſeyn — ja oder nein?“

„Ja, mein Herr, ich habe den Dienſt verſäumt,“ antwortete der Notar; „ich muß es geſtehen, denn es iſt die Wahrheit. Jedoch bleibt jene Verſäumniß meinerſeits nur ein unfreiwilliges Vergeſſen, das nimmermehr zu abſichtlicher Nachläſſigkeit geſteigert werden kann. Man kennt mich, wie ich wohl ſagen darf, und wird daher einſehen, daß nur ein beſonderes, ein wichtiges, ein ganz außerordentliches Ergebniß hat Urſache werden können, mich zum erſten Male in meinem Leben meine Bürgerpflicht vergeſſen zu laſſen.“

„Und dieſes Ereigniß, mein Herr — worin beſteht es?“

Dieſe ſpitziggeſtellte Frage ſetzte den Angeklagten in peinliche Verlegenheit. Indem er bald die zu Gerichte Sitzenden, bald das Band in ſeinem Knopfloche betrachtete, verſetzte er, und zwar nicht ohne Stammeln:

„In dem nämlichen Augenblick, in welchem mir die Wache zum 25ſten angeſagt ward, kam mir die Nachricht zu, daß Seine Majeſtät geruht hatte, einige von mir geleiſtete Dienſte durch das Kreuz der Ehrenlegion zu belohnen. Dies Ergebniß — ich geſtehe es — hatte mich ſo ergriffen, ſo erſchüttert, daß ich für den ganzen Tag auf jedes Geſchäft vergaß — und ich glaube, daß jedem Anderen an meiner Stelle es ebenſo ergangen

seyn würde. So geschah's, daß ich zum Erstenmal den Dienst versäumte."

Dies naive Geständniß erzeugte ein Gekicher und Geflüster durch den ganzen Saal, und sogar die Herren Richter ließen sich's nicht nehmen ein Lächeln zu zeigen.

„Und die zweite Wache? die vom siebenundzwanzigsten —?" fragte der Präsident weiter.

Diesmal antwortete der Angeschuldigte mit Bestigkeit.

„Lesen Sie gefälligst," sprach er, „dieses Schreiben des Herrn Kanzlers an mich, in welchem er mir die Ehre erzeigt, mich aufzufordern, am 27sten meine Eidesleistung abzustatten. Dieser Aufforderung mußte ich nachkommen, und wenn ich darüber meine Dienstpflicht verabsäumte, so kann ich Ihnen versichern, daß ich es mit Bedauern that. Übrigens verfuhr ich dabei nach dem Reglement, denn ich setzte meinen hier anwesenden Herrn Capitän von meinem nothgedrungenen Ausbleiben in Kenntniß."

„O ja," fiel der Genannte mit einer Art von Grabeston ein — „o ja, Sie setzten in Kenntniß, aber Sie reiseten ohne Urlaub ab."

Bei diesem unerwarteten Einspruche fuhr ein Schreck durch alle Glieder des Notars, der sich jedoch sammelte und entgegnete: „Ich glaubte nicht, unter irgend einem Umstande der Aufforderung des Herrn Kanzlers ausweichen zu dürfen."

Der Herr Präsident, der, obschon er sechs Monate lang Obercommandirender war, dennoch Behufs des Gemeinwohls kaum sechs Tagsbefehle erlassen hatte, besserte sich plötzlich; mit Einemmale durchdrang ihn ein heiliger Eifer für den

Dienſt des Vaterlandes, ſo daß er dem Angeklagten deſſen eigene Grundſätze boshaft genug an den Kopf warf.

„Mein Herr,“ ſprach er mit einem mitleidloſen Phlegma, „der Dienſt geht allem Anderen vor. Die Nationalgarde hat, wie Sie recht wohl wiſſen, oder doch wiſſen müſſen, einen Dienſt der Ordnung und Sicherſtellung zu verwalten; eine Wache ohne Urlaub verabſäumen, ſich entfernen ohne überzeugt zu ſeyn, einen Stellvertreter beigebracht zu ſehen, heißt die Sicherheit Aller in Gefahr bringen, heißt ſich ſelbſt für alle Unfälle verantwortlich machen, die aus ſolcher, ſchwerer, ſehr ſchwerer Anklage verfallenden Saumſeligkeit entſtehen können.“

Nichts auf der Welt als dieſe Tactik hätte unſerem Notar ein tödtlicheres Mißbehagen erwecken können. Man ſchlug ihn mit ſeinen eigenen Waffen; man that ihm das an, was für ihn ebenſo viel als eine wirkliche Verurtheilung ſeyn mußte; es hieß ihn des Treubruchs gegen ſeine eigenen Grundſätze beſchuldigen. Das Hinterliſtige und Boshafte ſolchen Verfahrens durchſchnitt ihm gleichſam das Herz, und wahrhaftiger Unwille lieh ihm Worte.

„Was ſoll das bedeuten?“ rief er mit bewegter Stimme und beredter Handbewegung. „Soll mir für Rathſchlag das gelten, worin ich einen Vorwurf wahrnehmen muß? Dieſe Grundſätze von Ordnung und Sicherſtellung, durch die man mich niederſchmettern will, ſind ganz und gar die meinigen. Ich appellire an alle die mich hören! Ich, meine Herren Richter, ich habe dieſe Grundſätze beſtändig praktiſch im Auge gehabt, während ſo manche Andere derſelben vergaßen, ja, wohl nimmer

sie sich zu eigen machten; und wenn ich gegen dieselben mich verging, so geschah es unwissend; ja, ja, meine Herren, ich sage, es geschah unwissend. Meine Seele ist darüber betrübt, so daß ich gestehen muß, wie ich gar nicht begreife, warum man so viele Entrüstung gegen mich blicken läßt. Wem hab' ich denn Leid zugefügt? Wo unterließ ich denn jemals dem zu dienen, der um eine Dienstleistung mich anging? Wem hab' ich meine Zeit, meine Mühen, ja oft mein Geld geopfert? O, meine Herren! überblicken Sie meinen Lebenslauf, meinen ganzen Lebenslauf, und Sie werden kein Urthel fällen, das mich in Trostlosigkeit versenken würde; nicht werden Sie durch einen Verdammungspruch darthun wollen, ich hätte meine Pflichten verletzt, meinen Grundsätzen Hohn gesprochen, mich unwürdig dieses Kreuzes gezeigt, das mir zum Lohne für meine Dienste und zugleich Ursache meines Erscheinens vor diesem Gerichte ward, mir also bisher nur ein Erzeuger von Bekümmerniß, eine wahrhaftige Kreuzigung war!"

Der Angeklagte nahm seinen Sitz wieder ein; die Mehrzahl der Richter schien heftig erschüttert, die Zuhörerschaft tief bewegt zu seyn. Die Frau des Fahnenträgers wollte in ihrem Andrange von Rührung auf des guten Laforet's Unschuld wie auf ihre eigene Tugend schwören, und der Bürger Trommelschläger wischte sich eine Thräne aus den Augen. Zeuge von der Theilnahme, die er erregte, glaubte der Notar sich mindestens zur Hälfte gerettet, zumal da der Kron-Anwalt nicht nur die Klage fallen ließ, sondern sogar dem Wandel und der Vertheidigungrede des Beklagten reiches Lob spendete. Es erfolgte nicht sofort ein Urthelsspruch; vielmehr nahm

man die Entscheidung anderer Sachen vor, und Laforet glaubte sich für ein Weilchen entfernen zu können, um seine Valentine in Kenntniß von der glücklichen Wendung zu setzen, die seine Angelegenheit genommen hatte.

Indessen rollte dumpfer Donner hinter ihm her; denn kaum hatte der Anwalt seinen Panegyrikus geschlossen und Laforet sich hinausbegeben, so erscholl ein Gemurmel im Saale. Gewisse Personen, die der Leser bereits kennen lernte und denen das Kleid des Notars viel zu stattlich, der Hut desselben vom vorigen Jahre viel zu neu war, fanden es keineswegs in der Ordnung, daß der Gerichtshof schien, sich Gefühlen der Nachsicht und Milde hinzugeben.

„Ein armer Teufel wie Unsereins würde nicht so davonkommen," knurrte Eine Stimme.

„Freilich, freilich; arme Teufel sind nirgendwo Bevorrechtete!" sagte ein Zweiter.

„Laforet wird ganz und gar frei gesprochen werden; gebt Acht!" näselte ein Dritter.

„Zuverlässig," bekräftigte der Seifensieder — „Eine Krähe — — also basta!"

Diese und mehrere ähnliche Aussprudelungen entgingen dem Präsidenten und dessen Beisitzer, dem Capitän Martin, keineswegs; Beiden mußte daran gelegen seyn, sich in der Volksgunst zu erhalten und zu vestigen, und überdies läßt sich annehmen, daß ihr Neid gegen den Beklagten nimmermehr eine so günstige Gelegenheit zur Rache würde entschlüpfen lassen.

Der Notar schickte sich zur Rückkehr in den Gerichtssaal an, als Fleury, der aus demselben kam, bei ihm eintrat.

„Nun, wie steht's?" rief Laforet ihm zu.

„Das Urtheil ist gefällt worden," antwortete der Gefragte dumpfen Tones.

„Ich ward frei gesprochen —"

„Verurtheilt, liebster Mann; verurtheilt, und einstimmig — zu zweitägigem Arrest."

„Verurtheilt?" wiederholte der Notar, dem in diesem Augenblicke zum Erstenmale in seinem Leben die Menschheit wie Hamlets Garten vorkam. „Verurtheilt?" fragte er mit wehevollem Blicke bald seine Tochter, bald Didier, bald den Controleur: „O hätte ich doch nimmer die Welt für so boshaft gehalten! All' ihr Elend stürmt mit Einemmale auf mich ein. Nicht genug daß man meiner geleisteten Dienste vergessen hat, nicht genug daß ich meine Freunde verlor, nicht genug daß ich beinahe um mein Leben gekommen wäre; man verurtheilt mich auch noch, entehrt mich, schleppt mich in ein Loch wie einen Missethäter — o Du barmherziger Himmel!"

Der ehrliche Alte wies jede Tröstung von sich ab, er barg sein Antlitz in seinen Händen und saß, wie versenkt in beklagenswerthe Traurigkeit, regunglos da.

Als gegen Abend er einen nothwendigen Geschäftsgang vorzunehmen hatte, wies sein Knopfloch ein sehr bescheidenes, ja, kaum bemerkbares Bändchen; ach! dies hatte an Länge und Breite nach und nach in eben dem Maße abgenommen, in welchem die Martern des armen Ritters gesteigert worden waren. Laforet fühlte sich jetzt wahrhaftig unglücklich.

Dennoch stand der härteste Schlag, der ihn treffen sollte, noch zurück — Ja, ja, jagt nur dem Glücke dieser Welt nach, Ihr Staubgebornen!

Vier Tage nach seiner Verurtheilung, deren Vollstreckung aus besonderer Gnade dahin gemildert worden war, daß Laforet seinen Arrest an zweien Sonntagen absitzen könnte, trat der Unglückliche, ein Zeitungblatt in der Hand, in das Wohnzimmer zu seiner Tochter, Zorn und Verzweiflung stritten sich um die Obmacht auf seinem Gesichte; seine Brust war wie von Bergeslasten bedrückt; kaum vermogte er ein Wort hervorzubringen. Valentine stieß bei seinem Anblicke einen Schrei des Schreckens aus, und fragte, was Entsetzliches dem geliebten Vater begegnet wäre.

„Der Schändliche!“ stammelte Laforet endlich: „Der Betrüger! Er würgt mich, er bringt mich um.“

„Wer denn, mein Vater? um Gotteswillen, wer denn?“

„Dupré, der Schwindler, der Bankrottirer! Er hat die Flucht ergriffen, hat mich zu Grunde gerichtet. Deine Mitgift ist dahin, ist mir gestohlen! Vermaledei'tes Kreuz!“ rief der Gefolterte, indem er das letzte Restchen Band aus seinem Knopfloche riß — „Verflucht sey die Stunde in der ich mich der Thorheit hingab, nach diesem unheilvollen Ordenszeichen zu jagen! Deine Morgengabe, mein Tinchen, Deine Morgengabe! O Du mein Herrgott!“

Valentine begriff allerdings ihr eigenes Unglück; allein ihr geliebter Vater war so elend, so gebeugt, daß sie ihrer selbst ganz und gar vergaß und nur an ihn dachte.

„Beßter Vater!“ rief die Kindliche, indem sie seine Hände mit Küssen bedeckte — „Beßter Vater, wenn nur Du mir erhalten bleibst, so will ich nichts, gar nichts weiter von Gott erflehen. Ich verlasse Dich nicht, ich bleibe bei Dir, ich arbeite neben Dir, für Dich! Ich werde Dich lieben, Dich pflegen; nur Dir, Dir ganz

allein angehören, und ob wir auch arm sind, werden wir doch — wirst Du doch glücklich seyn!"

„Dank Dir, geliebtes Kind, für Deine fromme Zärtlichkeit," sagte der tieferschütterte Vater. „Du meine Freude, ach! wohl meine einzige Freude seit achtzehn Jahren — doch nicht Du darfst es seyn, die für meine Fehler büßt! Leichtsinnig hab' ich Dein Erbe verschleudert, und ein Erbe muß Dir werden, denn Dein Bräutigam ist nicht reich, obwohl ihm sein Oheim starb. Ich bin Dir eine Morgengabe schuldig, mein theures Kind, und es soll nicht gesagt werden, Du seyest arm worden, weil ich ein Unsinniger war. Mein Notariatsamt ist schuldenfrei, es gehört mir, und ich werde es Dir zu Nutzen veräußern."

„Mein Vater!" rief Valentine, die ihn jedoch vergebens unterbrach, denn der Reuezerknirschte fuhr fort: „Sey still, ganz still, sprach er, „ich verkaufe mein Amt; es ist Geld werth, es ist, ich darf's wohl sagen, in meinen Händen einträglich worden. Noch kann ich arbeiten, und bedarf nur mein Käufer eines sachverständigen, thätigen und pünktlichen Schreibers, so ist mir wie Dir geholfen."

„Sprich nicht so, mein Vater," entgegnete Valentine mit Schluchzen.

„Nicht bin ich so gelähmt schon," fuhr der Alte fort, „daß ich nicht noch ein Dutzend Jährchen lang die Feder führen könnte; nicht bin ich so verderbten Sinnes, daß ich zu glauben vermögte, es könne schänden wenn man mit ergrauetem Haupte ehrlich um Tagelohn arbeitet. Ja, ja, meine Tochter, ehrenvolles Arbeiten ist des Menschen schönstes Ehrenkreuz; es soll fortan und bis an mein Ende mein seyn, und wollte der Himmel, daß ich nimmer ein anderes Ehrenkreuz begehrt hätte!"

Da Laforet's Entschluß, sein Notariatsamt zu verkaufen, unerschütterlich veststand, so faßte Valentine ihrerseits einen nicht minder ehrenwerthen Vorsatz. Während ihr Vater in seinem Cabinet die nöthigen Vorschritte zu Erfüllung seines Vorhabens that, schrieb die nicht minder

beklagenswerthe Valentine unter heißen Thränen folgende Zeilen an ihren Verlobten:

„Theuerſter Freund! Ein unvorhergeſehenes Ereigniß zerſtörte alle unſere Hoffnungen. Verſuchen Sie nicht, meinen Entſchluß wankend zu machen — er iſt unerſchütterlich. Ich kann Ihre Gattin nicht werden; ich werde mein Daſeyn ausſchließlich meinem Vater widmen; ihm, ihm allein gehöre ich an. Gott mit Ihnen, lieber, lieber Didier!“

Dies Schreiben ward ſofort an den jungen Advocaten abgeſchickt, dem der Bote unterwegs begegnete. Mittlerweile war Valentine zu ihrem Vater gegangen.

„Laß ab von Deinem Vorſatze,“ ſagte ſie; „denn die Ausführung desſelben würde mich unausſprechlich unglücklich machen. Ich entſage meinem Bräutigam — ja, ich habe ihm ſchon entſagt — habe mein Wort zurückgenommen.“

Vater und Tochter waren noch in ihrem edlen Wettſtreit begriffen, als Didier eintrat. Aus der Zeitung hatte er leicht zu Valentinens räthſelhaftem Briefe den Schlüſſel gefunden.

„Valentine!“ rief der Eintretende mit Ungeſtüm, „ich weiß Alles, habe Deinen Brief wohl verſtanden, begreife ganz Deinen großmüthigen Entſchluß, jedoch ſollte ich auch wie ein Tagelöhner um das tägliche Brot arbeiten müſſen, ſo würde es mir in Deinem Beſitze ein Leichtes, ohne Dich aber eine Unmöglichkeit ſeyn.“

„Nichts iſt verloren, lieber Didier,“ fiel Laforet ein. „Ich verkaufe mein Amt, und Valentinens Morgengabe iſt erſetzt.“

„Recht ſo,“ verſetzte lächelnd der junge Rechtsgelehrte, „und ich, ich kaufe Ihr Amt, Herr Laforet, und gebe es Ihnen zurück. Aus den Papieren meines Oheims habe ich erſehen, daß deſſen Nachlaß ungleich bedeutender iſt, als ich es geglaubt habe. Der Himmel hat ſegnend uns Valentinens Morgengabe zurückerſtattet,“ ſetzte der Jüngling hinzu, und blickte mit unzubeſchreibender Wonne in Valentinens ſchwimmende Augen.

„Küſſe Deine Braut, mein Junge, und dann umarme auch mich,“ rief der Notar gerührt; „Du biſt wahrhaftig ein edler Menſch, und dieſer Augenblick — bei Gottes ewigem Walten! — dieſer Augenblick iſt der erſte glückliche Moment, den ich ſeit zehn fürchterlichen Tagen verlebe.“

Des Jünglings brennende Lippen hingen noch an Valentinens erröthender Wange als die ehrliche Thereſe hereintrat —

„Zwar iſt morgen erſt Sonntag,“ fing die Alte an, „aber doch bedarf ich ſchon heute Ihrer umſtändlicheren Befehle zu dem Schmauſe, Herr Notar, den Sie übermorgen geben wollen, alſo —“

„Wie? Was?“ fragte Laforet zerſtreut.

„Ei, der Herr Notar haben doch nicht vergeſſen, daß die halbe Stadt von Ihnen auf Montag eingeladen ward, um wegen der erfreulichen Ehren — —“

„Zum Teufel das Ehrenkreuz! aber da die halbe Stadt einmal geladen iſt, ſo wollen wir ihr denn auch ein tüchtiges X für ein U machen. Nichts von Ehrenkreuzſchmaus; aber einen Hochzeitſchmaus ſoll's geben! Nicht wahr, mein Sohn? nicht wahr, meine Tochter? An die Stelle einer thörigten Glücksjägerei trete ein frommes Streben nach häuslichem Wohlergehen; denn giebt es hienieden ein wahres Glück, ſo iſt's — theuer genug, fürwahr, erkauft' ich mir die Erkenntniß dieſer Wahrheit! — ſo iſt's nur im ſtillen Kreiſe der Häuslichkeit zu finden.“

Inhalt des erſten Bandes:

	Seite
Arpagone Feltro. Ein Drama	3.
Huſch. Eine wahre Geſchichte	97.
Der Maler aus Weimar. Eine Skizze	157.
Das Ehrenkreuz. Ein tragikomiſches Geſchichtchen	169.

Norddeutſches

Archiv

für

kleine Romane, Erzählungen, Novellen, Mährchen,
Schauſpiele, Gedichte, Skizzen und Miſcellen.

Eine Monatsſchrift

für gebildete Leſer.

Herausgegeben

von

Georg Nicolaus Bärmann, Dr.

Zweiter Jahrgang.

Zweiter Band.

„Kannſt Du nicht Allen gefallen durch Deine That und Dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen iſt ſchlimm."
Friedrich v. Schiller.

Hamburg, 1846.
Auf Koſten des Herausgebers
Als Manuſcript für Freunde gedruckt.

Druck von G. B. Thiele.

Ein Wahn.

Luſtſpiel in einem Act.

„Der Wahn iſt kurz — die Reu' iſt lang."

F. v. Schiller.

Perſonen.

Baron von Rieſenberg.

Clotilde von Altſtein, deſſen Nichte.

Oberſt von Feldheim.

Leopold von Wangen.

Anton, } Diener des Barons.
Philipp, }

Ein Diener des Herzogs.

(Saal mit Mittelthür und zweien Seitenthüren. Vorn ein Fenster; diesem gegenüber auf dem Tische eine Blumenvase, in welcher eine einzige Rose steckt.)

Erster Auftritt.

Leopold (durch die Mittelthür).

Meine schöne Cousine wird heute spät sichtbar. Wie kann's auch anders seyn, nach einer auf einem Balle zugebrachten Nacht! Ich komme also noch immer zeitig genug mit meiner täglichen Blumengabe, der stummen Verkünderin meiner eben so innigen als schweigsamen Liebe. Wie kommt's nur, daß bei aller meiner jugendlichen Keckheit mir das Geständniß meiner Gefühle, der schönen Clotilde gegenüber, nicht von den Lippen will? — Ach, die Welt ist voll von Täuschungen aller Art! Schwatzt man da Langes und Breites und schreibt ganze Bücher voll von der mystischen Sprache der Blumen; dennoch wollen meine Blumen, so sinnig ich sie auch wähle, meinem Mühmchen kein Wörtchen über meine Empfindungen sagen. Wird oder will Clotilde auch diesen meinen Selam nicht verstehen, so soll er wahrhaftig der letzte seyn, den ich ihr weihe — (Vor der Blumenvase) Was sehe ich? Mein Bouquet von gestern ist verschwunden und an dessen Stelle steckt eine einzige Rose — Nicht ich pflückte diese Rose! Sollte sie endlich

eine Entgegnung auf meine vielfachen duftenden Anfragen seyn? Gewiß, sie ist's — Clotilde antwortet mir verblümt durch diese Königin der Blumen — Lakonische Antwort zwar; jedoch ein schuldloses Mädchen pflegt sich gemäßigt auszudrücken. — Ja, ich bin erhört — ich bin glücklich! (Er nimmt die Rose, steckt sie in sein Knopfloch und legt seinen Blumenstrauß auf den Tisch.) Genug der Blumensprache — ich werde nun Worte zu finden wissen.

Zweiter Auftritt.

Leopold. Der Baron.

Baron (im Oberrock, aus der Mittelthür).

Clotilde noch nicht hier — Ach, sieh da, Leopold! — Nun lieber junger Gast?

Leopold.

Guten Tag, General! Wohl auf?

Baron.

Nein; ich brachte wieder eine schlaflose Nacht zu.

Leopold.

Nachwehen Ihrer Blessuren, nicht wahr?

Baron.

Freilich, freilich! Alles Folgen von jenem Sturz mit dem Pferde, den ich vor bald zwanzig Jahren machte, als ich den hochseligen Großherzog auf die Jagd begleitete.

Leopold.

Wie? von nichts Weiterem? So haben Sie sich durch alle unsere Kriege hindurchgearbeitet, ohne von einer Kugel getroffen worden zu seyn? Alte Generale pflegen doch sonst unter Lorbern und verharschten Wunden zu ächzen!

Baron.

Nun ja, ich arbeitete mich durch die Kriege hindurch, jedoch ohne den Hof zu verlaſſen.

Leopold.

Da mögte ich mir doch die Frage erlauben, Onkel Baron, wie Sie zum Range eines Generals gelangten?

Baron.

Als ob man um emporzukommen ſich erſt lahm ſchießen laſſen müßte! Auch halte ich es für ein klägliches Verdienſt, eine Epaulette aufzuſammeln, die einem Cameraden durch eine Kugel weggeriſſen ward.

Leopold.

Richtig; man hat dabei weiter nichts zu thun, als ſich zu bücken.

Baron.

In meinem achtzehnten Jahre war ich Page Ihrer Durchlaucht, der hochſeligen Großherzogin, als mir das Lieutenants-Patent in einem zu formirenden Regimente ward — unmerklich beförderte man mich zum Range eines Hauptmanns, eines Oberſten, eines Generals —

Leopold.

Immer in dem zu formirenden Regimente?

Baron.

Immer, und jedesmal kraft der Anciennetät. Bald nachher brach der Krieg aus.

Leopold.

Da galt's wer am eifrigſten um die Ehre nachſuchen würde, ſein Blut für das Vaterland zu vergießen und ſo waren Sie Einer der Erſten, die —

Baron.

Die ihre Pflicht thaten? Allerdings! Als der ſchwere Augenblick heranrückte, warf ich mich meinem

hohen Herrscher zu Füßen und sprach: „Durchlauchtigſter, Alles verläßt Sie jetzt — geruhen Sie zu gestatten, daß ich bei Ihnen bleibe.“ So viele Ergebenheit mußte Seine Durchlaucht mit unaussprechlicher Rührung erfüllen. Von dem Tage an durfte ich täglich um Seine Durchlaucht seyn. Sereniſſimus geruheten, mich mit einer Ehrendame der Frau Großherzogin zu vermählen, und von der Stunde an kannten Seiner Durchlaucht Huld und Gnade für mich keine Grenzen. Allerhöchſt-Dieſelben beſtanden darauf, daß meine Gemahlin und ich im fürſtlichen Palaſte Wohnung nähmen; ja, Sereniſſimus ließen ſich zu Zeiten — was ſag' ich! — ließen ſich oft, ſehr oft herab, der Frau Baronin einen Beſuch abzuſtatten. Da ſolche Ehre nun in der Regel nur Perſonen ſehr hohen Ranges erwieſen wird, ſo —

Leopold.

So wurden Sie zum General ernannt? Trefflich!

Baron.

Welch ein edler, liebenswürdiger Fürſt! Wie beklagenswerth bleibt es, daß er ſo frühzeitig ſterben mußte.

Leopold.

Frühzeitig? Der Großherzog zählte Einundſiebenzig, als er ſtarb.

Baron.

Er ſtand aber im Begriff mich zum Oberkammerherrn zu ernennen.

Leopold.

Eine Ernennung, die Ihnen mit ſchreiendem Unrecht verkümmert ward. Ihr Schmerz über den Hintritt des Fürſten war ſo heftig, daß Sie es in Ihrer Wohnung im herzoglichen Palaſte nicht länger aushalten konnten —

Baron.

Wie kann man's denn in einer Wohnung aushalten, in die ein Anderer einquartiert wird?

Leopold.

Verstehe ich Sie, General?

Baron.

Ja, mein junger Freund, man trieb die Unziemlichkeit so weit, daß man mir eine Vestungcommandantur antrug, mit der Weisung, mich unverzüglich an meinen Posten zu begeben. Du begreifst, Poldchen, daß ich darauf mit keiner Sylbe antwortete. Mein Schweigen ward als ein Demissionsgesuch angesehen; man strich meinen Namen in den Armeelisten aus, und ich sah mich genöthigt, mich hier, bei Clotildens Vater, meinem Schwager, zur Ruhe zu setzen.

Leopold.

Baron, Sie sind nicht der Einzige, der sich über die neue Regierung zu beklagen hat; auch ich —

Baron.

Will man Dich auch zur Ruhe gesetzt wissen?

Leopold.

In die größte Unruhe, wollen Sie sagen; und eben deswegen besuche ich jetzt meinen Onkel, Clotildens Vater, ob er nicht im Stande ist, mich zur Ruhe zu bringen. Erfahren Sie, daß ich um eine Anstellung bei dem Finanzenwesen nachsuchte, und daß ich leider den Bescheid erhielt, bis jetzt noch keine Ansprüche an derartige Beförderung machen zu können —

Baron.

Ja, ja! Jenen Machthabern ist nichts heilig!

Leopold.

Nicht graues Haar —

Baron.

Nicht blonde Jugend! Und dabei geben ſie Feſtlichkeiten und Bälle, und ziehen, nach gottloſer demokratiſcher Weiſe, allerlei bürgerliche Canaille dazu, wie z. B. Dichter, Maler, Sänger —

Leopold.

In Maſſe! der geſtrige Hofball ſoll an tauſend Perſonen gezählt haben.

Baron.

Tauſend Einladungen alſo, und nicht eine darunter für einen alten General, der nahe daran war, Oberkammerherr —

Leopold.

Und mein Onkel ſelbſt, Ihr Herr Schwager, der doch bei Hofe ein Mann von Gewicht iſt, beſucht ſolchen Miſchmaſch-Ball; ja, er hat ſogar nicht Anſtand genommen, ſeine Tochter, die liebenswürdige Clotilde hinzuführen.

Baron.

Deine Flamme, junger Gaſt. Aber ich muß Dir ſtecken, daß Du einen gefährlichen Nebenbuhler in dem Cavallerie-Oberſten haſt, der obendrein Adjutant Seiner Durchlaucht iſt.

Leopold.

Onkel General, ich weiß es, und bitte Sie um Ihr Fürwort bei Fräulein Clotilden.

Baron.

Ich werde alles für Dich thun, was in meinen Kräften ſteht, Peldchen. Hegt man gleichnamige politiſche

Anſichten und Grundſätze, ſo muß man einander unter die Arme greifen. — Doch ſtill, ich höre Clotilde.

Leopold.

Vergeſſen Sie nicht, was Sie mir ſo eben verſprochen haben.

Dritter Auftritt.

Leopold. Clotilde. Der Baron.

Clotilde (kommt zerſtreut, ohne die Anweſenden zu bemerken, durch die Seitenthür links).

Baron.

Was mag ihr denn heute fehlen? ſie iſt doch ſonſt ſo aufgeräumt.

Leopold.

Sie ſieht uns nicht. Iſt ſie zur Nachtwandlerin worden?

Clotilde (vor der Vaſe).

Ich finde ſie nicht mehr — wo iſt ſie geblieben?

Baron.

Was fehlt Dir denn, Kindchen?

Clotilde (aufblickend).

Ah, Herr Onkel — und Vetter Leopold auch?

Baron.

Was ſuchteſt Du denn ſo ungeduldig?

Clotilde.

Ich? O, nichts — weniger als nichts — eine Blume, die ich geſtern in dieſe Vaſe ſteckte.

Leopold (für ſich).

Eine Blume? — Aha! meine emblematiſche Antwort —

Baron.

Was! haſt Du Dich mit Einemmale dem Studium der Botanik —

Leopold (der ſeinen Strauß vom Tiſche nahm und ihn anbietet).

Mögte meine ſchöne Couſine dieſen friſchgewundenen Strauß zum Erſatz für Verlorenes annehmen?

Clotide (die Roſe in Leopold's Knopfloche bemerkend).

Was ſeh' ich?! Herr Vetter, geben Sie mir meine Roſe her — ich bitte Sie (ſie entreißt ſie ihm). Ich will ſie zurückhaben — Seyn Sie doch behutſam; Sie werden Sie entblättern.

Leopold (bei Seite).

Bereu't ſie die ſchweigſame Ermunterung die ſie mir gab? Ja, ſo wandelbaren Sinnes ſind die Mädchen!

Baron (zu Clotilde).

Höre doch, Kindchen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn der beſondere Werth, den Du erſichtlich auf dieſe Roſe legſt, nicht davon herrührt, daß ſie Dir von einem gewiſſen Oberſten —

Clotilde.

Vom Oberſten Feldheim? Dazu iſt der fürwahr nicht galant genug. Im Gegentheil, die ganze Nacht hindurch war er grämlich und hat mich nicht ein einziges Mal zum Tanz aufgefordert.

Leopold (bei Seite).

Meinen ſchönen Blumenſtrauß ſah ſie gar nicht an!

Baron.

So erkläre mir denn, wie dieſe Roſe —

Clotilde (geheimnißvoll).

Still — wenn ich allein mit Ihnen —

Baron.

He, junger Gaſt! (leiſe zu Leopold) — Wenn ich Dir hier das Wort reden ſoll, ſo begreifſt Du, daß Du nicht dabeiſeyn darfſt.

Leopold.

Ganz recht; ich entferne mich. (Zu Clotilden) Schöne Couſine, ich laſſe Sie mit einem Oheim, der Sie liebt, herzlich liebt und nur Ihr wahres Glück will; einen Oheim, der —

Baron.

Der dem jungen Herrn, wenn er nicht bald geht, die Thür weiſen muß. —

Leopold (ab durch die Mittelthür, indem er verſtohlen dem Baron Zeichen macht.)

Vierter Auftritt.

Baron. Clotilde.

Baron.

So, jetzt ſind wir allein, verfahren wir tagsbefehlsgemäß. Erzähle mir Alles, laß keinen einzigen Umſtand aus, denn bei Hofe haben auch die geringfügigſten Dinge eine hohe Wichtigkeit.

Clotilde.

Sie wiſſen, lieber Onkel, daß ich geſtern zum erſtenmale in meinem Leben auf einen Hofball geführt ward — ſtellen Sie ſich alſo meine Ueberraſchung, mein Entzücken vor, als ich in die ungeheuren Säle trat, wo eine Menge vornehmer Herren und reichgeputzter Damen durcheinander wogten. Kaum hatte ich mich ein wenig von meinem Erſtaunen erholt, ſo ſah ich einen jungen Mann vor mir, in deſſen Mienen und Weſen ſich eben ſo viel Milde als Hoheit kundgab. Wie glänzte er in der prächtigen Uniform! wie blitzte auf ſeiner Bruſt der Ordensſtern! Ich hatte zwar nie zuvor den Großherzog

geſehen; dennoch errieth ich ſogleich, daß er es war, der vor mir ſtand.

Baron.

Freilich, freilich! In der Perſon eines Fürſten waltet etwas Elektriſches, das wider unſern Willen uns zwingt den Kopf zu ſenken, den Rücken zu krümmen, das Knie zu beugen — Aber fahre fort!

Clotilde.

Seine Durchlaucht faßte meine Hand. Wir ſchritten durch mehrere Säle, wie mich dünkt, denn ich war ſo bewegt, daß ich mich deſſen nicht genau entſinne. Er ſtellte mich der Großherzogin, ſeiner Mutter vor —

Baron.

Ha! merkwürdig das! Dir zum Vorzuge hat er die Etikette verletzt, denn man ſtellt nur vermählte Damen vor. Er hat die Etikette verletzt — ſchmeichelhaft! ſehr ſchmeichelhaft!

Clotilde.

Bald erklang die Muſik, und der Großherzog bat mich, ihn zum Tänzer anzunehmen —

Baron.

Du tanzteſt wirklich mit Seiner Durchlaucht?

Clotilde.

O, hätten Sie geſehen, wie jedes Geſicht einen Ausdruck von Hochachtung zeigte! Die größten Herren verbeugten ſich vor uns — vor ihm, wollt' ich ſagen —

Baron.

Verbeſſere Dich nicht, denn Du haſt ganz richtig geſprochen — man verbeugte ſich vor Euch.

Clotilde.

Auch die Damen lächelten bei unſerem Annähern; doch dünkt mich, als hätt' ich in ihren Mienen einen Zwang, einen Verdruß wahrgenommen.

Baron.

Bravo, Kindchen! Der Neid ſetzt allemal unſerem Triumphe die Krone auf.

Clotilde.

Nach dem Tanze führte Seine Durchlaucht mich zu meinem Vater zurück. Wir durchſchritten eine Galerie, in welcher die ſchönſten Blumengruppen aufgeſtellt waren. Als ich die Manchfaltigkeit und Köſtlichkeit derſelben bewunderte, pflückte der Fürſt eine Roſe ab, reichte ſie mir und ſprach: „Die Schönſte für die Schönſte!“

Baron.

Sagte Sereniſſimus das? Du haſt doch recht gehört, Kindchen? Denn man läßt die Fürſten oft Dinge ſagen, an die ſie in ihrem Leben nicht gedacht haben.

Clotilde.

Als Seine Durchlaucht mich verlaſſen hatte, boten ſich mir von allen Seiten Glückwünſche dar —

Baron.

Ich begreife; man bemühte ſich, dem am Horizonte neu heraufgeſtiegenen Sterne zu huldigen. Uebrigens that man hierin nur ſeine Schuldigkeit, denn man ſoll den Fürſten auch in den Perſonen Derjenigen, ja in den Perſonen der Verwandten Derjenigen ehren, die von Sereniſſimus ausgezeichnet wurden.

Clotilde.

Wär's denkbar?

Baron.

Und warum nicht? Wer weiß! Unſer Haus iſt eines der älteſten im Lande — es zählt Generallieutenants und Staatsminiſter unter ſeinen Gliedern. Sodann iſt die Schönheit auch eine Macht — iſt ein Königthum — und ein Fürſt vergiebt ſich niemals Etwas, wenn er ſich mit einem ſchönen Frauenzimmer vermählt.

Clotilde.

Sich vermählen? Der Großherzog mit mir? Onkel — Sie denken nicht daran!

Baron.

Ich denke ſehr daran! Bedenke Du nur, daß des Großherzogs Stolz ſich vor Dir neigte, daß die Höflinge vor dem Fürſten zu knieen haben, daß folglich dieſe Höflinge auch Dir zu Füßen liegen müſſen — dieſe Schlußfolgerung iſt rein mathematiſch, alſo —

Clotilde.

Still! Es kommt Jemand.

Baron.

Ha! der martialiſche Herr Oberſt.

Fünfter Auftritt.

Der Baron. Der Oberſt. Clotilde.

Oberſt.

Gnädige Gräfin, ich wollte dies Schloß nicht verlaſſen, ohne Ihnen wiederholt meine Hochachtung zu bezeigen —

Clotilde (verbindlich).

Herr Oberſt —

Baron.

Und was verſchaffte dieſem Schloſſe die Ehre Ihres Beſuchs?

Oberſt.

Meine Pflicht —

Baron (bei Seite).

Was? nennt er ſeine Liebe zu meiner Nichte eine Pflicht?

Oberſt (fortfahrend).

Ich habe ſo eben eine Botſchaft von Seiner Durchlaucht an den Herrn Grafen von Altſtein ausgerichtet.

Clotilde.

An meinen Vater?

Baron.

Das wäre!

Oberſt.

Der Herr Graf iſt von Seiner Durchlaucht mit dem Großkreuz Höchſtdero Hausordens beſchenkt worden.

Baron.

Großkreuz?

Clotilde.

Welche Ueberraſchung!

Oberſt.

Ich hatte die Ehre dem Herrn Grafen die Inſignien zu überreichen.

Baron (bei Seite).

Großkreuz — das wird ja immer bedeutſamer. Nur daß ich dabei bemerken muß, wie in der Sache nicht auch meiner gedacht wird. — Doch nein! in dergleichen Fällen pflegt man bei dem Vater anzufangen; die Onkel kommen hinterdrein.

Clotilde.

Welche Ehre für unſer Haus!

Oberſt.

Nennen Sie Seiner Durchlaucht Verfügung einen Act der Gerechtigkeit, denn Niemand verdient die erwieſene Auszeichnung mehr als Ihr Herr Vater.

Baron.

Ei, ja! Graf Altenſtein hat Verdienſte (bei Seite) und eine hübſche Tochter. (Laut) Aber über die Freude, die Ihre Mittheilung mir verurſacht, hätte ich beinahe vergeſſen, meinem lieben Schwager meinen Glückwunſch darzubringen. Entſchuldigen Sie, Herr Oberſt, daß ich Sie auf einen Augenblick verlaſſe.

(Ab durch die Mitte.)

Sechster Auftritt.

Der Oberſt. Clotilde.

Clotilde.

Ich bin allein mit ihm; was wird er mir ſagen?

Oberſt (mit Empfindung).

Clotilde!

Clotilde (ſchüchtern).

Herr Oberſt?

Oberſt.

Sie zürnen mir, nicht wahr? Und Sie haben Recht, denn auf dem Balle war ich ungerecht gegen Sie, war launiſch, vielleicht ſogar lächerlich; aber Sie ſind großmüthig — Sie werden mir verzeihen.

Clotilde.

So ſehen Sie Ihr Unrecht ein? (Bei Seite) Und ich erwartete Vorwürfe von ihm!

Oberſt.

Mein Unrecht iſt größer als Sie es vielleicht glauben, und ich kann es nur durch ein aufrichtiges Geſtändniß büßen. Wiſſen Sie, welcher Gedanke mich beherrſchte, als ich Sie umringt von Huldigungen ſah,

die Ihnen zum Theil von höchſter Hand dargebracht wurden?

Clotilde (bei Seite).

Er hat Alles beobachtet.

Oberſt.

Mich dünkte, daß Sie ſich für den Triumph, der ſich Ihnen bereitete, ungleich empfänglicher als für meine Zärtlichkeit wieſen.

Clotilde.

Wollen Sie es mir zum Verbrechen machen, daß ich mich auf einem Balle beluſtigte?

Oberſt.

Der Tanz, ich weiß es, iſt ein gefährlicher Nebenbuhler. Von einer Dame verlangen, daß ſie während eines Balles an uns denkt, heißt viel fordern; allein die wahre Liebe fordert nur allzugern, fordert immer. Clotilde, auf Sie hab' ich alle meine Hoffnungen geſetzt. Ich gebe mich ohne Rückhalt; habe ich nicht das Recht Anſpruch darauf zu machen, daß Ihr Herz mir ungetheilt angehöre?

Clotilde (bei Seite).

Fürwahr, ein edles Gemüth!

Oberſt.

Wenn es anders wäre, wenn meine Liebe nicht ausreichte, Ihrem Herzen zu genügen, wenn ein anderes Gefühl, das nur durch Ihre Unerfahrenheit entſchuldigt werden kann, wenn, mit Einem Worte, die Eitelkeit —

Clotilde (bewegt).

Herr von Feldheim!

Oberſt.

Ich will Sie nicht betrüben; aber ich liebe Sie zu innig, als daß ich Ihnen ſchmeicheln könnte.

Clotilde.

Lieber Oberſt, glauben Sie —?

Oberſt.

Vergebung! Ich ſuche Fehler an Ihnen, anſtatt an die meinigen zu denken. Meine Eiferſucht macht mich ungerecht — ja, ja, eiferſüchtig bin ich; aber ich will mich beſſern.

Clotilde.

Nein, nein, bleiben Sie wie Sie ſind — Sie ſind gut — ſehr gut ſo! und vergeſſen Sie den geſtrigen Ball, wie (indem ſie die Roſe, die ſie in der Hand behielt, zu Boden wirft) ich ihn vergeſſe.

Oberſt.

Meine theure Clotilde!

(Man hört aus der Ferne Trommelwirbel.)

Clotilde.

Was bedeutet der Trommelſchlag?

Siebenter Auftritt.

Der Oberſt. Der Baron. Clotilde. Leopold. (dann) Zwei Diener.

Baron (aufgeregt).

Meinen Hut — meinen Degen!

Clotilde.

Lieber Onkel, was giebt's denn?

Baron.

Philipp! Anton! meine Uniform!

Leopold (eilig herein).

Seine Durchlaucht — der Großherzog —

Clotilde.

Der Großherzog?

Baron.

Er ſelbſt. Er reitet an der Spitze ſeines Generalſtaabs heran. Ich würde mich vor ſein Pferd werfen, wenn Etikette mir geſtattete, mich ihm anders als in Gala-Uniform vorzuſtellen. — Anton! Philipp! wo ſind denn die —

(Zwei Diener bringen Uniform, Hut und Degen).

Ah! da ſeyd Ihr endlich.

Clotilde.

Aber wie kommt es, daß Seine Durchlaucht —?

Baron (ſich uniformirend).

Wie dergleichen immer kommt — ein Wagenrad zerbricht — eine Botſchaft ſoll von dem gewiſſen Orte aus abgeſendet werden — Veranlaſſung giebt's immer — immer!

Clotilde.

Was ſagen Sie da? (Sie hebt die Roſe wieder auf).

Oberſt.

Meine Pflicht iſt es, mich zu Seiner Durchlaucht zu begeben.

Baron.

Einen Augenblick, Oberſt! — Mir ſoll Niemand, Niemand, ſag' ich, ſoll mir zuvorkommen. (Seinen Degen nehmend). Ha Du, mein alter Degen! hervor mit Dir aus der Ruhe, zu der ich Dich verdammt hatte — heute giebt's einen glorreichen Tag für Dich! — He, junger Herr Gaſt, ſchnalle Er mir doch den Degen um.

Oberſt (bei Seite).

Clotilde weicht meinem Blicke aus!

Leopold (dem Baron helfend, leiſe).

General, ich verhehle Ihnen nicht, daß Ihr Benehmen mich wundert und betrübt. Dieſer ſeltſame Eifer nach der unwürdigen Behandlung, die Sie erlitten —

Baron.

Ei, was! wenn ein Fürſt den erſten Schritt thut, ſo —

Leopold.

Meynen Sie? O, wenn Sie dann im Geſpräch mit Seiner Durchlaucht meiner erwähnen könnten, betreffs meines Anſtellunggeſuches —

Baron.

Wie? nach den von Ihnen geäußerten, höchſt unariſtokratiſchen Geſinnungen —

Leopold.

Je nun, da der Fürſt „den erſten Schritt thut“ —

Baron.

Clotilde, lieb Nichtchen, ſey darauf bedacht, Seine Durchlaucht auf eine ſeiner und unſer würdige Weiſe zu empfangen —

Clotilde.

In meiner Hauskleidung?

Oberſt (bei Seite).

Gewinnt Eitelkeit ſchon wieder die Oberhand?

Baron.

Nun, Oberſt? beliebt's Ihnen jetzt?

Oberſt.

Ich folge Ihnen.

Clotilde.

Ich eile in mein Ankleidezimmer — (Ab).

Leopold.

General, ich empfehle Ihnen meine Angelegenheit beſtens.

Baron.

Junger Herr, zähle Er nicht auf mich; der General, Baron von Rieſenberg kann nimmermehr den Fürſprecher eines Revolutionärs abgeben. (Ab).

Oberſt (folgt dem Baron).

Achter Auftritt.

Leopold (allein).

Recht ſo! rennt hin, Ihr feilen Speichellecker und werft Euch Eurem beſternten und bebänderten Götzen zu Füßen! Ich bleibe. Bin ich doch nicht geeignet die Peſtluft der Königshöfe einzuathmen. Der Roſenlorber verwelkt, wenn man ihn aus ſeinem alpiniſchen Boden verſetzt. Mögen Andere nach Ämtern und Ehrenzeichen lungern — ich bewahre mir die Selbſtachtung und das Recht zu ſchreien. Und man ſoll erfahren, wie ich dies Recht gelten machen werde!

Neunter Auftritt.

Leopold. Clotilde.

Clotilde (für ſich).

Wohl erwogen, thue ich beſſer mich nicht umzukleiden. Abſichtlichkeit könnte hier nachtheilig werden; auch gefalle ich mir ſo recht wohl.

Leopold (bei Seite).

Läßt die Strenge meiner Grundſätze es nicht zu, daß ich nach Fürſtengunſt trachte, ſo will ich doch ſuchen mir die Gunſt meiner ſchönen Couſine zu gewinnen.

Clotilde.

Wie, Vetter? Sie ſind nicht mit fortgegangen?

Leopold.

Mögen Andere dem Götzen Weihrauch ſtreu'n!

Clotilde (bei Seite).

Ich werde ihn wiederſehen — Wie der Gedanke mich aufregt!

Leopold (für ſich).

Ich bin allein mit ihr. Die Blumenſprache brachte mir keinen Erfolg — verſuchen wir das lebendige Wort!

Clotilde (von fern durch's Fenſter blickend).

Wo mag er in dieſem Augenblicke ſeyn? — Wenn ich ihn nur erblicken könnte — (Sie geht einen Schritt wie zum Fenſter; ſteht aber wieder ſtill) Doch nein! das hieße gegen Mädchenſitte — — Halt! mein Vetter kann ohne alle Beſchwerde —

Leopold (bei Seite).

Sie ſcheint nachdenkend zu ſeyn — der Moment iſt günſtig. (Laut) Anbetenswürdige Clotilde —

Clotilde.

Wiſſen Sie wohl, Vetter, daß Sie auch nicht ein Bißchen neugierig ſind? Noch haben Sie den glänzenden Generalſtaab Seiner Durchlaucht keines Blickes gewürdigt.

Leopold.

Uniformen? Stickereien? Der höhere Menſch geringſchätzt alle Flitter. Oft ſchlägt unter dem ſchlichten Gehrock eines Studirenden ein kräftigeres Herz als unter dem Prunkkleide eines Höflings. — Anbetenswürdige Clotilde, Sie haben längſt bemerken müſſen, daß —

Clotilde.

Was der Großherzog wohl eben jetzt thut? Gewiß kann man es aus dieſem Fenſter wahrnehmen. Sehen Sie doch hin —

Leopold.

Ich ſehe nichts als die Sonne, die ſich zum Untergange neigt. — Ah! das Gefolge kommt um jenen Schloßflügel herum — man wendet ſich hieher —

Clotilde.

So wird er kommen?

Leopold.

Ich ſehe die Uniform und die wichtige Miene des Generals. — Da iſt auch der Oberſt von Feldheim —

Clotilde.

Aber der Herzog?

Leopold.

Er spricht sehr freundlich zu Ihrem Herrn Vater — Münze, welche das Hofgepräg zeigt. — Allein was kann Sie der Großherzog kümmern? Zweifle ich doch nicht daran, daß Sie, gleich mir, der Seele schöne Regungen dem Dunste der Hofgunst vorziehen! Anbetenswürdige Clotilde, Sie haben längst bemerken müssen, daß die leidenschaftlichen Empfindungen —

(Es trommelt wieder draußen.)

Clotilde.

Abermals Trommelschlag — Seine Durchlaucht wird das Schloß betreten haben — Ich hätte doch einen sorgfältigeren Anzug —

Leopold.

Die Wache steht unter'm Gewehr — der Herzog steigt zu Pferde — er begrüßt nochmals Ihren Herrn Vater — er reitet fort.

Clotilde (zum Fenster hin).

Unmöglich —

Leopold.

Sie hatten doch Recht, schöne Cousine — fernhin auf der Ebene nimmt das glänzende Gefolge sich recht stattlich aus — —

Zehnter Auftritt.

Der Baron. Leopold. Clotilde.

Baron.

O, mein alter Degen! lohnte es wohl die Mühe, Dich aus Deiner Ruhe aufzurütteln.

Clotilde (für ſich).

Fortgeritten — ohne erſt das Schloß betreten, ohne mich geſehen zu haben!

Leopold (bei Seite).

Meines Mundes Rede bewirkt nichts mehr als meine Blumenſprache; jedoch meine Feder — ja, ja, die bleibt mir noch!

(Setzt ſich und ſchreibt.)

Clotilde (zum Baron hin).

Nun, lieber Onkel?

Baron.

Nun, liebe Nichte?

Clotilde.

Sie haben ihn geſehen?

Baron.

Geſehen und ſehr in der Nähe!

Leopold (ſchreibend).

Ich will an ſie ſchreiben, wie Alexander an das Weib des Darius ſchrieb —

Clotilde.

Was ſprach er zu Ihnen?

Baron.

Nichts. Umſonſt ſtellte ich mich mit aller Darlegung tiefſter Ergebenheit ihm in den Weg. Als ich mich unbeachtet bleiben ſah, trat ich, aller Etikette zuwider in die Vorderreihe, indem ich dachte, dieſe Unziemlichkeit würde mir mindeſtens einen Vorwurf zuziehen, der denn doch immer beſſer als gar nichts geweſen wäre; allein Seine Durchlaucht geruhten nicht einmal mir etwas Unangenehmes zu ſagen.

Leopold (bei Seite).

Zu beklagen muß Alexander geweſen ſeyn, wenn er ſo nach Worten zu ringen hatte, wie ich jetzt danach ringen muß.

Baron.

Das hat man von ſeiner Ergebenheit gegen die Fürſten!

Clotilde.

Und ich, die ich ſo großen Werth auf dieſe Roſe legte, weil ſie mir von ihm gegeben worden war!

Baron.

Ach, mein armes Kind! erinnere Dich ſtets an das, was ich Dir vorhin ſagte.

Clotilde.

Was ſagten Sie mir denn, Onkel?

Baron.

Daß am Hofe nicht gut ſeyn iſt, daß die Luft, die man dort einathmet, verderblich iſt; daß die Gunſt der Fürſten ein Gift iſt —

Clotilde.

Onkel, das ſagten Sie mir ja gar nicht.

Baron.

Nicht? So hätt' ich es doch ſagen können, denn ich dachte es mein Lebelang —

Clotilde.

Sie haben Recht. Man muß die Fürſten fliehen, denn ihre Worte ſind trügeriſch und ſie vergeſſen heute, was ſie geſtern ſprachen, weil in ihrem Herzen nur Kälte und Undank — —

Elfter Auftritt.

Ein Diener des Großherzogs. Vorige. Der Oberſt.

Diener (der einen Korb mit Blumen trägt).

Der Herr Oberſt von Feldheim —

Clotilde (lebhaft).

Der Oberſt?

Baron.

Kommt er, um ſich an der Demüthigung zu ergötzen? die ich — —

Oberſt (eintretend).

Schöne Gräfin, Seine Durchlaucht hat mich beauftragt Ihnen dieſen Korb mit Blumen zu überreichen.

(Er winkt, der Diener ſtellt den Korb auf den Tiſch und geht ab).

Clotilde.

Wie? Der Großherzog? — So hat er meiner doch nicht gänzlich vergeſſen?

Oberſt (bei Seite).

Wie ſtrahlend ſie blickt!

Leopold (ſchreibend, für ſich).

Hm, Hm! meine Epiſtel gefällt mir.

Baron.

Ich werde nicht klug daraus! Ihr ſchickt er Blumen und mir — — doch gleichviel! Herr Oberſt, Sie werden den edlen, fürtrefflichen Landesherrn unſerer ehrerbietigſten Dankbarkeit verſichern. — (bei Seite) Er thut als hörte er mich nicht? Auch gut; ich bin gewohnt mich gleichgültig gegen mir Unangenehmes zu zeigen.

Oberſt (heimlich).

Clotilde, ich muß mit Ihnen reden — wiewohl nicht im Namen des Großherzogs.

Clotilde (mit Befremdung).

Herr Oberſt!

Leopold (der ſeine Schreiberei beendigt).

Wie laſſ' ich nun mein Billet in ihre Hände gelangen? Quintus Curtius erwähnt mit keiner Sylbe, auf welche Weiſe Alexander —

Oberſt (zu Clotilde).

Es wird mir nicht ſchwer werden, Ihren Herrn Onkel zu entfernen —

Baron (bei Seite).

Was ſprechen die Beiden denn leiſe miteinander?

Oberſt.

Meinen Auftrag hab' ich ausgerichtet, ich muß jetzt zu dem Herzog zurück, der in dieſem Augenblicke die äußeren Veſtungwerke in Augenſchein nimmt — General, wollen Sie mich nicht begleiten? Sereniſſimus, als ich ihn verließ, ſchien ſich zu wundern, Sie nicht in ſeiner Nähe zu erblicken —

Baron.

Wie? Seine Durchlaucht hätte geruhet —

Oberſt.

Mehr noch; Sereniſſimus vermißt ſehr den Beiſtand Ihrer klaren Anſichten.

Baron (der ſeinen Degen wieder aufnimmt).

Meine klaren Anſichten? — Aha! Oberſt, mein Degen, mein Leben gehört meinem Landesfürſten — ich eile zu Seiner Durchlaucht. Gehen Sie mit?

Oberſt (heimlich zu Clotilde).

Gleich bin ich wieder hier.

(Ab mit dem Baron).

Clotilde (geleitet die Abgehenden bis zur Thür).

Leopold (vorn, bei Seite).

Glücklicher Gedanke — günſtiger Moment — Ich lege meinen Brief zwiſchen dieſe Blumen. Gewiß wird Clotilde zu dieſen zurückkehren, ſobald ſie ſich allein weiß.

(Er legt ſeinen Brief in den Korb, und geht ab, als Clotilde wieder vorkommt.

Zwölfter Auftritt.

Clotilde (allein).

Feldheim will mit mir reden? Was hat er mir denn zu ſagen? Was bedeuteten ſeine ſtrengen Mienen? Bezogen ſie ſich etwa auf dieſen Blumenkorb? Wäre er eiferſüchtig auf das Geſchenk des Herzogs? Welche liebenswürdige Aufmerkſamkelt von Seiner Durchlaucht! Und ich klagte ihn der Vergeßlichkeit, des Undanks an! — Ganz ſicher verbot die Etikette ihm zu mir zu kommen — Was für ſchöne Blumen! — köſtlicher Duft — maleriſche Gruppirung! — Ach! was ſeh' ich? Ein Schreiben — o mein Gott! ich zittre — Soll ich dieſen Brief leſen? — Nein, nein! — — Dennoch wüßte ich gern wie ein Fürſt ſchreibt, und was er wohl an mich ſchreibt! — Dies Papier iſt unverſiegelt — — (Leſend.)

„Anbetenswürdige Clotilde. Sie haben längſt bemerken müſſen, daß die leidenſchaftiichen Empfindungen —"

Längſt? — So hat der Herzog mich alſo ſchon vor dem Balle günſtig angeblickt — (Leſend)

„daß die leidenſchaftlichen Empfindungen, welche Sie mir einflößten, die reinſten und edelſten ſind — Beſäß' ich tauſend Kronen, ich würde ſie — nicht Ihnen zu Füßen legen, denn dann würden Sie

ſich zu ihnen bücken müſſen — wohl aber würde ich ſie Ihnen auf das Haupt ſetzen — Ja, ſchöne, anbetenswürdige Clotilde, mein Herz, meine Hand, mein Name — Alles ſey Ihnen geweiht —"

O Himmel! — (Leſend)

„Nur Ein Wort von Ihnen — nur Ein Zeichen von Ihnen, daß Sie mich erhören wollen! Wird meine Liebe nicht von Ihnen wie ein Gaſt aufgenommen, deſſen man ſich ſo ſchnell als möglich entledigen mögte, ſo haben Sie die Gewogenheit ſich, ſobald es Abend wird, in dieſem Saale antreffen zu laſſen, deſſen offenſtehendes Fenſter mir als Wink dienen ſoll, mich Ihnen zu Füßen legen zu dürfen als der tiefſühlendſte aller Liebenden."

— Ohne Unterſchrift — Nun ja, der Etikette wegen — Ich — ich Großherzogin? Nein, nein, das kann nicht ſeyn! Auf ſolcher Schwindelhöhe —

Dreizehnter Auftritt.

Clotilde. Der Baron.

Baron (gänzlich niedergeſchlagen, wirft ſeinen Degen hin).

Da lieg' abermals, mein alter Degen! Ich ſchwöre Dir, nimmer wieder ſollſt Du Zeuge einer ſolchen mir angethanen Schmach ſeyn!

Clotilde.

Ach, Onkel! — Wenn Sie wüßten —

Baron.

Nichte, ſtelle Dir vor wie ich in dem Augenblick vor den Herrn trat, als er die Veſtungwerke in Augenſchein nahm. Seine Durchlaucht beliebte eben ſich franzöſiſch auszudrücken und zu äußern, es müſſe „un cava-

lier en avant des remparts" placirt werden. Ich voll Dienſteifer, laſſe einen der paradirenden Dragoner abreiten und ſich auf den von Seiner Durchlaucht angedeuteten Punkt poſtiren, und rufe: „Altesse, voilà le cavalier demandé." — Da lachten alle Umſtehenden überlaut, und mir klang's überdies in den Ohren, als ließen Sereniſſimus einen übelklingenden Beinamen erſchallen. Zum Teufel! wer heißt denn einem deutſchen Fürſten ſich franzöſiſch auszudrücken? Iſt er darum ein deutſcher Fürſt, daß er einen deutſchen General lächerlich macht, blos weil dieſer nicht weiß, daß ſo ein vermaledeiter franzöſiſcher Neben-„cavalier" nicht ſchlechtweg einen Reiter, vulgo Dragoner, ſondern eine Katze auf einer Wallbaſtion bedeutet? — Bei meinem gemißhandelten Degen! frag' ich: Haben wir darum deutſche Militair-Schulen?

Clotilde.

Onkel, Sie irrten nicht, als Sie mir eine glänzende Zukunft prophezei'ten.

Baron.

Ich frage Dich, Kind, was deutſche Officiere mit franzöſiſchen Spitzfindigkeiten zu ſchaffen haben können?

Clotilde.

Hören Sie mich doch an! Ich bedarf Ihres Raths; ich weiß nicht was ich thun, weiß nicht was ich dem Fürſten antworten ſoll.

Baron.

Ei was! Man antwortet keinem Fürſten. Erlaubte die Etikette eine Antwort, ich würde eine für ihn in Bereitſchaft gehabt haben — bei meinem Degen!

Clotilde.

Aber Sie wiſſen nicht, daß Seine Durchlaucht mich liebt —

Baron.

Liebt eine Durchlaucht denn jemals Jemanden?

Clotilde.

Wenn der Großherzog mich nicht liebte, würde er mir dann ſeine Hand antragen?

Baron.

Was! Er? Seine Hand? Dir?

Clotilde.

Sehen Sie hier, was er mir ſchrieb. Zwiſchen den Blumen lag es.

Baron.

Ein Brief? (Er überlieſet leiſe das von Clotilden erhaltene Blatt) — »Sein Herz, ſeine Hand — geöffnetes Fenſter« — Hm, hm, da das Fenſter nicht der Etikette gemäß zu ſeyn ſcheint, ſo wird er unter Hand, wohl nur ſeine Linke verſtehen; jedoch das bedeutet weiter nichts, man hat Exempel, daß —

Clotilde.

Alſo täuſche ich mich nicht, lieber Onkel?

Baron.

Nein, meine liebe Clotilde — nein, mein ſüßes Kind — nein, Frau Großherzogin!

Clotilde.

Mein guter Onkel!

Baron.

Ja, ich bin Dein guter Onkel, der Dich liebt, der es nie würde über ſich gewinnen können, ſich von Dir zu trennen — Sie mögen zittern alle meine Feinde! Wir beide werden ſie zu kippen wiſſen.

Clotilde.

Ihre Feinde?

Baron.

Ja, ſie, die ſich über mich luſtig machten; die ſich unterſtanden den übelklingenden Beinamen zu wiederholen, den Sereniſſimus mir beilegte —

Anton (in der Mittelthür, meldend).

Der Herr Oberſt von Feldheim wünſcht vorgelaſſen zu werden.

Clotilde.

Oberſt! (bei Seite) Den hatt' ich ganz vergeſſen.

Baron.

Er wird im Namen Seiner Durchlaucht kommen. Laſſ' ihn vor.

Clotilde.

Nein, Onkel. Herr von Feldheim hat mich zwar um eine Unterredung gebeten; aber Sie begreifen, daß ich jetzt unmöglich ihn annehmen kann.

Baron.

Sei doch ruhig, Kind —

Clotilde.

Er kommt! ich kann ihn jetzt nicht ſehen.

(Ab zur Seite.)

Vierzehnter Auftritt.

Der Baron. Der Oberſt.

Der Baron (bei Seite).

Er gehörte mit zu den Lachern. Ich denke daher bei ihm den Anfang zu machen.

Oberſt (bei Seite).

Ha! der Baron hier —?

Baron.

Herr von Feldheim, ſie erwarteten meine Nichte — ſie wird nicht kommen; ich aber bin hier, und das iſt ganz einerlei —

Oberſt.

Erklären Sie ſich deutlicher.

Baron.

Es giebt Fälle, die ein Mann von Tact ſich ſelbſt erklärt, ohne daß man ihm ein einziges Wort darüber ſagt. —

Oberſt.

Ich habe es gern, daß man mir das in's Geſicht ſagt, was man hinter meinem Rücken von mir ſpricht.

Baron.

Hm! „Chacun son goût" würde hier Sereniſſimus bemerken, wenn es Höchſtdemſelben ſehr undeutſch beliebte ſich abermals franzöſiſch —

Oberſt.

Herr Baron, mich drängt die Zeit. Daß ich Ihr Fräulein Nichte liebe, wiſſen Sie — daß Sie meinen Huldigungen Gehör ſchenkte, iſt gewiß, und noch vor Kurzem nährte Sie meine ſchönſten Hoffnungen. Jetzt, mein Herr, reden Sie! Wie habe ich dieſen ſeltſamen Empfang *aufzunehmen?*

Baron.

Ich denke, es iſt am beſten, Herr Oberſt, ich antworte Ihnen mittelſt einer Allegorie. Nicht wahr, es iſt Ihnen ſchon begegnet, daß Sie in irgend einem Thale irgend eine Blume oder irgend einen Strauch erblickten? Nachdem Sie aber aus dem Thale berganwärts gingen und eine Höhe erreichten, konnten Sie da

wohl die Blume im Thale wieder auffinden? Sie konnten das nicht — nicht wahr?

Oberſt (befremdet).

Nun, ja denn —

Baron.

Wohlan, mein Herr; eine ſolche von der Höhe aus nicht wieder aufzufindende Thalblume ſind — Sie!

Oberſt.

Herr Baron, ich fürchte, ich verſtehe Sie.

Baron.

Freilich, freilich — iſt's doch eine ganz deutliche Perſpectivgeſchichte!

Oberſt.

Solche Treuloſigkeit —!

Baron.

Oberſt, wo bleibt Ihre Philoſophie? Iſt's doch jederzeit glorreich mit einer Durchlaucht zuſammenzutreffen, ſelbſt im Herzen eines Frauenzimmers.

Oberſt.

Mein Herr, Sie läſtern! Unſer Herr Herzog hat bisher einen zu vorwurfsfreien Wandel geführt — ich ſchäme mich ſogar des Gedankens an dergleichen — mit Clotilden von Altſtein ſich vermählen, wird der Herzog wahrhaftig nicht.

Baron.

Nicht? Hm! Freilich iſt die Sache noch nicht officiell — inzwiſchen ſey ſie von mir Ihrer Biederkeit anvertraut —

Oberſt.

Er! der Herzog? den ich mit meinen Abſichten auf Clotilde bekanntmachte? Nimmermehr!

Baron.

Nicht Streitens wegen ſind wir hier, hoffe ich. Zudem hab' ich mit meinem Schwager zu reden. Gott befohlen, Oberſt. Sollte es auch nicht völlig mit der Etikette übereinſtimmen, ſo wird doch meine Nichte ſelbſt auf dem Throne ihrer ehemaligen Freunde eingedenk bleiben. Gott befohlen!

Oberſt.

Ich muß fort zum Herzog, ihm meinen Degen hinwerfen. Ich verlaſſe einen Hof, einen Dienſt, ja ein Land, in welchem ich nur Treuloſigkeit und Undank fand! —

(Ab. Es fängt an dunkel zu werden.)

Funfzehnter Auftritt.

Der Baron (allein).

Geh und wirf ihm deinen Degen hin! Ich nehme den meinigen wieder zur Hand. In ſeinem Alter will er den Dienſt quittiren — welche Ueberſpannung! Am Hofe iſt man allſtündlich bereit ſeine Demiſſion einzureichen, bleibt aber deßungeachtet immerfort in ſeiner Sinecure. Ich denke, er wird ſich noch beſinnen. Regimenter ſind ſeltener zu bekommen als heirathfähige Mädchen — Horch — welch Geräuſch? dort unter'm Fenſter — hinter dem Fenſter — Wär es möglich? und ſchon? — Ein Mann in einem Mantel? — Er ſteigt herein — Kein Zweifel mehr; es iſt der Herzog! (Er zieht ſich ein wenig zurück. Leopold iſt zum Fenſter hereingeſtiegen. Die Bühne iſt dunkel.)

Sechszehnter Auftritt.

Der Baron. Leopold.

Leopold (für ſich).

Nimmer ward ein Glücklicherer als ich von der Sonne beſchienen! Sage ich Sonne, ſo meyn' ich den Mond, und wiederum, wenn ich ſage Mond, ſo verſtehe ich darunter — Doch wozu meine Metapher durchführen? Verſtehe ich ſie und mich ſelbſt doch vollkommen.

Baron (bei Seite).

Ich darf mir ſchmeicheln, mich auf Hofgebräuche zu verſtehen, doch muß ich bekennen, daß ich platterdings nicht weiß, wie in einem Falle wie der gegenwärtige ein Onkel ſich zu benehmen hat.

Leopold (für ſich).

Das Fenſter war geöffnet — Clotilde willigt alſo in eine Unterredung mit mir — O Triumph der Liebe!

Baron (bei Seite).

Soll ich reden? ſoll ich ſchweigen? Muß ich ihm entgegentreten, oder iſt's gerathener mich fern zu halten?

Leopold (für ſich).

Gewiß wird Clotilde bald hier ſeyn. — Still, dort bewegt ſich Etwas — es wallt wie ein Schatten — ich irre mich nicht.

Baron (bei Seite).

Mich dünkt, Seine Durchlaucht nähert ſich.

Leopold (für ſich).

Sie ſagt kein Wort — gehört haben muß ſie mich doch. (Er hüſtelt.)

Baron (bei Seite).

Er hat gehuſtet. Was kann das zu bedeuten haben — Ein Rheumatismus — eine Verſchnupfung — müſſen denn ſelbſt die Götter der Erde an ſolchen Schwächen leiden?

Leopold (für ſich).

Friſch näher! (zurückfahrend). Alle Wetter! eine Uniform — das kann nur der Onkel General ſeyn! Vermaledei'te Täuſchung!

Baron (bei Seite).

Er ſchweigt fortwährend. Gewiß iſt ihm meine Anweſendheit beſchwerlich.

Leopold (für ſich).

Was wird er denken, wenn er meiner gewahr ward? Es iſt auch ein verwegener Schritt von mir.

Baron (bei Seite).

Könnt' ich nur ganz leiſe hinausſchlüpfen, um meiner Nichte einen Wink zu geben!

Leopold (für ſich).

Könnte ich nur durch jene Seitenthür, um verſteckt zu warten bis er fort iſt.

Baron (bei Seite).

Topp! ich verſuch es.

Leopold

Ei, ich wage den Verſuch.

(Beide ſchleichen, einander den Rücken zugekehrt; Leopold ſchlüpft durch die Seitenthür. Als der Baron an die Mittelthür gelangt, tritt Clotilde, mit einem Armleuchter in der Hand, ihm entgegen).

Siebenzehnter Auftritt.

Der Baron. Clotilde. Leopold (verſteckt).

Clotilde.

Beſter Onkel, ich ſuchte Sie.

Baron (geheimnißvoll).

Er iſt hier.

Clotilde.

Schon? (ſtellt den Leuchter hin).

Baron.

Wenn ich ſage hier — ſo meyn' ich, er ſteckt in jenem Cabinete, in welches er ſich bei meinem Kommen flüchtete.

Clotilde.

Gott ſey gelobt! ich kann alſo einen Augenblick mit Ihnen allein reden — Ihnen ganz und gar die Wahrheit ſagen. Ach! wie könnte ich jemals wagen ihm zu geſtehen —

Baron.

Sprich deutlich, Kind!

Clotilde.

Nicht leicht iſt's zu einem Durchlauchtigen Herrn, der ſich uns zum Gemahl anträgt, zu ſprechen: Sereniſſimus, ich habe für einen Augenblick geglaubt, daß ich Sie liebte; jedoch bei näherer Prüfung fand es ſich, daß einem Andern mein Herz gehört —

Baron.

Das würde ſehr unbeſonnen geſprochen ſeyn.

Clotilde.

Ja, ja, lieber Onkel, ich bin thörig, ſehr thörig geweſen. Aber bedenken Sie nur — der glänzende Ball — die verlockende Roſe — dieſes Körbchen und gar der Brief aus dem mir der Titel „Großherzogin" entgegenſprang — Ach, das Alles hatte mir ganz und gar den Kopf verdreht. Als ich nun ſah, wie der edle Feldheim traurig und wie verzweifelnd fortging, als ich

nun bedachte wie ich von ihm, den meine ſterbende Mutter mir zum Gatten auserſehen hat, für immer getrennt ſeyn würde — da verlangte mein Herz ſeine heiligen Rechte — da fühlte ich, da erkannte ich, daß ich den Oberſten liebe, daß ich niemals einen Anderen lieben kann, als nur ihn.

Baron.

Du machſt mich zittern, Clotildchen!

Clotilde.

Da ich nun nicht Anſtand genommen hatte, eine Thorheit zu begehen, ſo dachte ich, ich müßte auch nicht Anſtand nehmen die Thorheit wenn möglich wieder gutzumachen.

Baron.

Nun, und wie haſt Du das angeſtellt, armes Kind?

Clotilde.

Ich habe in wenigen Zeilen Alles dem biedern Oberſten geſtanden und — ihn um Verzeihung gebeten.

Achtzehnter Auftritt.

Der Oberſt. Clotilde. Der Baron.

Oberſt (lebhaft herein).

Meine theure Clotilde — möge Alles vergeſſen ſeyn!

Clotilde.

Herr Oberſt — Julius — Du verzeihſt?

Baron (für ſich).

Jetzt ſind wir hin!

Oberſt.

Deine Offenherzigkeit bürgt mir für Deine Liebe.

Baron.

Genug, Herr von Feldheim, genug! Dergleichen Ergießungen ſind im höchſtem Grade beleidigend für allerhöchſte Ohren.

Oberſt.

Was ſprechen Sie da?

Baron.

Seine Durchlaucht kann Sie hören.

Oberſt (verwundert).

Herr Baron?

Baron (auf das Cabinet deutend).

Sereniſſimus befindet ſich da drinnen.

Oberſt.

Pah! So eben verließ ich den Herrn, der im Jagdhäuschen Ihres Herrn Schwagers an der Tafel ſitzt, wo er ſeiner Umgebung ſeine bevorſtehende Vermählung mit einer königlichen Prinzeſſin von Dänemark kundmachte.

Baron.

Seine Vermählung?

Clotilde (halb für ſich).

Was hör' ich!

Baron (haſtig die Cabinetsthür öffnend) **Leopold** (tritt heraus).

Zum Wetter! wer ſteckt denn hier? — Wen ſeh' ich?

Clotilde.

Leopold!

Oberſt.

Der junge Gaſt des Hauſes!

Leopold.

Couſinchen — meine Herren — ich rechne es mir zur beſonderen Ehre an, Ihnen einen guten Abend zu wünſchen.

Baron.

Alſo Sie waren es?

Leopold.

Ich bin es noch. Wie könnt' ich's leugnen?

Clotilde.

Himmel! welch ein Wahn hielt mich befangen —

Baron.

Aber jener Brief —?

Leopold (mit einigem Triumph).

Der war von mir!

Baron.

Aber jener Mann im Mantel?

Leopold.

Der Mann ſteht hier; der Mantel liegt dort im Cabinet.

Baron.

Aber zum Kukuck, junger Herr, was wollten Sie denn in jenem Cabinet?

Leopold.

Je nun, Herr General —

Baron.

Werden Sie reden?

Leopold.

Nun, Herr General, wenn ich wie Romeo durch's Fenſter kam, ſo geſchah es weil Julia, meine Couſine dort, vergeſſen hatte, das Fenſter zuzumachen, und wenn Clotilde-Julia ſolches vergaß, ſo —

Baron.

So geſchah's, weil der junge Herr eine Lection verdient hatte, die ihm denn auch hiermit von der Dame gegeben worden iſt —

Clotilde.

In der That, Vetter, uns Alle hier, Jeden in ſeiner Art hat ein Wahn beherrſcht — von dem meinigen bin ich geheilt, denn — mein Bräutigam hat mir verziehen.

Oberſt.

Gewiß, und von meinem Wahne werden Clotildens Liebe und Treue mich heilen.

Baron (zwiſchen Beiden).

Von meinem Wahne ſoll Euer häusliches Glück mich heilen.

Leopold.

Stehen die Sachen ſo — was heilt dann mich von meinem Wahne?

Oberſt.

Die Sache ſelbſt und eine Anſtellung bei der Rentekammer — ich werde ſie Ihnen zu verſchaffen wiſſen, lieber Couſin.

Leopold.

Theuerſter Vetter!

Baron.

Und heilt die den jungen Herrn nicht von ſeinem Wahne, ſo nehm' Er da meinen Degen und ſtech' Er ſich todt. Zu gleichem Zwecke ſteht jeder desfallſigen honneten Anfrage mein Degen zu Dienſten.

Leopold.

Sehr verbunden. Ich wünſche nichts mehr, als daß Jeder ſo bald und ſo gelinde von ſeinem Wahne geheilt werden möge.

(Der Vorhang fällt.)

Funfzehn Minuten zu früh.

Eine eilfertige Novelle,

aus den Papieren eines Geſchwindſchreibers.

Eines Motto's nicht werth erachtʼ ich die „flücht'ge Novelle“; —
Bleibende Stätte versagt Dem sich, der vorsätzlich eilt.

„Viele Blumen, viel Duft, viel Buntes — aber auch viel Langweiliges!“ antwortete meine hübſche Couſine, als ich anfragend auf die lange Reihe der jüngſt erſchienenen Almanache zeigte, die ich vor der Schalkhaften hatte aufmarſchiren laſſen.

„Blos weil Luiſchen ſtets dem Autor ihrer Lectüre vorauseilt,“ bemerkte ich.

„Ei, warum eilt er nicht meiner Phantaſie voraus, und bewirkt dadurch, daß ſie der ſeinigen folgen muß?“ entgegnete Luiſe.

„Ikarosflügel reichen nicht aus; ich hätte mich ſonſt längſt in dieſem Sonnenmeere gebadet!“ rief ich, indem ich auf die Muntere deutete, deren Lockenköpfchen mir heute ſchöner vorkam als jemals. „Dennoch,“ ſetzt' ich hinzu, „möcht' ich den Verſuch wagen, wenn ein ſüßer Ehrenſold —“

„Zahlt denn die **r Zeitſchrift kein Honorar mehr?“ fragte Luiſe ſchlau.

„Klingende Münze!“ antwortete ich; „doch,“ fügte ich parodirend hinzu; „was iſt Goldes, was Juwelen Schein —?“

„Nur nichts Sentimentales, Vetter!“ rief Luiſe: „Es ſoll gelten. Sie ſollen einen Kuß haben; wohl

verſtanden, wenn Ihre Novelle mir genügt; wenn Sie mit Leſen derſelben zu Ende ſind, ehe noch die Sonne untergeht; und, abermals wohl verſtanden, wenn keine Zeile, kein Wort mir Langeweile macht. Handlung — Begebenheiten, Vetter, ſind das wahre Leben einer Novelle. Moral entnehme ich mir aus ſolcher Lectüre ſchon ſelbſt.“

„Aber“ — verſetzt' ich — „kaum zwei Stunden ſind mehr übrig, ſo ſinkt ja die Sonne.“

„Eben deswegen,“ ſagte Luiſe: „Gewinnen Sie die Wette. Fangen Sie an!“

„Wird aber“ — fragte ich wohlbedächtlich, denn ich kenne mein ſchlaues Couſinchen — „wird aber mein Honorar nicht verkümmert, wenn ich meine Novelle dem Auslande entlehne?“

„Durchaus nicht,“ war der Entſchloſſenen Antwort; „denn mir gilt's gleich, ob ich eine Speiſe mit der rechten oder linken Hand zum Munde führe; aber ſchmecken muß die Speiſe mir.“

Der Schein der Abendſonne fiel auf Luiſens liebliches Antlitz. — Ich begann meine „eilfertige“ Novelle, indem ich zum Nutzen aller Faullenzer und Unentſchloſſenen, die am Ende die wahren Philoſophen ſeyn mögen, meinen Helden flugs ſelbſt erzählen ließ, und zwar folgendermaaßen:

Mein Vater war Garde-Hauptmann und, wie ein Krieger es ſeyn ſoll, fröhlich, hurtig und lebensluſtig, gänzlich ohne Mittel, im fünfundzwanzigſten Lebensjahre, dabei hübſch genug, um durch Liebeleien mit den Töchtern einem graubärtigen Vater Furcht einzujagen, pfiffig genug, die Bücherweisheit einer ganzen Synagoge wie

an den Fingern herzusagen, und rasend genug, sich zu verheirathen, als er auf weiter Erde sonst nichts mehr anzufangen wußte.

Wenige Menschen haben ihr Glück durch die Söhne Israels gemacht. Mein Vater war Einer von diesen Wenigen. Ein Rabbi processirte gegen ihn wegen rückständiger Schuld, die zu Bristol gemacht worden war. Um doppeltes Hauswesen zu ersparen, hatte der Jude seine Tochter mit nach London genommen. Jessika sah meinen Vater, den Hauptmann, und wollte in Liebe zerschmelzen. Sie war Erbin der Gelder des siebenzigjährigen Wucherers: so war es nicht unnatürlich, daß mein Vater eine verschwenderische Gegenliebe zu Jessika hegte. Die Hartherzigkeit des Israeliten ward erweicht durch einen sechsmonatlichen Thränenstrom und eben so langes Bitten. Wer da weiß wie rührend ein hübsches Mädchen einen graubärtigen Vater bitten kann, wird mir auf's Wort glauben, daß Levi Isaschar immer noch früh genug einwilligte, um die Dauer des Processes für wenigstens viermal sechs Monate abzukürzen.

Jessika und mein Vater sahen sich dadurch auf den Gipfel des Glückes erhoben; mein Mißgeschick begann dagegen so früh wie es nur konnte, denn es begann in demselben Augenblicke, in welchem ich geboren ward. Meine brillantäugige Mutter kam mit Zwillingen nieder, von denen ich zuerst das Licht dieser für mich trostlosen Welt erblickte. Mein träger Bruder zeigte sich genau eine Viertelstunde später als ich, und so verlor ich durch meine Voreiligkeit baare zwanzigtausend Pfund, die, als meiner Mutter Witthum, dem jüngeren Sohne als Erbgut ausgesetzt wurden, während mir freilich die Anwart-

schaft auf das älterliche Gesammtvermögen ward; allein wie oft habe ich dennoch meinen zu frühen Eintritt in die Welt bereuen müssen!

Ich übergehe die vielfachen Vorfälle, die im Verlaufe meiner zwölf ersten Lebensjahre Beweis davon gaben, und bemerke nur, daß in der Schule ich unstreitig zu den größesten Märtyrern jenes weisen Systems gehörte, nach welchem ein Bündelchen Birkenreiser die Stelle der pädagogischen Einwirkungen zu vertreten hat, und demzufolge die Grundgesetze der Prosodie und der gewaschenen Hände gleich den Gesetzen Drakons mit Blute geschrieben werden. Auch nahm ich wahr, daß meine Aeltern meynten, ich und die Schulferien träfen jederzeit zu früh zusammen; der fernwohnende Lehrer hätte mich immer noch acht oder vierzehn Tage länger bei sich behalten können, und mein Anliegen um Geld bei meinem Vater schien vollends keinem Zeitmaaße untergeordnet zu seyn; ja mein Vater würde es wohl gern gesehen haben, wenn in diesem Punkte die Zeit für sein ganzes Leben einen Waffenstillstand gemacht hätte.

Endlich mußte ich freilich die Schule für immer verlassen. Dies sollte nach meinem Verlangen mit einigem Aufsehen verknüpft seyn. Ein Pferde-Wettrennen, das alle Bursche der Grafschaft schon wochenlang im Voraus beschäftigte, war ein allzu lockendes Ereigniß als daß es nicht auch mich hätte in Anspruch nehmen sollen. Ich beschloß, Theil daran zu nehmen, es koste was es wolle. Freilich war der bloße Gedanke daran schon ein Majestätsverbrechen an der strengen Hauszucht, unter welcher ich stand; allein, wann fehlte es einer Verschwörung an Mitgliedern? Ich hatte zwar keinen

Schilling in der Taſche, denn der letzte war ausgegeben, noch ehe ich mich zur Heimkehr in das Vaterhaus anſchickte; dennoch wankte ich nicht, und mein gutes Glück wollte, wie es ſchien, mich nur allzugern in meinem Vorſatze beſtärken, indem ich zwölf Stunden vor der Rennzeit eine Fünf-Pfund-Note von meinem Vater zu beliebiger Verwendung und fünfmal fünf Pfund von der Pünktlichkeit meiner Mutter erhielt, um die letztere Summe meinem Lehrmeiſter einzuhändigen.

Gleich allen Helden und Heldinnen, namentlich in den franzöſiſchen Trauerſpielen, hatte ich einen Vertrauten, und zwar, wie ſich das von ſelbſt verſteht, ein Weſen, das mir völlig ungleich war; einen gelaſſenen, ehrlichen, langſamen Burſchen; eine Art von menſchlichem Faulbett oder Schlummerſtuhl, auf welchem Keckheit, Ueberdruß und Müſſigang ſich nach Belieben recken und ſtrecken mogten. Hans Dulman war der Gegenſtand des Spottes aller ſeiner Schulgenoſſen und dennoch Aller Freund; eine zweibeinige Schildkröte, auf deren Rücken man jegliche Laſt der Beſchwerde wie der Schmähung packen konnte.

Ich theilte Hanſen mein Vorhaben mit und beſchwor ihn, die Gelegenheit zu benutzen, und ſich ein wenig in der Welt umzuſehen. Er ſagte zu; mit ſeinem Worte kroch ich zu Bette. Früh am Morgen um fünf Uhr ſprang ich von meinem Lager auf, das mich von oben bis unten ein glühender Stein zu ſeyn bedünkte und auf welchem ich jeden Pendelſchlag der Hausuhr während der verfloſſenen Nacht gezählt hatte. Der Morgen war friſch und ſchön. Die Sonne ſchien glänzend, der Wind küßte leiſe die Baumwipfel und ſog, ſo weit mein Auge

vom Balkon hinausſchauen konnte, Muſik und Wohlgerüche aus Geisblatt und Hagedorn, und durch die Melodeien der Singvögel und der Milchmädchen erklang mir wie eine Feſttrompete das Wiehern der Stuten und Hengſte, die zum Tage des Ruhmes gezäumt wurden.

Ich zitterte von Erwartung! Der pfiffigſte Landjunker, der darauf ausgehen will, ſeinen Buſenfreund um etliche Goldfinken zu prellen; die ſchlaueſte Matrone, die auf Freier für die Halbdutzend längſt mannbarer Töchter Jagd machen will, kann nicht mit größerer Begier auf das hinblicken, was der Tag etwa im Munde trägt, als ich auf das Wettrennen. Ich flog zu Hanſens Bett, aber Hans war nicht zu erwecken, eher wäre es mir gelungen einem Steine Leben einzuhauchen. Verdrüßlich verſetzte ich dem Träumer einen Rippenſtoß, der jedoch Hanſens Bewußtſeyn nicht erreichte, ſprang dann ſcheltend und polternd die Treppen hinab und eilte wie auf Falkenflügeln von dannen.

Keuchend, ſtaubbedeckt und in Entzücken ſchwimmend erreichte ich die Ebene, auf welche die Hoffnung und die Furcht der halben Grafſchaft hinblickten. Unter den ſchönen Damen war Alles Gruß und Lächeln, und die Herren zeigten ſich nicht minder froh und freundlich. Bis die Glocke des Auslaufsplatzes läutete, war ländliche Beredtſamkeit in vollem Gange: die Glocke aber bewirkte plötzlich tiefes Schweigen. Die Stute des Herrn Von und der Hengſt des Herrn Zu mußten in Reih und Glied, und Neugier und Erwartung ſperrten alle Mäuler auf, ſo daß dieſe das Plaudern wohl unterlaſſen mußten.

Ich rannte zu dem Haufen der Männer, und sah mich bald umwirbelt von den gewichtigsten Edelleuten, die funfzig Meilen in der Runde hergekommen waren. Einer von ihnen mit zehntausend Pfund jährlichen Renten, der sich noch dazu einen Freund meines Vaters nannte, rieth mir, auf einen abgejagten Klepper zu halten. Ich that's, verlor die Wette noch ehe ich das Wort dazu ganz ausgesprochen hatte, und sah meine Fünf-Pfund-Note in die Hände meines Rathgebers wandern. Der Streich ärgerte mich ein wenig. Ich wollte Einwendungen machen, ward aber von einem halben Dutzend meiner landadeligen Freunde zum Kreise hinausbugsirt und verlor also Geld, etwas Nasenblut und obendrein mein Taschentuch.

Hatte ich so in halber Raserei begonnen, so beharrte ich desto hartnäckiger bei meinem Rachegefühle; und nimmer freuete sich ein schwerbedrängter General bei'm Anblicke herannahender Hülfstruppen mehr denn ich, als ich meinen langsamen Freund Hans über das Blachfeld daher wanken sah. Sofort begehrte ich ein Darlehn von ihm. Er schwankte, und indem ich mit aller Nervenzuckung, die ein Missethäter spüren mag, wenn das Endurtheil über ihn gesprochen werden soll, an allen meinen Taschen herumtastete, um Mittel zur Glücksumwälzung wie zur Rache zu entdecken, traf meine Hand auf die fünf Fünf-Pfund-Noten, die ich meinem Lehrmeister hatte einhändigen sollen.

Zu mehreren Malen in meinem Leben habe ich Regungen des Gewissens in mir wahrgenommen; allein in jenem Augenblicke nahm ich deren keine wahr. Ich rannte zu dem Kreise und setzte meine ganze Baarschaft

auf meines freundlichen Rathgebers Stute, indem ich mich ſchon zum Voraus auf ſeinen höchſt wahrſcheinlichen Verluſt freuete. Die Glocke läutete; die Roſſe rannten fort; es gab Jubel, Staub, Gewühl, Lärm, Geſchrei, Händeklatſchen, wehende Tücher — und ich erreichte früh genug das Ziel, um zu ſehen, wie mein rathgebender Freund auf mich zukam, mir in's Geſicht lächelte und fünfundzwanzig Pfund von mir begehrte. Ich reichte ſie hin, als würden ſie mir von der Seele geriſſen.

„Jetzt laßt mich,“ ſprach er, „Euch noch einen guten Rath geben: Wettet niemals wieder vorſchnell, und nie auf ein unrechtes Pferd! Ein Viertelſtündchen Nachdenkens über die Sache würde Euch Eure fünfundzwanzig Pfund erſpart haben, die ich dem Sohne Eures Vaters jetzt abnehme, damit Ihr der Lehren gedenken möget, die deſſen Freund Euch gab.“

Den Kopf voll von Betrachtungen, rannte ich trübſelig heimwärts durch eine Welt, in welcher ich dem Schweigen und mir ſelbſt überlaſſen war. Bald hatte ich meinen Hans eingeholt. Er pfiff ſich ein Liedchen; das war bei ihm etwas Seltenes, darum forſchte ich nach der Urſache, und erfuhr, daß Hans fünfundzwanzig Pfund gewann, ja, daß es dieſelben Banknoten waren, die auf ſo klägliche Weiſe die Grundſätze meines Mentors auf dem Wettplatze hatten unterſtützen müſſen.

„Als Du mir entgegenkamſt,“ ſchloß Hans, „hatte ich gerade fünf Schillinge, die ich auf das nämliche Pferd halten wollte, auf welches Du gehalten haſt. Allein Staub und Erſchöpfung ließen mich in Schlaf verfallen. Erſt kurz vor dem letzten Rennen erwachte

ich; ein Kerl der umherritt, Wettgelder einzusammeln, erhielt auch meine fünf Schillinge, und die Saat brachte diese Aernte in meine Hand.«

Hans war bei alldem gutherzig. Ich erzählte ihm die Geschichte meiner Wette und schilderte ihm meine Unruhe über die Zahlung, die dem Lehrmeister behändigt werden sollte. Hans wollte mir das Geld wiedergeben, jedoch ich nahm es nur als Darlehn an und rechne es unter meine weiseren Lebenswürfe, daß ich die fünfundzwanzig Pfund nicht später als nach sieben Jahren zurückzahlte.

Das müßige Treiben an diesem Morgen ward Entscheidung meines ferneren Geschickes. Der Brief, welcher die Geschichte des Wettrennens mitgetheilt hatte, ward durch den Befehl, augenblicklich nach Hause zu kommen beantwortet. Keines Menschen Hurtigkeit glich je der meinigen nach dieser Kunde. Allein — was ist das Leben des Menschen? Kaum hatte ich mein winziges Felleisen gepackt, als die Nachricht von dem plötzlichen Tode meines Vaters alle meine Pläne vereitelte. Mein Vater liebte leidenschaftlich das Spiel und die Jagd, und war in Beidem unglücklich. Durch Ersteres und durch Mitwirkung eines alten Busenfreundes verlor er auch seinen letzten Morgen Landes; nicht ein Stamm, nicht ein Zweig seiner Besitzungen blieb ihm mehr übrig, so daß seine Güter nichts an ihm verloren, als er auf der Jagd stürzte und den Hals brach.

Ich liebte meinen Vater, denn er war ein Mann nach meinem eigenen Herzen: gutmüthig, prachtliebend und — ausgeplündert! Meine Mutter konnt' ich nicht leiden, und sie konnte mich nicht ausstehen; sie hatte

ihren Glauben abgeschworen, dennoch kannte sie kein größeres Verbrechen, als Geldverschwendung — wie konnt' ich ihr gefallen? Ich beschloß, meines Vaters Stand zu wählen und schrieb deshalb einen langen Brief an meine Mutter, um ihre Erlaubniß dazu zu erhalten. Mein Brief ward mit umkehrender Post nach Wunsch beantwortet. Ich kam zur Stadt und bat um einen Abschiedsbesuch. Er ward bewilligt, und der Glockenschlag benannt: halb Eins.

Freilich war ich ein derber, sorgloser Junge; aber ich war kein Tölpel. Ich fühlte etwas in mir schlagen, das einem Herzen glich, und wohl nie hat dies Herz rascher geklopft, als in dem Augenblicke, wo ich eine Mutter wiedersehen sollte, die ich seit Jahr und Tag nicht gesehen hatte, und die ich vielleicht im Leben nicht wiedersehen würde. Ich ward ungeduldig, konnte den Glockenschlag nicht erwarten, rannte fort, und stand bald vor dem Hause meiner Mutter. Die Thurmuhr der Sanct Georgskirche brummte Zwölf — ängstlich blickte ich zum Zifferblatte hinauf. Bald wollte mein Blut sieden, bald gerinnen. Vierzig Mal war ich vor dem Hause auf- und abgerannt, als ein Diener in tiefer Trauerkleidung heraustrat, um höchst wahrscheinlich seine stattliche, neubehangene Figur den vorübertrippelnden Frauenzimmern zu zeigen. Die Hausthür stand offen — ich konnte mich nicht länger halten, rannte hinein, die Treppe hinan in das Wohnzimmer, dessen Thür ebenfalls geöffnet war. Das Zimmer gab sich menschenleer. Ich hörte Stimmen im Nebengemache, klopfte, riß aber indem ich klopfte auch die Thür auf — und erblickte meine Mama in allem Pomp der Wittwenschaft hinter

einem Putztische und neben ihr einen jungen Herrn mit einem Schnauzbart und etwa von meinem Alter. Gar zärtlich hielt der junge Herr meine nicht minder zärtlich blickende Mutter umschlungen. Das Paar fuhr auseinander als ich hereintoſete. Der Mann mit dem Schnauzbart behandelte die Sache — und warum hätte er es nicht thun ſollen? — mit dem größten Gleichmuthe, riſ: etliche Blumen vom Oſenſims und ſpazierte, am Dufte der Blüthen ſich die Naſe erquickend, im Boudoir auf und ab. Die Dame aber war höchlich erzürnt, und als ich mich bemühete, ihr mein unzeitiges Kommen aus ihrem eigenen Briefe an mich zu entſchuldigen, warf ſie mir einen grimmigen Blick zu, hielt mir das Geſchriebene hin und rief: „Immer noch Derſelbe, junger Herr; immer ungehorſam, wie ich ſehe! Ich beſtellte Sie um halb ein Uhr.“ Bei den letzten Worten hielt ſie mir ihre mit Edelſteinen reich beſetzte Buſenuhr unter die Augen und überzeugte mich, daß ich meiner Zeit abermals um volle funfzehn Minuten zuvorgeeilt war. — Verhängnißvolle funfzehn Minuten! Sie koſteten mir zwanzigtauſend Pfund und eine liebe Mama; denn meine Mutter heirathete noch vor Ablauf des Kalendermonates den Mann mit dem Schnauzbart, und warf, als eben mein weichlicher Bruder ſtarb, deſſen Vermögen in den hirſchledernen Handſchuh ihres jugendlichen Gemahls.

Mein vorzeitiges Eintreten führte dieſen entſcheidenden Streich herbei: Meine Mutter war eine Schönheit geweſen und zeigte noch ergötzende Spuren davon. Sie hatte von jeher ſich gern bewundern laſſen und dieſe Sucht war keineswegs von ihr gewichen; mehr aber noch hatte ſie das Geld geliebt, und dieſe Leidenſchaft

war unſtreitig am beſtigſten bei ihr. Gern hätte ſie ſich ſo lange wie möglich anbeten laſſen, doch ohne ihre Oberherrſchaft über ihr Witthum dadurch einzubüßen; ſie hätte demnach gern geliebelt ohne zu heirathen, oder hätte im ſchlimmſten Fall doch erſt dann geheirathet, wenn es mit der Liebelei bald zu Ende gegangen ſeyn würde. Mein unſeliges Erſcheinen im Boudoir zerriß dies ſchlaue Gewebe der modernen Penelope. Ein Garde-Capitän in der Stellung eines anerkannten Liebhabers hinter ihrem Putztiſche mußte ein auserſehener Gemahl ſeyn, oder der müßigen Welt müßige Zungen wären ſchonungslos über meine Mutter hergefallen. Eine Viertelſtunde ſpäter würde Jeſſika den Schnauzbart kühl verabſchiedet haben, und er hätte im unbeſuchten Kaffeehauſe, drei Häuſer weiter, ſich vor dem Spiegel die Halsbinde zurechtzupfen und dabei Betrachtungen über ſeine fruchtloſen Huldigungen anſtellen mögen.

Da ich den Liebhaber in Reih und Glied im Dienſte Amors geſehen hatte, ward ich zum Fackeltanze Hymens eingeladen, und zehn Tage ſpäter rollte die blühende Neuvermählte den Schweizer-Seen zu, wobei der Mann mit dem Schnauzbart ihren Reiſegeſellſchafter abgab.

Mich verdroß die ganze Geſchichte. Mit geſteigerter Ehrfurcht vor Shakſpeare's tiefer Weltkenntniß las ich den „Hamlet“; doch war ich nicht dazu gemacht, den prinzlichen Miſanthropen zu ſpielen, und als ich etliche Tage ſpäter in den Zeitungen meinen Namen als den des Fähnrichs in einem Regimente aufgeführt fand, das nach der Halbinſel beordert worden war, jagte ich allen Ärger in den Wind, beſpiegelte mich in meiner neuen

Uniform, übte ein wenig die Salutirungen ein, die ich bei irgend einer Musterung auf dem Flügel meines Regimentes zu machen haben könnte, wischte die letzte Thräne aus meinen Augen und war in Portsmouth, so schnell die Eilpost mich hatte dahin liefern können.

Der Anblick, der mir im Morgenlichte dort ward, war herrlich! Marschirende Truppen, wehende Flaggen auf Thurm und Brustwehr, fliegende Signale, krachende Kanonen, wirbelnde Trommeln, klingende Feldmusik! Die indigblaue See wälzte weiße, wolkengleiche Wellchen im Schimmer des Frührothes dahin; Alles, was ich sah, hörte und empfand, war lebendig, regsam, geräuschvoll und kühn. Helden umgaben mich; Männer, die auf jeglichem Meere gefochten hatten — lebendige Trophäen von St. Vincent, vom Nil und von Trafalgar. Eifer und Harren der Dinge, die da kommen sollten, entbrannten in mir, und das zu nicht geringem Erstaunen meiner Cameraden; ja, dieser Eifer war kaum bezähmbar, als ich vor der Thür des Gasthofes bei dem Herausspringen aus meinem Wagen beinahe mitten in den rechten Flügel meines Regimentes sprang, das dem Strande zu marschirte. Augenblicklich stand ich mit dem ganzen Corps auf dem freundschaftlichsten Fuße. Bald sah ich am Bord des Transportschiffes mich auf glänzendhellen Wogen gewälzt, deren wiederkehrendes Schwanken mich mit neuem Leben zu beseelen schien. Mich ergötzte Alles, das Flattern der Segel, das Heulen der Brandung, das Gezänk auf den Küstenböten, das Klappern des Stangen- und Tauwerkes, sogar der Geruch des Theers. Neu war mir jeder Anblick, jeder Schall, und hätte ich siebenmal sieben Sinne gehabt, sie alle würden Be-

schäftigung und Hochgenuß gefunden haben. Ein fröhliches Mittagsessen machte nur eine anmuthige Pause in den Vergnügungen auf dem Verdecke, und als ich zu Nacht in mein Hundeloch kroch, hätte ich mein Lager nicht mit den Betten Sardanapals vertauschen mögen.

Der Tag hatte sich noch nicht genug mit mir zu schaffen gemacht — er verfolgte mich im Schlafe; denn was sind Träume denn sonst als die Ueberbleibsel von der Bekleidung der Seele in den Stunden des Wachens? Die Bilder der Pracht und Herrlichkeit in den mir jüngst verflossenen zwölf Stunden drängten sich um mein Lager: gezäumte Rosse, flaggende, vom Schnabel bis zum Steuer bewimpelte Schiffe, güldenbeschnürte Helden, erröthende Schönheiten in unwiderstehlichen, nimmer welkenden Reizen, himmlische Freudenmahle, Tänze auf Erden, in den Wolken, auf den Meereswellen, die sich senkten und hoben und mit allen Farben des Regenbogens spielten, um meinen leichtbeschwingten Füßen einen nie von mir betretenen Ballsaal darzubieten! Die Elemente schienen mit mir zu tanzen; mir war, als schwebte ich nicht auf zweien, sondern auf hundert Flügeln; ich ward im Kreise gedreht, aufgehoben, fortgewalzt durch unermeßliche Räume und hatte dabei die niedlichste Tänzerin im Arme. Gleich einer abgeschossenen Kettenkugel jagte ich mit ihr durch die Lüfte zehntausend Meilen weit in einer einzigen Minute. Da war's, als krachte ein Donnerkeil neben mir nieder, meine Tänzerin ward mir durch einen Stoß entrissen, der jeden Nerv meines Leibes erbeben machte; ich öffnete die Augen und sah, wie ich, aus meiner Hangmatte gefallen, am Boden inmitten einer Gesellschaft seekranker Cameraden lag,

während der Schiffswundarzt meinen Kopf zwiſchen ſeinen Beinen hielt und bemüht war, das Blut der Wunde zu ſtillen, die ich durch meinen Fall mir zugezogen hatte.

Dem heitern Tage war ein Sturm gefolgt; das Schaukeln des Schiffes hatte mich in den Schlaf gelullt, und als der Steuermann umlegte, ward ich aus meinem Hangbett geworfen. Ich that mein Mögliches, mich an dem Spaße zu ergötzen, den das mir fremde Element, deſſen Hinterliſt ich ſo bald erfahren mußte, ſich mit mir gemacht hatte; allein der größte Humoriſt unter allen meinen Schiffsgenoſſen war nicht lange im Stande, der Macht des Meeres Stich zu halten. Der Weſthauch war ein Gluthwind geworden; der Gluthwind verwandelte ſich flugs in einen Orkan. Die Sache wirkſamer zu machen, befanden wir uns noch im Canal, einem Gewäſſer, das die Natur gleichſam dazu auserſehen hat, die große Seefahrer-Nation recht geſchickt für die Gefahren des Salzwaſſers zu machen; denn man kann die Welt umſegeln und findet keinen beſſeren Lehrmeiſter zu Ertragung eines Seeſturmes als den Canal. Wir wurden gewälzt, geſchleudert und wie lebendige Mumien oder wie Stockfiſche eingeſalzen; eingefeuchtet, daß auch die ſchwächſte Vorſtellung von Trockenheit in uns zunicht ward; erſtarrt gemacht, bis faſt jede Empfindung, nur die des Hungers ausgenommen, von uns wich. So ohne Speiſe, ohne Feuer, ohne Schlaf ſahen wir uns, elend wie wir waren, allminutlich dem Momente nahe, Rechnenſchaft abzulegen von der Thorheit, die wir begingen, als wir uns einem Elemente preisgaben, das nur für Matroſen und andere Meerungeheuer geſchaffen ward; wir wurden aus

unſeren kläglichen Verſuchen zu ſchlafen durch das endloſe Geſchrei „Sandbank vor'm Backbord — Brandung vor'm Steuerbord — Pumpen verſtopft!“ aufgeſchreckt und verlebten eilf Tage des glorreichen Lebens eines Seemannes, indem wir, unruhigen Kindlein gleich, in der unbequemen Wiege geſchaukelt wurden, die Ocean heißt, und deren Wellen ſich von Plymouthſund bis zum Meerbuſen von Biscaya vor uns hindehnten. — Allein unſerer Pein ward ein Ende, weil hienieden auf dem Meere wie auf der Erde Alles ein Ende nehmen muß. Aufwärts den Canal jagte der Wind uns funfzig Seemeilen weit binnen einer Stunde; das Land floh hinter uns und bald ſtanden wir auf einem Decke, das kümmerliche Reſte von Maſten, Segeln und Stangen zeigte und das mit einer Mannſchaft beſetzt war, die völlig ſo geſpenſtiſch ausſah, wie das Schiffsvolk auf dem fliegenden Holländer jemals hat ausſehen können, während Keiner von uns etwas Anderes erwartete, als von dem brauſenden Sturme nach dem Nordpole oder nach der neuen Welt getrieben zu werden. Wir ertranken zwar nicht, aber das Meer ſpielte mit uns, wie die Katze mit der Maus; es ließ uns einen Augenblick entſchlüpfen, um dann deſto todverkündender wieder über uns herzufallen. Endlich erfolgte unſere Hinrichtung. Es war Mitternacht; der Sturm mochte ſeine höchſte Gewalt erreicht haben. Heulendere Windſtöße, heftigere Brandungen als jemals ließen ſich vernehmen und dichte Finſterniß ward durch unſer **memento mori**, durch das Glimmern wandernder Lichter, noch ſchauerlicher gemacht, die jede angſterbebende Seele unter uns auf dem Waſſer in den Händen geſpenſtiſcher, tanzender Matroſen zu erblicken geſchworen hätte.

Unſer Entſetzen vollſtändig zu machen, mußten wir in einer Entfernung von kaum ſechs Fuß vor uns einer Sandklippe gewahren. Unſer Tod dünkte uns unvermeidlich, und bis an den Bauch im Waſſer harrten wir des ſchauerlichen Ankömmlings. Das Schiff ſtieß mit ſolcher Gewalt an, daß unſer geſammter Kriegsrath total aus ſeiner Faſſung geſchleudert ward. Eine franzöſiſche Batterie hätte nicht beſſer auf den Kern des tapferen Regiments, das ſich am Bord unſeres Transportſchiffes befand, losdonnern können. Doch zu meiner Verwunderung war zwar der Stoß erfolgt, wir aber fühlten uns miteinander nicht ſo tief am Boden des Meeres, daß unſere Augenſterne hätten für Perlen gelten können, oder daß unſere Gebeine zu Korollenriffen gemacht worden wären. Während nun Diejenigen unter uns, deren Zungen noch Regſamkeit beſaßen, ihre Meinungen über die terram incognitam abgaben, auf welche wir gerathen ſeyn mochten, Etliche für eine norwegiſche Furth, Andere für Grönland und noch Andere für gar kein Land, ſondern für einen Eisberg ſtimmten, auf deſſen glattem Rücken unſer Schiff gleich einer Fliege auf einer Nadel angeheftet ſeyn müßte, Alle aber darin übereinſtimmten, daß wir wenigſtens fünfhundert Meilen weit vom Canal weg wären — brach der Tag an. Erſtaunt blickten wir umher. Der Eisberg vor uns war eine mit Kanonen beſetzte Baſtei; hinter uns erblickten wir ein ſonniges Eiland, vor uns eine lächelnde Küſte. Längs dieſer ſtanden Soldaten in Reih' und Glied, ein Fort und fliegende Fahnen waren ſichtbar; meileuweit aber die Küſte entlang, zeigte ſich ein Hügelrücken, der im rothem, grünem und gelbem Schimmer ſpielte, und »Portsmouth!

Portsmouth!« war der erste Ausruf, der uns Allen als erste Frucht unserer wiedererlangten Besinnung entfuhr.

Unser Schiff lag etwa hundert Ellen vom Strande entfernt, und die Wellen, die es wieder hieher gewälzt hatten, waren noch keineswegs müde, ihr Spiel mit ihm zu treiben; sie rollten und thürmten sich immer noch fürchterlich. Vor mir lag das liebliche Land der Schenkbuden, Kaffeehäuser und Wirthstafeln. Ein Gewühl lustig ausschauender Kriegsleute hatte sich schon an das Ufer begeben, uns in der Heimath zu bewillkommnen, und heulte fast vor Lachen über unser unfreiwilliges Manöver.

»Fleisch und Blut kann dies nicht länger ertragen!« sagte ich zu dem Obersten, der ohne Stiefel und ohne Epaulettes und wahrscheinlich auch ohne Appetit, um sein blühendes Leben wo möglich zu erhalten, auf den Maststumpf unsers verwitterten Fahrzeuges geklettert war.

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, so war ich auch schon mit einem einzigen Sprunge über Bord, um den Wellen Trotz zu bieten. Aber die Wellen wußten sich zu rächen. Sie thaten völlig was ihnen beliebte, mit mir. War ich auf dem Rücken der einen dem Ufer um zehn Ellen näher gekommen, so warf der Bruch einer zweiten mich um zwanzig Ellen wieder zurück in die See. Kein Boot kam vom Strande meinem Trotze zu Hülfe, und in so wenigen Minuten, wie nur irgend dazu nöthig waren, riß endlich ein ungeheurer Wasserhügel, der sich vom Strande zurückwälzte, mich hinab in die Strömung des Canals. — Ich erwachte unter den Händen einiger Landwundärzte in dem kritischen Momente, wo die Gelahrtheit den Sieg über die Philan-

thropie davon tragen ſollte; denn ich war ſchon dazu auserſehen, der Zange und Lanzette eines modernen Vorleſers über des Menſchen Zuſtand nach dem Tode übergeben zu werden. Auch hier kam ich, dem Verlangen der Zergliederungskünſtler nach, unſtreitig fünfzehn Minuten zu früh; denn nach einer Viertelſtunde, ſo hatten ſie es unter ſich ausgemacht, wollten ſie alle ferneren Verſuche zu meiner Wiederbelebung einſtellen und mich ohne Barmherzigkeit auf den Anatomirtiſch bringen. Mindere Voreiligkeit von meiner Seite würde mir, mindeſtens hier auf Erden, nicht wenig Noth und Bedrängniß erſpart haben. Allein es war einmal mein Geſchick, überall zu früh zu kommen. Ich betrog die Dorfgelahrten um ihre Prämie, ſprang in einen Eilpoſtwagen und flog zurück in mein Quartier. Der Erſte, welcher mir eine Stunde ſpäter in den Straßen von Portsmouth begegnete, war mein Freund Hans Dulman, der ſich an einem gemächlichen Spaziergange erquickte. Hans war herzlich froh, mich zu ſehen. „Du hätteſt höchſt unglücklich ſeyn können bei Deinem Sprunge in das Waſſer,“ ſagte er, nachdem ich ihm meine Fährlichkeiten erzählt hatte; „es war Ebbe und nach einer Viertelſtunde würde Dein Schiff dermaßen trocken vor Anker gelegen haben, daß Du in einem Gigh hätteſt an das Ufer fahren können.“

„Wo aber finde ich jetzt mein Regiment?“ fragte ich haſtig.

„Du haſt jetzt nichts mit Deinem Regimente zu ſchaffen,“ verſetzte Hans; „Du ſtehſt auf der Liſte der Ertrunkenen, denn jeder Mann im Corps hat darauf ſchwören wollen, daß Du Dein Bett auf tiefem Meeres-

grunde fandeſt. Dein Platz iſt längſt ausgefüllt, und Dir bleibt jetzt nichts übrig, als nach der Hauptſtadt zu gehen, um Dir eine andere Anſtellung zu ſuchen, ſobald man dort Deiner Verſicherung glaubt, daß Du noch am Leben biſt.«

»Was thuſt Du denn in Portsmouth, Hans?« fragte ich.

»Meine Pflicht,« verſetzte der Gemächliche; »ich bin zu dem Regimente befördert worden, bei welchem ich jetzt die Ehre habe als Lieutenant zu ſtehen, und von welchem Du Dich ſo eilig losmachteſt, um deſto früher Seewaſſer zu ſchmecken.«

Ich verfluchte die funfzehn Minuten bis zu vollendeter Ebbe in der tiefſten Tiefe meines Innern. Sturm, Seelenangſt, Todesnoth und die Gefahr, lebendig zergliedert zu werden, waren die Früchte, die mir aus jenen funfzehn Minuten hervorgingen. Ich ſchüttelte meinem Hans die Hand, ſah ihn ſich zum Ruhme nach der Halbinſel bei einem Winde einſchiffen, der ihn binnen etlichen Tagen ſanft nach Liſſabon trug, und nahm trüb' und traurig meinen Weg nach der Hauptſtadt.

Mein Vater hatte einige Spielfreunde gehabt; Leute, die aller Orten Einfluß zu haben pflegen, und alſo weiter keinem Geſchäfte ſich zu widmen brauchen, als ihren Schneider zu bezahlen. An Einen von dieſen Ehrenmännern wendete ich mich und händigte ihm die unleugbaren Beweiſe davon ein, daß ich nicht ertrank. Er ſchickte mich zu einem angeſehenen Beamteten, der hinter ſeinem Schreibepult ein Drittheil des Donnerkeilbündels der Kriege Großbritanniens hervorſchleuderte, und er that dies mit mehr Ruhe, als der friedlichſte

Wechſelreiter, wenn er von Pfunden, Schillingen und Pfennigen den Discont berechnet; allein ihm war auch das Patronatsrecht über dreiundvierzig Bataillone vertraut, und in dieſer Glorie erſchien er mir und noch fünfhundert Subalternen als das lebendige Sinnbild des Kriegsgottes.

Achtzehn Monate lang machte ich ihm täglich meinen Morgenbeſuch, und der Himmel vergebe mir die Gebete, die ich für den hohen Patron und deſſen Wohlfahrt während jener Zeit that! Endlich dämmerte Hoffnung. Ich ward zu ihm beſchieden. Ein ehrlicher Schreiber, der ein außeramtliches Mitleiden zu mir gefaßt hatte, flüſterte mir zu, als ich eintrat: „Sie ſind untergebracht, und zwar bei einem Corps, das nach der Halbinſel beſtimmt iſt.“

Mein Herz hüpfte von Luſt und Freude. Auf der Halbinſel war ja Wellington, das Spielwerk in der Hand des Ruhmes, und jedes Packetboot brachte von dorther Verzeichniſſe neuernannter Adjutanten, Officiere und Unterofficiere!

In den Vorſaal des Audienzzimmers geleitet, fühlte ich den Boden unter mir brennen. Jeder Moment ward mir zur Stunde, jede Stunde zur Ewigkeit. Lange Reihen Glücklicher und Unglücklicher gingen im Vorſaal an mir vorüber, aus und ein — nur ich blieb unaufgerufen! Mir war es, als ſtände die Zeit völlig ſtill. Als vollends des hohen Gönners Wagen vor den Palaſt rollte, konnte ich es nicht mehr ertragen. Ich ſtürzte durch das Audienzgemach, wo ich den Kriegsgott noch nicht vorfand, in ſein Cabinet, in ſeinen eigentlichen Thronſaal. Als ich hier den Gewaltigen halb unter

Bittschriften vergraben entdeckte, schauete er auf mich mit einem Blicke, der jeden Anderen, nur nicht den Thoren zurückgeschreckt haben würde, welcher jetzt drei Zoll weit von dem Tribunale des Mächtigen stand. Unser Zwiegespräch bestand in einem halben Dutzend Redensarten, die weder auf Seiten des Einen noch des Anderen von uns durch ihre Artigkeit bemerkenswerth waren. Er komplimentirte mich zur Thür hinaus, und ehe diese noch hinter mir zuschnappte, hörte ich die Worte: „Ungeduldiger Gelbschnabel! Eine volle Viertelstunde eher zu mir einzudringen, als ich Zeit habe, ihn anzunehmen! Warte, ich will dafür sorgen, daß Du mir sobald nicht wiederkommst!“

Nach dreien Tagen las ich meinen Namen in den Zeitungen, flog in's Büreau und fühlte mich wie vom Donner gerührt, als ich vernahm, daß mein neues Regiment in — Westindien cantonirte. Ein einziger Zug einer erzürnten Feder hatte meine Hoffnung, die Franzosen schlagen zu helfen und mich mit Ruhme zu bedecken, gegen die Gewißheit vertauscht, unter der heißen Zone halb gebraten und lebendig von den Moskitos gefressen zu werden: mit einem Worte, man hatte für mich die Halbinsel mit der Pestilenz vertauscht!!

Ich segelte nach dem Rum- und Zucker-Lande, indem ich das Land des Ruhmes und der Zeitungen hinter mir ließ, ward dort von der Sonne fast zu Beefsteak geschmort, ward vom Thau der wie Eistropfen auf meine schwitzenden Porcs fiel, durchweicht, mußte schmausen ohne Appetit zu haben, müßig gehen ohne daß es mir Spaß machte, und tanzen ohne fröhlich zu seyn. Seele und Leib verdorren unter der ewig gleichförmigen

Wuth des blaueſten Himmels, der ſo ſchrecklich in der Wirklichkeit, wie anmuthig in Romanen und Balladen iſt. Manchen Abend lang moraliſirte ich darüber, wenn ich auf der Flur meiner Baracke, halb nackt wie ein Cherub auf einem Kloſtergetäfel, rocklos, ſchurzlos und hemdlos da lag, das ſpäte Heranwehen des Abendwindes verwünſchte und das Leben eines Glasbläſers oder eines Eiſenſchmelzers, eine Maus in ſpeckloſer Falle, ja ſogar einen Lord Schatzmeiſter beneidete, der ſpät noch um Mitternacht, das Budget in der Hand, dem Parlamentshauſe darzulegen hat, daß Debet Credit und Ausgabe Einnahme ſeyn müßte, wenn etwas Geſcheidtes herauskommen ſollte.

Jedoch auch in Weſtindien ereignen ſich Abwechſelungen. Die Kanonen von Kingston begannen zu bellen, und die ganze Inſel Jamaica tummelte ſich, den Gouverneur bei deſſen Rückkehr aus England zu empfangen. Im Hafen nichts als Geräuſch; in den Straßen nichts als Jubel und Sonntagskleider! Allein der Tag entſchwand und der Landwind brachte uns um die Frucht unſerer Unterthanentreue und den Lord Gouverneur um das prächtige Mittagsmahl am Ufer. Ich ſtarrte zum Fenſter hinaus, da lief Ordre ein, um ſechs Uhr in der Galla-Uniform zu erſcheinen, denn um dieſe Stunde würde der Landwind und mit ihm der Gouverneur eintreffen. Gemächlich ſchickte ich mich dazu an und ſchritt, als ich Vorkehrungen zum Landen treffen ſah, dem Strande zu. Mit wehenden Flaggen lag die Fregatte, die den Lord Gouverneur heimführte, auf hoher See gleich Noa's Arche da. Ein Boot mit Frauenzimmern fuhr eben ab von dem Rieſenkahne. Der Volkshaufen war allzuſehr

von der Neuheit hingerissen, hübsche fremde Gesichter zu sehen und kümmerte sich um das Uebrige der Leiber nicht, so daß bei dem Gedränge welches entstand, die Herüberfahrenden zu empfangen, das schönbeladene Boot auf dem Strandwasser umgestülpt ward. Die Gefahr war gering und der dadurch verursachte Schaden unbedeutend; etliche Hüte und Hauben aus der Londoner Bandstraße, einige moderne Pariser Busentücher und einen kostbaren, seidenen, lavendelfarbigen Oberrock ausgenommen, die mit einander im Seewasser bis zum Tode erkrankten, letzterer sogar auf der schlanken Gestalt der ersten Ehrendame der Befehlshaberin des Befehlshabers.

Da ich zufällig der einzige schon anwesende Rothrock war, machte ich mir bald Bahn durch das Gewühl der Mulatten und brachte die reizende Durchnäßte in das nächste Gasthaus. Die Glocke schlug sechs, als ich dort eintrat. Die Rettung und der Transport hatten gerade einer Viertelstunde bedurft — o, verhängnißvolle Viertelstunde!

Meine Gerettete war das lieblichste Geschöpf, das jemals sich meinen umherschweifenden Blicken gezeigt hatte, seitdem ich das fröhliche England zuletzt sah. Schreck, Dankbarkeit und das Romanhafte des Ereignisses äußerten sich auf das Lieblichste in Benehmen, Sprache, Blick und Wangenfarbe des Mädchens. Wange, Lippe, Stimme — die ganze Gestalt schien mir wie durch Zauber entstanden zu seyn, und zauberisch auf mich zu wirken.

Als das Mädchen durch die Thür entschlüpfte, um sich mit trockenen Kleidern zu versehen, hätte ich darauf schwören mögen, daß die Sonne, die für heute doch

noch weit von ihrem Untergange war, zu einem ſchwarzen Klumpen verlöſchte. Kein Romeo war jemals tiefer verwundet worden als ich, durch „den Strahl der Feueraugen eines lieblichen Mädchens!“ Ich hielt Reden in den Wind, beging die Thorheit, das halbe Regiment zu fragen, was man von meiner Anadyomene hielte, und wollte es Jedem verbrieſen, daß er blind oder ein Narr ſey, wenn er nicht mit Calderon verſicherte: — „meine

Auserwählte ſey erſchaffen,
Aller Herzen zu entzücken;
Sey ein Zauber allen Blicken,
Sey der Schöpfung Meiſterſtück!“

Der Gouverneur ſtieg mit Pomp an das Land. Meinetwegen hätte er gar nicht landen mögen, denn ich ſah für heute nichts mehr als das Boot, das die ſchönſte Fracht getragen hatte, die jemals an Jamaica's Küſte gelöſſt ward. Die Stadt war eine einzige große Lampengluth, der Lichterſchein rang um den Preis mit den Feuerwerken; ich aber verzichtete auf alle dieſe Herrlichkeiten und kroch in ein Hühnerhaus, von welchem aus ich den Garten des Gaſthauſes überſehen und die beiden Wachslichter in dem Zimmer beobachten konnte, in welchem ſich, nach meiner Meinung, der Edelſtein befand, gegen den der Gouverneur mit dem geſammten Staatsrathe und deſſen Adjuncten und Feuerwerk und Illumination taube Nüſſe für mich waren.

Mit einer Andacht, wie der Perſer ſie der aufgehenden Sonne darbringt, erſchien ich am folgenden Morgen zur Huldigung im Gaſthofe; allein meine Sonne ſtrahlte nicht: das kalte Bad im Strandwaſſer war ihr übel bekommen, und drei ewig lange Tage —

Ihr, die Ihr liebt, wißt, was es mit solcher Ewigkeit auf sich hat! — schwebte ich selber zwischen Tod und Leben, und studirte bis in die tiefsten Tiefen Lavater's Physiognomik auf den Gesichtern der Aerzte von Jamaica. Mittlerweile empfing ich mancherlei Glückwünsche über die kluge Wahl, die ich getroffen hatte. Die liebenswürdige Adeline war die Nichte des Gouverneurs und Beförderung und alle Arten von kriegerischer Glücksjägerei waren mit der Hand des Mädchens verwandt. Ich jedoch verwarf jeden Gedanken an irgend ein anderes Besitzthum als die glänzendsten Augen und den bezaubernd-sten Mund, die im Bezirke der blauen Berge gefunden werden konnten. Endlich lief von den Aerzten Erlaubniß ein; Adeline durfte wieder Besuch annehmen, denn sie war genesen.

Ich ward vorgelassen und sah im Halbdunkel eines schattigen Gemaches Adeline hübscher als jemals. Die Hitze des Tages, oder die Ueberraschung, oder — was ich am liebsten meyne — der Gedanke an unser Abenteuer röthete wunderlieblich des Mädchens Wangen. Allein kaum hatte ich Adelinens Stimme vernommen:

„süß wie des Hirten Flöt' auf den Gebirgen,
wenn vor ihm herzieh't seine woll'ge Schaar —"

so ward die Thür feierlich aufgerissen, und herein trat der Onkel Gouverneur.

Ich gewahrte Verderben in dem Blicke, den der Eintretende zwischen mir und meinem Abgotte theilte; der Gouverneur aber war schlau genug, die Sache nicht sofort auf das Äußerste kommen zu lassen. Ernste Höflichkeit eines Siebenundfunfzigers und eines Oberbefehlshabers der Armee lagerte sich auf seine Lippen; und

nachdem er im Commandantenſtyl von einem eben ertheilten Tagesbefehl, von meinen bei der Landung geleiſteten Dienſten, von meinem Regiment und dergleichen geſprochen hatte, beglückwünſchte er mich wegen der Pünktlichkeit in meinem Beſuche, den er, verſchmitzt genug, ausſchließlich auf ſich bezog.

„Verlaſſen Sie ſich auf die Erfahrung eines alten Soldaten,“ ſchloß er ſeine Rede — „Pünktlichkeit! auf weiter nichts kommt es an in der Welt. Funfzehn Minuten ſpäter, ſo würden Sie mich nicht zu Hauſe getroffen und Zehn gegen Eins wäre dann zu wetten geweſen, daß Sie ſich mit der Unterhaltung meines Adjutanten oder gar mit einem ceremoniöſen tête à tête mit meiner Nichte hätten da begnügen müſſen, wo es Ihnen einzig und allein um den General zu thun war. — Jetzt aber muß ich einige Poſten viſitiren; meine Pferde ſtehen bereit und Sie, mein Herr, ſollen mir Wegweiſer und Begleiter ſeyn. Sehen Sie nun ein, was funfzehn Minuten bewirken können?“

Ich beneidete einen Galeerenſclaven; jedoch der Würfel war geworfen. Wir ſaßen auf, ritten fünf Stunden lang umher und befanden uns gegen Abend ſieben Meilen von dem Orte, an welchem meine Zauberin ſich befand. Ich hätte meinen zudringlichen Commandanten in den tiefſten Teich wünſchen mögen, der ſich im Bezirke dieſer ſieben Meilen finden ließ; der Gouverneur aber ließ ſich herab mir zu verſichern, daß meine lebendige Unterhaltung ihn höchlich beluſtigte. Der Lord Gouverneur war gewandt, wohl unterrichtet, kannte den Dienſt genau und hatte die Maſſe der Völker kennen gelernt, von denen die neueſte Weltgeſchichte das Maul ſo voll nimmt, daß man glauben ſollte, es könne und dürfe von nichts Anderem als von ihnen geredet werden; dazu machte der Wein ihn aufgeräumt, und wenn die Erinnerung an die pechſchwarzen Augen und korallenrothen Lippen Adelinens mich nicht beherrſcht hätte, ſo würde ich keinen angenehmeren Abend haben verleben können. Doch ach! der Wein — des Generals fließende und ſtets paſſende Scherze — am meiſten

aber mein ſich ſtets übereilendes Hirn, brachten es miteinander dahin, daß nach dem Abendeſſen der Commandant auch in das kleinſte Fragment meiner Geſchichte eingeweiht war, und jeden Umſtand meiner Familienangelegenheiten und jegliche Regung meines in Liebe ſchwimmenden Herzens wußte.

Bei unſerer Rückkehr nach Kingston ſchieden wir als die beßten Freunde, und unter der Verſicherung des Lord Gouverneurs, daß Verdienſte und Talente wie die meinigen nicht länger auf Regimentsroutine beſchränkt bleiben ſollten.

Der Gouverneur hielt ſein Wort wie ein Quäker. Schon bei der Abendparade des nächſten Tages ward mir vom Oberſten der Beſcheid, daß mir mein Departement als General-Quartiermeiſter in — Honduras angewieſen wäre. Ich ſtand wie vom Donner gerührt; Honduras und Sibirien waren mir Synonyma — ich fühlte mich völlig verbannt! Den Gouverneur wenigſtens zu erſchießen, mit ſeiner Nichte davon zu laufen und aller Welt den Krieg zu erklären, waren meine erſten Entſchlüſſe; jedoch ich ward ſcharf unter Augen gehalten.

Nach einer halben Stunde überbrachte mir ein höflicher Adjutant des Lord Gouverneurs mein Patent und des Generals Beglückwünſchungsſchreiben „zu einer Anſtellung, in welcher ich ſo mancherlei Gelegenheit haben würde, mich hervor zu thun.“

Um mich dieſer Gelegenheit ſo ſchnell wie möglich zuzuführen, ward meine Ueberfahrt in einem Schiffe beordert, das noch in derſelben Nacht unter Segel gehen würde.

Ich verſuchte bei dem höflichen Adjutanten einige Nachrichten über Adeline einzuziehen, allein der Patentbote ſchien auch über dieſen Punkt gehörig geſtempelt zu ſeyn. Mit aller Gleichgültigkeit eines Staabsofficiers erzählte er mir, daß der fragliche Gegenſtand allgemein bewundert werde, auch dieſe Bewunderung ſich wohl gefallen zu laſſen ſcheine, und jetzt höchſt wahrſcheinlich den Ball im Gouvernementshauſe eröffne — eben jetzt, wo es für mich die höchſte Zeit wäre an Bord zu gehen.

Die letzte Bemerkung war tröſtlicher für mich, als der höfliche Mann mit den ſilbernen Epaulettes es wäh-

nen mogte. In einem Ausbruche des Zornes verwünschte ich das ganze herzlose Geschlecht in alle zweiunddreißig Winde, gab meinen Erschießungplan für diesmal auf, zog Kupido's Pfeil aus meinem Herzen, so gut es gehen wollte, packte mein Bündel, schrieb einen trotzigen Brief an den Gouverneur und zog ab, um die Muskitos auf ihrem eigenen Grund und Boden zu bekämpfen.

Meine funfzehn Minuten waren der Schooß gewesen, aus welchem sich meine Theilnahme an diesem dreijährigen Kriegszuge erzeugt hatte; ein Zug, auf welchem nur ein Wunder und der Umstand, daß ich ziemlich bald Fell und Farbe eines Indianers angenommen hatte, es verhinderten, daß ich nicht mit Stumpf und Stiel verzehrt ward. So lange ich noch ein weißes Fleckchen am Leibe hatte, ward ich die Beute von einer „Legion, denn ihrer waren Viele.“ Endlich jedoch war ich von einem Wilden gar nicht mehr zu unterscheiden und nach Verlauf meiner Verbannungjahre hätten selbst die Moskitos es nicht mehr vermogt, meinen in Sand, Sonnengluth und Seewasser gegerbten Leichnam auch nur an dessen empfindlichster Stelle zu durchbohren.

Mittlerweile drehete die Welt sich ruhig fort. Während meine Kreuz- und Querzüge sich auf die Vertilgung von engländischem Porter und guten Mahlzeiten, auf Rattenjagden und blutige Gefechte mit einem Scharmützlervolke beschränkten, widerhallte die pyrenäische Halbinsel von den Heldenthaten meiner Landsleute. Wellington hetzte die Marschälle von Frankreich — mein altes Regiment glänzte in den Armeeberichten und zu meinem Erstaunen und tödtlichem Aerger las ich, daß mein fauler Freund Hans es bis zum Major gebracht hatte. Und dies Alles waren Folgen einer einzigen Viertelstunde. Hätte ich nur so lange Geduld gehabt, bis das letzte Boot den letzten Mann des Regimentes zu Portsmouth würde an's Land gesetzt haben, so wären auf dem Felde des Ruhmes Hansens Epaulettes mir zu Theil worden, statt daß ich nun als Subaltern nackt und elend in einer westindischen Baracke saß und gebraten und gebissen wurde.

Bedeutende Veränderungen waren unterdeſſen zu Jamaica vorgegangen. Das gelbe Fieber hatte den Onkel Gouverneur hingerafft, und in der Zerrüttung ſeines Hausweſens war Adeline hingekommen, man wußte nicht wo. Nachforſchungen fruchteten nichts, denn unter dem geſegneten Himmelsſtriche der Zuckerinſel verſchwinden die Spuren geſelligen Lebens ſo ſchnell wie das Reifen des Zuckerrohres, und kein Menſch kümmert ſich dort um die Launen des Geſchickes. Gouverneur, Generalſtab und Nichte waren ſo ſchnell aus dem Gedächtniſſe verſchwunden, wie der vorjährige Kalender es war.

Ich faßte einen verzweiflungvollen Entſchluß. Eine artige ſpaniſche Creolin von reifem Alter, eine Wittwe, die eine Pflanzung, hunderttauſend Piaſter, und erſichtliche Neigung zur Wahl eines zweiten Gatten beſaß, hatte mich ſeit einiger Zeit ihrer beſondern Aufmerkſamkeit werthgeachtet. Europa, der Ruhm und Adeline hatten bisher mir die ſoliden Ausſtattungen der munteren Creolin verdunkelt; allein das Mädchen meiner Liebe war fort über alle Berge, Europa lag zweitauſend Meilen weit von mir und der Ruhm würde ſich für mich wahrſcheinlich in das Küſtenfieber aufgelöſet haben, wenn ich noch einen Herbſt hindurch ſo umhergezogen wäre. Ich beſchloß, die ganze Zuneigung der Spanierin zu gewinnen, lief ſonder Verzug durch die Präliminarſtraße, brachte ihr ein Abendſtändchen unter ihrem Fenſter auf einer blühenden Tabacksflur, machte ihr ein Geſchenk von Caſa-Reales-Cigarros aus der Habana, ſchwur ihr, daß engländiſche Wangen neben ihrer olivenfarbenen Schönheit mir verächtlich erſchienen, und fand, daß das eigentliche Bündniß der Seelen nur durch demantene Augen wie die ihrigen geknüpft werden könnte.

Das anmuthigſte Lächeln der wirklich noch hübſchen Wittwe ward mir dafür zu Theil, und die Ehre, die mir dadurch erzeigt wurde, mußte ich gehörig bezahlen; denn an eben dem Abend, an welchem ich zu ihr gegangen war, um das Jawort zu empfangen, als ich ſo dahin ſchritt im Scheine eines Mondes, gegen den der Mond in England mir nur wie eine Nachwächterlanterne

vorkam, und über eine Blumenflur, die zehntausend Wohlgerüche in meine Liebesschwüre hauchte, während Tausende von Feuerfliegen den Glanz ihrer Flügel um mich herum blitzen ließen wie kleine Topase und Smaragde, welche alle, wie ich schwur, nicht an Feuer den Augen meiner Herzenskönigin glichen, erhielt ich bei der Heimkehr durch das Blätterwerk eines Rankengewächses mit einem Spitzmesser zwei Stiche, die mich vier Wochen lang auf das Bett streckten, und die nur wegen der Dicke meines Mantels, oder durch die schützende Gegenwart des Cherubs treuer Liebenden nicht im Stande gewesen waren, allen meinen Liebeshuldigungen hienieden ein Ende zu machen.

Wer mein Nebenbuhler war? — Wie wäre es möglich gewesen, das auszumitteln, da jeder farblose Müssiggänger auf der ganzen weiten Pflanzung ein sehnendes Verlangen nach den hunderttausend Piastern der Creolin trug? Mein Verdacht fiel auf den Beichtvater der Schönen, der aus religiösen Bedenklichkeiten die Heirath verworfen hatte. Trotz seinem heiligen Eifer genas ich aber, und die Dame war nun, eben weil sie das Mißfallen entdeckt hatte, das die Welt an ihrer Verbindung mit mir haben würde, um so bereitwilliger, den Hochzeittag anzuberaumen.

Bisher hatte ich die Sache mit einer hier des Klimas wegen heimischen Gemächlichkeit betrieben. Allein ein Engländer, ein Officier, und nun vollends am Tage seiner Vermählung! Wohl gesattelt und gezäumt trieb ich mich und mein Roß meiner lustigen Braut entgegen, um der Creolenmenge mindestens etliche Minuten zuvor zu kommen. Unglücklicher Weise war meine Braut noch nicht bereit; sie schüttete erst vor dem Beichtiger ihr Gewissen aus.

Ich hatte eben noch funfzehn Minuten bis zum Schlage der festgesetzten Stunde, und da ich mich berechtigt glaubte, mich in des Hauses Geheimnisse einzuweihen, jagte ich meinem Eigenthume nach. Ich riß die Thür eines Pavillons auf, der in den Garten führte. Der Tag war heiß, Hitze und Ungeduld wollten mich ersticken — Erstaunen hätte mich unter diesen Umständen tödten können, und noch wundere ich mich, daß dies nicht geschah; denn — vor mir in einem Wandspie-

gel erblickte ich die Gestalt, das Gesicht, die unvergleichliche Anmuth Adelinens!

Mir gebrach es an Muth, die wunderliebliche Täuschung durch Laut oder Regung zu unterbrechen, und ich stand in geheimnißvollem Schweigen still in der Thür, um das Wunder mit Entzücken zu betrachten.

Die Gestalt schien mit einer Stickerei beschäftigt zu seyn; endlich erhob sich das Köpfchen und ich hörte einen Schrei der Ueberraschung, als unser Beider Gesichter sich im Spiegel einander gegenüber erblickten. Ich sprang in das Zimmer und fing Adeline mit meinen Armen auf. Was wäre mir die Kürze unserer Bekanntschaft gewesen? Ich hatte Adeline drei Jahre lang geliebt. Sie erröthete, war verwirrt, und ich war thörig, übereilt und grausam genug, sie zu dem Bekenntniß zu verlocken, daß es außer mir keinen Menschen gäbe, der ihr lieber seyn könnte, als ich.

Das waren tolle Momente! Aber Adeline war auch liebenswürdiger als jemals. Sie war beifert, mir etwas von ihrer Geschichte zu erzählen; doch ließ ich mir nicht Zeit, auch nur ein einziges Wort von ihrer Erzählung zu verstehen: vielmehr rang ich, ihr meine Lebensereignisse mitzutheilen, und verwirrte dadurch das Mädchen so wie mich. Aber wie hold lächelte Adeline! wie beseligend seufzte Adeline! wie bezaubernd war die glühende Röthe sanfter Schaam auf Adelinens Wangen!

Mein ganzes Wesen war in Aufruhr, war Entzücken, Staunen und Leidenschaft! Lebenslänglich und länger hätte ich da stehen und in des lieblichen Mädchens liebeblickendes Auge schauen mögen, als ein leises Geräusch mich einen Blick in den Spiegel werfen ließ. Siehe! da stand eine dritte Person, um die Gruppe vollständig zu machen — ein recht hübsches, prächtig gekleidetes, aber aus ihren großen Augen Flammen des Zornes schießendes Weibchen. Meine Braut war mit Ablegung ihrer Beichte flinker geworden, als ich mit der meinigen. Um den Hintergrund der Scene zu füllen, erschien eine vierte Figur — der Pater Beichtiger nämlich, dessen Vollmondsgesicht weder Zorn noch Verwunderung, sondern

das innigſte Wohlbehagen blicken ließ. Nicht eine Sylbe ward von der Gruppe geſprochen. Das Ganze war und blieb eine Pantomime, aber auf keiner Bühne im bühnenreichen Europa ward jemals eine Pantomime ausdrucksvoller vorgeſtellt, als dieſe.

Die Dame und ihr Beichtvater zogen ſich zurück; die Wanduhr ſchlug voll — und ich erkannte die Hand des Schickſals!

Dennoch entſchloß ich mich, dem Schickſale mindeſtens Etwas abzuringen und, wenn ich fallen müßte, wie Cäſar zu fallen. Ich drang in Adeline, ihr Geſchick an das meinige zu ketten, indem ich ihr ſagte, ſie würde von der Creolin und dem geiſtlichen Berather geopfert, wahrſcheinlich auf immer von mir, von dem, der ſie über Alles auf Erden liebte, getrennt werden, und dieſer Liebende würde den abermaligen Verluſt nicht überleben.

Adeline war nicht leicht durch meine Beredtſamkeit zu gewinnen; endlich ward ſie jedoch gewonnen. Sie gab mir eine Skizze ihrer Geſchichte:

Der Gouverneur hatte ſie mit ſich nach Jamaica in der Abſicht genommen, eine längſt verabredete Heirath zwiſchen ihr und dem Sohne eines Civilbeamteten daſelbſt zu bewirken. Allein aus irgend einem Grunde, den Adeline ſogar mir nicht eingeſtehen wollte, hatte ſie gleich nach ihrer Ankunft auf der Inſel ihren feſten Entſchluß erklärt, unvermählt zu bleiben. Verbindungen von noch höherem Range wurden vorgeſchlagen, jedoch Adeline zeigte ſich nur um ſo entſchloſſener; ſo daß der Lord Gouverneur das Project aufgab.

Rothwein, luſtige Geſellſchaft und ein naßwarmer Herbſt beraubten nur allzubald die Armee eines ſo tüchtigen wie umgänglichen Generals, wie der Gouverneur war, und Adeline erblickte ſich ohne einen Schilling Geld, ohne Verbindung, ohne Freund, ohne Stütze. Die Waiſe befand ſich eben jetzt auf ihrem ziemlich großen Umwege nach England, indem ſie dem Schutze der Spanierin war ſo lange empfohlen worden, bis ein Schiff, das von einer Convoy-Expedition zurückkehren ſollte, ſie zu Honduras aufnehmen und in die Heimath tragen würde.

Funfzehn Minuten hatten mir hunderttauſend Piaſter und eine Braut geraubt, und zum Erſatze dafür mir die Geliebte und Bettlerarmuth gegeben; dennoch ſegnete ich diesmal die funfzehn Minuten!

Unter dem Dache der Creolin zu bleiben, war gefährlich, und ſie mit unſerm Entſchluß bekannt machen hieß die Gefahr zuverläſſig herbeiführen. Ich ſchlug Adelinen vor, um Mitternacht mit einer Barke da zu ſeyn, und uns nach der erſten beſten Inſel überzuſetzen, wo wir einen britiſchen Geiſtlichen finden würden. Die bedeutungvolle Stunde brach an. Ich ſtieg an's Ufer und ließ meine Neger ſich zu ſchneller Abfahrt bereithalten. Indem ich dem Hauſe zuging und das verabredete Zeichen gab, brachen Mehrere aus einem Hinterhalte hervor und bedeckten mir im Nu Augen und Ohren mit einem Tuche. Zwar widerſetzte ich mich wie ein Löwe, allein je mehr ich rang, deſto feſter ſchnürte man mich. Ich heulte, allein mein Geheul ward durch wildes Negergelächter und durch eine Schnur um meine Kehle beantwortet, die mich nicht übel ahnen ließ, daß ich erdroſſelt werden ſollte. Ich hielt mich ſtill, das Gelächter hörte auf, und ich fühlte mich mit der Schnelligkeit eines Vogels von dannen getragen. Dann vernahm ich das Geplätſcher der Wellen, ward vom Waſſer beſprützt, deſſen Geſchmack mir bald kund that, daß ich mich auf dem Meere befand, und aus der Bewegung des Fahrzeuges glaubte ich abzunehmen, daß ich durch das Strandwaſſer geführt wurde, vom welchem jede Inſel hier umgeben iſt. Ich raſete, ich heulte, ich zerrte; jedoch Alles war vergebens, bis ich endlich erſchöpft und in einem Zuſtande des Elendes, wie ein Menſch ihn nur ertragen kann, in einen Schlaf verfiel und bei meinem Erwachen mich in einer Kajüte der königlichen Fregatte „Dido“ auf wogender See, fern dem Lande, im hellen Morgenlichte befand.

Ich mußte mich in mein Schickſal fügen. Funfzehn Minuten hatten mich um eine Braut und deren großes Vermögen gebracht, und wieder funfzehn Minuten raubten mir eine Geliebte, die ich für die königliche Herrſchaft

aller Leewards-Inseln nicht hingegeben hätte, und ich sah mich nun gezwungen, an dem Mißgeschicke des Feldzuges von New-Orleans Theil zu nehmen, denn hier fand ich mein Regiment, empfing früh genug meine Ordre als Capitän, um meine Compagnie als Vortrab gegen General Jackson's Baumwollensäcke zu führen, früh genug von einem unsichtbaren Feind in den Schenkel geschossen und in den Graben geschleudert zu werden, bis die beiderseitigen Kämpfer des Einhauens müde wurden. Ein amerikanischer Wundarzt heilte mich von der Schußwunde, und das Ende des Feldzuges heilte mich bald darauf von meinem Verlangen nach Ruhme.

Nachdem ich vergeblich Adeline aufgesucht hatte, kehrte ich, auf halben Sold gesetzt, in meine Heimath, in das lustige England zurück, landete in Portsmouth, und — der erste Bekannte der mir entgegentrat, als ich den Fuß wieder auf mütterliche Erde gesetzt hatte, war Hans Dulman, welcher den Rücken gegen die Wasserwelt, die Nase gegen einen Zeitungladen wendete! Hans hieß jetzt Obristlieutenant! Bei einem fröhlichen Mittagsmahle, das ich im Gasthofe mit ihm verschmauf'te, erzählte er mir seine Geschichte. — Durch ein kleines Geschäft bei einem öffentlichen Schmause war er an seiner Ueberfahrt nach Westindien gehindert worden, und hatte sich also genöthigt gesehen, in England zu bleiben. Da er sich demnach an dem Orte befand, wo Selbstvortheil sich wahrnehmen läßt, half er sich zur Majorsstelle bei dem nach New-Orleans bestimmten Reservecorps. Doch kam er erst in New-Orleans an, als dort nichts mehr zu thun war; weil jedoch die amerikanischen Feldzüge eiliges Avancement herbeiführten, sah Hans sich bald zum Oberstlieutenant befördert.

Ich schüttelte herzlich die Hand dieses beglückten Sohnes der Faulheit und machte mich trübselig auf den Weg nach London, um mich über meine eigenen Angelegenheiten wenn möglich in's Klare zu setzen. Keine Angelegenheiten konnten klarer seyn, als die meinigen. Mein Familiengut war bis auf den letzten Pfennig verpfändet. Den Gardehauptmann fand ich aus einem stattlichen

Herumschlenderer in einen gichtischen Stubenhocker verwandelt; der ganze Kerl, sogar sein Schnauzbart, war zunicht worden, während Mamachen, die mit Hülfe einer französischen Putzhändlerin noch immer gegen den nagenden Zahn der Zeit kämpfte, ungeachtet einiger Regung menschlicher Natur in ihr, sich bei meinem Anblick bis zum Tode ärgerte, weil mein gebräuntes Angesicht und die leserlich darauf geschriebenen fünfundzwanzig Jahre ihr auch die letzte Hoffnung nahmen, noch für eine jugendliche Schöne gelten zu können. Drei Thränen, zwei Küsse und ein Billet zu ihrer Theaterloge, die sie an diesem Abend nicht besuchen konnte, waren der Ersatz, den meine Mutter mir für ein Leben voll Drangsal zu Theil werden ließ.

Ehe ich noch aus dem elegantesten Toilettezimmer der Jacobsstraße auf die Gasse gekommen war, fühlte ich meinen Muth schon wieder lebendig. Das afrikanische Corps litt Mangel an Rekruten. Was hatte ich hinter mir zu lassen? Ich schritt sogleich der Wohnung des Sierra-Leone-Directors zu. Er war hundertfältig beschäftigt mit Gesuchen jeden Ranges, die alle brennendes Verlangen trugen, es um des Vaterlandes und des Unterschiedes zwischen halbem und vollem Solde willen mit den Morästen aufzunehmen. Die zwölfte Stunde des folgenden Tages war mir zur Audienz anberaumt. Ich ward ungeduldig als die Stunde herannahete, rannte aus meiner Wohnung, und war im Fluge vor der Thür des Gewaltigen. Meine Hand lag an der Klinke — da fiel zufällig mein Blick auf die Scheibe der St. Georgien-Thurmuhr; es fehlte noch eine Viertelstunde. Ich gedachte der Folgen meiner Eilfertigkeit vor so vielen Jahren in eben dieser Straße, ließ leise den Drücker los und schlich fort, um die Stunde abzuwarten. Da ich diesen Entschluß erst einmal gefaßt hatte, ward mir die Ausführung desselben nicht mehr schwer. Erinnerung an die Vergangenheit beschäftigte und schreckte mich zugleich, so daß ich zauderte wie ein Philosoph oder wie ein Sclav, bis eine volle Viertelstunde über die Zeit verflossen war; dann trat ich ein, ward zwar angenommen,

jedoch von dem Manne der Beförderung hart angelassen, „daß ich nicht zur festgesetzten Zeit“ mich einfand, und wollte voll Grimmes gegen mich selbst und gegen mein so unzeitiges wie ungewohntes Zaudern zum Zimmer wieder hinaus rennen, als ich, o Himmel, mit welchen Empfindungen! eine Stimme vernahm, die mich aus dem Grabe hätte hervorrufen können. Ich wagte nicht, meinen Sinnen zu trauen. Eine weibliche Gestalt in blondenbesetzter Seide schwebte durch das Vorzimmer. Jedes andere Auge, nur nicht das meinige, hätte hier getäuscht werden können.

„Adeline!“ rief ich, jedoch weiter konnte ich nichts hervorbringen; das Mädchen aber stieß einen tonlosen Schrei aus, warf den Schleier zurück und zeigte mir ein Angesicht voll Aufrichtigkeit, Milde und Schönheit. Ich war halb wahnwitzig von Ueberraschung und Entzücken. Adeline theilte mir flugs ihre jüngeren Ereignisse mit und forderte mich dann auf, ihr die meinigen — auf ihrem Landhause zu erzählen.

Adelinens Geschichte war kurz, aber inhaltschwerer als die meinige. In der Nacht, in welcher ich von den Negern der Creolin ergriffen ward, um meine Verhöhnung der Reize jener steinreichen Matrone zu büßen, kam die Fregatte an, und Adeline ward an Bord derselben gescheucht, damit es ihr zu Honduras nicht mehr einfallen mögte, geschlossene Verbindungen rückgängig zu machen. Die Küsten von England nahmen das Mädchen auf, das sich jetzt verlassener sah als jemals. Adeline weinte, wie sie ehrlich gestand, viel über ihren verwaiseten Zustand und ein wenig über ihren Geliebten. Einen Monat später sah sie sich als die Erbin von zweitausend Pfund jährlicher Renten, die ihr von einem alten Oheim mütterlicher Seite in den Schooß geworfen wurden, indem er es einem Advocaten überließ, die nächste Erbin ausfindig zu machen. Adeline bewies ihr gutes Recht, und wollte eben das Haus des Directors, in welchem ich sie wiederfand, verlassen, um sich am folgenden Tage — nicht nach Paris oder nach Rom oder sonst einem heiteren Wallfahrtsorte, sondern nach Westindien einzuschiffen.

Zu welchem Zwecke? Das ward mir ohne eine Sylbe kund aus einem Seufzer und einem süßen Lächeln, wobei Adeline bis in den Nacken erröthete.

Eine Viertelstunde später hatte zwischen mir und dem Schicksal entschieden: Funfzehn Minuten früher, und ich wäre fortgeschickt worden, um gegen die Ashantees und Alligatoren zu fechten, hätte Adeline verfehlt, und diese würde auf dem Weltmeere umhergeschwommen, durch das Land der Pestilenz gezogen und vielleicht am Klima und an fruchtlosen Nachsuchungen untergegangen seyn. Philosophie und funfzehn Minuten zu spät hatten für mich und Adeline unbeschreibliche Veränderungen herbeigeführt, hatten Noth zu Wohlhabendheit, schauerliches Alleinseyn zu liebeseliger Verbindung, Verzweiflung zu unbeschreiblicher Wonne umgestaltet.

Wir heiratheten einander — und meine Furcht vor jeglicher Uebereilung war jetzt so hoch gestiegen, daß ich mit wahrer heldenmüthiger Selbstüberwindung unsere Vermählung noch drei ganze Wochen weiter hinaus schob. Ich änderte meinen Familienspruch in das gottselige Motto „**Festina lente**" um, und gelobte auf der Stelle dem St. Georgien-Thurm ein neuvergoldetes Zifferblatt, unter der Bedingung, daß die Uhr regelmäßig um eine Viertelstunde — zu Nutz und Frommen aller Eilfertigen in dieser eilfertigen Welt — zurückgestellt werden und bleiben sollte!"

Hier schloß ich meine in mehr als einer Beziehung eilfertige Novelle; denn als ich endete, fiel wirklich erst der letzte Strahl des Abendrothes auf Luisens Lockenkopf, und ließ mich noch schwach das beifällige Lächeln ihres Mundes wahrnehmen, von dem ich nicht entschieden behaupten will, ob es mehr dem Vorleser als dem Vorgelesenen galt.

Ob ich den Kuß erhielt? ist eine Frage, die ich dem Leser nicht zu beantworten habe, sobald er weiß, daß ich seit einigen Wochen Luisens glücklicher Gatte bin.

Die Liebe einer Creolin.

Eine Skizze aus Amerika.

„Fühlt Ihr menſchliches Erbarmen,
Weil ich Menſchenelend ſprach,
O, ſo weint, ſo ſeufzt der Armen
Einen Laut des Mitleids nach!“

Farmer.

„Aber den traurigen Grund des Todes kündet dem Wand'rer,
Der dem Grabe ſich nah't, offen und deutlich die Schrift:
„„Lygdamus ruhet hier; er erlag den Schmerzen der Sehnſucht
„„Um Neära, die Braut, die man ihm grauſam entriß.““

Tibull's 2. Elegie des 3. Buches, überſ. v. Winfried.

Ein von Havre ausgesegelter Dreimaster, der vor wenigen Stunden die Küste von Cuba in Sicht bekommen hatte, lavirte gegen Abend auf der den Tropengegenden eigenen phosphorleuchtenden Meeresfluth langsam dahin; der Lufthimmel war still und heiter und dann und wann wehete die Briese süße Pflanzen- und Blumendüfte von dem Lande herüber, dem man sich näherte.

Auf dem Vorderdecke saß einer der Passagiere. Sein verschlossenes Wesen war schon vom Tage der Abfahrt an von Allen, die mit ihm schifften, bemerkt worden. Den Blick dem Reiseziele des Seglers zugewendet, schien er einer eben so süßen als schwermüthigen Stimmung nachzuhangen. Er mogte sechsundzwanzig Jahre zählen, und auf seinem regelmäßigen Antlitze wies sich ein Ausdruck, der eben so sehr von tiefem Nachsinnen als von lebhaftem Verlangen zeugte. Uebrigens verdiente Nichts an ihm eine besondere Aufmerksamkeit, es mögten denn der Funkelglanz seiner Augen und die schöne Wölbung seiner Augenbrauen gewesen seyn, deren schwarze Krummlinien sich scharf auf seiner blendendweißen Hautfarbe abrundeten.

Früh am andern Morgen hatte das Schiff inmitten des Golfs geankert, dessen Wolfszähne das Ufer so

poetisch umzirkelt halten und in deren Hintergrunde sich die Mauern der Habana erheben.

Will man sich von dem auf amerikanischen Grund und Boden übersiedelten Castilien einen deutlichen Begriff machen, so muß man die Habana und ihren langrunden Haven, mit seinen von nackten Negern in Bewegung gesetzten Pirogen oder Langkähnen und seinen stets sich erneuernden anderthalbtausend Frachtschiffen betrachten.

Dies Alles jedoch war für den Passagier auf dem Vorderdecke des Dreimasters so gut wie gar nicht vorhanden. Kaum an Land gekommen erkundigte er sich angelegentlich nach dem Señor Don Alonzo Huerto, einem der angesehendsten Rheder der Stadt; denn an diesen hatte er einen Empfehlbrief.

Señor Huerta, dem er sich vorstellte, empfing ihn mit allen äußeren Zeichen von Hochachtung und mit aller Behäbigkeit einer Gastfreundschaft, die sich nur höchst selten in Anspruch genommen sieht.

Señor Huerta hatte sich in denjenigen Saal seines Hauses zurückgezogen, in welchem er seine Siesta zu halten pflegte. Dem Hochgenusse des Nichtsthuns hingegeben, schaukelte er sich in seiner roth und weiß gewürfelten Hangmatte nach den Tactklängen einer Guitarre, die von einer jungen Farbigen gespielt ward, welche sich in einer anderen Hangmatte schaukelte. Der Spanier rieb mit Daumen und Vorderfinger sein Cigarro, während ein Neger mittelst eines Wedels aus Colibrifedern eine erkünstelte Kühlung in dem mit duftenden Matten behangenen Gemache zu verbreiten bemüht war.

Man kennt die Indolenz der europäischen Spanier, dennoch wird sie von der ihrer amerikanischen Brüder

übertroffen, und der Trägheit dieſer Letzteren iſt nichts außer deren Hochmuth zu vergleichen. Kein chineſiſcher Mandarin kann es ihnen in Aufgeblaſenheit gleichthun.

Don Alonzo gab dem Neger, der den Fremden angemeldet hatte, einen Wink, und ſofort ward dieſem eine Butaca, eine Art von Lehnſtuhl, in Form eines europäiſchen Canapees angeboten.

„**Ave Maria purisima**," *) fing der Fremde gemäß ſpaniſcher Begrüßungsformel an.

„**Sin pecado concebida**," **) fiel der Spanier ein.

Nach Auswechslung der von der Etikette vorgeſchriebenen herkömmlichen Kleinigkeiten, fragte der Ankömmling den Kaufherrn, ob er irgendwie einen auf der Inſel anſäßigen Marques Del Rito kenne.

„Einen Augenblick! — Rito — Marques Del Rito — **Per Dios**! der Name kommt mir bekannt vor —"

Den Fremden durchzuckte es freudig.

Der Spanier nahm das Cigarro aus dem Munde, blies eine mit Wohlgeruch geſchwängerte Rauchwolke von ſich, und rief ſeinen im Nebenzimmer befindlichen erſten Commis.

„Señor Corrubedo, erinnern Sie ſich eines Marques Del Rito? Machten wir nicht ein Zuckergeſchäft mit ihm?"

Si, si, Señor — allerdings!" verſetzte ſogleich der Gefragte, der die Namen aller Anſiedler, Pflanzer, Händler und Schiffskapitäne, mit denen das Haus Huerta in Verbindung ſtand, am Schnürchen herzuſagen wußte, wie ein Pfaff ſeine Formeln des Sündenver-

*) „Geprieſen ſey die Heilige Mutter."
**) „Ohne Sünde empfangen."

gebens. „Der Name Del Rito ging durch unſere Bücher, aber es iſt ziemlich lange her —“

„Sehen Sie doch nach, wann —“

„Ja, und auch wo. Mir liegt Alles daran, den Wohnort des Marques zu erfahren,“ rief der Fremde lebhaft.

„Del Rito — Guoyama — hier ſteht er zu Buche!“ ließ ſich nach einigen Minuten der Buchhalter vernehmen.

„Guoyama“ — wiederholte der Kaufherr — „Richtig! Es freut mich, daß ich Ihnen habe Auskunft geben können.“

Dem Fremden ſchien alles Blut zum Herzen in dem Augenblicke zurückzuſtrömen, in welchem der Ort Guoyama genannt ward; auf ſeinem Antlitze leuchtete es wie von einem Blitzſtrahle glückſeligen Erinnerns.

„Guoyama,“ nahm Don Alonzo wieder das Wort — „iſt nicht ſehr nahe bei. Um hinzugelangen, bedarf es einer Reiſe von wenigſtens vierundzwanzig Stunden. Zweierlei Wege führen dahin; der eine zu Lande, der andere zu Waſſer bis Maſipa und von dort aus auf Maulthieren. Den Letzteren hält man für den beſſern, und hier im Haven werden Sie leicht eine Pirogengelegenheit nach Maſipa finden.“

Der junge Fremde dankte dem Kaufherrn für erhaltene gute Auskunft und begab ſich nach dem Havenſtrand, wo er allerdings Schiffsgelegenheit nach Maſipa fand, ſo daß beſchloſſen ward, gegen Mitternacht abzufahren.

Kommt man in einem Lande an, das man nie zuvor beſuchte, ſo pflegt man ſich durch ein lebhaftes, um jeden Preis zu ſtillendes Bedürfniß angetrieben zu

ſehen und zu hören und kennen zu lernen; dann aber muß Herz oder Kopf nicht von der Laſt eines vorherrſchenden Gefühls oder eines überwiegenden Gedankens bedrückt ſeyn. Eines Reiſenden Sinn und Gemüth muß dem neuzueröffnenden Tagebuche deſſelben gleichen, es muß weiße, noch erſt von ihm zu füllende Blattſeiten enthalten.

Don Alonzo's Gaſt war weit entfernt eine ſolche Freiheit des Geiſtes zu beſitzen; auch war, obſchon er diesmal zum Erſtenmale in der Habana ausſchiffte, das entzückende Schauſpiel der tropiſchen Natur ihm keineswegs fremd. Bereits im vergangenen Jahre hatte er ſich zu Puerto Rico, einer der ſpaniſchen Inſeln im atlantiſchen Archipel aufgehalten — Und was hatte er dort betrieben? Warum kam er diesmal nach Cuba?

Georges fühlte frühzeitig in ſeiner tiefſten Seele den eben ſo oft verwundenden als kitzelnden Stachel der Kunſt. Er begann die Malerei mit ſo vielem Glücke, daß Diejenigen, welche in ſeine Zeichnenmappe hatten blicken dürfen, in ihm einen dereinſtigen Meiſter prophezeien zu müſſen glaubten. Man ſprach ihm von Rom und von der Nothwendigkeit vor, die Siebenhügelſtadt zu beſuchen, um in ihr ſeine Studien zu vollenden; allein Georges war der Meynung, die Schule zu Rom ſey nur von wahrhaftigem Nutzen für den, deſſen eigentliches Ziel eine einträgliche Profeſſur der Malerei in irgend einer Reſidenz- oder Univerſitätſtadt der cultivirten Welt iſt; daß jedoch für den Künſtler im Allgemeinen die artiſtiſche Beobachtung der Natur in jedem Lande vollgenügend im Stande ſey, zu wahrhaftigen Kunſtwerken zu begeiſtern, mit dem Unterſchiede freilich, daß Anſchauungen im Norden dem Pinſel des Malers größere

Schwierigkeiten als im Süden darzubieten pflegen. Nicht minder hegte Georges die Meynung, daß Kunstwerke aus Wahrnehmungen in tropischen Erdgegenden geschöpft, für europäische Freunde der Malerei einen besondern Reiz der Neuheit in sich tragen müßten, und demzufolge sagte er seiner Heimath, dem schönen Frankreich, Lebewohl und schiffte sich, reicher an Hoffnung als an Besitzthümern, mit seinen Pinseln, seinen Farben, seinen Skizzen und seinen Ideen nach Puerto Rico ein. Puerto Rico ist nicht nur eine der schönsten von den Antillischen Inseln, sondern auch die, welche am wenigsten von europäischen Künstlern besucht zu werden pflegt, und eben dieser Umstand war es, der unseren Jüngling jenes Eiland zum Ziele seiner Studienfahrt erwählen ließ. Maler, die in ihren Werken Eigenthümliches erstreben, werden unsern Georges hier vollkommen verstehen.

Und o, welche Fülle von poetischen Ideen bieten die Landstriche der Colonieen dar! wie so viele jungfräuliche Tinten schillern dort auf den Paletten der Natur! welcher Zusammenstrom von Empfindungen und Gefühlen auch dort in Folge der Gebräuche und Sitten des Landes, in welchem überall die Sclaverei hindurchblickt, so daß ganze Völkercasten unterdrückt und leidend erscheinen müssen, dort, wo Rachegefühl in den Herzen der Schwachen und Verworfenen dem vulkanischen Feuer gleicht, das eingezwängt in dem Bauche des Erdballs fortwährend droht dessen Rinde zu zersprengen und Blühendes und Schönes zu verschlingen! O, wie beängstet der Anblick einer solchen Entwürdigung der Menschheit! O, Ihr Künstler, Ihr Dichter, Ihr Philosophen, vergleicht doch die weichlichen Leiden veralteter

Civiliſation mit denen jener Landſtriche, wo kaum ein einziger Schritt gethan werden kann, ohne daß das Gemüth von einem Dorne verletzt würde, an welchem es verbluten mögte — vergleicht, o vergleicht doch und — ſchaudert!

Georges konnte jenem Zuſammenſtrome von Empfindungen nimmer genügen; unter der unwiderſtehlich gewaltigen Einwirkung derſelben ward er nicht nur kunſtgeweiheter Maler, ſondern auch herzerſchütternder Schriftſteller — ſein geiſtiges Leben bildete ſich ſo vollkommen aus, als auf dieſer Erde irgend Vollkommenheit zu erſtreben und zu erreichen iſt. Georges ſah ſich inſofern auf der Bahn des Glückes. — Dies Glück zu vollenden, erſchloß ſich ihm auch die Poeſie der Liebe — wenigſtens ſchien dies ſo; wiewohl die Wirklichkeit, die eiſige Proſa des Erdenlebens, auch ihm des unſterblichen britiſchen Poeten Worte wahrmachte:

— „Nach allem, was ich jemals las
Und jemals hört' in Sagen und Geſchichten,
Kann nie der Strom der treuen Liebe ſanft;
— — — — — — — — —
So ſtürmte Krieg, Tod, Krankheit auf ſie ein,
Und macht' ihr Glück gleich einem Schalle flüchtig,
Wie Schatten wandelbar, wie Träume kurz."

Der Tag, an dem Georges und Anita von ihrem Geſchicke zuſammengeführt wurden, mag für den Dichter ein Tag unausſprechlicher Wonne, für den Philoſophen ein Tag der Weihe zum höheren Seyn, für den Weltling ein Tag des Unglücks, für den Chriſten ein Tag der Segnung geweſen ſeyn — für Georges war er dies Alles miteinander. Ihm war Anita wie das Meiſterſtück amerikaniſcher Schöpfung erſchienen. Nimmer noch

hatte ſein Blick an lieblicheren und anmuthigeren Formen gehaftet; nimmer noch hatten ſchönere Umriſſe ſich ihm in Phantaſie und Wirklichkeit dargeſtellt; allein während in Anita ſich ihm eine Verkörperung aller äußeren Schönheit zeigte, öffnete Anita ihm auch den unerſchöpflichen Quell der zarteſten Hinneigung, der innigſten Hingebung ihres geiſtigen Weſens. In Anitens Buſen war die Liebe erwacht, nicht weil Liebe ein allgemeines Geſetz iſt und weil dieſe allgemeine Regung ſich in ihr zufällig für den Einen entſchied, dem ſie zufällig im Leben begegnet war; ſondern weil ſich ihr in Georges die herrlichſte Verwirklichung des Ideals ihres Herzens darſtellte. Ein Frauenherz aber wie das Herz Anitens war, kennt man in Europa nicht; hier unter uns liebt das Weib den Mann gemeinhin nur, weil ſie ſie und er er iſt; ſie liebt, weil in unſeren civiliſirten Kreiſen es herkömmlich iſt, daß das Mädchen ſich verliebe, ſobald ſie ihr ſechszehntes oder achtzehntes Jahr erreichte.

Georges als Phantaſiemenſch und als Poet begriff das Herz Anitens; Liebe ſtürmte gewaltig in ſeinem Buſen. In Frankreich hatte er von Liebe geträumt, in Amerika verwirklichten ſich ſeine Träume.

„Schwöre nicht, daß Du mich ewig lieben willſt,“ ſagte Anita. „Du ſiehſt, daß ich nur ein armes farbiges Mädchen bin. So lange ich an Deine Liebe glaube, werde ich durch dieſen Glauben leben; ſobald Du aufhörteſt mich zu lieben, würd' ich ſterben müſſen.“

„Beruhige Dich, Geliebte! Du biſt ſo ſchön, ſo hold, und dabei ſo geiſtreich! Weißt Du wohl, Anita, daß in meiner Heimath die Männer Dir mit ihrem

Herzen ihren Rang, ihren Reichthum zu Füßen legen würden?“

Anita gehörte zu jener Caste, die damals in den Colonieen, vermöge des Herkommens und der Gesetze, mit eherner Faust bedrückt ward. Der einzige Vortheil der sich dem Mädchen darbot, war der, daß sie nach den Begriffen ihres Landes sich frei wissen konnte, das heißt, sie konnte über ihre Person verfügen, indem sie keinen Herrn hatte, der unumschränkte Gewalt über ihr Leben und Sterben gehabt hätte.

Georges, in Frankreich aufgewachsen und gebildet, also fremd den Vorurtheilen der neuen Welt, konnte unmöglich etwas Anstößiges oder Verwerfliches in seiner Liebe zu Anita finden. Ueberdies würde er in den Zügen des schönen Mädchens vergebens nach Spuren der eigentlichen Abkunft Anitens gesucht haben, denn Anita war nicht gebräunter als alle übrige, für weiß geltende Spanierinnen in jenem Lande; und herkömmlich nur hieß es von Anita: Sie ist eine Farbige; etwa so wie bei den Türken man spricht: Er ist ein Christ, und wie man noch heutiges Tages unter den Christen zu sagen pflegt: Er ist ein Jude.

Des jungen französischen Malers Liebe zu Anita, der Farbigen, machte nur allzubald den Neid der Weißen rege; so daß Georges von ihnen sehr zurückhaltend behandelt ward. Inzwischen was kümmerte ihn die Zurückhaltung einer Welt, die für sein wahrhaftiges Glück so wenig zu thun vermogte? Fern von jenen hoffärtigen Weißen verlebte er seine Tage; Anita begleitete ihn überall hin; und auf diesen ihren Streifereien, in diesem ihren Füreinanderleben spendete Anita ihrem

Georges mehr Liebe und zeigte ihm mehr Seelengröße an einem einzigen Tage, als manche europäische Geliebte während der ganzen Dauer ihrer Leidenschaft zu zeigen vermag.

Wie wenig kümmerte Georges sich um die Geringachtung der Weißen, wenn er hingestreckt auf dem Rasen der Savannen Puertorico's den langgehaltenen Tönen des Purpurfinken oder der Stimme Anitens lauschte, wenn sie ihm jene heimathlichen Waldlieder sang, die noch nimmer ein Echo an europäischen Küsten fanden!

In den Colonieen giebt es eine Krankheit, welche von Zeit zu Zeit sich inmitten der Bevölkerung wirft und sie auf schauerliche Weise lichtet. Man nennt sie das gelbe Fieber, die bittere Frucht der Sclaverei. Bisweilen scheint sie von dort aus den Europäer bis in dessen Mutterland zu verfolgen, als wolle sie ihm seinen Lohn für die Sclaverei zahlen, mit welcher er, als erbarmensloser Eroberer die Völkerschaften der neuen Welt beschenkte. Bricht diese Krankheit auf einer der Antillen aus, so wird sie eine Verheererin, gegen welche die Hülfemittel der Kunst sich nur allzuoft als durchaus wirkunglos zeigen.

Eines Tages fühlt Georges sich plötzlich von unsäglichem Kopfweh gemartert; seine Augen sinken in ihren Höhlen zurück, sein Puls schlägt mit unbändiger Heftigkeit, seine Gliedmaßen sind ihm wie gelähmt — Die Seuche hatte ihn ergriffen.

Wäre das Leben ihres Geliebten nicht dabei bedroht gewesen, so mögte Anita vielleicht, im Hochgefühl ihrer Liebe, die Gelegenheit gepriesen haben, die ihr ward,

um ihre innige Hingebung und Selbstverleugung an den Tag zu legen. Wie viele Stunden, ach! brachte die treue, vollherzige Creolin an jenem Bette zu, auf welchem der Todtkranke lag! wie viele Thränen entquollen ihren schönen Augen! wie brünstig waren die Gebete, die sie zur heil. Jungfrau um Wiederherstellung des Theuren emporsendete!

„Meide mich, Anita! fliehe weit von mir!“ stammelte der Leidende; „mein Fieber ist ansteckend — schone Deines Lebens!“

„Du sprichst albern, mein Georges,“ versetzte Anita mit unsäglichem Weh und unbeschreiblichem Wonnegefühl im Herzen. „Was schwatzest Du von Ansteckung? Du hast ja nicht das gelbe Fieber. Da, erhebe Deinen Arm, leg' ihn um meinen Nacken; sieh doch — fühl's doch, meine Lippen berühren die Deinigen! Gelbes Fieber! Einbildung! Würde ich's denn wohl wagen, Dich zu küssen, wenn Du eine solche entsetzliche Krankheit hättest?“

Georges, dessen Muth durch die Erkenntniß der Gefahr in welcher sein Leben schwebte keineswegs darniedergeworfen war, fühlte und begriff nur zu wohl die Innigkeit Anitens und den Trost, der in seinen Leiden ihm durch den Besitz eines solchen edlen weiblichen Herzens zu Theil ward. Nichts desto weniger war sein Leiden schwer und schier erdrückend, denn nicht genug, daß die Krankheit ihre schwarzen schauerlichen Flügel über ihm rauschen ließ — der Mangel, jener entsetzliche Peiniger, pochte gleichzeitig an seine Thür. Freilich kamen ihm und seiner hochherzigen Pflegerin einige Freunde eine Zeitlang zu Hülfe; jedoch man weiß, wie dergleichen

Beistandsleistungen nach und nach nur zu bald sich erschöpfen und zuletzt gänzlich aufhören.

Die Thränen und das Flehen Anitens drangen endlich zu dem Throne des Allerbarmers; Georges errang den Sieg über die fürchterliche Seuche; er gehörte zu den Wenigen, die sie auf ihrer Schauerwanderung unüberwältigt zurücklassen muß. War nun auch das eine Weh von unserem liebebeseligten Paare gewichen — der Mangel in seiner mit Lumpen behangenen Bleichgestalt ließ nicht ab von ihnen. Darin aber lag ein gewaltiges Hemmniß für die völlige Genesung des Geliebten Anitens. Auch kommt vom gelben Fieber Keiner so leichten Kaufes davon, daß er jemals hoffen könnte inmitten der trostlosen Umgebung der Dürftigkeit nicht zum Zweitenmale von der Fürchterlichen angegriffen zu werden; und ein solcher zweiter Angriff pflegt unter Umständen wie die waren, in denen Georges und dessen Anita sich befanden, unfehlbar tödtlich zu seyn.

„Unser Genesender," sprach zu wiederholten Malen der sorgliche und wahrhaft menschenfreundliche Arzt zu der Pflegerin — „unser Genesender muß die Colonie verlassen; nur in der Luft seiner Heimath mag er völliger Heilung theilhaftig werden. Bleibt er hier, so stehe ich für nichts."

„O mein Gott! mein Gott! verschone den mir Theuren! nimm mein Leben für das seinige! Gern, o gern will ich statt seiner sterben!" flehete früh und spät Anita vor dem Bilde ihrer Madona, wobei das Schluchzen der Beterin schier deren Worte erstickte.

Der Arzt drang wiederholt auf die Abreise seines Patienten.

„Reisen? reisen? aber wie? woher die Mittel dazu nehmen?“ und Anita marterte sich mit diesem Gedanken, dessen Ausführung weit über das Gebiet der Möglichkeit hinauszuliegen schien.

Eines Morgens umschlang sie heftiger aufgeregt als jemals den Geliebten, und indem sie ihn krampfhaft umfaßt hielt, sagte sie: „Mein Georges, ich fühle mein Leben entschwinden. Begreifst Du nicht, daß mein Leben kein anderes als das Deinige ist, und daß ich weiß, wie die Luft dieses Landes Dir zum Verderben gereichen muß? Bleibst Du hier, so muß ich Dich fortwährend leiden sehen, und dieser Anblick muß und wird mir das Leben kosten.“

„Liebe Anita, sieh es ein! Gott will nicht daß ich reise, denn er versagt mir jegliches Mittel dazu.“

„Nein, nein, mein geliebter Freund, Gott ist gnädig und barmherzig; er will und wird Dich retten — mir ist über Nacht vom Himmel ein Gedanke eingegeben —“ Und Anita küßte innig den Geliebten: „Nicht wahr,“ fuhr sie fort, „Du liebst mich?“ Und ohne Zeit zu einer Antwort auf ihre Frage zu gestatten, setzte sie lebhaft hinzu: „Ja, ja, Du liebst mich, und Unrecht hab' ich, wenn ich danach frage. So also höre mich an, mein Georges. Sieh mich Dir zu Füßen, höre mich Dich bitten, und versprich mir, alles zu thun was ich von Dir verlangen werde —“

„Ich begreife Dich nicht, Anita,“ fiel Georges ihr in die Rede. „Erkläre Dich deutlicher! Habe ich denn jemals einen Willen gehabt, der nicht auch der Deinige gewesen wäre?“

Übrigens leiſtete Georges das von ihm verlangte Verſprechen, heiſchte dann aber wiederholt eine nähere Erklärung. „Nicht doch, nicht doch!“ verſetzte Anita, „was ich von Dir verlangen werde, muß für's Erſte Dir noch Geheimniß bleiben“ — und dabei lächelte die Liebenswürdige ſo mild, daß Georges ihre Äußerung für eine Grille, eine Mädchenlaune hielt, deren eigentliche Bedeutung ſich eheſtens wohl, wie es mit ſo manchen Grillen und Launen der Fall iſt, in Nichts auflöſen würde.

Im Haven der Coloniestadt lag ein nach Havre beſtimmtes Schiff vor Anker und machte ſich ſegelfertig. Mehrere vom gelben Fieber ergriffen geweſene Europäer hatten ſich an Bord des Fahrzeuges begeben, um in ihre Heimath zurückzukehren. Unwillkürlich hatte Georges, ſo oft als Anita ihn am Ufer ſpazieren führte, nach dem heilverkündenden Segler hinübergeblickt und ein tiefer Seufzer war dabei ſeiner Bruſt entquollen. Anita hatte dies jedesmal wohl geſehen und gehört, aber nimmer hatte ſie es merken laſſen, daß ſie es ſah und hörte. Mittlerweile ward ſie ſinnender, und wenn Thränen in ihre Augen drangen, trocknete ſie dieſe haſtig und auch, wie ſie meynte, heimlich. Georges aber ward dies ihr Thun dennoch gewahr; da er jedoch an dergleichen Überquellen des Herzens Anitens gewöhnt war, ſchrieb er es keiner anderen Urſache als der zu, die ſich ihm zunächſt in der dürftigen Lage darbot, in welcher er und ſeine Anita ſich befanden.

Zwei Tage ſpäter, abermals in der Frühſtunde, faßte Anita beide Hände des Geliebten, blickte mit ihrer gewohnten Innigkeit in ſein hageres, bleiches Angeſicht, und brach in Thränen aus.

„Gott befohlen, mein Georges!“ ſprach ſie.

„Bleibe nicht lange aus, liebſte Anita,“ verſetzte Georges, der nicht anders glaubte, als Anita habe ihren gewohnten kleinen Morgenſpaziergang vor. Anita aber antwortete nicht, als ſie mit ſinnendem Blicke die Wohnung verließ.

Der Vormittag verging — der Mittag war vorüber, ohne daß Anita zurückgekehrt wäre, — auf Anitens Kopfkiſſen fand Georges, von der Geliebten Hand geſchrieben, folgende Zeilen:

„Beunruhige Dich nicht, Geliebter meiner Seele. Du ſollſt bald Nachricht von mir haben.“

Jedoch drei Nächte und zwei Tage verrannen, ohne daß Georges das Mindeſte von ſeiner Anita vernahm; und ſeine Wehklage mogte gar wohl mit dem Schmerzensſange eines Vogels verglichen werden, der da bemühet iſt, die theure Gefährtin zurückzurufen, die von dem Blei des Jägers hatte fallen müſſen.

Da erſchien plötzlich und unerwartet vor unſerem Georges ein Neger — ein athemloſer, ſchweißbedeckter Neger mit einer Rolle Geld und einem Brief in der Hand.

„Woher dies Geld?“

„Ich weiß es nicht, Mäſſä.“

„Wer ſchickt es?“

„Das ſagt der Brief,“ antwortete keuchend der Schwarze. Und Georges lieſet nun folgende an ihn gerichtete Zuſchrift:

„Mein Theurer! Du haſt mir Dein Ehrenwort gegeben, alles das zu thun was ich von Dir verlangen würde — wohlan! ich fordere daß Du unver-

züglich nach Europa reiſeſt. Verlaß dies Land, das Deiner völligen Geneſung ſo feindlich entgegenſteht. Segle dahin und kehre, wenn Deine Geſundheit ſich völlig wiederherſtellte, in unſere Savannen zurück, Du wirſt dann von dieſem Dir überſeeiſchen Klima nichts mehr zu fürchten haben. Reiſe ſchnell ab, mein Georges; reiſe ab und kehre zurück, jedoch nicht um ferner auf dieſen Inſeln Deine Wohnung zu nehmen, ſondern um mich hinüber in Dein Frankreich zu holen; in jenes Frankreich, von welchem Du mir ſo oft ſo viel Schönes und Herrliches erzähltest, wo unſer Beider Geſchick ein einziges Geſchick ſeyn kann, wo der Seele heiligſte Regungen nicht durch Vorurtheile erſtickt werden. Verſtehe mich wohl, lieber Georges, mein Entſchluß iſt unabänderlich gefaßt. Du wirſt nimmer erfahren wo ich mich befinde, ſo lange Du in dieſem Lande bleibſt. Bemühe Dich, in Frankreich die nöthigen Geldmittel zu unſer Beider Ueberfahrt zuſammenzubringen; vor Allem aber ſorge für Deine völlige Geneſung. Wenn Du reiſeſt, mein Geliebter, ſo werde ich mit Dir zufrieden ſeyn und ich ſchwöre Dir bei meiner Liebe und bei der heiligen Mutter Dir meinen Aufenthaltsort kundzuthun, ſobald Du Dich in Europa befinden wirſt. Trachte nicht zu erfahren, wie ich mir die Geldſumme verſchafft habe, die ich Dir hiebei ſende; genüge es, Dir zu ſagen, daß Du ſie von Deiner Anita annehmen darfſt; kennſt Du doch meine innige Liebe zu Dir! Für Dein Glück und Wohlergehen vermag ich Alles zu thun, ſollte es mir auch das Leben koſten; doch würde ich alle Schätze der Welt von mir ſtoßen, wenn ich durch

Annahme derſelben Deinem Herzen wehethun könnte. Reiſe alſo, mein theurer Georges, reiſe unverzüglich," u. ſ. w.

„Nimmermehr!" rief Georges, „nimmermehr werde ich ohne Dich reiſen, Geliebte! — Wo iſt Anita?" fragte er dann, indem er ſich zu dem Boten wendete. Dieſer aber gab ſich ſtumm, als wäre er eine eherne Bildſäule.

„Du willſt nicht reden?" fuhr Georges fort — „wohlan! ſo kehre zu Anita zurück und ſag' ihr, daß ich ſie ſehen, ſie ſprechen will, wäre es auch nur für einige Augenblicke."

Der Neger machte ein Zeichen des Verneinens, und als Georges immer heftiger in ihn drang, verſicherte er, Anita ſey weit von hinnen, ſey mit Spaniern, die ſich nach der Habana begaben, hinweggezogen.

„Mein Gott! kann's denn wahrſeyn?"

„Es iſt wahr," ſagte der Schwarze, indem er mit dem Rücken ſeiner Hand ſich die Augen wiſchte.

Der Arzt kam darüber zu. Als dieſer ſeinen Patienten beobachtete, drang er wiederholt auf deſſen Abreiſe. „Sie müſſen wahrhaftig fort von hier; ich mögte ſagen, Sie müſſen es ſelbſt um Anitens willen, deren einziger Beſchützer Sie auf dieſer Welt ſind, denn ohne Sie — —"

Georges brach in Thränen aus. Der Arzt unterbrach ſich, und fuhr dann mit einigem Zögern fort: Ich will nicht aufdringlich ſeyn, aber da ſie fern von Ihrer Heimath und Ihren Angehörigen ſind, fehlt es Ihnen vielleicht an dem nöthigen Gelde zu Ihrer Überfahrt — freilich kann ich Ihnen nicht den ganzen Belauf

anbieten, jedoch einen Theil desselben will ich herzlich gern Ihnen« — —

»Ich danke Ihnen, lieber Doctor; Anita hat schon für Alles gesorgt;« — und er theilte dem Biedern das eben erhaltene Schreiben mit.

»Eilen Sie, den Wunsch Ihrer Freundin zu erfüllen,« rief dann der Arzt, der ein Geheimniß errieth, welches Georges selbst nicht im Traume geahnet haben würde.

Wenige Tage vor dem so eben Erzählten hatte auf einem der östlichen Punkte der Küste von Puerto Rico ein öffentlicher Verkauf von schwarzen und farbigen Sclaven stattgefunden. Spanische Händler trachteten lebhaft nach dieser Waare, an der sie in ihren Behausungen Mangel litten. Unter denen die den Markt beschäftigten, befand sich ein alter Neger, der zum Verkauf eine junge Creolin ausbot, bei deren Anblick die umherstehende Menge ein Gemurmel des Staunens und Bewunderns hören ließ; dann erfolgten Gebot und Übergebot, bis die Creolin endlich das Eigenthum eines alten Pflanzers von der Insel Cuba ward. Die Verkaufte blickte traurig aber entschlossen, als sie an Bord einer segelfertig liegenden Galeote geführt ward, während ihr ehemaliger Begleiter, der alte Neger, sich auf den Rückweg nach Puerto Rico begab.

Georges mußte endlich sich wohl zur Reise entschließen; unter welcher Bekümmerniß er es that, sey hier nicht geschildert; schwermuthvoll sagte er Lebewohl einem Lande, in welchem Diejenige lebte, die alle Freuden, alle Hoffnungen seines Daseyns in sich faßte.

Des Arztes Rathschläge wiesen sich als vollkommen heilsam aus. Kaum hatte Georges den Boden Frank

reichs wieder betreten, ſo gewann er auch ſeine führeren Kräfte des Körpers wieder, wenn gleich ſein Herz ſich erkrankt fühlte, während er mit fieberiſchem Bangen der Nachrichten harrte, die ihm zu ertheilen, Anita verſprochen hatte. In dieſem Bangen vermogte nur der eine Gedanke ihn zu beſchwichtigen, nochmals allen Anſtrengungen der Reiſe und den Angriffen des tropiſchen Klima's Trotz zu bieten, um wieder mit Anita vereinigt zu ſeyn.

Endlich traf der verheißene Brief ein, jedoch welche fürchterliche Enthüllung faßte er in ſich! Mit tiefgefühlten Worten drückte Anita darin ihren Kummer über ihre Trennung von Georges aus und gab dann eine Schilderung von ihren Erlebniſſen ſeit dem Tage an welchem ſie von dem Geliebten ihrer Seele geſchieden war. Sie hatte ſich verkauft, und befand ſich auf der Pflanzung ihres Herrn. Sie gab die genaueſte Auskunft über ihren Aufenthaltsort und über den Charakter ihres Gebieters, ſchweifte aber beſtändig, als ob nur ein Hauptgedanke ſie bei ihrem Schreiben beſchäftigt hielte, von ſolchen Schilderungen ab, um von der Geſundheit ihres Geliebten zu reden und dieſen zu bitten ihr bald, recht bald Nachricht von ſich zu geben. Übrigens äußerte ſie kein Wort der Klage über ihre jetzige Lage, kein Wort, durch welches ſie Georges hätte zur Rückkehr zu ihr anmahnen mögen. Der Brief war ganz eigentlich eine Fortſetzung ihres Lebens, eine ihr ſelbſt ſich nicht bewußte Selbſtverleugnung, der Ausſtrom eines Gemüthes, das da nimmer glaubt genug gethan zu haben — eine von den gottähnlichen Empfindungen im Herzen eines Weibes, deren Seele nicht durch eine europäiſche Mode-

erziehung, nicht durch literariſche Pedanterei verkümmert worden iſt!

Ein Schreiben dieſer Art mußte jedes gefühlvolle Herz rühren. Die reichen Verwandten unſers Georges waren gefühlvoll — ſie verſahen den Liebenden und Geliebten mit Mitteln zu ſeiner abermaligen Reiſe über das Weltmeer, ſo daß Georges ſich mit wohlverſehener Brieftaſche zu Havre einſchiffte.

Dahin fliegt der Segler vor dem Winde — er wirft Anker im Haven der Habana, und unſer Leſer begreift die Ungeduld, mit welcher Georges nähere Nachrichten über Guoyama einzieht, und mit welcher Haſt er eine Barke miethet, die ihn dorthin bringen ſoll.

Guoyama heißt der Aufenthaltsort Anitens.

Gegen Mitternacht begiebt Georges ſich nach dem Molo, wo die Kahnführer ſeiner harren. Es war eine glorreiche Nacht. Hell leuchtete das Mondlicht durch den klaren tropiſchen Himmel; kein Hauch erſchütterte die Lüfte, die ſonſt von der ſchwächſten Briſe ſo leicht erzitternden Cocosbäume ſtanden unbeweglich, wie wenn ſie aus Silber gegoſſen geweſen wären.

Hurtig löſet ſich das Kabel des Pirogs, hurtiger noch werden die Ruder eingeſetzt — man fährt ab. Die Mannſchaft im Schifflein beſtand aus ſieben Perſonen, unſerem Georges, dem Franzoſen, dem Schiffer, einem Genueſer, dem Steuermann, einem Portugieſen und den vier Bootsknechten, von denen einer ein Afrikaner aus Mozambique, der andere aus Congo, der dritte ein Karaibe und der vierte ein amerikaniſcher Indier war.

In jeder andern Seelenſtimmung als in der, in welcher Georges ſich jetzt befand, würde er nicht unter-

lassen haben, Betrachtungen über eine seltsame Geschicksfügung anzustellen, die hier, im engen Raume eines Schaukelkahnes, sieben Männer aus so fern von einander entlegenen Erdgegenden zusammengedrängt hatte.

Die begeisternde Stille der lieblichen Nacht und die Tactschläge der wohlgehandhabten Ruder erweckten in dem Genueser plötzlich jene poetische Natur, womit der Himmel die Völker Italiens so reich begabt hat. Dem Schiffer des Pirogs hatte, obwohl er sich aus seiner Heimath verbannt wissen mußte, jene Natur sich nicht entfremdet; so begann er denn von einem italischen Gedichte einige Stanzen zu singen, die zu einer anderen Zeit und unter anderen nicht mitwirkenden Umständen verklungen sein würden, ohne für den Moment ein Echo in einem Menschenherzen gefunden zu haben. Und als der Schiffer die letzten Töne seiner Sangweise in die Mondnacht hinausgehaucht hatte, wischte er mit rauher Hand sich die Thränen von den Wangen und rief aus: **„Ah! Genova, Genova! no mai ti rivedro!"***)

Diese einfachen dem Hauche des Nachtwindes auf amerikanischem Oceane dahingegebenen Klageworte eines armen italienischen Schiffers sanken tief in das Herz des Geliebten unserer heldenmüthigen Creolin; der Klagesang erklang ihm wie ein Grabnißhymnus, gesungen irgend einer der längstvollführten Großthaten der glorreichen Republik, wie ein hochdichterisches Mahnungwort zur Erinnerung an das vielfach ruhmgekrönte Europa. Georges fühlte sich tief erschüttert — denn, wird er jenes Europa jemals wiedersehen? wird seine Anita ihn dorthin begleiten?

*) „O, Genua, Genua! nimmer werd' ich Dich wiedersehen!"

Und hurtig dahin glitt das Pireg, seinen Schnabel der Mündung des Gidaflusses zugekehrt.

In dem leis und lind dahinfluthenden Gewässer spiegelten sich die funkelnden Sterne der australischen Hemisphäre. Die beiderseitigen Ufer wechselten oft ihre Landschaften; bald wiesen sie sich wie in Lianen und Farrenkraut gehüllt, bald Melonenbäume und Fruchtgesträuch manchfacher Art. In den zahllosen Krümmungen, die der Fluß in seinem Laufe bildet, erblickte man, als der junge Tag sich erhob, immer neue regbelebte Scenen; jede Bucht, jeder vorspringende Winkel besaß seine Thierwelt, und hie und da auf den Hügeln erhoben sich einzelne, mit einem Gärtchen umgebene Negerwohnungen. Diese Wigwams kündigten die Nähe der Dorfschaft Masipa an, wo das Pirog anzulegen hatte.

Von Masipa bis Guovama führt ein eine halbe Tagereise langer Weg. Die Reise gewann für unseren Georges von Augenblick zu Augenblick ein immer ungewöhnlicheres und lebhafteres Interesse. Nicht mehr hatte er eine von einer Menge Reisender vielbetretene Straße zu beschreiten. Er verließ nach und nach die Alltagspfade der gesammten Menschheit, und je näher er dem Ziele seiner Fahrt kam, desto gewaltiger fühlte er seinen Busen von Freude und Befürchtung gepreßt.

Zu Masipa sagte er dem Flusse, dem Pirog, dem Schiffer und dessen Ruderern Lebewohl, und als er sechs Stunden lang durch die kaleidoskopische Landschaft einer Tropengegend gewandert war, zeigte der von ihm mitgenommene Führer ihm einige an unfernem Abhange eines Hügels sich erhebende Menschenwohnungen, indem er sprach: „Dort liegt Guovama.“ Weiterhin deutete

er auf eine lange und breite Anpflanzung des Palmito oder der Kohlpalme, und sagt: „Hier fängt das Besitzthum des Marques Del Rito an.“ Als dieser Name genannt ward, erbleichte Georges; sein Führer hielt ihn für krank.

In den verfallenen, einen trostlosen Anblick gewährenden Hütten Guoyama's fand Georges bald ein gerngewährtes Unterkommen. Den Zweck seines Hierseyns wußte er seinen Wirthsleuten in den wenigen Worten einsichtlich zu machen, daß er ein Maler sey und hier Ansichten von Landschaften aufnehmen wolle.

In der Habana hatte er die genauesten Erkundigungen eingezogen. Der Marques Del Rito besaß eines der umfangreichsten Grundstücke im Lande und unter seinen zahlreichen Sclaven befand sich ein junges Frauenzimmer, deren Körperschönheit ganz und gar diejenige Anitens war. Was jedoch Anita betraf, so hatte man die Auskunft hinzugefügt, Anita sey die Lieblingsselavin des Marques, der leidenschaftlich in sie verliebt seyn solle.

Als Georges dies vernahm, war ihm als dränge ein Messerstich ihm durch's Herz. „Nur ist dabei zu bemerken,“ fügte der Berichterstatter hinzu, „daß betreffs jener Verliebtheit, man noch nimmer eine Sclavin gekannt haben will, die ihrem Gebieter größern Widerstand als Anita geleistet hätte. Es wäre dies ein beispielloser Fall, von dem man mit Sicherheit voraussetzen könnte, daß er die rauheste Behandlung von Seiten des Marques herbeiführen müßte und würde.

Haben Sclavinnen auf amerikanischen Pflanzungen das Unglück die Sinnenlust ihrer Gebieter aufzuregen — so bleibt ihnen nur die Wahl zwischen einem schmach-

vollen Hingeben oder der Peitsche, und gewöhnlich wirft ein solches beklagenswerthes Geschöpf sich in die Arme des Weißen, indem es ausruft: „Da, da! nimm mich hin, Gebieter, und schlage mich nicht.“

In allen diesen Erörterungen lag für Georges wenig Tröstliches, es mögte denn ihm Hoffnung aus dem Inhalte seiner Brieftasche erwachsen können, der sich auf mehr als zwölftausend Franken belief. Freudig wollte er diese Summe bis auf den letzten Pfennig dem Marques, wenn dieser es verlangen sollte, für die Freiheit Anitens hinzählen. Freilich verhehlte Georges sich die Schwierigkeiten nicht, die sich mit einer solchen Übereinkunft verknüpfen würden; deßungeachtet beschloß er, nicht etwa durch übereiltes Verfahren irgend einen ihm in der Sache noch zustehenden Vortheil aus den Händen zu geben.

Es ließ sich erwarten, daß die Kunde von seiner Ankunft sich in der Dorfschaft verbreiten und so in die Wohnung des Marques gelangen würde. Darüber verging der Tag. Gegen Abend streifte Georges in der Nähe des Herrnhauses umher, ob er seine geliebte Anita erblicken mögte. War es nun Herzenstäuschung oder Wirklichkeit — Georges glaubte, wie entfernt er auch sich von der Wohnung halten mußte, an einem Fenster derselben eine liebliche Frauengestalt erblickt zu haben, die ihm, wie zum Zeichen des Erkennens, mit einem weißen Tuche winkte. Genug das für diesmal! Bestigte sich dadurch doch der Entschluß unsers Liebenden! Aus dem Geschehenen nahm er ab, daß Anita sich im Herrnhause befand, und daß er also sich dem hoffärtigen Pflanzer verstellen könnte.

Die Nacht war für ihn reich an Schrecknissen und düstern Ahnungen. Mit dem Heraufsteigen des Frührothes stand Georges vor der Wohnung des Marques.

Ist der Señor Del Rito schon zu sprechen, fragte er den ersten Negerbuben, der ihm im Hofraume entgegentrat. In demselben Augenblick erschien eine Farbige auf der Schwelle des Hauses. „Der Herr Marques," sprach sie, „ist für einige Stunden ausgeritten."

Bleich, erschüttert und bebend winkte die Creolin dem Gaste, der sich kaum aufrecht halten konnte, in das Haus zu treten. Dort angelangt, überzeugte sie durch einen raschen Blick sich von der Gewißheit, daß kein Lauscher in der Nähe war und stürzte dann in die Arme des Gekommenen, indem Thränen der Freude des Wiedersehens über ihre Wangen strömten.

Georges hielt seine theure Anita umfaßt!

Nachdem das Wogen der Gefühle unserer Liebenden sich gesenkt hatte, brannte Georges vor Ungeduld, Ausführliches über Anitens jetzige Lage zu erfahren, und er befragte die Geliebte dringender noch durch Blicke als durch Worte.

Der Marques liebte die Sclavin Anita, oder aber der Marques hatte seit längerer Zeit beschlossen, keine andere Favoritin zu haben als Anita. Durch den unerwarteten Widerstand, der sich ihm bot, ward seine rohe Leidenschaft zu einer heftigen Begierde gesteigert. Anita sah demnach allerdings ein Elend vor sich, dem zu begegnen sie mit all dem Heldenmuthe entschlossen war, den ihr ihre Liebe und die Heiligkeit der Schwüre einflößte, welche sie ihrem Georges geleistet hatte. Sterben, für Georges und für die Tugend sterben — das war der

Wunsch der Creolin; — denn das Leben derselben war schier unerträglich worden. Der Tag lastete ihr die Arbeiten einer Sclavin auf und während der Nacht mußte sie wachen, um gegen die ihr drohende Gefahr auf der Huth zu seyn. Ärger noch aber als die Leidenschaftlichkeit, womit ihr Gebieter sie ängstigte, war der Grimm mit der einer der Neger des Marques sie verfolgte, nachdem die Anträge, die dieser ihr gemacht hatte, mit Abscheu von ihr zurückgewiesen worden waren. Es ist kaum anders zu erklären, als daß niedrige Sinnenlust den Verstand des Negers verwirrt hatte, da ein einziges Wort, von Anita zu dem Pflanzer gesprochen, genügt hätte, dem Schwarzen eine tödtliche Züchtigung zuzuwenden. Anitens weiches Herz würde jedoch nimmer vermogt haben solches Wort auszusprechen. So zwischen Gefahr und Mitleid gestellt, fühlte die Creolin seit längerer Zeit, daß ihr das Leben eine Last war.

Alle diese Verhältnisse legte Anita ihrem Geliebten unter Weinen und Liebkosungen dar. Plötzlich hielt sie erschreckt inne, deutete auf einen Schatten, der über die Stäbe des Gitterfensters hinhuschte, und flüsterte: „Man lauscht! Es ist der Neger; gewiß entschlich er seiner Arbeit, nachdem er erfuhr, daß ein Fremder auf der Pflanzung ankam.“

„Wohlan,“ sagte Georges, „so habe ich keinen Augenblick länger zu zögern. Ich erwarte die Heimkunft des Marques; ich erzähle ihm unsere Geschichte, schildere ihm unsere Liebe, Deine Selbstverleugnung, meine Reise nach Europa, unser Hoffen und Wünschen — Alles Geld, was ich besitze, biet' ich ihm an —“

„Er wird kein Geld annehmen, mein Georges!“ verſetzte Anita. „Der Marques iſt reich, und hoffärtiger noch als er reich iſt; nimmer wird er mich von ſich laſſen. Nein, mein Georges! nichts von Verſuchen ſolcher Art; für uns iſt Flucht das einzige Mittel. Heut Nacht will ich das Haus verlaſſen um Dich am äußerſten Ende der Palmenpflanzung zu treffen. Komm dem Hauſe nicht näher, denn die Hunde ſind dann losgelaſſen und die wachthabenden Neger ſtreifen umher. Aber finde Dich ein, mein Georges; und bin ich um zwei Uhr nach Mitternacht nicht bei Dir, ſo kehre ruhig nach Guoyama zurück, und erwarte mich in der nächſtfolgenden Nacht.“

Als Georges fortging, traf er nahe der Schwelle des Hauſes auf einen Neger, deſſen funkelnder Blick an ihm haftete. Es war Domi, der Verfolger Anitens, ein breitſchulteriger, athletiſch gebaueter Sohn Afrika's, mit aufgeſtülpter Naſe, dicken Lippen, wulſtigem Haupthaar und Muskeln, die zu gleicher Zeit auf des Eiſens Widerſtand und des Schilfes Nachgiebigkeit ſchließen ließen. Domi ſtand unbeweglich bis der Fremde ihm aus Sicht war, dann lief er blitzſchnell von dannen, ſeinem Gebieter entgegen.

Nach kurzer Friſt war der Marques von dem im Herrnhauſe ſtattgehabten Beſuche in Kenntniß geſetzt worden, denn unter ſeinem Eifer für die Wohlfahrt ſeines Herrn barg Domi die fürchterlichſte Eiferſucht gegen Anita. So hatte er das Vertrauen des Gebieters zu gewinnen gewußt, obwohl er dieſen gern gewürgt hätte, was ihm bei ſeiner Körperſtärke jederzeit ein Leichtes geweſen ſeyn würde, wenn er nicht den Tod durch Henkers Hand gefürchtet hätte.

Als der Marques zu Anita eintrat, fand er auf ihrem Antlitz einen ruhigeren Ausdruck als es sonst der Fall zu seyn pflegte; angelegentlich erkundigte er sich bei ihr, was der Fremde eigentlich gewollt hätte. Anita wußte es nicht, da jedoch die Gastfreundschaft des Marques Del Rito rings im Lande bekannt wäre, so bedürfte ihrer Meynung nach das Erscheinen des Fremden wohl weiter keiner Erklärung.

Des Fremden ward fernerhin nicht mehr erwähnt.

Der Marques fühlte sich erschöpft; Anita mußte ihm kalten Punsch reichen — ein Getränk, das ihm sehr behagte, und auf dessen Bereitung Anita sich so wohl verstand. Die Sclavin brachte flugs das Verlangte. Del Rito nahm das Glas, stellte es hin und umfaßte die Farbige, die ihm in diesem Augenblicke schöner denn jemals erscheinen mogte. „Nimm," sprach er mit funkelnden Augen — „nimm diesen Schlüssel zu meiner Schatulle — alles Geld was darin ist, sey Dein!"

Allein ehe er noch diese Worte vollendete, hatte Anita sich bereits seinen Händen entwunden; Abscheu erfüllte ihre Seele; Zorn röthete höher noch die Stirn des Gebieters.

„Weißt Du's, Anita," rief er, „daß ich die Macht habe Dich zu strafen? Ein einziges Wort von mir und Du wirst schandbar gepeitscht."

„Ich weiß es, und — was dann?" fragte die Creolin mit vollkommener Gelassenheit.

„Dann wird mir Rache geworden seyn."

„Und mir dennoch größere Rache," versetzte die Creolin furchtlos, „denn ich werde dennoch widerstanden haben."

„Nimmer, denn die Peitsche wird Dich endlich zwingen.“

„Das wird sie nicht!“

„Meynst Du?“

„Ich bin dessen gewiß; denn ich werde mich selbst tödten.“

Der Marques kannte zur Genüge den Charakter der Sclavin, um an die Energie derselben zu glauben; nichts desto weniger hoffte er, daß die Zeit das für ihn herbeiführen würde, was seine Bitten und seine Drohungen ihm nicht zu erwirken vermogten; obwohl man es sich wohl wird denken können, wie der Stolz eines spanischen Edelmannes und die Hochfahrendheit eines amerikanischen Pflanzers ihn mit unbeschreiblichem Ingrimm wider den Stachel der Widersetzlichkeit einer farbigen Sclavin lecken ließen.

Die Nacht war hereingebrochen; sie gab sich mehr dunkel als hell, der Lufthimmel ward heftig vom Wolkenzuge bewegt. Im Herrnhause schlief Alles, wie rings umher in den Hütten; kein Geräusch ward hörbar außer den Melodien des Windes, die durch das Laubwerk der Palmen wallten. Da öffnete sich eines der gegitterten Fenster im Hause des Marques, allein es öffnete sich so leise, daß nicht einmal ein Moskito dadurch aufgeweckt worden wäre; und im Fenster erschien eine weibliche Gestalt, die erst ihren Blick zum Erdboden, dann gen Himmel richtete.

„Heilige Mutter,“ murmelte sie, „beschütze mich!“ und mittelst eines an der Fensterbrüstung bevestigten Strickes glitt Anita hinab auf das thaufeuchte Gras.

Ach! während dies vorging, ſtierten hinter einem Baume zwei funkelnde Augen hervor, die leider von der Entfliehenden nicht wahrgenommen wurden.

Anita eilte von dannen mit ſo leichtem Tritte, daß ihre Füße kaum den Boden berührten. Der Weg durch die Palmenpflanzung war dunkel, auch wollte keine **fulgora laterna***) ihren bläulichen Schimmer verſenden.

Am äußerſten Ende harrte Georges, in einen Mantel gehüllt, der Herankommenden.

„Anita, hier bin ich.“

„Dort hinüber, mein Georges, dort hinüber, ſo können wir nach drei Stunden Maſipa erreicht haben.“

Daß Du geſehen hätteſt, lieber Leſer, wie in der Waldwüſte der Jaguar auf ſeine Beute ſpringt! Du würdeſt alsdann dir deutlich vorſtellen können, wie mit einem einzigen Sprunge der Neger Domi über Anita herfiel, ſie mit großer, plumper Fauſt packt und in demſelben Augenblicke ſeine ausgeſtellten Auflaurer herbeiruft! Domi war in dieſer Nacht wachſamer als jemals geweſen, denn ſeine Affenſchlauheit und Tigereiferſucht hatten irgend etwas Verdächtiges gewittert, ſeitdem der Fremde auf der Pflanzung erſchienen war.

Die Flüchtlinge ſind wie im Nu von Negern umringt. Ein unverhältnißmäßiger Kampf entſteht zwiſchen ihnen nnd Georges, der unbeſonnen genug ſein Piſtol gegen den Hauptangreifer entladet, ſo daß er dieſem das Fleiſch des Oberarms ſtreift. Domi blutet, aber Domi iſt nur leicht verletzt.

---

*) Das Inſect, das mit deutſchem Namen „der Laternenträger“ heißt.

Unbeschreiblich war das Erstaunen des Marques, als zu diesem das Gerücht von dem eben erzählten nächtlichen Ergebniß drang. Kaum glaublich bedünkte ihn der Bericht, der ihm abgestattet ward.

„Unmöglich! unmöglich!“ rief er. In dem Maße in welchem sein Zweifel schwinden mußte, verdüsterte sich sein Antlitz; seine Nüstern spreizten sich wie die der Hyäne — sein Gesicht war nicht mehr das eines Menschen. Kaum hatte man Anita mit ihrem Geliebten vor ihn geführt, so würde der Spruch, den er über die Creolin gefällt hätte, ein Todesurthel gewesen seyn, wenn ihm nicht der Gedanke gekommen wäre, daß der Tod keine genügende Strafe für Diejenige seyn dürfte, von der, nach seiner Denkweise, er sich auf das Schändlichste verrathen glaubte.

Entsetzliche Nacht!

„Jetzt begreife ich Dich, elende Dirne! Hündische Liebesäußerungen also sind es, deren Du bedarfst. Den gereiften, dem Greisenalter nahen Mann, der Dir Schutz verleihet, der Dich reich machen wollte, weisest Du von Dir, um Dich einem hergelaufenen Laffen im Dunkeln preiszugeben —“

„Señor!“ unterbrach ihn Georges entrüstet.

„Schweig' Er, da!“ schrie der Marques dem jungen Manne entgegen, dessen Wort auf Del Rito's Zorn gleich einem Funken auf Schießpulver wirkte.

„Gnade, Mässä,“ flehete Anita, „denn Sie beurtheilen uns falsch. Dieser Mann ist kein Hergelaufener, sondern mein Geliebter, mein von Gott mir bestimmter Gatte.“

„Du lügſt!“ brüllte der Marques.

„Bei der heiligen Mutter Gottes! ich lüge nicht,“ verſetzte die Creolin. „Ganz Puerto Rico, wo wir uns lange Zeit aufhielten, kann Ihnen meine Ausſage beſtätigen; ganz Puerto Rico, wo ich frei war, denn frei war ich, ehe ich mich Ihnen zur Sclavin verkaufte, weil dieſer Mann, den die Luft dieſes Landes getödtet haben würde, kein Geld hatte, um nach Europa hinauszuſchiffen. Verkauft ward ich, damit ihm das Kaufgeld würde. O, mögten Sie bedenken, Señor, was ich ſeit ſeinem Fernſeyn erduldete, und mögten Sie darin Veranlaſſung finden, mir Ihr Mitleid zu ſchenken!“

Und raſch und lebhaft erzählte Anita die Geſchichte ihrer Liebe zu Georges.

Eiſeskalten Herzens hörte der Marques ſie an, unfähig durch das Gemälde gerührt zu werden, das Anita vor ihm entrollte; ja, ſein Grimm ſteigerte ſich durch Anitens Liebe zu einem Andern. Wie viele Güte, welche Sorgfalt hatte er ſeiner Meynung nach an die Creolin verſchwendet, die jetzt ihm durch ein ſo ſchnödes Verſchmähen dankte!

„So war ich alſo ein Spielwerk in Deiner Hand?“ rief Del Rito, als Anita ihre Erzählung geendet hatte. „Ich harrte Deiner Gegenliebe, als ob ich der Huld einer Königin zu den Füßen derſelben harrte, und Du ſtießeſt mich zurück mit Deinem Sclavenfuße, mich, den Marques Del Rito, den ſpaniſchen Edeln, den Beſitzer von Tauſenden Deines Gleichen! Meſſe ſie wohl ab, die Größe des Schandfleckens, den Du mit Deinem

Creolenfinger mir auf die Stirn zeichnetest, Du Elende, die Du mir tauſendmal mehr verdankſt als alle die Tauſende meiner Sclavinnen, die jeden Augenblick bereit ſind mir ihren Leib und ihre Seele zu geben. Sie hat man ſonder Zweifel wider ihren Willen verkauft; Du aber gehörſt mir freiwillig an, weil es Dir beliebt hat, Dich ſelber an mich zu verkaufen. Begreifſt Du das? Dein Leib iſt mein, wie mein Geld, und ich kann über ihn verfügen —«

»Schandbar! ſchandbar!« rief Georges.

»Spricht Er ſchon wieder d'rein?« fuhr der Marques ihn an. »Wahr' Er Seine Zunge, wenn ſie Ihm nicht ausgeſchnitten werden ſoll.«

»Schweig, mein Georges, um Gottes Willen ſchweig!« flehete Anita.

»Wie ſollt' ich ſchweigen, und weshalb? Bin ich denn auch ein Sclav dieſes Mannes? Hat dies Land keine Geſetze? Wird hier keine Gerechtigkeit geübt?«

»Gerechtigkeit ſoll geübt werden, gegen Alle hier, gegen mich, gegen Ihn, gegen dies Weib und auch gegen Dich, mein Schwarzer, mein Domi, mein getreuer Wächter. Wir wollen's in Ueberlegung ziehen, wie wir Gerechtigkeit zu üben haben.«

Und der Unmenſch gab Befehl, den Fremden und Anita zu bewachen, und zog ſich ſodann in ſeine innerſten Gemächer zurück.

Folgenden Tages harrten alle Bewohner der Pflanzung der Gerechtigkeit, die der Marques Del Rito üben würde.

Schon früh am Morgen mußte Domi vor ihm erſcheinen.

„Wie findeſt Du Anita?“ herrſchte der Gebieter den Sclaven an. „Nicht wahr, ſie iſt ſchön?“

„Ei, freilich, Herr.“

„Die iſt mehr werth als alle Negerinnen, Deines Gleichen? He?“

„Anita iſt ein Kind Gottes,“ antwortete der Schwarze in ſeiner Derbſprache; „die Andern ſind Teufelskinder.“

„Mögteſt Du ſie wohl zum Weibe haben?“

Domi ſtand verdutzt und ſchwieg.

„Sprich! Mögteſt Du ſie zum Weibe?“

„Herr — ich finde ſie ſo ſchön — —“

„Sie gehört Dir, ich gebe ſie Dir, und zwar noch heute.“

Der Neger grinſete, während ſeine Augen funkelten.

Der Beſchluß des Gebieters ward flugs allgemein kund.

„Man ſoll ſich über die Gerechtigkeit, die ich übe, nicht zu beklagen haben,“ ſagte der Marques mit ſcheußlichem Lächeln zu Georges. Der Herr Franzos kann abreiſen, ich gebe ihn los, obwohl der Gerichtshof der Habana minder nachſichtig gegen einen Räuber und Mörder, wie Sie einer ſind, gezeigt haben würde.“

„Welchen Kaufpreis verlangen Sie für Anita?“ fragte Georges, ohne auf die Schmähungen des Marques zu antworten.

„Kaufpreis? für Anita? Und besäßest Du des Goldes zweimal so viel als ich, Du würdest Anita doch nicht bekommen; nicht würdest Du sie bekommen, bötest Du mir die Königsherrschaft der Insel an. Auch an der Dirne soll Gerechtigkeit geübt werden, und sie, die den Marques, den Edelmann, ihren Herrn, den Gebieter von Guoyama ausschlug, sie wird das Weib eines Sclaven, eines ihres Gleichen. Das ist Gerechtigkeit, und zwar Gerechtigkeit Gottes. Die Dirne hat Schmach über mich gebracht, also Schmach komme auch über sie.“

„Fürwahr,“ versetzte Georges, wie im Wahnwitz, „fürwahr, Marques! ich preise Deine Milde. Kann Dein Rachegefühl sich mit so Wenigem zufrieden geben? Warum nicht tödtest Du mich und wirfst meinen Leichnam Deinen Hunden oder den Alligatoren in Deinen Gewässern vor? Es würde eine Belustigung abgeben, die Deiner würdig ist, Marques Del Rito, Herr von Guoyama!“

„Ich glaube, der Wicht will meiner spotten!“ rief der Wütherich. „Schafft ihn fort von hier!“

„Sieh Dich wohl vor, Marques Del Rito!“ grollte Georges; doch Anita warf sich ihm in die Arme und flehete ihn an:

„Geh, mein Herz, entferne Dich,“ sagte die Heldenmüthige. „Verlaß diesen Ort, an den Du nimmer hättest kommen sollen, um mich heimzuholen. Entferne Dich und sey gottergeben, wie ich es bin.

Baue dabei aber veſt auf Deine Anita, die Dein iſt und bleibt für jetzt und für ewig!“

Der Marques winkte, und ſeine Sclaven packten den unglücklichen Georges und ſtießen ihn hinaus auf die Savanna.

Die Rache, die Del Rito erſonnen hatte, nahm ihren Fortgang.

Während des Tages wurden Vorkehrungen zu Vollſtreckung der Heirath getroffen. Den zu Vermählenden ward eine Hütte eingerichtet, und als der Abend herannahete, führten die Hüter die bleiche, aber veſten Schrittes einhergehende Anita zu jener Hütte, in welche ſie auf Befehl des Gebieters eingeſchloſſen ward. Bald nachher mußte Domi, deſſen Eigenthum ſie worden war, herbeikommen. Seine Mitſclaven folgten ihm. Man feierte die Vermählung durch wilde Tänze und durch reichen Genuß des Branntweins, den der Pflanzer ihnen reichen ließ; denn er wollte ein Feſt des Tobens und Raſens aus dieſer Angelegenheit machen.

Domi war betrunken; ſeine rohe leidenſchaftliche Natur war durch den Dunſt des Alkohols nur noch mehr aufgeregt worden; er glich einem Orangutang.

„Hinein jetzt mit Dir!“ rief der Marques, der herbeigekommen war, um den Verlauf der Orgie zu beobachten. „Domi, Du biſt Herr jenes Wigwams und des Weibes das Deiner d'rinnen harrt!“ Und er ſtieß den Schwarzen gegen den Eingang.

Domi ſtürzte in die Hütte, deren Thür hinter ihm verſchloſſen ward.

Ein hölliſcher Rundtanz der Neger begann nun bei'm Schalle der Handtrommeln, des Händeklatſchens und der Uhauhas, der rieſigen Caſtagnetten in den Tropenländern. Bis tief in die Nacht hinein dauerten das Getös und der wilde Jubel, bis Trunkenheit und Ermüdung ihnen Einhalt thaten. Eine Stille trat ein, die bald zur Todtenſtille ward.

Am folgenden Tage, als die Sonne ſchon hoch ſtand, war die Thür des Wigwams noch veſt verſchloſſen; weder der beglückte Gatte Anitens, noch Anita ſelbſt, zeigte ſich — Niemand!

Del Rito, ungeduldig ſeinen Lieblingsneger noch nicht bei ſich zu wiſſen, befahl die Thür der Hütte zu öffnen.

Und man öffnet die Thür der Hütte — man ruft hinein; keine Antwort. Man geht näher und erblickt am Boden — zwei Leichname — die Leichname Domi's und Anitens.

Der Neger hatte eine klaffende Wunde im Herzen; ein Meſſer, von zuverläſſiger Hand geführt, war ihm tief in die Bruſt gedrungen, und ſteckte noch, veſt wie ein Pfeil in derſelben. Anita lag erwürgt, an ihrem Halſe wieſen ſich die Spuren des Fingerdruckes ihres abſcheulichen Gegners. Es war erſichtlich, daß zwiſchen Beiden ein Ringkampf ſtattgefunden hatte, in welchem Beide hatten erliegen müſſen. —

„Ha!“ ſagte der Pflanzer zu ſich ſelbſt, indem er ſchaudernd die Todte betrachtete, „das hätte auch mir

begegnen können.“ Dann bekreuzte er ſich dreimal und verließ die Schauerſtätte.

Nach einigen Tagen fand man den Marques Del Rito am Ende der Palmenpflanzung in ſeinem Blute liegend. Eine Piſtolenkugel war ihm durch die Rippen in's Herz geſchoſſen worden. Seine unentladene Jagdflinte lag neben ihm; der franzöſiſche Maler aber iſt von dem Tage an nimmer wieder in Guoyama geſehen worden.

Der iſraelitiſche Pilger.

Ein arabiſches Mährchen.

„Dein wort iſt meines fußes leuchte, und ein licht auf meinem wege.“ Pſ. 119, 105.

„Wir haben ein veſtes prophetiſches wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein licht, das da ſcheinet in einem dunkeln orte, bis der tag anbreche, und der morgenſtern aufgehe in euren herzen.“

2. Ep. St. Petri 1, 19. (Nach Dr. M. Luthers Überſetzung.)

Na-Haman, der Rabbi, ein Sohn Zechaia's, kehrte aus dem Lande der Afghanen zurück, wo er die Trümmer der Nachkommen Israels besucht hatte. Er landete zu Bab-elMandeb, zu weinen auf den Gräbern seiner Vorväter im Thale Josaphat, und den Abend seines Lebens in den Armen seiner Tochter Thamar zuzubringen.

Na-Haman war betagt, jedoch lebens- und geistes-kräftig. Als er den Sand Arabiens betrat, beugte er dreimal sein Angesicht und that sich das Gelübde, nimmer wieder auf die Fluthen des Meeres zurückzukehren.

„Fortan," rief er, „werde ich ein stätigeres Element beschreiten. Ich werde mich nicht an einem Tage funfzig Meilen vorwärts getrieben fühlen, um Tages darauf hundert Meilen zurückgewogt zu werden. Nicht mehr werde ich die Säume meines Gewandes an Ungläubigen hinstreichen lassen müssen, so daß alles Gewässer um mich her nicht im Stande ist, mir das Unsaubere aus Kleid und Gewissen wegzuwaschen. Nicht mehr werde ich sehen müssen, wie die Elenden sich am Schweinefleisch mästen und wie ich entweder mit ihnen sündigen oder verschmachten muß. Nicht mehr werde ich mich gleich einem rasenden Derwisch im Bett umher gewälzt fühlen, wenn ich nach Frieden und Schlaf mich sehne. Nicht mehr werde ich in Gefahr sein, zerquetscht, zertreten, ausgehungert, eingekerkert und ersäuft zu werden. Mit einem Worte, ich werde nie mehr auf dem Meere sein, welches der Himmel hinfort den Fischen möge aufbehalten und den Bootsknechten, die gewöhnt sein mögen daran. Preis dir Moscheh! mein Fuß betritt wieder das Land Yemen."

Das milde Äußere Na-Haman's, das durch dessen ehrwürdigen Bart noch erhöh't ward, sein spärliches Genießen von dem Schiffs-Mundvorrath und sein sanftes Dulden der mancherlei Beschwerden, die gewöhnlich mit einer Seereise verbunden sind, hatten ihm die Zuneigung des persischen Schiffshauptmannes gewonnen, der ihn von Ceylon mit herüberführte. Der Perser hatte noch nie einen Passagier gehabt, der ihm so wenig kostete und sich so geduldig plündern ließ, wie Na-Haman; denn willig fügte dieser sich der Forderung des Schiffers, als derselbe ihm das Zwiefache des bedungenen Fährgeldes abforderte, indem widriger Winde wegen die Überfahrt doppelt so lange gewährt hatte, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Herablassend sprach deswegen auch der Perser zu dem Rabbi, als dieser von ihm schied: „Ich lasse Dich hier zurück in den Händen böser Araber, die von der Wiege an Diebstahl erlernen. Ihre Kinder saugen die Raubgier mit der Muttermilch ein, und Männer, Weiber und Kinder werden Dich, wie offen Deine Augen auch sein mögen, Deiner letzten Zechine berauben."

„Dem biete ich Trotz," entgegnete der Sohn Israels, „denn meine letzte Zechine flog mir so eben davon. Ich habe mich für immer von ihr getrennt."

„Fürwahr, der Abschied war rührend," sagte der Perser; „Thränen standen in Deinen Augen und Du blicktest das Goldstück so wehmüthig an, daß, wenn es irgend ein Dankgefühl zu hegen vermögte, es Deiner gedenken würde, so lange sein Gepräge dauert. Aber jetzt lebe wohl! Ich warne Dich, sey auf Deiner Hut; Du bist unter Schelmen und heißhungerigen Dieben, die ihr Handwerk ausgelernt haben." —

„Auch ohne gewesen zu seyn auf dem Meere, dem weiten?" fragte Na-Haman, sanft lächelnd, drückte dann seine Hände über der Brust zusammen und schritt fürbaß.

Yemen ist das Paradies Arabiens. Hundert Dichter haben es besungen, indem Einer dem Anderen herkömmlich nachsang. Es sey hier nicht untersucht, ob dies Herkommen sich blos unter den arabischen Poeten findet; doch ist es gewiß, daß jeder von jenen Hunderten in dem Wahne lebte, er habe es besser gemacht als sein Vorgänger. Mehrere Tausende von Schreiberöhren waren jährlich zum Lobe Yemen's in Tinte getaucht worden und mehr Bände waren deshalb geschrieben worden, als in den sechs Provinzen von Aden bis Bassora Papier vorhanden gewesen. Doch war der Rabbi kaum eine Stunde Weges gewandert, als ihn bedünkte, daß er doch allzu vorschnell sich in ein Paradies versetzt geglaubt hätte. Die Sonne brannte durch seinen Turban; der Sand des Bodens war durch die Hitze zu Kügelchen geballt worden, von denen durch die Sandalen hindurch seine Füße wund gerieben wurden. Myriaden stechender Flügelinsecten fielen seine Haut an, und so weit von der Höhe des ersten steinigen Hügels seine Blicke reichen konnten, gewahrte er nichts als eine ungeheure Ebene, die er schlechthin für einen glühenden Ofen, bestimmt das ganze Menschengeschlecht darin zu rösten, hätte ansehen mögen.

Na-Haman war jedoch sehnig und rüstig, wiewohl schon in hohen Jahren. Dazu hatte er sich an das Reisen gewöhnt, und fühlte, daß, nachdem er mit dem Perser vom Cap Comorin bis zu den drei Plantanen gesegelt war, die über dem Gasthause am Landungplatze zu Aden allmälig hinwelken, er nunmehr den Bedrängnissen jeglicher Wanderung würde Trotz bieten können.

Sein Weg war einsam; und nach den ersten tausend Schritten, die er gemacht hatte, seit er das Stadtthor verließ, wollte es ihm wirklich gemahnen, als hätten Sonne und Sand mit einander ihre Schuldigkeit gethan, und Alles was Mensch heißt, zum Lande hinausgebannt. Dennoch war unserer Wanderer nicht ganz gesellschaftlos, denn der Dinge waren vier, die er mit sich führte,

nämlich einen kleinen indianischen Affen, der glücklich den Nachstellungen der Schiffsmannschaft, die ihn gern gefangen und verschmauset hätte, entgangen war, dann eine Nachtigal, die ihm von der Tochter eines Afghanenfürsten, als ein Andenken an das Land ihrer Väter, geschenkt worden war; ferner das Buch des Gesetzes und endlich eine Lampe, bei deren Schimmer Na-Haman regelmäßig von Sonnenuntergange bis zum Hahnenrufe in dem Buche des Gesetzes zu lesen pflegte.

Der Tag war dem Versinken nahe, so daß die Sonne gleich einer erlöschenden Fackel, noch einmal höher geröthet aufflammte, als Na-Haman nicht wenig erschöpft an einem schmalen Bächlein Halt machte, das sich aus einem Felsspalt herausstahl, jedoch gleich den Tugenden des frommen Rabbi unbeachtet bleiben zu wollen schien; denn kaum war es an das Licht getreten, so sank es auch schon wieder unter die Steinklüfte zurück. Doch gewährte der Ort einige Kühlung und Na-Haman's Reisegefährten schienen so viel Wohlgefallen an dem Plätzchen zu finden, daß der Rabbi sich niederließ, und nach der Weise seines Volkes dem Höchsten dankte, bevor er von dem Wasser des Quelles genoß. Dankbar schwang die Nachtigal ihre bestäubten Flügelein und begann ihr Gezwitscher, ohne erst das Mondlicht abzuwarten, und der Affe, bis zum Tode erschöpft, dankte für den erhaltenen Trunk Wasser seinem Gebieter, indem er an dessen Barte seinen Schädel rieb und sodann in Na-Haman's Schooße entschlief.

Als so rings umher die Welt wie ertödtet dalag, zündete der Rabbi seine mit feuerfangenden Stoffen versehene Lampe an, und begann zu lesen in dem Buche des Gesetzes.

Nach kurzer Frist ward Na-Haman durch das Geräusch menschlicher Fußtritte unterbrochen, die auf dem Sandgrunde daher schallten. Er blickte auf und gewahrte einen einzelnen, düster blickenden Mann, der, ehe der Rabbi seiner Geistesgegenwart habhaft werden konnte,

die Lippen aufschwellte und ihm im Nu das Flämmchen der Lampe ausblies.

Die Nacht war rabenschwarz, so daß Na-Haman, wie bang' ihm auch vor der Nachbarschaft der eben erblickten Gestalt seyn mogte, es doch nicht wagte von der Stelle zu gehen, indem der erste Schritt ihn an irgend einen Abgrund hätte führen können. Doch entfernten sich allmälig die Fußtritte, waren bald gar nicht mehr zu vernehmen und nach einem halben Stündchen hing die Mondscheibe in hellem Silberglanze am Himmel. Schweigen und Einsamkeit umgaben in lieblicher Nacht des Morgenlandes unseren Rabbi. Der Affe sprang von seines Herrn Schooß in den Lichtschimmer hinaus und umhüpfte die Felsstücke. Die Nachtigal saß auf des Greises Schulter und begann ihren Feiergesang, der lieblicher tönte denn tausend Flöten. Erquickt und erheitert schritt Rabbi Na-Haman in Begleitung seines Affen und seiner lieblichen Sängerin des Weges weiter.

Ein zweiter Wandertag folgte dem ersten — gleiche Mühseligkeiten bezeichneten auch ihn. Na-Haman war bis zum Tode erschöpft und beneidete die Fische, obwohl sie bestimmt wären, im Meere zu leben. „Doch aber," setzte er hinzu, „sind sie nicht gezwungen, auf Schiffen zu leben, wodurch die Sache ganz anders wird; jedenfalls brauchen sie die Sonne doch nur dann zu sehen, wenn es ihnen gefällt."

Als der Abend hereinbrach, bemerkte unser Pilger einen einsam stehenden Dattelnbaum, und eilte, unter dessen Schirmdach zu gelangen. Nicht geringes Erstaunen aber fesselte ihn, als er im Schatten des Baumes eben jene Gestalt sitzen sah, die ihm am Abend vorher die Lampe ausgeblasen hatte.

Der Rabbi war ein langsam denkender Orientale, und besaß nicht jene glänzende Gedankenschnelligkeit, durch welche in Europa ein Charakter sich mittelst einer einzigen Handlung kundgiebt. „Er blies mir die Lampe aus," dachte Na-Haman; „aber muß ich daraus abnehmen,

daß er die Absicht hatte, mir den Schädel einzuschlagen?"

Die beiden Wanderer geriethen in Zweisprach, aßen Datteln mit einander und standen auf dem Puncte, die besten Freunde zu werden, als der Rabbi zufällig auf die Frucht des Baumes aufmerksam machte, der sein dichtes Laubwerk über ihnen ausbreitete: „Er ist," setzte Na-Haman hinzu, „ungefähr von der Gestalt des Baumes, unter welchem Adam und Eva im Paradiese Mann und Weib wurden."

Aus den schwärzesten Augen, die jemals in eines Rabbi Angesicht schaueten, schoß jetzt der Fremde einen glühenden Blick, lachte laut auf und entgegnete: „Pah! Geschwätz des ärgsten der Thoren, des Rabbi Josua Ben Levi! Du lasest das Buch Scholim?"

Na-Haman machte sich aus dem Rabbi Josua Ben Levi nicht mehr als aus dem Staube an seinen eigenen Sandalen, denn er wußte, daß jener Rabbi ein Narr von schwerem Kaliber war; jedoch kein Mensch auf der Welt mag sich mit der Speise der Wahrheit überfüttern lassen. Na-Haman fühlte sich durch das Lachen verletzt, womit der Fremde seine Rede begleitet hatte, und ähnlich manchem hochgelahrten Doctor gab er seinem Groll durch Widerspruch freien Lauf.

Er widersprach hitzig, jedoch vergebens. Endlich verließ ihn völlig die Besonnenheit, und entschlossen, seinen Gegner völlig zum Schweigen zu bringen, fragte er ihn, „ob er nicht glaubte, daß des Rabbi Tanchuma Feder vom Aufgange bis zum Niedergange durch den Engel Gabriel, und wiederum vom Niedergange bis zum Aufgange durch den Engel Raphael geführt worden wäre?"

„Nicht eine Sylbe glaube ich davon," war die Antwort: „wohl aber meyne ich, daß die Engel besser beschäftigt werden können, als sich mit solchen Federkünsten gemein zu machen."

Na-Haman wäre vor Erstaunen fast von seinem Sitze gesunken.

„Wie!“ rief er endlich, als wieder [illegible] Rede gewonnen hatte: „So glaubt [illegible] auch nicht, daß das Buch Mischna das schönste Werk menschlicher Geister [illegible]

„Nicht ein Wort glaube ich davon,“ sagte der Fremde.

„Auch nicht, daß das Buch Gemara [illegible] gelehrtesten, beredtsten und berühmtesten Commentar [illegible]

„Unsinn von Anfang bis zu Ende!“

Na-Haman war der gelassenste aller Rabbinen, die jemals den Boden dieser Erde traten; allein er war Schriftsteller gewesen, war in einer Gelehrtenschule erzogen worden und hatte zehn seiner besten Lebensjahre dem Studium der Weisen seines Volkes gewidmet. Mit Unwillen blickte er vor sich hin, am Verdrusse fast erwürgend. Endlich, um den Spötter den letzten Stoß zu versetzen, fragte er ihn heftig: „Was haltet Ihr denn vom Talmud?“

Ohne daß der Fremde bei dem Anschauen der ergrimmten Miene auf Na-Haman's Angesichte eine Muskel anders als vorher bewegt hätte, antwortete er: „Für ein Stück Brot in eine Sandwüste geschleudert, oder für einen nackten Buben, den man in eine arabische Steppe aussetzte, oder für eine Weizengarbe, die in einem Ocean von Unfruchtbarkeit schwimmt; für ein Körnlein Wahrheit unter zehntausend Scheffel Trug gemengt.“

Na-Haman fühlte sich von Entsetzen ergriffen. Unwillkürlich blickte er empor, um zu sehen, aus welcher Wolke der Blitz herabfahren würde, den Frevelredner zu zerschmettern; nieder schauete er, um zu sehen, welche Kluft sich aufthun würde, den Lästerer zu verschlingen: der Fremde aber beachtete behaglich das Geflatter der Nachtigal, die bei hereinbrechender Nacht an ihrem Gefieder zupfte und es glatt schnäbelte, etwa wie eine Tochter des Harem sich schniegelt und bügelt, um bei dem Lustgelage des Schahs ihre Reize geltend zu machen.

Was war mit diesem unerschütterlichen Fremden weiter anzufangen, als ihn entweder todt zu schlagen, oder ihm gute Nacht zu wünschen?

Na-Haman war freilich ein tiefdenkender Schriftgelehrter, und seit langer Zeit schon ein ausgezeichneter Polemiker; doch waren seine Fortschritte noch zu gering

geblieben, als daß er sich zum Todtschlagen hätte entschließen können. So wendete er dem Reisegenossen den Rücken, wünschte ihm mit der bittersten Höflichkeit einen gesunden Schlaf, und schritt, um weiteren Debatten zu entgehen, so schnell er konnte einem Dorfe zu, wo der unüberwindliche Sheik von Nisjad, als Beherrscher von zwanzig Hütten und etlichen hundert Quadratmeilen voll Unkrautes und Sandes der Ruhe pflog.

Unser Rabbi fand bald, daß er aus dem Regen in die Traufe gekommen, oder anders gesagt, daß er zu einem Rabulisten gegangen war, um Schutz vor einem diebischen Nachbar zu suchen. Na-Haman war in ein Raubnest gerathen.

Der Sheik ließ ihn vor sich führen und verlangte von ihm auf der Stelle die Herausgabe seiner letzten Zechine. Umsonst behauptete der unglückliche Rabbi, daß er auch nicht einen Gran von einem Goldstücke bei sich führte. Ihm ward die Bastonade zuerkannt, und zu seinem größten Schrecken erblickte Na-Haman im Vollstrecker dieses Gewaltbefehls seinen Talmud-lästernden Freund. Im tiefsten Gemüthe leistete Na-Haman sich das Gelübde, fürderhin nie mehr um den Talmud zu streiten, so lange er nicht überzeugt seyn würde, es mit keinem Justizbeamteten zu thun zu haben. Er erwartete nichts anders, als eine zehnfältige Begrüßung seiner Fußsohlen für seine bereitwillige Vorlesung über Ben Levi's Weisheit und bereitete sich schon, als Märtyrer des Buches Mischna und dessen Commentars den Geist aufzugeben.

Allein noch nie war ein Justizvollstrecker unentschlossener in der Wahl seiner Werkzeuge gewesen, als der Blitze aus seinen Augen schießende Fremde. Er brach mehr als ein Dutzend Bambusröhre ab, um eines herauszufinden, das geeignet seyn mögte, den Spruch des erhabenen Sheik an dem zu vollziehen, welcher der Sünde schuldig erfunden worden war, ein armer Wanderer zu seyn. Das eine Rohr war so lang, daß es nicht den Verurtheilten, sondern die Umstehenden getroffen haben würde; ein zweites war so biegsam, daß es nicht zum Schlagen hätte gebraucht werden können; ein drittes,

wie ein viertes, war so leicht wie eine Feder; ein fünftes endlich so dick und schwer, daß es den Missethäter sofort unter die unmittelbare Herrschaft des Befehlshabers aller Hingeschiedenen versetzt haben würde.

Der Spruchvollstrecker zerbrach ein Rohr nach dem andern, das dicke wie das dünne, das leichte wie das schwere, und warf jedes derselben hinter das Gezelt, als wäre es durchaus untauglich zu einer so wichtigen Strafvollziehung.

Der Sheik, der endlich über diese Unentschlossenheit ungeduldig werden mogte, sprang von seinem Thronsitze herab, der nichts weiter als ein Büffelsschädel war, und ergriff ein Bambusrohr, das mit einem Zeltpfahle ziemliche Ähnlichkeit hatte, um sich anzuschicken, Selbstvollführer seines gesprochenen Urtheils zu werden. Allein der verordnete Spruchvollstrecker schien es nicht mit ansehen zu können, daß sein Machtgebieter sich auf so unwürdige Weise beschäftigte. Hastig riß er ihm den Weberbaum aus den Händen, schwang ihn wirbelnd um das eigene Haupt und drohete dergestalt mit einem Streiche, der so aller Pilgerschaft wie aller Polemik unsers Rabbi für immer ein Ende gemacht haben dürfte. Auch fiel der Streich wirklich; jedoch nicht auf die ihm angewiesenen Fußsohlen. Der Sheik, der Verlangen trug, zu sehen, welchen Ausgang die von ihm angeordnete Operation nehmen würde, hatte sich zu nahe heran gewagt; das Bambusrohr schien kein Ansehen der Person gelten zu lassen und so geschah es, daß mit demselben das erlauchte Haupt des Herrschers in unvermeidliche Berührung kam. Nicht zwanzig Turbane hätten den Streich von dem Hirnkasten des Gewaltigen abhalten können. Ehe man sich dessen versah, lag der Sheik am Boden, um es sich nie wieder einfallen zu lassen, hienieden eine Bastonade zu decretiren. Der Pöbel stürzte nunmehr in das Gezelt und wählte, als es sich von dem wahrhaftigen Tode des Zwingherrn überzeugt hatte, sofort einen neuen Gebieter; verfehlte auch nicht, dem Hingestreckten mit Wahrheiten aufzuwarten, die diesem eine Stunde früher vielleicht hätten von großem Nutzen seyn können, und wunderte sich nicht wenig, wie die Volksmasse es jemals hatte

zugeben können, daß solche Bestie auf die Nacken der Gläubigen hatte treten dürfen.

Der Neuerwählte trat ein, überblickte das Vorgefallene, schwatzte von unwandelbarem Fatum, und befahl, in der Absicht, seine Herrschaft mit Lust und Jubel zu beginnen, eine allgemeine Zeche in Stutenmilch, gab auch sofort das beßte Beispiel, indem er sich sonder Verzug berauschte. Da er gegen den Mörder keine üblen Gesinnungen zu hegen schien, ließ er den Rabbi greifen und ihn mit Jenem in eine der Regierungshütten bringen, und Beide dort bis morgen, wo sie gehenkt werden sollten, bei Speise und Trank verwahrt halten.

Erschöpft von Furcht und Hunger aß der Rabbi zu Abend wie ein Schlingrabe und streckte sich dann auf die Matte hin. Doch ehe er noch die Augen schloß, fragte er seinen Mitgefangenen, ob er noch toll genug wäre, zu wähnen, daß der Talmud nicht allen schon geschriebenen und noch zu schreibenden Büchern vorzuziehen wäre?

„Pah!“ war die einzige Antwortsylbe des Fremden, der ihn dann zum Einschlafen aufforderte. Dies sollte auch schon geschehen; da trillerte die Nachtigal, die sich auf ein Rankengewächs an der Fensteröffnung gesetzt hatte, in so ausgehaltenen Tönen, daß der Talmud aus Sinn und Gedanken seines Vertheidigers verschwand; denn Na-Haman horchte nunmehr den Zaubertönen der befiederten Sängerin, murmelte etwas von Engelchören, begann Nonsens eines Halbtraumes zu sprechen und versank dann in einen so vesten Schlummer, daß auch auch der hartnäckigste Controversist durch denselben in einen stillen, friedliebenden Mann würde verwandelt worden seyn.

Bald jedoch ward Na-Haman's Hirn geschäftig. Ihm träumte, er wäre vor den Sanhedrin gestellt und hielte die unwiderstehlichste Rede, die je von den Lippen eines Sterblichen floß. Seine Sentenzen bedünkten ihn so scharf zu seyn, wie die Schneide einer Damascenerklinge und seine Metaphern strahlender als die der Klinge eingeätzten Goldblumen. Es war ihm, als stände vor ihm der niederdisputirte Fremde, der vor Schaam und Reue hätte mögen in die Erde sinken, während die Lüfte

den Beifallsjubel der erstaunten und entzückten Zuhörermenge widerhallten. Na-Haman fühlte seine Wangen erglühen von dem Stolze unbestrittener und unnachahmlicher Rednergewalt; immer lauter schwoll der Beifall an, immer glühender brannten seine Wangen — da erwachte er, und siehe! eine Fackel flammte zollweit von seinem Barte und eine Stimme ward hörbar: „Rabbi, steh auf, so Du nicht lebendig gebraten werden willst!“

Na-Haman sammelte seine Sinne und blickte umher in der ärmlichen Hütte und sah, wie der Fremde mit der lodernden Fackel die Wände des leicht entzündbaren Gebäudes bestrich, daß bald die Flamme das Dach der Wohnung erfaßte.

Na-Haman war zu Ende mit seinen Rednergründen. Er sprang auf, um den herabstürzenden Feuerbränden zu entrinnen. Als er das Freie erreichte, standen schon alle Hütten umher in prasselnden Flammen.

Ohne ein Wort zu sagen, rannte Na-Haman einem Dattelwäldchen zu, das eine Viertelstunde Weges entfernt lag, indem er seine ganze Habe, nämlich seinen Affen, seine Nachtigal, seine Lampe und das Buch des Gesetzes bei sich führte. Der Fremde hatte ihn bald eingeholt; allein mit unverhaltenem Unwillen bebte der Rabbi vor einem Manne zurück, der sich an keine Pflicht der Dankbarkeit fesselte, den kein Vernunftgrund überzeugen konnte, der Feuer in friedliche Hütten warf und der — was das Aergste war — den Talmud schmähete und lästerte!

„Rabbi,“ sprach der wundersame Fremde, „jetzt können wir nach Bequemlichkeit disputiren. Kein Sheik wird uns dabei stören; und jetzt erst fühle ich mich zu einem Wortgefecht aufgelegt, nachdem ich eine ganze Ortschaft in Brand gesteckt habe.“

Der Ausruf „Hinweg!“ war Na-Haman's ganze Antwort. Sofort aber regte sich Hoffnung zur Bekehrung des Fremden in ihm, und schon wollte er mit einer überaus spitzfindigen Frage herausrücken, auf welche er sicher das Bekehrunggebäude aufzuführen gedachte, als der Hufschlag einer Reiterschaar erscholl, die durch das Wäldchen hinzog, und über das brennende Dorf herfiel. Das Geschrei des Entsetzens, das nun hörbar ward,

gab nur allzudeutlich kund, was die herangekommenen Gäste im Schilde geführt hatten. Der Rabbi lauschte, bis nach einem hitzigen Gefechte der letzte Laut verhallte.

„Du retteteſt mein Leben, indem Du mich weckteſt,“ waren ſeine erſten Worte zu dem Fremden. „Jene Bande würde mich mit den Dorfbewohnern in Stücke gehauen haben. Ich erkenne, das es Dir nicht an Einſicht fehlt, obwohl Du den Talmud verleugneſt.“

„Bei alledem weißt Du nur zur Hälfte, was Du mir verdankſt,“ ſagte der Fremde, „und bezahlen mußt Du mir meinen Zeitaufwand, und bezahlen, daß ich die Oberhaut Deiner Fußſohlen und das Wirbelbein Deines Nackens verſchonte und rettete. Gieb mir Dein Äffchen, Deine Nachtigal und Deine Lampe. Dein Geſetzbuch magſt Du behalten, damit es Dir als Gegengift diene gegen den Unſinn, mit dem Du aus andern Büchern Dir das Hirn vollgeſtopft haſt!“

Na-Haman war beſtürzt. Die kleinen Thiere waren ihm vieltägige Gefährten; eine edle und ſchöne Hand hatte ſie ihm geſchenkt; als Gabe aus fernen Zonen her wollte er ſie ſeiner Tochter Thamar bringen, der Lieblichſten der Lieblichen, von der er allſtündlich wähnte, ſie ſchaue heraus aus ihrer Kammer zu Jeruſalem nach der Heimkehr ihres geliebten Vaters, des Rabbi Na-Haman, des Sohnes Zechaia's. Dazu kam ihm der Zweifel, ob ihm die Dienſte des Fremden noch wirklich von Nutzen ſeyn würden, ſobald derſelbe ihn hinterher beraubte. Und endlich, wenn er ſeinem Dankgefühl auch gefolgt wäre, gefällt doch keinem Menſchen eine gezwungene Anleihe, die auf das hinzielt, was ihm das Liebſte auf der Welt iſt. Na-Haman begann Vorſtellungen zu machen und ſetzte zu gleicher Zeit mit ſchlagender Beredtſamkeit ſeinen Traum von vorhin fort; jedoch der Fremde erklärte ihm rund heraus, daß er ihn bäte, dergleichen Albernheiten für die alten Weiber des Sanhedrin aufzuſparen. Dabei ergriff der Schauerliche den Affen, der ſich eben auf einem herabhangenden Baumaſte ſchaukelte, quetſchte ihm die Kehle zu und warf ihn todt zu des erſtarrenden Rabbi Füßen. Die Nachtigal, die eben im beſten Zuge war,

einen Honigstrom lieblicher Töne fließen zu lassen, und jegliches Geschöpf, selbst einen reißenden Wolf, nur nicht diesen Fremden bezaubert haben könnte, ward ebenfalls von der Schulter ihres Gebieters herabgenommen und neben dem Affen zu endlosem Stillschweigen gebettet.

Entsetzt sprang der Rabbi auf, um mindestens die beiden ihm noch gebliebenen Dinge, die künstliche Lampe und das Buch des Gesetzes zu retten. Die Erstere in der Linken, das Letztere in der Rechten rannte er davon; allein der Fremde wußte ihn einzuholen, entriß ihm die Lampe und zertratt sie unter seiner Ferse, indem er dazu sprach: „Dein Buch magst Du behalten, denn das kann weder Böses noch Gutes stiften, so lange Du nicht Hirn genug hast, es zu verstehen.“

Der Rabbi entfloh schreiend durch den Wald, doch ohne mehr an Disputationen zu denken. Er verzweifelte nunmehr völlig daran, den Fremden zu bekehren, den er für den Ariman selber, oder doch für einen Ketzer zu halten begann. Die Tritte hin- und her galoppirender Rosse, die rings im Gebüsch hörbar waren, machten ihn noch bestürzter; so daß er mit aller Schnelligkeit, welche von der Furcht verliehen werden kann, unaufhörlich weiter rannte, ohne hinter sich zu blicken, rastlos geängstigt durch mancherlei Geschrei und Säbelgeklirr, das ihn umgab, bis bei dem falben Grau des Morgens ihn ein Gemäuer aufhielt, das sich vor ihm hoch in die Wolken zu erheben schien.

Die Verfolger schienen sich verloren zu haben, die Erscheinung gebräunter Gesichter, stampfender Gäule und blinkender Waffen arabischer Krieger beunruhigte unseren Wanderer nicht mehr, und als er Frist gewann, sich zu besinnen, schien ihm das Gemäuer nicht mehr thurmhoch zu sein; ja allmälig sank es ihm zu gewöhnlicher Höhe herab und endlich zeigte sich ihm in demselben bei dem aufdämmernden Tageslichte eine niedrige hölzerne Pforte.

Nachdem Na-Haman überlegt hatte, ob es gerathen seyn möchte, die Bewohner solchen Gemäuers in Arabien zu stören, fühlte er sich getrieben von jenem mächtigen Impuls, der aller Orten in dieser Welt die wahre Grundlage des Muthes ist — für den der Soldat sich

in die Schlacht, der Seemann sich auf die Meeresfluth, der Politiker seine nächtliche Ruhe, der Straßenräuber seinen Hals wagt; er fühlte nämlich — Hunger!

Na-Haman klopfte, die Thür öffnete sich und nicht viel hätte gefehlt, so würde der Wanderer rücklings niedergestürzt seyn, denn der Pförtner war — der geheimnißvolle Fremde!

„Noch etwas Neues über das Buch Mischna?“ fragte das seltsame Wesen mit einem so finsteren Blicke gleichgültiger Geringachtung wie am Abend vorher. Na-Haman aber war nicht vermögend zu sprechen. Furcht und Ermattung hielten seine Zunge gefesselt. Er versuchte umzukehren, sank jedoch erschöpft nieder. Der Fremde richtete ihn auf und führte ihn in ein ärmlich eingerichtetes Gemach, in welchem die Fensterladen noch verschlossen waren und das von einer fast erlöschenden Lampe spärlich erhellt wurde.

„Ich vermuthe,“ fuhr er gegen den fast sinnlosen Rabbi fort, „daß Du mich nunmehr für ein verderbenbringendes Wesen hältst; und wie wenig es mir auch gelten möge, ob ich in Deinen Augen ein Ungeheuer bin oder nicht, so höre dennoch die Wahrheit um der Wahrheit willen, wiewohl Du in Deinem Herzen Berge von Wahn und Irrthümern aufgehäuft hast. — Ich verbrannte jenes Dorf, weil ich aus sicherer Quelle wußte, daß die Einwohner desselben beabsichtigten, uns die Gurgel abzuschneiden, sobald sie uns schlafend wissen würden. Ueberdies würde es ihnen noch schlimmer ergangen seyn, wenn ich die Feuersbrunst nicht erregt hätte; denn — — jedoch, Rabbi, ein Mensch der sich lieber einen Damascener durch das Zwerchfell jagen, als sich das Haus über dem Kopf anzünden läßt, wenn er davon laufen kann, ist zu nichts Anderem nütz, als an den Talmud zu glauben.“

Der Rabbi murmelte in den Bart, empfand jedoch zuviel Ehrfurcht, als daß er hätte laut reden mögen, und so verstummte denn zum erstenmale in seinem Leben seine mühevoll eingelernte Weisheit.

„Durch den Brand,“ fuhr der Fremde fort, „wurden die Einwohner aufgeschreckt, und es war ihr Glück, daß sie nicht so vest schliefen und minder berauscht waren, als

ihr Sheik; denn Ben Ali Sakari, der frömmste Sheik in der Gegend, der aus dem reinen Blute Ismails stammt, ohne daß dieses sich durch dreitausend Jahre voll Räubereien hindurch mit einem einzigen Tropfen unehrlichen Blutes gemischt hätte, — Ben Ali und seine Genossen hatten sich vorgenommen, in eben dieser Nacht die Nachbarn mit Stumpf und Stiel auszurotten. Der Brand hinderte dies ihr Vorhaben wesentlich, und jetzt, nachdem beide Stämme sich halb todtgeschlagen haben, beschwören sie über den Leichen ihrer gefallenen Sheike ein vestes Friedens- und Freundschaftbündniß. Sieh ein, Rabbi, wie dieses ihr Verfahren den gebildetsten Gemeinden der Erde besondere Ehre machen würde. Auch wird der Friedenstractat, eben so gut wie die Tractate besser gekleideter Nationen, mit der pünktlichsten Treue so lange gehalten werden, bis es einer oder der anderen Partei beliebt, denselben zu brechen."

Na-Haman der wieder Herr seiner Zunge worden war, gestand, daß er an jedem anderen Orte lieber hätte seyn müssen und mögen, als da, wo jene kupferfarbigen Kriegsgrundsätze, abgehandelt worden waren. „Aber mein Affe und meine Nachtigal," fügte er seufzend hinzu; „welcher Schuld waren sie denn anzuklagen?"

„Schuld?" unterbrach ihn der Fremde: „Konnten sie größere Schuld auf sich laden, als die Schuld, Talente zu besitzen und Lust zu haben, dieselben zu zeigen? Ein Genie, das nicht lernen will, unter Menschen zu gehöriger Zeit zu schweigen, wird von allen Denen, die zeitliche Gewalt besitzen und Verlangen nach seiner Entfernung tragen, zum Lande hinausgejagt werden. Dein Sanhedrin wird diesen Satz bestätigen. Hätte es Deiner Nachtigal beliebt, nur dann zu singen, wenn ich es von ihr verlangt haben würde; hätte Dein Äffchen nur dann seine Sprünge gemacht, wenn wir seiner Scherze bedurft haben würden, so hätten Beide meinetwegen ewig leben, hätten meinetwegen ausersehen seyn mögen, in goldenen Käfigen zu residiren oder unter rosigem Schwibbogen auf einer Perlenkette sich von Aufgang gen Niedergang zu schwingen. Wisse aber, Du disputirsüchtiger Gesell, daß die Araber,

welche jenes Dorf überfielen, uns in den Wald folgten, und auch uns gefangen und abgeschlachtet haben würden, sobald Deine Nachtigal ihr süßes Liedchen angestimmt, Dein Äffchen seine allerliebsten Sprünge gemacht und Deine Lampe ihr schimmerndes Licht versendet hätte. — Jetzt magst Du gehen.“

Demüthig erhob sich Na-Haman, bekannte seine schwache Einsicht und tappte unter Danksagung für die ihm gewordene Lebensrettung der Thür zu. Allein vergebens bemühete er sich die Klinke zu öffnen. Ärgerlich befahl der Fremde ihm, zu eilen, daß er fortkäme; das Schloß des Ausganges wollte jedoch nicht nachgeben.

Was unsern Rabbi noch mehr verwirrte, war, daß er verschiedene Klänge zu vernehmen glaubte; eine weibliche Stimme von ungemeiner Lieblichkeit für Na-Haman's Ohr mischte sich in die Töne singender Vögel und in ein ihm nicht fremdes Schnarren, daß er sich jedoch nicht sofort verdeutlichen konnte.

In heftiger Gemüthsbewegung wendete er den Blick zu dem Fremden, der fortwährend seiner Entfernung entgegen zu sehen schien; allein das brennende Auge des Seltsamen glühete so wunderbar unter den gerunzelten Augenbrauen hervor, daß Na-Haman nicht mehr vermogte, ihn anzuschauen, sondern jetzt heftig gegen die Thür stieß, die endlich wich, so daß unser Wanderer schrittweit über die Schwelle stürzte. Allein wo befand sich Rabbi Na-Haman? Nicht im Walde. Er lag auf dem Fußboden eines kleinen reich eingerichteten Gemaches, und eine liebliche Gestalt eilte herzu, Wasser und Aromata in seine Schläfe zu reiben, ihn aufzurichten und ihn mit dem Ausrufe: „Mein Vater“ in die Arme zu schließen.

Die Fensterflügel waren aufgeflogen; die Morgensonne ließ einen Purpurstrom über die Blumentöpfe gleiten, die vor den Fenstern aufgestellt waren. Voll Furcht, voll Erstaunen und Verwunderung starrte der Rabbi an, was ihn umgab; endlich bemächtigte Entzücken sich seiner Seele. Thamar, seine schöne, seine ihm so theure Tochter war es, die er an seine Brust drückte. Ihre Thränen fielen

auf sein noch krampfhaft zuckendes Angesicht. — So fallen kühlende Regentropfen herab aus den unsichtbaren Augen des weinenden Himmels, um die verschmachtende Erde zu erquicken. Das Wunder verschwand nicht. Wie war Na-Haman hieher gekommen? Nach Judäa? In sein eignes Haus? — Gemälde, Teppiche, Bücher — Alles sah er, wie er es vor drei Jahren verließ, um seine mühevolle Reise zu unternehmen! und jetzt sendete er auf eben derselben Stelle, unter der Pflege seines geliebten Kindes, seine Gebete gen Himmel!

Um über dies Alles Erklärung zu erhalten, wendete er sich zu dem Fremden, der jetzt ruhig auf einem Polster saß und ein riesiges Blatt des Talmud nach dem andern umschlug. Na-Haman ward, wie entzückt er auch über die ihm gewordene Rettung und Erhaltung seyn mogte, doch noch entzückter, als er den wundersamen Reisenden das so gewichtige Buch studiren sah. Sollte Rabbi Na-Haman dennoch gesiegt haben? Sollte er den starrköpfigsten aller Skeptiker doch dahin gebracht haben, seine Meynung zu ändern?

In seiner Freude hierüber machte der Rabbi sich los aus den Schwanenarmen und von den Rosenwangen seiner Thamar, nahm die Bücher Mischna und Gemara aus ihrer reichgewirkten Hülse und näherte sich mit dieser Ladung von Weisheit dem Fremden. Dieser aber schien des Rabbi, der unter dem Gewichte seiner Theologie fast erlag, nicht zu achten, sondern fuhr fort zu lesen, indem er von Zeit zu Zeit murmelte: „Hm! ziemlich wahr! — Unsinn! — Überraschende Dummheit! Unbegreifliche Thorheit! — Vernunft in Nebel! — Völlige Tollheit! Gebirge von Lügen!"

Endlich vermogte der Rabbi nicht länger sich zu halten. Er legte die heiligen Bücher mit einer Überzeugung von Siege neben den Studirenden und brachte es zuletzt mit Mühe dahin, des Letzteren Blicke auf sich zu lenken.

„Hast Du nicht noch mehr Bücher außer diesen?" fragte ihn der Fremde.

„Noch Hunderte!" rief der entzückte Rabbi — „wie mögte ich sonst ein Schriftgelehrter seyn?" Mit diesen Worten öffnete er seinen Kasten und legte Buch nach Buch auf den Teppich; die Bücher Medrasch Rabba — Schabath — Rabbi Huna — Taanith u.A.

„Und diese alle hast Du gelesen?" fragte der Fremde weiter — „und wagst noch zu hoffen, vor dem Herrn zu bestehen, der den Menschen die Zeit giebt, um sie nützlich auszukaufen? Wo ist das kleine Buch, das Du in verflossener Nacht bei der Lampe lasest?"

„Jenes Buch," antwortete der Rabbi, „wird von unseren Schriftgelehrten zwar hochgeschätzt, dennoch lesen sie nur in demselben, wenn sie anderer Bücher nicht habhaft werden können. Sey das Gesetz auch noch so gut, des Gesetzes Auslegungen sind dennoch besser. — So lehrt der erleuchtete Sanhedrin!"

„Meiſter in Iſrael," — ſprach der Fremde in ernſtem Tone — „ich brauche Dir nicht erſt zu ſagen, daß der erleuchtete Sanhedrin aus einer Geſellſchaft von blinden Schwachköpfen beſteht, die mit einander verlangen, daß alle Welt blind ſeyn ſoll wie ſie. Da Du jedoch, ungeachtet Deiner verkehrten Erziehung ein rechtſchaffener Mann biſt, ſo ſollſt Du dem Sanhedrin zum Trotz eine Lehre empfahen. Danke es den Gebeten Deiner Tochter, daß Du die Heimath wiederſaheſt: mir aber danke es, wenn ich Dir Raum zur Wahl öffne, ob Du minder närriſch ſeyn willſt, als Deine Schriftgelehrten. — Gieb mir das Buch des Geſetzes!"

Na-Haman reichte es ihm.

Mit Ehrfurcht drückte der Fremde die Stirn darauf und legte es dann oben auf den Stoß der übrigen Bücher. Kaum hatte es dieſe berührt, ſo wirbelte Rauch unter denſelben auf; eine Flamme brach hervor, und in denſelben Secunden ſtand die geſammte Weisheit unſeres Schriftgelehrten in lichter Gluth.

Na-Haman ſtürzte auf den Zerſtörer ſo heiliger Bücher los, allein Staunen feſſelte ihn inmitten ſeines Laufes. Die Augen des Fremden leuchteten gleich milden Sternen, ſein Antlitz ſtrahlte ein wunderſames Gemiſch von Hoheit und Schöne; ſanft, aber doch herzerſchütternd blickte die gänzlich umgewandelte Geſtalt auf den zitternden Rabbi, deſſen Seele in niegeahntem Gefühle erbebte. Der Rauch, der über der Gluth wallte, ſchien die Erſcheinung den Augen der Sterblichen zu entrücken, aber wunderſame Töne, wie fernes Sauſen des Sturmwindes oder Rauſchen des Waſſers wurden gehört.

Die Flamme erloſch — die Bücher menſchlicher Gelahrtheit zerfielen in Aſche; ein einziges Buch der Bücher war unverſehrt geblieben: es war das Buch des Geſetzes und der Propheten! — Der Rabbi legte es an ſeine Bruſt und that ein Gelübde, wie er unter keinem Tempeldache zu Jeruſalem es hätte kräftiger ablegen können!

Als er aufblickte, war der Himmelsbote verſchwunden; doch Thamar, die Liebliche, ſtand neben ihm und ſogar die Lieblinge, der Affe und die Nachtigal, die er ſo jämmerlich hatte müſſen ſterben ſehen, hüpften ihm zur Seite. Zu ſeinen Füßen ſtand unverſehrt und brennend die kunſtvolle Lampe, bei der er zu beten pflegte.

Rabbi Na-Haman, der Sohn Zechaia's, ſank auf ſein Angeſicht, denn von der Stunde an hatte er erkannt, daß nicht Menſchenweisheit, ſondern daß die ſchirmende Hand des Allewigen es iſt, die den Erdenpilger durch die Gefahren dieſes Lebens leitet, und daß kein Buch der Welt weiſer zu ſeyn vermag, als das Buch des heiligen Wortes, das aus dem Munde Gottes ging!

Der Lebenstag.

Eine Erzählung aus der wirklichen Welt.

Erſter Abſchnitt.

Mitternacht.

Ob Weisheit auf der Gaſſ' auch ſage,
„Die Nacht iſt keines Menſchen Freund" —
Ein Troſtglanz doch aus ihr mir ſcheint;
Denn ſie muß weichen, daß es tage!

1. Der Nachbar zur Linken.

„— denn die glücklichſte der Ehen,
„Mädchen! hat ihr Ungemach."
Altes Lied.

„Alles in der Welt, nur Das nicht, lieb Mütterchen!" rief Cäcilie etwas verſtimmt. Die Gluth holder Schaam ſtieg ihr dabei in das liebliche Angeſicht, das von den Scheideſtrahlen der hinabſinkenden Sonne noch höher geröthet ward.

„Und warum nicht?" verſetzte die Mutter: „Heirathen iſt und bleibt nun einmal des Mädchens Beſtimmung, und unſer ehrlicher Herr Nachbar zur Linken dünkt mich ein annehmbarer Mann für dich zu ſeyn."

Cäcilie mochte die von der Mutter eben ausgeſprochene Wahrheit zur Hälfte — wohlverſtanden, die erſte Hälfte! — fühlen; denn ihr ſchwarzbewimpertes

Auge, das ſo eben noch ſeelenvoll, ja etwas kühn in das am fernen Horizonte glühende Abendroth geblickt hatte, ſenkte ſich verſchämt, und das ſonſt nichts weniger als wortkarge Mädchen verſtummte, indem ihr der Strickſtrumpf in den Schooß ſank.

Die Mutter aber hörte nicht auf, in ſie zu dringen, und rühmte des Breiteren die Vorzüge des Herrn Nachbars zur Linken, des Kanzleireviſors Wieſe, der vor einigen Stunden um Cäciliens Hand angehalten hatte.

Nach wohlweislicher Ueberlegung — denn Herr Wieſe überlegte genau, ſehr genau! — war er nicht bei dem Mädchen, ſondern fürerſt nur bei der Mutter mit ſeinem Antrage herausgerückt.

Kanzleireviſor Wieſe war ein bemittelter Mann, Wittwer ohne Kinder, ein Vierziger von behaglichem Aeußeren, ſtill und friedliebend, der überdies in fingirten Differential-Integral- und Variation-Rechnungen Erholung nach vollführter Amtspflicht ſuchte, und alſo wohl jeglicher Regung ſtürmiſcher Leidenſchaft längſt entſagt haben mußte.

So zeigte der Herr Nachbar zur Linken mancherlei Vollkommenheiten, die einer ſorglichen Mutter unendlich einleuchtender ſeyn mogten, als einem kaum ſiebenzehnjährigen, hoffend in das Leben blickenden Mädchen.

Und die verwittwete Cantorin Stern war wirklich eine ſorgliche Mutter. Schon ſeit fünf Jahren des ſang- und frohſinnreichen Gatten beraubt, deſſen Tod ihr in zeitlichem Betrachte nichts als einen ſehr kleinen Gnadengehalt zuwendete, und ihr an Baarſchaften nichts als die wenigen geſammelten Pathen- und Heiligen-Chriſt-Pfennige in Cäciliens Sparbüchſe hinterließ, hatte

Mutter Stern doch durch den Gott in ihrem Buſen und durch den Fleiß ihrer in feiner Nadelarbeit geübten Hände die angefangene Geiſtes- und Herzensbildung ihrer geliebten Tochter glücklich vollendet.

Cäcilie war in ſtiller Tugend und kindlicher Anſpruchloſigkeit zu einem blühenden Mädchen herangewachſen. Konnte man es der Mutter verargen, wenn ſie den Gedanken, recht bald einen braven Ehemann für ihr Töchterlein zu finden, zu ihrem Lieblingsgedanken machte? — Nun ſchien ihr der Kanzleireviſor ein ſolcher Mann zu ſeyn; der Kanzleireviſor trug ſich obendrein als ein ſolcher an. — — Faſt ärgerte ſich die mütterliche Freiwerberin des Nachbars zur Linken über des Mädchens „wunderlich Weſen,“ wie ſie das plötzliche Verſtummen und todte Hinſtarren der Tochter zu nennen ſich genöthigt glaubte.

„So rede doch!“ rief ſie der einer Bildſäule Aehnlichgewordenen zu: „Ich dächte, meine Cäcilie ſey daran gewöhnt worden, Gründe gegen Gründe aufzuſtellen; nicht aber durch ſentimentales Schweigen Gifttropfen in den Kelch mütterlicher Herzensergießung zu flößen.“

Da ſprang die Tiefergriffene vom Seſſel auf, ſchob der Mutter Näharbeit zur Seite und ſtammelte, indem ſie ſich der Erſtaunenden an den Buſen warf, ſchluchzend die Frage: „Alſo ſoll ich wirklich heirathen?“

„Ich wünſche es um deines Glückes willen,“ erwiderte die Mutter, indem ſie eine Thräne von des Mädchens Wange wegküßte.

„Ohne Liebe — heirathen?“ liſpelte die Weinende — und wie mit eiſiger Todtenhand griff dieſe Frage an der Mutter warmes Herz, das heiliger Liebe voll,

dem zu früh verblichenen Gatten einſt am Altar ewige Liebe und Treue geſchworen hatte, und ſie ihm bis zur Stunde des Todes treu bewahrte.

Wie in Nebeldunſt zerrinnend verſchwand der Kanzleireviſor mit allen ſeinen Anerbietungen vor den Augen der in die Zukunft blickenden Cantorin. Sie ſah nur das weinende Mädchen, hörte nur die eben verhallte Frage der ſie umklammernden Tochter, rief: „Nimmer, nimmer ohne Liebe!“ und ſchloß die ſie Umfangende noch veſter an ihren tiefbewegten Buſen.

Eine lange Pauſe erfolgte. Die Schatten der Nacht waren herabgeſunken, aber hell tagte es in Beider Herzen. — Süße Rückerinnerungen und beſeligende Hoffnungen ſind Töchter einer und derſelben Mutter: Frömmigkeit iſt ihr Name.

Da trat zur Stunde pflichtgemäß herein die ehrliche Brigitte, ſeit dreizehn Jahren Köchin, Stubenmagd, Geſellſchaftfräulein und Mitgenoſſin aller Leiden und Freuden in Cantor's Hauſe und ſtellte die brennende Kerze auf den Tiſch. Wohl gewohnt aber, Mutter und Tochter in herziger Umarmung zu ſehen, ſchlich ſie auch diesmal leiſe und unvermerkt wieder davon, den Austauſch ſüßer Empfindungen nicht zu ſtören.

Auch wir bleiben ſtill, aber lauſchend hinter der ſpaniſchen Wand, die das zwar enge, jedoch freundliche Wohnſtübchen der Cantorin von dem daranſtoßenden Alkoven trennt, und geben im folgenden Kapitel unſeren ſchönen Leſerinnen einen kurzgefaßten, doch vollgenügenden Auszug des Geſpräches, durch welches, noch ehe die Mitternacht hereinbrach, Mutter und Tochter ſich gegenſeitig ſo verſtändigten, daß Cäcilie diesmal nicht

irathete, der Herr Nachbar zur Linken aber nächſten ages ein Körbchen, jedoch ein mit Blumen der Zart- it durchflochtenes Körbchen auf ſeinem Frühſtücktiſche rfand.

2. Der Nachbar zur Rechten.

„Piram. O kiss me thro' the hole of this vile wall!
„Thisb. I kiss the wall's hole, not your lips at all!"
Shakespeare.

„Pyram. O küß mich durch das Loch von dieſer garſt'gen Wand!
„Thisb. Mein Kuß trifft nur das Loch, nicht deiner Lippen Rand!"
(Ueberſ. v. A. W. v. Schlegel.)

Daß Cantor's Cäcilie ein braves Mädchen, ihre Mutter eine unbeſcholtene Matrone war, ließe ſich auch ne ihr nächtliches, trauliches Zweigeſpräch zu belau- hen, ſchon aus dem Umſtande abnehmen, daß Niemand n Städtchen, weder im Guten noch im Schlimmen, ch ſonderlich um ſie kümmerte, nicht einmal der Kanz- irevisor mehr, nachdem er das Körbchen empfangen tte. Dieſer mied fortan jeden Beſuch bei Cantors, iewohl ohne irgend Jemandem, ja nicht einmal ſich lbſt Rechnenſchaft davon zu geben. Das rührte aber eſonders daher, daß durch eine ihm aus dem unertief- n Schachte ſeiner Forſchungen neuheraufgeſtiegene Rech- ungformel die Heirathluſt völlig erſtickt worden war.

Vollends unumgänglich war der Herr Nachbar zur echten, ein vormaliger Geld- und Wechſelmäkler, ein

Miſogyn, dem alle Fröhlichkeit in den Tod zuwider war, und der jedesmal Zuckungen bekam, wenn Cäcilie hellen Tones zur Harfe ſang.

Als galanter Erzähler erſpar' ich gern meinen holden und fröhlichen Leſerinnen die nähere Bekanntſchaft dieſes widerlichen, von allerlei Gewiſſensſcrupeln gepeinigten Mannes; allein dann muß ich doch bitten, mir in das Haus desſelben zu folgen, wäre es auch nur, um das Dachſtübchen darin kennen zu lernen, das ſich durch eine unbekleidete Bretterwand von der Vorflur ſcheidet, die in Cantor's Hauſe zu Cäciliens Kämmerchen führt. Der Miſogyn bewohnt nämlich das Haus erſt ſeit Jahr und Tag. Früher gehörte es einem ganz anderen Manne, der eigentlich der Nachbar zur Rechten geweſen war, von dem unſer Kapitel handelt.

Dieſer Nachbar hieß Theophilus Frei, war ein angeſehener Kaufherr, der einſt auf einer Seereiſe unglücklich genug geweſen war, die auf dem Schiffe plötzlich erkrankte geliebte Gattinn in den Wellen des Meeres begraben zu müſſen. Sein damals zehnjähriger Sohn Fritz, wiewohl ein hoffnungvoller Knabe, vermogte nicht, den Schmerz des Gatten zu lindern. Vater Frei blieb ſeit jener betrübenden Begebenheit traurig und in ſich gekehrt; nur ſeinem Grame hingegeben, gerieth er außer Stande, ſeine vielverzweigten Geſchäfte zu eigenem Vortheile zu entwirren; dazu traf ihn der Sturz eines holländiſchen Bankhauſes, und an gewiſſenloſen Handelsfreunden fehlte es ihm denn auch nicht, ſo daß das Haus Theophilus Frei und Compagnie leider falliren mußte. Da warfen Gram und Schaam den ehrlichen Nachbar zur Rechten gar bald

auf das Siechbett und endlich in's Grab, als Fritz kaum das neunzehnte Jahr erreicht hatte.

So lange Fritzens Mutter noch am Leben war, schienen die Häuser Stern und Frei nur eine Familie auszumachen. Des Cantors sanglustiges Gemüth hielt die Herzen wundersam aneinander gekettet. Es war aber auch wonnig, den Cantor Stern auf der trefflichen Hausorgel zu Lust und Schmerz, zu Trauer und Scherz die liederreiche Nachbarinn, so wie die eigene Gattin, die eine treffliche Altstimme hatte, begleiten zu hören. Kein häusliches Fest konnte begangen werden, ohne ein solches Familien-Concert zum Schmucke zu haben, und Cantor Stern wußte stets der Sache eine Wendung zu geben, daß poetisches Leben hinein kam, ohne welches der Gesang wohl eine klangreiche, aber dennoch tonlose Sprache genannt werden mag.

Daß demnach Nachbars Fritz bei Cantors zugleich mit Cäcilien Singestunden hatte, war in der Regel, und noch natürlicher war es, daß an jene Singestunden sich für Fritz und Cäcilie höchst erfreuliche Spielstündchen schlossen, da beide Kinder fast gleichen Alters waren.

Diese rosigen Tage entschwanden jedoch bald. Als Fritzens Mutter gestorben war, hörte der Umgang zwischen beiden Familien auf. Des Cantors Trostlieder wollten auf den kränkelnden Nachbar keine dauernde Wirkung hervorbringen, und muntere Gesänge, i. die der lebenslustige Orgler nur allzu gern gerieth, verscheuchten den Gramgebeugten vollends. So nahmen auch Fritzens Singestunden und mit denselben die Spielstündchen ein Ende. Des Vaters zerrüttete Vermögensumstände gestatteten keine Ausgaben mehr für Kunststu-

dien, und des Cantors Unterricht umsonst anzunehmen, wäre dem mit höchst reizbarem Ehrgefühle begabten Vater Frei unmöglich gewesen.

So wurden die Familien getrennt; doch wurden es nicht die Herzen der Kinder. Durch Hindernisse, wie sie auch heißen mögen, demnach also auch durch Trennung, wird nicht selten in junge Gemüther, die sich zu einander neigten, etwas Romantisches gehaucht. Wer wird es also belächeln, wenn Fritz und Cäcilie sich nirgend lieber sprachen, als durch ein Astloch im Bretterverschlage jenes Dachstübchens? Wer mag es bezweifeln, daß durch eben jenes Astloch der lose Gott der Liebe sich noch tiefer und vester in das Herz der beiden Unbefangenen stahl?

Der Tod des Cantors, der eine tiefe Zurückgezogenheit der verwittweten Cantorin nöthig machte, mischte der Liebe Cäciliens etwas Ernstes, Feierliches, ja Schwermüthiges bei, so daß die süßen Gespräche durch das Astloch mehr denn jemals geheimgehalten wurden; ja, das tiefste Geheimhalten dieser Liebe ward von beiden Seiten noch in dem Augenblicke angelobt, als Fritz, zur Akademie abgehend, ein zweiter Pyramus, von Cäcilien, seiner Thisbe, rührenden Abschied nahm. Fritz schwur in jenem für ihn wie für sein Mädchen überaus feierlichen Augenblicke, ihr nicht eher wieder von seiner Liebe zu reden, als bis er etwas Tüchtiges gelernt haben würde und seiner Auserwählten ein fröhliches Loos bieten könnte. Cäcilie aber leistete die Zusage, ihm treu zu bleiben, wie viele Jahre auch darüber verfließen mögten; ja, die Erste zu seyn, die ein Briefchen sendete, sobald sie es für unerläßlich halten würde, ihrer Mutter

etwas von ihrer Liebe zu entdecken. Eine Haarlocke Cäciliens schlüpfte zum Angedenken durch das Astloch in Fritzens Hand. Dies Pfand der Liebe an sein hochwallendes Herz gelegt, schied der Jüngling von der Geliebten. Kein Kuß konnte den zarten Bund der beiden unschuldigen Herzen besiegeln.

Das Angesicht in Rosengluth getaucht, bald mit seelenvollem Aufschauen, bald mit in Thränen schwimmenden, gesenkten Blicken vertrauete Cäcilie der Mutter alle diese Umstände, mit denen wir so eben unsere theilnehmenden Leserinnen bekannt gemacht haben, und in dem Herzen der Cantorin widerklang dadurch so manche Saite, daß die Mutter sich fast der Frage schämte: „Aber wird Fritz auch Deiner Liebe werth bleiben?“

„Er wird es. Bei meinem innigen Gefühle — er wird es!“ rief die Erröthende, und warf sich wiederholt an den Busen der sie umfangenden, segnenden Mutter.

„Immerhin!“ schloß die Cantorin: „Auch wenn ich abscheide, wirst Du nicht verlassen seyn. Du hast beten und arbeiten gelernt, und mein rechtschaffener Bruder, der fromme Seelenhirt, wird, so er mich überlebt, Dein zweiter Vater seyn. Was Deiner auch warten möge: Besser unglücklich lieben, als ohne Liebe zum Traualtare gehen!“

3. Fritz Frei und sein Freund.

„Was Du auch thuſt, es ſagt Dir erſt
„der andere Tag, ob es zum Schaden
„war Dir, oder Frommen."

v. Goethe.

Vater Frei, der aus ſeinem Fallimente nicht viel mehr rettete, als das Haus, welches er bewohnte, hatte, müde aller Geſchäfte, dasſelbe gegen eine Leibrente an den Miſogyn überlaſſen. Dieſer, von jeher Speculant, in ſofern derjenige ſo genannt zu werden verdient, der nur vom Eigennutze geſtachelt wird, ohne im mindeſten der Mitwelt Nutzen in Erwägung zu ziehen, ſchloß den Vertrag darüber, als der Tod, ſo zu ſagen, dem Vater Frei ſchon auf der Zunge ſaß, und erhielt dann, als Fritz noch nicht zwei Jahre auf der Univerſität geweſen war, für ein Spottgeld das Haus, deſſen Dachkammer einſt Alles barg, wonach Cäciliens jungfräuliches Herz ſich ſehnte.

Welch ein Donnerſchlag für Fritz, als er die Trauerpoſt von ſeines unglücklichen Vaters Hinſcheiden erhielt! Bei Empfang derſelben verlor der von Natur etwas ſchüchterne Jüngling jegliche heitere Ausſicht in die Zukunft. Woher die Mittel nehmen, ſich durch ſein letztes Studienjahr hindurch zu arbeiten? Des Miſogyns Großmuth in Anſpruch nehmen? Wo Ehrlichkeit nicht zu Hauſe iſt, wird Großmuth wahrlich ſich keiner Gaſtfreundſchaft zu erfreuen haben! Fritz erfuhr dieſe Wahrheit nur allzubald aus einem zwar wohlſtyliſirten, jedoch jegliche Nachzahlung weigernden Briefe des Speculanten.

„Laß fahren dahin, laß fahren!“ trällerte Schmitt, Fritzens Stubenbursch, als der Verwaiſete ihm die zwiefache Hiobspoſt mittheilte: „Schade,“ ſetzt' er hinzu, daß der verdammte Miſogyn nicht ſtatt Deines Vaters auf dem Rücken und nicht hier im Sectionſaale liegt! Da ließen ſich auf anatomiſchem Wege pſychologiſche Entdeckungen machen; denn zuverläſſig hat der Kerl kein Herz, ſondern ſtatt deſſen einen hirſchledernen Geldbeutel.“

Schmitt war ein von allen Familienbanden losgeſagter Curländer, ein Findling, dabei ein derber, himmellanger Menſch, der an Nichts auf der Welt mehr Vergnügen fand, als am Studium der Zergliederungkunſt, das er mit ganzer Seele trieb. Es war ſchon im fünften Jahre, daß er ſich auf der Univerſität aufhielt, und jährlich am Tage Fabian Sebaſtian von einem Wechſeler im Orte vierhundert Thaler ausgezahlt erhielt. Der Wechſeler war nicht für großmüthig bekannt, vollends nicht für großmüthig gegen die Studenten, die ihm wegen ſeines ſchemenartigen Weſens längſt den Spitznamen Hütchen gegeben hatten. Aller Wahrſcheinlichkeit nach handelte Hütchen alſo im Auftrag einer dritten Perſon; allein wer war dieſe? Unumwunden hatte Schmitt bei ihm nach dem Quell dieſes jährlich fließenden Geldſtromes geforſcht, jedoch die peremtoriſche Weiſung erhalten, daß wenn er noch Einmal ſolche Frage aufwürfe, jener Quell plötzlich verſiegen würde.

Das Burſchenleben und mehr noch der dermalige Profeſſor der Anatomie an der Univerſität, der ſein Fach eben ſo practiſch betrieb, gefiel unſerm Schmitt. Der Secirſaal war ſein Tempel, und Jubel zog ein in ſein Herz, wenn jenem Saale ein friſcher Leichnam zum

Opfer gebracht ward. So hatte der Curländer jahrelang darauf los anatomirt, präparirt und studirt, ohne sich weiter um Veränderung seiner Verhältnisse zu kümmern.

Fritz, der bisher lebens- und liebefrohe Fritz hatte es kaum für möglich gehalten, daß Menschen, welche liebten — und nach seinem Dafürhalten mußten Alle lieben, weil Alle ja doch leben wollten — jemals erkranken könnten. Schon deswegen war ihm Alles was in das Studium der Arzneiwissenschaft einschlägt von Natur zuwider; dennoch war es eben diese seine Abneigung gegen Galen und Hippokrat, welche Schmitt zu seinem aufrichtigen Freunde gemacht hatte. Edle, jedoch verschiedenartige Gemüther schließen oft das innigste Herzensbündniß. Fortwährende Reibung erzeugt elektrische Funken — wirksame Kraft!

„Laß fahren, Herzensbrüderchen!“ wiederholte Schmitt: „und dann thue zur Sache. Viel habe ich zwar nicht, aber ich theile brüderlich mit Dir.“

In Fritzens Augen traten Thränen.

„Ich rath' es Dir, werde mir nicht weichmüthig!“ fuhr der Curländer fort: „Ohnehin bist Du ein Milchgesicht. Wärest Du das nicht, so gingst Du gleich hin, die Prätiosen zu verkeilen, die von lieb Mütterchen her Dir dort im Kästchen blinken. Fabian Sebastian fällt erst in sieben Wochen, und eher — Du weißt es — bekomm' ich von Hütchen keinen Heller. Aber die beiden größeren Ringe sind allein schon hinreichend, Dich beinahe ohne allen Pump ein halbes Semester hindurchzubringen. Frisch also zum Aaron und dann wieder auf das Jus losgeschlagen; hinterdrein aber einen reichen Gauner, meinetwegen Deinen Misogyn, dem zu

Liebe Dein Vater ſtarb, unter das Meſſer genommen, daß er Blut laſſen muß und dann — halb Part mit Deinem Clienten, ſo biſt Du über alle Untiefen des Philiſterlebens hinweggeſegelt! Friſch, ſag' ich! Es kommt Alles auf den Anſatz an; d'rum richtig angeſetzt, und es wird ſchon gehen."

4. Der Ausſtudirte.

„Was wir in Geſellſchaft ſingen,
„Wird von Herz zu Herzen dringen."
v. Goethe.

Und es ging, wiewohl nicht völlig ſo, wie Schmitt es meynte und wollte. Fritzens niedergeſchlagene Hoffnungen gaben dieſem eine eigene melancholiſche Stimmung. Cäcilie und nur Cäcilie war der Stern, der die Nacht erhellte, von welcher der Jüngling ſich rings umgeben ſah, wie ſehr Schmitt auch beeifert ſeyn mogte, ihm allerlei Illuminationen zu veranſtalten. Daß der Curländer dabei oft ſein anatomiſches Meſſer an des liebenden Jünglings zarteſte Empfindungen ſetzte, iſt begreiflich. Da währte es denn nicht lange, daß Fritz nur mit theologiſchen Waffen ſolche allerdings etwas grauſamen Anfälle zurückſchlagen konnte, und ſo geſchah es, daß Fritzens Studien, um ſeines Herzensbedürfniſſes willen, eine ganz andere Richtung nahmen. Das Jus ward an den Nagel gehängt, deſto eifriger aber Philologie getrieben und desgleichen der Weg in das enge und ſchmale, oder wenn man lieber will, in das weite und breite Gebiet der Gottesgelahrtheit eingeſchlagen. Das richtete denn den Gebeugten auf und zähmte beiher

den wilden Curländer, daß er innehielt mit seinen anatomischen Gewaltthätigkeiten: denn wenn der nervenstarke Zergliederer auch, wie man zu sagen pflegt, den Teufel im Leibe hatte, so wohnte doch, und vielleicht eben deswegen, eine Furcht Gottes in ihm, die man auf den ersten Blick wohl nicht in ihm finden zu können vermeynte, die sich aber nicht selten in seinen Handlungen, seltener freilich in seinen Reden offenbarte. Daraus sollte man allerdings schließen, daß je tiefer der Mensch in das Wesen oder vielleicht Nichtwesen des thierischen Körpers blicken lernt, desto höher erhebe sich der geistige Mensch in ihm, auch wenn dieser sich dadurch noch nicht gleich von ihm gewordenen körperlichen Zufälligkeiten losmachen kann. So ist ein Anatomiker mit einem Taubengemüthe gar wohl denkbar. Schmitt war es wenigstens; denn ohne seinen Beistand würde es unserem Fritz während des dritten Studienjahres übel ergangen seyn.

So brach denn für Fritz Frei der glorreiche Tag der Promotion herein. Die Disputation ward gebührend abgehalten, die Dissertation eingereicht. — „**De vitae aeternae in Deo spe**" — — denn auf dieses Leben war dem armen Jungen gar geringe Hoffnung zugewiesen. Wie beschränkt seine Wünsche auch waren, so bestanden sie doch immer noch in dem stillwirkenden Amte eines Landpfarrers, einer Hütte und — seiner Cäcilie; wenig genug, aber dennoch viel, sehr viel, wenn man ohne vom Glücke gepeitscht zu werden, diesem Wirrwarr des Menschengetreibes voll Eigennutz, Ränken, Neid und Hoffart es entringen muß! — Ob die erwünschten erquickenden Blüthen unserem Fritz entkeimen werden aus der Saat seines bewiesenen unermüdlichen Fleißes?

Der junge Doctor der Weltweisheit war alſo fertig, wiewohl derſelbe von der Welt nicht viel mehr wußte, als daß Cäcilie ſein Alles auf der Welt war, denn er hatte noch nicht erfahren, daß weder Philologie noch Theologie, noch die Geſammtwiſſenſchaften aller Facultäten allein hinreichend ſind, feſten Fuß faſſen zu laſſen auf der ſchlüpferigen Bahn des Emporkommens. Ach! und empor mußte er, er, dem kein Nepotismus weder von väterlicher noch mütterlicher Seite unter die Arme griff, um ihn vor dem Verſinken in die Nacht der Dürftigkeit und Nichtbeachtung zu bewahren.

Hell klangen die Gläſer auf das Wohl des Ausſtudirten. Alle Burſche, die unſern Frei gern hatten, zechten weidlich bei ihm im perlenden Naß, deſſen Quell der Curländer durch Hütchens Zuſtrom reichlich fließen ließ. Bei alledem grämelte Schmitt mit dem jungen Docter Frei über den »friſch-montirten Bibelhuſaren«; da jedoch Gewohnheit zweite Natur iſt, der fidele Bruder überdies nicht trinken ſehen und nicht ſingen hören konnte, ohne Hand und Mund mitzuregen, ſo ſog er dennoch tapfer in ſich hinein und ſchnurrte den Baß zu dem ſchallenden:

„Bibit ille, bibit illa,
Bibit servus cum ancilla,
Bibit Abbas cum Priore,
Bibit coquus cum factore;
Et pro Rege et pro Papa
Bibunt vinum sine aqua,
Et pro Papa et pro Rege
Bibunt omnes sine lege;
Bibunt primum et secundo,
Donec nihil sit in fundo. —"

„Jetzt deutsch, nach meiner Ueberſetzung!“ kreiſchte Läppel, ein hagerer Bücherwurm, der nicht ſelten von der Darmgicht geplagt ward, allen Zweck des Studirens in der Nachbeterei fand, und ſich einen Homer dünkte, ſeitdem es ihm gelungen war, einen blanken Dukaten von dem wackern Buchhändler zu erwiſchen, der eine Prämie für jeden in ſeiner Ausgabe der Iliade aufgefundenen Setzfehler ausgeboten hatte. Dabei war Läppel immer mit friſchen Wechſeln, bisweilen mit ſarkaſtiſchen Einfällen verſehen, und fügte und ſchmiegte ſich, wobei er jedoch ſtets ein gewiſſes **point d'honneur** zu behaupten verſtand. So ließen die Andern ihn denn nicht nur gewähren, ſondern ſtimmten auch luſtig mit ein:

„Zecht, ihr Männer, zecht, ihr Weiber,
Zeche Magd wie Eſeltreiber,
Zeche Laie mit dem Prieſter,
Burſche, zecht mit dem Philiſter;
Kaiſer oder Papſt mag's gelten,
Wein, nicht Waſſer trinkt, potz Velten!
Gelt's dem Papſte, gelt's dem Kaiſer,
Alles zeche, Narr wie Weiſer:
Trinkt, ihr groß- und kleinen Zecher,
Bis kein Tropfen mehr im Becher. —“

Aber das Alles widerklang nicht in Fritzens Innerem. Fritz aber war auch gar nicht gegenwärtig. Weit, weit hinaus ſtarrte er durch die Glasſcheiben in die ſinkende Abendſonne — ach! es war in eben dem Augenblicke als Cäcilie der Mutter zurief: „Ohne Liebe heirathen?“

„Munter, munter!“ rief Läppel, „und dann ein neues Lied, unſerm Neugebackenen zu Ehren! Burſche, ſingt mit!“

„Munter, munter! Alle mit!“ hallte der Chorus der Fröhlichen wider, die wohl hauptſächlich deswegen des Lebens Schattenſeiten nicht zu betrachten pflegen, weil ſie recht wohl wiſſen, wie nach den Studienjahren den meiſten von ihnen dieſe Schattenſeiten ſich oft das liebe lange Leben hindurch zuwenden. Läppel mogte etliche ſolcher Schattenſeiten genau beobachtet haben, als er aſſonirend vorſang:

„Der Burſch ward glücklich abgeſtreift,
Dank den Olymposgöttern!
Kein Wunſch an's Herz mir fürder greift,
Als der: hätt' ich nur Vettern!

Steht's im Diplom doch deutlich da
Mit ſcharfgedruckten Lettern,
Daß mein der Doctorhut iſt — Ja,
Hätt' ich dabei nur Vettern!

Gelahrtheit, wenn im Hirn ſie fehlt,
Beut ſich auf Bücherbrettern
Streng facultätiſch ausgewählt;
Doch ach! wo ſind die Vettern?

Auch iſt ein treuarm Liebchen mein;
Juſt das iſt zum Verwettern!
Denn hilft ſolch' Liebchen wohl — ach nein,
Nein, das hilft nicht zu Vettern.

Wer Vettern hat, kommt warm zu Amt,
Sei blond er, ſei brünett er;
Ja, wenn er auch vom Wehrwolf ſtammt',
Ihm glückt's — durch einen Vetter.

Ach! Amtes Schwindelſtuf' erreicht'
Ich wohl ohn' alles Klettern,
Hätt' ich die Weisheit, der nichts gleicht,
Ich meyne — hätt' ich Vettern.

Ja, dieſe Weisheit, hätt' ich ſie,
Wie würd' ich zum honetter'n
Und nicht blos zum gelehrten Vieh
Gezählt — o Vettern! Vettern!

Was nützen Encyklopädie,
Dogmatik, Jus, belles-lettres?
Sie mit einander helfen nie
Zu einem einz'gen Vetter!

Mein Wiſſen ſelber ſcheint, als woll'
Es mich zu Nichts zerſchmettern,
Denn was es mir verſchaffen ſoll,
Juſt das verſagt's mir: Vettern!

Im Stadtadreßbuch mogt' ich bis
Zum Staarbekommen blättern:
Viel' Namen fand ich d'rin, gewiß;
Doch Namen ſind nicht Vettern!

O, wie entkomm' ich armer Wicht
Den glückgepeitſchten Spöttern?
Sie haben das, was mir gebricht,
Und haben nichts als Vettern.

Ihr Matadore meiner Zeit,
O, werdet mir zu Rettern!
Schafft für ein Stück Gelehrſamkeit
Mir'n halbes Dutzend Vettern!"

Läppels Schnurre ward belächelt und bejubelt und erzeugte manches „Percat", dieſem und jenem Philiſter getrunken. Daß dabei Fritzens Miſogyn nicht leer ausging, verſteht ſich wohl von ſelbſt, denn der Curländer befand ſich ja im Kreiſe der Zechenden.

Fritzens Schwermuth wich endlich. Je tiefer die Nacht herabſank, deſto leichter fühlte er ſich; ja, zuletzt war's ihm, als müßte er auch den leiſeſten trüben Ge-

danken aus ſeiner Seele verſcheuchen, und hoch das Glas ſchwenkend that er fröhlich den Fröhlichen Beſcheid, und ſtimmte aus vollem Herzen ein, als der Geſang erſcholl:

„Bleibe nicht am Boden haften,
Friſch gewagt und raſch hinaus!
Heit'rem Muth und regen Kräften
Beut ſich gern ein wirthlich Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los —
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß!"

Mitternacht erklang vom Thurme. Die Burſche zogen nach Hauſe, und Fritz, zu kurzer Nachtruhe auf das Lager hingeſtreckt, überließ ſich milden Träumen von einem roſigen Lebensmorgen.

Zweiter Abſchnitt.

Morgen.

Viel' Tage werden wohl von droben
Dem Pilger auf der Erdenbahn;
Doch ſollſt — o, halt' es nicht für Wahn! —
Du keinen Tag vor'm Abend loben!

1. Der erſte Ausflug.

„Ubi bene, ibi patria!"

Wanderlieder, die auf der Fluth unſerer neueren ſchönen Literatur wie ſüß duftende Blümchen ſchwimmen und von manchem modernen Seichten gern hinabgeſtoßen würden in den Schlamm der Verkennung oder des Ver-

geſſens, wenn die Tauchſtange gewiſſer Recenſenten nur lang genug dazu wäre, waren jüngſt erklungen. Wohl alſo hätte Fritz Frei eines derſelben ſingen mögen, um ſeinem wunderſam bewegten Herzen Luft zu machen, als er mit Sonnenaufgang, die Univerſitätſtadt im Rücken, auf der Heerſtraße dahin pilgerte. Aber es wollte ihm nichts dergleichen, ja nicht einmal etwas von Goethe einfallen, was eben auf ſeinen Zuſtand paßte. Dagegen aber ſang es ihm im Innern in ganz eigenen, wunderlieblichen Tönen, ſo daß auch Fritz Frei in ſich und durch ſich ſelbſt den klarſten Beweis abgab, wie jedes Menſchenleben ſeine eigenthümlichen, ihm ausſchließlich und bisweilen ſogar vorzugsweiſe zuertheilten poetiſchen Stunden hat, und es daher den meiſten, ja wohl eigentlich allen lyriſchen Dichtern gar nicht ſo hoch anzurechnen iſt, wenn ihnen hie oder da „ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache.“ Höchſtens mögte ihnen einiges Verdienſt aus der Form beizumeſſen ſeyn, in welche ſie ihre lyriſchen Ergüſſe zu faſſen wußten.

Fritz Frei zog dem Glücke entgegen; freilich ohne zu wiſſen, wo daſſelbe hauſe. Man tadle ihn deshalb nicht. Jagt man doch männiglich dieſer wandelbaren Göttin nach! Rennt doch Mancher oft weit, weit hinaus, um ſie zu ſuchen, während es ungleich geſcheidter von ihm wäre, ruhig bei den Hausgöttern zu harren bis die raſtlos Wandernde käme, um als dankbare Gaſt bei ihm einzuſprechen. Wo aber waren die Laren *unſeres* Auszüglers? Das Städtchen, in welchem er das Licht der Welt zuerſt erblickte, erfreuete ſich noch nicht der Aufklärung dieſer oder jener Großſtadt, wo der Bankrott eines Handelshauſes nicht ſelten als noth-

gebrungene Speculation angesehen wird; wo nicht selten der Bankrottirer — versteht sich nachdem die Sache Form Rechtens abgemacht ward — in Karossen fährt, während sein Gläubiger, der sich mit der Dividende von Sieben vom Hundert begnügen mußte, demüthig und seufzend zu Fuße geht; denn:

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort!"

In Fritzens Geburtstädtchen galt noch das Sprichwort: „Je nomme un chat un chat," oder wie die Leutchen dort es in ihrer Mundart aussprechen mogten. Wäre es unter solchen Umständen nun wohl rathsam für unsern Glücksjäger gewesen, in der Heimath seine Hütte aufzuschlagen? Mit nichten!

Cäciliens Haarlocke, dermalen Fritzens größter Schatz, lag im Taschenbuche neben den jüngst errungenen Anrechten zur höchstmöglichen Gravität im Gelehrtscheinen und Gelehrtthun auf des Jünglings hochklopfendem Herzen. Der signirte und contrasignirte Reisepaß, diese Sicherheitkarte, durch welche schon mancher Halunke sich bei respective aufpassenden Behörden zum ehrlichen Manne zu stempeln wußte, während noch kein erhebliches Exempel kund ward, daß ein ehrlich Blut durch solches Attestatum auch nur um Eines Athemzuges mehr Treue und Glauben bei Treulosen und Mißtrauischen fand, umwickelte das Ganze. Ein kleiner Tornister barg des Dahinziehenden sämmtliche Habe; des Ringes nicht zu vergessen, den er der früh verblichenen Mutter zum Gedächtnisse am Finger trug.

So schritt er vorwärts.

Die nächste große Stadt war für's Erste zum Ziel seiner Wanderung auserſehen. Dort wollte er ſich zum Candidaten des Predigtamtes aufnehmen laſſen, eine Pfarrerſtelle erlangen. — Ach! was will ein verliebter Jüngling nicht alles in dem Augenblicke, wo er wähnen darf, die Welt ſtehe ihm offen, weil er, gleichſam noch überſichtig, die thurmhohen Verſchläge nicht gewahrt, die ſchon bei'm Umbiegen um die erſte Ecke ihm entgegen geplankt werden? Und wer auf der Wanderung durch das Erdenleben muß nicht um eine — ach! um ganz viele ſolcher Ecken biegen und am Ende ſich glücklich ſchätzen, wenn kein widriges Geſchick ihn lebenslänglich in einem Winkelgäßchen feſthält?

Nach jener Stadt ſollte Freund Schmitt ihm auch nachſenden, was aus der Heimath etwa Fröhliches oder Trauriges für ihn eintreffen mögte. Schmitt, der ſich ſtets als Mann von Wort zeigte, hatte dies zugeſagt. So meynte denn unſer Wanderer, die Briefpoſt, die mit ihm gleiche Straßen zu ziehen hatte, müßte, ihn einholend, ſchon unterweges ihm endlich das ſo feierlich verheißene Brieflein ſeiner innig geliebten Cäcilie als eine etwa nachgelieferte Staffette, dem Poſtillon in die Extrataſche geſteckt, einzuhändigen haben, doch: „Durch die Wälder, durch die Auen!“ blies als nagelneues Poſthornſtückchen der an ihm vorüber reitende Schwager ganz lakoniſch, ohne von dem wehmüthig Dahinſchreitenden die mindeſte Notiz zu nehmen. Ja, als Fritz Frei am vorläufigen Ziele ſeiner Wanderung auf dem Stadtpoſtamte nach fragte, war kein Schreiben „poste restante“ an den „Herrn Friedrich Frei, Theol. Studios.“ eingegangen. Nur auf dieſes Prädicat durfte er von Cäcilien her b

jetzt Anspruch machen; denn von seiner vel quasi Standeserhöhung konnte das liebe Mädchen unmöglich schon etwas wissen, indem er ihr ja geschworen hatte, niemals sich bei ihr das Wort zu reden, bevor er im Stande seyn würde, ihr ein ersehntes, genügendes Loos zu bieten. Schmitt's Derbheit aber hätte sich nimmer zu der Galanterie aufschwingen können, dem Mädchen im Namen ihres Geliebten, noch minder aber in seinem eigenen Namen dergleichen Mittheilung zu machen.

Ein gewisser Grad von Blödigkeit legt ein angenehmes, etwas linkisches Wesen bei, das jedem übrigens wissenschaftlich gebildeten Jünglinge zu wahrer Zierde gereicht. Ich weiß nicht, ob alle meine geschätzten Leser Lust und Neigung und Gelegenheit hatten, diese mir unleugbar scheinende Bemerkung zu machen; dennoch bleibt es gewiß, daß unser angehender Candidat des Predigtamtes mit einer solchen frommen Scheu, die jedoch keinesweges das innere wahre Selbstgefühl in den Schlaf gelullt hatte, in das unter etlichen Ceremonien von der ältlichen Hausmagd geöffnete Sprachzimmer des Herrn Oberpredigers der Stadt trat, um dem würdigen Herrn sein Anliegen vorzubringen. Diese Scheu, verbunden mit den Attestaten im Taschenbuche und einem expressen Belobungschreiben, womit der humane Professor der Eloquenz unseren Jüngling von der Universität aus versehen hatte, wirkte wahrhaft drastisch zu Fritzens Gunsten. Fritz Frei erreichte nach wenigen Tagen seine Absicht, ward examinirt und recipirt und hatte bald darauf an mehreren auf einander folgenden Sonntagen die Ehre, in den Kirchen der Stadt das Predigtamt für die Herren Ortsgeistlichen zu verwalten; gleichsam um vor der

ganzen Stadt ſein Licht leuchten zu laſſen, damit dieſe ganze Stadt, wenn ſie Luſt dazu hatte, erfahren mögte, weß Geiſteskind der Herr Candidat Frei denn eigentlich wäre. Indeſſen fehlte es bei dieſem Leuchten, Glänzen und Strahlen, als worauf es, wie Etliche und Mehrere wiſſen wollen, heut zu Tage nicht wenig ankommt, wenn auch von Wärme dabei nicht ſonderlich viel zu ſpüren ſeyn ſollte, keineswegs an Concurrenz; ſo daß es der Adſpiranten zum Pfarramte dermalen dutzendweiſe in der übrigens gar nicht bigotten, ſondern oft ſehr zum Weltlichen geneigten Stadt gab. Großſprecherei und Zudringlichkeit waren nun unſerm Frei durchaus nicht eigen: ſo geſchah es denn, da eben keine Vacanz vorhanden war, welche die Geiſter des Candidaten-Corps auf eine von Gelahrtheit ſtrotzende Predigt hätte hinlenken mögen, daß Fritz Frei gewöhnlich da zu ſpät kam, wo es gegolten hätte, durch Privatunterricht in dieſer und jener Patricierfamilie der Stadt ſich einen Cyklus hoher Gönner zu erwerben. Ueberall hatte ſich vor ihm ſchon ein Herr College, wo nicht veſtzuſetzen, doch einzuführen gewußt. Was blieb dem Aermſten alſo vor der Hand übrig, als entweder weiter zu wandern, oder das Anerbieten des ehrlichen Wirthes, bei dem er ſich zur Stunde ſeiner Ankunft einquartiert hatte, anzunehmen, und deſſen hoffnungvolles Söhnchen, das eben deshalb weil es ſich bis an den Hals in Unwiſſenheit und Dünkel wälzte, zum Studiren recht eigentlich geſchaffen ſeyn ſollte — „privatim,“ wie der nach friſchen Auſtern und altem Rheinweine ſtets lüſterne Herr Papa es nannte, „zum Handwerk anzuleiten.“ Freie Wohnung und Zehrung ward ihm dafür zugeſichert und geliefert; allein Fritzens

Lebensglück wohnte nicht in ſeinem Magen, obwohl die meiſten Einwohner jener Stadt in dem Rufe ſtehen ſollen, daß ſie das Scherzwort eines ſcharfſichtigen Reiſenden: „die Leute alle ſehen aus, als ob ſie ſatt ſind,“ keineswegs zur Lüge machen. Fritz Frei hatte Geiſt und Herz — und ach! die ſatte Welt, ſo wenig wie die nüchterne, pflegt Nahrung für Geiſt und Herz zu bieten.

2. Rector Dürr.

„Alone, alone in the middle of the crowd!“
(„Allein, allein in der Menge Gewühl!“)
Altes Schauſpiel.

Für wirkliche Pädagogen kann es kaum ein Geheimniß ſeyn, wie es zugeht, daß nicht ſelten eine plötzlich angewendete, heterogene Unterrichtsmethode einen anſcheinenden Dümmling zu einem ziemlich guten Kopfe umgeſtaltet. Ich berufe mich in dieſer Beziehung auf das Beglaubigungzeugniß irgend eines Ehrenmannes, der mit Einſicht und Umſicht ſich dem ſchwierigen Lehrgeſchäft widmete, und berichte, daß Konrädchen — ſo hieß das Söhnchen des Gaſtwirthes — binnen Kurzem trefflich in den Schulwiſſenſchaften, vornehmlich aber in den alten Sprachen fortſchritt und in der Klaſſe, welche er im Stadtlyceum beſuchte, durch ſolche außerordentliche Progreſſen gleichſam eine kleine Revolution erregte, indem er nach Verlauf von etlichen Monaten diejenigen Cameraden, ja ſämmtliche Schüler ſeiner Klaſſe, welche ihn bisher als einen **soi-disant** Dümmling hinter ſich ſahen, zu großer Freude des Rectors, ſo wie zu blaß-

gelbem Neide und Verdruſſe der Enttäuſchten überflügelt hatte. Konrädchen ſchien zu einem Stern der größten Größe auszuquellen, je länger man ihn durch das Sehrohr des Schuleramens betrachtete, und hätte ſich der Unterricht des Candidaten Frei nicht ausſchließlich auf ſolide Kenntniſſe, als da iſt Lateiniſch und Griechiſch, Mathematik und Erd- und Geſchichtkunde und dergleichen beſchränkt, ſondern ſich über Concertmuſik und Solotanz oder äſthetiſche Declamation oder gar Improviſation erſtreckt — wahrhaftig! unſer Frei würde ſich vor Scholaren und Honorarzahlungen kaum zu bergen gewußt haben; hätte auch überdies trotz einem Paganini oder einer Sontag, von denen jedoch zur Zeit noch nicht die Rede war, ein brillantes Concert oder eine noch brillantere improviſatoriſche Morgen-, Mittag- oder Abend-Unterhaltung geben mögen, wobei ſeine Geldeinnahme unſtreitig das eigentlich Brillante geweſen ſeyn würde: ſo aber ließ es ſich ſchon ohne das abmachen, denn man weiß, daß in großen und ſelbſt ſchon in kleinen Städten das Solide nicht Jedermannes Sache iſt.

Anders jedoch dachte und wirkte der greiſenalte Rector Dürr, der mit Scharfblick unſers Jünglings Werth durchſchauete und in deſſen Mitwirkung für das Stadtlyceum keinen geringen Vortheil wahrzunehmen glaubte. Eine halbſtündige Prüfung im Studirkämmerlein des alten Herrn, der im Leben ſich mehr mit dem innern als dem äußeren Menſchen beſchäftigt hatte und eben darum auch nach ſeinem inneren Werthe und nicht etwa nach ſeiner Außenſeite, die freilich dem neueſten Modeſchnitt nicht entſprechen wollte, beurtheilt werden durfte, war hinreichend, es dahin zu bringen, daß

Fritz Frei als Lehrgehülfe bei der Stadtschule angestellt ward.

Allerdings änderte dies Fritzens Lage, allein es besserte sie nicht sonderlich. Das „**discendum discimus**," so viel Wahres es auch in sich fassen mag, konnte und mogte Fritz Frei sich nicht von einem Trupp aufschießender Knaben abstrahiren, von denen die Mehrzahl dem Moloch des Dünkels, der Ungebundenheit und Rechthaberei opferte, indem entweder Mamachen die „sinnigen Einfälle," oder Papachen die „ächt-germanische Freimüthigkeit" des eigentlich sich täglich immer mehr verflegelnden Söhnleins weidlich und jederzeit fein hörbar und öffentlich im Beiseyn des „genialen Jungen" belobte.

Und was warf das Aemtchen unseres Frei denn ab? Ein mageres Viaticum, das, dem Schrote nach gerechnet, ihn mit dem Stadt-Lanternen-Putzer, oder höchstens mit dem Vice-Supernumerar-Zollschreiber-Substituten (dessen Sporteln dazu gezählt) in gleichen Rang setzte, dem Trostspruche gemäß: „So ihr aber Speise und Trank und Kleider habt, so lasset euch genügen."

War es denn das, wonach Frei sich sehnte? Für seinen einzelnen Leichnam war ihm ja nicht bange! Aber der Mensch lebt nicht allein vom Brote! Eine, wenn auch nur enge Hütte in anmuthigem Dörfchen; er der Seelenhirt der wenigen ihn herzlich liebenden, glücklichen Bewohner solches Dörfchens; Cäcilie als Gattin ihm zur Seite; im Sommer die halmengesegnete Flur und das blumenspendende Gärtchen; im Winter eine kleine ausgewählte Bücherei; ein Paar muntere Söhnchen, auch wohl ein herziges Töchterlein: das und vielleicht noch etliche wenige, sich wohl dazu schickende Re-

bendinge waren die Zaubergestalten, die sich jederzeit vor Fritzens Augen im Ringeltanze bewegten, wenn er durch das bisher ihm stets getrübte Vergrößerungglas der Wirklichkeit in den Guckkasten seiner irdischen Zukunft blickte.

Wie liebreich also auch der wackere alte Rector dem Jünglinge im ernsten, mühseligen Geschäfte beistand und forthalf, dieser hätte dennoch lieber seinen Stab weiter gesetzt.

Ein Brief seiner Cäcilie, der ihm die Nachzeichnung des Körbchens, das dem Kanzleirevisor zu Theile geworden war, mitbrachte, ihm von der immer mehr zunehmenden Kränklichkeit der braven Cantorin berichtete, ihn auch zu Antwort und Mittheilung seiner zeitherigen Lebensereignisse ermahnte: dies Alles mit den Versicherungen ewiger Liebe und Treue durchwoben war es, was ihn bestimmte, noch auszuharren, in der Hoffnung, daß eine zur Stunde in der Stadt eingetretene, vom Himmel herbei geführte Predigervacanz vielleicht dazu dienen könnte, ihm nicht nur zu ersehntem Amte, sondern auch zu Erfüllung seines höchsten Herzenwunsches zu verhelfen.

Daß Fritz seiner Cäcilie antwortete, versteht sich von selbst, obwohl nur Hoffnungen des Schreibens Worte beseelten und beseelen konnten. Die Schilderung der Stadt, in welcher er sich befand, und die dem Briefe wohl ein allgemeines Interesse hätte verleihen mögen, fiel höchst mager aus; denn ihr fehlte eine lebendige Beschreibung der Bewohner derselben und deren politischen oder merkantilischen oder literarischen Verkehrs. Allein konnte Fritz Frei dergleichen geben? Wen kannte er, wer kannte ihn in dem weitläufigen, menschengedrängten

Bezirke? Durch welchen Geiſtes- und Herzens-Austauſch konnte er hier alſo zu lebendigen Welt- und Lebens-Anſichten gelangen? Außer ſeinem guten alten Rector und allenfalls Gaſtwirth's Konrädchen konnte der Briefſteller Keinen weder loben noch tadeln. Waren Alle ihm doch mehr oder minder gleichgültig geblieben, weil Alle mehr oder minder des eigenen Treibens ſo vollauf hatten, daß ihnen ſelbſt bei dem beßten Willen weder Zeit noch Gelegenheit ward, ſich um unſeren Glücksjäger zu bekümmern, der ihnen überdies als ein blöder Schäfer faſt unausſtehlich war.

Auch an den Kurländer konnte Frei keine Herzensergießung abſenden, denn dieſer hatte auf einen in Cäciliens Brief hinein geſchobenen Zettel kurzweg bemerkt, daß er an eben dem Tage die Univerſität verlaſſen und als Oberlieutenant in ***ſche Dienſte treten würde, nachdem er durch Hütchen das Patent dazu bei'm Regimente Prinz ** erhalten hätte, ohne erfahren zu haben, aus welcher Quelle ihm auch dieſer Glücksfall zu Theil geworden war.

So befand ſich der Jüngling mitten in einer groſſen, volkreichen Stadt fern ſeinem lieben und liebenden Mädchen ganz allein; denn des Rectors väterliche Zuneigung erſtreckte ſich nur auf die pädagogiſche Thätigkeit und Wirkſamkeit des Jünglings. Auch hielt unſeren Frei ein gewiſſes Zartgefühl zurück, den ernſten Wohlthäter, der überdies Hageſtolz war, mit den an das Romanhafte ſtreifenden Ausſichten und Hoffnungen eines liebenden Jünglings vertraut zu machen, ja eigentlich beſchwerlich zu fallen. Fritz Frei wußte recht wohl, daß ein hoher Grad von Eitelkeit oder Lebensfrohſinn bei

einem Greiſe erfordert wird, wenn dieſer den Herzensvertrauten eines Jünglings abgeben ſoll. Rector Dürr war aber weder eitel noch lebensfroh.

3. Die Quintaner.

„Duns thut gelehrt im zehnten Jahr:
„Mit völlig gleichem Muthe
„Beut er ſein Haupt dem Lorbeer dar,
„Und ſeinen St—ß der Ruthe."
Bürger.

Monate waren noch hin, ehe der zur Predigerwahl anberaumte Tag hereinbrechen konnte. Das magere Aemtchen unſeres Frei füllte die Stunden mit genügender Arbeit aus; denn von der Prima bis zur Quinta mußte ja täglich in der Stadtſchule collaborirt werden.

Die liebe Ortsjugend ward hier täglich lateiniſch zu Bette gebracht, um am andern Morgen wenn möglich griechiſch geweckt zu werden, dennoch kam wohl in die meiſten der angehenden Deutſchthümler nicht ſonderlich mehr hinein, als was ihnen durch den Magenſaft in die Blutgefäße getrieben ward — ein Proceß, der in ſo geheimer Werkſtätte betrieben wird, daß der Anatomiker erſt dann Betrachtungen darüber anſtellen kann, wenn die Werkſtätte zernichtet worden iſt; ſo daß man mit Recht behaupten muß, wie „ſo gar tief" des Menſchen Wiſſen ſich verſenkt! — Leicht einzuſehen iſt es daher, daß die Giganten, die unſern Frei zu täglichem Kampfe aufriefen, zwar in Bubengeſtalt auftraten, jedoch nichts deſto weniger ſchwer nieder zu rennen waren; denn dieſe Giganten hießen Trägheit, Vornehmthuerei, Dünkel, Vielwiſ-

ſerei und Oberflächlichkeit. So geſchah es, daß eines Tages der Quintaner Einer, dem am Aeußeren nichts als das Barthaar, im Innern nichts als deutſcher Fleiß, deutſches Wiſſen, deutſcher Biederſinn und deutſche Treue abgingen, dermaßen durch Indolenz und endlich durch Inſolenz unſern Frei, der eben Moral zu tractiren gehabt hatte, zu einer Aufwallung gerechten Zornes reizte, die gerade aus dem Herzen kommend ſich auf die linke Wange des Bürſchchens ſo brennend lagerte, daß dieſe röthlich leuchtete wie eine Sonnenfinſterniß, wenn man ſie durch ein ſchwarz angelaufenes Glas betrachtet.

An einem ſolchen ſchwarzen Glaſe fehlte es auch hier nicht. Blitzſchnell wanderte es vielmehr von Hand zu Hand, von Auge zu Auge der Buben und Bübchen, als nach geſchloſſenen Lehrſtunden die Rotte ſich auf dem Tummelplatze des Klaſſenhofes der edlen Zwangloſigkeit ihres in die Breite und Weite, doch leider nicht in die Höhe und Tiefe ſtrebenden Jugendalters überlaſſen mußte. Ein Senat-Conſult bildete ſich auf dem Flecke. Man konnte, wie es hieß, den dem Geſammtcorpus angethanen Schimpf nicht auf ſich ſitzen laſſen, und beſchloſſen ward, die höheren Kammern von dem bösweisſagenden auf Deſpotie deutenden Vorfall ſofort in Kenntniß zu ſetzen und bei ihnen ſich Raths zu fernerem Verfahren in der gewichtigen Sache zu erholen.

Nun mußt Du wiſſen, mein geneigter Leſer, daß in Folge eines früher vorgefallenen etwas argen Verſehens bei bemeldeter Stadtſchule das Statut in Kraft geſetzt worden war, nie einen Zögling weder durch Schimpfwort noch durch eine Maulſchelle, vielweniger noch durch Züchtigung am Körper zu ſeiner Pflicht an-

zuhalten. Der Strafcodex wies andere Mittel an. Insofern hatte unser Collaborator sich einer ihm durchaus nicht zustehenden Freiheit bedient und sah sich also nun der kochenden Rache der umtriebelnden Quintaner preisgegeben; denn daß diese auf erfolgte kluge Neutralitätserklärung der Klasse Quarta und Tertia sich höher hinauf um Allianz in einem Zeitalter der Allianzen bemühten, versteht sich so ziemlich von selbst. Die Secundaner, welche die übrigens längst kaltgewordene Maulschelle fortwährend als ein böses Omen leuchten und glühen sahen, mogten wohl den Spruch vom grünen und dürren Holze im umgekehrten Sinn auf sich anwenden und wußten es daher durch hundert und wieder hundert Intriguen dahin zu bringen, daß der ehrliche Collaborator Frei, gleichsam für **hors de la loi** erklärt ward, und entweder in Bittworten eine Ehrenerklärung geben, oder gänzlich vom Amte entfernt werden sollte. Es war eben eine arge Zeit, eine Zeit wo Demagogenriecherei kein völlig leerer Wahn war, und wo weise Regierungen Mittel anzuwenden strebten, um über diesen keineswegs unwichtigen Punct sich und der Folgezeit klare Ansichten zu verschaffen. Allein Fritz Frei konnte, mogte oder wollte nicht durchdringen, und der, der es für ihn wohl würde haben thun können, es auch gewiß gethan haben würde, der brave Rector Dürr, lag eben schwer am Asthma darnieder, allstündlich bereit, hinüber zu gehen zu Cicero und Sophokles, die er hienieden zu hundert und aber hundert Malen dergestalt hatte exponiren lassen, daß kein Fäserchen daran hätte ganz bleiben mögen, auch wenn sie aus dem compactesten Zeuge gewebt gewesen wären. Dazu war der junge Held, für welchen alle die

übrigen jungen Herren in die Schranken traten, das hoffnungvolle Söhnchen eines schwerreichen Patriciers, dem alle ihm gleichgesinnten Schulgenossen — und deren zählte Ludchen nicht wenige — sofort huldigten, wenn er, die Mähne sträubend, unter sie trat, und das Herrscherwort aussprach: „Geht mein Herr Papa mit Tode ab, so erbe ich Zweimalhunderttausend!“ — Lieber kosmopolitischer Leser, es hat Fälle gegeben, wo hunderttausend Dukaten größere Wirkung hervorbrachten, als hunderttausend schlecht geübte Soldaten; besonders wenn diese ihre Kanonen im Sumpfe zurücklassen mußten, oder über einen tiefen halb überfrorenen Strom zu setzen hatten, um dem ihnen nachziehenden, mit Eisesfrost und Schneegestöber verbündeten Feinde zu entrinnen. Zweimalhunderttausend rückten wirklich gegen unsern Fritz Frei, der an solches „Schlachten,“ das „keine Schlacht zu nennen war,“ um so weniger gewöhnt seyn konnte, als sein Einnahme- und Ausgabe-Buch sich täglich in Groschen und kaum monatlich in einer Doppeltzahl von Thalern summirte.

Daß die Predigervacanz nunmehr für ihn auch nicht den schwächsten Strahl von Hoffnung übrig ließ, ist leicht zu ermessen. Von Buben aus dem Felde geschlagen, ließ er die Quintaner und deren Secundanten seyn und bleiben was sie waren, faltete fromm die Hände über der Leiche des eben sanft verschiedenen Rectors, anempfahl lieb Konrädchen den Vetterschaften, an die Geburt und Geldmittel dasselbe wie an eine Goldbrücke verwiesen, welche in das Land des Wohl- und Schlaraffenlebens führt, schnürte sein Bündel und schüttelte den Staub von seinen Füßen.

4. Heerwegsabenteuer.

„Da stürzet die raubende Rotte
„Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
„Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
„Und hemmet des Wanderers Eile
„Mit drohend geschwungener Keule."
Fr. v. Schiller.

Man muß es mit einer Kapitelüberschrift oder einem sogenannten Motto nicht allzugenau nehmen, stände solches Motto auch über einer pietistischen Kirchenzeitung; viel weniger aber muß man es bei einer Novelle thun, die aus dem Leben und noch dazu aus dem alltäglichen Leben erzählt wird, und von der bis jetzt der Leser noch gar nicht wissen soll, ob sie sich zu den moralischen oder sentimentalen, zu den satirischen oder humoristischen, oder zu allen oder keinen von diesen zu gesellen habe. Es war zwar keine raubende Rotte, die auf unseren Frei losstürzte, als dieser durch einen Hohlweg des **wal-des zog, sondern es waren zwei derbe Gesellen in zerlumpter *scher Uniform, welche auch freilich mit keiner Keule, sondern nur mit einem Paar drohenden Pistolen bewaffnet waren, und sich von unserem im Dämmerlichte dahinschlendernden „Pilger auf rauhen Pfaden" ein — Abendbrot ausbaten. Auch mit der Eile unseres Wanderers war es lange nicht so arg wie mit der in der Ballade; denn Fritz Frei war, seitdem die Quintaner ihn aus jener großen Stadt verjagt hatten, in manchem Städtchen schon anfragend gewesen, hatte jedoch nichts weiter oder nicht viel mehr als ein „Glück auf den Weg!" bekommen, und mogte nicht sonderlich hoffen, es werde das etwa noch eine Meile fern von ihm

liegende Landſtädtchen ihm irgend etwas beſonders Erfreuliches bieten. So wandelte er langſam und ſinnend auf daſſelbe zu. Freilich war der Morgenſtern, dem er nachzog, das Glück und die Wonne in Cäciliens Armen; wo Cäcilie wohnte, wußte der Jüngling allerdings, allein wo, wann und wie zu dem Glücke und der Wonne in ihren Armen zu gelangen: das war ihm bis jetzt noch völlig ſo ſehr Geheimniß, wie Dir, mein geduldiger Leſer, vielleicht die Motive ſind, um derer Willen Du das Ende dieſer Geſchichte herbeiwünſcheſt; weshalb ich denn auch nicht ſäumen will, Dir zu ſolchem Ende, oder doch wenigſtens vor der Hand zu dem Ende dieſes Mordkapitels zu verhelfen.

Ein Mordkapitel iſt es wirklich, denn alle kleinen Hoffnungen, welche Fritz Frei auf ſeine mit etlichen Dutzenden Gold- und Silberſtücken gefüllte Geldbörſe, dem ſpärlichen Ertrage achtzehnmonatlichen Pflügens auf dem Acker der Schulfüchſerei, geſetzt haben mogte, wurden völlig todtgeſchlagen.

Die großen Befreiungkämpfe Deutſchlands waren noch lange nicht ganz zu Ende gefochten worden. Armeenachzügler, Marodeurs, Geſindel aller Art fand ſich auf manchen Heerwegen, auf denen kleine Buſchkleppereien zu jener Zeit etwas Alltägliches waren. Die Beiden, welche über unſern Wanderer herfielen, waren ein Paar kriegsgefangen geweſene *ſche Soldaten, die, der Haft entwiſcht, jegliches Mittel benutzten, theils ihre Blöße zu decken, theils mit einiger Sicherheit und wenn möglich mit aller zu erlangenden Bequemlichkeit ihre Heimath im Süden des Landes wieder zu erreichen. Nicht genug, daß ſie unſeren von Schreck und Froſt — denn es war

ein naßkalter Spätherbſtabend — klappernden Theologen ſeiner Börſe beraubten; auch ſeine wenigen Kleider im Torniſter mußte er hergeben, und was ihm unter ſeinen Papieren vor der Hand eines der wichtigſten war: ſeinen Reiſepaß nahmen die Schelme ihm ebenfalls ab, wahrſcheinlich, ja gewiß, um mit Hülfe deſſen ſich deſto ſicherer fortzubringen.

Ehe Fritz Frei noch wußte wie ihm geſchehen war, hatten die Raubfinken ſich mit ihrer Beute davon gemacht. Kaum war es noch tagbell genug, daß er die aus ſeinem Taſchenbuche herausgeriſſenen und weit umhergeſtreueten Papiere zuſammenfinden konnte. Cäciliens Haarlocke, dies theure Liebespfand war wohlbehalten in einem geheimen Seitentäſchchen der Brieftaſche geblieben; nicht minder ſo der Ring ſeiner Mutter, der vielleicht eben ſeiner Unſcheinbarkeit wegen den Dieben entgangen ſeyn mogte; allein fort waren Baarſchaft, Paß und Bekleidung, bis auf das was unſerer Wanderer an ſeinem Leibe trug.

Fritz küßte wechſelsweiſe die ihm gebliebenen Kleinodien, nämlich bald die Haarlocke, bald den Ring, beſchloß dann, noch immer zitternd und bebend von Schrecken und Froſt, im nächſten Orte, den er jetzt mit haſtigen Schritten zu erreichen ſtrebte, bei der Obrigkeit Anzeige von dem ihm begegneten Unfalle zu machen, ſich um einen neuen Reiſepaß zu bemühen, und — — als er in dieſem ſeinen wogenden Gedankengange durch eine ſchnaubende Bierbaßſtimme, die neben ihm aus dem tiefer liegenden Seitenwege heranſcholl: „Der Härre will ooch wol noch naach ***?“ unterbrochen ward.

Wohl mit Recht ſcheu und furchtſam geworden, wagte Fritz Frei keine Antwort. Leiſe wie ein Sommernachthauch durch Grasnelken ſtreicht, ſuchte er des Weges dahin zu ſchlüpfen, als die Stimme näher und um ſo dröhnender erſcholl: „Donner un's Wätter! warum duht der Härre keene Antwort jäben? Gehehrt Er etwa zu den verfluchten Zweenen, die ich mer da en dauſend Schritt zurick mit dem Ziegenhainer hab vom Leibe halten miſſen, ſo ſoll Ihn ein Himmel-Dauſend-Schock- — — Bin ich mit Zweenen färtig geworden, werd' ich's mit Ihm alleene doch ooch wol! Antwort jejäben! Wohin der Härre? Wer is der Härre?“

Fritz Frei ſchien aus dieſer Anrede, wie barſch ſie klang, Muth ſchöpfen zu dürfen, denn mindeſtens belehrte ſie ihn, daß der mit ihm Redende ſich feindlichen Angriffes auf der Landſtraße erwehrt hatte, alſo wohl nicht von ihm zu erwarten ſtand, daß er ſelber dergleichen verüben würde. Fritz befriedigte daher, ſo gut Angſt und Ermüdung es ihm geſtatteten, die Neugier des bramarbaſirenden Fragers, klagte ihm, wie er etwa fünfhundert Schritte zurück ausgeplündert ward und jetzt ſo eigentlich in der ganzen weiten Welt weder Weg noch Steg wüßte, wenn die Regierung im nächſten Städtchen ihm nicht Beiſtand und Hülfe angedeihen ließe.

„Was meent der Härre?“ entgegnete der Mann mit der Stentorſtimme: „Meent Er, die hohen Ortshonoratioren haben niſcht Anderes zu duhn, als ſich 'runterzulaſſen Eenem furtzuhelfen, der mit 'nem Landſtreecher ſo ville Aehnlichkeit hat wie ein Angſchelly'ſches Woht-will (Vaudeville meynte der Märker) mit dem

neueſten Kunſtjeſchmack? Da lehne ſich der Härre uf mich un ich will Ihm eene ſtämmige Stütze ſint!«

Was das Stämmige anbetraf, ſo widerſprach die Leibesbeſchaffenheit des Redenden den Zuſicherungen desſelben nicht im mindeſten.

»In anderthalber Stunden,« fuhr er fort, »können wir in *** ſint, un unterwäges machen wir nähere Bekanntſchaft.«

Mit dieſen Worten war der Fremde einen Anweg heraufgeſtiegen, der vom Seitenwege wieder auf die breitere Heerſtraße führte, und geſellte ſich nun zu Fritz Frei, der, von einem Schrecken über die Gigantengeſtalt und die ſeltſame Ausſtaffirung des ſich ihm darſtellenden Fremden erfaßt, gern die Flucht ergriffen haben würde, wenn dieſer ihn nicht mit nerviger Fauſt gepackt, ihn nicht auf den Raſen, wie feucht derſelbe ſeyn mogte, niedergeduckt und mit einem Trunk aus einer ziemlich umfangreichen Korbflaſche und einem derben Keile Brotes nebſt einem tüchtigen Stück rohen Schinkens begrüßt hätte, damit der arme Schlucker, wie er ſagte, ſich von der ausgeſtandenen Angſt erholen und friſche Kräfte zum Weitermarſchiren gewinnen mögte.

Erſchöpft und wirklich der Erholung bedürftig langte Fritz Frei wacker zu, und das ſchmackhafte Brot und der noch erquickendere Wein blieben nicht ohne Wirkung, obwohl Fritz fortwährend mit einem Gemiſche von Grauen und Befremden auf die rieſige Geſtalt des ihm ſo unverhofft zu Theil gewordenen Reiſegefährten hinblickte, der dann und wann von dem zwiſchen zerriſſenen Wolken hervortretenden Monde beleuchtet ward.

Dritter Abſchnitt.

Mittag.

Wohl duldeſt Du des Mittags Schwüle
Mit frömmer'm Sinn und höher'm Muth,
Wenn das Bewußtſeyn in Dir ruht,
Dich fächelt bald des Abends Kühle.

1. Der Heldenſpieler.

„Der den König macht, ſoll mir willkommen ſeyn;
Seine Majeſtät ſoll Tribut von mir empfangen!"
Hamlet.

Mit hagerem, gelblich angelaufenem Geſichte, aus dem ein Paar tief liegende, jedoch feurig rollende Augen unter einem Wuſte verworrenen, theilweiſe in Flechten geſchlungenen Haares hervorlugten, welches eine mit langem zur Seite herabbaumelnden Zipfel verſehene Pelzmütze bedeckte, ſtierte der Fremde unſeren betroffen daſtehenden Wanderer an. Sein Kleid ſchien nach keinem einzigen derzeitigen Modeſchnitte der europäiſchen Länder gemacht zu ſeyn; denn es war nicht Rock, nicht Frack, nicht Pelz, nicht Wams, nicht Kittel, ſondern ein mit aufgeſchlitzten und unterpauſchten Aermeln verſehenes Gewand, das ihm kaum bis an das Knie reichte und Spuren verwitterter goldener Treſſen oder Schnüre zeigte. Die untere Figur des Fremden ſteckte in Roß- oder Hirſchleder, das zur Hälfte ſchmutzig gelb, zur Hälfte ſchwärzlich gebräunt war; und bildete dieſer Hälften erſtere das Beinkleid, ſo machte die letztere Hälfte die un-

geheuern über den halben Schenkel hinaufreichenden Stiefel des gigantischen Trägers dieses seltsamen Costüms aus. Ein breiter, schwarzlederner, mit eben so breiter Messingschnalle versehener Leibgurt und ein Knotenstock, der einer Keule nicht unähnlich war, um welche sich eine holzgeschnitzte Schlange wie um einen Aeskulapstab wickelte, vollendeten die Bekleidung des Fremden, der sich bald mit vieler Redseligkeit unserm wandernden Theologen als der Heldenspieler einer umherziehenden Komödiantentruppe kund gab. Sein Anzug war eine von ihm selbst gemachte, überaus sinnreiche Erfindung; denn, den Knotenstock immer dabei weggedacht, spielte er in diesem Costüme Alles was ihm vor die Faust kam, den „Karl Moor“ und den „Esser“, den „Benjowsky“ und den „Wallenstein“, den „Tell“ und den „Wetter von Strahl“, den „wahnsinnigen Lear“ und den „gnadenreichen Duncan“, den „Julius von Tarent“ und den „Herrn von Krack“, indem er bald gar keinen Degen dabei trug, bald einen Säbel, bald ein Schwert, bald einen Spitzdegen, bald ein Jagdmesser dabei umhing, ansteckte oder in die linke Hand nahm, sich das Haar, das wie es schien nach allen Richtungen hin zu liegen, zu stehen, zu hangen und sich zu sträuben gewöhnt worden war, bald so und bald so striegelte, rollte, lockte oder wickelte, und nach Umständen die Pelzmütze mit einem befiederten oder unbefiederten Barrete, oder mit einer Pickelhaube, oder mit einem Ritterhute, oder mit einem Rachenhelm, oder mit einem Tressenhütchen vertauschte. So wie er sich jetzt zeigte war er, ohne den Knotenstock, von oben bis unten der Graf Benjowsky, wie er gefangen eingebracht, vor dem Gouverneur von Kamtschatka steht. Ein kleiner

Treſſenhut und ein Hirſchfänger würden ihn augenblicklich in des jungen Lügners lügenhaften Herrn Vater, den alten Herrn von Krack verwandelt haben; denn der Zopf, welchen er als dieſer zu tragen hatte, oder doch zu tragen pflegte, flocht ſich ſonder Mühe aus dem Wulſthaar dieſes an Garderobe ſo bettelarmen und doch ſo kröſusreichen Theſpisjüngers.

Der ſcharfſinnige Leſer wird mir einwenden, daß eine Metamorphoſe wie die des Benjowsky in den Herrn von Krack durchaus nichts Gewaltſames vorausſetzen laſſe, indem der „Lügner Vater“ und der „Lügner Sohn“ ſo ziemlich beide in dem einen und nämlichen Benjowsky ſtecken, den einſt Kotzebue polygraphiſchen Angedenkens zu großer Herzenserquickung aller „coeurs palpitants“ auf die deutſche Volksbühne laufen ließ, wo er vielleicht noch herumläuft, wenn die „ſieben uniformirten Mädchen“ ihn nicht herunter manövrirten.

Daß Pflock, der Heldenſpieler, und ſeiner eignen Meynung nach der erſte Tragöde ſeiner Zeit, in dieſer ſo zu ſagen geſammten Theatergarderobe zur Nachtzeit auf der Landſtraße daherſchritt, hatte einen gedoppelten Grund, den ich meinen Leſern ſofort in Kürze mittheilen will, ohne ſie mit dem breiten märkiſchen Dialecte des urſprünglichen Erzählers zu behelligen.

Brandfuchs, der conceſſionirte Prinzipal einer Schaar wandernder Prieſter und Prieſterinnen Thaliens hatte in dem vor unſeren beiden Reiſegefährten liegenden Landſtädtchen leider die trübſeligſten Geſchäfte gemacht, die dickſten Bären angebunden und war ſo in Schulden gerathen, daß die meiſten, vornehmlich die männlichen Glieder ſeiner Bande, ihre eignen Effecten und Kleider

hatten auf den Trödel bringen und ſich ſo gut es gehen wollte, in die armſelige vorhandene Theatergarderobe ſtecken müſſen. Dies und noch Mehreres, ganz beſonders Kunſtverletzendes, hatte ihm den bittern Groll und Haß ſeiner Vaſallen zugezogen, die eine fürchterliche Verſchwörung gegen ihn anzettelten, deren Ausbruch ihm näher war, als er vielleicht ahnen mogte. Das Reſultat dieſer Verſchwörung ſollte ſeyn: „Vivat der neue Herr Director Franziscus von Pflock!“ unter deſſen Aegide man acht oder zehn Meilen weiter ſüdlich eine neue künſtleriſche Laufbahn zu beginnen beabſichtigte. So kam es, daß Pflock im Lande der Budjädinger als Benjowsky angethan umherſchritt, weil Frack und Oberrock, Weſte und Kaſimirbeinkleider ein unverletzliches Eigenthum des ehrlichen Juden Salomon Iſaſchar zu *** geworden waren. Daß Pflock aber auf dem Heerwege bei dem Grauen des herbſtlichen Abendhimmels daherzog, war eine Folge der Liebe. Wo wäre auch die Liebe, die Allerweltsliebe, nicht? Gleichwie der Mode „weihet ihr ſich ſo Fürſt wie Demagog, ſo Landſtreicher wie Theolog!“ — Pflock, der Bewunderte, war während ſeiner dramatiſchen Leiſtungen in *** der Herzenserwählte einer kunſtliebenden Müllerswittwe aus der Umgegend geworden. Selige Stunden verlebte der amoroso mit ſeiner wohlbeleibten, ſchon an das hohe Alter ſtreifenden Grazie. Und eben heute war er im Abendſchatten hinübergeſchritten zur Mühle, um — ach! den zärtlichſten Abſchied von ſeiner mildgeſinnten Gönnerin zu nehmen, wobei die Blutwurſt, die ſie ihm mit dem Lockerbrote und dem Weine in der Korbflaſche auf den Weg gab, nicht der einzige fette Biſſen war, den die

Holdgründete dem Scheidenden bot, ehe sie ihn der fernern Bestimmung seines künstlerischen Geschickes überließ. Glücklich genug hatte der endlich aus den Armen seiner Dulcinea sich loswindende und heimkehrende Pflock nicht nur seinen leckeren Mundvorrth, sondern auch die drei klingenden Guldenstücke, welche Beata ihm bei dem letzten Schmatz in die Seitentasche seiner Tragödien-, Dramen-, Lustspiel- und Possen-Pikesche hatte gleiten lassen, vor den Anfeindungen der beiden Buschklepper zu schirmen gewußt.

Das waren die Umstände, unter denen der Heldenspieler auf unsern jungen, geplünderten Wanderer stieß, den er unter Erzählung derselben raschen Schrittes dem vor ihnen liegenden Städtchen zuführte.

Fritz Frei war wie betäubt, so wacker er auch neben dem mit Händen und Füßen gestikulirenden Thespisjünger hinwanderte. Aber Pflock ließ ihm auch kaum Zeit seine Gedanken zu sammeln und irgend einen Entschluß zu fassen, der von Selbstthätigkeit hätte Zeugniß geben können. Um so eifriger war Pflock, der, in den Glanzregionen seiner baldigen Directorialwürde umherschwärmend, alle Gewalt der Ueberredung aufbot, den Jüngling für seine theatralischen Pläne zu gewinnen.

„Der Härre hat en jlatt Gesichte," rief er, „un kann es unter meiner Leitung weit bringen."

Fritz wußte kaum was er hörte, und ihm war als zerflösse vor seiner Seele das Huldbild Cäciliens in aschgrauen Nebeldunst.

„Jleich übermorjen denk ich", declamirte der Heldenspieler weiter: „in ** die Bihne mit meiner neujebildeten Jesellschaft zu eröffnen, da kann der Härre jleich als Zinthjo ufträten."

Fritz Frei aber kannte den Cinthio nicht. Zschocke's „bayerische Geschichten“ hatte er allerdings mit in den Bereich seines Studiums der deutschen Geschichte gezogen, allein die dramatischen Jugendarbeiten des fleißigen Autors waren ihm, der „Abällino“ vielleicht ausgenommen, unzugänglich geblieben; und der Zweifel, der seit dem Räuberanfalle den armen Jungen an Welt und Menschen, an Geschick und Glück und großen Maaßes an sich selbst aufgestiegen war, ließ es ihn schier für unmöglich erachten, auch nur der Letzte unter denen seyn zu können, die dahin schreiten auf den Brettern, welche „die Welt“ bedeuten. Und fast ohne zu wissen, was er sagte, lallte er: „Wer ist denn der Cinthio?“

Da ergoß sich in noch rauschenderen Strömen die Redegewalt Pflocks dermaßen, daß mancher Professor der Eloquenz durch einen einzigen Perioden des Vortrages hätte in lebenslängliche Confusion gerathen können. Es galt dem Redenden nicht blos die Belobpreisung des unsterblichen Drama's, betitelt: „Die Zauberin Sidonia“ — o nein! es galt ihm das Rühmen all' der glorreichen Theaterstücke, in denen Er der **heros furiens** war und derer waren Legion! Und durchwandern mit ihm mußte im Geiste unser fahrender Theolog den Cyklus der unsterblichen Gebilde hinter den Bühnenlampen, bis Pflock wieder bei der „Zauberin Sidonia“ angelangt war, und mit einem Kernfluche hinzusetzte:

„Un unſ're Siddohnja is en düchtiges Weibsen, das die Lanaſſen un die Jurlis nur so aus den Ermel raußer ſchitteln duht, un in'm Wohtwill 'nen Driller an's Kupplett hängt, daß es raſſelt un klappert. Un ich ſelber liefere den „Dyrannen von Mothna“, un weeß

der Härre nur halbwäge was aus 'm Zinthjo zu machen, ſo mißt's mit'm Kuckuck zujehen, wenn wir Dreie nich furore machen dähten!"

Unter dieſen und ähnlichen Anreizungen des Couliſſenhelden waren die Wanderer im Städtchen *** angelangt, und von Pflock geführt, trat Fritz Frei jetzt in die Winkelherberge „zum ſpaniſchen Reiter" unter die Komödianten, die ſich unter den Gigantenſchutz des neuen Directors begeben hatten: — So ſtieß „Koſinsky" zu den „Genoſſen Karl Moors!" Und, o mein Leſer! daß mir Hogarth's Pinſel verliehen wäre, Dir die Gruppen dieſer vom „Brandfuchs" auf den „ſpaniſchen Reiter" gekommenen Prieſter und Prieſterinnen Thaliens nach dem Leben zu malen! Wer zweifelt, daß meine Novelle ſich dadurch zu einer gekrönten Preisſchrift empor flügeln müßte? So aber haben wir Dichter — und es hat's ein Dichter geſagt, denn Lord Byron hat's geſagt — ſo aber haben wir Dichter nur Worte, aber keine Tinten!

2. Mimiſche Darſtellungen.

„Der Schauſpieler: Wir haben dies Unweſen ſo ziemlich bei uns abgeſchafft, gnädigſter Prinz."
„Hamlet: Ich bitte Euch, es gänzlich abzuſchaffen!" Hamlet, 4. Act, 1. Sc.

So gewiß es iſt, mein Leſer, daß das wahre Genie keine Grenzen kennt, ſo gewiß iſt es, daß kein Dünkel über Autordünkel geht, ſobald es zu gelten ſcheint, ſeinen Werth vor dem aller Anderen hervorzuheben. Und wähne nicht, mein klarſehender Leſer, ich wolle minder

Autor seyn als die Tausend, die zur Frühjahrs- und Herbst-Messe am Markte deutscher Literatur sich einander zu überbieten trachten. Ich bin ein sündiger Mensch wie sie! Darum also: wie „Lafontaine'sch“ ich diese meine aus dem Alltagsleben gegriffene Novelle begann, wie „Gustav-Schilling'sch“ ich sie fortsetzte, auch hie und da „Friedrich-Laun'sch“ darin zu Werke ging, damit ich wenn möglich die „H. Clauren'schen“ Untiefen glücklich umschiffen mögte, ja, wie „Walter-Scott'sch“ mein vorhergegangenes Kapitel auch ist und bleiben wird, lasse ich dennoch nicht ab, rastlos dem Zeitgeschmacke zu huldigen, und wage, buntscheckig genug, mich jetzt an eine „Hogarth'sche“ Zeichnung, um endlich in den letzten Kapiteln, wenn es anders mir gelingen will, in den Stachelstyl eines Le Sage und in die Suada eines Marmontel hinüberzuwogen, damit ich Dir, mein leicht zu fesselnder Leser, in nuce, das heißt auf etwa sechs Druckbogen beweise, wie in mir ein Genie steckt, welches keine Grenzen kennt und welches also, wenn es berufen werden könnte, bei einer königlichen Bühne den dramatischen Autor zu machen, eben so gut wie ein „Professor der Dramaturgie“ im Stande seyn würde, vier Acte hindurch seine Zuschauer in abgezwungener oder angezwungener Spannung zu erhalten, um sie im fünften Aufzuge in einen lethargischen Zustand hinabzusenken, der ihnen in sanften Schlummerträumen die Lehre demonstriren kann, daß all' menschlich Thun eitel Stückwerk und Flickwerk bleibt.

Ein von rußigem Sparrwerk getragenes Spitzdach deckte die „heilige Halle“, in welcher die Helden und Heldinnen des ambulanten, der Zeit im Städtchen ***

aufgeschlagenen Theaters ihre Orgien feierten. Obwohl von etlichen knisternden, auf hölzernem Blockgestell und Eisendrahtgeflechte ruhenden Oellampen erhellt, vermogten die vielfältig besudelten, grau und gelb angeschossenen Kalkwände des Schenkgemaches im „spanischen Reiter“ dennoch keinen Spiegelglanz zurückzuwerfen, in welchem die Schmausenden, Zechenden, Liebelnden und Tobenden das Abbild ihres „Seyns oder Nichtseyns“ hätten wahrnehmen können. Der vierschrötige, aus schwarzglasirten Backsteinen geformte Kachelofen, der zur Seite hin noch einen als Kochherd dienenden Ausschub verlieh, hauchte dunstige Hitze aus, welche durch den Tabacksdampf, den mehrere der weltdarstellenden Bande aus schwarzgerauchten thönernen Pfeifenstummeln bliesen, nur noch ärger verdickt ward; so daß die in verschiedenen Gruppen umher befindlichen Gestalten wie citirte Geister auf magischem Qualme erschienen wären, wenn ihr Fluchen, Schwatzen, Lachen, Schäkern, Zischeln und Flüstern nicht Zeugniß von ihrem materiellen Daseyn gegeben hätte. Gleichsam wie präsidirend saß hinter der vor der längeren Wand des Gemaches hingestellten, mit zwei rauhen Bänken umsetzten Braunholztafel Julia, die Vestalin, gehüllt in das ziemlich schmutzig gewordene Priestergewand, eine abgebrochene Tabackspfeife im Munde, aus welcher sie dickes, narkotisches Gewölk hervorblies. Vor ihr stand der halbgeleerte, hölzerne Bierkrug, hinter ihr auf einem Wandsims saß glippäugig der betagte Kater des Wirthshauses, dem die sonst ihm heimisch bedünkende Stelle, zwischen Wand und Kachelofen zu warm seyn, und der sich deshalb in diese gemäßigte Zone geflüchtet haben mogte, während der schlanke, zwei gute

rheinländiſche Ellen im Umfang haltende Leib der Dienerin der Veſta vom Pachter Grauſchimmel, dem Komiker und Buffo der Bande, umſchlungen gehalten ward. Grauſchimmel hatte den rechten Ellbogen auf den Tiſch geſtützt, die roth- und weißgeſtreifte Nachtmütze über das linke Ohr geſchoben und ſchaucte ſo von unten auf in das keuſch erglühende Angeſicht der heiligen Prieſterin, indem er der holdſeligen Rede ihres etwas breiten, jedoch noch nicht völlig zahnloſen Mundes lauſchte.

Den Beiden, die, wie es ſchien in das tiefſte aller ſentimentalen Zweigeſpräche verloren waren, ſtand gegenüber eine Bank, auf welcher, den Rücken gegen Grauſchimmel gewendet und die ſtablangen Beine zur Mitte des Gemaches geſtreckt, der ehrſame Don Juan ſich gelagert hatte. Ihm fehlte jedoch ſo Barett wie Mantel. Es war der Bariton der Bande, der zu gleicher Zeit in Schau- und Luſtſpielen die bon-vivants, aimable-roués und Laffen ſpielte. Ihm zu Füßen nagte ein Pudel an einem Kalbsknochen und neben dieſem auf einem Schemel hockte Lilli aus dem „Donauweibchen“, indem ſie über Müdigkeit klagte und ſich den Kopf kratzte, deſſen Locken ſeit Wochen der Wohlthat eines Kammſtrichs entbehrt zu haben ſchienen.

Don Juan theilte offenbar ſeine väterliche Aufmerkſamkeit zwiſchen der Lilli und dem Pudel, den er Fix nannte, indem er die Lilli oft unter dem Zurufe: „Blitzkröte, willſt's laſſen!“ ermahnte, den getreuen Knochenbeißer nicht ſo unbarmherzig in's Ohr zu kneipen.

Neben dem Ritter, der Länge lang auf der Bank, lag Larifari, der Baſſiſt, offenbar von Branntwein und Bier dergeſtalt benebelt, daß für die nächſten zwölf

Stunden an sein Erwachen nicht zu denken seyn konnte. Ueber ihm auf der Kante des Tisches sah man den umgestoßenen Krug, dessen Hefe für diesmal dem Dickbauche hatte entgehen müssen, und der wie eine der Lootsentonnen auf der Elbmündung aus einer über den Tisch hingeflutheten Bierschwemme hervortauchte. Das Schnarchen des Wanstes brachte nicht wenig Harmonie in das Getose der Schmausenden, Zechenden, Schäkernden, Liebelnden und Jubelnden.

Der Verarbeiter der zärtlichen Väterrollen saß als Odoardo Galotti an der einen Seite des Ofens. Sein schielendes Auge verrieth, daß er nicht blos zu Durchführung moralischer Charactere Lessing's geeignet war; und wer dennoch hieran zweifeln mogte, der hätte sich sofort eines Deutlichen darüber durch die Handgreiflichkeiten belehren können, die Odoardo der liebreizenden Myrrha aus Winter's „Opferfest" angedeihen ließ, indem er die unschuldige Kazikentochter so malerisch auf dem Schooße zu halten wußte, daß die zierlich gerundeten Knöchel der kleinen „spielsüchtigen" Liebesprofessorin ein Hauptobject in dem drastisch wirkenden Gemälde abgaben.

An kürzerem Tische längs der entgegengesetzten Wand saßen drei männliche Gestalten, die in entsetzlichem Eifer mit abgegriffenen Karten ihr Pfennigsolo spielten, das nur von ihnen unterbrochen ward, um dann und wann dem Doppeltbierkruge Bescheid zu thun, der von dem luchsäugigen, rastlos im Gemache umherfahrenden Wirthe flugs wieder gefüllt ward, sobald die Spieler ihn geleert hatten. Der Zettelträger in abgeschabtem Flausrock, dessen Ellbogen nur allzu freimüthig sich verkündende Offenherzigkeiten zeigten; der Einbläser in ausgedientem

Soldatencapot, das impertinentblonde Haupthaar mit einem Krummkamm über den Hinterkopf gestriegelt, und Prinz Tamino bildeten dieſe Spielergruppe, während am Ofenherde Jungfer Salome und die Banditenbraut beſchäftigt waren, eine Pfanne voll Bratwürſte zu ſchmoren, deren Fettgeruch den Ambroſiaduft in der Wolkenregion des Tabacksqualmes abgab.

Mit Geberden, wie Spiegelberg ſie hinter dem Rücken der planmachenden „Libertiner“ ſchneidet, ſchritt in einem von dem Eingange ſich abbeugenden Winkel des Gemaches ein hageres Weſen auf und ab, deß aſchgraues knochiges Geſicht durch die ſeit mindeſtens vierzehn Tagen nicht gemähten grauſchwarzen Bartſtoppeln ein noch ſchreckenderes Anſehen gewann. Grinſeten Hunger und Kummer ihm zu beiden Seiten aus der ſchlappen Backenhaut, ſo guckte bittere Armuth ihm zu allen Knopflöchern des fahlbraunen Gehrocks und zu den ſchmutzigen Nankingbeinkleidern, ſo wie aus den ſohlendefecten Halbſtiefeln heraus, worin dieſer „Ritter von der traurigen Geſtalt“ ſteckte. Bei alledem war ſeine Anweſenheit bei der Truppe von nicht geringer Erheblichkeit! Er war der ſchöne Geiſt, der Prolog- und Epilog-Dichter, ferner der Beſchneider und Zurechtſtutzer alter und neuer Bühnenſtücke, Corrector der Perſonenzettel, Muſikdirector, Notenſchreiber und Rollencopiiſt der Bande — ein verkommener Studiosus Juris, der von dreien Hochſchulen relegirt, ſich in den Schutz der theatraliſchen Muſe begeben hatte, die freilich, wie an ſo vielen Halbgenies, auch an ihm ſich arg ſtiefmütterlich bewies.

Bald den dürren Zeigefinger an die Naſe gelegt, die noch dürrer war als der Finger; bald die Arme

unterschlagen und das Gesicht tief in die abgeschabte Manchesterweste gesteckt; bald den Nacken zurückgeworfen, als wollte er durch das Spitzdach der Herberge hindurch einem Berliner Professor der „Wetterologie“ das Handwerk ablernen; bald umherschwirrend, bald stillstehend, rief er endlich mit pfeifender Stimme:

„Ich hab's, ich hab's! Gesellen alle, schließt den Reihen; der Rache werden wir uns freuen! Ich hab's! Ich hab's!“

„Was denn?“ „Wie denn?“ „Laß Er hören!“ „Heraus damit, wenn's ein gescheidter Kerl begreifen und ein Mann ausführen kann!“ „Von sich gegeben!“ erscholl es durch einander, und Pachter Grauschimmel schleppte, wie ein heiserer, nachsingender Dorfküster im Halbbaß ein langgehaltenes „Na?“ hinterdrein.

Dies war der Augenblick, in welchem Pflock mit seinem angehenden Cinthio in das Gemach trat.

„Ich hab's, Herr Director!“ fuhr der Schöngeist auf die Figur des Benjowsky los — „Rache, volle, überfließende Rache!“

Alles umdrängte noch enger den Dürren, der nun einen Racheplan gegen Brandfuchs, „den Verräther,“ losließ, worüber Alle, Cinthio allein ausgenommen, unter jubelndem „Bravo, Bravissimo!“ in die Hände klatschten, sich, wie respective Gemüths- oder sonstige Stimmung es gebieten mogten, küßten und umhalseten, sich's wacker in Branntwein und Biere zutranken und dann entweder zu ihren vorigen Gruppirungen zurück kehrten oder deren neue bildeten.

Der Verschwörungplan, über welchen man seit dreien Tagen und Nächten gebrütet hatte, war fertig,

hatte jedoch bis jetzt weiter kein Unheil anrichten können, als daß ein Paar von den Bratwürsten beinahe zu Pulver verbrannt waren, indem Jungfer Salome und die Banditenbraut, die, wie gesagt, das Amt am Kochherde zu verwalten hatten, den Rücken gegen ihre prallgestopften Pfleglinge gewendet, mit offenem Munde da standen, um der verhallenden Rede des Dürren mit entzücktem Busen zu lauschen.

Fritz Frei war bei seinem Eintritt in das Gemach seitwärts der Thür auf einen hölzernen Sessel gesunken. Ein Anblick, wie hier sich ihm darbot, war ihm allzu neu, allzu auffallend, allzu überraschend, allzu bewältigend! Seine Zunge ward gelähmt, und er würde ohnmächtig geworden seyn, wenn nicht der Dürre mit dem Sprunge eines Seidenhasen zu ihm hingeschossen wäre, ihn umhalset, geküßt, bei Namen genannt, der Bande als einen ehemaligen Universitätgenossen vorgestellt, in einem Glase Doppeltkümmel es ihm zugetrunken und ihn dann jubilirend zum langen Tisch gezogen hätte, wo Alle sich um die Bratwurstschüssel versammelten, während Brot aus Kobern und Schnappsäcken hervorgeholt, oder bedürftigen Falles von dem hurtigen Reiterwirth aus einem Wandschranke hervorgelangt wurde. Aller Mäuler schwiegen jetzt, um sich mit längst angeregtem und vielgeübtem Eifer anderer Thätigkeit zu widmen; und nur Larifari's unausgesetztes Schnarchen sägte den Grundbaß zu den Fisteltönen der Schmatzenden.

Fritz Frei starrte auf das ihm vorgelegte Bratwurstfragment, und in seinem Ohre schlief die schmeichelnde Lockstimme der Kazikentochter, die so lüstern wie naiv sich zu ihm geschlichen und sich neben ihn gesetzt hatte,

nicht ahnend, wie ſie als Sidonia ſich dieſes Cinthio zu erfreuen haben ſollte.

Fritzens innerſter Menſch war weit hinüber geſchweift in das Dachkämmerchen des ehemaligen Vaterhauſes, und ihm war, als hauchte der Genius der Liebe den Kuß Cäciliens, der früher durch das Aſtloch nicht zu ſeinem Munde hatte kommen können, jetzt auf ſeine von Schrecken, Betrübniß, Staunen, Ermüdung und gänzlicher Hoffnungloſigkeit krampfhaft zuckenden Lippen.

---

3. Die Hinrichtung.

„Was ſtehen wir länger und grübeln? Frevelte er nicht an dieſem Thurme? Richten wir nicht an dieſem Thurme? Hinab denn mit ihm in dieſen Thurm!“

Schiller's „Räuber.“

Noch nach vielen Jahren hörte man in dem Städtchen *** von dem Tage reden, der jener Orgien-Nacht im „ſpaniſchen Reiter“ folgte. Gedoppeltes Schauſpiel ward den übrigens leicht zu beluſtigenden Einwohnern geboten. Der im Orte wegen gemachter Schulden gewiſſermaßen inhaftirte Prinzipal Brandfuchs ward von ſeinen Gläubigern, alſo von mindeſtens dem halben Städtchen, eben ſo gehaßt, wie von ſeiner Truppe. Dazu kam, daß er vor etlichen Tagen die Benefizvorſtellung der erſten Sängerin ſo hiſtrionenmäßig geſtört hatte, daß anweſendes Publikum auf des zu gebenden Melodrama's Schlußakt, in welchem ein Feuerregen wirkſam werden ſollte, ohne Barmherzigkeit verzichten mußte. In ſeiner totalen Betrunkenheit, gänzlichen Spielunfähigkeit

und abscheulichen Bosheit war Brandfuchs der Vernichter des Prachtspieles geworden, ehe dasselbe noch seine Endschaft hatte erreichen können. Wildlärmend begab sich das Publikum von hinnen und drohete dem Verderber alles Verderben an, das ihm auf der Bühne nur werden könnte, im Fall er die Bühne wieder betreten würde. Verkrochen in seiner Dachkammer am Kohlmarkte harrte Brandfuchs des Tages, wo dieser Sturm sich legen mögte; doch sollte noch schwereres Unwetter über ihn kommen! Der Plan des Dürren war nichts Geringeres, als dem in Acht und Bann erklärten Prinzipal vollends, mindestens in effigie, den Garaus zu machen. Ehe noch des Tages Mittag herangenahet war, hatten die Rächer alle nöthigen Vorkehrungen getroffen. Etliche Stunden vor Anfang der Abschiedsvorstellung — so war von dem Zettelträger Haus bei Haus der Bescheid gebracht worden — sollte ein verehrtes Publikum vor der Theaterscheune ein niegesehenes Schauspiel gratis erblicken, weshalb um recht zahlreichen Zuspruch gebeten wurde. Daran fehlte es denn nicht! Neugier ist nicht blos im Budjädingerlande das Erbtheil der Söhne Adam's und der Töchter Heva's! — Trompeten verkündeten das grause Vorspiel. Sinnbildlich stellten alsdann die am Herzen, am Beutel und an der Künstlerehre schmählich gekränkten Mitglieder in feierlichem Umzuge um die Scheune herum einen Akt der Gerechtigkeit dar, den die Muse der Schauspielkunst an einem unwürdigen Theaterprinzipal in Erfüllung gehen ließ. Ein Dialog zwischen eben dieser Muse und einem ihrer Lieblingsjünger, dessen Repräsentant Pflock im Charakter des Karl Moor war, entwickelte den Frevel des zu strafen-

den Bühnenkönigs. Die übrigen „Sünder," nämlich die Mitglieder der Bande, „saßen zu Gerichte," Karl Moor, „der größeste, obenan," während der Einbläser den Gerichtsanwalt vorstellte und nach abgehaltener Discussion das Todesurtheil verlas, indem der Delinquent, als eine vom Zettelträger, der zu gleicher Zeit der Maschinist bei der Gesellschaft war, verfertigte Pappfigur, welche die von Brandfuchs im Melodrama verhunzte Person überaus täuschend vorstellte, auf der Armensünderbank, festgebunden, vor Gericht satz.

„Kopflos," hieß es, „habe der Beklagte gehandelt, als er betrunken die heiligen Musenbreter betrat; kopflos habe er gehandelt, als er die Gesellschaft in eine noch trübere Lage versetzte, indem jetzt ihre Abschiedseinnahme dem Wirth zum Reiter als dem Mandatar der übrigen Gläubiger anheimfallen müßte; kopflos habe er gehandelt, als er das Benefiz der Primadonna dergestallt störte, daß verehrtes Publikum, um den Schlußakt und den Feuerregen betrogen, in seinem Unterstützungeifer hätte erkalten und den Tempel der Kunst mit den Rücken ansehen müssen; kopflos handle er noch, da er sich seitdem verkrochen halte und die Gesellschaft ihrem trübseligen Geschicke überlasse — herunter also mit dem unnützen Haupte, damit der beleidigten Ehre, der geschmäheten Kunst und dem gefoppten und betrogenen Publikum Genugthuung werde!"

Kaum war dies Bluturtheil verlesen worden, als ein Rothmantel, der mit hohlem Stierblick hinter dem Delinquenten stand, den Mantel fallen ließ, das rostige Schwert, das er entblößt in der Hand hielt, erhob, und der Pappfigur mit einem einzigen Streiche das Haupt

vom Rumpfe trennte, daß es weit hinflog, weg über die Gaffenbuben, die im Zuſchauerklumpen den erſten Rang oder die Vorderreihe einnahmen. Der aber das Henkeramt alſo rechtskräftig verwaltete, war der Dürre, welcher hiedurch als recenſirender Dramaturg der Truppe ſeinen übrigen vielfachen Verdienſten um dieſelbe gleichſam die Krone aufſetzte, indem er einen Rechtsſpruch vollzog, wie ihn wohl ſchwerlich irgend ein Theaterrecenſent in Morgen-, Mittag- und Abendzeitungen zu vollziehen das Geſchick haben mögte.

Ein kreiſchendes „Hurrah!“ erſcholl und drang hinauf in die Dachſtube, hinter deren Fenſtervorhängen der unglückſeligſte aller Bühnenprinzipale die Schauerverhandlung vor der Scheune am Kohlmarkte hatte überblicken können. Dann ſtürmte man hinein zu Thaliens Tempel, wo nach kurzer Pauſe zum Beſten der Geſellſchaft die Abſchiedsvorſtellung begann, deren Einnahme jedoch der Reiterwirth bis auf den letzten Heller zu ſich nahm.

In der Schlußſcene des Nachſpiels ward ein vom Dürren verfaßtes und eingelegtes Dankſagung- und Abſchiedslied nach der Weiſe: „Veilchenblaue Seide“ geſungen, obwohl die Singenden den kläglichſten Hanf geſponnen hatten.

Eine Stunde ſpäter befand Pflock mit ſeiner Theſpisſchaar ſich bereits auf dem Wege, um ſchon übermorgen acht Meilen ſüdlicher mit der Zauberin Sidonia zu eröffnen, wobei er ſo ſehr auf ſeinen an der Heerſtraße aufgegriffenen Cinthio rechnete, daß er dieſen keinen Augenblick unbewacht gelaſſen, ihm Himmel und Hölle vordeclamirt und dem armen Jungen endlich klar bewie-

sen hatte, daß dieser vor der Hand sich überglücklich schätzen müßte, einen Protector wie Pflock, den Tragboden, gefunden zu haben.

Durch Wind und Schneegestöber ging es nun auf dreien Karren in finsterer Nacht die Landstraße hinab nach dem Mittelstädtchen, das man am folgenden Nachmittage erreichte. Ermüdung und ein leichter Fieberanfall, dazu die fortgesetzte Wachsamkeit des nunmehrigen „Tyrannen von Modena“ hinderten unseren Frei, sich nächsten Tages bei der Ortsobrigkeit nach einem Passe umzusehen und so der Faust des „Tyrannen“ wie den ihn streichelnden Händchen der „Zauberin Sidonia“ zu entrinnen.

Früh um zehn Uhr war die ganze Truppe schon in einer Kneipe zusammenberufen worden, um den Befehl zu erhalten, Schlag vier Uhr zur Probe in dem „Brauerstalle“ zu erscheinen, als wo hiesigen Ortes sodann der Tempel Thaliens aufgeschlagen seyn sollte, damit man um sechs Uhr zu der glänzenden, Speise, Trank und Bekleidung verheißenden Vorstellung schreiten mögte.

Anders, ganz anders aber wollte es das Geschick oder die rächende Nemesis. Der Frevel vor der Scheune sollte gebüßt werden! Umzingelt von Häschern war im Nu die Kneipe und herein drangen die Machtbegabten, um die Zitternden vor den Richterstuhl des gestrengen Herrn Ortsbürgermeisters zu führen. Schwere Klage galt es hier, denn es galt nichts Geringeres als einen nur allzu wahrscheinlichen Mord!

Der etwas leichtsinnige Sohn eines Particuliers in der Hauptstadt hatte sich mit einem Kapitälchen von etlichen Hunderten in das Weite begeben, um seinem

Drange, Komödie zu spielen, zu folgen, und war zu Brandfuchs gerathen, der schlau genug den Jüngling gegen Einschuß seiner Geldsumme zum Mitprincipal anzunehmen und ihm so mit Einemmal zur Hauptmannschaft bei dem Heere der Ambulanten zu verhelfen versprach. Ob der Jüngling in diese Falle ging, und dem Brandfuchsischen Moloch seine Pfennige opferte, war noch nicht kund worden; allein ruchbar ward es, daß der Jüngling seit etlichen Tagen verschwunden war, während der erzürnte Vater desselben den Theaterprinzipal von der Hauptstadt aus verfolgen ließ.

Brandfuchs aber war entwischt, und die Unterhandhaber der hauptstädtischen Gerechtigkeit setzten sich nun gegen die gesammte Truppe in Bewegung, hoben sie auf und brachten sie zum Verhör.

Vergebens entwarf Fritz Frei in ungeschminkten Worten eine treue Schilderung seiner Begebenheiten seit seiner Auswanderung als vertriebener Collaborator. Ihm fehlten die Beweise, und Seine Gestrengen konnten nach Hochdero Krämerweisheit keinen anderen Rechtsspruch thun als den, die Verdächtigen sofort gebunden nach der Residenz abzuführen, um sie dort vor ein höheres, nachdrücklicher forschendes Gericht zu stellen.

Und abermals ging es durch Schneegestöber und Schlackerwind vorwärts, hin zur Residenz, wo eine rauchige Wachtstube unserem Helden so lange Quartier gab, bis er vor den Polizeidirector in der Residenz gestellt werden konnte.

4. Der Miniſter und noch Jemand.

„Pfiff, der Fiſcher: Laßt's Euch nach meiner Weisheit deuten; Nachbar! Seht: der Fiſch, der anbeißt, will keinesweges gefangen ſeyn, auch der Angelhaken kann nichts Gewiſſes in der Sache entſcheiden; allein der lebendige Köder, der an ihm ſteckt und dem Fiſche entgegenzappelt, der, ſollt' ich meynen, muß wiſſen, was ſein Zappeln eigentlich bewirken ſoll. Begreift Ihr das?"

Altes Schauſpiel.

Heil pflegt man dem Tragödiendichter zuzurufen, der ſeinen Helden in das Gefängniß zu bringen wußte. Ihm, heißt es, braucht vor wirkſamer Kataſtrophe ſeines Stückes nicht zu bangen. Immerhin! Mir aber, der ich keine Tragödie, ſondern eine Erzählung oder Novelle aus der wirklichen Welt zu ſchreiben habe, ziemt es, den meinigen ſofort aus dem Kerker zu befreien, denn welcher Aufenthalt in ſolcher Welt, die, wie Hamlet ſagt, ſchon an und für ſich ein Kerker iſt, wäre widerwärtiger als der Aufenthalt im Gefängniſſe? Doch glaube nicht, mein lobfertiger Leſer, daß ich ſolche Befreiung durch mein Erfindungtalent als Erzähler bewirken wollte! Zum Romanſchreiber tauge ich nicht, denn ſonſt hätte ich dieſe kurzgefaßte Novelle zu einer drei dicke Bände langen „Jugendgeſchichte" oder „Walter-Scottiade" ausgeſponnen.

Rettung aus der Haft in der rauchigen Wachtſtube ward unſerem fahrenden Theologen durch den Scharf- und Tiefblick Sr. Excell. des Herrn Miniſters der innern und äußern Angelegenheiten und demnach auch des

Präsidenten des hohen Polizeivorstandes der Residenz. Kaum hatte der Gewalthaber von Fritz Frei die Erzählung der Abenteuer desselben, und folglich auch den wesentlichen Umstand vernommen, daß besagter Frei ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Schutz, vor Allem aber ohne die geringsten Geldmittel — auf das Liebchen konnte nicht Rücksicht genommen werden, denn Fritz Frei hielt auch hier, wie bei dem seligen Rector Türr, diesen zarten Punct völlig geheim — einem Amte nachzöge, als das kahle Haupt des Polizeichefs wie von dem Heiligenschein eines ihm plötzlich gewordenen kühnen Gedankens umglänzt ward. Erwärmend senkten die Gnadenstrahlen sich herab auf unsern Adspiranten, so daß dieser bald Ursache haben durfte, zu wähnen, nahe wären seine Lippen dem Rande des Glücksbechers, aus welchem sich zu erquicken, seine Seele so innigst entbrannt war. Ein Wink des Gebieters hieß dem wie aus Wolken des Wetters auf üppige Pfühle Herabgesunkenen sich zu sammeln und der Excellenz in ein geheimes Cabinet zu folgen.

Du wirst mich nicht fragen, mein politischer Leser, was hier verhandelt ward. Weß Auge dringt durch Wand und Decke und Fußboden eines geheimen Cabinetes, das offenbar eben so wenige, oder doch gewiß eben so hoch angebrachte Fenster wie eine Freimaurerloge hat? Das meinige nicht! Eher würde es durch den Strudel der Charybdis auf dem schlammigen Grunde derselben erschauen, „wie es von Salamandern und Molchen und Drachen sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen!“ Genug sey es, wenn ich berichte, daß Fritz Frei das Cabinet als Secretair Seiner Excellenz verließ, drei artige

Zimmer angewieſen und aus beſonderer Gnade ſeinen erſten Monatsgehalt gedoppelt und pränumerando in klingender Landesmünze ausgezahlt erhielt.

Schauerlich aber würde die polizeiliche Strenge, eben um in Gegenſätzen die größte Conſequenz durchblicken zu laſſen, gegen die muthmaßlichen Mörder des Verſchollenen ſich geltend gemacht haben, wenn ſich dieſer nicht plötzlich, und zwar an einem Orte wieder angefunden hätte, wo ſchwerlich Einer von meinen Leſern, der ſcharfſinnigſte derſelben allein ausgenommen, ihn geſucht haben mögte: nämlich hinter dem ſelbſteigenen Ofen des ſelbſteigenen Vaters des jungen verlorenen Sohnes, wohin dieſer nach ächtkosmopolitiſchem Verjubeln ſämmtlicher von ihm mitgenommener Baarſchaften ſich in Abweſendheit des Herrn Papa zu ſchleichen gewußt hatte. Sey immerhin dieſer verlorene und wiedergefundene Sohn nicht das eigentliche Moralprincip dieſer meiner Novelle — dennoch liegt in ihm der gehaltreiche Stoff zu einem halben Dutzend als Preisſchriften zu krönender Novellen, zumal wenn der Verfaſſer derſelben die Lehre von jugendlicher Selbſterkenntniß darin zu entwickeln ſich beſtrebt.

Cavaliermäßig aber, in ſchwarzer, knapper Civilkleidung, an ſeinen Lenden den weißbeſcheideten Spitzdegen, **chapeau bas sous le bras**, beſchauete leichter aufathmend der neugebackene Geheimſecretair der rechten Hand Sereniſſimi ſich im freundlichen, ihm ſo eben zur Wohnung eingeräumten Gemache, und ſchob ſodann den ihm zur Verarbeitung gewordenen Papierwuſt auf die Seite, um nach ſo vielen überſtandenen Drangſalen und bei'm Glanze ihm neu aufgegangener Hoffnungſonne in einer langen Epiſtel voll von Neuigkeiten und Liebesſeuf-

zern ſeiner Cäcilie den unverhofft ſtattgefundenen Glückswechſel mitzutheilen, und ſich in ſchwärmende Hoffnungen baldiger Erreichung des heißerſehnten Zieles zu verſenken.

Mit Recht wird mein in Liebe hocherfahrener Leſer, ſo wie meine in den Stand der Liebe als holde Novize eingetretene Leſerin dieſes Kapitel für völlig überflüſſig ſchelten, in ſo fern ich in demſelben es nicht kurzweg dahin bringe, Fritz und Cäcilie an das Ziel ihrer gemeinſamen Wünſche gelangen zu laſſen. Auch wäre in der That nichts leichter als das. Aus einem Miniſter kann Alles, denn es kann ein Regierender aus ihm werden und das vollends an einem Duodezhofe wie der war, auf welchem dieſe Erzählung hinweiſet. So könnte Fritz Frei im Handumdrehen die rechte Hand ſeines neueſten Protectors werden und eben dadurch flugs zur Schwanenhand ſeiner Auserwählten gelangen; allein leider iſt es mehr als gewiß, daß ich ein unbeholfener, unnützer, vom Markte der ſchönen Literatur ohne Schonung und ſonder Umſtände wegzuweiſender Schriftler bin; denn, rückſichtlos genug gegen den ungeduldigen, von mir ungeduldig gemachten Leſer, ſchließe ich meine buntſcheckige Erzählung keineswegs mit dieſem Kapitel, ſondern ſchiebe, dem bequemen Herkommen, das gemeinhin Herr Schlendrian genannt wird, gänzlich zuwider, das Ueberflüſſigſte, nämlich eine dritte Perſon zwiſchen unſer Liebespaar, und halte dadurch die Auflöſung der Geſchichte noch wer weiß wie lange hin.

„Nur raſch, Herr Novelliſt im Schlafrocke und in der Nachtmütze! Wer iſt denn dieſe dritte Perſon?“

Schöne Leſerin, ſie ſteht Ihnen in der Erzählung ganz nahe, denn ſie iſt Niemand anders als der Herr Miniſter.

„Wie? des lieben Fritz uneigennütziger Beſchützer?“

Mit Gunſt, mein lockiges, blond-, braun- oder rabenlockiges Fräulein! den „Beſchützer“ muß ich vor der Hand gelten laſſen; aber mit der „Uneigennützigkeit desſelben“ mögte es doch eine eigene Bewandtniß haben. Läßt doch die fromme Dame, genannt Uneigennützigkeit, eben ſo viel von ſich reden, als ſie ſich ſelten zeigt! So erſchien ſie z. B. dem Herrn Miniſter niemals, wie ſehr dieſer auch die Damen liebte. Denn daß er dies that, bewies ſich aus dem thatſächlichen Umſtande, daß er da noch huldigte und opferte, wo Sereniſſimus ſich von ſolcher, wenn auch zeitverkürzenden, doch gewöhnlich höchſt koſtſpieligen Sitte genteeler Herren mit Langerweile abgewendet hatte.

Excellenz — ſeit einiger Zeit Ex-Excellenz Juliane, — von den Spöttern in Jeſrael ſchlechtweg Zucker-Julchen genannt, die ehemalige Herzenskönigin Sereniſſimi, war jüngſt durch das Einſchreiten etlicher Untermachthaber im Staate, die ſich etwas veſter, als ſie bisher geſtanden haben mogten, zu ſtellen gewußt hatten, gleichſam zwiſchen ein Doppeltfeuer gerathen. In Folge getroffener, eindringlicher Maaßregeln galt es nämlich für die Dame, entweder Stadt und Land zu meiden, oder ſich aller und jeder ferneren Einmiſchung in die manchfaltig ſich verzweigenden Regierungangelegenheiten zu enthalten. Zu keinem von dieſen beiden, offenbar nur in das Dunkel des Vergeſſenwerdens führenden Wegen hatte Zucker-Julchen die mindeſte Luſt. Dazu paßte das Aufhören des Sich-Einmiſchens der Gewandten, Schlauen und Behenden keineswegs zu den Anſichten und Abſichten des zwar imponirenden, jedoch zuweilen

ſich verknöchelnden Herrn Miniſters, und ſo geſchah es denn, daß dieſer und die Dido abandonnata ſich mehr als je bewogen fühlten, gemeinſchaftliche Sache zu machen. Wie von jeher, ward dies unter dem Schleier tiefen Geheimniſſes betrieben, und ich brauche kaum hinzuzufügen, daß ſie ihr Spielchen eben ſo ſchlau wie verdeckt förderten, um wo möglich auf einem zweiten Nebenwege, da ihnen der bequemere Seitenpfad verrammelt war, ihre unſtreitig das Land beglückenden Zwecke zu erreichen.

Ein ſataniſcher, das heißt in der Antichambreſprache, ein feiner Plan ward entworfen, um nicht nur den Schreiern in den ſich neu organiſirenden Regierungkammern das Maul zu ſtopfen, ſondern auch Sr. Durchl., ſo es ſich irgend thun laſſen wollte, den ihr noch in der Hand gebliebenen Stumpf des Herrſcherſtabes zu entwinden.

Die Hauptrolle dabei ward dem ſüßen Zucker-Julchen ertheilt, und unſer Fritz, ſo hoffte man, würde die Nebenpartie der Katze, welche die gebratenen Kaſtanien aus dem Feuer holt, bon-gré, mal-gré, und ohne daß er es ſelbſt wüßte, übernehmen.

Zucker-Julchen zeigte, wie es ſchien, zwar große Abneigung gegen den allerdings gefährlichen Plan, jedoch in ihrem ausgebrannten Herzen ſpürte ſie ein Wogen, durch welches ſie angeregt ward, mit nicht geringem Wohlbehagen und mit noch ſtärkerem Sinnenreiz auf die ſchlanke Geſtalt des neuangeworbenen Geheimſecretairs Sr. Excellenz hinzublicken. Daß dieſer aber durch das ſchnell vorüber geklungene Präludiren der „ſchuldloſen“ Myrrha im Schenkgemache zum ſpaniſchen Reiter gegen

dergleichen verlockende Schlingen leider noch nicht behutſam gemacht worden war, lag, wie des geneigten Leſers Scharfſinn längſt wird wahrgenommen haben, an nichts Anderem, als an der Verkettung des Geſchickes unſeres jungen fahrenden Ritters, und kann daher keinesweges ihm, noch weniger aber mir, der ich nur ſeinen treu erzählenden Biographen abgebe, zur Laſt gelegt werden.

„Ob die Mine platzte? Ob ſie dieſen Herrn, ob jene Dame, ob ſie überhaupt nur unſern allzu ehrlichen Fritz in die Luft ſprengte, oder ob Sereniſſimus zu rechter Zeit — wie man zu ſagen pflegt — Lunte roch, und den Verderben drohenden Zündfaden abſchnitt?“ — Ihnen das kurz vor Ihrem Schlafengehen zu erzählen, meine ſchönen Leſerinnen, dürfte nicht räthlich ſeyn; Träume von zertrümmertem Liebesglück ſind fürchterlich! Und leicht könnten Sie davon in dem Schlummer, den von der ſanfteſten Gattung ich Ihnen wünſche, erſchüttert werden. Aus dieſer gewiß zarten Rückſicht verweiſe ich den Verfolg dieſer meiner Alltagsgeſchichte in das nächſte Kapitel, indem ich Ihnen jedoch rathe, dasſelbe bei lichtem Sonnenſcheine zu leſen, damit ſie das darin enthaltene, auf höllenſchwarzem Grunde, Gelbgrau in Graugelb, ſkizzirte Gemälde recht betrachten können, indem man — die Menſchen nie genug ſtudiren kann.

Vierter Abſchnitt.

Abend.

„Ein jeder Tag hat ſeine Plage!“
Er muß ſie haben. Thu' dazu,
Daß ſtillen Abends ſüße Ruh
Dich labe nach durchächztem Tage.

1. Der Infanterie-Kapitän.

„Der alte Moor: Biſt Du's Hermann, mein Rabe?
„Hermann. Still Alter, ſteig herauf an's Loch und iß.“
Schillers „Räuber,“ 4. Act.

Ein Schriftſteller, der mindeſtens eine Zeitlang beliebt war, ſagt irgendwo: „Wenn man die Geſchichte eines jeden Groſchens wüßte, ſo würde man manchen gar nicht in die Hand nehmen.“ Das iſt gut geſagt, aber nicht umfaſſend geſprochen; denn es giebt der Dinge noch viele, die in die Hand zu nehmen man ſich ſchämen ſollte, wie einladend dazu ſie ſich auch weiſen. Ich rechne zu ſolchen Dingen vielerlei Gedrucktes auf Velinpapier mit Goldſchnitt und Bilderchen verziert, dann noch mehr ſauber Geſchriebenes, was — Heil den Muſen! — ungedruckt blieb; vor Allem aber muß ich Schriften dazu zählen, die in ſogenannten Chiffern abgefaßt ſind. Das ſind mir wahre Teufelspapiere, und die Dechiffrirkunſt bleibt eine wahre ſchwarze Kunſt, wenn gleich jeder Adjutant des großen Corſen ſie verſtanden haben ſoll.

Monate verſtrichen unter Ausübung der Secretair-pflicht. Fritz Frei hatte, die lieblichſte Hoffnung in der Bruſt, von dem glänzenden Gehalte, den er von Sr. Excellenz bezog, ein rundes Thalerſümmchen zurückgelegt, und neben dieſen Thalern ſchimmerte ihm ein zierliches Häuflein gewichtiger Goldſtücke — redlich verdientes Sportelngeld, das überdies mit Zartheit dargereicht worden war, und wofür der Herr Geheimſecretair nichts weiter zu thun gehabt hatte, als unter den Augen der ſchönen Ex-Excellenz die Copialien ihrer in Chiffern entworfenen Selbſtbiographie zu beſorgen.

Kurz vor der Mittagstafel pflegten der Miniſter Alles was dieſelben an Geſchäfte erinnern konnte, folglich auch Dero Secretair, von ſich zu entfernen, doch wurde dieſer in der Regel dann noch mit irgend einem beſondern, für alle Theile ſchmeichelhaften Auftrage an die ſchöne Ex-Excellenz beſchwert. So mußte Fritz Frei faſt jeden Abend Theilnehmer des oft auserleſenen Geſellſchaftzirkels bei bei der Dame ſeyn. Wer mögte nun behaupten, daß im Verlaufe der Zeit ihn mehr noch Neigung und angenehme Gewohnheit als Amts- oder Dienſts-Pflicht und Artigkeit in Zucker-Julchens Hôtel zogen? Ich mindeſtens traue keinem meiner geſchäftekundigen Leſer zu, eine ſo unvortheilhafte Meynung von dem Helden dieſer meiner Alltagsgeſchichte hegen zu können.

Zwei Abende floſſen allwöchentlich ohne Geſellſchaft hin. Die Dame pflegte dann zwei Stunden vor dem Ausfahren in ihrem Cabinete zu arbeiten, und in dieſen Stunden hatte Fritz Frei die erwähnten Chiffern, vis-à-vis der Selbſtbiographin, zu copiiren, wobei Zucker-Julchen Harmloſigkeit und Unbefangenheit war, ſo daß

Fritz, wenn er nicht seinen einträglichen Dienst einbüßen wollte, die Wünsche der Dame in Bezug auf die Copialien als Befehle ansehen mußte.

„Weh über diese Chiffern!“ rief nur allzubald der Beklagenswerthe, als er sich in einem Carcerloche auf der Hauptwache erblickte, wohin die Machinationen der Excellenz und der Ex-Excellenz ihn gebracht hatten, damit er als Sündenbock wegen eines von ihnen in Chiffern entworfenen und freilich nur erdichteten Verschwörungplanes gegen den Fürsten und etliche Ausgezeichnete unter den Landständen dienen mögte. Glückte dies, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach Zucker-Julchen wieder in ihre frühere Gewaltsphäre emporgehoben worden; denn sie und nur sie übersandte Sr. Durchlaucht die verrätherischen Chiffern, die der Geheimsecretair des Ministers hatte entwerfen müssen. In ihrer lebhaftesten Besorgniß für das Wohl Sereniſſimi so wie des ganzen Landes, — so bemerkte sie in ihrer unterthänigsten Zuschrift an den Fürsten — habe sie als Italienerin es leicht ausfindig gemacht, daß die Chiffern in sicilianischer Mundart abgefaßt wären, und deswegen mit einiger, von ihrer Seite mit „innigster Ergebenheit“ angewendeten Mühe hätten von ihr wohl aufgelöset werden können. — „Sereniſſimus“ — so schloß die Enthüllerin des gräulichsten Verbrechens, „würde aus der in Anlage befindlichen Dechiffrirung den ganzen Höllenplan des treuloſesten aller Secretarien auf das Umständlichste ersehen können u. ſ. w.“ Des Ministers Excellenz unterstützte mündlich im allerhöchsten Cabinete mit nicht geringer Feinheit die feine Finte, die er in Verbindung mit der uneigennützigsten aller Ex-Excellenzen ersonnen hatte, und Fritz

Frei erhielt dadurch im Carcer auf der Stadtwache Muße genug, sein „Wehe über jene Chiffern!“ auszurufen.

Wie bietet sich bei dieſem Vorfalle und bei dem der damit in Verbindung trat, Gelegenheit dar, mit Gelehrſamkeit zu prunken, und — denken Sie nur, meine deutſchen Leſerinnen; — hier ein in lateiniſcher Sprache geführtes Geſpräch einzuſchalten, welches am dritten oder vierten Tage nach unſeres Secretairs Verhaftung im Officierzimmer auf der Stadtwache vorfiel! Allein Angeſichts ſo ſchöner Leſerinnen, wie Sie ſind, mich ſo eitel zu geben, könnte von irgend einem Doppelt-Unhöflichen und Uebelwollenden ſo ausgelegt werden, als wollte ich Eulen nach Athen tragen. Lieber erzähle ich Ihnen ſtatt deſſen ganz etwas Anderes.

Die Reiterſchwadron, die bisher den Garniſondienſt in der Reſidenz verſehen hatte, war plötzlich mit einem halben Bataillon Fußvolk vertauſcht, und der Capitän der zweiten Compagnie derſelben gleich nach ſeinem Einmarſche vor Seine Durchlaucht berufen worden. Eine halbſtündige Audienz, die dieſer Capitän bei Sereniſſimus in deſſen innerſtem Cloſet hatte, machte freilich die Neubegier der ganzen Stadt rege, doch legte ſich dieſe Wallung allmälig wieder, nachdem der Capitän zwar, wie es ſchien, etwas leuchtenden Blickes, jedoch ſonſt in ruhiger, militäriſcher Haltung, das Palais Sr. Durchl. verlaſſen hatte, und ſich ſchon zwei Stunden nachher als ſimpler Commandirender der Hauptwache zeigte. Bei Uebernahme dieſes Poſtens war es ihm Pflicht, die Carcer der Gefangenen zu viſitiren. Dies geſchah, und nicht wenig betroffen war der Capitän, als bei ſeinem

Eintritt in eines jener Gemächer der darin verwahrte Gefangene einen lauten Schrei der Verwunderung oder der Freude oder auch des Schreckens ausstieß, und dabei Miene machte, auf den so eben zum Commando der Hauptwache Gelangten einzudringen, um ihn entweder zu umhalsen oder zu erwürgen. Eines von Beiden wäre zuverlässig geschehen, wenn der Hauptmann nicht mit einem blitzenden Blick auf den Gefangenen und dem Zurufe: „Apage, Satanas!" zurückgewichen wäre, und den ihn begleitenden, von ihm abzulösenden Lieutenant ersucht hätte, den ihn allerdings überraschenden Gefangenen zur Ruhe zu verweisen.

„Sagen Sie ihm," sprach der Capitän — „sagen Sie ihm, Herr Lieutenant, daß ich wirklich der Infanterie-Hauptmann Aemilius Schmitt bin, und hier jetzt den Wachtposten übernehme, folglich dem Gefangenen in diesem Wachhause kein Leides zufügen kann, darf und werde."

Der Lieutenant that dies in kurzen Worten, während der Gefangene nicht blos mit den Augen, sondern mit ganzer Seele an dem Capitän hing, mäuschenstill in einem Winkel des ohnehin engen Gemaches zurückwich und den sich entfernenden Officieren sprachlos nachstarrte.

Will mein günstiger Leser jetzt, wie ich es wünsche, ja, wie ich es fordern muß, in der Person dieses Gefangenen keinen Andern als Fritz Frei erkennen, so erspare ich nicht blos das lateinische Gespräch, das eine Viertelstunde später im Officier-Wachzimmer geführt ward, sondern ich bin, bis auf Weniges davon, der Verdeutschung jenes Dialogs überhoben.

Fritz mußte dem ehrlichen Aemilius Schmitt, dem ehemaligen Anatomiker, dem »himmellangen« Stubenburschen den ganzen Hergang Betreffs seiner Verhaftung haarklein erzählen.

»Du bist zwar unschuldig,« rief der Curländer, »dennoch wärest Du schwerlich zu retten, wenn nicht die außerordentliche Entdeckung, welche ich vor einigen Stunden machte — —«

Hier schlug Schmitt sich auf den Mund wie Einer, der fürchtet, schon zu viel gesagt zu haben, so daß Fritz Frei ihn nur noch stierer angaffte, ohne ein Wort hervorzubringen.

»Gieb dich ruhig, Bruderherz!« fuhr Schmitt fort: »Wärest du nicht eine von den Butterseelen, die vor jedem äugelnden Sonnenblick aus dem lügenhaften Angesichte eines heuchlerischen Weibes dahin schmelzen, so würde es wohl nicht so arg mit dir geworden seyn, als es jetzt leider ist, und ich brauche nicht — — doch hoffe, ja, vertraue! In einer Stunde mußt du frei seyn; ich setze mein Leben daran!«

Das war der Schluß des lateinischen Gespräches.

Auf gut Deutsch rief der Hauptmann jetzt hinaus: »Sergent und zwei Mann mit Gewehr!« — »Diesem gefährlichen Arrestanten« fuhr Schmitt gegen den eingetretenen Sergenten fort, »jene zwei Mann vor die Thür seines Gefängnisses. — Niemand wird zu ihm gelassen. — Auf keines Menschen Ordre wird er ausgeliefert. — Strenge Wachsamkeit! Ich eile sogleich selbst zum Fürsten, und Sie, Herr Sergent, empfangen Sie das Commando der Wache bis zu meiner Wiederkehr!«

Mit dieſen Worten führte er den Unterofficier zum Tiſche, ließ ihn in einige Papiere blicken, ſprach leiſe mit ihm, winkte dann, daß der Gefangene abgeführt würde, der wie eine Bildſäule von ſeinen Hütern fortgeſchleppt ward, nahm Hut und Degen und ſtand bald vor dem Fürſten. Hier ſprach er lebhaft, ja etwas haſtig, kehrte noch haſtiger zurück, ließ den Gefangenen vor ſich führen, überreichte ihm, den Finger auf den Mund gedrückt, eine Schrift, die nichts Geringeres, als eine Freilaſſung und den Befehl, binnen zwei Stunden die Reſidenz zu meiden enthielt, und ſprach dann: „Herr Secretair Frei, ich wünſche Ihnen Glück. Reiſen Sie mit Gott, aber ſpäteſtens mit Tagesanbruch.“

Der Sergent und die zwei Mann umflügelten den überraſchten Freigelaſſenen, der umſonſt verſuchte, ſeinem Freunde für dieſe wunderſame Rettung zu danken, und ſchoben ihn zum Zimmer und dann zum Wachhauſe hinaus, ſo daß unſerm Frei nichts übrig blieb, als nach Hauſe zu eilen, ſeine Habſeligkeiten zuſammenzuraffen und auf dem nächſten Dorfe ſein Nachtquatrier zu nehmen.

Während dies geſchah, ſtellten ſich zwei Deputirte des Landſtandes Ihrer Ex-Excellenz, der Dame Juliane vor, um ihr anzukündigen, wie ein Reiſewagen vor der Pforte ihres Hôtels ſtände und wie ſie Beide von Sr. Durchl. die gemeſſene Weiſung erhalten hätten, die Gnädige ſofort bis zur Grenze zu geleiten.

Von der Stunde an ward Zucker-Julchen nie mehr auf dem Gebiete des nunmehr etwas leichter athmenden Ländchens geſehen.

2. Abendbetrachtungen und eine Reiſe.

„Eil', o Seele, mich empor zu flügeln,
Wo ſich unter mir die Welten dreh'n,
Wo im Lebensquell ſich Palmen ſpiegeln,
Wo die Liebenden ſich wiederſehn."
Matthiſſon.

Der ſpiegelhelle See, umkränzt von Erlen und Hagebuchen, dehnt ſich in weitem Kreiſe, goldumſäumte Abendwolken malen ſich in der ſtillen Fluth, die von leiſen kühlen Lüftchen bewegt wird, als ſollte ſich ſüßer Lebensreiz in das Abbild heiliger Ruhe hauchen, trübfröhlich zirpt die Grille im Graſe, während im Gebüſche die letzten Accorde Philomelens für den Horentanz dieſes Jahres verhallen.

Verſetze dich, mein gemüthlicher Leſer, in ſolche, Frieden in die Seele flößenden Umgebungen, ſchmücke ſie dir aus mit allen den kleinen Schattirungen, die deine betrachtende Seele zu Tauſendmalen wahrnehmen kann in dem großen Muſivbilde der ewig wahren, herrlichen Natur, und die von keiner Feder eines Schriftlers, von keinem Griffel eines Zeichners genügend haben abgeſchildert werden können, eben weil der unſichtbare Flügelſchlag Pſyche's, Empfindung genannt, jeder Verkörperung widerſtrebt. — Blicke hin, mein Leſer, ſag' ich, auf ſolche Umgebung, und vor dir ſteht das Bild des jetzigen Lebens im Hauſe der gottesfürchtigen Cantorin Stern.

Wir erinnern uns, wie wir früher die ehrwürdige Matrone rührig und fleißig ſpät Abends noch an der Nadelarbeit fanden, und wie der Mutter liebepochender

Busen sich dem süßesten Bekenntniß ihres Lieblings öffnete, und den Herzensbund Cäciliens mit dem Ausruf segnete: „Alles, nur nicht ohne Liebe heirathen!“ Die Schatten der Nacht sanken über diesen Austausch herzlicher Gefühle herab und wiewohl seitdem kein völlig wolkenleerer Morgen über den Lebenshorizont der Cantorin und deren Tochter heraufzog, so kündete doch der Gott im Busen der Mutter dieser nach überstandener Erdenprüfung einen heiteren, ruhigen, mildgerötheten Abend an.

Die Anordnungen im Innern der kleinen Wohnung hatten ihre bisherige Form umgestaltet, um ihr eigentliches Wesen zu erheben, zu veredeln. Das Lebenslämpchen der ehrlichen Brigitte, der dienstreuen und sorgetheilenden Hausmagd war dem Verglimmen nahe. Die Redliche hatte ein friedlichsanftes Ruhekissen wohl verdient, und hätte sie es nicht, so würde doch die Herzensmilde ihrer Herrin es ihr gewährt haben. So finden wir denn, daß der Alkoven, bisher das Schlafgemach für Mutter und Tochter, hatte geräumt werden müssen, weil die Enge der Wohnung kein anderes ruhiges Sterbeplätzchen für die treue Brigitte darbieten mogte.

Du lächelst, lieber Leser, über das Scheinbar-Kleinliche in dieser meiner Beschreibung? Lächle, aber lächle beifällig, denn das Kleine im häuslichen Still-Leben, das dem Schwelger und Selbstsüchtigen als kleinlich erscheint, ist es eben, was da mitwirkt, das Wohlgefallen an solcher Häuslichkeit rege und lebendig zu erhalten; und nicht ohne Nachdruck will ich bei diesem Umstande, um dann ungestört in meiner Alltagsgeschichte fortzufahren, an unsers Schiller treffliche Worte dich erinnert

haben, die er ſo ſinnvoll der treuen Pflegerin der Maria Stuart in den Mund legt; der Worte:

„In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden; aber ſchwer wird's uns
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.“

Das Bett der Mutter hatte mit dem der Tochter im Wohnzimmer aufgeſchlagen werden müſſen, ebenfalls theils aus Mangel an Raum, theils der oft winſelnden Kranken ſchleunig Beiſtand zu leiſten, und ihr wenn möglich die letzten Athemzüge zu erleichtern, auf welche ſie ſo wie ihr Arzt, von den unwandelbaren Geſetzen der Natur dazu angewieſen, leider von Minute zu Minute harren muſten.

Treulich abwechſelnd reichten bald Mutter, bald Tochter der Hinſterbenden die Erquickung, die nicht ſelten durch angeſtrengte Arbeit herbeigeſchafft werden mußte, und oft war der erſte Hahnenruf Beiden ein Zeichen, ſich am Lager der ehrlichen Hausmagd abzulöſen.

Unter den Gebeten Beider entſchlief endlich Brigitte. Es war nur eine Dienſtmagd, deren Hülle aus Cantors Hauſe zum Friedhofe getragen ward; allein für Mutter Stern und für Cäcilie war ſie mehr geweſen!

Brigittens Tod gab in Cantor's Hauſe Anlaß zu manchen ernſten, gleichſam aufdringlich wiederkehrenden Betrachtungen, welche in minder frommen Gemüthern eine bange Todesſcheu erregt haben dürften; denn nicht lange her war es, daß Brigittens ſterbliche Hülle dem Erdenſchooße gezollt worden war, als Mutter Stern oft von bald leichteren, bald ſchwereren Angriffen ihres Bruſtübels heimgeſucht ward, ſo daß ſie oft Tage lang das Bett nicht verlaſſen konnte. Nach wenigen Wochen war

des Arztes Kunſt nicht mehr ausreichend, der Leidenden Linderung, vielweniger Heilung zu verſchaffen, und ehe noch der Sommer dahin geſchwunden war, ſank auch die Cantorin in die Gruft des Todes.

Mit der Mutter Hinſcheiden ſchwand zugleich die kleine Penſion, welche die Cantorin vom Kirchengute des Ortes bezogen hatte, ſo daß Cäcilie jetzt eine ganz verlaſſene, arme, von Keinem in ihrer Mutterſtadt unterſtützte Waiſe war. Nichts blieb ihr übrig, als vorläufig zu dem fernwohnenden Oheim, dem Bruder ihrer verſtorbenen Mutter zu ziehen, und Cäcilie ſchritt ohne vieles Säumen zu dieſem Auswege.

Die wenigen Habſeligkeiten in Cantor's Wohnung waren bald zu Gelde gemacht, denn kaum hatte Cäcilie gegen dieſe oder jene ihrer Bekanntinnen im Städtchen ihren Plan lautwerden laſſen, ſo trat Levi, der ehrliche iſraelitiſche Trödler des Ortes zu ihr ein und kaufte das geſammte Hausgeräth für den klingenden Preis, den das Mädchen ſelbſt dafür beſtimmte. Mit Recht ſtaunte Cäcilie ein wenig über die Kaufwilligkeit des Juden, der doch ſonſt ein umſichtiger Händler, ihr keinen Kreuzer abdang. Daß Levi im Auftrage eines Dritten verfuhr, ward Cäcilien um ſo augenſcheinlicher, als am folgenden Tage mit dem erſten Morgenroth eine bequeme Extra-Poſtchaiſe vor ihrer Thür hielt, um ſie an den Ort ihrer Beſtimmung ohne weiteres Entgeld zu bringen.

Mit heißen Thränen des Dankes nahm das Mädchen auch dieſen zweiten Beweis der zarteſten Aufmerkſamkeit eines unbekannten Wohlthäters an; und als der

Postknecht zum Thore hinausfuhr und dabei das Liedlein blies:

„Weit hin in die Fremde zu ziehen —“

da steckten die Bewohner des Städtchens nochmals die Köpfe zusammen, um vergebens eine Antwort auf die Frage zu suchen, wer im Orte denn wohl so geheim mit Cantor's Cilchen habe thun können? — Wie verschieden die Meinungen darüber seyn mogten, so kam man im Allgemeinen doch darin überein, daß der geheime Spender jener Wohlthaten Jeder seyn könnte, nur nicht — der Herr Nachbar zur Rechten.

3. Neue Ueberraschungen.

„Giebt's größ're Wonne denn, als die der Liebe?
Und gäb' es deren überschwenglich auch,
Nicht kennen mögt' ich sie, büßt' ich d'rum ein
Die Wonne, die die Liebe mir gewähret!“

Altes Schauspiel.

Herab vom Montmartre fuhr der zündende Blitz, der an der Themse und auf dem Fort zu Kronstadt, an den Ufern der Spree, der Donau und der Elbe, am Manzanares und an der Eider zu gleicher Zeit die Kanonen entladete, deren Donner dem erschöpften Europa den langeersehnten Frieden verkündeten. Durch alle Lande war die Feier des errungenen Heiles angeordnet, und weß Standes, weß Glaubens jeder Einzelne seyn mogte: dies Fest vereinigte Alle.

Mit der Morgensonne weiter gewandert, zog Fritz Frei, der vertriebene Collaborator und auf geheimnißvolle Weise verabschiedete Geheimsecretär, von Dörflein

zu Dörflein dahin bei dem Geläute der Glocken und Glöcklein, die von Thürmen und Thürmchen herab die Anſiedler zu Gebet und kirchlicher Andacht riefen. »Friede« hallte das Geläute, und trieb in unſerem heimathloſen Waller eine Fluth von Empfindungen auf, welche ihm den Buſen zu ſprengen drohete.

Hingeſunken an einen Raſenhügel, ward er bald in Stellung wie in Empfindung ein Innigbetender. Die Sehnſucht nach Amt und Gattin löſete ſich ihm auf in ein ſtillfrommes Hoffen. Da zogen an ihm vorüber, einzeln und in Gruppen, die Landleute der Umgegend, hinan zu dem ärmlichen Kirchlein, das, von bemooſeten Holzwänden zuſammengehalten, auf einem Steinhügel unter dem dichten Schatten zweier hohen Kaſtanienbäume ſtand. Unwiderſtehlich zog es unſern Wanderer, dem feierlich winkenden Ziele zu folgen. Ein ehrwürdiger Greis hielt mit einer zwar von Alter bebenden, jedoch nur um ſo ſanfter an das Herz dringenden Stimme die Predigt. Schmucklos, ohne alle buntſcheckige Redefiguren legte er den gern ihm zuhörenden Gemeindegliedern die hohe Wichtigkeit der Feier dieſes Tages an das Herz; in rührender Einfachheit pries er die Segnungen des Friedens ſo bei allem Volke, wie zumal in jeder einzelnen Menſchenbruſt; mit überraſchender Wendung that er dar, wie dieſe einzelne Menſchenbruſt Friede mit ſich und aller Welt haben müßte, wenn in ihr das reine Bewußtſeyn, das ſtille Hoffen und das fromme Vertrauen walteten — — Und »da blieb kein Auge thränenleer.«

Zwiefache Schule aber wurden des Greiſes Worte für Fritz Frei, den Wanderer und Theologen.

Nach geendigtem Gottesdienſte ermahnte der ehrwürdige Geiſtliche ſeine Zuhörer, heut eine Ausnahme von dem Herkommen zu machen, und ſich nicht blos mit dem Beſuche dieſes Filialkirchleins zu begnügen, ſondern nach etlichen Stunden ſich der Gemeindeverſammlung in der Kirche des Herrnguts, an welcher er Pfarrer war, anzuſchließen und außer an der auch dort zu veranſtaltenden Friedensfeier auch an der Freude Theil zu nehmen, welche die Bewohner jenes, ſo wie auch dieſes Dorfes, mit Recht über die Erlangung eines neuen Gutsherrn zu hegen hätten, der ein ritterlicher Mitverfechter im heiligen Befreiungkriege geweſen und zur Belohnung deſſen von dem allergnädigſten Landesfürſten mit dieſen Dorfſchaften beſchenkt worden wäre.

Fritz Frei hatte ſich in dem Kirchlein ſo heimiſch gefühlt, war von der Rede des Geiſtlichen ſo ergriffen worden, daß dieſe faſt Wort nach Wort ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt blieb. In Gedanken noch damit beſchäftigt, pilgerte er ſchnellen Schrittes über einen Feldweg hin, dem Kirchthume des erwähnten Herrnguts zu, als er auf der Fahrſtraße ein Getöſe vernahm, einen Wagen halten und um denſelben herum mehrere Landleute in Stellungen der Beſorgniß, des Schreckens und der Betrübniß erblickte. Er zögerte nicht, hinzueilen, um wenn möglich Beiſtand zu leiſten; allein viel fehlte nicht, ſo wäre auch er, gleich dem ehrlichen Landvolke umher, von betrübender Ueberraſchung auf eine Zeitlang wie zur Bildſäule geworden, denn in dem Wagen, auf welchen Aller Blicke gerichtet waren, befand ſich — die Leiche des würdigen Geiſtlichen, der ſo eben in der Filialkirche ſein Amt verwaltet hatte. Der Greis war vom Schlage

getroffen worden; ſanft, aber unerweckbar für dieſes Leben, ruhete er in den kalten Armen des Todes.

Nicht lange verließ unſeren Jüngling die Beſonnenheit. Durch nachdrückliche Vorſtellungen brachte er die Landleute ebenfalls wieder zu ſich, ſo daß etliche den Wagen langſam nach der Wohnung des Verſtorbenen geleiteten, und andere vorauseilten, um mit Behutſamkeit den Trauerfall anzumelden, während er die Uebrigen aufforderte, ihm in guter Ordnung und ungeſtört in die vor ihnen liegende Kirche zu folgen, wo er als Candidat des Predigtamtes verſuchen würde, die unauszuſetzende Feier des Tages im Geiſte des ſo plötzlich Verſtorbenen abzuhalten. Seine Freimüthigkeit, ſeine Beſonnenheit, ſeine zarte Fürſorge wirkten beruhigend auf die Landleute, die zwiſchen Wehmuth und Beifall ſich theilend, ihn zur Kirche begleiteten.

Schon auf halbem Wege dahin ſprengte ihnen der neue Gutsherr zu Pferde entgegen, doch ſprang dieſer ſchnell vom Gaule herab, als er den Anführer des ſich ihm nahenden Zuges in's Auge gefaßt hatte.

„Freund Frei! Bruderherz!“ rief der Gutsherr und warf ſich dem zwiefach Ueberraſchten, der nichts als den Namen „Schmitt“ zu lallen vermogte, in die Arme.

„Nicht mehr Schmitt,“ flüſterte der ihn Umfangende ihm in das Ohr, „ſondern Baron Walldorf und — das Weitere anderes Mal. Jetzt zu Cäcilien.“

„Zu Cäcilien?“ fragte Fritz Frei und fühlte zum Voraus alle Wonnen ſolches Wiederſehens ſo lebhaft, daß er vor ſeinem Retter, Beſchützer und Freunde faſt niedergeſunken wäre, wenn dieſer nicht, derb und raſch wie immer, ihn nochmals umfaßt hätte. Leiſe

ermahnte er den Schwankenden, ſich nach Kräften äußere Würde beizulegen und rief dann, indem er auf Fritz Frei zeigte, den Bauern zu: „Kinder, ſeht hier Euren künftigen Pfarrer, da es Gott gefallen hat, Euren braven Will zu ſich zu nehmen.

Die Bauern ſchwenkten die Hüte und der Zug bewegte ſich zum Herrnhauſe und zur Kirche.

Erquickt, beſeligt, wand Fritz Frei ſich nach einer Stunde aus den Armen Cäciliens, die zwar ihren Oheim, den wackeren Pfarrer Will zu beweinen hatte, der ſich aber zu gleicher Zeit die heiterſte Lebensausſicht öffnete; und noch zwei Stunden ſpäter verließ Fritz Frei die Kanzel in der Kirche des Herrngutes mit dem beſeligenden Bewußtſeyn, daß ihm nach einem ſtürmiſchen Lebenstage ein ſonnenheller, wonnebringender Lebensabend ſtrahle.

---

4. Das letzte Kapitel,

das eigentlich kein Kapitel ſeyn ſoll, und deshalb auch kein Motto erhält.

Fritz und Cäcilie, durch Liebe und Ehe auf das Innigſte vereint, hatten jüngſt die freundliche Pfarrwohnung auf dem Gute des Freiherrn von Walldorf, der, daß meine Leſer es nur erfahreu, ein natürlicher Sohn einer in der Liebe unglücklich geweſenen Schweſter des Fürſten war, bezogen, als ein kurzes, jedoch herzliches Glückwunſchſchreiben von Cäciliens ehemaligem Nachbar zur Linken, dem Kanzleireviſor Wieſe einlief, und als Beilage den längſt bezahlten Poſtſchein für die längſt bezahlte Extrachaiſe in ſich ſchloß, in welcher

Cäcilie vor mehreren Monaten die Reise zu ihrem würdigen Oheim, dem Pfarrer Will zu Walldorf gemacht hatte, so daß unser Paar, umschlungen von den Blumenketten der Liebe, des häuslichen Glückes, der Freundschaft und — — doch wenn ich länger fortfahre, so bin ich gezwungen, es im Tone eines „Marmontel“ zu thun und — heutiges Tages Moral in einer Novelle, würde mich vollends, mindestens einem nicht kleinen Theile der schöngeistigen Leserwelt als einen Unhold darstellen, weshalb ich denn, und um mir noch einen Schimmer von Hoffnung zu erhalten, ferner als Novellendichter so mitlaufen zu dürfen, meinen alleinigen Period dieses Kapitels in seiner Mitte abbreche und ihn ohne Weiteres schließe.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Ein Wahn. Lustspiel in einem Act.	3.
Funfzehn Minuten zu früh. Eine eilfertige Novelle, aus den Papieren eines Geschwindschreibers	45.
Die Liebe einer Creolin. Eine Skizze aus Amerika . .	85.
Der israelitische Pilger. Ein arabisches Mährchen. . .	125.
Der Lebenstag. Eine Erzählung aus der wirklichen Welt .	145.

Norddeutſches

Archiv

für

kleine Romane, Erzählungen, Novellen, Mährchen,
Schauſpiele, Gedichte, Skizzen und Miſcellen.

Eine Monatsſchrift

für gebildete Leſer.

Herausgegeben

von

Georg Nicolaus Bärmann, Dr.

Zweiter Jahrgang.

Dritter Band.

„Kannſt Du nicht Allen gefallen durch Deine That und Dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen iſt ſchlimm."
Friedrich v. Schiller.

Hamburg, 1846.
Auf Koſten des Herausgebers
Als Manuſcript für Freunde gedruckt.

Druck von C. G. Thiele.

Silbermann und Compagnie,

oder:

Die Novelle.

Ein Original-Luſtſpiel in einem Act.

Schlechtes Luſtſpiel, oft ward's aus guter Novelle geſchrieben —
Schrieb in's Luſtſpiel hier gar ſchlechte Novell' ich hinein?

Personen:

Tiſchlermeiſter **Wandel.**

Willibald, ſein Sohn.

Thereſe, ſeine Pflegetochter.

Herr Salomon.

Mosje Hirſch.

Ein Aufwärter.

(Der Schauplatz iſt ein öffentlicher Garten vor dem Thore zu Frankfurt am Main.)

Erſter Auftritt.

Herr Salomon (ohne ganz ſichtbar zu ſeyn, zur Seite in einer Laube ſchlafend. Auf einem weiter vorgerückten Tiſche neben ihm ein Teller mit einem leeren Waſſerglaſe.)

Mosje Hirſch (etwas modern geckenhaft gekleidet, rennt auf und ab.)

Hirſch (immer in niedrig-jüdiſch-deutſchem Dialect; auf Salomon deutend.)

Er ſchlaft! Un mein Himmel, wie ſchlaft er? Veſt! Als ich will geſund leben bei ledigem Magen — er ſchlaft veſt. Was thü ich dermit zu ſteigen auf den rümpligen Poſtwagen zu Breslau? zu rollen nach Berlin? herüm zu ſuchen un geheim zu thün in Berlin? wieder zu ſchlafen in Berlin un wieder zu ſteigen auf den Eilwagen un zu rollen nach Frankfert, un herüm zu ſuchen un geheim zu thün in Frankfert un zu ſchlafen in Frankfert wie in Berlin, un das in einem ſtockfremden Gaſthoff, wo nich einkehrt das **beau monde** wie zu Berlin, wo geſervirt auf Silber in de feine Wirthſchaft, ſteif un modiſch zu betrachten, un wo's Stoff giebt zu Novellen für Einen, der zu ſchreiben verſteht den rechten belletriſtiſchen Styl für die elegante Zeitung un die neuen Modeblätter un 's Schariwari? — — Er ſchlaft immer fort. — Bei'm ſanften Gedenken an die gute alte

Rachel un an das halbe Ei, womit zu Zeiten ſie mich geträcktirt hat! es mag ſich gut ſchlafen in Geſellſchaft von Einem den hungert; aber ſoll ich geſünd bleiben bei ledigem Magen: es hungert ſich ſchlecht in Geſellſchaft von Einem, der ſchlaft! — Was thü ich? Nü, was ich immer thü; ich mach's wie mein Freund Joel Freund: ich mach 'nen Coup. Ich reſtaurir' mich un mein Prinzipal muß bezahlen, ohne daß er's waiß. (Er ruft) Aufwärter! — Musje Aufwärter! — Nü? Es kümmt Niemand? (Er ruft wieder) Gärßon! Musje Gärßon! — Sind de Leut taub in Frankfert? — Un ſchrei ich noch lauter, ſo wacht auf mein Prinzipal un weg is mein Coup. (Ruft abermals) Merkör! Musje Merkör!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Aufwärter.

Aufwärter.

Wer ruft!

Hirſch.

Nü? Wer? En Gaſt. Warüm hört Er nich, wenn de Leut rufen? Is er nich geweſen zu ſeiner Kültür in die großen Gaſthöf zu Hamburg, zu Wien, zu Berlin?

Aufwärter (immer kurz).

Nein!

Hirſch.

Nü, drüm hat Er auch keine Merkör-Kültür. Ein Merkör muß ſeyn wie in der Vorwelt, der antiken, der Merkur; er muß ſeine Götter, die Gäſte, fein flink bedienen.

.....

Aufwärter.

Gäſte? Wo ſind denn die?

Hirſch.

Nü, der alte Herr da und ich.

Aufwärter.

Der da? der ſchon eine Stunde lang bei der Zeitung ſitzt und ſchläft, und nichts auftiſchen ließ, als ein Glas Waſſer, wofür nichts bezahlt wird?

Hirſch.

D'rüm bring' er mir en Glas Likör.

Aufwärter.

Was für Likör?

Hirſch.

Nü, weil Er doch ſelber is ſo freundlich, ſo höflich, ſo ſüß, ſo bring' Er mir enen Contraſt, das is enen Bittern.

Aufwärter (geht).

Hirſch (ihm nachrufend).

Un en Butterbrot — en doppeltes!

Aufwärter.

Sogleich. (Ab.)

Hirſch (allein).

Das Bitt're is güt ſer den Magen, wann er kneipt. — Bei'm Drachen zu Babel! Daniels Löwen in der Gruben ſind nich geweſen ſo hüngrig wie ich.

Aufwärter (mit dem Verlangten).

Hier.

Hirſch.

Setz' Er hin.

Aufwärter (thut es und bleibt ſtehen).

Hirſch.

Nü? Warüm geiht Er nich?

Aufwärter.

Die Bezahlung —

Hirſch.

Der alte Herr in der Laube werd bezahlen. Er fihrt de Kaff.

Aufwärter.

So will ich ihn wecken.

Hirſch (bei Seite.)

Au wei! mein Coup! (Laut) Nich doch! Ilm Alles in der Welt nich!

Aufwärter.

Hier gilt's bei der Lieferung Geld, vollends wenn —

Hirſch.

Was will er ſagen —

Aufwärter.

Vollends wenn Einer —

Hirſch.

Halt Er ſtill! Kennt er die Filoſoffi?

Aufwärter.

Ich habe das Frauensmenſch in meinem Leben nicht geſehen.

Hirſch.

Nich? un de Weltwaisheit auch nich? Sieht Er. Da kommt's her! Wenn Er die kennte, ſo würde Er wiſſen, daß alle Menſchen gleich ſind, und —

Aufwärter.

Das wär' der Kukuk! Nachbars Käthe hat Säbelbeine und läuft mir überall nach; ich aber bin geraden Gewächſes und laufe überall vor ihr weg. Wie paßt das? — Na, die Bezahlung — zwölf Kreuzer!

Hirſch.

Ich ſag' Ihm, wenn der alte Herr aufwacht, werd mehr beſtellt und da macht Er die Zeche zwanzig Kreuzer

theurer, ſo iſt dies ſtillſchweigend mitbezahlt und den Reſt giebt er mir heimlich heraus.

Aufwärter.

Ich verſtehe. Zwanzig Kreuzer auf die nachherige Beſtellung aufgeſchlagen, ſo bekommt der junge Herr vier Kreuzer Schwänzelpfennige von mir.

Hirſch.

Vier? Musje Merkör, was ſer'n Arithmetihk? Acht! Acht Kreuzer! Zwölf von zwanzig — wie viel bleibt?

Aufwärter.

Diesmal nur vier Kreuzer, von wegen der Fiedel-Sophie. Na, ich will ſchon aufpaſſen. Wir ſprechen uns weiter. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Salomon (ſchlafend). **Hirſch.**

Hirſch.

Der Likörbote iſt pfiffiger, als er ausſieh't, un doch mach' ich einen Coup! (Schmauſend) Das Frühſtück gratis beſorgt un vier Kreuzer Mäklergeld obendrein — Reſtaurir' Dich, Herſch! — — Horch! was rauſcht da durch de Hecken? O Herſch! ein ſüßes Mägdelein! — Wer mag die ſeyn? — Herſch, thü Dir hinter de Laube verſtecken, wie einſt Aktäon bei'm Mondenſchein — — Was kann ich doch dichten, ſo wie mir's nur ahnt, daß de Liebe mir begeiſtern will. Ich benütz mein Tälent, ich will herausgeben geſammette Növellen un Erzählungen; ich will ſchreiben Reiſebilder wie Heine — ich will noch beſſere Verſe machen als Heine, der Müſterhafte! — Gott's Wünder! hier im ſtockfremden Garten ein fremdes

Mägdlein, un ich hinter de Laube un mein Herr Prinzipal der ſchlaft in de Laube, un mein Coup — es kann geben Stoff zu einer Növell von ſiebenzehn Förtſetzungen. — — Huſch! huſch, in's Winkelchen hinein, wie Lepsbrelle ſingt.

(Er verſteckt ſich, indem er das Frühſtück mitnimmt.)

Vierter Auftritt.

Wandel. Thereſe. Salomon (ſchlafend). **Hirſch** (verſteckt).

Wandel (etwas ermüdet, ſetzt ſich auf einen Gartenſtuhl der Laube gegenüber; den Hut abwerfend).

Puh!

Thereſe.

Euch iſt heiß, Väterchen; legt doch den Hut nicht ab. (Sie trocknet ihm ſorglich die Stirn und ſetzt ihm den Hut wieder auf.)

Wandel.

Nu, nu!

Thereſe.

Seyd nicht böſe.

Wandel.

Ei was, ſo weit zu rennen, aus der Stadt hieher, um die Mittagszeit und am Werktage.

Thereſe.

Väterchen, einmal iſt nicht immer, und der Gang lohnt ſich, denn Willibald —

Wandel.

Schweig mir von ihm!

Thereſe.

Nicht doch! Ihr habt ihn lieb, wie Ihr auch bisweilen brummt. Und mich habt Ihr auch lieb.

Wandel (mit väterlicher Liebkoſung).

Ja, Du! Du biſt ein herzig Kind, Dich hab' ich wahrhaftig lieb.

Thereſe.

Wie viel mehr alſo Euren leiblichen Sohn, da ich nicht einmal Eure rechte Tochter bin.

Wandel.

Nicht? Wer ſagt das?

Thereſe.

Habt Ihr mir's doch ſelbſt geſagt, und recht feierlich am Tage wo ich confirmirt ward.

Wandel.

Dummer Streich von mir!

Thereſe.

Kluger Streich, Väterchen. Nun bin ich nicht mehr Willibald's Schweſter. Nun könnt Ihr ihn mir zum Manne geben.

Wandel.

Närrin!

Thereſe.

Iſt man närriſch, wenn man einander lieb hat?

Wandel.

Zuweilen gewiß, und Du biſt es zuverläſſig; denn wenn Willibald Dich auch als ſeine Schweſter lieb hat, ſo kann er doch nicht auf den tollen Einfall gerathen, Dich heirathen zu wollen.

Thereſe (lächelnd).

Vater, ich will es Euch nur geſtehen; ich hab's ihm geſchrieben.

Wandel.

Was denn?

Thereſe.

Schon vor dritthalb Jahren, daß ich confirmirt worden bin, und daß Ihr mir an dem Tage offenbart habt, ich ſey Eure rechte Tochter nicht.

Wandel.

Blitzdirne!

Thereſe.

Der braven Madame Holm, für die Ihr arbeitet, hab' ich mich vertraut; hab' ihr geſagt, wie ich den Willibald ſo lieb hätte, und die hat ihren Mann, den Kaufherrn Holm, bei dem der Willibald ausgelernt hat, gebeten, und der hat meinen Brief hingeſchickt nach Mexico und der Habana.

Wandel.

Alle Wetter! Trotz meinem Verbot! Und der alte Holm war wieder im Complott! Warte nur, Alter! — Nun? und der Junge? der Willibald?

Thereſe.

Hat mir geantwortet, daß er nun und ewig keine Andere zur Frau haben wolle als mich, und ich ſolle ihm nur hübſch getreu bleiben.

Wandel.

Das hat er Dir aus der Habana geſchrieben?

Thereſe.

Ja, und daß er mich ſtets im Herzen tragen würde — und ſeitdem trag' ich ſeinen Brief auf dem Herzen. Hier ſteckt er.

Wandel.

Thereſe! wozu ſoll das führen? Du kennſt Deine rechten Aeltern nicht, wenn die —

Thereſe.

Ei, meine Mutter, ſagtet Ihr, ſey ja kurz nach meiner Geburt geſtorben.

Wandel.

Das iſt ſie; jedoch Dein Vater —

Thereſe.

So nennt mir meinen Vater, daß ich ihn fragen kann wegen Willibalds —

Wandel.

Das kann ich nicht, darf ich nicht — will ich nicht.

Thereſe.

Auch gut. Seyd Ihr doch mein lieber Vater. Ich will auch gar keinen anderen Vater als Euch.

Wandel (herzlich).

Thereſe! — Aber noch Einmal! wozu ſoll das führen?

Thereſe.

Zum Glücke.

Wandel.

Alſo darum mußt' ich ſo haſtig vor das Thor?

Thereſe.

Nun freilich. Die Poſt geht ja hier vorbei und Willibald ſchrieb ja vorgeſtern, daß er mit der erſten Poſt von Kaſſel hier eintreffen würde; und geſteht es nur Vater: Um nach fünfjähriger Trennung Euren Sohn wiederzuſehen, wär's auch nur ein Halbſtündchen früher, gingt Ihr gern heraus vor das Thor.

Wandel.

Wenn der Junge bei'm Handwerke geblieben wäre! ſo aber plagte ihn der Hochmuthsteufel; und ſeine Mutter — nun, Gott hab' ſie ſelig; denn ſie war Dir eine gute, liebe Mutter.

Thereſe.

Deß freut ſich meine Seele und dankt es ihr im Grabe.

Wandel.

Die wollte denn mit dem Willibald ſo hoch hinaus. Sprach ich: „Stand bei Stand,“ ſo meynte ſie, ein Kaufmann könne es leicht weiter bringen in der Welt, als ein Herr Von. Da ward mir denn der Junge weggethan hinter der Hobelbank, ehe er noch hinaufreichen konnte, und Herr Holm war mit im Complott.

Thereſe.

Der brave Herr Holm!

Wandel.

Der Ränkeſchmied! ſag' ich, wiewohl er mir manchen blanken Thaler zu verdienen giebt — ſetzte mir da den Jungen hinter das Schreibpult und ſchickte ihn endlich in die neue Welt —

Thereſe.

Sein Glück zu machen.

Wandel.

In dem Fieberlande?

Thereſe.

Ei, Väterchen! Gott iſt überall. Und iſt Willibald nicht geſund blieben? Iſt er nicht wohlbehalten zu Hamburg an's Land geſtiegen, und hat er ſich nicht auf die Poſt begeben über Kaſſel hieher zu uns nach Frankfurt?

Wandel.

Das mag ſeyn; aber ohne Vermögen — und was iſt ein Kaufmann ohne Vermögen?

Thereſe.

Er wird ſchon fleißig und ſparſam geweſen ſeyn. Wenn er nur erſt da wäre!

Wandel.

Ja, wär' er nur! Die Poſt kommt ſelten vor Nachmittag, und hier wird es heiß. Laß uns ein kühles Plätzchen im Garten ſuchen und uns eine Erfriſchung bringen laſſen.

Thereſe.

Vater, erfriſcht Euch im Hauſe und dann kommt wieder. Unterdeſſen rückt die Sonne über dieſe Lauben weg und Ihr könnt dann hier im Schatten vollends ausruhen. Mich aber laßt hier.

Wandel.

Und warum hier?

Thereſe.

Ei, dort durch das Gebüſch hinaus ſieht man weit hin über die Landſtraße. Dorther muß der Eilwagen kommen. Ehe ich den nicht ſehe, habe ich doch keine Ruhe.

Wandel.

Nun, ich will Dir ein Glas Milch herſchicken, während ich ein Frühſtück nehme.

Thereſe.

Thu' das, Vater. Aber die Milch iſt nicht nöthig. Bevor ich den Willibald nicht ſehe, ſchmeckt mir weder Trinken noch Eſſen.

Wandel (ab).

Fünfter Auftritt.

Thereſe. Salomon (ſchlafend). **Hirſch.**

Thereſe

(die ſich auf die Zehen ſtellt und zur Seite hinausblickt).

Er kommt noch nicht. Die Landſtraße iſt leer, ganz leer von Fußgängern, Wagen und Reitern.

Hirſch (iſt unterdeſſen hervorgeſchlichen, hat in die Laube geſehen, ob Herr Salomon noch ſchläft und ſteht jetzt plötzlich vor Thereſen; in keckem Tone).

Guten Tag, ſchaines Jümferchen.

Thereſe (knirt, wendet ſich ab, bei Seite).

Fataler Menſch, der ſich gerade vor mich hinſtellt, daß ich nicht über die Hecken ſehen kann!

Hirſch.

Sie erlaubt, daß man macht Ihre Bekanntſchaft?

Thereſe.

Sollte das der Mühe werth ſeyn?

Hirſch.

Worüm nich? Ich bin ein Nbvellendichter, un derzu ein raiſender Commis.

Thereſe (ausguckend).

So?

Hirſch.

Das Jümferchen haltet doch, wie ich weiß, grauße Stücke auf enen reiſender Commis.

Thereſe (wie vorhin).

Auf Einen — ach Gott, ja!

Hirſch.

Wie glücklich würd' ich ſeyn, wenn ich wäre der Eine!

Thereſe (zurückweichend).

Ach, du mein Himmel! Mir wird Angſt. Der Menſch verdreht die Augen ganz erbärmlich.

Hirſch (hinter ihr her).

Laſſe Sie uns ſitzen in jene Laube. Ich will Ihr etwas erzählen von Mejico un von der Habana.

Thereſe.

Mejico? Habana? War der Herr dort?

Hirsch.

Ich bin überall; das will sagen in meiner Fänteſie. Ich habe dort kennen gelernt einen närriſchen Menſchen, einen Mosje Wilibald —

Thereſe.

Und der wäre närriſch?

Hirsch.

Nü freilich. Bildet ſich doch der Übermüthige ein, er könne heirathen ſeine Schweſter.

Thereſe.

Seine Schweſter?

Hirsch.

Nü jo, ene gewiſſe Jümfer Thereſe.

Thereſe.

Doch nicht Thereſe Wandel?

Hirsch.

Jo, jo; die Thereſe Wandel.

Thereſe.

Ach, du mein Himmel? Dieſe Thereſe iſt ja aber nicht Willibald's Schweſter.

Hirsch.

So ſagt man. Ich aber waiß das beſſer, von wegen eine Röbell —

Thereſe.

Was wüßte der Herr?

Hirsch.

Daß ich will bewahren bei mir das Gehaimniß, daß ich will ſagen zu kainem Menſchen, daß die Thereſe un der Willibald ſind Geſchwiſter; daß ich auch will ſchwaigen mäuschenſtill, wenn beide ſich heirathen; aber dann muß das ſchaine Thereschen auch ſeyn freundlich zu mir. (Er will ſie umarmen.)

Thereſe.

Ei pfui! Was führt der Herr im Schilde?

Hirſch.

Das Wappen vön der Liebe; einen Pfeil mit einem durch un durchgebohrten Herzen. Geb' Sie mir en Küßchen, ſo zaig' ich Ihr mein Wappen.

Thereſe.

Laß der Herr mich los.

Hirſch.

Nich ſo ſpröde, Jümferchen. Denke Sie an mein Gehaimniß.

Thereſe.

Ich ſage, Er ſoll mich loslaſſen; ich ſchreie ſonſt um Hülfe.

Hirſch.

Thü's nich, Klaine; Du weckſt ſonſt den alten Herrn, der da ſchlaft in der Laube.

Thereſe.

Immerhin! Der Alte wird mich gegen den Jungen in Schutz nehmen.

Hirſch.

Dos werd er laſſen blaiben, denn ich werd' ihm offenbaren main Gehaimniß.

Herr Salomon (iſt erwacht, tritt etwas aus der Laube und bleibt verwundert ſtehen).

Thereſe.

Ei, was! Sein Geheimniß iſt keine taube Nuß werth.

Hirſch.

Un dann werd mein alter Herr fragen: Thereſe, wo is Dein Vatter? Antwort: Ich waiß es nich. Alſo abweſend. Deine Mutter? Antwort: Taudt. Nu,

Taudte können doch nich zeugen vor Gericht. Nü, Abweſende können doch gleichfalls nicht zeugen vor Gericht —

Thereſe (ſtarrt ihn ängſtlich an).

Hirſch (fortfahrend).

Dann werd er mich rufen vor ſeinen Stuhl un werd fragen: Nu, mein fainer, junger, liebenswerdiger Musjeh, wer is dieſe Thereſe? Un dann werd ich aufdecken das grauſige Gehaimniß vön Bruder un Schweſter, un Du werſt verbrannt werden.

Thereſe (hat ſich losgemacht, ſchlägt die Hände zuſammen).

Allgerechter!

Hirſch.

Un der Wilibald werd auch verbrannt —

Thereſe.

Erbarmen des Himmels!

Hirſch.

Denn die Jümfer waiß doch nich, wer is mein alter Herr —

Thereſe.

Ach, ich weiß nichts, als daß ich Willibald lieb habe.

Hirſch.

Mein alter Herr is ein raiſender Inkwiſiter.

Thereſe.

Das iſt ja wohl ein Heiligenname?

Hirſch.

Kann ſeyn. Aber zu ſtrafen, grauſig zu ſtrafen is ſein Gewerb, denn er raiſet herum, zu ſuchen verdächtige Geſchwiſter, un in meiner Hand ruht ein ſolches Gehaimniß, alles vön wegen einer Növell, die ich will ſchraiben. Verſigle mir alſo d'n Mund mit einigen Küſſen, oder —

Thereſe.

Nun und nimmermehr! Ich ſchreie.

Herr Salomon (zwiſchen Beiden; immer mit einem leiſen Anfluge von jüdiſchem Dialecte).

Is nich vonnöthen, liewes Kind. Der Mosje Herſch werd ſich beſinnen eines Beſſeren.

Hirſch (verblüfft).

Jo, dos — dos werd er. — Verzaihen Sie.

Herr Salomon.

Lauſe Sie, Kind, oder blaibe Sie. Ihr ſoll kein Leids geſchehen.

Thereſe.

Beſſer, ich lauſe vor dem Einem wie vor dem Anderen. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Herr Salomon. Mosje Hirſch.

Herr Salomon.

Mosje Herſch!

Herſch (kleinlaut).

Herr Prinzipal?

Herr Salomon.

Wie känn er ſich unterſtehen zu kitzeln unter freiem Himmel ein unſchuldig Mägdlein?

Hirſch (dreiſter).

Herr Prinzipal, gekitzelt hob' ich ſe nich.

Herr Salomon.

Oder gar zu küſſen?

Hirſch.

Dos kam her vön dem kurjoſen Zuſammenhang der Ding' un vön einer Növell, die ich —

Herr Salomon.

Laß Er mer weg de Romanſtraich, ſowohl thätlich wie ſchriftlich. Ich waiß, Er ſchmiert ſolch Gezeug in die ſogenannten äſthetiſchen Blätter.

Hirſch.

Aller Vörtheil helft un de Schariwariblätter bezahlen gut; völlends för die Kritiken über die Theater.

Herr Salomon.

Womit? Doch nich mit Gelde?

Hirſch.

Nü, doch mit der Ehre.

Herr Salomon.

Mit welcher — die ſie geben, oder die ſie nehmen mögten? Steck' Er die Naſe in de Handelszeitungen.

Hirſch.

Thü ich's nich? Ich fehl nich. Wechſelkurs un Geldkurs un Schiffsliſten un Waarenpraiſe hob' ich inne vön Pöſttag zu Pöſttag. Zur Erholung nur dicht' ich de Növellen.

Herr Salomon.

Schlechtes Handwerk!

Hirſch.

Herr Prinzipal, man braucht nich zu ſeyn vöm Gelehrten-Handwerk, um zu ſchraiben in de Blätter.

Herr Salomon.

So ſchraib Er, wenn nich können voll werden de Blätter von den Gelehrten; aber ſpiel' Er kaine Roman' unter meinen Augen, un vör Allem, beſchimpf' Er mich nich.

Hirſch.

Gott ſoll mer helfen!

Herr Salomon.

Als mein Freund Schewa, Sein vöriger Prinzipal ſtarb, hab' ich deſſen Vermächtniß mit Treu erfüllt. Ich hab' Ihn, der da war ein unnützer Freſſer, zu mir genommen, hab' Ihn vertraut gemacht mit den Geſchäften in Geld un Wechſeln un Waaren.

Hirſch.

Nu? un wie hot Herſch es begriffen?

Herr Salomon (ſchmunzelnd).

Gut.

Hirſch.

Nich? Wer hot gerettet dem Herrn Prinzipal zu Havre de Grace dos wackelnde Käpital von zwei un zwanzigtauſend Franken?

Herr Salomon.

Herſch hot's gethan durch ſeine Schlauheit; Herſch, den ich ſeit der Zeit machte zu meinem Commis und ihn nennete Mosje Herſch, un den ich hob laſſen avanciren in meinem Herzen. Aber dos berechtigt Ihn nich, mich zu ſchimpfen hinter meinem Rücken; un wofür zu ſchimpfen? für einen Inkwiſiter.

Hirſch.

War's doch nur ein Scherz, ein nichtiger, Behufs der Növell —

Herr Salomon.

Verrätheriſcher Scherz! Ich, der ich ſuche zu wandeln in den Fußſtapfen meines Freundes Schewa, der ſo merkwürdig is worden durch die Geſchichte mit Herrn Sterneſeld, die der Herr Cumberland hat bekannt gemacht von London bis Prag — wie wär' ich en Verderber der Unſchuldigen?

Hirſch.

Nü, Herr Prinzipal, is es doch erlaubt dem Dichter vön den Növellen zu glauben was ihm beliebt von einem Manne wie der Herr Prinzipal, der herüm zieht vön Breslau nach Berlin un vön Berlin nach Frankfert un ſucht, un förſcht, un gehaimthut, daß kain Menſch känn klug werden d'raus. Könn's doch kümmen, daß de Poeſie von ihm ſagt: Nü, er is dis, er is dos; er ſucht dis, er ſucht dos: Exempel, er iſt en raiſender Inkwiſiter un ſucht en verdächtiges Frauenzimmer.

Herr Salomon.

Will Er durchforſchen mein Geheimniß? Ich weiß, Er hat ſchon gehorcht am Schlüſſelloch bei Seinem vorigen Prinzipal. Schäm' Er ſich.

Hirſch.

Ja, Herr Prinzipal, ich will mich ſchämen.

Herr Salomon (bei Seite).

Vielleicht känn ſeine Schlauheit mer nützen. Ohnehin werd mer das Raiſen un Suchen un Forſchen beſchwerlicher als ich es anfänglich glaubte. Ich will ihm ſagen, was er braucht zu wiſſen; jo, jo, ſo will ich. (Laut) Mosje Herſch! Ruf' Er den Aufwärter. Etwas Brot un Wein un Waſſer.

Hirſch.

Sogleich. — Musje Merkör!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Aufwärter.

Aufwärter.

Zu dienen.

Hirſch.

Eine Flaſche Wein, ein Glas Waſſer un Brot ſer den Herrn!

Aufwärter.

Sogleich. (Ab).

Herr Salomon.

Dann ſetz' Er ſich her zu mir, Mosje Herſch. Ich will Ihm erzählen den Zweck meiner Reiſe, daß Er mich nich wieder hält für enen gottloſen Verderber.

Hirſch.

Gut, Herr Prinzipal.

Aufwärter

(bringt das Verlangte und ſtellt es vor Herrn Salomon).

Hirſch (der leiſe mit dem Aufwärter ſprach, jetzt laut:)

Zwai Gulden, zwölf Kreuzer — gut! Hier mein Freund, is dos Geld. Herr Prinzipal, ich hob's ausgelegt, ich ſtell's zu Buch.

Herr Salomon.

Schon gut. (Er hat ein Gebet gemurmelt, miſcht Waſſer und Wein, ißt und trinkt.)

Hirſch (heimlich zum Aufwärter).

Nu? Kennt Er nu den Werth von der Filoſofie?

Aufwärter.

Was wollt' ich nicht? Sie iſt vier Kreuzer werth. (Ab).

Achter Auftritt.

Herr Salomon. Mosje Hirſch.

Herr Salomon.

Eß' Er, Mosje Herſch, ich will Ihm erzählen.

Hirſch (bei Seite).

Als ich's vielleicht kann brauchen ſer de Növeli. (Laut). Ich eß' un hör, Herr Prinzipal.

Herr Salomon.

Waiß Er, was bedeutet de Firma vön enem Handelshaus?

Hirsch.

Wie sollt' ich nich? Hot doch jedes Haus ene Firma, das man's känn kennen.

Herr Salomon.

Dos is das Wenigste. De Firma is der Juwel in der Krone vöm Handel. So wie der Juwel in der Kron' is hell un klar, so muß sich erhalten rain un fleckenlos de Firma vön enem Handelshaus. Un je länger se sich haltet, je länger besteht das Haus un vererbt sich vön Enkel aaf Urenkel, un das ist so zu sagen der Adel von dem Kaufmannsstand; en fainer, hochzuverehrender Adel, der nich braucht zu borgen, noch zu rekwiriren, un der sich allzait verlaßt auf sich selbst un auf de Conjunkturen. Na! Was für ene Firma führt mein Haus?

Hirsch.

Herr Prinzipal, de Geschicht! Waiß ich doch, daß ich unterzaichne: (sehr rasch) Fer Silbermann un Kömpänie — Abram Hersch.

Herr Salomon.

Ich komm' auf de Geschicht, die nich lang is. War der alte Herr Silbermann doch ein stattlicher Kaufherr zu Breslau, der geerbt hat die reiche Handlung vom Ur-Ur-Grosvatter her, un obwohl ein Christ, hat er doch zu sich genommen mich, einen Juden, daß ich ihm mögte helfen in den Wechselgeschäften, weil ich darin absonderlich empfohlen war von meinem ersten Prinzipal. Nun hab' ich genützt, un geholfen dem Herrn Silber-

mann zu vermehren die Gulden un die Thaler un dabei zu erhalten rain den Glanz von der ſteinalten Firma Silbermann un Compagnie. Nehm' Er daran ein Exempel, Mosje Hirſch!

Hirſch (der vom Teller Brot langt und ſich einſchenkt).

Ich nehm', Herr Prinzipal; ich nehm! Fahren Se fort!

Herr Salomon.

War nun des Herrn Prinzipals Tichten un Trachten un Sorgen, wie er könne erhalten dieſen Glanz auch nach ſeinem Hinſcheiden, und da ihm die Ehe nich war geſegnet worden mit einem Sohne, ſetzt' er ſein Hoffen auf ſeine einzige Tochter Suſanne —

Hirſch.

Herr Prinzipal, verzaihen Se ene Frage weger der Nbvell: War ſe hübſch, de Mamſell Süſanne?

Herr Salomon.

Nu! Sie war ein gutes, ſchaines Chriſtenkind, obwohl eben kaine „keuſche Suſanna!" Wollte der Vatter, da die Mutter vorlängſt geſtorben war und ihm nich mehr drein reden konnte, die Tochter verehelichen an einen angeſehenen Kaufmannsſohn aus der Gegend un ihm überlaſſen die Handlung, unter Beding ſie fortzuſetzen unter der ſteinalten Firma: Silbermann un Compagnie.

Hirſch (aufmerkſam).

Nü! de Nbvell werd intereſſant!

Herr Salomon.

Un doch erzähl' ich ſe nich aus einem Almanach. — Schon war angeordnet der Verſpruch, un Geſchenkche waren gegeben vön den Vettern un Befreundten an Bräutigam

un Braut — Siehe da! is mit Einenmale entwiſcht die Braut un wie es hieß mit einem adligen Herrn Offzier, un war nichts aufzuſpüren von den Entflohenen —

Hirſch.

Dos wäre!

Herr Salomon.

Darauf hat ſich mein Prinzipal nach den Gebräuchen ſeiner Kirche gekreuzt un geſegnet un hat nach den Gebräuchen unſerer Leut im Schmerz ſich ausgerauſt das graue Haar, un hat zerriſſen ſein Kleid im gerechten Zorn und hat losgethan von ſeinem Herzen die gottloſe Tochter.

Hirſch.

Herr Prinzipal, die Geſchichte werd rührend, waiß es Gott!

Herr Salomon.

Un doch erzähl' ich ſe nich aus den äſthetiſchen Blättern. Weiter, Mosje Hersch! Der Menſch hat ein Herz. Jammer un Schade, daß er nicht immer ſich's laßt richten nach der kurzen Friſt, die Gott ihm hienieden verleih't! Machte Herr Silbermann doch im Zorn ein gerichtliches Teſtament, worin er giebt die geſetzlichen Legate zehnfach an die Vettern un Muhmen un worin er nichs giebt an die entlaufene Tochter, daß ſie iſt ganz enterbt; und macht ein and'res hochobrigkeitliches Inſtrument, daß die Activa und Paſſiva zuſammt der Firma des Hauſes ſollen anheimfallen einem Andern, daß nach ſeinem Tode erhalten werde der Glanz von der Firma Silbermann un Compagnie.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Willibald. Der Aufwärter.

Der Aufwärter (noch draußen).

Nichts da! Geld her, junger Herr!

Herr Salomon.

Halt' Er ſich ſtill, Mosje Herſch; wir werden unterbrochen.

Willibald (zum Aufwärter).

Aber ich ſag' ihm, hab' Er nur Geduld bis die Hamburger Poſt kommt.

Der Aufwärter.

Ei was! Im Wirthshauſe muß die ſchuldige Zeche bezahlt werden.

Willibald.

Er hört ja, daß ich bei'm nächſten Dorfe vom Poſtwagen ſtieg, den kühleren Aufſteig zu wandern, und daß ich unterwegs meine Geldbörſe verloren haben muß.

Der Aufwärter.

Oho, dergleichen Ausflüchte kennt man.

Willibald.

Aber mein Himmel — Und Fremde dazu hier! (Er grüßt) Meine Herren — ich ſchäme mich —

Hirſch (neugierig zu ihm eilend).

Der junge Herr hat Streit mit dem Mosje Merlöhr?

Willibald.

In der That, wegen eines Frühſtücks, das ich mir reichen ließ und durch einen verdrießlichen Vorfall nicht gleich bezahlen kann.

Hirſch (von ihm weg).

Au wai geſchrie'n!

Willibald.

Das heißt bis der Poſtwagen vorüber fährt, auf welchem mein Koffer —

Hirſch.

Nü, ſo hat der junge Herr doch Geldeswerth. Geben Sie zum Exempel die Uhr oder den Hut an den Muſje Merkühr —

Der Aufwärter.

Nun ja; das mag hingehen.

Willibald (will die Uhr hinreichen).

Daß mir das nicht gleich einfiel!

Herr Salomon.

Nich doch! Nich doch! Ein ſo fainer junger Herr, un geben in Verſatz die Effecten vom Leibe! (Forſchend) En Frankfurter?

Willibald.

Ja, mein Herr. Ich kehre zurück in meine Vaterſtadt, komme über Hamburg und Caſſel aus der Habana.

Hirſch (bei Seite).

Schön, extra ſchön fer de Növell! Dos is der Willibald!

Herr Salomon (zum Aufwärter).

Hier is ein Gulden für des Herrn Zeche. Was drüber läuft, behalt' Er als Trinkgeld. Geh' Er!

Der Aufwärter.

Bedanke mich! (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Herr Salomon. Willibald. Muſje Hirſch.

Willibald (zu Salomon).

Mein Herr, ich bin Ihnen in der That verbunden, und werde Ihnen die Auslage redlich erſtatten. Vor

der Hand werfen Sie einen Blick in meinen Reiſepaß, der wird Ihnen — (Er blättert in ſeiner Briefſtaſche.)

Herr Salomon.

Es bedarf deſſen nicht um ſolcher Kleinigkeit willen. Schicken Sie mir den Gulden morgen zu. Ich logire in Frankfurt auf Nummer Zehn im Gaſthof zum —

Willibald.

O, ich Einfältiger! Ängſtige mich da um meine kleine verlorene Geldbörſe und habe hier viertauſend Gulden in guten Wechſeln. Aber die Herren verſtehen ſich vielleicht nicht auf kaufmänniſche Papiere?

Herr Salomon.

Doch, doch!

Herſch.

Päpiere? Nü, ich ſollte meynen, ob wir uns verſtehn aaf de Päpiere, Herr Prinzipal.

Willibald.

Deſto beſſer! In Hamburg ſetzte ich einen Wechſelbetrag in andere Papiere um und empfing dieſe Tratten — Kennen Sie die Firma? (Er reicht den Wechſel an Salomon.)

Herr Salomon.

Nu, wie ſollt' ich nich? Die Wechſel ſind gut. Nich wahr, Moſje Hirſch?

(Ein Poſthorn wird geblaſen.)

Hirſch (der den Wechſel in der Hand hat).

Dos ſollt' ich meynen! Gulden viertauſend auf Silbermann un Compenie. Baares Geld, Herr Willibald Wandel! (Bei Seite) Es is richtig, es is der Liebhaber!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Thereſe.

Thereſe (draußen).

Vater! Vater! Wo iſt Er denn?

Willibald.

Mein Gott? Welche Stimme?

Thereſe.

Vater! Der Willibald iſt nicht gekommen.

Willibald.

Himmel! Thereſe! Meine Thereſe!

Hirſch (für ſich).

Meine Növell werd immer intereſſanter, aber ich ſelber kann ſchlimm derbei wegkümme.

Thereſe (auftretend).

Wie? Wär' er doch da? Willibald! Biſt Du's, Willibald?

Willibald (ſie umarmend).

Meine liebe, liebſte Thereſe!

Herr Salomon (zu Mosje Hirſch).

Behalt' Er den Wechſel in Bewahrung, Mosje Hirſch, ich will gleich Anſtalt treffen zur Zahlung.

(Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Mosje Hirſch. Willibald. Thereſe. (Nachher) **Mandel.**

Mosje Hirſch (für ſich).

Jetzt kommt's zur Erklärung, un der junge Herr Willibald wär' im Stand mir zu ſchraiben aaf den

Rücken de Kättäſtroſe von meiner Növell. Doch ich hab' den Wechſel un ſchlüpf' hinter die Laube.

(Er verſteckt ſich).

Thereſe und **Willibald** (haben ſich geherzt und geküßt und Alles um ſich her vergeſſen).

Willibald.

Wie Du ſo groß und hübſch geworden biſt!

Thereſe.

Und Du! Ja, ja! der Vater muß ſich freuen, wenn er Dich ſieht.

Willibald.

Wie? Iſt der Vater auch hier?

Thereſe.

Nun, mit wem ſonſt ſollt' ich Dich denn hier erwartet haben? Komm, komm nur zum Vater. — Vater! Vater!

Wandel (draußen).

Da bin ich.

Thereſe.

Der Willibald iſt da!

Wandel (auftretend).

Iſt er?

Willibald.

Grüß Euch Gott, Vater; Herzensvater, grüß' Euch Gott!

Wandel (ihn umarmend).

Mein Sohn! — Na, biſt ein tüchtiger Kerl worden. Sey willkommen, obwohl Du nicht bei'm Handwerk bliebſt. Alſo gute Reiſe gehabt?

Willibald.

Sie führte mich zu Euch, zu meiner Thereſe; wie ſollte ſie nicht gut geweſen ſeyn? Vater, mir iſt das Herz ſo voll. Thereſe iſt nicht meine Schweſter.

Wandel.

Leider!

Willibald.

Warum leider? Sie kann ja darum doch Eure Tochter bleiben. Gebt Sie mir Vater! Nicht wahr, Ihr gebt ſie mir? O, ſagt Ja, und ich ziehe jubelnd ein in meine Vaterſtadt, in mein geliebtes Frankfurt.

Thereſe.

Bitte, bitte, liebes Väterchen!

Wandel.

Mit leeren Händen?

Willibald.

Nicht doch. Ich habe was vor mich gebracht; kann ſelbſt ein kleines Handelshaus etabliren; habe für meinen Prinzipal den Herrn Müller gute Geſchäfte gemacht, ihm ein Anſehnliches erworben und bekomme als Factor ein ganzes Viertheil vom Gewinn. Das hat mir kürzlich wieder viertauſend Gulden abgeworfen und die hab' ich in guten Wechſeln bei mir — — Nein, alle Wetter! die hab' ich nicht bei mir. Wie iſt mir denn? Über die Freude, meine Thereſe zu ſehen, habe ich den Wechſel ganz vergeſſen. Wo ſind denn die beiden Fremden?

Wandel.

Wer denn? Ich ſah Niemand im Garten.

Thereſe (plötzlich).

Ach Himmel! Wir ſind verloren.

Wandel.

Wie ſo?

Willibald.

Weswegen?

Thereſe.

Ach, und wenn's nur bei dem Wechſel bleibt, wär' er auch zehnmal mehr werth! Wenn Du mir nur bleibſt, wenn ich Dir nur bleibe, mein Willibald!

Willibald.

Thereſe!

Thereſe.

Ja, ich kenne die Fremden, das ſind böſe Leute. Der Eine wollte mich küſſen und mich und Dich an den Andern verrathen, weil er beweiſen könne, daß wir dennoch Bruder und Schweſter wären —

Wandel.

Plagt den der Teufel?

Thereſe.

Und der andere, der Alte —

Willibald.

Schien ein ſehr ehrenwerther Mann und ein Jude zu ſeyn, wie der Jüngere —

Thereſe.

Ach! das ſchien nur ſo; der Alte iſt — ach Du mein Himmel! ich weiß zwar nicht was das ſagen will, aber der Alte iſt ein — ja, wie hieß es doch? richtig, ein Inquiſitor, der uns verbrennen laſſen will!

Willibald.

Mädchen!

Wandel.

Thereſe! Macht die Freude Dich verwirrt? Beſinne Dich.

Thereſe (ängſtlich umher blickend).

O, ich weiß recht wohl, und der, der uns verrathen wollte, der ſteht da! (Sie zeigt auf den ſchen hervorgekommenen Mosje Hirſch.)

Willibald (auf ihn zu).

Aha, mein junger Herr! Wo iſt mein Wechſel?

Wandel.

Ja, und wo iſt der alte Gauner?

Thereſe.

Hüte Dich vor ihm; er ſelbſt hat geſagt, er ſey der Verräther.

Wandel.

Ein Judas alſo, den man veſthalten muß, bis man auch den Alten hat. (Er packt ihn.)

Hirſch (in Ängſten).

Meine guten, meine liwwen, meine allerbeſten Herren! wollen Se doch hören. Meine allerſchainſte Jümfer, laſſe Se ſich bedäuten — bin ich doch unſchüldig!

Thereſe.

Nein, das iſt er nicht; er hat mich küſſen wollen!

Willibald.

Hat Er? und mein Wechſel? Pfui, mein Herr! Sie ſagen, Sie verſtehen ſich auf kaufmänniſche Papiere, und können ſo ehrvergeſſen handeln?

Hirſch.

Laſſen Se ſich doch ſagen! Mein Herr Prinzipal, der Herr Salomon — —

Wandel.

Wer iſt Herr Salomon?

Willibald.

Ja, wer iſt der?

Hirſch.

Liwwer jünger Herr, de[illegible] is jo der Herr, der den Gulden — Liwwer alter M[illegible]r, kenn ich Se doch!

Wandel.

Der Teufel kennt ihn und mag ſein »liwwer« alter Meiſter ſein!

Hirſch.

Lernen Se mich kennen in Frieden! Kennt mich de ſchaine Jümfer doch aach; un als Se will vergeſſen, wos ich ſagte im Scherz als en Dichter vön de Növellen, will ich Se doch verhelfen zu's Wechſelche un wos noch mehr is, zu de Bezahlung derfür.

Wandel.

Her damit!

Willibald.

Haben Sie den Wechſel, oder hat Herr Salomon ihn?

Hirſch.

Üm Gotteswillen, drücken Se mich nich! Is doch der Wechſel ausgeſtellt auf Silbermann un Kömpänie —

Willibald.

Ganz recht!

Wandel.

Silbermann? Der Name iſt mir ein Greuel, weil er es für meine gute Thereſe iſt.

Thereſe.

Für mich?

Willibald.

Vater, was geht Euch denn die Firma Silbermann und Compagnie an?

Hirſch.

Sagen Se dos nich, junger Herr! Der Meiſter Wandel is in enem Zorn wegen der Gülden viertauſend; aber ſeyn Se ruhig! Mein Prinzipal un ich

ſind doch ſo zu ſagen de Kömpänie von Silbermann un Kömpänie —

Willibald.

Wie iſt das?

Wandel.

Als ob ich's nicht beſſer wüßte! Mein Sohn, mein Sohn! Du biſt dennoch ein ſchlechter Kaufmann. O, wäreſt Du doch bei meinem ehrlichen Handwerk geblieben! Deine Wechſel taugen nichts; der alte Kaufmann Silbermann iſt längſt geſtorben.

Hirſch.

Aber de Firma lebt! Fragen Se meinen Herrn Prinzipal, der kann erzählen ene halbe Növell von wos is de Firma, und der junge Herr Wandel werd wol wiſſen, doß exiſtirt zu Breslau ein Handelshaus Silbermann un Kömp —

Willibald.

Allerdings. Das verſteht Ihr nicht, Vater!

Hirſch.

Un ich hob den Wechſel, aber ich geb' ihn nich her, eh nich bis kümmt mein Prinzipal, der Herr Salomon, der zu mir geſagt hat: Musje Herſch, bewahren Se den Wechſel, ich ſorg' fer de Bezahlung. So ſind die Gulden viertauſend mir vertraut —

Herr Salomon (tritt auf und weilt im Hintergrunde).

Wandel.

Lug und Trug! Halt ihn veſt, Willibald. Herr Silbermann war ein Chriſt; ob ein guter, das ſey dahin geſtellt, indem ich keinen Vater kann gerecht nennen, der ſein leiblich Kind verſtoßt — enterbt — im Elend um-

kommen läßt; doch nein! im Elend iſt die Unglückliche nicht umgekommen. Sie ſtarb ſanft in meines Weibes Armen, bald nach Thereſens Geburt, verſtoßen von ihrem Vater, verlaſſen von ihrem treuloſen Gatten. Auf den Namen Silbermann iſt Thereſe getauft; aber ſie iſt doch meine Tochter!

Thereſe.

Mein theurer Vater!

Willibald.

Vater, welche Geheimniſſe enthüllt Ihr uns jetzt erſt!

Wandel.

Würd's auch jetzt noch nicht thun, wenn dieſer Betrüger und ſein gewiß längſt entlaufener Helfershelfer ſich nicht des Namens meiner Pflegetochter anmaaßten, um Gott weiß welche ſchändliche Zwecke zu erreichen.

Herr Salomon (der vortritt).

Schändliche Zwecke? Meynen Sie?

Letzter Auftritt.

Thereſe. Willibald. Herr Salomon. Wandel. Mosje Hirſch.

Wandel.

Iſt das der Andere von der ſaubern Compagnie?

Willibald.

Herr Salomon?

Herr Salomon.

Der bin ich.

Hirſch (bei Seite).

Ich merke wos Int'reſſantes fer meine Növell — ich fang an zu ſchreiben. (Er thut es.)

Herr Salomon.

Alſo ſchändlicher Zweck? Warum? Weil ich bin ein Jud und weil Herr Silbermann war ein Chriſt? Arge Folgerung! Der Herr Silbermann war ein Menſch — und ich bin auch Einer. Der Herr Silbermann iſt geſtorben, aber ich lebe noch. — Als ich hab' recht gehört iſt die Mamſell eine Tochter von der Tochter des Herrn Silbermann?

Willibald.

So ſagte mein Vater.

Thereſe.

Der doch auch mein Vater iſt!

Willibald.

Durch unſre Herzen!

Herr Salomon.

Gut; die Tochter von der — — Wie hieß doch die Mutter von der Mamſell mit dem Vornamen, den die Chriſten ſich beilegen in ihrer Taufe? Darf ich's wiſſen? Kann ich's wiſſen von Ihnen, der Sie ſich nennen den Pflegevatter von der Thereſe? und wie heißen Sie?

Wandel.

Ich bin der Tiſchlermeiſter Leberecht Wandel aus Frankfurt und Thereſens Mutter hieß Suſanna Silbermann.

Hirſch (bei Seite).

De Növell ſtaiht aaf'm Wendepunkt — de Kättäſtrofe werd fröhlich. (Er ſchreibt.)

Herr Salomon (mit vieler Feierlichkeit den Hut aufſetzend).

Gott Abram's, Iſaac's und Jacob's! Ich bedecke mein Haupt, der ich vor Dir bin Staub und Aſchen,

un danke Dir, daß Du mir Deinem Knecht haſt geholfen zu dem Ziel von meiner Wanderung! Und Ihr, die Ihr verdammt den Chriſten, als er ſich hat laſſen übereilen einmal vom vätterlichen Zorn, Ihr, die Ihr beſchimpft den Juden, weil Ihr ihm nich zutraut, daß er könne thun was iſt recht un gerecht vor Gott — ſolltet Ihr doch fallen in den Staub un beten an den Höchſten, daß er Euch erleuchte den Sinn, den verblendeten! — Genug! Genug! Muß ich doch haben Zeit zu bedenken, wie ich nichts verſeh' in der hochwichtigen Sache. Zuvörderſt hier, junger Herr, viertauſend Gülden in Gold, die ich mir habe laſſen vorſtrecken von einem Handelsfreund der mit mir is gereiſet hieher von Berlin auf einen Juwelring, bis er hat laſſen einkäſſiren meine Anweiſung auf das Haus Rothſchild in Frankfurt, womit ich bezahl' Ihre guten Wechſel auf Silbermann un Compagnie.

Willibald.

Mein Herr, ich habe wahrlich um Verzeihung zu bitten —

Wandel.

Hm, hm! Das käme mir denn wohl beſonders zu.

Hirſch (bei Seite).

So wahr ich lebe, mein Herr Prinzipal werd de Hauptperſon vön der Növell — (ſchreibt.)

Thereſe.

Nun, Vater, das mit dem Inquiſitor war doch wohl grobe Lüge?

Herr Salomon.

Was, Inkwiſiter? Ein Geck lügt viel vor den hübſchen Dirnchen, zu fangen ſie in's Garn der Sünde,

un kann er nich lügen mit dem Mund, ſo lügt er auf's Päpier, un laßt das Gift einfleußen in de Tinte, womit er ſchreibt für die belletriſtiſchen Blätter.

Hirſch (bei Seite).

Au wai! Böſer Stich! Un doch hot er noch nie geleſen meine Kritiken über's Theater!

Herr Salomon.

So! der Wechſel is bezahlt. Nun gilt's zu rechtfertigen — nein! zu entſchuldigen den hingeſchiedenen Herrn Silbermann, der nach der Flucht ſeiner Tochter Suſanna verfiel in eine ſchwere Krankheit, daß er nich hat gehabt Zeit zurück zu nehmen ſein entſetzliches Teſtament, worin er hat enterbt die Suſanna und mich eingeſetzt zum Erben von der Handlung un der Firma Silbermann un Compagnie.

Wandel.

Wie! Sie, mein Herr? Sie? Ein Jude! und Herr Silbermann war ein Chriſt —

Herr Salomon.

Aber ein kluger Chriſt, der da wußte, daß wenn ſoll gut verwaltet und verzinſ't werden ein Kapital, man's vertrauen kann ſo gut einem rechtſchaffenen Juden wie einem ehrlichen Chriſten.

Wandel.

Und Thereſens rechtmäßiges Erbtheil?

Herr Salomon.

Rechtmäßig! Nach dem päpiernen Teſtamente — nichts! Aber nach dem Herzensteſtament des alten Herrn Silbermann, der verſchieden iſt in meinem alleinigen Beiſeyn in der Nacht vor unſerm Verſöhnungsfeſt, iſt die Erbſchaft viel — ſehr viel! Denn es hat ihn gedrückt ſchwer auf's Herz, daß er verſtieß die Tochter um eines menſchlichen Fehls willen, un daß er hat verweigert zu leſen einen einzigen von den fünf Briefen, die ſie hat geſchrieben. Un da hat er mir gelegt in die treue Bruſt ein mündlich Teſtament, daß ich ſollt' aufſuchen laſſen, ſeine Tochter oder deren Erben un auszukehren ihr unter Bedingung das Grundkapital von der Handlung nach Abzug von landesüblicher Proviſion von zwei un ein halb per Cent —

Willibald.

Ich erſtaune!

Wandel.

Herr Salomon — ich weiß nicht —

Herr Salomon.

Daß ich habe laſſen ergehen den Aufruf an die Demoiſelle Suſanna Silbermann in die Breslauer und Berliner Zeitung un in den Correſpondenten für Hamburg? Nun, ich glaub's, denn ſonſt würde Meiſter Wandel ſich doch gemeldet haben bei der Addreſſ —

Wandel.

Wie käm' ich ſchlichter Handwerksmann zu fremden Zeitungen? Und war mir überdies des alten Silbermann grauſame Härte nicht ſchon genug bekannt aus den unbeantwortet gebliebenen Briefen?

Herr Salomon.

Hart war der Herr Silbermann, nicht war er's in ſeiner Sterbeſtunde! Denn er hat doch hinterlaſſen der Tochter, oder vielmehr nach Gottes Fügung der Enkelin, die hier vor uns ſteht, ein Kapital von achtzigtauſend Mark hamburger Banco.

Wandel.

Wie?

Thereſe.

Achtzigtauſend!

Hirſch (bei Seite).

So is recht! Geldſümmen, un grauße, ungeheuer grauße müſſen vorkümmen in den Növellen.

Herr Salomon.

Achtzigtauſend, die doch deponirt ſtehen ſeit dreien Monden in der hamburger Bank, vermittelſt eines vielbekannten dortigen Wechslerhauſes, un hab' ich doch von Allem die nöthigen Documente un vidimirten Abſchriften, daß das Geld als Grundkapital ſoll anheimfallen den Inteſtat-Erben des ſeligen Herrn Silbermann; un als ſich keine ſolche Erben finden nach dreimal neun Jahren, ſoll doch das Kapital verfallen an die ſtipulirten milden Stiftungen zu Breslau in Schleſien.

Wandel.

Und Sie wollen dies Vermögen —?

Herr Salomon.

Herausgeben? An die Enkelin des Herrn Silbermann, die zu ſuchen ich bin ausgereiſet, nachdem ich hab' anvertraut meinem eigenen Factor meine Handelsfirma Silbermann un Compagnie.

Wandel.

Sie ſuchten ſelbſt nach den Leibeserben des verſtorbenen Silbermann?

Herr Salomon.

Segen des Gottes Abram's über mir! Ich meyne, ich hab' geſunden den Leibeserben hier in der Mamſell Thereſe.

Wandel.

Und wollen jetzt —

Herr Salomon.

Ich frag' nochmals: die Erbſchaft herausgeben? Sie trauen das nicht zu einem Juden? Schwacher Chriſt! Hier in meiner Brieftaſche ſind die Documente, un wir gehen zu Gericht, ſo Sie haben den Todtenſchein der Suſanna un den Taufſchein der Thereſe.

Wandel.

Die haben wir.

Thereſe.

Und dazu dies goldene Halskreuz von meiner Mutter.

Herr Salomon.

Goldenes Halskreuz? Laſſen Sie ſehen. (Da Thereſe es ihm reicht, betrachtet er es mit Rührung) Ja, ja! Tag und Jahrszahl und die Buchſtaben S. S.

Wandel.

Freilich! Suſanna Silbermann! Richtig.

Herr Salomon (kopfſchüttelnd, das Kreuz betrachtend).

Ne, ne! Nich richtig!

Willibald.

Weshalb nicht, Herr Salomon?

Hirſch (bei Seite).

Ja, weshalb nich? So fragt auch de Növell.

Herr Salomon.

Fürchten Sie nichts. Weil's auch anders heißen kann, un anders heißt: S. S. — Selig Salomon; das is mein Nam', un weil ich's durft' ſchenken der Suſanna, als ſie noch war ein Fräulein und ihr Namensfeſt feierte, und ich Etwas galt in ihres Vaters Hauſe, und dann weil noch is en Beding bei der Sache.

Hirſch (bei Seite).

Noch en Beding? Ich notire. (ſchreibt.)

Wandel.

Noch eine Bedingung?

Willibald und **Thereſe.**

Und welche?

Herr Salomon.

Daß erfüllt wird das Tichten un Trachten und die Sorge meines hingeſchiedenen Prinzipals un daß fortgeführt wird von einem geſchickten Kaufmann, der da kann ſeyn der eheliche Gemahl der rechtmäßigen Erbin, die Handlung unter der ſteinalten Firma Silbermann un Compagnie. Un zu ſolchem ehelichen Gemahl ſchickt ſich gar wohl dieſer junge Herr hier.

Willibald und Thereſe.

O Vater! Vater! — Herr Salomon!

Wandel.

Ja! (auf Salomon deutend) Um dieſes ſeltenen, redlichen Mannes willen, von dem mich nur der Tod trennen ſoll — in Gottes Namen!

Herr Salomon.

So iſt's recht! So mag die Firma fortgehn im Segen und beſtehn im Segen von Geſchlechte zu Geſchlechte!

Wandel, Thereſe und **Willibald.**

Amen!

Thereſe.

Mein Wohlthäter!

Wandel und **Willibald.**

Unſer Freund!.

Herr Salomon.

Bin ich's? Ja, ich bin's. — Gott Abram's, Dein Knecht is fröhlich in ſeinem Herzen. — Nu Mosje Herſch, was ſteht Er ſo fern? Was macht Er?

Hirſch (mit wehmüthiger Komik).

Hob' ich doch herbeigeführt die Kättäſtroſe vön de Növell, un ſteh nu un ſchreib' mit Thränen in meinen Augen die Növell vön de ſteinalte Firma, betitelt: „Silbermann un Kömpänie!“

(Der Vorhang fällt.)

Die Brüder.

Eine Erzählung.

Der Rheinpilger, der vielgereiſete Ryno, erzählte ſeiner ſchönen Gefährtin die Sage vom Schloß Liebenſtein und von der Burg Sternfels in folgenden Worten:

Auf dem ſchwellenden Raſen unter einer Steineiche ſaßen drei Perſonen in der Blüthe der Jugend. Zwei von den Dreien waren Brüder; die Dritte war eine Waiſe, die der Gebieter der der Veſte Sternfels gegenüber liegenden Burg, der Ritter von Liebenſtein, dem Schutze ſeines Bruders hinterlaſſen hatte. Schloß Liebenſtein ſelbſt mit ſeinem Grundbeſitzthum blieben nicht bei der weiblichen Linie, ſondern fielen an Odo, den Vetter der Waiſe und den jüngeren der beiden Brüder, die auf dem Raſen ſaßen.

„Und o,“ ſagte der ältere von Beiden, deſſen Name Warbeck war, „Du haſt einen Kranz für meinen Bruder gewunden, haſt Du, theuerſte Leoline, keine einzige Blume für mich?“

Die ſchöne Waiſe — (denn ſchön war ſie, Gertrud, wie die Heldin der Sage, die ich auf Dein Geheiß erzählen ſoll, es ſeyn mußte, — ſollte ſie nicht in den Träumen meiner Einbildung Dein glänzendes Haar, Dein holdes Lächeln, Deine tiefblauen, nimmer, nimmer ſchweigenden Augen haben? O vergieb mir, wenn in früherer Erzählung ich der Heldin die Schönheit Deines Antlitzes verweigerte, und erinnere Dich, wie um ſolches gut zu machen, ich ſie mit der Schönheit Deiner Seele begabte!) — Die ſchöne Waiſe errötbete bis in ihre

Schläfen, und indem sie unter den Blumen in ihrem Schooße die frischesten Rosen auswählte, begann sie dieselben zu einem Kranze für Warbeck zu verflechten.

„Es würde besser seyn," meynte Odo, „meinem Bruder ein Gewinde aus Raute und Cypressen zu fertigen; die Rose ist eine viel zu glänzende Blume für einen so ernsten Rittersmann."

Leoline erhob vorwerfend ihre Hand.

„Laß ihn lachen, theuerste Base," sagte Warbeck, indem er mit Innigkeit ihre sich verwandelnde Wange betrachtete, „Du aber, Leoline, glaube, daß stille Wasser die tiefsten sind."

In diesem Augenblicke hörten sie die Stimme des alten Ritters, der laut nach Leolinen rief; denn allezeit, wenn er von der Jagd heimkehrte, bedurfte er des Mädchens anmuthvoller Nähe; und seine Halle erschien ihm verödet, wenn nicht ihr leichter Tritt durch dieselbe hinhüpfte, und die Musik ihrer Stimme ihm nicht den Willkommensgruß brachte.

Leoline eilte zu ihrem Pflegevater, und die Brüder waren mit einander allein.

Nichts konnte verschiedener seyn, als die Gesichtszüge und die beiderseitige Gemüthsart Odo's und Warbeck's. Odo's Angesicht erglühete in den bräunlichen Tinten der Gesundheit, sein Auge blickte hell, sein dunkles Haar ringelte sich in kurzen Locken über seine offene und furchtlose Stirn; Scherz schwebte stets auf seinen Lippen, und sein Schritt war leicht wie der Tritt des Alpenjägers. Kühn und frei war sein Muth, und wenn er zu Zeiten die stolze Frechheit der Jugend durchblicken ließ, so fühlte er doch hochherzig; und wenn er auch nicht

immer bereit war begangenes Unrecht einzugeſtehen, ſo ſcheute er doch keine Gefahr, ſobald es einen Freundſchaftsdienſt galt.

Allein Warbeck's Geſtalt, obwohl nicht minder kräftig, war ſchlanker in ihren Verhältniſſen als die ſeines Bruders; das ſchöne lange Haar, den Nordländern ſo eigen, hing zu beiden Seiten ſeines ruhigen und blaſſen Geſichts herab, auf welchem Gedankenfülle lagerte, die ſich bis zum Trübſinne ſteigerte. Seine Geſichtszüge, die majeſtätiſcher und regelmäßiger als Odo's Züge waren, wechſelten höchſt ſelten ihren Ausdruck. Entſchloſſener ſelbſt als Odo, war er minder heftig als dieſer; leidenſchaftlicher als Odo, war er auch minder launenhaft.

Die Brüder ſchwiegen ein Weilchen, nachdem Leoline ſie verlaſſen hatte. Gleichgültig gürtete Odo ſein Schwert um, das er neben ſich auf das Gras gelegt hatte; Warbeck aber ſammelte die Blumen auf, die von Leolinens zarter Hand berührt worden waren, und ſteckte ſie in ſeinen Buſen.

Dieſes Thun Warbeck's war beunruhigend für Odo. Er biß ſich in die Lippe und wechſelte die Farbe; endlich ſagte er mit erzwungenem Lächeln:

„Man muß geſtehen, Bruder, daß Deine Zuneigung zu unſerem hübſchen Bäschen eine Höhe erreicht hat, für welche Verwandtſchaft kaum Bürgſchaft zu leiſten vermag.“

„Es iſt wahr,“ ſagte Warbeck gelaſſen, „ich liebe ſie mit einer Innigkeit, die die Liebe des Blutes überſteigt.“

„Wie?“ ſagte Odo haſtig, „Du wagſt doch nicht daran zu denken, Leoline als Braut heimzuführen?“

„Wagen?“ wiederholte Warbeck, indem sein Angesicht noch bleicher ward, als es von Natur schon war.

„Ja, ich sprach das Wort! Wisse, Warbeck, daß ich ebenfalls Leoline liebe; daß ich ebenfalls sie heimzuführen gedenke, und daß ich nimmer, so lange ich ein Schwert schwingen kann, nimmer so lange ich die Sporen der Ritterschaft trage, mein Anrecht einem lebenden Mitbuhler überlassen werde; selbst,“ fügte er mit sinkender Stimme hinzu, „wenn dieser Mitbuhler mein Bruder wäre!“

Warbeck antwortete nicht; seine ganze Seele schien erstarrt zu seyn; lange und forschend blickte er seinen Bruder an, dann wendete er sein Gesicht weg und stieg den Felsen hinab, ohne ein Wort zu sagen.

Durch dieses Schweigen ward Odo stutzig gemacht. Gewohnt, jeglicher seiner Regungen freien Lauf zu lassen, konnte er das Verstummen seines Bruders nicht begreifen; er kannte dessen hohen und edlen Sinn zu wohl, als daß er es der Furcht hätte zuschreiben können. Wie, wenn es Geringschätzung wäre? oder wie, wenn Warbeck in diesem Augenblicke den Vater aufsuchte? wenn er bei diesem zuerst seine Liebe zu der schönen Waise, und überdies das Recht des Erstgeborenen geltend machte? Als dieser Argwohn durch Odo's Hirn fuhr, schritt er hochfahrend dem Bruder nach, legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte:

„Wohin gehst Du, und willigst Du darein, Leolinen zu entsagen?“

„Liebt sie Dich, Odo?“ war Warbeck's Gegenfrage, die in einem so dumpfen Tone gesprochen ward, daß

Odo's Leidenſchaft ſtillſtand, ſo hoch dieſelbe auch geſtiegen war.

„Jetzt verſtummſt Du,“ fuhr Warbeck fort; „rede, liebt ſie Dich, und hat ihr Mund es Dir geſtanden?“

„Ich habe geglaubt, daß ſie mich liebt,“ ſtammelte Odo, „allein ſie iſt von jungfräulichem Weſen, und ihr Mund freilich hat es nimmer ausgeſprochen.“

„Genug,“ ſagte Warbeck, „laß ab von mir mit Deiner Hand.“

„Bleib',“ rief Odo, deſſen Verdacht wiederkehrte; „bleib'! nur Ein Wort noch: ſuchſt Du den Vater auf? Stets hielt er mehr auf Dich als auf mich; willſt Du ihm Deine Liebe geſtehen und auf Dein Geburtrecht trotzen? Bei meiner Seele und bei meinem Hoffen auf den Himmel! thue es, und Einer von uns Beiden muß fallen.“

„Armſeliger Knabe,“ verſetzte Warbeck mit Bitterkeit, „wie wenig verſtehſt Du im Herzen Derer zu leſen, die wahrhaft lieben! Denkſt Du, ich würde um ſie werben, ſobald ſie Dich liebt? Denkſt Du, ich könnte, um mein Glück zu fördern, ihr einen Augenblick lang Schmerzen machen? Hinweg mit dem Gedanken; hinweg!“

„So willſt Du unſeren Vater nicht aufſuchen?“ fragte Odo beſchämt.

„Unſeren Vater? Iſt unſer Vater der Hüther von Leolinens Liebe?“ antwortete Warbeck, riß ſich von der Hand des Bruders los, und ſchritt der Burg zu.

Als er in die Halle trat, drang Leolinens Stimme ihm in's Ohr. Sie ſang dem alten Ritter ein Lied, wie der Kriegsmann und der Jäger damaliger Zeit es gern hörten. Er ſtand ſtill, den Zauber, der ihm ein

mächtiger Zauber war, nicht zu ſtören; und indem er Leolinens ſchöne Geſtalt betrachtete, ſank ihm das Herz im Buſen!

Der alte Ritter, ermüdet vom Waidwerk und eingelullt durch den Sang des Mädchens, war eingeſchlafen, und Warbeck, der vortrat, winkte Leolinen ihm zu folgen. Er ſchritt in einen abgelegenen Gartengang, und als ſie eine kleine Strecke von der Burg entfernt waren, wendete Warbeck ſich, faßte mit Zartheit Leolinens Hand und ſagte:

„Laß uns hier einen Augenblick ſitzen, theuerſte Baſe; ich habe Vieles an Dich auf dem Herzen.“

„Und was iſt's?“ fragte Leoline, als Beide auf einer Moosbank ſaßen, auf der ſie unter ſich den ſilbernen Rhein hinſtrömen ſahen. „Was iſt's, das der milde Warbeck von mir begehren mögte? O, mögte es etwas ſeyn, was zu gewähren in der armen Leoline Macht ſtände! Denn von jeher ſeit meinen frühſten Kinderjahren biſt Du zart und liebreich gegen mich geweſen. Oft habe ich ſagen hören, daß Du meine erſten Schritte leiteteſt, meinen kindiſchen Lippen die erſten Worte lallen lehrteſt, und wenn in ſpäteren Jahren mein wilder Vetter Odo in den Forſt zur Jagd zog, trotzteſt Du ſeinem Scherz und bliebſt daheim, daß Leoline nicht peinliche Langeweile fühlen mögte. O könnte ich Dir vergelten!“

Warbeck wendete ſeine Wangen ab; ſein Herz war voll, und es währte einige Minuten lang, bevor er ſich ſammeln konnte.

„Meine ſchöne Baſe,“ ſprach er dann, „das waren ſelige Tage, aber es waren Tage der Kindheit. Andere Sorgen und andere Gedanken ſind über uns kommen.

Doch bin ich ſtets noch Dein Freund, Leoline, und ſtets noch wirſt Du mir Deine jungen Sorgen und Deine jungen Hoffnungen vertrauen, wie Du es von jeher thateſt. Wirſt Du es?“

„Kannſt Du fragen?“ ſagte Leoline; und Warbeck, der in der Jungfrau Antlitz blickte, ſah daß, obwohl ihre Augen in Thränen ſchwammen, ſie ſich doch veſt auf die ſeinigen hefteten; und er erkannte, daß ſie ihn nur mit Schweſterliebe liebte.

Warbeck ſeufzte und fuhr dann fort. „Genug,“ ſagte er; „zur Sache! Einſtmals, liebſte Baſe, lebte auf dieſen Bergen ein alter Rittersmann, der zwei Söhne hatte, und eine liebliche Nichte wohnte ebenfalls in ſeinen Hallen. Und der ältere Sohn — doch gleichviel; über ihn ſollen keine Worte verſchwendet werden — der jüngere Sohn hegte Liebe zu der ſchönen Waiſe — weit innigere Liebe als eines Vetters Liebe, und aus Furcht vor Abweiſung bat er den älteren Bruder, das Wort für ihn bei der Waiſe zu führen. Leoline, mein Mährlein iſt zu Ende. Kannſt Du Odo nicht ſo lieben wie er Dich liebt?“

Und indem er den Blick zu Leolinen erhob, ſah er, daß die Jungfrau heftig zitterte, und daß holdes Roth der Schaam ihre Wangen überzogen hatte.

„Sprich,“ fuhr er fort, indem er ſein ſchier überwallendes Gefühl bezwang — „iſt nicht dieſes Blümchen, dieſe Gabe Odo's, ein Merkzeichen, daß er Dir tief in der Seele ruht?“

„Ach, Warbeck! Schilt mich nicht für undankbar, wenn ich Dein Blümchen nicht auch trage; aber —“

„Still,“ ſagte Warbeck haſtig: „Ich bin Dir nichts mehr als ein Bruder, iſt Odo Dir auch nichts mehr? Er iſt jung, ritterlich und ſchön; Gott gebe, daß er Dich verdiene, wenn Du ihm eine ſo reiche Gabe ſchenkſt, als Deine Liebe iſt.“

„Ich ſah in der Kindheit Odo ſeltener als Dich,“ ſagte Leoline ausweichend, daher ſchien mir ſeine Freundlichkeit in ſpäteren Jahren fremder als die Deinige zu ſeyn.“

„Und Du weiſeſt ihn alſo nicht zurück? wirſt ſeine Braut ſeyn?“

„Und Deine Schweſter,“ antwortete Leoline.

„Gott ſegne Dich, meine liebe, liebe Baſe. Den Kuß eines Bruders, und dann Lebewohl! Odo ſoll Dir ſeinen Dank ſelbſt bringen.“

Er küßte gelaſſen ihre Stirn, wendete ſich ab, und verſchwand im Dickig. Dort erſt, und nicht eher als dort ließ er ſeinen Empfindungen freien Lauf. Hätte Leoline dieſe erkannt, ſo wäre es um Odo's Liebesbewerbung geſchehen geweſen, denn ſo leidenſchaftlich das Mädchen auch den jüngeren Vetter liebte, ſo war ihr doch Warbeck's Glück nicht minder theuer.

Als der junge Rittersmann ſeine Faſſung wieder gewonnen hatte, ſuchte er ſeinen Bruder auf. Er fand ihn allein im Walde, mit übereinander geſchlagenen Armen an einen Baum gelehnt und düſter zu Boden blickend. Warbeck's edles Herz war gerührt von des Bruders Niedergeſchlagenheit.

„Heitere Dich auf, Odo,“ ſprach er; „ich bringe Dir keine ſchlimmen Zeitungen. Ich habe mit Leolinen

geſprochen — nun, fahr' nur nicht auf — ſie liebt Dich, ſie iſt Dein!"

„Edelmüthiger — edelmüthiger Warbeck!" rief Odo, und umſchlang des Bruders Nacken. „Nein, nein," ſprach er dann — „das darf nicht ſeyn, Du haſt ältere Anſprüche. Ich entſage ihr. Vergieb meiner Verkehrtheit; vergieb mir, Bruder!"

„Denke nicht mehr an Vergangenes," ſagte Warbeck, „Leolinens Liebe iſt Entſchuldigung für noch mehr als Du thateſt; und jetzt ſey lieb gegen ſie; ihr Weſen iſt ſanft und kräftig. Ich kenne ſie wohl, denn ich habe ihren leiſeſten Wunſch erlauſcht. Du biſt haſtig und jähzornig; bedenke aber, wie tief ein Wort da verletzt, wo innige Liebe waltet! Denke um ihretwillen und um meinetwillen mehr an ihr Glück, als an Dein eigenes; geh jetzt, ſuche ſie auf — ſie harret Dein, um von Deinen Lippen Worte zu hören, die in meinem Munde ihr kalt bedünkten."

Damit verließ er den Bruder, und indem er nochmals in die Burg zurückkehrte, betrat er die Waffenhalle ſeiner Ahnen. Sein Vater ſchlummerte noch; er legte die Hand auf deſſen graues Haupt, ſegnete ſich, ſchlich dann in ſeine Kammer, umfaßte ſeine Rüſtung — ſeinen Helm, küßte dreimal ſeines Schwertes Griff, und ſprach:

„Hinfort ſollſt Du meine Braut ſeyn'." Dann verließ er die Veſte, eilte durch abgelegene Gartengänge den Felſen hinab, erreichte den Rhein, wo er einen der dort zahlreichen Fiſcher leicht vermogte, ihn an das jenſeitige Ufer zu rudern; und zog allein, verlaſſen, jedoch nicht traurig, denn ſein Herz tröſtete ihn, weil mindeſtens Leoline glücklich war, gen Frankfurt.

Die Stadt war eitel Fröhlichkeit und Leben, Waffenklang drang aus jedem ihrer Winkel; kriegerische Musik, das Wehen der Paniere, das Wogen der Helmfedern, das Wiehern der Streitrosse, Alles vereinigte sich das Blut aufzuregen und die Sinne anzufeuern. Sanct Bertrand hatte längs den Ufern des Rheins das heilige Kreuz aufgerichtet, und die Straßen von Frankfurt zeugten davon, mit welchem Erfolge er es gethan hatte.

An eben dem Tage nahm Warbeck das Kreuz und ließ sich einzeichnen unter die Ritter des Kaisers Konrad.

Wir müssen jetzt einen kleinen Zeitraum überspringen, nach Verlauf desselben Odo und Leoline noch immer nicht vermählt waren; denn in der ersten Aufwallung seines Dankgefühles gegen seinen Bruder hatte Odo seinem Vater und Leolinen den Sieg kundgethan, den Warbeck über sich selbst errang; und Leoline, tief im Innersten dadurch gerührt, wollte nicht in die Einsegnung ihres Herzensbundes mit Odo sofort willigen.

„Beleidigen wir ihn," sagte sie, „mindestens nicht durch eine voreilige Festlichkeit, damit er Zeit gewinne unter den hohen Schönheiten, die er in fernen Landen gewiß erblicken wird, zu vergessen, daß er einst diejenige liebte, die Deine Geliebte ist, mein Odo."

Der alte Ritter belobte dies Zartgefühl, und selbst Odo wagte in der ersten Gluth seiner Empfindungen nicht, demselben zu widersprechen. Es ward also ausgemacht, daß das Beilager gegen Ausgange des Jahres stattfinden sollte.

Monde rollten dahin, und eine Düsterheit lagerte sich auf Odo's Stirn. Bei seinen Ausflügen mit lusti-

gen Gesellen nach den benachbarten Städten hörte er von nichts als von dem Ruhme der Kreuzfahrer, von den Ehren, die den Helden des heiligen Landes an allen Höfen zu Theil wurden, von den Gefahren, in denen ihr Leben stand, und von dem hochauflodernden Muth, den ihr Kreuzzug aller Orten regemachte. Und wahrlich, nicht Minnesänger noch Priester ließen den Stoff kalt werden; und der Ruhm derer, die zur heiligen Fehde gezogen waren, erweckte so Anmahnung wie Mißvergnügen unter denjenigen Ritterjünglingen, die daheimblieben waren.

„Und mein Bruder schwelgt in diesem vielbewegten und ruhmvollen Leben," sagte der ungeduldige Odo, „während ich, dessen Arm eben so stark, dessen Herz eben so muthentbrannt ist, hier mit Sehnsucht den aufreizenden Erzählungen und dem albernen Singsang einer verwaiseten Dirne zuhöre."

Ihm pochte das Herz bei diesen Worten, denn schon hatte er angefangen, der Liebe der zarten Leoline überdrüssig zu werden. Vielleicht als er keinen Triumph mehr über einen Nebenbuhler zu erlangen hatte, sank sich ihm die Aufregung; vielleicht auch verdroß es in Geheim seinen stolzen Geist, von seinem Bruder an Großmuth übertroffen zu seyn, wenn er diesen gleich im Liebesglück verdunkelt hatte.

Die arme Leoline aber, die einmal darauf hingewiesen war, sich als Odo's Verlobte zu sehen, übergab dem Erwählten ihr ganzes Herz. Sein wilder Sinn, seine düstere Schönheit, sein wagender Muth gewannen sie, während sie ihr Ehrfurcht einflößten; und in dem Schwankenden seines Wesens waren jene rastlosen Trieb-

ſedern des Hoffens und der Furcht verborgen, die die Veranlaſſung ſtetsbewegter Liebe ſind. Mit ſteigender Bekümmerniß ſah ſie die Veränderung, die in Odo's Seele vorgegangen war; doch die Urſache davon errieth ſie nicht. „Ich bin es wahrlich nicht, die ihm Leid zufügte,“ dachte ſie.

Unter den Genoſſen Odo's war Einer, der eine abſonderliche Gewalt über ihn beſaß. Er war ein Ritter von jenem geheimnißvollen Orden der Templer, die zu einer gewiſſen Zeit eine ſo große Macht über die Gemüther der Menſchen bewieſen.

Eine ſchwere und gefährliche Wunde, in einem Handgemenge mit einem engländiſchen Ritter erhalten, hatte den Templer genöthigt in Frankfurt zu wälen, und es ihm geweigert zum Kreuzheere zu ſtoßen. Während ſeiner langſamen Geneſung hatte er einen vertraulichen Umgang mit Odo fortgeſetzt und war, nachdem er ſeine Wohnung auf der Burg Liebenſtein nahm, von Leolinens Schönheit entzückt worden. Durch ſeinen Eid vom Ehebündniß auf ewig geſchieden, überließ er ſich jeglicher Ausſchweifung in der Liebe, und zweifelte nicht, ſo er nur den jungen Ritter von ſeiner Verlobten entfernen könnte, eine neue Eroberung zu den vielen Siegen, deren er ſich bereits erfreuete, hinzuzufügen. Liſtig malte er daher dem Jüngling die mancherlei Reize der heiligen Sache vor; vor Allem aber unterließ er nicht, mit glühenden Worten die Schönheiten zu preiſen, die im üppigen Oſten den Kriegern des Kreuzes verſchwenderiſch ihre höchſte Gunſt darreichten. „Morgengaben, unbekannt in den dürftigen Berggegenden des Rheines, verbinden ſich mit der Hand einer ſolchen Schönen, und ſelbſt eines

Fürſten Tochter iſt," ſagte er, "kein zu hohes Ziel für die Helden, die ſelber im Stande ſind, Königreiche zu gewinnen."

"Mir," ſetzte der Templer dann hinzu, "weigern ſich ewiglich dergleichen Hoffnungen, Dich aber, wäreſt Du nicht ſchon verlobt, Dich dürfte ſeltenes Glück begrüßen!"

Durch dergleichen Vorſpiegelungen ward Odo's Ehrgeiz fortwährend rege erhalten; ſie dienten ganz und gar dazu, ſein Mißvergnügen über ſeine dermalige Dunkelheit zu ſteigern und den einzigen Troſt, der in der Unſchuld und der Liebe Leolinens lag, in Ekel zu verwandeln.

Eines Abends ſuchte ein Minneſänger Obdach vor den Wettern in der Burg Liebenſtein. Vom alten Ritter herzlich willkommen geheißen, zahlte er die genoſſene Gaſtfreundſchaft mit Darlegung ſeiner Kunſt. Er ſang von der Jagd, und die Rüden fuhren auf, die am Herde lagerten. Er ſang von Liebe, und Odo, der ſeine raſtloſen Träume vergaß, nahete ſich Leolinen und ruhete zu ihren Füßen. Lauter und feuriger erſcholl der Sang des Meiſters — ein Loblied auf den Kampf; er ſang die Thaten der Kreuzfahrer, er verſenkte ſich in das Gewühl des Treffens; ſein Kampfroß wieherte, ſeine Drommeten erklangen, und man hätte das Klirren der Waffen hören mögen in ſeinem Liede. Als er nun daran kam, die Namen der kühnſten Ritter aufzuzählen, da erklang hell und am hellſten der Name Warbeck's von Liebenſtein. Dreimal hatte Warbeck das kaiſerliche Banner gerettet, zwei Roſſe waren unter ihm getödtet worden; und er hatte die Leiber derſelben mit den wildeſten

Feinden bedeckt. Mild im Kriegszelt und ſchreckend im Kampfe wie Warbeck war, dürfte eher der Sänger ſeiner Kunſt, als der Rhein des Helden vom Liebenſtein vergeſſen. Der alte Ritter fuhr vom Lederſeſſel auf; erſchüttert faßte Leoline die Hand des wandernden Sängers.

„Sprecht!“ rief der Eine und fragte die Andere. „Ihr habt ihn geſehen? er lebt? er iſt hochgeehrt?“

„Ich ſelbſt kehrte jüngſt erſt aus Paläſtina zurück, hochverehrter Ritter und edle Jungfrau,“ verſetzte der Harfenſchläger. „Ich ſah den tapfern Ritter von Liebenſtein zur rechten Hand des kaiſerlichen Konrad. Und er, ſchönes Fräulein, war der einzige Ritter, auf dem die Bewunderung ſonder Neid, ſonder Verdunklung ruhete. Wer alſo, wer“ (fuhr der Minneſänger fort und ließ von neuem die Saiten erklingen) „wer alſo bliebe ruhmlos im Rüſtſaale, würden die Paniere ſeiner Ahnen ihm nicht Schmach zuwehen, wenn er es thäte? Würde nicht jeder Ruf, der aus Paläſtina's Fluren erſchallt, bittere Schaam in ſeiner Seele erwecken?“

„Wahr!“ rief Odo plötzlich und warf ſich zu den Füßen ſeines Vaters. „Du hörſt, was mein Bruder gethan hat, und Deine betagten Augen weinen Zähren der Freude. Soll ich Dein Alter mit meinem roſtenden Schwerte entehren? Nein! geſtatte mir, daß ich gleich meinem Bruder hinausziehe mit den Helden des Kreuzes.“

„Edler Jüngling!“ ſprach der Harfner, „aus Euch ſpricht der Geiſt des tapfern Warbeck. Hört ihn, Herr Ritter; hört den Wackeren!“

„Die Stimme des Himmels erſchallt laut aus ſeinem Flehen,“ ſagte der Templer in feierlichem Tone.

„Mein Kind,“ antwortete der Greis, indem er mit bebenden Händen den Sohn erhob, „wie könnte ich Deinen Eifer ſchelten? — Aber Leoline, Deine Verlobte?“

Bleich wie eine Bildſäule, zweifelnd ob ihr Sinn des Gehörs wirklich die grauſamen Worte vernommen hatte, die ihr Geliebter ſprach, ſtand die Waiſe da. Sie redete nicht, ſie athmete kaum; ſie ſank auf ihren Seſſel zurück und ſtarrte zu Boden, bis bei der Rede des Ohms ſo der Stolz wie die Zärtlichkeit der Jungfrau ihr die Beſinnung wiedergab, ſo daß ſie ſagte:

„Ich, mein Ohm? ſoll ich Odo bitten zu bleiben, wenn ſeine Wünſche ihn von hinnen rufen?“

„Er wird zu Euch heimkehren, edle Jungfrau, und ruhmbedeckt,“ ſagte der Harfner; allein Odo ſagte nichts mehr. Die rührende Stimme Leolinens drang ihm durch die Seele; ſchweigend ſetzte er ſich wieder, und Leoline, die zu ihm ging, flüſterte: „Thue ſo als wäre ich gar nicht da,“ und verließ den Saal, um mit ihrem Herzen Raths zu pflegen und zu weinen.

„Ich kann ſie ehelichen, bevor ich von dannen ziehe,“ ſagte Odo plötzlich, als er ſpäter an jenem Abend im Gemache des Templers ſaß.

„Nun ja — freilich — und die junge Gattin in der erſten Woche verlaſſen — ſchwere Prüfung!“ antwortete der Templer.

„Beſſer ſo, als Gefahr laufen, ſie nimmer die Meinige zu nennen,“ meynte Odo, — „Theure, liebe, geliebte Leoline!“

„Allerdings verdient ſie das Höchſte von Dir; und fürwahr, es iſt kein geringes Opfer, in Deinen Jahren

und bei Deinem Ausſchauen für immer alle die Theilnahme zu verſagen, die Du unter allen edlen Dirnen, welche Du kennen lernen wirſt, zu erregen vermagſt. Ha! welche Blicke werden von den Balkonen in Conſtantinopel herab auf Dir ruhen, und wie viele Ohren, wenn ſie hören Du ſeyſt Odo der Vermählte, werden ſich von Dir abwenden und nichts weiter von Dir wiſſen wollen! Nein, Mann, ſo ſehr das heilige Kreuz auch der Kämpfer bedarf, bin ich Dir doch Freund genug um Dir zu ſagen, daß, wenn Du Dich verehelichſt, Du friedlich daheimbleiben und auf der Jagd die Mühen des Krieges vergeſſen magſt, von denen Du den Ehrgeiz der Liebe ſondern mögteſt."

„Ich mögte wiſſen, was am gerathenſten wäre," ſagte Odo unentſchloſſen: „Mein Bruder — Ha! ſoll er für immer mich überſtrahlen? — Aber Leoline, wie bekümmert wird ſie ſeyn! — ſie, die ihn um meinetwillen verließ —!"

„War das Deine Schuld?" ſagte der Templer munteren Tones. „Es mag ſich noch oftmals ereignen, daß Du einem Anderen vorgezogen wirſt. Traun, iſt es doch eine Sünde, mit der das Gewiſſen leichtlich zurechtkommen kann. Beſchlaf's, Odo; mir fallen die Augen zu."

Am folgenden Tage ſuchte Odo Leoline auf, und trug darauf an, daß ihr Ehebündniß ſeiner Abreiſe vorhergehen mögte; allein er war dabei ſo verlegen, ſeine Wünſche waren dabei ſo zweigeſpalten, daß Leoline beleidigt, verletzt, gekränkt durch ſeine Kälte, den Vorſchlag ſofort zurückwies; ſie verließ ihn, damit er ſie nicht ſollte

weinen ſehen, und dann — dann bereuete ſie es wieder, ſo gerechten Stolz gezeigt zu haben!

Aber Odo, welcher darnach trachtete, ſein Gewiſſen durch die Meynung zu beſchwichtigen, die Schuld wäre einzig und allein auf Leolinens Seite, beſchäftigte ſich angelegentlich mit den Zurüſtungen zu ſeiner Ritterfahrt. Voll Verlangen ſeinen Bruder zu verdunkeln, zog er nicht aus, wie Warbeck ausgezogen war, nicht allein und unbegleitet; ſondern alle Reiſige, alles Geld, das ſeine Herrſchaft Sternfels — die er noch nicht angetreten hatte — aufzubringen vermogte, mußten mit, ſo daß er zu Frankfurt an der Spitze einer ſtattlichen Schaar erſchien.

Der Templer, der einen Rückfall ſeiner Wundſchmerzen vorſchützte, blieb zurück, und verſprach, in Conſtantinopel mit ihm zuſammenzutreffen, von welcher Kaiſerſtadt er ſo groſſes Rühmens erhoben hatte. Mittlerweile aber wendete er alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel an, die unglückliche Waiſe zu tröſten und ihr zu gefallen. Die Gewalt ihrer einfachen Liebe war jedoch ſtärker denn alle ſeine Liſt. Vergebens äuſſerte er Zweifel über Odo, Leoline weigerte ſich dieſelben anzuhören; vergebens flößte er in den ſanfteſten Ausdrücken die Zauberei der Schmeichelei und des Liederſanges in ihr Ohr; ſie wendete ſich achtlos von ihm ab; und nur gemartert durch die Huldigungen, die ſo wenig Aehnlichkeit mit dem Weſen Odo's hatten, verriegelte ſie ſich in ihrer Kammer und gedachte in Kümmerniß des Geliebten, von dem ſie ſich verlaſſen ſah.

Der Templer beſchloß jetzt dunklere Künſte zu verſuchen, um Gewalt über das Mädchen zu erlangen, als glücklicherweiſe er von dem Groſmeiſter ſeines Ordens die Mahnung erhielt, ſich ſofort in höchſt wichtiger An-

gelegenheit nach *** zu begeben, so daß die Leidenschaft der Liebe bei ihm einer stärkeren, nämlich der Leidenschaft des Ehrgeizes weichen mußte. Er überließ Burg Liebenstein der Einsamkeit — und da Odo dieselbe nicht mehr mit seinen fröhlichen Genossen füllte, so konnte keine Einsamkeit minder gestört werden als diese.

Mittlerweile erreichte jedoch der Ruf von Warbeck's Thaten das Ohr des alten Ritters so wie Leolinens; doch kam er unbegleitet von Odo's Rufe. Von Letzterem lief nicht die geringste Kunde ein, und so ward denn die Liebe der zarten Waise durch die fortwährende Rastlosigkeit der Furcht rege erhalten. Endlich starb Leolinens Oheim, und die Jungfrau sah sich gänzlich sich selbst überlassen.

Eines Abends, als sie mit ihren Zofen im Saale saß, hörte man eines Rosses Hufschläge vor dem äußern Thore der Burg; ein Horn erklang, das schwere innere und äußere Thor ward, eines nach dem anderen, entriegelt, und ein Ritter von stattlichem Wesen, und bedeckt mit dem rothbekreuzten Mantel der abendländischen Kämpfer im Orient, trat in die Halle. Er stand ein Weilchen am Eingange derselben still, als ob seine Empfindungen ihn bewältigten; im nächsten Augenblicke drückte er Leoline an seine Brust!

„Erkennst Du Deinen Vetter Warbeck nicht?“ fragte der Ritter, warf den Helm ab, und Leoline sah jene majestätische Stirn, die, der Stirn Odo's so unähnlich, sich der Jungfrau gegenüber niemals verändert, niemals umwölkt gezeigt hatte.

„Die Fehde ist vor der Hand aufgegeben,“ sagte Warbeck. „Ich hörte mein Vater sey gestorben, und

bin heimgekehrt, mein Banner in der Halle aufzuhangen und meine Tage in Frieden zu verleben.“

Die Zeit und das Leben im Feldlager hatten ihre Wirksamkeit auf Warbeck's Antlitze kundgethun; das schöne Haar, dessen Färbung sich gedunkelt hatte, war von den Schläfen zurückgewichen und zeigte eine Narbe, durch welche jedoch die Schönheit seines Gesichtes eher erhöhet als gemindert ward; eines Gesichtes, dessen Ausdruck von jeher edel und ritterlich gewesen war. Allein die Ruhe, die es einst zeigte, war zu Traurigkeit herabgesunken; er war minder gesprächig denn sonst, und obwohl er nicht minder oft lächelte, so war dies Lächeln doch jetzt gedankenvoller, und dem Milden war alles Leidenschaftliche genommen worden. Dem Anscheine nach hatte er eine Liebe besiegt, der so frühzeitig sich Hindernisse in den Weg stellten; nicht aber hatte er jene Treue der Erinnerung bezwungen, durch welche Leoline ihm theurer war denn Alles, und die ihm verbot die Bilder zu scheuchen, die sich in seine Seele eingegraben hatten.

Die Lippen der Waise bebten vor dem Namen Odo's, doch eine gewisse Rückerinnerung erstickte ihre Besorgniß. Warbeck eilte ihrer Frage zuvorzukommen.

„Odo befand sich wohl,“ sprach er, „und hielt sich zu Constantinopel auf. Er hatte dort so lange gezögert, bis der Kreuzzug ohne seine Mitwirkung zu Ende ging; sonder Zweifel wird er bald zurückkehren; ein Monat, eine Woche, ja vielleicht nur ein Tag, und er weilt an Deiner Seite.“

Leoline fühlte sich unaussprechlich getröstet, doch schien es, als wäre noch Etwas unenthüllt geblieben. Warum hatte er, der so brennendes Verlangen nach

dem heiligen Grabe trug, so lange in Constantinopel gezögert? Leoline war verwundert, sie erschöpfte alle Muthmaßungen, doch wagte sie nicht, weiter zu forschen.

Der edelmüthige Warbeck verhehlte es ihr, daß Odo ein fahrlässiges und träges Leben der Zerstreuung führte; daß er seine Reichthümer in den Vergnügungen des griechischen Kaiserhofes vergeudete, und seinen Ehrgeiz nur mit dem wilden Entwurfe beschäftigte, ein Fürstenthum unter jenen fernen Himmelsstrichen zu begründen, einem Unternehmen, das durch die Wagnisse normännischer Abenteurer den fahrenden Rittern des Jahrhunderts nur allzu anlockend vorgespiegelt worden war.

Vetter und Base suchten ihre alte Freundschaft wieder hervor, und Warbeck glaubte vest, daß es nichts weiter als Freundschaft wäre. Sie wandelten mitsammen im Burggarten, in welchem sie ihre Kindheit miteinander verändelt hatten; sie saßen wieder auf dem grünen Rasen, auf welchem sie Blumenkränze gewunden hatten; sie blickten hinab auf den ewigen Spiegel des Rheins — ach! hätte die Fluth doch dieselbe unerweckte Frische des frühen Lenzes ihres Lebens zurückspiegeln können!

Das ernste und betrachtende Gemüth Warbeck's hatte sich mit dem Kriegsruhme nicht so sehr begnügt, daß er nicht noch Sinn dafür gehabt hätte, jene ruhigeren Quellen der Erhebung aufzusuchen, die von den Weisen im Orient gefunden worden sind. Er hatte in jenen fernen Landen aus dem Quell der Weisheit getrunken, und sich jenem Nachsinnen hingegeben, das von den Besonneneren unter den Kreuzfahrern nach dem Norden jenes Wissen brachte, welche ausersehen war, ihre

Nachkommen zu erleuchten. So hatte Warbeck wenig gemein mit den übrigen Burgbesitzern in der Runde; er berief sie nicht in seinen Trinksaal, er nahm nicht Theil an ihren Schwelgereien. Oft spät in der Nacht, in jenem jetzt verfallenen Thurme, schimmerte seine einsame Lampe still über die mächtige Fluth danieder, und die einzige Unterbrechung seiner Abgeschiedenheit waren die Nähe und die Liedersänge seines holden Bäschens.

Monde schwanden hin, als plötzlich ein schwankendes und schauriges Gerücht zur Burg Liebenstein drang. Odo, hieß es, kehrte zurück zu der benachbarten Veste Sternfels; jedoch nicht allein. Er führte eine griechische Braut von überraschender Schönheit, und ausgestattet mit fast königlichem Reichthume, mit sich. Leoline war die Erste, die dem Gerüchte widersprach; Leoline war bald die Einzige, die dem Gerüchte keinen Glauben beimaß.

Hell in der Sonne des Sommermittags glänzte der Zug der Gewappneten; fern hinan die steile Höhe wand sich die stattliche Schaar der Reisigen und Knechte, die einsamen Thürme vom Liebenstein hörten den Widerhall des Gelächters und der lustigen Lieder des Einzuges. Odo führte seine griechische Braut heim in die Burg Sternfels.

In der nämlichen Nacht fand ein glänzendes Bankett auf Odo's Burg statt; die Fackeln warfen ihren Schein durch jegliches Bogenfenster der Veste, und Musik erscholl rauschend und unaufhörlich von drinnen herüber.

Zur Seite Odo's, glänzend vom Schimmer der Edelsteine des Morgenlandes, saß die Griechin. Ihre dunkeln Locken, ihr blitzendes Auge, die erlogene Farbe

ihres Angesichts, blendeten die Augen der Gäste. Ihr zur Linken saß der Templer.

„Bei'm heiligen Kreuze," sprach der Templer lustigen Tones, obwohl er sich bekreuzte, indem er also sprach, „heut Nacht scheuchen wir die Eulen aus jenen düstern Thürmen des Liebensteins. Dein gravitätischer Bruder, Ritter Odo, wird viel zu thun haben, seine Base zu trösten, wenn sie sieht, was für ein herrliches Leben sie mit Dir hätte führen können."

„Arme Dirne!" sagte die Griechin im Tone erheuchelten Mitleidens; „sonder Zweifel wird sie jetzt sich mit Dem aussöhnen, den sie früher verwarf. Ich höre, er soll ein Ritter von leidlichem Aeußeren seyn."

„Still!" sagte Odo gedankenvoll, indem er einen großen Becher Wein leerte.

Die Griechin biß sich auf die Lippe und schaute bedeutungsvoll den Templer an, der den Blick erwiderte.

„Nichts als eine Schönheit, der Deinigen gleich, kann mich von meiner Schuld lossprechen," sagte Odo, indem er sich zu seiner Braut wendete, und ihr leidenschaftlich in's Antlitz schaucte.

Die Griechin lächelte.

Das Mahl hatte seinen guten Fortgang; des Lachens ward immer mehr, der Becher kreisete immer rascher, als Odo's Blick am andern Ende der Tafel eine Fremde wahrnahm, deren Gestalt von der Sohle zum Scheitel in einen Mantel gehüllt, und deren Antlitz dicht verschleiert war.

„Steh mir Gott bei!" rief der Sternseher laut; „doch dies will sich bei unserem Schmause kaum gezie-

men. Mögte es der Fremden nicht gefallen, ſich kundzugeben?“

Dieſe Worte lenkten Aller Blicke auf die Geſtalt und Diejenigen, welche derſelben zunächſt ſaßen, bemerkten, daß ſie heftig zitterte; doch erhob ſie ſich, und ging langſam, wiewohl mit Anmuth zu der ſchönen Griechin, neben welche ſie einen Blumenkranz legte.

„Es iſt eine ſchlichte Gabe, hohe Dame,“ ſagte die Geſtalt in einem ſo ſüßen Tone, daß auch der roheſte Gaſt dadurch gerührt ward. „Doch iſt dies Alles, was ich zu bieten vermag; und die Braut Ritter Odo's darf nicht unbeſchenkt von meiner Hand bleiben. Mögt Ihr Beide glücklich ſeyn!“

Mit dieſen Worten wendete ſich die Geſtalt und entſchwebte, einem Schatten gleich, dem Prunkſaale.

„Bringt die Fremde zurück!“ rief die Griechin, die ſich von ihrer Ueberraſchung erholte. Zwanzig Gäſte ſprangen auf, dem Gebote Genüge zu leiſten.

„Nein, nein!“ ſagte Odo, indem er ungeduldig mit der Hand winkte. „Berührt ſie nicht! Bei Eurem Leben, laßt ſie!“

Die Griechin beugte ſich über die Blumen, um ihren Verdruß zu verbergen; und aus dem Gewinde derſelben heraus fiel die Hälfte eines zerbrochenen Ringes. Odo erkannte das Kleinod alſofort; es war die Hälfte jenes Ringes, den er mit ſeiner Verlobten gebrochen hatte. Ach, es bedurfte nicht eines ſolchen Zeichens, um ihn zu überzeugen, daß jene Geſtalt, ſo reich an unverkennbarer Anmuth, daß jene rührende Stimme, daß jene von ſo hohem Zartgefühle Kunde gebende Handlung, jene Gabe, jener ſegnende Wunſch einzig und

allein von der verlaſſenen und vergebenden Leoline gekommen waren.

Warbeck aber ſchritt bewegten Herzens auf und ab in ſeinem einſamen Thurmgemache auf dem Liebenſtein. Tiefer, unvertilgbarer Zorn ob ſeines Bruders Niederträchtigkeit mengte ſich mit einer einzigen brennenden, köſtlichen Hoffnung. Er geſtand es ſich jetzt, daß er ſich ſelbſt getäuſcht hatte, als er wähnte, ſeine Leidenſchaft wäre in ihm erſtorben; war jetzt noch ein Hinderniß vorhanden, mit Leolinen ſich zu vereinigen?

Durch jenes Zartgefühl, das ihm durch ſeine Liebe eingehaucht worden war, hatte er nicht gewagt, ſich der Jungfrau zu entdecken, noch minder ihr Odo's Unwürdigkeit kundzuthun. Er fühlte, daß ſie Alles auf anderem Wege als durch ihn erfahren müſſe, und doch brannte er von dem Verlangen, ſich ihr zu Füßen zu werfen.

Indem er mit dieſen widerſtreitenden Gedanken rang, ward er durch haſtiges Pochen aufgeſchreckt; er öffnete die Thür ſeines Gemaches, und herein ſtürzten Leolinens Frauen, bleich, angſtvoll und weinend. Leoline hatte nur mit einer einzigen Begleiterin die Burg verlaſſen, Niemand wußte wohin — nur zu bald erfuhren ſie es. Aus dem Prunkſaale auf Burg Sternfels war ſie durch die dunkle und unfreundliche Nacht hinüber gewandert, dem Thale zu, in welchem das Nonnenkloſter von Bornhofen müdem Geiſte und gepreßtem Herzen eine Freiſtatt am Altare des Höchſten bot.

Am folgenden Tage mit Tagesanbruch ſtand Warbeck an der Pforte jenes Kloſters. Er ſah Leoline. Welche Veränderung hatte eine einzige Nacht des Leidens

auf dem Antlitze der Jungfrau bewirkt! auf einem Antlitze, das für Warbeck der Quell alles Lieblichen war! Er schloß sie in seine Arme, er weinte, er bat, wie Liebe nur bitten kann; er flehte sie an, ein Herz nicht zu verschmähen, das ihr nimmer, auch nicht durch einen einzigen Gedanken, Leides zugefügt hatte. „O Leoline!“ rief er, „sagtest Du nicht einst, daß diese Arme Deiner Kindheit pflegten, daß diese Stimme Deinen frühesten Kummer beschwichtigte? O, vertraue ihnen noch Einmal und für immer! Von einer Liebe, die Dich verließ, wende Dich zu derjenigen, die unaufhörlich für Dich glühete!“

„Nein,“ sagte Leoline; „nein! Was würde die Ritterschaft, deren Stolz Du bist, von Dir sagen, wenn Du eine Verlobte und Verlassene ehelichtest, die Jahre lang eines Andern harrte, und Dir nur ein Herz zubrachte, was Jener verschmähete? Nein, und selbst wenn Du, wie ich denn weiß, daß Du es bist — verhärtet genug gegen ein solches Deinem Namen angethanes Unrecht wärest, soll ich Dir ein getheiltes Herz, ein gekränktes Gemüth zubringen? sollst Du Dich mit dem Kummer und nicht mit der Freude vermählen? und sollen Seufzer, die nimmer aufhören, und Thränen, die nimmer zu trocknen sind, die alleinige Morgengabe Deiner Braut sein? Und das Dir, dem alle Segnungen des Lebens gebühren? Nein, vergiß meiner; vergiß Deiner armen Leoline! Sie hat nichts für Dich, als Gebete.“

Vergebens widersprach Warbeck; vergebens wendete er Alles ein, was Leidenschaft und Wahrheit einwenden konnte; die Springfedern irdischer Liebe hatten in Leolinens Herzen alle Spannkraft verloren; der Entschluß

der Waise war unerschütterlich — sie entriß sich Warbeck's Arm, und das Gitterthor des Klosters knarrte schauerlich hinter ihm zu.

Eine neue und ernste Regung bemächtigte sich jetzt Warbeck's; er, von Natur mild und zart, hielt vest mit der Stärke eines ruhigen Gemüthes am Groll, sobald derselbe einmal in ihm regegemacht worden war. Leolinens Thränen, ihre Leiden, die ihr zugefügte Unbill, ihre geduldige Ergebung, der Kummer, der schon seine Spuren in ihr Antlitz gegraben hatte — das Alles schrie ihn laut um Rache an. „Sie ist eine Waise," sagte er erbittert; „sie hat keinen Beschützer, der sich ihrer annimmt, wenn ich sie verlasse. Meines Vaters Obhuth über ihre verlorene Jugend ist mein rechtmäßiges Erbtheil. Was bedeutet's, wenn ihr Verderber mein Bruder ist? Er ist Leolinens Feind! Hat er nicht der Jungfrau Herz zermalmt? Hat er sie nicht bis zu ihrem Grabe dem Kummer preisgegeben? Und mit welcher Frechheit that er's! Da ist nicht Vorwand noch Entschuldigung! Mit feilen Augendienern bankettirte er zu seiner neuen Verlobungsfeier vor den Ohren, vor den Augen seiner ihm zugeschworenen ersten Braut! Genug, die Zeit ist gekommen, wo sein von ihm selbst gebrauchtes Wort in Erfüllung gehen muß — das Wort: Einer von uns muß fallen."

Indem er also sprach, entzog er sein Schwert zur Hälfte der Scheide, warf es dann plötzlich in dieselbe hinein und schritt vollends heimwärts. Hufschlag und Hörnerschall erreichten unterwegs sein Ohr; der Brautzug von Sternfels zog, eitel Freude und Fröhlichkeit, zu lustigem Waidwerke dem Forste zu.

An demſelben Abend forderte ein vom Kopf bis zu den Füßen gewappneter Ritter, im Prunkſaale auf Burg Sternfels, den Burgherrn Odo, Namens Warbeck's von Liebenſtein, in die Schranken zum Zweikampf auf Leben und Tod.

Selbſt dem Templer ſchauderte vor ſolcher unnatürlichen Herausforderung; aber Odo hob, dunkel erröthend, den hingeworfenen Handſchuh auf, und Ort und Stunde des Kampfes wurden veſtgeſetzt. Mißvergnügt, ergrimmt gegen ſich ſelbſt, ward der Sternfelſer von wilder Freude ergriffen, — er ſehnte ſich darnach, ſeine verzweiflungsvollen Empfindungen — wär's auch an ſeinem leiblichen Bruder — auszulaſſen. Auch hatte er in ſeiner neidiſchen Seele jenem Bruder nimmer die bewieſenen Tugenden, nimmer den glorreich errungenen Ruhm verziehen.

Zur anberaumten Zeit ſtanden die Brüder kampfgerüſtet einander gegenüber. Warbeck's Viſir war aufgeſchlagen, und all der ruhige Ernſt ſeines Gemüthes hatte ſich auf ſeiner Stirn geprägt. Odo hingegen, der eher dem Arme als dem Angeſichte des Bruders Trotz bieten wollte, hatte das Viſir herabgelaſſen; neben ihm ſtand der Templer mit kreuzweis gelegten Armen. Seine ſpottende Seele forſchte gern in den Leidenſchaften der Menſchen. Kaum war der erſte Trompetenſtoß zu dem Schauerkampfe erſchollen, als eine dritte Perſon auf dem Platze erſchien. Das Gerücht von einem ſo unzuerwartenden Ergebniſſe hatte nicht ermangelt, auch das Nonnenkloſter zu Bornhofen zu erreichen; und jetzt — paarweiſe — zogen daher die Schweſtern des heiligen Altars, und die geharniſchten Männer gaben Raum, als die Kloſterjungfrauen in härenen Gewändern und verſchleierten

Angesichtes bis in die Schranken wallten. In eben demselben Augenblicke verließ eine von den Nonnen ihre Schwestern und schritt in majestätischem Gange vor, bis sie zwischen den beiden Brüdern stand.

„Warbeck," sagte sie mit dumpfer Stimme, daß des Liebensteiners Herz drob hätte erstarren mögen in seinem Busen — „Warbeck, willst Du also mir Deine Liebe beweisen, und also die Obhuth bethätigen, die Dir über die älternlose Waise durch das Absterben Deines Vaters überantwortet ward? Soll ich Mord auf meine Seele laden?" Bei dieser Frage hielt sie inne, und Alle, von denen sie gehört ward, verstummten mit Schaudern. „Den Mord des Einen durch die Hand des Andern, der des Einen Bruder ist? Hinweg, Warbeck! Ich befehl' es."

„Soll ich Deine Schmach vergessen, Leoline?" fragte der Ritter vom Liebenstein.

„Schmach? Sie vereinigte mich mit Gott, sie ist vergessen! sie ist nicht mehr vorhanden. Die Erde hat mich verlassen, allein der Himmel nahm mich in seine Arme; soll ich über den Wechsel murren? Und Du, Odo" — hier wankte die Stimme Leolinens — „Du, hörst Du nicht die Stimme Deines Gewissens? Willst Du die mir geraubte Hoffnung dadurch vergüten, daß Du mich an meiner Seelen Seligkeit schädigst? Elende, die ich seyn würde, wenn ich auf Gottes Barmherzigkeit, auf ewigen Trost hoffte, und Dein Bruder dabei um meinetwillen durch Dein Schwert fiele! Odo, ich habe Dir vergeben und Dich und die Deinen gesegnet. Einst vielleicht liebtest Du mich; gedenke Du, wie ich Dich liebte, und senke Deine Waffe."

Odo ſtarrte auf den Schleier, der vor ſeinen Blicken wallte. Wie hatte die ſanfte Leoline befehlen gelernt! Er wendete ſich zu ſeinem Bruder; er fühlte all das Elend, das er über Beide gebracht hatte; und indem er ſein Schwert zu Boden warf, knieete er zu Leolinens Füßen und küßte ihr Gewand mit einer Andacht, wie nimmer ein Betender ſie einer Heiligen weihete.

Der Zauber, der auf den Männern umher gelegen hatte, war gelöſet; ein allgemeiner lauter Ruf der Beglückwünſchung und der Freude erfolgte. „Und Du, Warbeck?“ ſagte Leoline, indem ſie ſich zu der Stätte wendete, wo der Liebenſteiner regunglos und ſtolz ſtand.

„Habe ich mich jemals gegen Deinen Willen aufgelehnt?“ ſagte er in mildem Tone, und begrub die Spitze ſeines Schwertes in den Erdboden. „Dennoch, Leoline,“ fügte er hinzu, indem er auf ſeinen knieenden Bruder zeigte, „dennoch biſt Du bereits beſſer gerächt, als es durch dieſes Eiſen hätte geſchehen können!“

„„Du biſt es, Du biſt es,“ rief Odo, indem er an ſeine Bruſt ſchlug; und langſam, der Menge kaum achtend, die vor ihm Raum gab, entwich Warbeck den Schranken.

Leoline ſprach nichts mehr; ihre göttliche Sendung war erfüllt. Lange und forſchend blickte ſie der ſtattlichen Geſtalt des Ritters von Liebenſtein nach, und indem ſie mit leiſem Seufzer ſich dann zu Odo wendete, ſagte ſie: „Dies iſt das letzte Mal, daß wir einander auf Erden begegnen. Friede ſey mit uns Allen!“

Mit eben dem gefaßten und majeſtätiſchen Weſen, womit ſie gekommen war, ſchritt ſie zu ihrer Schweſterſchaft zurück, und in gleicher Proceſſion wallten die Non-

nen wieder in ihr Kloſter. Kein Mann war zugegen, der nicht vor Leolinen das Knie gebeugt hätte; ſelbſt dem verſtockten Templer klopfte das erſchütterte Herz.

Und nochmals ſtürzte Odo ſich in das wilde Schwelgerleben ſeines Jahrhunderts; Nacht nach Nacht war ſeine Burg mit Gäſten überfüllt, und Nacht nach Nacht leuchteten ſeine fackelerhellten Gemächer hinab auf den friedlichſtrömenden Rhein. Die Schönheit der Griechin, der Reichthum Odo's, der Ruhm des Templers zogen alle Ritter aus der Nähe und Ferne herbei. Nimmer noch hatten die Ufer des Rheins einen gaſtlicheren Ritter gekannt, als Odo von Sternfels es war. Doch düſter war dieſer inmitten ſeiner Fröhlichkeit, und Bankette waren ihm nur willkommen, um durch ſie den Gewiſſensbiſſen zu entrinnen. Bald jedoch mengte die Läſterzunge ſich in das Gewäſch des Neides über die Prachtliebe des Ritters von Sternfels. Die ſchöne Griechin, hieß es, wäre ihres Herrn überdrüſſig, und vergeudete ihr Lächeln an Andere; was jung und ſchön war, fände willkommene Aufnahme in der Veſte, und vor Allem verſchmähete ihre unkeuſche Liebe zu dem Templer kaum die Verhüllung. Odo allein ſchien von dieſen Gerüchten nichts zu ahnen; und obgleich er begonnen hatte die Geliebte zu vernachläſſigen, ließ er doch in ſeiner Vertraulichkeit zu dem Templer nicht nach.

Es war Mittagszeit und die Griechin ſaß in ihrem Gemache mit ihrem muthmaßlichen Buhler. Die reichen Düfte des Morgenlandes mengten ſich mit dem Hauche der Blumen, und gaben, nebſt andern bisher an jenen nordiſchen Ufern unbekannt geweſenen Ueppigkeiten, dem Gemache einen verweichlichenden Charakter.

„Ich ſage Dir,“ ſprach die Griechin aufgeregt, „daß ich geſehen habe, wie er Dich belauſchte und gehört habe, wie er mit ſich ſelber redete und mit dem Griff ſeines Dolches ſpielte, als er Dich belauſchte. Beſſer iſt's, wir fliehen, bevor es zu ſpät wird, denn ſeine Rache würde ſchrecklich ſeyn, ſobald ſie einmal regegemacht wäre. Ach! warum verließ ich jemals mein Land, um zu dieſen barbariſchen Ufern zu ziehen! Dort gilt Liebe nicht für ewig, und Unbeſtändigkeit nicht für ein des Todes würdiges Verbrechen.“

„Still, kleine Liebe,“ ſagte der Templer tändelnd; „Du kennſt nicht die närriſchen Geſetze unſerer Ritterſchaft. Denkſt Du, ich könnte aus einer Ritterburg wie ein Dieb zur Nachtzeit entfliehen? Wahrhaftig, das rothe Kreuz ſelbſt würde ſolche Schande nicht zudecken! Fürchteſt Du, Dein närriſcher Herr hege Argwohn; wohlan, ſo laß uns von einander ſcheiden. Der Kaiſer hat mir Botſchaft von Frankfurt geſendet. Bevor es Abend wird, bin ich auf dem Wege dahin.“

„Und ich bleibe dann der Rache des Barbaren allein preisgegeben? Iſt dies Deine Ritterſchaft?“

„Schwatze nicht ſo in den Tag hinein,“ antwortete der Templer. „Sobald der Gegenſtand ſeines Argwohns entfernt ſeyn wird, kann Deine Weiberliſt leicht den eiferſüchtigen Feind bezähmen. Kenne ich Dich etwa nicht, Glykera? Du würdeſt alle Männer hinter's Licht führen — nur keinen Templer.“

„Und Du, Grauſamer? wollteſt Du mich verlaſſen?“ fragte die Griechin weinend, „wie ſoll ich ohne Dich leben?“

Der Templer lächelte. „Können ſolche Augen weinen, ohne einen Tröſter zu finden? Aber leb' wohl; ich darf nicht bei Dir gefunden werden. Morgen reiſe ich nach Frankfurt; wir werden einander wiederſehen.“

Kaum war der Templer hinausgegangen, ſo erhob ſich die Griechin, ſchritt im Gemache auf und ab, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Eigennützig, eigennützig! Wie

konnte ich ihm mich jemals vertrauen? Doch wage ich es nicht, Odo allein zu trotzen. Zuverlässig war es gestern sein Tritt, der uns störte, als wir beisammen waren. Ja, ich will fliehen. Es wird mir nimmer an einem Geleitsmanne fehlen."

Sie klatschte in ihre Hände; ein Edelknabe erschien. Glykera warf sich in ihren Sessel und weinte bitterlich.

„Warum weint meine theure Herrin?" fragte der Jüngling; „ist etwas in Conrads Diensten — Diensten? — ach! Ihr laset in seinem Herzen! — ist etwas in seiner Ergebenheit, das Euch Nutzen gewähren kann?" — —

Odo war den ganzen Tag allein umhergestrichen. seine Vasallen hatten wahrgenommen, daß seine Stirn umwölkter denn jemals war; denn gewöhnlich verhehlte er, wie giftig es ihm im Innern nagte. Mit etlichen seiner vertrautesten Diener hatte er geheime Unterredung gepflogen, und nach dieser Unterredung war sein Angesicht noch düsterer worden. Im Zwielicht kehrte er von seiner Streiferei zurück; die Griechin beehrte die Abendtafel nicht mit ihrer Gegenwart. Ihr war unwohl, und sie wollte nicht gestört seyn. Der fröhliche Templer hauchte den Tafelgästen Leben ein.

„Du siehst heute trübselig aus, Ritter Odo," sagte er, „meiner Treu, das kommt von der Luft um den Liebenstein herum."

„Es ist etwas, das mich beunruhigt" antwortete Odo mit erzwungenem Lächeln, „welches ich gern Deinem freundschaftlichen Busen mittheilen mögte. Die Nacht ist heiter, und der Mond scheint hell; laß uns in den Garten gehen."

Der Templer erhob sich, und vergaß nicht, sein Schwert umzugürten, als er dem Ritter folgte.

Odo schritt einer der entlegensten Terrassen des Gartens zu, die auf den Rhein hinabsah.

„Herr Templer," hub er an, als er stillstand, „beantwortet mir eine Frage bei Eurer Ritterehre. War

es Dein Fuß, der dem Gemache meiner Griechin gestern um die Vesperzeit entschritt?“

Betroffen über ein so plötzliches Vernehmen schwankte der listige Templer in seiner Antwort.

Roth in die Stirn flog dem Sternfelser das Blut. „Lügt nicht, Herr Ritter!“ sprach er; „diese Augen haben, Gott sey Dank, meine Schande nicht gesehen: allein diese Ohren haben von Anderen darüber reden hören.“

Indem Odo sprach, bemerkte der Blick des Templers, der auf dem Wasser des Stromes ruhete, ein Boot, das quer über die Fluth setzte. Die Entfernung ließ ihn nichts weiter erkennen als die Umrisse zweier Gestalten, die sich in dem Fahrzeuge befanden. „Sie hatte Recht,“ dachte er, „vielleicht trägt eben jenes Boot sie aus der Behausung der Gefahr.

Indem er sich zu seiner ganzen Länge emporreckte, versetzte der Templer hoffärtig:

„Ritter Odo von Sternfels, wenn es Dir gefallen hat, Deine Vasallen zu befragen, so laß Dir mit Antworten von ihnen genügen. Nicht um solchen Speichelleckern zu widersprechen, verpfändet ein Templer sein Ritterwort.“

„Genug,“ rief Odo, der die Geduld verlor, und den Templer mit der geballten Faust schlug, „zieh, Verräther, zieh!“ —

— Allein in seinem wolkenhohen Thurme starrte Warbeck in die Nacht hinaus, die den Himmel schwärzte, und verkehrte trauernd mit sich selbst: „Zu welchem Ende,“ dachte er, „sind mir diese mächtigen Regungen, diese Fähigkeit zu lieben, dieses Sehnen nach Liebe zu Theile worden? Ungeliebt und unbekannt wandle ich meinem Grabe zu, und alle edleren Mysterien meines Herzens bleiben für immer ungelöset.“

Indem er so sann, hörte er nicht den Hornruf des Thurmwarts, nicht das Aufriegeln des Thores, noch den Hall von Fußtritten, die die Wendeltreppe heraufkamen. Die Thür des Gemaches ward hastig aufgerissen, und

Odo ſtand vor ihm. „Komm,“ ſprach er mit leiſer, vom Zorne noch bebender Stimme; „komm, ich will Dir zeigen, was Dein Herz erfreuen wird. Zwiefältige Rache ward Leolinen.“

Warbeck ſtarrte voll Erſtaunen ſeinen Bruder an, den er nicht geſehen hatte, ſeit ſie in den Schranken einander genüber ſtanden, und gewahrte jetzt, daß der Arm, den Odo gegen ihn ausſtreckte, von Blute tröpfelte, das auf die Flur fiel.

„Komm,“ ſagte Odo, „folge mir; um Leolinens willen folge mir, es iſt meine letzte Bitte.“

Bei Nennung des Namens der Geliebten zauderte Warbeck nicht länger. Er gürtete ſein Schwert um und folgte ſeinem Bruder treppab durch das Burgthor. Der Pförtner traute ſeinen Augen kaum, als er die beiden Brüder, die ſo lange getrennt geweſen waren, mitſammen zu nächtlicher Weile, und wie es ſchien in Freundſchaft, von hinnen gehen ſah.

Haſtig folgte der Liebenſteiner dem Bruder. Beide Burgen liegen, wie Du weißt, kaum eines Steinwurfes weit von einander. Nach wenigen Minuten ſtand Odo in einem offenen Raume auf einer der Terraſſen der Veſte Sternfels ſtill. Der Mond warf helles Licht auf ſie herab. „Schau,“ ſprach er in ſchaurigem Tone; „ſchau!“ und Warbeck ſah auf dem Raſen die Leiche des Templers, die ſich in dem Blute badete, das ſchier noch warm dem Herzen desſelben entquoll.

„Höre,“ fuhr Odo fort: „Er war es, der mich zuerſt in meiner Liebe zu Leolinen wanken machte; er überredete mich zu jener falſchen Griechin. Höre! er, der alſo meine wirkliche Liebe verführte, entehrte mich in ſchändlicher Genoſſenſchaft mit der Griechin und ſo — — ſo — ſo —“ und indem er mit den Zähnen knirſchte, bohrte er den Sporn ſeiner Ferſen zu mehrerenmalen in den todten Körper des Templers — „ſo iſt Leoline gerächt, und ſo bin ich gerächt!“

„Und Deine Griechin?“ fragte Warbeck bemitleidend.

„Entflohen — entflohen mit einem nichtswürdigen Edelknecht. Aber so ist's gut; sie ist nicht werth des Schwertes, das mir einst von Leolinen umgürtet ward.“

Die Sage, theuerste Gertrud, fährt fort uns zu erzählen, wie Odo, obwohl oftmals bedrohet von der rauhen Gerichtspflege des Tages wegen des Todes des Templers, doch dieser Drohung entschlüpfte. In eben der Nacht seiner Rache ergriff ihn eine langwierige an Wahnsinn streifende Krankheit; der edelmüthige Warbeck vergab, vergaß Alles, nur nicht Leolinens Liebe. Er pflegte den Bruder während dessen Siechthums, und als Odo genas, war dieser ein anderer Mensch. Er entsagte den Genossen, mit denen er einst geschwelgt, den Schwelgereien, denen er einst gehuldigt hatte. Die Hallen der Veste Sternfels waren öde, wie die Burg Liebenstein. Der einzige Gesellschafter, den Odo suchte, war Warbeck, und Warbeck trug mit ihm. Sie hatten keinen gemeinsamen Zweck, denn mindestens über Einen Gegenstand fühlte Warbeck zu tief, als daß er jemals darüber hätte reden können; dennoch vereinigte Beide ein seltsames und geheimes Mitgefühl. Sie hatten mindestens einen gemeinsamen Kummer; oft sah man sie mitsammen hinwandern am einsamen Ufer des Rheins, oder in den Forsten, ohne daß sie Wort oder Zeichen mit einander gewechselt hätten. Odo starb zuerst, und zwar schon in der Blüthe seiner Jahre; und Warbeck war nun ohne allen Gefährten. Vergebens berief der Kaiserhof ihn zu Turnieren und Banketten; vergebens verhieß das Kampfgefild ihm neue Lorbeern. Ach! konnte er sich von der Stelle losreißen, wo er Morgens und Abends fernhin im Thale das Dach sich erheben sah, das Leolinen beschirmte, und die Plätzchen, wo jeder Baum, jeder Rasen ihn an ehemalige Tage erinnerte? Sein abgeschiedenes Leben, sein mitternächtiges Wachen und seltsame Pergamene in seiner Kammer brachten ihn endlich in den Ruf, er triebe geheime Künste; und indem er Alles mied, ward er von Allen gemieden. Doch blieb es ihm stets

süß, von der wachsenden Heiligkeit der Nonne zu hören, an der die verlorenen Gedanken seines Lebens noch immerfort hingen. Sie war es, die da Kranke heilte, die da Arme pflegte, und der Aberglaube jener Zeit führte Pilger von fernen Enden her zu dem Altare, dem Leoline diente.

Mehrere Jahre später drang eine Rotte Raubgesindels, wie sie dann und wann aus ihren Bergverstecken sich hervorstahl, in die Rheinthäler, um dieselben zu plündern. Sie verschonte weder Geschlecht noch Alter, weder Thurm noch Hütte, ja selbst nicht die Gotteshäuser, verheerete die Gegend um Bornhofen, und verlangte Brandschatzung von dem Kloster. Die Aebtissin desselben, eine edle Tochter aus dem kühnen Geschlecht derer von Rüdesheim, weigerte die tempelschänderische Forderung; da stürmten die Buschklepper das Kloster, erschlugen den Vogt und die Knechte, und hieben schon die Pforte des gottgeweiheten Gebäudes ein, als ein Ritter an der Spitze weniger Reisigen vom Berge herabeilte und dem Feinde sich entgegenwarf. Wohin sein Schwert fiel, gab es einen Todten. Das Feld ward behauptet, das Kloster war gerettet. Die Aebtissin und deren Schwesterschaft kamen hervor, dem Retter zu danken. Hingestreckt unter einer Eiche, und schier zu Tode blutend, lag der Edle; sein Haupt war entblößt und wies graue Locken, die aber schwerlich schon vom Alter ergraut seyn konnten. Nur Eine aus dem Chore der Nonnen erkannte das majestätische Antlitz des Sterbenden; nur Eine näßte seine brennenden Lippen; nur Eine faßte seine todeskalte Hand; und unter Leolinens Segensgebet entschwand dieser Erde die treue Seele des letzten Edlen von Liebenstein!"

„O, Ryno," sagte Gertrud unter süßem Schluchzen, „Du hast zuverlässig die Thatsachen verdreht — sicher — sicher muß es für Leoline unmöglich gewesen seyn, mit dem Herzen eines Weibes jenen Mann mehr zu lieben, als dessen Bruder Warbeck!"

Tom Trick.

Eine Erzählung.

„— — — — — — —

Wohl iſt dieſe Stelle
Lieb vor andern mir;
Oft, bei Heſpers Helle,
Weil' ich träumend hier.

Denn ſie birgt die Trümmer
Einer treuen Bruſt,
Ungerührt von Schimmer
Und von eitler Luſt.

Nur beſeelt von Treue
War ihr Athem rein;
Ungeſtört von Reue
Sank zu Staub ſie ein." ——

Winfried.

I.

Vater und Sohn.

Es war an einem schönen Frühlingsabend im Jahre 1660, als ein Greis, in einem Anzuge, der weit entfernt war auf die edle Abkunft Dessen schließen zu lassen, der ihn trug, und ein junges, ebenfalls dürftig gekleidetes, jedoch bildschönes Mädchen schweigsam durch einen Hohlweg schritten, der sich nahe dem rechten Ufer des Clydeflusses zwischen dem Städtchen Lanerk und der Dorfschaft Stone-Byres in bald größeren, bald kleineren Krümmungen dahinwindet. Eine auffallende Zartheit der Gliederformen, das gewöhnliche Erbtheil der Aristokraten von Geburt, deutete auch bei Lord Graham und dessen Tochter auf das sorglose Hofleben, das sich mit Langweile und Müssiggang zu speisen pflegt. Überdies schien der Greis sich nach dem Ziele seiner Wanderung zu sehnen; auch Luciens Füßchen fingen an um Gnade zu flehen, allein Lucie zählte kaum zwanzig Jahre, und die Jugend besitzt Eigenliebe und Muth, so daß sie nur im äußersten Nothfalle Zuflucht zur Klage nimmt. Lucie wollte sich durchaus nicht für überwunden erkennen und wendete daher allerlei kleine Hülfemittel an, um sich den Weg zu verkürzen. Bald trällerte sie eins oder anderes

der Liedchen, die sie gehört hatte, als sie den Boden Schottlands betrat; bald spöttelte sie über ihre Erschöpfung, bald bemühete sie sich ihrem Vater die Herzensregungen zu schildern, die sich ihr bei dem Anblicke einer wilden, ihr fremden Natur erzeugten, bei einem Anblicke, der ihr eine Art von Zauberwelt darbot, durch welche man sich abwechselnd vom Erstaunen zum Schrecken und vom Schrecken zur Bewunderung hingerissen fühlt.

„Welche köstliche Landschaft!“ sagte Lucie; „wie ärmlich und unbedeutend würden alle unsere großstädtischen Herrlichkeiten sich neben den düstern Schönheiten dieser Wildniß ausnehmen! Wie hochfahrend schießen diese Tannen über unsere Häupter empor, wie scharf zahnt sich ihr dunkelgrünes Stachellaub auf dem lichten Grunde des Gewölkes ab! Und diese ungeheuren Felsen, die sich vorüber neigen, als müßten sie uns anschauen — sollte man nicht geneigt seyn, sie für regunglose Giganten zu halten, die die Arme über den schaurigen Abgrund streckend, bereit sind sich in die Tiefe hinabzustürzen? Fühlst Du es nicht auch, mein Vater, wie dieser kühle Schattengang, von welchem aus wir den Clydefluß seinen weißen Schaum über seine klaren Wogen wälzen sehen, die Seele mit wundersamen Ahnungen durchdringt und der Einbildungkraft alle Rechte einräumt, deren sie sich bedienen mag?“

„Nicht mehr mein ist die Aufgeregtheit der Jugend, meine Lucie,“ versetzte der Graf mit einem wehmüthigen Lächeln;“ und das den Geist herabstimmende Alter verwandelt nur allzusehr die Gestalten, die von einem mehr und mehr sich trübenden Auge noch aufgefaßt werden. Ach! des Herzens Poesie schwindet nur allzu oft viel

früher als das Blut in unſeren Adern ſtockt. Dieſe ſchöne Natur, die von Dir bewundert wird, redet eine mir unverſtändlich gewordene Sprache. Und wie könnt' es auch wohl anders ſeyn, mein Kind? Wir Beide begrüßen das Erdendaſeyn; Du thuſt es mit einem Ausrufe der Hoffnung; ich thue es mit einem Blicke der Muthloſigkeit. Du langſt an; ich reiſe ab, und daß ich wie ein Scheidender auf dieſe Erde blicke, bekümmert mich nicht, denn das Grab wird mir Das geben, was das Leben mir ſo lange verſagt hat, und wonach das Alter ſich zu ſehnen pflegt — die Ruhe!"

„Scheuche dieſe ſchwermüthigen Gedanken, mein Vater," entgegnete Lucie. „Erfährt unſer Schickſal nicht eine Wendung? Iſt die Verbannung, die auf uns laſtete, nicht von uns genommen? Ward uns nicht aus zuverläſſiger Quelle kund, daß der Einfluß des „Langen Parlamentes" ſich täglich mindert, und daß Altengland, geſchwächt durch die vielen ihm geſchlagenen Wunden bittend die Hände zu dem Glanzgeſtirne der Königswürde emporhebt, das am Horizonte der Zeitgeſchichte heraufſteigt? Wird mit dem Triumphe Karls des Zweiten nicht die Ruhe Deiner alten Tage vollkommen geſichert ſeyn, o mein Vater?"

„Ja, ja, die Wiedereinſetzung Karls iſt nahe, liebſte Tochter, allein wiſſe, mein Kind, daß auch die hellſte Sonne Glühdünſte hinter ſich dreinzieht, und daß aus ſolchen Dünſten ſich die Unwetter erzeugen. Karl wird als König herrſchen, allein gleich wie der Sturmwind das Meer, wird Erinnerung an die Republik noch lange die Volksfluth ſchwankend erhalten, ſo daß es lange noch Hader und Kämpfe geben wird. Wehe dann dem

gealterten Steuerer, dessen Auge sich der Unzuverlässigkeit oder auch nur der Unbehutsamkeit schuldig macht — ihn wird die Fluth verschlingen!"

„Es würde sich so ereignen können, wie Du sagst, lieber Vater," entgegnete Lucie, wenn Du nicht beschlossen hättest, Dich von allen politischen Bewegungen fern zu halten, die dem Lande England noch vorbehalten seyn mögten. Wir wollen ja erst nach der Wiedereinsetzung der gesetzmäßigen Herrschgewalt unsere Wohnung in Edinburgh beziehen. Was hätten bis dahin wir zu fürchten? Wir werden in strengster Zurückgezogenheit leben, und ich glaube nicht, daß das Getümmel des Bürgerkrieges jemals bis nach Schloß Loch-Tall dringen werde, um dort das Echo aus seinem Schlummer zu wecken."

„Ach," versetzte Lord Graham mit dumpfer Stimme, „über das Erbarmen der Gegenwart vergissest Du die Grausamkeit der Vergangenheit, die uns mit Erinnerungen an sie verfolgt! Sobald ich die Schwelle von Loch-Tall betreten haben werde, wird um so lebhafter mich der Gedanke an Deinen Oheim, meinen Bruder, foltern, dessen Geschichte Dir oft genug erzählt worden ist. Wenn wir das verödete Schloß, dessen Pforten seit dem Tode des Unglücklichen nicht geöffnet worden sind, betreten werden, müssen alsdann nicht unsere Augen sich mit Thränen füllen, bei der Erinnerung, daß das Beil des Henkers von dem Stamme unseres Hauses den edelsten der Äste abschlug?"

Diese Worte drangen tief erschütternd in Luciens Herz. Schweigend fuhr das Mädchen fort dahinzuschreiten; bald aber stand sie still und forderte durch

Zeichen ihren Vater auf, nach einem fernen Geräusche zu horchen, das, je weiter sie gingen, immer lauter zu werden schien.

„Ich muß mich sehr irren," sagte Lucie nach einer Weile, „wenn das was wir hören nicht das Brausen des Wasserfalles von Stone-Byres ist."

„Es wird so seyn, und wir wollen im Dorfe rasten," versetzte der Graf, indem er seine Schritte beschleunigte.

Nach einem Viertelstündchen hatte man den Wasserfall erreicht, dessen Tosen sich mit dem ersten Gepfeife des Abendwindes mischte. Weiterhin im Grunde des Thales nahmen unsere beiden Wanderer hie und da ein hellbrennendes Lustfeuer wahr; Lord Graham athmete auf — es drohete durchaus keine Gefahr.

Im Flecken Stone-Byres gab es ein Fest; ein einfaches, bescheidenes Fest, wie arme schottische Dorfschaften dergleichen zu begehen pflegen, indem sie es Morgens mit einem gemeinsamen Gebete zu dem Schutzheiligen des Ortes beginnen und es Abends mit einigen Tänzen im Freien bei Sternenfunkeln beschließen. Die Ankunft zweier Wanderer zu so später Stunde war für ganz Stone-Byres eine Art von Ergebniß, die Scherze und Tänze der Dörfler ward dadurch für ein Weilchen unterbrochen; Lucie jedoch ließ ihnen nicht Zeit ihre Neugier zu befriedigen, denn kaum hatte sie ein stattliches Häuschen bemerkt, als sie auf einen vor der Thür desselben sitzenden rüstigen Greis zuschritt und ihn fragte, ob sie und ihr Vater wohl bei ihm würden übernachten können.

„Bei Sanct Andreas!" rief der Bergbewohner lachend, „der alte Burk müßte ja blind und taub seyn,

wenn er nicht von so lieblichem Blick und von solcher glockenhellen Stimme so ganz und gar entzückt fühlte. Herein, schönes Kind, herein! Ihr scheint ermüdet zu seyn. Das Abendessen wird bereit seyn. Beliebt's Euch, mit uns zu Tisch zu sitzen?"

„Mein Vater und ich, wir bedürfen sehr des Ausruhens," entgegnete Lucie.

„Wenn auch, wenn auch!" versetzte der Alte — „Zuvor ein Häppchen, dann ein Bettchen. Ich will doch nach dem Essen sehen."

Burk ging hinaus; in demselben Augenblicke ward am andern Ende des ziemlich geräumigen Gemaches ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren sichtbar. Freilich zeigte dessen Antlitz jene eigenthümliche Derbheit der Anwohner des schottischen Hochlandes, doch entging das Stattliche in seinem ganzen Wesen dem Scharfblicke Luciens nicht. Der Jüngling überzeugte sich, das Burk ihn nicht mehr hören könnte und schritt dann geheimnißvoll zu unserem edlen Reisenden: — „Ihr seyd Lord Graham," sprach er.

„Nun ja doch," stammelte der Graf bestürzt.

„Ihr wollt Besitz von Schloß Loch-Tall nehmen."

„Abermals — ja doch!"

„Weiß der Mann, mit dem Ihr so eben redetet, wer Ihr seyd?"

„Nein."

„Desto besser; so werd' ich's ihm sagen."

Graham maß den jungen Mann mit einem Blicke der Verwunderung und sagte dann: „Was soll ich von solchen zudringlichen Fragen denken? Ward Euch vom Himmel die Gabe der Menschen Geheimnisse zu ergründen,

oder gebt Ihr bei den Hetzjagden, die diese unsere arme Republik veranstaltet, einen der Spürhunde ab?«

»Ich bin weder ein Hexenmeister noch ein Spion,« entgegnete der Gefragte, »und die Sendung, deren ich zur Stunde mich entledige, ist eine Sendung des Friedens und des Heils. Allerdings mag es Euch überraschen, wenn ich Euch sage, daß nichts von allem was Euch hier betrifft mir fremd ist. Ihr lebtet zu Dernstall in der Verbannung, als ein Schreiben vom General Monk Euch nach London berief. Dort erfuhrt Ihr die nahe Wiedereinsetzung Eures und meines Königs, Karls des Zweiten; und Euer erster Wunsch war, Schottland wiederzusehen, wo ihr so viele Erinnerungen zurückgelassen hattet. Man hat Euch in Eure Besitzthumsrechte auf Schloß Loch-Tall wieder eingesetzt, und gestützt auf diese geheiligten Rechte kommt Ihr jetzt, um Eures Schlosses eingerostete Pforten aufthun zu lassen und einem uralten Edelhofe den ihm gebührenden Herrn und Gebieter zurückzugeben.«

»Dem Allen ist so,« sagte Lord Graham, »und schon morgen hoffe ich — —«

»Nicht morgen!« fiel der junge Bergbewohner lebhaft ein; »und das Warum sollt Ihr gleich hören. Während Ihr von London her kurze Tagereisen zurücklegtet und dabei öde Felspfade durchschrittet, konntet Ihr nicht Kunde davon erhalten, daß der nur schwach gedämpfte Vulkan des Bürgerkrieges neue Flammen ausspie. Ja, Mylord, die Republik hat abermals zu den Waffen gegriffen, und unsere Sache — die Sache Karls des Zweiten — erlitt dadurch einen heftigen Stoß. General Lambert ist seiner Haft im Tower zu London

entsprungen und sammelt jetzt seine zerstreueten Truppen. Hoffentlich wird dieser Sturm ein vorübergehender seyn und das Recht wird obsiegen. Mittlerweile gilt es, das Haupt zu beugen und von der Klugheit denjenigen Sieg herzuleiten, der durch blinde Muthesäußerung leicht verloren gehen könnte. Damit Ihr aber nun erkennt, daß meine Bekanntschaft mit diesen neueren Ergebnissen durchaus nichts Uebernatürliches in sich faßt, so sag' ich Euch, daß alle jene Nachrichten mir von einem Hauptmanne in des Königs Armee wurden, der Euer Freund ist und der sich Sir Horaz Ashley nennt —"

„Horaz Ashley!" rief Lucie mit einer Bewegung von Freude aus, die sie jedoch sofort unterdrückte und dann wehmüthigen Tones hinzusetzte: „Also neue Gefahren bedrohen uns? Was, guter Gott, ist da zu thun?"

„Euch mir anzuvertrauen, Milady," antwortete mit Nachdruck der junge Schotte, dessen stolzer Blick an den thränenbenäßten Augen des Mädchens haftete; „und Ihr Mylord," fuhr er fort, „knöpft Euer Oberkleid vester zu, damit Euer Sammetgewand und die Stickerei auf demselben meinem Vater nicht zu Gesichte kommen — denn der Mann, den Ihr vorhin hier sahet, ist mein Vater. Geht mit ihm um, als ob Ihr seines Gleichen wäret und stoßt bei'm Trinken ja mit an. Vor Allem erfahre er nicht, wer Ihr wirklich seyd!"

„Woher diese Furcht vor Eurem Vater?" fragte Lucie schüchtern.

„Woher? — —"

In diesem Augenblicke trat Burk wieder in das Gemach. Trällernd setzte er einige Speisen auf den bereits gedeckten, mit einer Weinkanne und mit Trink-

bechern versehenen Tisch. Georg verschob die Antwort auf des Mädchens Frage bis zu günstigerer Zeit, und die geöffneten Lippen Lord Graham's und Luciens schlossen sich, wie von einem plötzlichen Krampfe erfaßt.

„Meine werthen Gäste werden nur eine dürftige Mahlzeit halten," sagte der Alte — „habe ich ihnen doch nichts zu bieten als ein Keulchen von einem jungen Reh und einige gedörrte Früchte. Aber es wird aus gutem Herzen gegeben, und die Eßlust — pflegt man zu sagen — legt den Speisen einen Werth bei. Zu Tische! und erlaubt Ihr's, so leisten ich und mein Sohn Euch Gesellschaft —"

„Es war unsere Absicht Euch darum zu bitten," fiel Graham's Tochter ein.

„Eben so anmuthig als schön!" murmelte Burk schmunzelnd. „Doch laßt uns die Zeit nicht bei unnützen Reden verlieren. Ich füll' Euch die Becher. Ein Wort aber zuvor! Gefällt es wohl meinen Gästen mir ihren Namen zu sagen, damit ich ihn der Erinnerung an diesen Abend beigesellen könne?"

Lord Graham und dessen Tochter blickten einander voll Bangens an.

„Vater," nahm Georg nach kurzer Pause, betonend das Wort, „ich dächte, hochschottische Gastlichkeit böte sich Jedem gleich und erniedrigte sich niemals zu aufdringlicher Neubegier! Müßte denn wohl ein Zögling der Universität zu Oxford den Puritaner von Stone-Byres noch erst an jenen edlen Grundsatz erinnern?"

Burk antwortete nicht, allein das Zucken seiner Gesichtsmuskeln verrieth die Anstrengung, mit welcher er den in ihm aufgeregten Zorn unterdrückte.

„Ueberdies,“ fuhr Georg mit einer gewissen Zuversicht fort — „überdies kam Eure Frage viel zu spät, indem Eure Gäste dieselbe schon im Voraus beantwortet haben. Diese beiden Reisenden sind Master James Lindsay, ein ehrsamer Bürger von Edinburgh, und dessen Tochter Lucie. Versehen mit einer Vollmacht von der Republik, wollen sie Besitz von Schloß Loch-Tall nehmen —“

„Loch-Tall!“ entgegnete Burk mechanisch indem er sich an Lord Graham wendete, denn seines Sohnes Eröffnungen erhielten ihn noch immer in einiger Betroffenheit. „Das ist gar nicht weit von hier. Noch heute früh hat Tom Trick mich wie im Nu hinüber getragen — Tom Trick nämlich, müßt Ihr wissen, werther Gast, ist der Name des Pferdes meines Georgs. Ha! Loch-Tall ist ein herrlich Herrngehöft, das auf zehn Meilen in der Runde seines Gleichen sucht; und fürwahr! wenn's Euch von der Republik zum Geschenk ward —“

„Nichts von Geschenk!“ fiel Georg abermals mit vieler Bestimmtheit ein; „ja nicht einmal von einer Gunstbezeigung kann hier Rede seyn. Durch Ueberantwortung des Gutes Loch-Tall an Master Lindsay, denkt die Republik einigermaßen die Dienste zu vergelten, die der Wackere ihr zeither, und namentlich seit den Prozeß und der Verurtheilung des Mannes Karls des Ersten geleistet hat.“

Lord Graham und dessen Tochter wußten nicht was sie von der neuen Taufe denken sollten, die man ihnen aufzwang, als Burk dieselbe durch einen Trinkspruch gleichsam weihete und vestigte.

„Auf Euer Wohl, Master Lindsay und zugleich auf das Wohl der Republik, von deren Vertheidigern Ihr, wie ich sehe, einer der eifrigsten seyd!“ rief der Alte, indem er seinen Becher erhob.

Lucie schlug die Augen nieder, und auf einen verstohlenen Wink Georgs, stieß Lord Graham, den wir vor der Hand Master Lindsay nennen müssen, mit dem Puritaner an, während es ihm jedoch unmöglich war dessen Trinkspruch zu wiederholen.

II.

Hannah Cark.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, wird es nöthig seyn, die Beweggründe des politischen Zwiespaltes darzulegen, der zwischen Burk und dessen Sohne herrschte. Burk war, wie gesagt, Puritaner; Georg aber versuchte nicht im mindestens seine Anhänglichkeit an der Sache des Hauses Stuart zu verhehlen. Diese Art von offenem Kriege zwischen Vater und Sohn hatte schon lange gewährt. Elisa Nyle, die Burk aus Liebe zur Gattin genommen hatte, gehörte einer Familie an, welche von jeher dem regierenden Hause zugethan gewesen war. Ihr Werk auch war es gewesen, daß Georg, anstatt sich in der Einöde von Stone-Byres zu vergraben, seine Studien zu Oxford vollendete. Schon während der ersten Jünglingsjahre ihres Sohnes fürchtete Elisa den Einfluß den auf diesen die Gesinnungen ihres immer mehr zur Reform sich neigenden Mannes haben könnten. Es war im Jahre 1649 als Burk, im Charakter eines ausgeprägten Puritaners, sein Häuschen zu einer politischen Clubhalle einrichtete, so daß es Lärm und düstere

Verhandlungen darin in Fülle gab. Eliſa, die dagegen mit keiner Sylbe lautwerden durfte, vielmehr ihrer politiſchen Geſinnung wegen von dem immer roher ſich herausſtellenden Gatten mißhandelt ward, entwich dem Hauſe Burks, veſt entſchloſſen nie wieder in dasſelbe zurückzukehren, um das nicht mehr mit anzuſehen was ſie eine Läſterung der Satzungen Gottes nannte und woran Theil zu nehmen ihr nicht anders als ein Verbrechen erſcheinen konnte. Eliſa ging nach London, und Georg, der um jene Zeit die Hochſchule verließ, begab ſich zu ſeiner Mutter, um ihr Troſt und Beiſtand zu ſeyn. Eliſa ſtellte ihren Sohn einem der Vaſallen Karls des Erſten, dem Greiſe William Moor vor, der ſich des Jünglings annahm und ihm in der Armee Hamilton's eine Lieutenantsſtelle ausmittelte. Georg Burk zählte damals kaum neunzehn Jahre und würde gewiß die ihm gewordene Gunſt gerechtfertigt haben, wenn nicht der Degen, mit dem man ihm umgürtete, in demſelben Augenblick beinahe ganz unnütz geworden wäre; denn die Hinrichtung Karls des Erſten verdammte die Waffe zur Ruhe in ihrer Scheide. Die arme Eliſa Ryle, die hochherzig alle Widrigkeiten ihres Geſchickes erduldet hatte, fühlte ihren Muth an dieſem letzten Schauerergebniß völlig brechen. Acht Tage nach der Kataſtrophe zu White-Hall verſchied ſie in den Armen ihres Sohnes, dem ihre letzten Worte für Evangelienſprüche galten. Eliſa vermachte ihrem Georg ihre Liebe zu den Stuarts. Georgs Beſchützer, Sir Moor, den die ſiegende Partei arg beunruhigte, mußte die Flucht ergreifen. Ehe er es that, ſchenkte er ſein Leibpferd, das, wie der alte Burk vernehmen ließ, den Namen Tom Trick führte, ſeinem

Pflegebefohlenen, dem Lieutenant George Burk, zum Andenken, der ſich nunmehr nach Stone-Byres zu ſeinem Vater begab, den er kaum noch kannte. Jegliches Samenkorn des Widerſtandes, das Eliſa in des Jünglings Buſen gelegt hatte, entwickelte ſich mit jedem Tage immer mehr, und die Schauerbegebenheit Montroſe's ließ den Vater nur um ſo tiefer in der Berückſichtigung des Sohnes ſinken. Beide lebten nun zwar im Dorfe dem Anſcheine nach mitſammen; doch in Geſinnung waren ſie durchaus zwiegeſpalten. Burk, der Vater, ernährte ſich von dem Ertrage ſeines Ackergutes; Burk, der Sohn, bezog die ſpärlichen Einkünfte, die der Tod ſeiner Mutter ihm geſichert hatte.

Nachdem der Leſer ſich die gegenſeitige Stellung der Tafelgäſte in der Wohnung des Puritaners verdeutlicht hat, wird er ohne Weiteres ſich das Schweigen erklären können, das oft zwiſchen Bewirtheten und Bewirthendem herrſchte. Den neugetauften Lindſay beſchäftigten im Stillen die übeln Nachrichten, die ihm von dem jungen Schotten mitgetheilt worden waren, ſo wie die Folgen die ihm daraus erwachſen mögten, wenn, früher oder ſpäter, es kund werden würde, daß er ſich einen falſchen Namen beigelegt hatte. Lucie, ſo ziemlich ähnlichen Bedenklichkeiten hingegeben, fühlte alle Hoffnungen in der Tiefe ihres Herzens erſterben. Georg fürchtete, irgend eine Unbehutſamkeit mögte die Wirkung der Liſt zerſtören, durch welche er den Lord und deſſen Tochter gegen etwaige unmittelbare Gefahr ſicher zu ſtellen ſich bemüht hatte, und was den alten Burk betraf, ſo ſchrieb dieſer die Schweigſamkeit ſeiner Gäſte der Eßluſt derſelben zu; überdies ſelbſt hungerig, dachte er nicht weiter

daran, in die geheimen Gedanken zu dringen, die sich hinter jener Schweigsamkeit versteckt halten mogte. Inzwischen wollte der Alte keineswegs diese erste Zusammenkunft aufheben, ohne noch einige Worte mit seinem Gaste zu wechseln; und war auch die Stellung Lindsay's als eines Repräsentanten des schottischen Volkes im Parlamente zu London ungleich höher anzusehen, als seine eigene, so glaubte er doch seinen Gast allzusehr von den starren Grundsätzen des Presbyterglaubens durchdrungen, als daß derselbe nicht bald mit ihm, dem Puritaner, auf Du und Du kommen sollte. Im Verlaufe des Mahles also behandelte Burk den vermeynten Edinburgher Bürger wie einen Cameraden, und wie widerwärtig dies auch für Lindsay seyn mogte, ließ dieser es dennoch geschehen. Von Zeit zu Zeit kam Georg dem Grafen zu Hülfe, antwortete an dessen Statt oder ermunterte ihn durch einen Blick, sich in einer Verstellung zu behaupten, deren Nothwendigkeit einzusehen Lord Graham übrigens noch weit entfert war. Burk, der nicht das Geringste argwohnte, schwatzte hin und her und zwar um so lauter und heftiger, als seine Zuhörer ihm nur in Einzelnsylben antwortete. So, während des Essens, entwarf er ein ziemlich vollständiges Bild von der Reform und deren mehr oder minder zufriedenstellenden Resultate. Er sprach viel und allerlei von den „levellers" oder den Vertretern des Ackergesetzes, von den Papisten, von den Anhängern der „fünften Monarchie," u. dergl. mit einer Zungenfertigkeit und einer Zuversicht, womit die Rede eines inspirirten Covenantpredigers sich gar wohl hätte herausputzen mögen. Als er auf Cromwell zu reden kam, erkannte er in diesem hochpolitischen

Manne zwei scharf gesonderte Individualitäten, zwei durchaus von einander verschiedene Menschen, nämlich zuvörderst den Bürger Königsmörder und sodann den Lord Protector, und erklärte dabei, daß er den Ersteren unaussprechlich hochachtete, Letzteren aber, wenn nicht ein bösartiges Fieber dazwischen gekommen wäre, von Herzen gern an den Galgen befördert haben würde. Mit Karl dem Zweiten sich abzugeben, hielt er durchaus nicht der Mühe werth, denn er lebte, wie er sagte, der zuversichtlichen Überzeugung, daß ganz England den größten Widerwillen gegen die Stuarts hege, daß alle Versuche der Royalisten eben so viele Narrenstreiche wären, und daß für ihn der König selbst als der Narren größter angesehen werden müßte.

Als Burk mit dieser seiner Rodomontade zu Ende war, stockte das Gespräch vollends. Der Sprecher konnte dieses nach Belieben der überzeugenden Gewalt seines Vortrages zuschreiben, und das that er denn auch; er schwieg, legte sich noch ein Stück von dem Rehkeulchen vor und schickte sich an, verlorene Zeit wieder einzubringen. Die erste Wirkung hievon war, daß Lindsay sich seiner bangen Ahnungen einigermaßen enthoben fühlte und sich ungestörter seinen innersten Betrachtungen überlassen konnte; bald jedoch düsterten sich seine Gedanken; es lagerte sich eine Binde vor die Augen seines Geistes; erlittene Anstrengung trug ihren Sieg davon — Lindsay-Graham schlief auf seinem Sessel ein.

„Schloß Loch-Tall ist also in der Nähe?“ fragte Lucie mit gedämpfter Stimme den jungen Schotten.

„In unserm Wagen werdet Ihr es binnen einer halben Stunde erreichen können.“

„Wenn wir also noch diesen Abend hinführen?“ fuhr Lucie nach einigem Zögern fort, indem sie mit geheimer Furcht auf den alten Burk blickte, der sich mittlerweile eine große Kanne mit Ale gefüllt hatte, aus der er nach beßten Kräften trank.

„Ich verstehe, Milady,“ flüsterte Georg. „Wenn Ihr es wünscht, so treffe ich Anstalt zu Eurer Abreise; Tom Trick wird bald vorgespannt seyn —“

„Aber da fällt mir ein,“ unterbrach Graham's Tochter, „in welchem Zustande wird das Schloß sich befinden? Vielleicht finden wir nicht einmal Betten darin.“

„Die sich darin befunden haben, müssen noch dort seyn,“ versetzte Georg, „denn seit zehn Jahren sind die Pforten des Schlosses nicht geöffnet worden.“

„Wie?“ sagte Lucie verwundert, „so kam seit dem Tode des Marquis von Montrose — —?“

Lucie vollendete ihre Frage nicht, denn Georges erhob hastig beide Hände, um ihr Stillschweigen anzuempfehlen. Doch kam diese Warnung zu spät. Der alte Burk sprang vom Tisch auf und stierte mit verglaseten Augen umher. Man hätte sagen mögen, ein geheimnißvoller Ruf habe sein Ohr berührt, und er suche nun nach dem Entstehen desselben. Lucie wollte sich Erklärung hierüber von Georg erbitten, allein dieser legte einen Finger auf seinen Mund und schlich behutsam zu Lindsay hin, dessen erster Schlaf sich durch sein regelmäßiges Athemholen zur Genüge kundgab. „Gottlob, er schläft!“ sagte Georg, zu Lucien gewendet.

Der alte Puritaner aber achtete auf des Sohnes Worte nicht. Ihm war eine fürchterliche Stimme erschollen; er hörte nur sie, wollte nur sie hören. Seine

Geſichtszüge hatten einen Ausdruck von Schmerz und Verwilderung angenommen. Er trat zu der Tochter ſeines Gaſtes hin und ſagte: „Ihr habt da einen wunderſamen Namen genannt; einen Namen, der die Gloria und die Qual meines Lebens iſt. Um jenes Namens willen ſteht mir der Himmel geöffnet, wenn — wenn nicht,“ ſetzte er mit fürchterlich verbiſſenem Tone hinzu — „wenn nicht die Hölle mich erwartet!“

„Was meynt Ihr damit?“ ſtammelte die Bebende.

„Hört mich an,“ ſprach der Alte, der erſichtlich ſich aus ſeinem Kampfe mit ſich ſelbſt herausarbeitete. „Es war vor zehn Jahren — im Jahre 1650 — der Boden Englands, befruchtet von dem blutigen Thau zu White-Hall, bedeckte fernhin ſich mit dem ſprießenden Grün der Freiheit. Nur Schottland, das ſolchem heilſamen Keimen widerſtrebte, huldigte wahnbefangen einem Phantom, nahm Partei für ein Scheingebild des Königthums und ſtempelte ſich zu einem Sclaven des Mannes, den ſie Karl den Zweiten nennen. Bald aber ſtanden zwei feindliche Heere einander gegenüber. Die Macht der Covenanters hob ſich mitten aus jenem Gewühl hervor. Da fiel es einem eifrigen Parteigänger des Mannes ein, Schottlands Unabhängigkeit in ihrer Wiege zu erſticken. Er landete auf einer der orkadiſchen Inſeln und ließ gegen unſer ohnehin ſchon ſo ſchwer heimgeſuchtes Land einen Haufen von Söldnern los, den er theils aus Abenteurern des Auslandes, theils aus den Unzufriedenen Schottlands zuſammengetrieben hatte. Der Angreifer ward von den Söhnen der Freiheit nicht nur als vereinzelnter Kämpfer des Mannes, ſondern als der furchtbare Repräſentant des royaliſtiſchen Princips angeſehen,

das dem Volksverlangen feindlich entgegensteht. Die Independenten griffen herzhaft an, und trugen einen entscheidenden Sieg davon. Vielleicht daß die Schmach der erlittenen Niederlage Strafe genug für den Rebellen gewesen seyn würde; übrigens wird einst Gott im Himmel dies richten, heute genüge es, daß ich Euch zur Schiedsrichterin darüber mache. Ich diente damals als Freiwilliger in der siegenden Armee und war, um meiner Wunden zu pflegen, in meine ärmliche Hütte am Bergabhange zu Loch-Tall zurückgekehrt, als an einem Winterabend ein Mann in Bauerntracht, gestützt auf einen Knotenstock und mit Schnee bedeckt, demüthiglich ein Nachtlager von mir begehrte. Er schien erschöpft und von düsteren Gedanken bewegt zu seyn. Kaum daß er einen Namen herstammeln konnte, den zu verstehen ich mir nicht einmal die Mühe gab. Er streckte sich auf das Lager, das ich ihm anwies, und war bald eingeschlafen. Während er schlief, schob aus dem Kittel, den er trug, sich ein Pergament heraus. Eine hölliſche Vermuthung flog mir durch den Kopf; ich dachte, der Mann wäre ein Flüchtling. Ich zauderte einen Augenblick, dann ließ ich mich von meiner Neugier hinreißen. — — Ein Blick in die Papiere des Fremden ließ mich erkennen, daß ich den für vogelfrei erklärten Häuptling der Rebellen unter meinem Dache hatte —"

„Den Marquis von Montrose?" rief Lucie, indem sie voll Schrecken einen Schritt zurückwich.

„Euern Oheim!" flüsterte Georg dem Mädchen zu.

„Ja," schrie der alte Puritaner, dessen Verwilderung sich durch Luciens Unterbrechung zu verdoppeln schien — „ja doch! den Marquis von Montrose. Ein schauerlicher

Kampf erhob ſich jetzt in mir — bald wallte der Schrei des Mitleids in mir auf; bald erſcholl in mir die Stimme der Pflicht. Wie ſag' ich's nur? Endlich war's, als ob ein Blitzſtrahl das Düſter meiner Seele erhellte; mir war, als hielte Gott ſelbſt mir die Wage ſeiner Gerechtigkeit vor, und als ſähe ich, wie die eine Schale, auf der das Leben eines einzigen Menſchen lag, hoch hinaufgeſchnellt ward von der andern, in die das Heil eines ganzen Volkes gelegt war. — Genug, ich ward der Angeber des Flüchtigen. Das Uebrige muß Euch bekannt ſeyn. Jacob Graham, Marquis von Montroſe, ward nach Edinburgh zum Verhör abgeführt — aus den Händen ſeines Wirthes ging er in die des Henkers über."

Hier endigte das Geſtändniß Burk's. Eine Thräne glänzte zwiſchen ſeinen Wimpern, die er jedoch ſchnell wegwiſchte. Auf Georgs Antlitz waren Perlen des Angſtſchweißes getreten, und von der bleichen, regungslos wie eine Bildſäule daſtehenden Tochter des Grafen Graham hätte man ſagen mögen, ſie ſey vom Donner gerührt worden.

„Wie bedünkt Euch mein Thun?" fing der Puritaner in einem kalten, ſchneidenden Tone wieder an, „und welcher Lohn mag in der Ewigkeit ihr vorbehalten ſeyn?"

Georg ſchauderte, das Mädchen aber hatte allen ihren Muth zuſammengerafft und antwortete mit dem Ausdrucke ſanfter Ueberzeugung: „Vor dem göttlichen Geſetze mag Eure That als tadelnswerth erſcheinen; jedoch wird nicht zu leugnen ſeyn, daß die Liebe zum Vaterlande eine zweite Religion iſt; und da ich nicht zweifle, daß fromme Abſicht Euch auf den betretenen

Pfad führte, der vielleicht ein Irrweg war, so glaube ich, daß Gott, insofern er Euch weder verdammen noch lossprechen kann, Euch in den Schooß seiner nimmer zu erschöpfenden Gnade wie einen des Erbarmens und der Vergebung werthen Sünder aufnehmen werde.«

Diese Antwort, mit einer so würdevollen Ruhe gegegeben, daß sie die Bewunderung Georgs erregte, ließ deßungeachtet in der Seele des Alten die Saite einer geheimen Schwermuth erklingen. In Luciens Worten lag keine gänzliche Lossprechung. Burk versank durch dieselbe in eine von jenen stummen Betrachtungen, denen er schon seit langer Zeit sich oft hinzugeben pflegte. Georg, der diesen Rückfall wahrnahm, klopfte auf die Schulter seines Vaters und bat ihn, ihm zu helfen, Tom Trick vor den Wagen zu spannen. So sehr mit sich selbst beschäftigt der Alte auch war, folgte er dennoch dem Sohne, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Einige Minuten später öffnete sich die Thür des Gemaches, und lebhaftber ein trat ein hübsches, schlankes, rosiges Bauermädchen, das jedoch bei dem Anblicke zweier Fremden ein wenig erschreckt zurückfuhr und dann stillstand, als wüßte sie nicht, ob sie bleiben oder fliehen sollte. Durch eine freundliche Geberde Luciens ermuntert, wählte sie Ersteres, und blickte dann umher, ohne jedoch den zu finden, den sie suchte. Die Täuschung, die ihr dadurch ward, gab sich durch das Aufwerfen ihres Rosenmündchens genugsam zu erkennen. Plötzlich aber wies sich eine kindliche Heiterkeit auf ihrer Stirn, und ihren Lippen entschlüpften unwillkürlich die halb geflüsterten Worte: »Er ist doch hier!« Wirklich erscholl in demselben Augenblicke vom Hofe herauf die Stimme

Georgs. Die Kleine eilte hinaus und ſtand bald unten bei ihrem Verlobten.

„He, Georg! was machſt Du denn da? Warum haſt Du meiner ſo lange vergeſſen? Unfreundlicher Du! Du willſt alſo nicht mehr mit mir tanzen?“ waren die Fragen, die das Mädchen raſch auf einander folgen ließ; und zum Erſtenmale fühlte Georg Burk ſich unbehaglich in der Nähe Hannah Clark's.

„Du ſiehſt ja, Hannah, daß der Vater meiner bedarf. Ich muß auf's Schloß fahren,“ antwortete Georg mit erſichtlicher Verlegenheit.

„Auf's Schloß? wo Niemand iſt? Weshalb denn?“

„Weil das Schloß bewohnt ſeyn wird, ehe noch eine Stunde vergeht,“ verſetzte der Gefragte. „Maſter Lindſay und deſſen Tochter beziehen das Schloß. Du mußt ja die beiden Fremden geſehen haben, die bei dem Vater einſprachen. Jetzt gleich fahre ich ſie hinüber und komme dann zurück.“

Georg ſprach nicht weiter, denn Lucie, die ihren Vater aufgeweckt hatte, trat mit dieſem an den Wagen und ſtieg bald haſtig mit ihm ein, indem ſie dem alten Burk Lebewohl ſagte. Georg nahm den Lenkerſitz ein, und Tom Trick, als wär' er hocherfreuet über dieſen unvorhergeſehenen Spazierlauf, ſchüttelte den Kopf, ſtampfte mit ungeduldigem Huf den Boden und rannte bei'm erſten Zeichen ſeines Herrn blitzſchnell von dannen.

Georg Burk war nicht da, und Hannah ſah ſich wie verlaſſen; denn ihre Schönheit und ihre Ueberlegenheit des Geiſtes hatten längſt ihr im Dorf ungleich mehr dumpfe Eiferſüchteleien als entgegenkommende Freundlichkeit zugewendet. Hannah Clark war ſeit mehreren Jahren

vater- und mutterlos, und lebte ſtreng eingezogen bei einem rechtſchaffenen Greiſe, Namens John Care, dem von Hannah's Mutter, als dieſe ihren Tod herannahen fühlte, das heilige Vermächtniß worden war, für die Verwaiſ'te zu ſorgen; eine fromme Pflicht, deren Vater Care ſich mit zärtlicher Wachſamkeit entledigte. Dem Greiſe jedoch mogte Hannah ihre kleinen jungfräulichen Kümmerniſſe nimmer vertrauen; auch eignen ſolche Kümmerniſſe ſich ſelten dazu. So begnügte Hannah ſich denn damit, im Herzen das Mißgeſchick zu verwünſchen, durch das ſie ihren Erwählten in eben der Stunde von ſich entfernt wiſſen mußte, in welcher er zu Sättigung ihres ſchuldloſen Stolzes ſich mit ihr als ſeine Verlobte im Tanze ſchwingen ſollte. Wie hatte ſie ſich im Voraus darauf gefreut, im Kreiſe der Geſpielinnen, mit ihrem kurzen Röckchen, ihrem goldenen Kreuzchen, ihren blonden, über ihren ſchneeweißen Nacken hintändelnden Flechten zu prunken! Wie hatte ſie ſich beſtrebt, recht hübſch auszuſehen, nicht um ihrer ſelbſt willen — o nein! aber um Georg dadurch ſtolz und fröhlich zu machen. Und alle dieſe Freuden waren nun dahin! Ja, hätte Georg ſie nur mitfahren laſſen! Aber daran war ja gar nicht zu denken geweſen! Jetzt mußte Hannah allein auf den Tanzplatz zurückkehren, ohne Verlangen danach zu ſpüren, ohne einen Zweck damit zu verbinden, und — was der bitterſte Tropfen in den Kelch ihres Verdruſſes war — ungeachtet alles deſſen mußte ſie bei'm Feſte luſtig ſcheinen, mußte ihre Thränen hinter einem Lächeln verbergen, mußte während des ganzen Abends die ſie verletzende Fröhlichkeit der Andern mitanſehen! Und o! hatte nicht ein geſchwätziger Bauer ſchon das

Gerücht ausgebracht, Hannah habe über Georgs Wegfahren geweint? Und wie schnell verbreitete sich dies Gerücht! Ehe eine Viertelstunde hinwar, schwebte es auf Aller Lippen, so daß, als Hannah wieder unter die Menge trat, diese sammt und sonders darauf hätte schwören mögen, Hannah's Augen wären ganz roth und ihre Mienen gar wunderlich. Die Boshafteren beklagten die arme Dirne ganz laut und fragten sie mit erheuchelter Hastigkeit nach der Ursache ihrer Niedergeschlagenheit; die Uebrigen machten nur im Stillen ihre Glossen; Alle aber kamen darin überein, das Forteilen Georgs als Wahrzeichen eines zwischen ihm und Hannah entstandenen Bruches anzusehen. Wäre in diesem Allen irgend ein Gewinn aufzufinden, so hätte es nur der seyn können, daß durch diese Afterrednerei und Bosheit das Fest, das seiner herkömmlichen Natur nach höchst langweilig gewesen seyn würde, einigermaßen gewürzt ward.

Der Tanz fand endlich sein Ende, und in eben demselben Augenblicke kehrte Georg zurück. Hannah eilte ihm entgegen, und der kleine Spaziergang, den Beide nun plaudernd miteinander machten, verwischte bis zu einem gewissen Grade den bösen Eindruck, den Georgs Abwesendheit hervorgebracht hatte. Anfangs strebte Hannah ihrer Freude freien Lauf zu lassen und aus diesen so heiß ersehnten Minuten das Vergessen zwei langer Leidensstunden zu schöpfen; allein bald bemerkte sie, daß ihr Erwählter zerstreut und wortkarg war. Kaum beantwortete dieser ihre einander jagenden Fragen. Nach und nach sprach Hannah weniger; endlich schwieg sie gänzlich. Jetzt war es Georg, der die Unterhaltung wieder anknüpfte, allein er that es so kühl und so peinvoll, daß

Hannah auf den Gedanken kam, Georg rede nur Dies und Das, um ſie nicht zu betrüben. Bangen ſchwellte des Mädchens Bruſt und machte ſich endlich durch Thränen Luft. Hannah weinte, und Georg — wer hätt's denken mögen? — Georg merkte nichts, gar nichts davon. Georg war gar nicht mehr derſelbe; ſeine Seele war gar nicht mehr in ihm, denn ſie hatte ſich in Träume voll von Unmöglichkeiten verloren; ſie war wie auf Irrwanderung begriffen und wußte dennoch nur allzuſehr, daß ſie in tauſend verworrenen Hoffnungen ſich umtrieb. Hannah, die dieſen Zuſtand des Geliebten immer deutlicher zu erkennen meynte, gab ſich endlich einem abergläubiſchen Schrecken hin; ſie glaubte, die neben ihr hinwandelnde Geſtalt Georgs ſey gar nicht ihr Georg, ſey ein Spuk, von einem böſen Elfen ihr vorgeſpiegelt. — Arme Hannah! wohl war es Georg, aber Georg, der Ungetreue; Georg, ohne ſeine Liebe zu Hannah, ohne ſein Herz, wie feurig dies auch früher für Hannah gepocht haben mogte.

Endlich trennte man ſich — ach! Beider Seelen lebten ja nicht mehr das eine und dasſelbe Leben. Da mag Trennung wohl höchſt gleichgültig ſeyn. Die unglückliche, von den erſten Angriffen der Eiferſucht geängſtigte Hannah vermogte nicht einmal Troſt in dem Vergeſſen zu finden, das der Schlummer dem Gequälten bereitet. Die Weinende konnte nicht ſchlafen!

Die Nacht ſchwand langſam für die Liebende; hurtig aber für den Treuloſen. Hannah kannte noch nicht ganz ihr Leid, allein ſchon Ahnung desſelben raubte ihr das Koſtbarſte das liebende Weſen ihr eigen nennen, nämlich des Herzens ſüße und ſüßeſte Täuſchung. Georg

dagegen fand im Traume ein liebliches Gebild wieder, und als er erwachte und auf seinen Traum zurückblickte, erkannte er, daß Lucie Graham die eigentliche Seele desselben gewesen war.

Die ersten Strahlen der Sonne verwandelten am folgenden Morgen die bleichgrauen Spitzen der Berge in feurige Gipfel; ein Tag sollte leuchten, der noch strahlender war als der jüngstvergangene.

„Hm! wenn wir unsere neuen Nachbaren besuchten!“ sagte Burk zu dem Sohne nach dem Frühstücke. „Das Wetter ist herrlich. Wir wollen zu Fuße hinüber, damit Tom Trick sich bis morgen ausruhe.“

Georg hätte zwar gern gesehen, daß der Puritaner nimmer einen Fuß in Schloß Loch-Tall setzte, allein die Furcht, dem Alten Verdacht einzuflößen, und vielleicht auch das Verlangen das er nach dem Anblicke der jungen Gräfin hegte, siegten bald über seine Bedenklichkeiten. „Recht gern,“ antwortete er; und Vater und Sohn machten sich auf den Weg. Hundert Schritte weit vom Dorfe sahen sie ein junges Mädchen unter einer Gruppe von Eschen an einem Abhange sitzen, der sich bis an die wogenden Fluthen des Clydeflusses hinabsenkte. Burk rief dem Mädchen von weitem zu: „Gottes Gruß, Hannah!“ Georg aber erröthete von wer weiß welchem Schaamgefühl, und hatte nicht den Muth, die Sinnende anzureden. Er winkte ihr blos einen Handgruß hinüber und verdoppelte dann seine Schritte.

Als vier Stunden später Vater und Sohn zurückkehrten, saß Hannah noch auf derselben Stelle, regungslos, starren Blickes. Während all der Zeit war sie

ihren Gedanken gefolgt, die gleichsam von dem zu ihren Füßen wallenden Fluthenstrome fortgerissen wurden.

III.

Die Strohhütte zu Loch-Tall.

Während mehrerer Wochen durchstreifte Master Lindsay sein Besitzthum, in Begleitung Burks, der ihm die Vorzüge und die Mangelhaftigkeit des Bodens darlegte und gleich dem erfahrensten Ackersmanne ein genaues Verzeichniß der Kosten und des Ertrages von Gut Loch-Tall entworfen hatte. Anfangs theilte Lucie diese Gänge mit dem Vater; allein als sie das Ganze so obenhin überblickt hatte, fand sie keine Freude mehr daran, denn ihr jugendliches Herz verstand sich nicht auf die Genüsse, die es dem Reichen und dem Geizigen gewährt, wenn er seine Schätze mustert, um in dieser Musterung seine Lust zu finden. Versenkt in einem Liebestraum, dessen Verwirklichung noch als Geheimniß im Schooße der Zukunft ruhete, fühlte Lucie sich behaglicher in einer Einsamkeit, die ihr den Horizont der Gedanken erweiterte und ihr die Gefilde der Hoffnungen vergrößerte. Am liebsten brachte Lucie ihre Stunden in einem kleinen gothischen Gemache zu, durch dessen zwei Fenster eine der anmuthigsten Landschaften Schottlands zu erblicken war. Wenn nun Lucie sich diesen ihren süßen Träumereien, in denen oft ihren Lippen ein Name entschwebte, den meine schöne Leserin bald erfahren wird, bisweilen entriß, so geschah es nur, um mit Georg Burk, dem Sohne des düstern Puritaners, hinab in das Thal zu schlendern; denn Georg Burk war der Einzige in ganz Stone-Byres, der ihrem Vater und ihr eine Freundes-

hand reichte. Fast allabendlich fand der Alte sich auf dem Schlosse ein, so daß es schien, als hätte zwischen ihm und Lindsay sich eine Art von Vertraulichkeit gebildet, obschon beide Männer einander durch eine Lüge nahegebracht worden waren. Diese Vertraulichkeit konnte jedoch jeden Augenblick durch eine einzige Unbedachtsamkeit in Feindseligkeit umgewandelt worden. Georg benutzte gewöhnlich des Vaters Besuch bei Lindsays, um Lucien die geheimen Nachrichten zu überliefern, die ihm über die Schritte Karl's des Zweiten von Lanerk aus mitgetheilt wurden. So widmeten die Bergbewohner, Vater und Sohn, fast alle ihre Zeit den Insassen von Schloß Loch-Tall, und Hannah sah ihren Treulosen nie mehr, außer wenn er durch das Dorf eilte, um sich zu den Lindsays zu begeben; vergebens auch erwartete sie von ihm einen Gruß, ein Wort, ja nur einen Blick. — Georg, wenn er dem Schlosse zurannte, schien ganz und gar vergessen zu haben, daß ihn sein Weg alsdann an John Care's Hütte vorüberführte und daß in dieser die trostlose Hannah ihre Tage und Nächte verseufzte.

Als Lindsay eines Abends seine Streiferei bis an die äußersten Grenzen seines Besitzthums ausgedehnt hatte, gelangte er an einen zwischen zwei hohen, voneinander sich abwendenden Bergspitzen belegenen Abhang, auf welchem sich die Trümmer einer verlassenen Wohnung zeigten, deren noch stehende vier Seitenmauern und eingestürztes Dach erkennen ließen, daß sie nichts anders als eine mit Eichengebälk und Stroh überdeckte Hütte gewesen war.

„Was soll diese verfallene Hütte hier, und wem hat sie jemals genützt?“ fragte Lindsay. Burk schien durch

dieſe Frage in Verlegenheit gerathen zu ſeyn; er huſtete, that als habe er nichts gehört, und glaubte, um einer Antwort auszuweichen, nichts Beſſeres thun zu können, als Frage mit Frage zu erwidern. „Habt Ihr über den Rath nachgedacht, Maſter Lindſay, den ich Euch geſtern ertheilte?“ ſprach er. „Das Erdreich, das auf jenen Baſaltſchichten lagert, iſt fürtrefflich, und eine Anpflanzung von Ulmen oder Fichten würde jener Höhe eine herrliche Anſicht verleihen. Ich an Eurer Stelle —“

„Bevor ich mein Beſitzthum verſchönere,“ fiel der Gutsherr ein, der ſich gemächlich ſeinem Gedankengange überließ, „will ich es verbeſſern, um, wenn möglich, gedoppelten Nutzen daraus zu ziehen; und eben deshalb frag' ich Euch nochmals, Burk, wem jene verfallene Hütte gehörte? Sie iſt, wie Ihr ſeht, von einer lebendigen Hecke eingehägt, und der zu ihr gehörende, jetzt freilich braach liegende Ackerraum iſt nicht unbedeutend. Eine Meierei würde ſich dort mit gutem Erfolg anlegen laſſen. Was haltet Ihr von dieſem Plane? dünkt er Euch nicht wohl ausgeſonnen und vortheilhaft?“

„Nicht ſo ſehr, als Ihr es Euch vielleicht vorſtellt,“ war des Puritaners Antwort. „Die Abſenkung der Höhe iſt den Ueberſchwemmungen durch Herabſturz der Bergwaſſer ausgeſetzt, wie wird's dann um das Zuchtvieh und um die Hirtenwohnung ſtehen?“

„Ihr ſcherzt, Burk,“ entgegnete der Gutsherr. „Die Bergwaſſer haben ſich längſt tief unten in der Ebene ihr Bett gehöhlt. Meynt Ihr, ſie würden ſich vorſätzlich ein anderes bilden, weil es mir einfiel, Beſitz von einem Hag zu nehmen, den ihr Grimm bisher ſtets verſchont ließ? Denkt Ihr wirklich, der Corra Lynn

werde deswegen seine Wasser aus der Thalschlucht zu dieser Anhöhe heraufwogen lassen? Fürwahr, Burk! fast scheint es, als nähmet Ihr einen persönlichen Antheil an diesem Fleck Landes, wie wenn Ihr ihn gegen jeden Angreifer zu schützen hättet."

Burk sah sich in seiner innersten Verschanzung angegriffen, und Lindsay war zu scharfblickend, als daß der Puritaner hoffen konnte, ihn durch erneuerte Ausflüchte von seinem Plane abzubringen; so also kam ihm der Gedanke, er könnte sein Geheimniß am beßten dadurch bewahren, daß er einen Theil desselben laut werden ließe.

„Weil Ihr denn so in mich dringt," sprach er, „so mögt Ihr wissen, daß jenes Ackerstück nimmermehr zu kaufen seyn wird. In den Augen eines jeden Fremden, ja auch in den Eurigen, Master Lindsay, erhebt sich dort nichts als eine elende, verfallene Strohhütte, ein Getrümmer, das durch Gleichgültigkeit der Menschen dem Grimme des Wetters preisgegeben worden ist. Für mich aber und für jeden guten Presbyterianer, ja, zumal für den, der seit zwanzig Jahren der Eigenthümer jenes Grundstückes ist, stellt sich jenes Fleckchen Erde wie ein Asyl dar, das durch seine Berühmtheit als unverletzlich und unantastbar erscheint, als ein Tempel, der der Erinnerung geweihet bleiben muß. Dies Stück Landes, auf dem Gestrüpp und Dornen wuchern, mögte unter sachverständiger Hand allerdings eine reiche Aernte gewähren; allein der Mann, dem es gehört, wird nimmer dulden, daß eine Pflugschar es aufritze. Zu Frommen seines Gewissens verzichtet er lieber auf einige Pfund Silbers, die ihm auf Erden wenig Gutes, im Himmel aber viel Schlimmes zuwenden dürften; denn in jener

Hütte verübte derselbe eine That, die entweder die verdienstlichste oder die gottloseste seines Lebens war. Die Hälfte seines Daseyns vereinbarte längst sich mit jenem Ackerstücke und jener Hütte; Tag nach Tag kommt er hieher, wie ein reuevoller Sünder, um mit Angst im Herzen und im Blicke die wankenden Trümmer dort zu befragen; und sieht er dann, daß das Gemäuer noch nicht zusammenstürzte, daß der Wind es noch nicht einriß, daß das Feuer des Himmels das eingeschossene Gebälk noch nicht verzehrte, so wendet er minder bangen Gemüthes, minder reugequält sich heimwärts, denn er glaubt dann in der Schonung der Elemente eine deutlich erkennbare Verkündigung des göttlichen Erbarmens wahrgenommen zu haben. Mit Einem Worte, Master Lindsay, jene Hütte ist eben die, in welcher der Marquis von Montrose als Flüchtling entschlief und als Gefangener wieder erwachte —"

Lord Graham, der seit seiner Ankunft im Thale des Clydeflusses jetzt zum Erstenmale diesen Namen aus einem anderen Munde als dem seiner Tochter nennen hörte, erbebte von Wehmuth und Grimm, als derselbe ausgesprochen ward; zu gleicher Zeit auch senkte sich ein entsetzlicher Argwohn in seine Seele. Burk's vorheriges Zögern, dessen Ausflüchte, dessen seltsame Vorliebe für das wüstliegende Ackerstück waren nur allzugeeignet gewesen, solchen Argwohn zu erwecken. Bei alldem war Graham klug genug, seine ferneren Fragen so einzurichten, daß er hoffen konnte, dem Alten ein Geständniß zu entreißen, welches dieser schwerlich aus freien Stücken abgelegt haben würde.

„Wenn mir recht iſt,“ ſprach Lord Graham, „ſo ſagtet Ihr ſelbſt mir, daß der raſende Puritaner, der am Marquis von Montroſe zum Verräther ward, ſich zu Euren Freunden zählte.“

„Ich will dem nicht geradezu widerſprechen,“ antwortete Burk mit erzwungener Gleichgültigkeit, wodurch des Grafen Verdacht nur um ſo größee ward.

„Und er hieß?“

„Das iſt ein Geheimniß.“

„Mögtet Ihr ihm meine Kaufanträge überbringen?“

„Warum das nicht? Nur zweifle ich, daß er darauf eingehen werde.“

„Nun, weil Ihr mit ſeiner Denkweiſe vertraut ſeyd, ſo iſt es ja ganz einfach, daß ich mich an Euch wende —“

„Nach Eurem Belieben.“

„Wenn ich ihm zweihundert Kronthaler böte?“

„Die würde er nicht nehmen.“

„Aber doch dreihundert?“

„Nimmermehr!“

„Alſo vierhundert?“

„Wartet ſeinen Tod ab. Er ſoll Euch zum Erben einſetzen, und dann habt Ihr das Ackerſtück umſonſt.“

Bei dieſer Aeußerung rieſelte es eiſigkalt durch das Gebein Graham's, ſo daß dieſer, ohne ſich Zeit zum Ueberlegen zu laſſen, mit verächtlichem Lächeln ausrief: „Das würde das blutbeſudelte Vermächtniß eines Verräthers ſeyn und nimmer könnt' ich es annehmen.“

Durch dieſe Worte hatte der Königlichgeſinnte ſich verrathen. Burk wich einige Schritte zurück. als hätte ihn ein elektriſcher Schlag durchſchüttert; dann ſchoß er auf den Gutsherrn einen Blick, als wollte und müßte

er in deſſen tiefſter Seele leſen. Ihm war es nicht erklärlich, wie Lindſay, der „Puritaner", Den einen Verräther nennen konnte, der, als er den Rebellen Montroſe den Gerichten des Landes überlieferte, den Triumph der Sache des Vaterlandes hatte ſichern wollen. Mit dem ausgeſprochenen Worte „Verräther" ſah Burk eine nimmerzuzerſtörende Schranke zwiſchen ſich und dem Beſitzer von Loch-Tall aufgerichtet; Graham hingegen, den nur die gebieteriſche Noth an den Bergſchotten geknüpft hatte, ſchauderte bei dem Gedanken, in dieſem den Meuchler des Marquis, ſeines Bruders, vor ſich zu ſehen. Die in beiden einander jetzt gegenüber geſtellten Männern wogenden Gluthen des Zornes und der Rache mußten ſich zu einem Vulkan ausbilden, deſſen früherer oder ſpäterer ſchauerlicher Ausbruch nur durch ein Wunder hätte verhindert werden mögen.

„Ich ſehe nicht ein," ſagte Lindſay, indem er über die äußerſte Grenze der Beſonnenheit hinausſchweifte — „ich ſehe nicht ein, weshalb Euer Waffenbruder ſich ſo eiſenköpfig an dieſes erbärmliche Gehöft klammert. Sollte er nicht vielmehr inbrünſtig wünſchen, daß die Bergſtröme daſſelbe für ewige Zeit überſchwemmten, oder daß Gottes Blitz und Donner dieſe ſchmachbeladenen Trümmer in Aſche verwandelten, damit dieſe von allen Winden des Himmels verwehet würde? Iſt es ihm nicht genug, die Miſſethat begangen zu haben; will er auch das Andenken an dieſelbe erhalten wiſſen? In welchem Spruche der heiligen Schrift wird eine ſo ſchandbare Entweihung anbefohlen? Gott der Gnade!" fuhr Lord Graham im Tiefgefühl der Trauer um den verrathenen und hingeopferten Bruder fort — „Gott der Gnade! dort, dort

war es, wo der verfolgte, der entmuthigte, der mit dem Bannfluche belastete, unglückliche Montrose hoffte, sein Haupt sanft zur Ruhe zu legen und wo er, aufgeschreckt aus seinem Schlummer, sich gebunden fühlen, sich von einem Menschen — was sag' ich doch! — von einem Ungeheuer verkauft sehen mußte, bei dem er im Vollvertrauen zu altschottischer Redlichkeit eine Schütte Stroh erbettelt hatte, um nicht in Ermattung und Kälte umzukommen! Und jenes Ungeheuer, das ihm ein Lager geboten und ein Stück Brot gereicht hatte — jenes Ungeheuer, das seinen Gast von Gott erhalten hatte und denselben an Gott hätte zurückliefern müssen — denn die Gesetze der Gastlichkeit sind göttliche Gesetze — jenes Ungeheuer benutzte den Schlummer des Flüchtlings, um dessen Leib dem Nachrichter zur Atzung hinzuwerfen! Und solch ein rasender Fanatiker dünkt sich wohl gar da einen Helden, wo er nichts als ein niederträchtiger Menschenverkäufer ist! Sehet Ihr jenen Halunken, Burk, so sagt ihm, daß verrätherisch vergossenes Blut eine Spur auf dem Antlitze der Erde zurückläßt, eine Spur, die weder von den Thränen der Menschen, noch von den Thau- und Regentropfen des Himmels weggewaschen werden kann."

Während dieser schauerlichen Ermahnung hielt Burk schweigend das Haupt gebeugt, denn jedes der donnernden Worte widerhallte ihm in tiefer Brust, als wäre es aus dem Munde des Allerhöchsten erschollen. Er fühlte sich schuldig, und die Ueberzeugung in dem Ausdrucke Lindsay's raubte ihm jegliche Kraft zu Vertheidigung und Rechtfertigung. Der Schatten Montrose's schwebte vor dem Blicke des Verräthers blutig, dräuend,

unerflehbar aus dem Erdboden hervor. Da bemächtigte ſich des ergraueten Miſſethäters jener entſetzliche Schwindel, von dem wir ihn bereits ergriffen geſehen haben, und für einen Augenblick geſellte ſich ihm zu dem Entſetzen vor dem Geſpenſte, das er zu erblicken glaubte, die wunderſame Gewalt der Reue.

„Wer ſprach von Montroſe?“ rief der alſo Geängſtigte mit lallender Zunge. „Was ſoll der Name beſtändig in meinem Ohr? Was ſoll das blutige Geripp vor meinen Augen? Iſt er denn nicht todt, daß er unaufhörlich wiederkehrt und ſich mir in den Weg ſtellt und meine Ruhe ſtört? Haben ihn doch die Richter des Landes verurtheilt, und hat der Henker doch nur ſeine Schuldigkeit an ihm gethan!“

„Allerdings,“ ſprach Lord Graham dazwiſchen, „aber als Montroſe unter Qualen verſchied, hinterließ er Dir eine Qual, welche die ſeinige unſäglich überſteigt, und von der Dich loszumachen Du vergebens ringſt, denn dieſe Qual aller Qualen heißt Reue!“

„Reue?“ wiederholte Burk, indem er in ſeinen gewohnten Trotz zurückfiel und mit einer kaum glaublichen Hoffart das Haupt erhob — „Reue? Reue iſt der Gaſt eines beladenen Gewiſſens, und mein Gewiſſen iſt rein; hört Ihr? Montroſe war ein Feind Gottes, und Gott ſelbſt ſchlug ihn durch meinen Arm. Konnte ich, als Mitglied der geheiligten Verbindung, deren Pflicht es iſt, das Land Schottland bei der Presbyterkirche zu erhalten, wohl die Sache meines Vaterlandes verlaſſen, um dieſes dem Grimme eines Eindringlings preiszugeben? Zwiſchen zwiefachen Verrath geſtellt, wählte ich den, durch welchen der Covenant gerettet werden konnte. Weshalb

also sollte ich es bereuen, zu Nutz und Frommen Vieler einen Einzigen geopfert zu haben, vollends da solches Opfer dem Herrn hat wohlgefällig seyn müssen?"

Voll Erbitterung über eine so rasende Verblendung wollte Lindsay zu fernerer Erläuterung schreiten, als vom Schloßhofe her eine lärmende Musik erscholl. Zu gleicher Zeit sah der Graf einen Reiter zu sich hersprengen, der mit Staub bedeckt war. Das lichtblaue, reich galonirte Wams mit seinen geschlitzten, vermittelst scharlachrothen Seidenzeuges gepauschten Aermeln des Heraneilenden schimmerte freudig daher, während die lange Feder auf seinem großen Kremphute lustig vor dem Winde flatterte, so daß man gar wohl wahrnahm, wie der Ankömmling gewiß nicht zu den Rundköpfen gehörte, vielmehr schien sein kecker Cavaliersblick deutlich genug zu sagen, daß es ihn wenig kümmere, ob er so, wie er war, den ihm etwa aufstoßenden Puritanern auch so recht wäre. Das Herz des Grafen öffnete sich der Freude bei dem Anblick des munteren Reiters im heiteren Gewande, der der Bringer einer frohen Botschaft zu seyn schien. Graham vergaß für den Augenblick seines Grollens gegen Burk, so daß er sich damit begnügte, diesem einen Seitenblick zuzuwerfen, in welchem man gar wohl den Ausdruck triumphirenden Erwartens hätte wahrnehmen mögen. Mittlerweile war der junge Reitersmann vom Sattel gesprungen und warf sich jetzt in die Arme des ihn wohl erkennenden Lindsay.

„Hauptmann Horaz! Ihr seyd's? Was bringt Ihr mir? Was bedeuten jenes Drommetengeschmetter und Euer unerwartetes Kommen?"

„Laßt mich Odem schöpfen," war die Antwort des jungen Cavaliers. „Damit Euch aber Ungeduld nicht allzusehr peinige, so leset mittlerweile diese Zeilen, die ich an Euch schrieb, im Fall ich Euch nicht persönlich zu Loch-Tall antreffen würde, wo meine Minuten gezählt sind."

Lindsay griff hastig nach dem ihm von Horaz hingereichten Blatte, überflog es mit den Augen und las sodann, während unaussprechliche Freude ihm das Antlitz aufhellte, mit lauter Stimme den Schluß des Schreibens, offenbar in der Absicht, zu sehen welchen Eindruck derselbe auf den alten Puritaner machen würde, der seit dem Erscheinen des jungen Offiziers wie eine Bildsäule regunglos dastand.

„..... Freuet Euch also, lieber Graf, oder vielmehr lieber Vater — denn bald werde ich bei diesem Namen Euch nennen dürfen — freuet Euch! Das Morgenroth unsers Glückes ist endlich heraufgestiegen, Karl der Zweite ist siegreich zu White-Hall als König eingezogen, den Degen an der Seite, das Haupt hoch erhoben, wie ein ächter Sohn der Stuarts. Londons Volksstimme sang seiner Wiederkehr den Jubelgesang; Blumen dufteten unter den Hustritten seines Rosses. Ich war Zeuge dieses herrlichen Schauspiels, von dem noch jetzt meine Augen geblendet sind, von dem noch meine Seele entzückt ist, und lebenslänglich wird mir jener Tag erinnerlich seyn, an welchem König und Volk eines gemeinsamen Glückes theilhaftig wurden, des Glückes, daß dieses von seinem Wahne geheilt und jener von seiner Verbannung erlöset ward. Jetzt ist es an uns, den errungenen Sieg zu vestigen, und das wird

unstreitig am sichersten dadurch geschehen können, daß wir jene hartnäckigen Träumer, jene Thoren, die mit lächerlicher Wichtigthuerei sich den Prunknamen „Puritaner“ oder „Säuberer“ beigelegt haben, vollends zum Schweigen bringen. Wie man vernimmt, will König Karl den Strafbaren ein allgemeines Verzeihen angedeihen lassen. Gott gebe, daß diese Huldbezeigung ihm nicht verderblich werde! Zeigen jene unermüdlichen Ringer sich abermals auf dem Kampfplatze, so soll unser Degen sich nur aus der Scheide heben, um blutgeröthet in dieselbe zurückzusinken.“

Während Graf Graham las, erfüllte Burk's Busen sich mit Ingrimm. Luciens Kommen verhinderte den Ausbruch desselben. Das Mädchen trat mit Freude in ihrem ganzen Wesen zu Horaz hin und überhäufte ihn mit Fragen, die von dem jungen Cavalier mit möglichster Kürze beantwortet wurden; denn sein Dienst mahnte ihn an augenblickliche Weiterreise. Der Herzog von York hatte ihm wichtige Botschaft mitgegeben, die noch vor Mitternacht dem Gouverneur von Glasgow überbracht werden mußte.

„Ich verlasse Euch,“ sagte Horaz zu der Tochter Graham's, indem er sein Pferd bestieg. „Inzwischen werdet Ihr mit Eurem Vater in Edinburgh erwartet; dort also hoff' ich Euch bald wiederzusehen.“

„Nach Edinburgh?“ rief Lucie fröhlich. „Wann reisen wir, mein Vater?“

„Sobald Stone-Byres und Loch-Tall,“ versetzte Lindsay, „durch ein glänzendes Fest das glückliche Ereigniß gefeiert haben werden, das uns durch Sir Horaz angekündigt worden ist.“

„Möge das recht bald geſchehen ſeyn! ſagte Lucie, „denn ich ſehne mich nach Edinburgh —“

„Doch werdet Ihr wohl nicht lange dort bleiben,“ fiel der junge Cavalier ein, „denn Eures Vaters Platz, theure Lucie, wird zu London, am Hofe Königs Karls des Zweiten ſeyn.“

Horaz ſagte ein hurtiges Lebewohl, ritt eilig von dannen, und ſchlug dann mit ſeinen Cüraſſieren die Straße nach Glasgow ein.

„So habt Ihr mich alſo hintergangen!“ ſchrie Burk, „habt Euch einen falſchen Namen beigelegt, um mir Geſtändniſſe abzuquälen, die ich ſonder Zweifel theuer werde bezahlen müſſen! Bei meiner Seele, Ihr habt eine ſchandbare Rolle geſpielt, und warft Ihr mir einen „Verräther“ in den Bart, ſo ſtemple ich Euch als einen Spion!“

Lord Graham und der Puritaner thaten Beide einen Schritt gegeneinander; jedoch Georg, der Lucien gefolgt war, trat zu rechter Zeit zwiſchen die Hadernden.

„Der Lüge,“ ſprach er ehrerbietig, jedoch mit Beſtigkeit zu ſeinem Vater — „der Lüge, die Ihr dem Herrn Grafen vorwerft, hat dieſer ſich keineswegs ſchuldig gemacht. Ich war es, der ſie zuerſt ausſprach, und Ihr begreift recht wohl, daß ich hochwichtige Urſache hatte Euch zu verhehlen, wer Lindſay eigentlich war. Die Namenstäuſchung rührt einzig und allein von mir und von dem Augenblicke her, in welchem der Graf das Erſtemal Eure Wohnung betrat. Heute, wo Gottes Wille und die Gewalt der Umſtände dies Geheimniß enthüllten, ſo daß zwei Männer einander entgegenſtehen, die nimmer ſich hätten begegnen ſollen, weil vererbter

Haß und bittere Erinnerungen ſie voneinander trennen — heute, mein Vater, bitt' ich Dich, allen Groll in Deinem Herzen zu ertödten, während ich Euch, Herr Graf, anflehe, Geſchehenes in Vergeſſenheit zu begraben. Ihr ſeht, daß ich mir nicht beikommen laſſe, an Eure Verſöhnung auch nur zu denken. Ihr könnt einander nimmer vergeben, wie könntet Ihr alſo jemals Freunde werden? Giebt es doch Elemente die einander nur nahen, um ſich gegenſeitig zu verderben. Trennt Euch alſo, Ihr Männer!«

Burk, von Georg hinweggezogen, wendete ſich dem Trümmergehäge zu, während Graham und deſſen Tochter den entgegengeſetzten Pfad zum Schloſſe einſchlugen.

»Gnade des Höchſten!« rief der Puritaner laut genug, um von dem Grafen gehört zu werden. »Dieſe Wiedereinſetzung der Stuarts iſt eine Geißel Gottes, um England für deſſen Sünden zu ſtrafen; jedoch wird die Buße ſchwerlich ſo lange währen, als man es wähnt.«

Lord Graham verlor keine Sylbe von dieſer Drohung, einem machtloſen Pfeile, den der entweichende Covenanter ihm nachſchnellte. Nur mit Widerſtreben der Mahnung Luciens folgend, die das Schloß zu erreichen wünſchte, wendete er ſich gegen Burk zurück und ſprach: »Sir Horaz hatte Recht! Jene vermaledeiten Theoretiker ſind unheilbar, und früher oder ſpäter werden wir dieſer Schlange den Kopf zertreten müſſen!«

Der Puritaner antwortete nicht, ſondern ſchritt, bittern Zorn in ſeinen Mienen, haſtig von dannen, unbekümmert ob ſein Sohn ihn folgen würde oder nicht. Georg aber blieb ein wenig zurück, um noch Einmal nach Lucien umzublicken. Dieſe ließ einen bedeutung-

vollen Blick an ihm haften, den der Jüngling wohl verstand. Nach einigen Minuten trafen Beide, denn auch der Graf war seines Weges fürbaß geschritten, an einem Felsvorsprung zusammen, der sie den Blicken beider Väter entzog.

„Ich wollte nicht eher heimkehren," nahm die junge Gräfin das Wort, „als bis ich Euch beruhigt haben würde. Mein Vater könnte allerdings den Spruch des Gesetzes aufrufen, um seinen Bruder zu rächen. Eine solche Waffe in seiner Hand würde freilich schrecklich seyn; allein ich werde ihn hindern sich ihrer zu bedienen."

„Und ich," versetzte Georg, von Dankgefühl durchdrungen — „ich habe in Burk's Augen eine furchtbare Drohung gelesen; jedoch ich werde wachsam seyn, Miß Lucie, und so lange ich lebe, soll Lord Graham nichts von meinem Vater zu fürchten haben."

IV.

Die Bergwasser von Corra-Lyne.

Von dem Tage an, dessen Ergebnisse im vorigen Abschnitte mitgetheilt worden sind, hörte gleichsam aller Verkehr zwischen der Dorfschaft und dem Schlosse auf. Das bisherige Bündniß war aufgelöset; die beiden Feinde aber, die das Visir gegeneinander geöffnet und sich erkannt hatten, schienen einmüthig beschlossen zu haben, einen Waffenstillstand walten zu lassen; obwohl jeder von ihnen vest entschlossen war, sich, im Fall eines Angriffes, wohlgerüstet zu zeigen. Lord Graham, der im ersten Aufwallen seines Rachegefühls den Mörder seines Bruders dem königlichen Gerichtshofe hatte überantworten wollen, ließ auf Luciens unab-

läſſiges Flehen davon ab. Burk dagegen hatte den Fluch Grahams wohl in ſeinem Gedächtniſſe bewahrt, ſo daß er in dem Gutsherrn nicht nur einen perſönlichen Feind, ſondern ein lebendiges Hinderniß der Wiedergeburt Schottlands erblickte. Von dieſem ſchielenden Geſichtspunkte aus, überredete der Unglückliche ſich, Gott ſelbſt habe ihn zu Vollführung eines demſelben wohlgefälligen Opfers auserſehen. In dieſem trübſeligen Wahne zog er ſich in ſich ſelbſt zurück, wich allen Bekannten aus, ſprach oft tagelang kein Wort zu ſeinem Sohne, und ſpät Abends bei Sternenlicht heimkehrende Arbeiter wollten faſt jedesmal den alten Burk geſehen haben, wie er dumpfbrütend die verfallene Strohhütte von Loch-Tall umkreiſete.

Mittlerweile ſchüttelte England das Joch ab, womit die Presbyterpartei es belaſtet hatte, und im Gefühl der ihm werdenden Freiheit kehrte es nur allzuſehr zu ſeinem früheren regelloſen und leichtfertigen Lebenswandel zurück. In vollen Zügen trank es aus dem Becher der Luſt, den bisher verboten geweſene, jetzt wieder hervorgeſuchte Feſtlichkeiten ihm darboten; es hielt Schmauſereien und Pferderennen ab, veranſtaltete Volksſchauſpiele, Hahn- und Bärenkämpfe und Wettſpiele mancherlei Art — ſammt und ſonders Luſtbarkeiten, die ſelbſt von den mindeſtſtrengen Puritanern als des leidigen Satans Bankete verſchrieen und verboten geweſen waren.

Stone-Byres und Loch-Tall, die von nun an unter dem unmittelbaren Einfluſſe Lord Graham's ſtanden, konnten in dieſem Zuſammenfluß von Ergötzungen natürlich nicht zurückbleiben; der Graf fand alſo durchaus keinen Widerſtand, als er ſich damit beſchäftigte ein Feſt

zu Stone-Byres anzuordnen. Die neuen Ortsbehörden hatten ſich ſofort ſtätig gemacht, und es bedurfte nichts weiter als auf den Schilden, die Namenszüge Oliver's und dann Richard's ſammt den Wahrzeichen der kurzen Herrſchaft des Rump-Parlamentes verſchwinden zu laſſen und an deren Stelle Wappen und Namen Karls des Zweiten zu ſetzen.

Am anberaumten Tage eilte die Jugend von Stone-Byres ſich zu verſammeln. Der Himmel ſelbſt ſchien dem Feſte vorzugsweiſe günſtig zu ſeyn, denn die Sonne, die nur ſelten den Nebel Schottlands zu durchbrechen pflegt, ſendete hoch über des Landes Berggipfeln herab in die Thäler ihre glänzendſten Strahlen.

Bereits zwei Stunden lang war von einem Trupp junger Hochländer, die ſich an die Dragoner des Herzogs Albemarle angeſchloſſen hatten, ein ſtattliches Wettreiten betrieben worden, deſſen endlicher Ausgang von allen Saſſen der Ortſchaft mit der lebhafteſten Theilnahme erwartet wurde. Es war ein ſogenanntes Reiten mit Hinderniſſen. Das Ziel erhob ſich als eine ziemlich ſteile Höhe jenſeit eines Felsſpaltes, durch welchen ſich ein bläulicher und eben nicht ganz ſchmaler Arm von den Waſſern des Bergſtromes Corra-Lynn genannt hindurchzwängte und über den Pferd und Reiter hinwegſetzen und ſodann die erwähnte Höhe mehr erklimmen als erſteigen mußte. Der Gipfel des Ziels war mit dem Preiſe, nämlich mit einer von Lucie Graham eigens zu dieſem Feſte gefertigten ſeidenen Standarte geziert.

Bisher waren alle Bemühungen der Wettreiter ohne Erfolg geblieben. Die meiſten von ihnen waren nur bis an den Spalt gelangt, und die Wenigen die

über dieſen hinweggeſetzt hatten, kehrten zurück, ohne das Ziel auf der Höhe erreicht zu haben. Lord Graham, der ſich inmitten der fröhlichen Gruppen befand und allgemein zum Preisrichter des Rennens ausgerufen worden war, ſtand ſchon im Begriff, ein anderes Wettſpiel in Vorſchlag zu bringen, damit die Fahne nicht etwa als ein Zeugniß der Ungeſchicklichkeit ſeiner ſchottiſchen Reiter unerrungen auf der Felshöhe bliebe, als die Hufſchläge eines Pferdes hinter ihm hörbar wurden. Die Umſtehenden gaben Raum dem herantrabenden Georg, dem Hannah Cark, unter Obhuth des Greiſes John Care, langſam nachſchritt.

„Habt Ihr Muth, einen Wettritt mitzumachen?“ redete Lord Graham den Sohn des Puritaners an. „Alle Eure Freunde hier haben bereits darauf verzichtet.“

„Ich will den Verſuch machen,“ antwortete Georg, nur muß ich erſt meinen Tom Trick ſich verſchnaufen laſſen.“

Tom Trick war ein herrliches Thier, das Georg Burk, wie wir wiſſen, von Sir William Moor zum Geſchenk erhalten. Indem Georg den Gaul mit dem Namen Tom Trick belegte, wollte er ihn dadurch zu einem Schotten umtaufen; doch war die arabiſche Abſtammung der edlen Creatur an dieſer durchaus nicht zu verkennen. Ihr lebhaftes Auge, die ſchlanke Beugung des Halſes, ihre ſchlanken Schenkel, ihre feinen, ſammetweichen Ohren — dies Alles zeugte von einer edlen Abkunft, die überdies durch Pergament hätte beglaubigt werden können. Tom Trick's Schweif, der nur wenig Haar wies, gleich wie der der meiſten dem Lande Yemen entſtammenden Pferde, wies ſich funkelnd ſchwarz, und

das röthliche Braun des Thiers schillerte wunderſamlich gülden unter den ſchrägfallenden Strahlen einer ſchmeichelnden Sonne. Obſchon Tom Trick ſchon zu altern begann, hatte der edle Gaul doch alle ſeine äußeren Kennzeichen ſtattlicher Jugend beibehalten. Als Georg ſich zum Abritt anſchickte, wurden das Zucken, das den ganzen Körper Tom Trick's durchfuhr, das Schnauben ſeiner Nüſtern und ſeine erſichtliche Ungeduld, die dem der jüngſten Renner glich, als eben ſo viele Voranzeichen des guten Glücks des neuen Wettreiters angeſehen. Lucie, die nimmer des Dankes vergaß, den ſie für ihren Vater und ſich dem jungen Burk ſchuldete, konnte nicht unterlaſſen, dieſem einige huldvolle Worte zuzuflüſtern. „Für keinen von Allen, die vor Euch der Verſuch machten, Maſter Georg Burk,“ ſprach ſie mit einem Tone, der vielleicht zu tief ſich in die Seele des Jünglings ſenkte, „habe ich irgend einen Erfolg erſehnt. Der Name des Siegers würde mir, welcher er auch hätte ſeyn mögen, vollkommen gleichgültig geweſen ſeyn; für Euch aber will ich im Stillen ein Gebet ſprechen, und gelangt die Standarte, die ich mit eigener Hand ſtickte, in Euren Beſitz, ſo ſoll die vierzehntägige Arbeit, die ſie mir koſtete, mich von Herzen freuen.“

Dieſe Ermunterung war für den jungen Mann ein ſicheres Unterpfand des zu erringenden Sieges. Tom Trick ſpürte kaum den Sporn ſeines Reiters, als er mit Pfeiles Schnelligkeit dahineilte, um nach ſiebenzehn Minuten ſeinen Reiter, als den Eroberer der Fahne, wohlbehalten und unter dem Jubelzuruf der zuſchauenden Menge, zurückzubringen.

Plötzlich ward durch eine vom Südweſtwinde hergetriebene Wolke der Glanz der Sonne umdüſtert, und das lachende Feſt ſtimmte ſich allmälig immer mehr zum Einklang mit dem grauen Schleier herab, der nach wenigen Minuten den Lufthimmel überzog. Fallende Regentropfen ließen die Menge ſich nach Obdach umſehen. Die jungen Burſche zogen Georg mit ſich fort unter ein für den Nothfall aufgeſchlagenes Zelt, wo man ſich anderweitig, als es im Freien hätte geſchehen mögen, beluſtigte. Freilich wäre Georg lieber bei Lord Graham geblieben, allein dadurch hätte Lucie leicht in ein ihr nachtheiliges Licht geſtellt werden können. So nahm er denn Theil an dem Mahle der Jünglinge, wie wenig Freude er auch daran finden mogte. Dies war noch nicht zu Ende, als man ihm berichtete, daß ihn Jemand draußen zu ſprechen wünſchte. Er trat hinaus — Hannah Cark ſtand vor ihm.

„Vergebt mir, Georg Burk,“ ſagte das Mädchen in einem Tone des Fremdthuns, zu dem, ach! ihr Herz ſich nur mit bangem Widerſtreben verſtehen konnte — „vergebt, daß ich Euch ſtöre, aber es geſchieht fürwahr nicht um meinetwillen.“

Georg antwortete nicht. Er fühlte das Unrecht, das er an der Verlobten beging, ſo lebhaft, daß er ſie nicht ohne Beklemmung, nicht ohne einen Schauer von Reue anblicken konnte.

„Werden doch in dieſem Augenblicke,“ fuhr das Mädchen fort, „Lord Graham und deſſen Tochter von einem großen Unglücke bedroht, vor welchem Ihr allein ſie bewahren könnt.“

„Sprich, Hannah, sprich geschwind!“ rief Georg, indem er die Hand des Mädchens faßte.

Hannah machte ohne alle Ziererei und Heftigkeit sich von ihm los und sprach weiter:

„Vor etwa einer Stunde saß ich mit Burk und meinem Pflegevater am Kamin, als ein Diener des Grafen mit der Frage zu uns eintrat, ob John Care einen Wagen mit Vorspann schaffen könnte, um den Gutsherrn und dessen Tochter nach dem Schlosse zu fahren. John Care antwortete, er habe zwar einen Wagen, sein Pferd jedoch sey krank; inzwischen wolle er im Dorfe schon einen Gaul auftreiben, der Herr Graf mögte sich nur auf ihn verlassen. „Ihr habt wohlgethan,“ sagte Burk zu meinem Pflegevater, als der Diener fortgegangen war, „dem Herrn Grafen ein Fuhrwerk zuzusichern, denn Tom Trick steht Euch zu Dienste; und ist's Euch genehm, so will ich selbst an Eurer Statt den Kutscher abgeben. Die kleine Fahrt soll mich zerstreuen.“ John Care war deß zufrieden, und Burk ging, um Tom Trick herbeizuholen. Nun weiß ich nicht, welch' ein entsetzlicher Argwohn mir urplötzlich durch die Seele fuhr; allein mir war zu Muthe, als müßte ich durchaus auf Spähung gehen. Ich stieg zur Dachluke in unserer Scheune hinauf, steckte den Kopf hinaus, und beobachtete so, trotz der immer mehr sich verdichtenden Dunkelheit, jede Bewegung Eures Vaters. Sein Gesicht glühete, wie mir's schien, von Grimm und Rachsucht, und deutlich hörte ich, wie er Worte des Hasses und des Fluchens vor sich hinmurmelte. Ueberdies, o Georg! sah ich gewiß und wahrhaftig, daß Burk bewaffnet ist. Jetzt erwartet er den Grafen.“

„Hannah, fürwahr! Dein Argwohn iſt nicht ohne Grund, und es ſcheint, als ſolle eine Miſſethat begangen werden. Wie ſetz' ich nur den Lord davon in Kenntniß?“

„Ich habe ſchon im Voraus daran gedacht,“ verſetzte das Mädchen. „Kommt mit mir; ich gebe Euch einen Kittel meines Pflegevaters, ſtelle Euch ſodann als einen Reiſenden vor, der gern mitfahren mögte, und Ihr ſetzt Euch neben Euren Vater, der, wenn Ihr nur bei'm Schweigen beharrt, Euch gewiß nicht erkennen wird.“

So ſchnell dieſer Plan entworfen worden war, ſo hurtig ward er auch ausgeführt.

„Laßt dieſen armen Mann mitfahren,“ ſagte Hannah, indem ſie Georg zum Wagen führte, „John Care empfiehlt ihn Euch, und er wohnt nur wenige Schritte weit vom Schloſſe.“

Burk konnte nicht verneinen, und Georg ſetzte ſich, ohne ſeines Vaters Zuſtimmung abzuwarten, neben denſelben auf den Lenkerſitz.

Es that Noth, ſich hurtig auf den Weg zu machen. Lord Graham und deſſen Tochter ſaßen bereits in den Wagenwinkeln und hätten über die Langſamkeit des Abfahrens verzweifeln mögen. Es regnete heftig, und Lucie ſchien ein ängſtliches Verlangen zu hegen, das Schloß bald erreicht zu haben, denn ein düſteres Ahnen befiel ſie, und es war ihr, als würden ihr ſeltſame Befürchtungen in die Seele geſenkt.

Endlich ging es fort. Schweigend fuhr man durch das Dorf, in welchem es vom Feſte keine Spur mehr gab. Alle Häuſer und Hütten waren geſchloſſen, und hie und da ſah man durch die Fenſter, wie ein Mädchen mißvergnügt ihren Blumenſtrauß oder ihren Haarſchmuck

von ſich warf. Der Regen, dieſer unerbittliche Feind aller ländlichen Vergnügen, hatte mit ſeinem Strome alle Freude, allen Prunk des Tages hinweggeführt.

Der Wagen rollte fürbaß. Das Raſſeln der Räder auf holperigem Steinboden hallte lange in den Felsgeklüften von Stone-Byres nach, wodurch Luciens Angſt wahrlich nicht vermindert ward. Der Mann, der zuletzt auf den Wagen geſtiegen war, ſprach keine Sylbe zu dem Lenker des Pferdes, doch haftete fortwährend ſein Blick an demſelben. Ein aufmerkſamer Beobachter hätte vielleicht die ſchauerliche Bedeutung dieſes dumpfen Schweigens in Verdacht gezogen, hätte vielleicht an des einen Mannes kurzem Athemholen und an des andern unverkennbarer Kaltblütigkeit wahrnehmen mögen, wie ein heftiger Sturm ſich vorbereitete, um einen Strom dermaßen aufzuwühlen, daß er herausträte aus ſeinem Bette und die Ufer umher überſchwemmte. Hiezu zähle man noch, daß die Nacht Momente hat, in denen ihre Stille fürchterlich und kaum zu ertragen iſt, weil dieſe oft der Einbildungkraft Schreckgebilde vorſpiegelt, deren Beſchwörerin zu werden die Seele nimmer vermag. Fühlen wir uns in ſolche Welt der Täuſchungen verſetzt, ſo pflegen wir wohl, um den Zauber zu ſcheuchen, unſere Stimme in lauter Rede hören zu laſſen; wir fühlen das Bedürfniß, uns ſelbſt ſinnlich wahrzunehmen, um uns gleichſam zu überzeugen, daß in ſolcher Schauerſtille es noch ein wirkliches Leben giebt. Sobald nun unſere Stimme erklang, fürchten wir uns nicht mehr oder doch weit weniger als zuvor, denn wir gewannen alsdann eine klare Erkenntniß von unſerer Kraft und unſerer Vernunft. So ſtand es um Miß Graham. Die grauſen-

volle Stille gereichte ihr zum Entſetzen, und ſie hatte Muth genug, dieſelbe zu unterbrechen.

„Wo ſind wir, mein Vater?“ fragte ſie. „Nähern wir uns wohl dem Schloſſe?“

„Bei meiner Ehre, liebes Kind, ich weiß es eben ſo wenig als Du es zu wiſſen ſcheinſt. Nimmer noch ſah ich eine ſo ſchwarze Nacht. Der Regen fällt ja in Strömen und der Wind wehet ſo heftig, als wolle er nicht nur die Freudenfeuer im Dorfe auslöſchen, ſondern ſogar das Licht der Sterne ausblaſen. Ringsum iſt Alles finſter. Erde und Lufthimmel geben gleichſam nur Eine Maſſe ab.“

„Du irrſt Dich, mein Vater,“ ſagte Lucie, „denn ich ſehe deutlich dort drüben — ſieh nur, rechts von unſerem Wege einen weislichen Schein — —“

„Ja, ja,“ verſetzte der Graf, „und je weiter wir uns ihm nähern, deſto höher ſteigt er und deſto mehr verbreitet er ſich. Ha!“ ſetzte er nach kurzem Beſinnen und in dem Tone eines Mannes hinzu, der ſich an Vergeſſenes wieder erinnert — „ich weiß auch was es iſt, aber bei'm Sanct Georg, Lucie, ich werde es Dir nicht ſagen. Errathe es, wenn Du kannſt; es wird Dir die Zeit verkürzen. — Nun? errätſt Du es nicht?“

„Nicht im Geringſten.“

„Nun, ſo martere nicht vergebens Dein Gehirn, und begnüge Dich damit, jenes köſtliche Schauſpiel zu betrachten, womit das heutige Feſt ſo würdevoll ſchließt, und das nichts Anderes iſt, als die Folge eines gemeſſenen Befehls, den ich ſelbſt heute früh dem Waldhüter von Loch-Tall ertheilte. Ich bin mit dem Manne zu-

frieden, denn er hat den ihm gewordenen Auftrag pünktlich ausgerichtet.“

„Ein Befehl — von Dir?“

„Zuverläſſig von mir. Jedoch anſtatt mich ausfragen zu wollen, ſchaue lieber hin, Lucie, und ſage mir, ob dieſes nächtige Gemälde nicht alle Anſichten übertrifft, die zeither zu Loch-Tall von Dir bewundert worden ſind —“

Wirklich mogte Lucie noch nie zuvor einen glorreicheren Anblick gehabt haben. Eine rothe Feuerſäule erhob ſich wankend aus der Finſterniß der weitgedehnten nächtlichen Oede. Der Blitz des Waldes verkehrte mit dem Blitze des Gewölkes; zwei Feuersbrünſte raſeten gegeneinander.

„Vater, warum ſetzeſt Du meine Neubegier auf ſo unnütze Probe? Wie ich auch hin- und herſinnen mag, ſo kann ich doch nicht ausfindig machen, woher jene Flammen rühren.“

„Doch ſollte es Dir leicht werden,“ entgegnete Lord Graham, „denn ich habe in dieſem Falle mich nur Deinem Wunſche gefügt, Du begehrteſt Gnade von mir für den Puritaner Burk, und ich habe ſie Dir gewährt. Als ich jedoch den Tiger verſchonte, gab ich mir das Verſprechen, ſeine zertrümmerte Hütte von der Erde zu vertilgen, und ich hoffe, morgen früh, wenn ich nach Edinburgh abreiſe, keine andere Spur von ihr als einen Aſchenhaufen zu erblicken. Möge Burk mit dieſer wahrhaft geringen Büßung davonkommen!“

Kaum waren dieſe Worte geſprochen worden, ſo ſtand der Mann, der den Fuhrmann abgab, hochaufgerichtet vor dem Grafen. Lucie ſtieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Ihr sprecht von Büßung?“ rief Burk mit einer Donnerstimme. „Denkt doch an diejenige, die das Vaterland Euch auferlegen wird für die Wunden, die Ihr ihm schlugt. Habt Ihr vergessen, daß wir die Heiligen sind und daß Ihr die Gottlosen seyd. Der Himmel öffnet sich Demjenigen, der ihn von einem Feinde befrei't, und ich will den Himmel verdienen! Bereitet Euch also zum Tode.“

In demselben Augenblick drang das Mondlicht durch eine vom Sturme plötzlich zerrissene Wolke und beschien den Carabiner, den Burk gegen Lord Graham erhob. Der blanke Lauf des Gewehres funkelte im Schimmer der Leuchte der Nacht und blitzte Todesschrecken in die Seele des Grafen und in die seiner Tochter. In eben dem Augenblicke aber ward Beiden Zeit genug, die Hoffnung zu verlieren und sie wiederzugewinnen, zu sterben und wieder aufzuleben, denn als sie die vor dem ihnen drohenden Tode geschlossenen Augen öffneten, sahen sie, wie Burk's Nebenmann in der einen Hand den Carabiner und mit der andern den Zügel Tom Trick's hielt, die beide er dem alten Puritauer im Nu entrissen hatte.

„Wer Du auch seyst,“ stammelte der Fürchterliche, der von Wuth wie außer sich war — „wer Du auch seyst, listige Schlange Du, die Du Dich zu mir heraufringeltest und Dich zwischen Opfer und Richtschwert warfest — Dein Triumph soll nicht lange währen.“

„Haltet den Gaul an! Wir wollen aussteigen,“ rief der Graf.

„Das werdet Ihr nicht,“ schrie der Covenanter dagegen in einem Tone teufelischer Bosheit. „Ihr wähnt Euch gerettet? Oho! noch nicht.“

Und ſiehe da! Burk hatte mit ſeinem Taſchenmeſſer die Zügel zerſchnitten — dahin brauſete Tom Trick!

Zum zweiten Male bemächtigte ſich grauſige Todesfurcht der Seele des Lords und Luciens. Alles war zu Ende, oder — noch entſetzlicherer Gedanke! — Alles ſollte erſt zu Ende gehen. Dieſe neuerzeugte Angſt konnte eine Stunde lang, ja, noch länger, mit Einem Worte, ſo lange anhalten, als die Hand der Fürſehung die Schritte des ſich ſelbſt überlaſſenen Pferdes auf dem an Krümmungen und Abſchüſſen überreichen Schauerwege lenken würde. Die von dem Grafen an Burk verübte Rache trachtete nach einer fürchterlichen Vergeltung. Vier Menſchenleben für eines ſollten dahingegeben werden; denn der alte ſtarrſinnige Puritaner achtete es nicht, ob er ſelbſt mit umkäme in dieſem von ihm herbeigeführten grauſenvollen Ausgang der Sache. Alle auf dem Wagen befindliche vier Perſonen hatten jetzt Urſache, ſich betend zu Gott zu wenden. Alle Vier waren Angeſichts des Todes einander gleich, denn dieſer durfte hier wohl keine Ausnahme machen. Im Augenblicke des Sterbens alſo ſchmeichelte jeder der Betheiligten ſeinem Lieblingsgedanken. Es war dies ein inneres, ſtummes Zuſammenſpiel herzzerreißenden Lebewohlſagens, das ſich an Perſonen, an Dinge und an Erinnerungen richtete. Lucie zunächſt — die arme Lucie, deren Herz ſo voll des Vergangenen, ſo beengt ob des Zukünftigen war, Lucie, die kaum begonnen hatte zu leben, — ſie fragte ganz leiſe den Himmel, was Böſes ſie denn begangen hätte, daß er ihr einen ſolchen Tod zuſchickte; einen Tod, der in ſo finſterer, ſo ſchauerlicher Nacht herankam, um ſie an den Felſen zu zerſchmettern und dann ihren Leich-

nam in, die brauſenden Waſſer des Strombeckens von Corra-Lyne zu ſchleudern? Der Graf hegte nur noch einen einzigen Gedanken, ſprach nur einen einzigen Namen — den Namen „Lucie“ aus. Sein Blick hing unverwendet an der Tochter; der Vater wollte ſterben, indem er ſein Kind betrachtete.

Der Sturm verſtärkte ſich. Aeſte, gewaltſam von den Stämmen der Bäume losgeriſſen, fuhren ſchauerlich herab, wie lüftedurchſchneidende Pfeile. Im wallenden Mondlichte erſchuf Angſt ſich grauſe Geſpenſter, und die Gipfel der Felſen warfen tauſenderlei ſeltſame Schatten, die man für belebt hätte halten mögen, auf die Ebene der brauſenden Waſſer des Corra-Lyne. Die ſonſt zarten und ſchwermuthvollen Stimmen der Nacht verwilderten und brachen in einen Hymnus der Verzweiflung aus, indem ſie klagendes Geſeufz und herzzerreißendes Geſtöhn — eine Harmonie des Trauerns, eine bange Muſik des Valetſagens — hören ließen. Dieſen Stimmen antwortete das Schluchzen des Sturmes — der Wind weinte.

Tom Trick, von Schrecken vor dem Toſen der Elemente erfaßt, rannte unzubändigend dahin; der hinter ihm rollende Wagen ward hin und her geſchleudert, ſo daß jeder nächſte Moment der des Umwerfens ſeyn konnte — da erhob ſich plötzlich der Nebenmann Burk's. Etwa hundert Schritte von ihm bildete der Felspfad einen ſcharfen Winkel, um den herum das Fuhrwerk nimmer gelangen konnte, ohne zerſchmettert und in die Tiefe hinuntergeſchleudert zu werden, wo die Waſſer des Bergſtromes brauſeten.

„Mylord,“ ſprach der Unbekannte feierlichen Tones, „betet zu Gott und Eure Tochter wird gerettet ſeyn!“

Burk, der an der Stimme den Sohn erkannte, hätte von Schrecken erſtarren mögen; Georg aber legte in demſelben Augenblicke den Carabiner, den er dem Vater entriſſen hatte, auf Tom Trick an; die Kugel entflog dem Rohr, und das edle Thier lag als Leiche am Boden. Zehn Schritte weiter gähnte die Felskluft.

Der Stoß, der durch den Schuß und durch des Gaules Sturz verurſacht ward, war ſo heftig, daß er den Puritaner von ſeinem Sitze weithin auf das Felſenlager ſchleuderte. Georg ſprang vom Wagen herab zum Vater, um dieſen um Vergebung zu bitten — aber der Alte war todt; die linke Schläfe war ihm zerſchmettert.

Ein bitteres Weh ſenkte ſich jetzt in die Seele Georg's. Einem Verzweifelten gleich rief er den Vater bei Namen, klagte ſich als deſſen Mörder an und flehete dann zum Himmel um augenblicklichen Tod. Lucie hatte Erbarmen mit dem Aermſten. Indem ſie ſeine Hand faßte, ſprach ſie zu ihm: „Georg Burk, Ihr dürft nicht in Stone-Byres bleiben. Mein Vater reiſet morgen mit mir nach Edinburgh; gebt mit uns dahin.“

Als Georg dieſe Worte hörte, glaubte er, ihm öffnete ſich ein Himmel. Noch nie war Lucie ſo zutraulich gegen ihn geweſen. Sein Blick ſchweifte über die beiden Opfer hin, die am Boden lagen; dann drückte er wie in Verzückung Luciens Hand, küßte ſie inbrünſtig und ſtammelte: „Ja, ja, ich will.“

Mittlerweile war ein Hürdenwächter, den der Schuß aufgeſchreckt haben mogte, herangekommen. Auf Georg's Anrathen entſendete Lord Graham ihn an den alten John Care, um dieſem das Vorgefallene mitzutheilen. Anfänglich wollte Georg bei der Leiche ſeines Vaters

bleiben, bis dieſe fortgeſchafft ſeyn würde, allein Lucie bewog ihn, ſie unverzüglich nach dem Schloſſe zu geleiten. Ehe der Jüngling dieſer Aufforderung folgte, knieete er nochmals neben ſeinen Vater und umhalſete dann das edle Thier, Tom Trick genannt.

Von dem Hürdenwächter geführt kamen eine Stunde ſpäter John Care, Hannah und etliche andere Dorfbewohner zu der Stätte des Schreckens. Burk's Leiche ward heimgetragen. Zwei von den Bauern wollten, mit Hülfe einiger aus Baumäſten leicht zu gewinnenden Hebeſtängen, das Pferd fortwälzen und in das Bergſtromgewäſſer ſtoßen, allein Hannah flüſterte einige Worte in das Ohr John Care's, trat dann zu dem todten Thiere hin, und verabſchiedete die Dienſtfertigen, indem ſie zu ihnen ſagte: „Habt Dank, liebe Nachbarn; für Tom Trick wird John Care ſorgen, und ich werde ihm dabei helfen.“

V.

Des Traumes Ausgang.

Karl der Zweite hatte endlich auf dem Throne Platz genommen, der durch ſo manche Erſchütterungen morſch geworden zu ſeyn ſchien. Freilich erkannte man allgemein die Herrſchaft des Königs an, doch war die verdeckte Gluth der Zwietracht noch keinesweges erſtickt, denn unter der glühenden Aſche barg ſich mehr als Ein verderblicher Funken. Zwar gab es keine offenen Feldſchlachten mehr, allein Einzelngefechte, deren Zahl ſich ſonder Maaß vermehrte, rafften Tag nach Tag Kämpfer von beiden Seiten hin. Das Ringen der Parteien war zu einem Ringen des Mannes mit dem Manne worden.

So ſtanden die Sachen in Edinburgh, als Lord Graham und deſſen Tochter in jener Hauptſtadt anlangten. Der Graf, als ein lebendes Erinnern an das glorreiche Mißgeſchick Montroſe's, ward mit offenen Armen von den geſammten ſchottiſchen Edlen empfangen, die durch die Wiedereinſetzung des Königs wieder zu ihrem ehemaligen Beſitzthum gelangt waren. Lucie überließ ſich anfänglich aller der Freude, die ihr der der Anblick einer großen Stadt — ihrer Geburtſtadt erzeugte. Georg, der bei Lord Graham den Dienſt eines Geheimſchreibers erhalten hatte und ſich in eine neue Welt voll Zaubers verſetzt ſah, berauſchte ſich in einer Hoffnung, deren Glanz aus der Ferne zu betrachten ihm Wonne war. Freilich wußte er nicht, welche Zukunft ſeine Liebe zu Lucien haben würde; dennoch verſchlang er die Hochgenüſſe der ſüßen Ungewißheit der Gegenwart.

Eines Morgens traf der junge Hochländer, als er das Gemach Lord Grahams verließ, mit Horaz Aſhley zuſammen. Nimmer hatten dieſe Beiden Zuneigung zu einander gefühlt, jedoch ihre Uebereinſtimmung in politiſchen Angelegenheiten hatte zwiſchen ihnen jene oberflächliche Freundſchaft entſtehen laſſen, die ſich in Zeiten öffentlicher Umwälzungen gemeinhin zu erzeugen pflegt. Horaz, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, ward Georgs nicht gewahr; Letzterer aber, der die Aufmerkſamkeit begrollte, die der Hauptmann im Hauſe Lord Graham's blicken ließ, bemerkte deſſen Nachſinnen, konnte ſich dasſelbe nicht erklären, und fühlte nun plötzlich in ſeinem Buſen die Qualen der Eiferſucht ſo heftig, daß er ſofort zu dem kühnen Unternehmen ſchritt, bei Lucien ſelbſt um Erklärung nachzuſuchen.

Er trat zu der Tochter ſeines Gebieters ein. Miß Graham ſaß, den Kopf geſenkt, als ränge ſie mit einem niederbeugenden Gedanken. Kaum erblickte ſie den Geheimſchreiber, ſo ſchritt ſie ihm entgegen, bot ihm die Hand, und bat ihn ſich neben ſie zu ſetzen.

„Ihr kommt zu guter Stunde,“ ſprach ſie, „ſo daß ich ſagen mögte, Gott hat Euch auserſehen, mir in jeder meiner Mißlichkeiten beizuſtehen. — Georg Burk, ich muß Euch abermals um einen Beweis Eurer Ergebenheit gegen das Haus Graham anflehen.“

Dieſe Eingangsrede konnte nur erfreulich für den jungen Schotten ſeyn; ſo alſo hörte er lieber zu, als daß er in Worte ausbrach. Lucie fuhr fort, indem ihre ſchönen Augen in Thränen ſchwammen: „Welchen traurigen Anblick,“ ſprach ſie, „gewährt doch eine Stadt, die vom Bürgerkriege heimgeſucht ward! Man wähnt in ihr den Feind getödtet, da er doch nur zu Boden geworfen liegt. Man glaubt an Frieden, und doch iſt dieſer Friede nichts als ein verſteckter Krieg; Keiner will als Beſiegter gelten und unterzeichnet daher nur mit Unwillen den Vertrag. Fortwährend müſſen die Sieger die Hand an's Schwert gelegt halten. Denkt Euch nur, Maſter Georg! heute früh ging Sir Horaz mit meinem Vater an dem Gaſthauſe der Minſtrels vorüber. Die Fenſter des Gebäudes röhnten von dem Lärm der Zecher, die höchſt verdächtige Trinkſprüche ausbrachten. Einer unter jenen wilden Gäſten, den man, wie mich dünkt, O'Neal nennt, und der durch ſeine aufrühreriſche Anhänglichkeit an dem Covenant berüchtigt iſt, rief den Sir Horaz zu ſich heran, bot ihm einen gefüllten Becher, und verlangte von ihm, in die rebelliſchen Trinkſprüche

der Gesellschaft einzustimmen. Statt aller Antwort warf Sir Horaz seinen Handschuh in das Gesicht des frechen Puritaners, und nun soll morgen früh ein Zweikampf zwischen Beiden stattfinden.“

„Nun?“ fragte Georg, den ein Grauen anwandelte, den eigentlichen Grund dieser Mittheilung Luciens zu erkennen.

„Nun,“ fuhr die Tochter des Grafen fort, ohne die innere Bewegung des Geheimschreibers wahrzunehmen, „mein Vater versichert, jener O'Neal sey ein so furchtbarer Schläger, daß Horaz, wenn er mit ihm ficht, zuverlässig getödtet werden wird.“

„Und worin könnte ich denn dem Sir Horaz Ashley nützlich werden?“

„Weiß ich's?“ gegenfragte Lucie, heftig berührt von dem kalten Tone, in welchem Georg gesprochen hatte; „und begreift Ihr nicht, daß ich Euch das Alles nur erzählte, weil ich hier alleinsaß und sann und fürchtete, und unsägliches Weh fühlte und glaubte, Mittheilung würde mir Erleichterung geben können? Freilich hat man mir gesagt, daß an der Sache nichts zu ändern wäre; dennoch glaubte ich nicht mich zu irren, wenn ich von Euch einige Trostesworte erwartete.“

„Gewiß nicht, gewiß nicht,“ versetzte Georg mit Zärtlichkeit. „So nehmt Ihr also recht lebhaften Antheil an dem königlichen Hauptmann?“

„Nun freilich! Wie könnte ich anders, wenn es den Gemahl gilt, den mein Vater mir bestimmt hat,“ antwortete die junge Gräfin ohne alles Bedenken.

„Und Ihr liebt ihn?“ rief Georg hastig.

„Wie ſollt' ich ihn nicht lieben? Wuchſen wir doch unter Einem Dache, unter Einer ſorglichen Pflege heran! Iſt er doch gleichſam mein Bruder, wie ich ſeine Schweſter bin!“

„Ja — ich begreife! Ihr ſollt die Gattin Aſhley's werden, und wollt daher nicht, daß dieſer ſterbe,“ entgegnete Georg, wie in einem Anfalle ſtillen Wahnſinns. „Wohlan, Sir Horaz, wird nicht ſterben; mindeſtens will ich alles mir Mögliche aufbieten ihn zu retten. — O'Neal iſt ein geübter Kämpfer, ſagt Ihr? Deſto beſſer, deſto beſſer! — Nicht wahr, Ihr äußertet vorhin, jener Streit habe ſich im Gaſthauſe der Minſtrels entſponnen?“

„So iſt's, Freund Burk. Aber was fehlt Euch —?“

„Mir?“ entgegnete der Gefragte, indem er haſtig aufſtand — „mir? Nichts, gar nichts. O, wenn Ihr wüßtet! — Ich hatte gehofft — ich wähnte — aber nein! ich wähnte nichts — ich hoffte noch nichts — Doch bin ich ſehr unglücklich, fürwahr! — Gott mit Euch, Miß Lucie! Gott mit Euch! — Betet für Sir Horaz Aſhley.“

Fort rannte Georg; Luciens Verwunderung hatte ihre höchſte Höhe erreicht. Das Mädchen trat an's Fenſter und blickte dem Enteilenden nach, ſo lange ihre Augen ihn erreichen konnten; Georg aber ſchauete nicht ein einziges Mal hinter ſich.

„Unglücklich iſt er?“ grübelte Lucie — — „unglücklich?“ — — —

Georg trat in das Gaſthaus, ließ ſich einen Schoppen Bier reichen, und fragte den Wirth, ob O'Neal wohl noch heute die Trinkſtube beſuchen würde.

„Das wird er sonder Zweifel," antwortete der Gefragte. „O'Neal ist einer meiner beßten Kunden, der mein Haus fast nur dann verläßt, wenn er sich schlafen legen will. Jetzt ist er beschäftigt seine Waffen in Stand zu setzen, die er morgen zu gebrauchen hat; um so mehr also läßt sich hoffen, daß er hier übernachten werde, damit er — — Seht, seht, da kommt er wahrhaftig schon!"

Georg hörte lärmende Stimmen und schallendes Gelächter, und gleich darauf trat ein Trupp lustiger Gesellen in die Trinkstube, warf sich auf die Bänke hinter und vor den Tischen, und nicht lange währte es so wanderten die Bierkrüge von Hand zu Hand. Der Schenkwirth bückte sich zu dem Ohre Georgs hinab, der in einem Winkel neben dem Fenster Platz genommen hatte, und flüsterte: „Seht ihr dort den Braungesichtigen mit dem zottigen Haar, in der Jacke von Büffelleder und dem schwarzen Bandelier, wie sich die ehemaligen Söldner Cromwell's trugen? Der ist O'Neal. Er stürbe wahrhaftig eher, als daß er ein seidnes Gewand, oder auch nur eine Bandschleife am Leibe trüge. Ich an Eurer Stelle bliebe für den Augenblick nicht hier; denn, offenherzig gesagt, Euer Anzug könnte leicht ihm Aergerniß geben."

„Ei!" versetzte der junge Burk mit einem Lächeln, das dem dienstfertigen Rathgeber einen eiskalten Schauer über den Rücken laufen ließ — „würd's mich doch in der Seele freuen, zu vernehmen, was O'Neal von meinem Anzuge denkt, denn der seinige mißfällt mir sehr, und eine Antwort werd' ich dem Sir wahrhaftig nicht schuldigbleiben."

Wilson, der Schenkwirth, hielt es nicht für gerathen, dies Gespräch weiterzuführen, und zog sich demnach zurück.

„Ich hab's Euch ja vorhergesagt," schrie O'Neal prahlend, „daß ich Einen nach dem Andern in's Gras strecken würde, so wie die Sense des Mähers die Kornähren plattlegt. Freilich wandle ich auf einer gefahrvollen Bahn und kann — wer weiß! — leicht erleben, daß ein erhobenes Beil auf meinen Nacken fällt, nachdem mir nichts übrig blieb als meine Klinge zu zerbrechen und ein letztes Gebet gen Himmel zu schicken. Dort oben aber werden die von mir dem Vaterlande dargebrachten Opfer zu Buche gestellt seyn, und ich habe gute Belohnung zu erwarten. Schon haben Ralph, Richard Holmes, Downing und Wittstead mit ihrem Leben den scheußlichen Triumph der Gottlosigkeit gebüßt, und morgen kommt die Reihe an Sir Horaz Ashley, an jenen Frauenknecht, der seine Fechthandschuhe mit Duftöl einschmiert und wie es heißt Montrose's Nichte ehelichen will. Bei'm Satanas! ich glaube nicht, daß der Zimperling jemals hienieden Hochzeit feiert."

„Weshalb nicht?" erscholl's im Tone bitteren Hohnsprechens aus dem Winkel neben der Fensterbrüstung, wo Georg Burk, wie wir wissen, Platz genommen hatte. Die Puritaner wendeten sich jenem Winkel zu; der Frager aber sprang auf.

„Zu wem sprach denn der Narr?" schrie O'Neal mit Geringschätzung.

„Ausschließlich zu Dir!" rief der junge Schotte, indem er seinen Handschuh in das Gesicht O'Neal's schleuderte. Ein Murren verhaltenen Zornes quoll aus dem Puritanerknäuel hervor; Georg Burk aber fuhr

gelaſſen fort: „Dieſer Handſchuh iſt durchduftet wie der Sir Aſhley's. Hier, Maſter O'Neal, habt Ihr eine gute Gelegenheit, Eure puritaniſche Kraft mit der Schwäche weibiſcher Frauenknechte zu meſſen. An's Werk alſo, Puritaner. Du haſt Deinen Degen, ich habe den meinigen — ſputen wir uns!"

„Nicht ſo haſtig, ich bitt' Euch," verſetzte der Geforderte. „Ich habe einer älteren Verpflichtung nachzukommen. Sir Aſhley hat den Vorrang vor Euch, und es iſt nicht mehr als billig, ihn zuerſt in's Gras beißen zu laſſen."

„Aufſchub iſt hier durchaus unſtatthaft," entgegnete der Geheimſchreiber, „denn noch heute Abend muß ich Edinburgh verlaſſen."

„Dieſer hirnverbrannte Geſell," ſagte O'Neal ſpottend zu ſeinen Genoſſen gewendet, „hat ſicherlich Herzdrücken und ſucht Einen, der ihn vom Leben helfe, und ich bin zu höflich, als daß ich ihm eine ſo geringe Dienſtleiſtung verſagen könnte. — „Zu Befehl," Herr! fuhr er gegen Burk fort; „Du aber, Wilſon, halt' mir ein gutes Abendeſſen bereit."

Der Knäuel wickelte ſich zum Gaſthauſe der Minſtrels hinaus; drüben am Meeresufer, da, wo O'Neal den Schauplatz ſeiner Prunkthaten aufgeſchlagen hatte, wählte man den Standort zum Zweikampfe.

Während dieſe Vorfälle ſich ereigneten, ſtrebte Lucie, erſtaunt über die Verblendung in der ſie bisher über den Gemüthszuſtand Georgs geweſen war, ſich des Verlaufs des Benehmens des Jünglings gegen ſie zu Stone-Byres, ſodann auf Loch-Tall und endlich auch in Edinburgh zu erinnern. Dieſe von einem ganz neuen

Gesichtspunkte aus angestellte Untersuchung enthüllte wie durch Zauberschlag dem Mädchen den wahren Herzenszustand des ihr so ergebenen, so gänzlich sich selbst verleugnenden jungen Schotten. Aus Stone-Byres erhielt sie ein Schreiben, das John Care an sie hatte abfassen lassen. Der arme Greis, dem Miß Graham nur dem Rufe nach bekannt war, hatte sich unterwunden sich geradezu an sie zu wenden, um seine Pflegetochter wenn möglich vor dem Sterben an brechendem Herzen zu bewahren. „Hannah," schrieb der Greis, „sehnte sich bis zum Todeserbleichen nach Kunde von Georg Burk, wagte jedoch nicht selbst danach zu forschen." Der Greis besaß mehr Muth als das Mädchen. Seine Zuschrift endete mit folgenden Worten:

„Seitdem Georg mit Eurem Vater weggezogen ist, Milady, hat er uns kein einziges Erinnerungwörtchen zukommen lassen. Er hat Stone-Byres, seinen Geburtsort vergessen, Stone-Byres, wo man ihn liebt — ja, Milady, wo man ihn liebt — denn die sanfte Hannah, die ihr so oft sahet, als ihre Augen strahlten und ihre Wangen rosig glüheten, welkt jetzt dahin. Seit mehreren Tagen ist sie so unaussprechlich leidend, daß ich nicht von ihrem Lager weichen kann, obwohl ich dennoch sehen muß, daß alle meine Pflege vergeblich bleibt, weil ein unbeschreiblicher Gram an dem Herzen des Mädchens nagt. Nur der Liebe göttliche Gluth vermag dies Herz am Leben zu erhalten. Verzeihung also, Milady, wenn ich Eure Beihülfe erflehe. Man hat mir soviel Gutes über Euch gesagt, daß ich Erfüllung meiner Bitte von Euch erwarte. Ich habe an Georg Burk geschrieben,

erhielt jedoch keine Antwort von ihm. Meine Verzweiflung und das Seelenleiden meiner Hannah nehmen also Zuflucht zu Eurem Mitleiden. Schafft, o theuerwerthe Herrin, daß Georg seinen ehrgeizigen Träumen entsage, und daß er zu uns zurückkehre, damit Hannah genesen könne!"

Lucie ward durch diesen Brief in einen Abgrund düsterer Gedanken versenkt, und es währte lange ehe sie zu einem Entschlusse kommen konnte. Wohl sah sie ein, daß sie nur ein Befehlwort zu sprechen brauchte, um Gehorsam zu finden; aber — sollte sie den jungen Burk anregen abzureisen oder zu bleiben? Sie ward in diesen Erwägungen durch ihren Vater und Sir Horaz unterbrochen.

„Wichtige Neuigkeit," rief Ersterer; „Horaz schlägt sich morgen nicht."

„Wie? und warum nicht?" fragte Lucie hastig.

„Weil sein Gegner nicht mehr am Leben ist," rief Sir Ashley.

„Georg hat ihn im Zweikampf getödtet," setzte Lord Graham hinzu.

Lucie wollte reden, allein die Worte starben ihr auf den Lippen. Lord Graham und Horaz ergossen sich in Lobreden auf Georg, und dann erzählte Horaz den Hergang des stattgehabten Kampfes.

Es ward Abend; Lucie zog sich zeitig in ihre Kammer zurück und sann in der Stille des Alleinseyns über Vergangenes nach, forschte in der Zukunft, befragte ihr Herz und rief dann:

„Ich liebe Ashley, jedoch Georg, und nur Georg ist Herr meines Geschickes!" Dann setzte sie sich und

ſchrieb an Georg, wie meine ſchöne Leſerin es im folgenden Abſchnitte dieſer Erzählung vorfinden wird.«

Mittlerweile verbreitete ſich in Edinburgh das Gerücht von dem Ende, das O'Neal ſo plötzlich gefunden hatte.

»O'Neal's Fall,« wehklagten die Abergläubiſchen unter den Puritanern, und deren waren viele, »iſt ein auf die ſtrafenswürdige Erde herabgeſenkter Schleier der Troſtloſigkeit — O'Neal iſt todt, und geſtorben für immer iſt auch der Covenant.

»Und ich,« ergänzte der Schenkwirth Wilſon den Klageruf, »ich ſehe mich um die Koſten eines guten Abendeſſens gebracht; geht's ſo fort, ſo muß ich meine Trinkſtube zuſchließen.«

VI.

Lucie Graham an Georg Burk.

»Ich habe Alles erforſcht. Ihr liebt mich und habt nimmer gewagt, es mir zu geſtehen. O, wie ſchelte ich jetzt mich ſelbſt, Euch nicht früher begriffen zu haben! Unbeſonnene, die ich war! ich bot Euch oft die Hand und ermunterte Euch, ohne es zu wollen, mir zu folgen, mir zu dienen — mich zu lieben. Weit entfernt aber, Euch nur den leiſeſten Vorwurf zu machen, Georg, beklag' ich Euch vielmehr, denn Ihr ſeyd durchaus nicht ſtrafbar, ſondern mein allein iſt alle Schuld. Betrachtet daher dieſe Zuſchrift nur als eine Erläuterung, die mir eben ſo nothwendig als Euch iſt. Sie legt Euch mein aufrichtiges Geſtändniß dar; leſ't dieſes und richtet mich.

Ja, Georg, ich wiederhol's Euch — denn lügen kann ich nicht — ich liebe Aſhley und werde von ihm geliebt. Unſere Vereinigung iſt der Traum unſerer Kindheit geweſen, und Trennung voneinander würde uns in unheilbares Weh verſenken; dennoch muß ich bekennen wie ich es fühle, daß Ihr eben ſo großes Anrecht auf mich habt als ſelbſt Sir Horaz, denn wer,

als nur Ihr, hat meinen Vater und mich bei unserer Ankunft in Schottland vor gewissem Untergange bewahrt? wer denn war jederzeit helfend zur Hand, wenn Gefahr uns bestürmte? wer warf sich jedesmal siegreich zwischen uns und unsere Feinde? wer erduldet jetzt sonder Klage das bittere Gefühl des Schmerzes über den entsetzlichen Tod seines Vaters? wem verdanken wir unser Leben, wem unseren jetzigen Wohlstand? O, Georg Burk! diese unsere Schuld ist groß, und welchen Preis Ihr auf Tilgung derselben setzen mögtet, wir sind bereit ihn zu zahlen.

„Ehe Ihr aber solche Zahlung fordert, denkt Ihr gewiß erst an sie, die zu Stone-Byres an brechendem Herzen daniederliegt, an die Euch frühere, zärtliche Neigung fesselt, der Ihr vermuthlich — ja gewiß — ewige Treue schwurt, und die nun einem beklagenswerthen Tode entgegenschmachtet. Glaubt Ihr, ich sage hier zuviel? Ihr werdet es nicht mehr glauben, wenn Ihr das Schreiben John Care's an mich, das ich diesen Zeilen beifüge, gelesen haben werdet. Es spricht von Hannah Cark. — Leset es, o leset es mit aller Euch zu Gebote stehenden Aufmerksamkeit und mit allem Zartgefühl Eures edlen Herzens. Zweierlei Zukunft beut sich Euch — zweierlei Glück ist Euch erreichbar — wählt, Georg Burk!“

VII.

Georg Burk an Lucie Graham.

„Ich habe mein Herz befragt — es sagte mir, ich sollte in Edinburgh bleiben; meine Vernunft gab mir keine Antwort; Gott aber befiehlt mir, nach Stone-Byres zurückzukehren — ich reise ab.

„Das Glück, welches Ihr mir bietet, soll mich nicht verblenden. Ihr liebt Sir Ashley; und dieser soll und wird mich nimmer zu Grausamkeit anregen. Ich suche Hannah Cark auf.

„Wohl bedarf ich aller meiner Kraft um in eben der Stunde zu fliehen, in welcher Ihr mich zu Euch einladet; jedoch ich fühle, daß das Heil meiner Seele mich mahnt, so schnell als möglich in mein Geburtdorf zurückzukehren. Seyd glücklich, edle Miß! Der Gedanke an Euer Wohlergehen soll mich in meiner Zurückgezogenheit trösten. Uebrigens reise ich ja nicht weg, ohne ein Andenken von Euch zu besitzen; mein ist ja Euer Brief, der mich einen tiefen Blick in Euer edles Gemüth thun ließ. Wie oft noch werde ich mit Stolz jenen Brief lesen! — Gott mit Euch, Miß Lucie!“

VIII.

Die Rückkehr.

Georg Burk war durch Luciens zarte Freimüthigkeit zu sich selbst zurückgebracht worden, und je weiter er sich von Edinburgh entfernte, desto mehr senkte sich das Fieber seines Ehrgeizes und seiner Schwärmerei für die Tochter des Grafen, und Hannah's Bild trat in den rührendsten Umrissen wieder vor seine Seele.

Mit hereinbrechender Nacht erreichte er Lanerk, wo er rasten wollte; jedoch die Ungeduld bemächtigte sich seiner in so hohem Grade, daß er kein Auge schließen konnte. Kaum schimmerte das Frühlicht, so verließ er das Städtchen und begrüßte mit einer kindhaften Freude die anmuthige Straße nach Stone-Byres. Wie jugendlich erschien ihm der Boden auf dem ihm tausend liebliche Erinnerungen erblüh'ten! wie feierlich schaueten ihn die Berge an, deren Echo seine Gebete wiederhallt hatte! Ihm war als versenkte sich all' sein bisheriges Leid in eine frühzeitige Verwirklichung der jüngst ihm gekommenen Hoffnungen. Als er in der Ferne die bläulichen Rauchwölkchen erblickte, die über den Dächern von Stone-Byres wirbelten, begann er seine Schritte zu mäßigen. Dieser Anblick war für ihn schon ein so großes Glück, daß er ein ferneres um so lieber aufsparen wollte. Der

Hügel, an welchem er so oft mit Hannah zusammengetroffen war, wies ihm die hohen Pappeln die denselben kränzten, wie sie vor dem Winde schwankten und sich in der Fluth des Clydeflusses spiegelten. Ihm war als säuselten die Schlanken ihm Worte zu, die außer ihm Niemand vernehmen könnte und die er schweigend in seinen Busen versenkte. Für ihn hatte die Natur in dieser köstlichen Stunde sich mit einem Prachtgewande bekleidet, so daß Alles vor seinem Blick eitel Freude und Bezauberung und Wonne war. Schon glaubte der Schwelgende er würde Hannah am Abhange der Höhe auf dem Rasen sinnend und schwermüthig wie an jenem Tage sitzend finden, an welchem er zum Erstenmale sich mit seinem Vater nach Schloß Loch-Tall begeben hatte. Aber Hannah war nicht da! Hastig schritt Georg Burk weiter; bald stand er in John Care's Wohnung. An der Schwelle trat ihm der Greis entgegen: „Dem Himmel Dank," flüsterte der Alte, „daß Du kamst — Hannah ist dem Tode nahe."

Georg konnte vor dem ihm gewordenen Schreck keinen Laut hervorbringen. Auf die Thür der anstoßenden Kammer deutend schien auf seinen Lippen die Frage zu schweben: „Darf ich zu ihr?"

„Sie schlummert jetzt," sagte John Care, der seines Gastes Handbewegung wohl verstanden hatte.

„Sie wird, sie muß genesen!" rief Georg. „Was sagt denn der Arzt?" setzte er mit Beklommenheit hinzu.

„Der Arzt gab sie auf," versetzte John; „Seelenleiden, sprach er, könne er nicht heilen."

Dies beängstigende Gespräch ward noch während einiger Minuten fortgeführt; dann kniete Georg am Lager der erwachten Hannah, die abgehärmt, bleich und hager dalag, als ob die erbarmungslosen Schwingen des Todesengels des Mädchens Stirn überwehten. Doch

wies dieſe Stirn ſich heiter; Hannah lächelte in ihrem Weh. „Georg — Georg!“ liſpelte ſie — —

Und mit der Rückkehr des reuigen Geliebten kehrte, wiewohl erſt nach vielen langen und bangen Tagen allmäligen Geneſens, Hannah's Geſundheit zurück. Georg's Nähe, Georg's Liebe, Georg's zarte Sorgfalt waren die Ärzte durch deren Wunderheiltränke das Mädchen wie zu einem neuen Leben erſtarkte. Nach etwa anderthalb Monaten wurden John Care und Georg Burk darüber einig, den Hochzeittag veſtzuſetzen und Hannah's Zuſtimmung zu gewinnen.

IX.

Ein Spaziergang.

Die junge Braut, auf deren Wangen die Roſen wiederzukehren begannen, durfte ſich zum Erſtenmale wieder in's Freie wagen. Welches Entzücken für Georg!

„Wohin denn gehen wir?“ fragte dieſer.

„Laſſ' uns damit anfangen, einen Beſuch bei Denen abzuſtatten, die uns geliebt haben,“ war die Antwort der Geneſenen. „Haſt Du mich nicht zu mehreren Malen nach der Grabſtätte Deines Vaters gefragt? Wohlan, ich führe Dich zu ihr, und wir beten dort mitſammen.“

Schweigend wandelten die Neuvereinten dem Friedhofe des Dorfes zu, und bald knieeten ſie an dem Hügel, unter welchem Burk der Puritaner ſchlummerte, nachdem er durch jähen Tod begangene Frevel gebüßt hatte. Des Sohnes Erinnerung an des Vaters Leben und letztes Ende miſchte ſich mit einer Schwermuth, die nur durch das jüngſt gewonnene Bewußtſeyn geſcheucht werden konnte, ſein an Hannah verübtes Unrecht noch zeitig genug wieder gutgemacht zu haben. Georgs Seelenfrieden ſtärkte ſich, nachdem der junge Manu ſich vom Gebete am Grabe ſeines Vaters erhoben hatte.

„Wir haben noch einen Weg zurückzulegen,“ ſagte Hannah — „Du vergiſſeſt ſonſt eines Deiner beßten und treueſten Freunde.“

Das Mädchen ſchlug den Weg nach Loch-Tall ein; Georg folgte. Jedoch anſtatt dem Schloſſe ſich zuzuwenden, lenkte Hannah ſeitab auf einen Pfad, den jemals betreten zu haben, Georg ſich nicht erinnerte. Plötzlich erwachte ihm das Gedächtniß, und vor ihm ſtand das Schauergemälde, in welchem er ſelbſt eine mithandelnde Perſon während der letzten Nacht geweſen war, die er in Stone-Byres zugebracht hatte. Er ſtand an jener Wegesecke, an welcher er durch einen raſchen und ſchauerlichen Entſchluß den Hinabſturz des Wagens verhütet hatte, in welchem Lord Graham und deſſen Tochter ſaßen, als vor ihnen drunten die Waſſer von Corra-Lynn brauſeten. Hannah zeigte in eine Vertiefung, von der der Abſturz unterbrochen ward. Ein Stein in derſelben deckte einen Grabhügel. In den Stein war ein Name eingeätzt, der einen Schauer durch Georgs Gebeine rieſeln ließ.

„Tom Trick!“ rief der Erſchütterte mit lallender Zunge—

„Er hat Dich gerettet, mein Georg,“ ſprach Hannah wie mit einer Engelsſtimme, „und daß Du noch lebſt und ich jetzt Dich mein nennen kann, verdank' ich ihm; und überdies haſt Du das edle ſchöne Thier geliebt! Konnte ich es da wohl in die Stromfluth werfen laſſen?“

Georg ſank zu Hannah's Füßen. Dieſer rührende Zug reinſter Herzensgüte ſank tief in des Liebenden Seele; er wollte Wort des Dankes ſprechen, aber die Stimme verſagte ihm.

Beſeligt wie jemals ein ſchwergeprüftes liebendes Paar es hat ſeyn können, kehrten Georg Burk und Hannah Cark nach Stone-Byres zurück.

Muß ich's noch erſt erwähnen, daß an ihrem Hochzeittage ihnen von Lord Graham und Lucie Aſbley ein reiches, Georgs Unabhängigkeit völlig ſicherndes Ehrengeſchenk des Dankes und des Glückwunſches auf ſo zarte Weiſe überſendet ward, daß Georg Burk, der Retter des Grafen und deſſen Tochter, es nicht ſonder Verletzung heiliger Gefühle hätte zurückweiſen können? Ich glaube nicht.

Der Enkel Sancho Panza's.

Eine Novelle aus Spanien.

„Y tan te he entendido, respondió D. Quijote, que he penetrado lo último de tus pensamientos, y sé al blanco que tiras con las innumerables saetas de tus refranes."

„*Don Quijote*," parte 2da, cap. 7mo.

„Und ich habe Dich so wohl verstanden, versetzte Don Quijote, daß ich in das Innerste Deiner Gedanken eingedrungen bin und das Ziel erkenne, auf welches Du die zahllosen Pfeile Deiner Sprichwörter abschießest."

„Don Quijote," 2r. Theil, 7s. Cap.

Als an einem Sommermorgen zwei junge, zu Salamanca ſtudirende Edelleute an den Ufern des Tormes ſpazierengingen, ſahen ſie unter einem Baume einen jungen Burſchen ſchlafend liegen, der etwa zwölf Jahre zählen mogte und in einem Bauerkittel ſteckte. Das lachende Antlitz des Burſchen erregte bei den Studenten ſolches Wohlgefallen, daß ſie ihn von dem ſie geleitenden Diener wecken ließen und ihn nach ſeinem Woher und Wohin fragten. Der junge Geſell rieb ſich die Augen und antwortete dann, wie er den Namen ſeines Mutterlandes nicht zu nennen wüßte, und nun Schritt nach Schritt zurücklegen wollte, um Salamanca zu erreichen, und daſelbſt einen Herrn zu finden, dem er unter der leicht zu erfüllenden Bedingung dienen mögte, daß dieſer ihn ſtudiren ließe.

„Kannſt Du denn ſchon leſen?“ fragte einer der jungen Edelleute.

„Ei, ich kann ſogar ſchon ſchreiben, Señor,“ verſetzte der Gefragte.

„In dem Falle,“ fiel der zweite Student ein, „iſt es alſo nicht Mangel an Gedächtniß, was Dich den Namen Deines Geburtortes vergeſſen ließ.“

„Ob Mangel an Gedächtniß, ob Mangel an Willen —“ rief der Knabe; „dennoch soll Niemand von mir den Namen meiner Heimath hören, bevor ich dieser nicht Ehre gemacht habe.“

„Und wodurch denkst Du dies zu bewerkstelligen?“ fragten beide Studenten wie aus Einem Munde.

„Durch Studiren! durch die Gelehrsamkeit, die ich erlangen und durch den Ruhm, den ich mir erwerben will“, versetzte der kleine Wanderer und fügte hinzu: „Hab' ich doch oft gehört, wie mein Großvater sagte: ‚Menschen nur sind es, aus denen Bischöfe gemacht werden.‘“

Die heitere Miene und das lebhafte Wesen des Knaben, zusammt dem Spitzigen in dessen Antworten gefielen den beiden Freunden so sehr, daß sie einig wurden, den Burschen in ihren Dienst zu nehmen und gemäß dem Universität-Herkommen ihm zu den von ihm gewünschten Freistudien zu verhelfen, zu denen so mancher arme Teufel nur gelangen kann, indem er den Diener vornehmer und reicher Studenten abgiebt,

Entzückt über die gute Aufnahme die die beiden Edelleute ihm zusagten, konnte der Bursch, im Ueberquillen seines Dankgefühles, sein Geheimniß nicht länger bewahren, sondern erzählte, während man weiter schlenderte, seinen beiden Gebietern, daß er im Dorfe Argamasilla de Alba, dem Geburtorte des großen und nimmer hoch genug zu preisenden Ritters Don Quijote von der Mancha, der Blume und dem Spiegel der irrenden Ritterschaft, das Licht der Welt erblickt hatte, und daß sein Großvater kein geringerer Mann gewesen war, als der nicht minder berühmte Stallmeister jenes glorreichen Ritters, der Gandalin jenes zweiten Amadis — mit

Einem Worte, der dicke, kugelige, ſchlichtherzige und ſtets frohgelaunte Sancho Panza. Er fügte hinzu, daß ſeine Mutter die nämliche kleine Mariſancha war, die ſo leichtfüßig vor dem Pferde des Edelknaben der Herzogin herſprang, und die vor lauter Rührung, als ihr Vater Statthalter ihr ſeine Geſchenke überreichte, ſich ſo tief vor ihm verneigte, daß ſie ihre Röcke naß machte. Dame Tereſa aber, unſers Burſchen Großmama, hatte trotz den ehrgeizigen Dünſten, die das Hirn ihres Mannes des Stallmeiſters ſo umnebelten, daß er die Tochter mindeſtens zu einer Gräfin machen wollte, ihre Mariſancha dem Sohn ihres Nachbars, eben jenen Lope Tocho, den derben und friſchen Burſchen zugeſagt, den die Kleine bereits mit recht günſtigen Augen anſah.

Sancho Tocho — ſo nannte ſich der Enkel Sancho Panza's — bedurfte, um den beiden Studenten ſein Geſchlechtsregiſter zu beweiſen, nicht erſt ſeinen Taufſchein oder eine ähnliche obrigkeitliche Beglaubigung vorzulegen; denn ſo wie mit der Vertraulichkeit ihm das Geplauder kam, ließ er, ohne etwaige, vom Alcalde oder „escribano" unterzeichnete Pergamente, ſeine Gebieter deutlich erkennen, daß er ein würdiger Sprößling jener Familie der Panza war, von denen der Pfarrer zu Argamaſilla geſagt hat, daß jeder von ihnen mit einem Schlauche voll Sprichwörter im Bauche zur Welt käme, und nur den Mund zu öffnen brauchte um ſie herausſtrömen zu laſſen.

Wenige Tage nach ihrem Zuſammentreffen mit Sancho Tocho hatten deſſen Gebieter dieſen in einen ſchwarzen, talarartigen Kittel geſteckt und führten ihn nunmehr, indem ſie ihn hinter ſich hergehen ließen, als Mitzögling der Hochſchule ein. Nicht viele Wochen ver-

gingen, ſo gab Sancho ſchon Beweiſe einer ſeltenen Faſſungkraft und eines ergiebigen Fleißes. Obwohl ämſig dem Studiren ſich widmend, bediente er ſeine Herren mit ſo vieler Pünktlichkeit und Ergebenheit, daß man hätte ſagen mögen, er habe nichts Anderes zu thun als ſein Dieneramt zu verwalten; und da er die beiden jungen Edelleute eben ſo ſehr durch ſeine Geiſtesvorzüge in Erſtaunen ſetzte, als er ihnen durch ſeine Anhänglichkeit und Treue gefiel, ſo geſchah es bald, daß Sancho aus dem Dienſtmanne der beiden Freunde der geachtete und fröhliche Geſellſchafter derſelben ward.

Kurz zu erzählen: Sancho Tocho verlebte auf dieſe Weiſe ſieben Jahre und erwarb ſich durch die Gelehrſamkeit, die er ſich aneignete, zu Salamanca ſolchen ehrenhaften Ruf, daß man männiglich ihn hochſchätzte, ja ihn den Studirenden, ſo hohen wie niederen Ranges, als Muſter aufſtellte. Er machte ſich mit der Gottesgelahrtheit und den Rechtswiſſenſchaften bekannt, beſonders aber zeichnete er ſich im Studium der Humaniora aus. Er beſaß ein wunderſames Gedächtniß, und da er dies durch die Pflege ſeines Geiſtes täglich bereicherte, ſo ſuchte man eifrigſt ſeinen Umgang nach. Endlich trat die Zeit ein, zu welcher ſeine Gebieter Salamanca zu verlaſſen und in ihre Heimath, eine der größeren Städte Andaluſiens, zurückzukehren hatten. Sie nahmen Sancho mit ſich, der zwar eine Zeitlang bei ihnen verweilte, jedoch zu ſehr ſich nach Fortſetzung ſeiner Studien ſehnte, daß er ſich nicht hätte nach Salamanca zurückwünſchen ſollen. Er bat daher ſeine Gönner um Erlaubniß, die Univerſität wieder beſuchen zu dürfen. Ihm ward nicht nur Geſtattung ſeines Geſuches, ſondern die beiden Edel-

leute beſchenkten ihn überdies ſo reichlich, daß er ohne jeglichen anderen Beiſtand ſich mindeſtens drei Jahre lang gegen die Alltagsſorgen des Lebens geſichert wiſſen konnte.

Sancho verabſchiedete ſich bei ſeinen Wohlthätern, indem er ihnen Worte des herzlichſten, aufrichtigſten Dankgefühles darbot, beſtieg dann ein gutes Maulthier und verließ Malaga, den Geburtsort der beiden Edelleute, von denen wir jetzt uns für ein Weilchen abwenden müſſen.

An der Senkung des Zambraſluſſes, auf dem Wege nach Antequera, begegnete Sancho einem Herrn zu Pferde, der ſich reich bekleidet wies und dem zwei galonirte, ebenfalls berittene Diener folgten. Die beiden Reiſenden begrüßten einander, geriethen dann in ein Geſpräch, und wurden einig, mitſammen zu reiſen, da ſie, wenigſtens für's Erſte, einen und denſelben Weg zurückzulegen hatten. Während ſie nun bald über Dies, bald über Jenes plauderten, ließ Sancho ſeine Witzesfunken ſprühen, der junge Cavalier aber ein offenes Gemüth und eine köſtliche frohe Laune blicken. Letzterer erzählte ſeinem Gefährten, daß er Infanterie-Capitän im Dienſte Seiner Majeſtät wäre und daß ſein „alferez“ oder Fahnenträger zur Zeit damit beſchäftigt wäre, ſeine Compagnie in der Provinz Salamanca zu regeln. Don Diego de Valdiria — ſo nannte ſich der Capitän — rühmte gar ſehr den Kriegerſtand und das Land, in welchem er ſich demſelben zu widmen hatte; er ſchilderte mit einem ſtarken Anfluge von Schwärmerei die Schönheiten Neapels, die Beluſtigungen Palermo's, die Feſtlichkeiten Mailands; kurz, er erhob das freie Soldaten-

leben und die Wonnen Italiens bis in die Wolken. Freilich schwieg er dabei von den Beschwerden des Dienstes, von den Gefahren bei einem Ansturme, von den Schrecknissen einer Schlacht, von der Hungersnoth mancher Belagerten und von allen sonstigen Widerwärtigkeiten, denen der Krieger preisgegeben zu seyn pflegt. Mit Einem Worte, er redete so viel und so eindringlich, daß unseres Sancho's Entschlüsse in Bezug auf ferneres Studiren lebhaft erschüttert wurden, ja, daß der junge Student bald das größte Wohlbehagen an einem Stande fand, der ihm so lachend und lockend geschildert ward.

Don Diego, den Wesen und Aussehen Sancho's entzückten, bat diesen dringend, ihn nach Italien zu begleiten, thäte er es auch nur aus Neubegier und um jenes berühmte Land einmal in Augenschein zu nehmen. Er bot ihm freien Unterhalt und sogar die Fahne seiner Compagnie an, aus der sein „alferez" binnen Kurzem auszutreten haben würde. Dies war mehr als es bedurfte, um Sancho zu bestimmen. Nach kurzem Bedenken hatte unser Student es sich deutlich gemacht, daß es ersprießlich für ihn seyn würde, Italien und Flandern und vielleicht noch mehrere Länder kennen zu lernen, indem weite Reisen den Menschen erfahrungreich zu machen pflegen. „Die drei oder vier Jahre, die ich auf solcher Wanderung hinzubringen haben werde, können mich, den Zwanzigjährigen, nicht zu alt werden lassen, als daß ich dann nicht noch meine Studien zu Salamanca würde fortsetzen können." Er entgegnete daher dem Hauptmann, daß er ihm mit Vergnügen nach Italien, jedoch nur unter der Bedingung folgen würde, daß er sich nicht unter die Fahne stellte, denn seine Freiheit

wollte und müßte er bewahren. Don Diego de Valdivia gab in dieſem Punkte willig nach, um ſo mehr, da Sancho dabei blieb, es ſtreite gegen ſein Gewiſſen und gegen das des Herrn Capitäns, wenn er, der Sohn der Wiſſenſchaften, ohne weitere Veranlaſſung, als die der Neuerungſucht, zur Fahne ſchreite. — „Möglich,“ verſetzte Don Diego, „daß ein Geiſtlicher ſo zart von Gewiſſen ſeyn müſſe; mir, dem Soldaten, will es jedoch nicht einleuchten. Uebrigens ſey es, wie Ihr's begehrt; wir wollen nichtsdeſtoweniger gute Freunde bleiben.“

Die Reiſenden übernachteten zu Antequera und trafen einige Tage ſpäter mit der bereits formirten Compagnie zuſammen, die den Weg nach Cartagena eingeſchlagen hatte. Mit ihr zogen unſere beiden Freunde weiter. Sancho hatte ſeinen ſchwarzen Rock an den Nagel gehängt, um ſich wie ein Kakadu in ein vielfarbiges Gewand zu ſtecken. Von den vielen zu Salamanca ihm gehörenden Büchern hatte er nur zwei Bändchen zu ſich geſteckt, nämlich das Gebetbuch „**Las Horas de la Virgen**“ und einen „**Garcilaso**“ ohne Commentar. Letzterer gilt bekanntlich noch allen gebildeten Spaniern für den Fürſten ihrer Poeten, obwohl er nur drei Eklogen, zwei Elegieen, eine Epiſtel, fünf Canzonen und etwa vierzig Sonette hinterlaſſen hat. Da Garcilaſo de la Vega Soldat geweſen war, und — beiläufig bemerkt — ſchon in ſeinem dreiunddreißigſten Lebensjahre um's Leben kam, ſo gab ſein Buch mit dem erwähnten Gebetbuch allerdings eine recht paſſende Taſchenbibliothek für unſeren Sancho ab, der halb als Gelehrter, halb als Krieger mit einer Armeeabtheilung in die Welt hinauszog, und mit ſeinem Freunde, dem Capitän, eher noch

als er es gern sah, zu Cartagena anlangte, so sehr behagte ihm das Etappenleben.

In der genannten Havenstadt bestieg man eine Galeere von der nach Neapel bestimmten Flotte. Von zweien Stürmen erfaßt, sah Sancho sich einmal an die corsicanische Küste und das andere Mal auf die Höhe von Toulon geschaukelt, bis er endlich den Hafen Genova's, der Schönen, erreichte. Mit seinen Gefährten an Land gestiegen, führte ihn der Capitän zuerst in eine an ihrem Wege befindliche Kirche, und von da in ein weltbekanntes Gasthaus, wo sie inmitten der Freuden einer köstlichen Mahlzeit ihrer auf dem Meere ausgestandenen Leiden zu vergessen bemüht waren.

Der ehrliche Sancho erstaunte über die vielen auserlesenen Speisen und über die mancherlei seltenen Weine, worunter die Tafel seufzte; auch bewunderte er das blonde Haar der Genueserinnen, das stattliche Wesen der Genueser, und vor Allem den wundersamen Anblick, den die Stadt gewährt, deren Häuser in dem Felsboden eingefugt erscheinen, wie Demanten in ihrer Goldfassung.

Am folgenden Tage schlug die Compagnie die Straße nach dem Piedmont ein; Sancho aber hatte nicht Lust diesen Marsch mitzumachen, denn er wollte nach Rom und Neapel zu Lande reisen, sodann über Venedig und Mailand zurückkehren, um endlich mit Don Diego in dessen Garnison, ob in Neapel oder in Flandern, wieder zusammenzutreffen.

Sancho begab sich nun nach Florenz über Lucca, eine kleine, aber wohlgebauete Stadt, wo die Spanier lieber gesehen und besser aufgenommen werden, als in irgend einem anderen Orte Italiens.

Von Florenz zog er über Rom und Neapel, von wo aus er Sicilien und dort besonders Palermo und Messina besuchte, jene Insel, die mit Recht die Kornkammer Italiens genannt wird.

Ohne Schritt nach Schritt den ferneren Wanderungen unsers Jünglings durch Italien zu folgen, sehen wir ihn sich in Ancona einschiffen und zu Venedig an Land steigen, wo der Reichthum der Einwohner, die weise Regierung und die reizenden Umgegenden der Stadt seine Aufmerksamkeit auf mancherlei Weise, jedoch jedesmal höchst angenehm fesselten. Wenig hätte gefehlt, daß die Vergnügungen, die Venedig ihm darbot, unserem wiß- und neubegierigen Reisenden diese Stadt nicht zu einer Insel Kelypso's machten, denn er schien hier seiner früheren Entschlüsse ganz und gar zu vergessen. Nach einem vierwöchentlichen Verweilen zu Venedig erreichte er über Ferrara und Mailand das Fort Asti an eben dem Tage, an welchem sein Freund Valdivia sich nach Flandern einschiffen wollte.

Nachdem Sancho Tocho in Gesellschaft des Hauptmanns Antwerpen erreicht, dann auch noch Gent und Brüssel besucht, und nunmehr das Verlangen, eine so lange Reise zurückzulegen, vollkommen befriedigt hatte, beschloß er nach Spanien zurückzukehren, um zu Salamanca seine Studien wieder vorzunehmen.

Dieser Entschluß ward so schnell ausgeführt als er gefaßt worden war, was freilich zu großem Mißbehagen des Capitäns geschah, der seinen Freund, den Studenten, dringend bat, ihm recht bald Nachricht von sich zu geben. Nach genommenem Abschied kehrte Sancho über Frankreich nach Spanien zurück, ohne jedoch auf seinem

Wege Paris zu berühren, weil dieſe Hauptſtadt von inneren Unruhen bewegt ward. In Salamanca ward unſer Jüngling von ſeinen Freunden wohl aufgenommen und ſetzte unter deren Beiſtande ſeine Studien mit ſo gutem Erfolge fort, daß er nach kurzer Friſt zu dem Diplom eines Licentiaten der Rechte gelangte.

Um dieſe Zeit ließ ſich, wie es in Univerſitätſtädten bisweilen zu geſchehen pflegt, zu Salamanca eine Dame von hochfahrendem Weſen und vornehmem Tone nieder. Es verſteht ſich wohl, daß des Landes Vögel herbeiflatterten, um an dieſer ſüßen Traube zu picken; ſo daß es in Salamanca kaum einen muffigen Schulfuchs oder ein noch ſo ausgehungertes Vademecum *) gab, von dem die Dame nicht mit zärtlichen Anträgen beſtürmt worden wäre. Unſerem Sancho erzählte man, die Señora habe Italien und Flandern bereiſet, ſo daß dieſer, um zu ſehen, ob er ſie vielleicht kenne, ihr ebenfalls einen Beſuch abſtattete. Die Folge hievon war, daß die Fremde ſich ſterblich in unſern Licentiaten verliebte; dieſer aber merkte nicht nur nichts davon, ſondern trug auch durchaus kein Verlangen, ſie zum zweiten Male zu ſehen. Die Dame jedoch wußte es zu veranſtalten, an einem dritten Orte mit ihm zuſammenzutreffen, wo ſie alsdann nicht ſäumte, ihm ihre zärtlichen Gefühle zu bekennen und ihm ſogar ihre Hand und ihr Vermögen anzubieten. Sancho aber, der ſich mehr mit ſeinen Büchern als mit irgend einem anderen Zeitvertreibe beſchäftigte, wies dieſen

*) Eine Spottbenennung, die man den Studenten nach dem Namen der Mappe beilegte, in der ſie ihre Collegienhefte mit in den Hörſaal nehmen.

Antrag zwar höflich, jedoch entschieden von sich ab. Die also Verschmähete, welche erkannte, daß Sancho nicht in den gewöhnlichen Netzen der Koketterie zu fangen war, beschloß Mittel anzuwenden, die sie für wirksamer und zuverlässiger hielt. Auf Anrathen einer in ihren Diensten stehenden Mohrin ließ sie unseren Licentiaten in einer eingemachten Quitte ein Tränkchen verschlucken, von dem sie abergläubisch genug wähnte, es besitze die Kraft, Jemandem Liebe zu einer gewissen Person einzuflößen; als ob es in dieser Welt Säftchen oder magische Worte geben könnte, die dem freien Willen des Menschen Gewalt anzuthun vermögen! Wohl haben Leute, die dergleichen Trugmittel anwenden, sich als Giftmischer anzusehen, wie sich dies denn auch aus dem Vorfalle mit unserem Sancho ergab. Der Arme hatte kaum die Quitte verzehrt, als er in heftige Krämpfe verfiel, die mehrere Stunden lang anhielten. Diesen folgte ein Fieber, in dessen Intervallen der Kranke zu mehreren Malen den Namen der Vergifterin ausstieß, und dabei zu verstehen gab, wie er eine Quitte verzehrt habe, an der er würde sterben müssen. Die Gerichte, hiedurch aufmerksam gemacht, entsendeten Häscher, um die Mörderin zu greifen, allein diese war in demselben Augenblick entflohen, in welchem sie von dem übeln Ausgang ihrer verliebten Unthat Kunde erhalten hatte.

Sancho mußte Monate lang das Bett hüten, während welcher Zeit er nicht nur abhagerte, daß er wie ein Gerippe aussah, sondern auch in einen trübseligen Irrsinn verfiel, der selbst dann nicht von ihm wich, als seine Körperkräfte nach und nach sich wiederherstellten. Der Unglückliche bildete sich nämlich ein, von Glas zu

seyn, und stieß jedesmal, wenn Jemand ihm nahe trat, das kläglichste Geschrei und die Flehensworte aus, fern von ihm zu bleiben, um ihn nicht etwa in tausend Stücken zu zerbrechen.

In der Absicht ihn von diesem Irrwahn zu heilen, warfen mehrere Personen sich über ihn hin, schlossen ihn in ihre Arme und wollten ihm so beweisen, daß er nichts weniger als zerbrechlich wäre; allein alles was man durch dies eben so grausame als verkehrte Mittel bewirkte, war, daß der arme Wahnsinnige sein gewöhnliches Geschrei so lange fortsetzte, bis er ohnmächtig zu Boden sank, um, wenn er sich wieder erholt hatte, hartnäckiger als je zuvor zu behaupten, er wäre nicht wie andere Menschen, sondern wäre vom Scheitel bis zur Sohle aus Glas gefertigt; man mögte ihm also nicht nahe kommen, mögte in einiger Entfernung von ihm zu ihm reden, mögte ihn fragen was man wollte, und er würde von Herzen gern, so gut er es könnte, darauf antworten, ja er würde besser als irgend Jemand darauf antworten können, „denn," fügte er hinzu, „da das Glas ein zarter und durchsichtiger Stoff ist, so muß die Seele rascher und erfolgreicher durch denselben hindurchwirken, als durch die aus Knochen und Fleisch gebildete, undurchsichtige und schwerfällige Masse des gemeinen Menschenkörpers."

Um diese seine Folgerung auf die Probe zu stellen, legten mehrere Personen ihm verschiedene und zum Theil höchst schwierige Fragen vor, die er jedoch mit so vielem Scharfsinn beantwortete, daß er dadurch das Erstaunen der gelehrtesten Doctoren der Universität erregte, die miteinander nicht begreifen konnten, wie ein Mensch, der

von einem ſo ausgezeichneten Irrſinn ergriffen worden war, ſo treffende Antworten zu geben vermogte.

Sancho bat, man mögte ihn mit irgend einer Hülſe für das zerbrechliche Gefäß ſeines Körpers verſehen, damit man ihn nicht etwa enge Kleider anzöge und ihn dabei zertrümmerte. Man reichte ihm alſo einen weiten hemdartigen Kittel von dunkelgefärbtem Wollenzeuge, in den er behutſam hineinkroch und ihn ſich mit einer langen baumwollenen Schnur um den Leib herum beveſtigte. Seine Füße ließ er unbekleidet, und Speiſe und Trank nahm er nur an, wenn man ihm dieſelben in ein Körbchen legte, das an einem langen Rohr beveſtigt ward, welches er in der Hand hielt. Früchte, rohe oder gekochte, wie die Jahreszeit es geſtattete, waren ſeine hauptſächlichſte Nahrung; Fleiſch und Fiſch aß er durchaus nicht mehr, und er trank dabei nichts als Waſſer.

Eine Zeitlang hielten ſeine Freunde ihn wie einen Gefangenen, ohne jedoch es ihm an Pflege fehlen zu laſſen; als ſie aber ſahen, daß ſein Irrſinn nicht von ihm ließ, ſo beſchloſſen ſie den Bitten des Armen nachzugeben, und ihn frei umhergehen zu laſſen. In den Straßen ging er nun ſtets in der Mitte, um nicht etwa von einem herabfallenden Dachſteine zerſchmettert zu werden. Gemeiniglich ſtreifte er vor dem Thore der Stadt umher, brachte die Sommernächte unter freiem Himmel zu, und ſorgte, wenn er wegen des Wetters in einer Herberge übernachtete, ſtets für ein reiches Strohlager, in das er ſich bis an die Zähne verkroch, weil Stroh, wie er ſagte, die beßte Hülle für gläſernes Geräth abgäbe. Donnerte es, ſo zitterte er erbärmlich und eilte zur Stadt hinaus, bis das Unwetter vorüber ſeyn würde.

Er ſelbſt legte ſich den Namen Licentiat Vidriera (zu deutſch: Glaskaſten) bei, um Jeden, der dieſen Namen hören würde, zur Schonung und zum Mitleiden zu bewegen. Anfänglich half ihm dies jedoch nicht bei Allen, denn die Gaſſenbuben foppten ihn weidlich, ſchalten ihn, ja warfen ihn wohl ſogar mit Sand und Steinchen, bis ſie endlich durch erwachſene Perſonen an dieſem ihren Frevel verhindert, ja bisweilen gar für denſelben geſtraft wurden.

Inzwiſchen fand Sancho ſelbſt allgemach Mittel, jene Angriffe von ſich abzuwehren, denn er wendete ſich, ungeachtet der fixen Idee, die ihn beherrſchte, der Gewohnheit wieder zu, durch die er ſchon als Knabe ſich ausgezeichnet hatte — er ſprach faſt beſtändig in Sprichwörtern. Durch Sprichwörter beantwortete er die ihm vorgelegten Fragen; Sprichwörter dienten ihm zum Rathgeben, und da er deren in Menge vorräthig hatte, reichte er zur Genüge damit aus. Die Sprichwörter — ganz ſo wie ſein Großvater wegen des unmäßigen Gebrauches geſagt hatte, den dieſer mit denſelben machte — ſchlugen ſich in ſeinem Munde, welches von ihnen zuerſt aus dieſem herauskommen würde. Ja, der würdige Enkel Sancho Panza's hielt ganze Geſpräche und Reden ab, ohne etwas Anderes als Sprichwörter hören zu laſſen, die ſich aneinanderreiheten wie Perlen auf einer Schnur, oder wie die Körnerchen eines Roſenkranzes. Dieſe neuwiedergekehrte Sucht unſers Licentiaten Vidriera erregte bald eben ſo großes, ja größeres Aufſehen, als ſein Irrwahn. Die Gaſſenbuben hörten auf ihn zu necken und zu quälen, weil ſie lieber ſeine Worte einſammelten, als Steinchen nach ihm warfen, und ver-

ständige Leute folgten ihm auf seinen Streifereien durch Stadt und Umgegend, um theils ihn zum Reden zu bewegen, theils um ihm zuzuhören; ja, mancher geistesarme Student, mitunter auch mancher ernste Professor, zog seine Schreibtafel hervor, um die Aeußerungen des vernünftigen Narren Vidriera niederzuschreiben, und eben dieser Umstand ist Ursache worden, daß wir dieselben hier mittheilen können.

Eines Tages fragte man ihn: „Licentiat Vidriera, warum redet Ihr beständig in Sprichwörtern? was bewegt Euch, Euch auf andere Weise als die gewöhnliche auszudrücken?“

„Sprichwörter,“ versetzte Sancho, „sind kurzgefaßte Erfahrunglehrsätze. Seit Salomon, der die Sprichwörter der Juden sammelte, gelten sie für die Weisheit des Volkes, und unser Poet Quevedo nennt sie „kleine Evangelien“, um erkennen zu lassen, welchen Glauben man ihren Lehren schenken soll. Ich will nicht nach gewohnter Weise reden, will nicht zur Fastenzeit tafeln, will nicht an der Pest sterben. Uebrigens redet der noch nicht immer, der da antwortet; und welche Frage man mir auch vorlege, meine Antwort wird jederzeit kurz seyn, sobald ich sie mittelst eines Sprichwortes gebe — Gelehrten ist gut predigen.“

„Nun,“ fing der Frager wieder an, „so sagt mir, Señor, was ich thun muß, um glücklich zu seyn?“

„Höre, was Einer unserer Vorfahren hierüber sprach,“ versetzte Sancho: „Willst Du einen guten Tag haben? Barbiere Dich! Einen guten Monat? Schlachte ein Schwein! Ein gutes Jahr? Verheirathe Dich! Ein gutes Leben? Werde Pfaffe!“

„Das Letztere that ich,“ fiel ein Individuum ein, das, in einem Mönchskittel steckend, die Kapuze tief über das Gesicht gezogen hatte; „allein ich mögte wissen, welcher Mensch der glücklichste auf dieser Welt ist.“

„Nur Einen kenn' ich, der es wirklich ist“, antwortete unser Licentiat, „und den Einen kann ich nicht anders als „Nemo“ nennen; denn fürwahr: „Nemo novit patrem; nemo sine crimine vivit; nema sua sorte contentus; nemo ascendit in coelum.“ *)

„Ich mögte wissen,“ sagte ein junger Student, „was ich thun muß, um weise zu seyn.“

„So bedenke,“ belehrte ihn Sancho, „das dreifache „Viel“ und das dreifache „Wenig“, wodurch des Menschen Verderben herbeigeführt wird — viel reden und wenig wissen, viel ausgeben und wenig haben, viel beanspruchen und wenig werth seyn.“

„Was muß ich denn thun, wenn ich reich werden will?“ fragte ein Krämer, der aus seiner Bude herausgetreten war.

„Nichts leichter als das,“ versetzte Sancho, „denn man ist nicht arm, wenn man wenig hat, wohl aber ist man es, wenn man viel begehrt. Fällt Dir ein Erbtheil zu, so theile nach Brüder Weise, und sprich: „Mein Antheil ist mein, und Dein Antheil gehört uns Beiden.“ Bekleidest Du ein öffentliches Amt, so sprich: „Wer das Oel ausmisset, behält Fett an den Händen.“ Da Du aber ein Krämer bist, so mach's wie die Henne,

---

*) Niemand kennt seinen Vater; Niemand lebt ohne Missethat; Niemand ist mit seinem Geschick zufrieden; Niemand fährt gen Himmel.

ſie verſchluckt ein Körnchen nach dem andern, dennoch füllt ſich ihr Kropf, denn „Viele Wenig“ machen „Ein Viel“. Und dieſer letztere Weg iſt der ſicherere Weg; denn wer innerhalb eines Jahres reich werden will, wird binnen ſechs Monaten gehenkt.“

„Was ſoll ich aber thun?“ fragte ein Gallego *), der über ſeine nackte Schulter hin einen Strick hangen hatte — „ich, der ich nichts als meine nackten Arme beſitze?“

„Arbeite,“ entgegnete ihm unſer Sprichwörtler; „wem die Hacke nicht fehlt, der kann auch einen Mantel ſein nennen!“

Anderen Tages kam ein Knabe zu Sancho gelaufen und rief kläglich: „Ach, Señor Licenciado, thue ich nicht wohl, wenn ich meinem Vater entlaufe, da er mich tagtäglich um der geringſten Kleinigkeit willen ſchlägt?“

„Sieh Dich vor, mein Söhnchen,“ war die Antwort: „Schläge der Aeltern bringen uns Ehre, wohingegen die Schläge des Henkerknechtes Schande bringen. Der Hufſchlag der Stute thut ihrem Füllen kein Leides an. Wählſt Du den Weg der Landſtreicher, ſo ſtiebleſt Du erſt eine Nadel, dieſe führt Dich zum Ei, das Ei zum Ochſen, und der Ochs an den Galgen.“

In dieſem Augenblicke kam des Burſchen Vater dahergerannt, und packte den entlaufen geweſenen Sohn bei'm Ohre, um ihn mit nach Hauſe zu nehmen; Sancho aber rief ihm nach: „Und Ihr, Señor, wenn Ihr Euren Knaben ſchlagt, ſo bedenkt, daß der Stock den Guten ſchlimm und den Schlimmen noch ſchlimmer macht!“

---

*) Ein Bewohner der ſpaniſchen Provinz Galicien.

Ein Lakei in ſtattlicher Liverei trat mit den Worten herzu: „Ich denke meinen Herrn zu verlaſſen und ein beſſeres Unterkommen zu ſuchen.“

„Warum willſt Du von Deinem Herrn weggehen?“ fragte Sancho. „Iſt Dein Herr einer von Denen, die da ſprechen: „Gieb Deinem Knechte nicht ſatt Brotes, damit er keinen Käſe von Dir begehre“?

„So iſt's,“ verſetzte der Lakei; „mein Herr kleidet mich gut, aber er nährt mich ſchlecht.“

„Verläſſeſt Du dieſen Herrn,“ entgegnete Sancho, „ſo wirſt Du zu einem andern kommen, der Dich ſchlecht nähren und nicht beſſer kleiden wird, als er Dich nährt. Dich wird alſo mehr frieren, ohne daß Dich weniger hungert. Vergiß nicht jenes Weltweiſen Worte: „Ich verſchüttete unreines Waſſer, ohne reines Waſſer zu haben, und es reuet mich; ſo ſpringt ein Heering aus der Bratpfanne und fällt in das Kohlenfeuer.“ Zudem bedenke: „Wohin könnte ein Zugthier ſich wenden, ohne vorgeſpannt zu werden?“

Als der Dienſtmann ſich entfernt hatte, näherte ein Mann in reifem Alter ſich unſerem Sancho ſo weit, als der Stab es geſtattete, mit dem bewaffnet dieſer jederzeit einherging, um die Frager von ſich fern zu halten. Der Mann fragte mit einigem Geheimthun: „Welchen Rath und was für einen Troſt mag ich wohl einem meiner Freunde geben, deſſen Frau mit einem anderen Manne entlaufen iſt?“

„Fordr' ihn auf,“ antwortete unſer Weiſer auf der Gaſſe, „Gott zu danken, weil dieſer in ſeiner Barmherzigkeit es zuließ, daß Dein Freund von ſeiner Feindin getrennt ward.“

„So ſoll mein Freund ſein treuloſes Weib nicht aufſuchen, um ſie wieder zu ſich zu nehmen?“

„Möge er ſich hüten es zu thun, wenn er nicht lebenslänglich die Beweisführung von ſeiner Schande um ſich haben will!“

„Licentiat,“ fuhr der Freund des beſtohlenen Ehemannes fort, „weil wir doch eben von ſolchen Dingen reden, ſo ſagt mir, ob ich wohl daran thue, wenn ich mich verheirathe?“

„Ihr, mit Euren weißen Haaren?“ rief Sancho. „Iſt ein verliebter Greis doch nichts als ein blühender Winter! Zudem iſt altes Heu oft ſchwer in Flammen zu ſetzen, ſchwerer aber noch iſt es zu löſchen, wenn es einmal brennt. Ihr hofft wohl in der Ehe fett zu werden, damit man von Euch ſagen könne: „Wer im Alter fett wird, verlebt eine doppelte Jugend.“

„Scherzt nicht, Señor Licenciado,“ fiel der Frager ein; „die Dame, die ich ehelichen mögte, iſt mit mir von gleichem Alter.“

„Nun,“ verſetzte Sancho, „iſt ſie dabei kokett, ſo wird es von ihr heißen: „Eine tanzende Alte wühlt viel Staub auf“. Iſt ſie es nicht, ſo wird ſie ſich mit den Liebesangelegenheiten Anderer befaſſen, und das Sprichwort wahrmachen: „Taugt's Weib nicht mehr als Topf, ſo dient es doch als Deckel.“

„Was heißt denn heirathen, Señor?“ fragte ziemlich keck ein Dirnchen, das ſich noch von der Hand der Mutter führen ließ.

„Mein Kind,“ verſetzte Sancho ſehr ernſthaft: „Heirathen heißt ſpinnen, Kinder gebären und weinen.“

„Wenn man aber nun einmal verheirathet iſt,“ fragte haſtig des Dirnleins Mutter — „was muß man alsdann thun, um ſich die Liebe des Mannes zu ſichern?“

„Erſtens,“ antwortete Sancho — „erſtens wenig reden, denn Rauch und Weibergeträtſch treiben den Ehemann zum Hauſe hinaus; zweitens viel arbeiten, denn eine Frau, die nicht ſpinnt, hat ſtets ein ſchlechtes Hemd an, und kennte ſie den Werth des Spinnrades, ſo würde ſie es ſelbſt bei Mondſchein zur Hand nehmen; drittens ſanft ſeyn, denn durch das Blaſen wird die glimmende Kohle glühend und bös Wort facht den Zorn an; viertens nicht glänzen wollen im Aeußern, denn Weiber und Kirſchen ſchminken ſich zu eigenem Verderben; fünftens daheimbleiben, als ob beide Beine gebrochen wären, denn: „Hüte Dich vor der Gelegenheit, ſo wird Gott Dich vor der Sünde bewahren.“

„Gute Lehren für die Frauen!“ rief ein daneben-ſtehender junger Ehemann; „aber was werd' ich zu beobachten haben, um gut mit meinem Weibe fortzukommen?“

„Laßt Euer Weib Allen befehlen, die in Eurem Hauſe ſind,“ ſagte Sancho, „nur leidet nicht, daß Eure Frau Euch ſelbſt unter Commando habe, denn übel geht es da her, wo die Scheide dem Degen gebieten will. Wollt Ihr mit Eurer Gattin Euch berathen, ſo gedenkt des Sprichworts: „Erſt frage Dein Weib um Rath, und dann folge Deinem eigenen Rathe.“ Habt Ihr ein Geheimniß zu bewahren, ſo weichet nicht von dem Grundſatze: „Iſt Dein Weib ſchlecht, ſo mißtraue ihr, iſt ſie gut, ſo vertraue ihr nichts.“ Die Einen ſagen: „Die Frau und das Maultbier folgen, wenn man ſie ſtreichelt, und Frau und Ziege ſoll man an lange Leine binden,

denn zu viel Eifersucht weckt oft schlummerndes Mißtrauen.“ Andere hingegen sprechen: „Wer sich zu Honig macht, den fressen die Fliegen, während dem kochenden Topfe keine Fliege zu nahe kommt.“ Ich halte es mit diesen, denn vor verriegelter Thür kehrt Satanas um. Verschlossener Koffer giebt ruhiges Gemüth. Das Weib ist wie's Ei; je mehr man's schlägt, desto appetitlicher wird es. Vor allen Dingen aber gönnet Eurer Frau daheim anständige Belustigungen, denn aus der Langenweile Flüsterworten setzen des Teufels Rathschläge sich zusammen.“

Die Kunde von Sancho's seltsamer Geistesabirrung, mit der sich doch so viel Scharfsinn verband, so wie von seiner beständigen Anwendung von Sprichwörtern, wodurch er tagtäglich Personen aus allen Ständen um sich her versammelte, verbreitete sich bald außerhalb Salamanca's, so daß sie bis an den Königshof drang, der sich damals zu Valladolid befand. Ein vornehmer Herr, dem sie ebenfalls zugekommen war, beauftragte einen seiner Freunde, der zu Salamanca ansäßig war, ihm den unterhaltenden Narren zuzuschicken. Der Freund bedurfte nicht lange Zeit unseren Sancho aufzufinden; unter freiem Himmel redete er ihn an.

„Vernehmt, Herr Licentiat,“ sprach er, „daß ein großer Herr am Hofe Euch kennen lernen mögte und Euch bei sich erwartet.“

„Entschuldigt mich,“ lautete Sancho's Antwort; „ich tauge nicht in die Paläste, denn ich bin schüchtern und verstehe nicht zu schmeicheln. Zudem habe ich sagen hören: „Stütze Dich auf einen Hofherrn nicht vester, als auf ein morsches Geländer!“

„Mein Gönner, der Euch zu sich einladet, ist unfähig Euch zu betrügen,“ fiel der Vermittler ein.

„Das kann seyn,“ versetzte Sancho; „ich aber habe ferner sagen hören: „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.“ So unbedeutend ich auch bin, so nehme ich dennoch in der Welt einen Standplatz ein, Jede Ameise hat ihren Zorn, jedes Haar wirft seinen Schatten auf die Erde und jeder Hahn krähet auf seinem Misthaufen. Zudem habe ich so meine eigene Lebensweise; Jeder tödtet auf seine Weise die Flöhe, und Jeder ist, wenn er sich nicht selbst verschlimmerte, so wie Gott ihn geschaffen hat. Was sollte ich auch in der Nähe eines mächtigen Mannes machen! Fällt der Stein auf den Krug, so ist's schlimm für den Krug, und fällt der Krug auf den Stein, so ist's wieder schlimm für den Krug. Uebrigens möge es Euerem Gönner nicht einfallen, mich mit Gewalt holen zu lassen: er würde nichts dadurch gewinnen, denn ich würde dann kein Wort mehr reden. Dreißig Mönche sammt ihrem Prior vermögen nicht Einen Esel gegen seinen Willen zum Schreien zu bringen.“

Endlich gelang es dem Freunde des Hofherrn doch, unseren Sancho zur Reise nach Valladolid zu bewegen. Mit großer Vorsicht ward dieselbe unternommen. In einen der beiden Tragekörbe, mit denen man die Maulthiere zu bepacken pflegt, ward unser Licentiat gesteckt und eben so sorglich in Stroh gewickelt, als die Flaschen und Gläser, womit man den anderen Tragkorb füllte. Nach drei Tagen traf man in Valladolid ein, wo Sancho in dem Vorhofe eben des Palastes, den der vornehme Herr bewohnte, höchst behutsam ausgepackt wurde, um

sofort die Begrüßung seines nunmehrigen Wirthes in Empfang zu nehmen.

„Seyd willkommen, Señor Vidriera,“ sprach der Oberkämmerer des Königs. „Wie behagte Euch die Reise und wie steht es um Eure Gesundheit?“

„Jede Reise ist behaglich, sobald sie ihr Ende findet,“ antwortete der Licentiat, „im Fall sie nicht eine Reise zum Galgen ist, und was meine Gesundheit betrifft, so ist Alles Leben, bis der Tod ihm nahe tritt.“

Sancho erhielt eine Wohnung im Palaste des Hofherrn, und da man ihm, wie zu Salamanca, die Freiheit ließ zu jeder Tagesstunde in seinem groben Kittel und mit seinem langen Rohrstabe die Stadt zu durchstreifen, so ward er bald eine allbekannte Person, der Hunderte von Fragern nachzogen.

Unter diesen Vielen bemerkte Sancho eines Tages einen gewissen andalusischen Maulhelden, der auf dem Hute mehr Federn trug, als ein Strauß ihrer im Schweife hat, und dessen linke Hand beständig beschäftigt war, die Enden eines borstigen Schnauzbartes aufwärts zu streichen, während seine rechte Hand auf dem Griffe seines langen Rappiers ruhte, dessen Spitze ihm den Rockschoß bis über die Hüfte hinauf in die Höhe gehoben hielt.

„Señor Don Baladron,“ redete Sancho ihn an. „Ihr seyd ein Neuling in dieser Stadt; kamet Ihr etwa her, um ein Weib zu nehmen? In diesem Falle muß ich Euch sagen, daß der, welcher weit wandert, um zu heirathen, entweder betrogen wird oder selbst betrügen will.“

„Verzeiht, Señor Licenciado,“ sagte der Raufbold, „nicht deswegen kam ich hieher; wohl aber kam ich, um ein Amt nachzusuchen.“

„Dann muß ich Euch die Bemerkung machen,“ versetzte Sancho, „daß schon Mancher, der nach Wolle ging, geschoren nach Hause kam.“

„Hoho!“ rief der Großsprecher, indem er unseren Weisen auf der Gasse mit Zornverachtung anblickte: „Die Herren am Hofe werden sich hüten, einen Anderen mir vorzuziehen, nachdem ich ihnen meine Bittschrift überreicht habe. Man kennt mich jetzt hier!“

„Die Stinkpflanze, Großsprecherei genannt, mag wohl Blüthe zeigen, aber Früchte bringt sie nicht,“ entgegnete Sancho, so daß die umstehenden Lacher wahrlich nicht auf Seite des Andalusiers waren, der mit Hahnenschritten von dannen stapfte, wie jener Prahlhans, von dem Cervantes schrieb:

„Y luego incontinente
Caló el chapeo, requirió la espada,
Miró al soslayo, fuese, y no hubo nada.“ *)

Einer aus der Menge trat hierauf zu dem Licentiaten und sagte: „Señor Vidriera, warum habt Ihr den edlen Herrn, der da hinwegschreitet, so haselirt? Ist es nicht rechtschaffen von ihm gedacht, sich in der Welt weiterzubringen und Stufe nach Stufe hinanzusteigen, um dem Beherrscher des Landes so nahe als

*) „Und unverzüglich
Stülpt' er den Hut auf, griff nach seinem Degen,
Schielt' um sich, ging, trat Keinem mehr entgegen.“

möglich zu kommen? Auch ich habe mein Geburtſtädtchen verlaſſen, um mein Glück am Hofe zu ſuchen.“

„So gehört Ihr zu Denen,“ verſetzte Sancho, „von denen man ſpricht: „Während ſie bedenken, wohin ſie gehen, vergeſſen ſie, von wannen ſie kommen.“ Oder Ihr ſeyd zu Denen zu zählen, von denen man ſpricht: „Kommt ihnen die Glorie, ſo ſchwindet ihnen die Memorie,“ und: „Gott ſchenkt der Güter viele an unſere Freunde, aber nimmer ſo viele, daß ſie uns nicht verkennen ſollten.“ Ich aber ſage zu Euch, wie zu allen Ehrſüchtigen: „In großen Waſſern giebt's reichen Fiſchfang, nur hüte man ſich, ihnen auf den Grund zu kommen. Wachſen der Ameiſe Flügel, ſo geſchieht es, damit ſie von den Vögeln gefreſſen werde. Auch rufe ich Euch zu wie dem Pfau: „Betrachte Deine Füße, ſo wird Dir das Radſchlagen vergehen.“

„Aber, Señor,“ entgegnete der Abenteurer, „ich bin adeliger Abkunft, denn ich ward in Aſturien geboren; ich beſitze Talente, denn ich ſtudirte zu Salamanca; ich bin muthig, denn in der Schlacht bei Peñafuerte habe ich Wunder von Tapferkeit verrichtet; ich — —“

„Genug, genug!“ fiel ihm der Licentiat ein; „verſchont uns mit der Litanei von Euren Großthaten, denn wozu Gekakel, wenn doch kein Ei gelegt werden kann? Jeder Caplan rühmt ſeine Reliquien, ſo wie jeder Töpfer ſeine Tiegel, vollends wenn ſie Riſſe haben.“

„Ich, werther Herr,“ nahm ein Anderer von den Umſtehenden das Wort — „ich bin beſcheidener in meinen Anſprüchen. Während Jener ſein Städtchen verläßt, um am Hofe zu leben, verlange ich nichts weiter,

als den Hof zu meiden und mich mit einem geringen Aemtchen in einem Dorfe zu begnügen.“

„Das iſt klug gedacht,“ ſagte Sancho; „beſſer iſt's, wenn ein Eſel mich trägt, als wenn ein Pferd mich abwirft. Lieber mögt' ich der Kopf einer Maus, als der Schweif eines Löwen ſeyn. Wer bei Wenigem zufrieden lebt, dem iſt ein Viel erwachſen. Zudem iſt ein Sperling in der Hand mehr werth, als eine Taube auf dem Dache, und heut' ein Ei ſättigt mehr, als morgen ein Huhn.“

„Habt Dank für dieſe Eure Rathſchläge, Señor Licenciado,“ verſetzte der Angeredete. „Mögtet Ihr mir aber nicht noch ſagen, wie ich es anzufangen habe, um mäßigen Anſprüchen Genüge zu gewinnen?“

„Zuvörderſt“, ſprach Sancho, „hängt Euren Mantel nach dem Winde. Dann ſucht keine Feigen auf Diſteln; betet mehr zu Gott, als zu den Heiligen, denn wo Gott nicht will, da werden die Heiligen zu Stümpern. Vergeſſet ferner niemals, daß das Kind nimmer die Säugebruſt hinnimmt, wenn es nicht weint; wohingegen der Hund Blut aus der Hand treten läßt, die er leckt. Seyd unterthänig und höflich, denn wer keinen Honig in ſeinem Bienenkorbe hat, muß ihn auf der Zunge tragen. Packt auch die Gelegenheit bei'm Schopfe, denn verlor'ne Zeit hat noch Jeden gereu't. Viele mögten zu Euch ſprechen: „Ein gold'ner Schlüſſel öffnet jede Pforte“; ich aber ſage Euch: Wer ſein Brot dem Hunde ſeines Nächſten reicht, der verliert ſein Brot, ohne jemals Herr des Hundes zu werden.“

„Wenn ich nun ein Aemtchen erhielt, was muß ich dann thun?“ fragte der Andere weiter.

„Es auf das Sorgfältigste hüten,“ antwortete Sancho, „denn des Guten Ende ist ein Uebel, und von umgehauenem Baume mögte Jeder Holz lesen.“

Eines Tages sah Vidriera einen in Sammet und Goldtressen gekleideten Mann, der von Häschern in's Gefängniß fortgeführt ward.

„Ist der da ein Missethäter?“ fragte er.

Die Antwort lautete, der Mann wurde Schulden halber eingesteckt.

„Ich dacht' es mir wohl,“ sagte Sancho. „Kaufe Ueberflüssiges, so wirst Du Nothwendiges verschachern müssen! Ich habe mich niemals weder mit Leihen noch mit Borgen abgegeben. Wollte man mir Geld abborgen, so dacht' ich: „Ein Fluß, der sich theilt, wird zum Bache“. Und zu dem, dem ich leihen sollte, sprach ich: „Willst Du den Werth eines Thalers kennen lernen, so suche einen Thaler zu borgen. Lege Dich ohne Abendbrot schlafen, so wirst Du ohne Schulden aufstehen; erborgtes Schwein grunzt das ganze Jahr hindurch.“

Als Sancho auf solche und ähnliche Weise zum Volke redete, trat ein Franziskanermönch, mit nackten Beinen und die Kapuze tief über das Gesicht gezogen, hinzu, holte unter seinem Kittel eine hölzerne Schale hervor, hielt sie den Umstehenden hin und murmelte dazu einige unverständliche Worte.

„Ein Mönch, der für unseren Herrgott sammelt,“ rief Sancho, „bettelt für Zwei!“

„Was willst Du damit sagen, Bruder?“ fragte der Mönch in schneidendem Tone, und setzte hinzu: „Deine Worte schmecken nach Gottlosigkeit.“

„Ich will damit sagen,“ antwortete Sancho, „daß der Bettelmönch für seinen Leib, der da empfängt, und für die Seele dessen, der da giebt, bettelt; denn er läßt Letzteren eine gute Handlung begehen.“

Nach diesen Worten schritt Sancho hastig von dannen, indem er zu sich selber sprach: „Ist's wahr, daß auch die bittersten Wahrheiten verschluckbar sind, so hätte ich zu jenem Mönche sagen können: „Ein Pfaff von rechter Art nimmt von Allen und giebt Keinem“; und: „Weder guten Pfaffen zum Freund, noch schlechten Pfaffen zum Feind“. Inzwischen bellt der Hund schlecht, wenn die Furcht ihn zum Bellen antreibt, d'rum halte Dein Maul Angesichts des Königs und der Inquisition; denn wer eines Gewalthabers magere Kuh frißt, muß den Schmaus mit seinem eigenen Fette bezahlen. Wäre dem nicht so, so würde ich dort den Umstehenden zugerufen haben, um sie vor dem Mönche zu warnen: Dem Ochsen mißtraue von vorn, dem Maulthiere von hinten, dem Pfaffen aber von allen Seiten.“

Am folgenden Tage trat unserem Licentiaten ein Mann mit den Worten entgegen: „Warum wendetet Ihr Euch denn gestern zur Flucht vor dem Mönche? Gewiß, weil Ihr fürchtetet, Eure gegen ihn gesprochenen Worte mögten ihm mißfallen haben. O, warum bin ich nicht eben so klug gewesen, als Ihr es waret! ich würde dann heute nicht den Verlust einer großen Summe Geldes beklagen, die ich thörig genug einem Mönche anvertraucte.“

Vidriera antwortete ihm: „An den Bärten der Narren übt Jeder seine Rasirkunst, und Ihr hättet an das denken sollen, was unsere Vorväter sagten: „Breite

Dein Korn nicht in dem Sonnenscheine vor der Thür eines Frömmlers aus.«

»Doch blickte der Mönch, von dem ich mich habe bethören lassen,« sprach der Andere, »so mild, so gottesfürchtig, und hatte stets die Hände gefalten und die Augen gen Himmel gekehrt.«

»Gott schütze mich«, rief Sancho, »vor stillen Wassern; gegen brausende Fluth will ich mich selber wohl schützen. Einem saalbadernden Jüngling und einem fastenden Greise werd' ich nimmer meinen Mantel leihen.«

»So soll man also Keinem vertrauen und für sich allein leben, und keinen Freund haben?« fragte der Belehrungsuchende.

»Im Gegentheil,« versetzte Sancho; »wer sein Huhn allein verzehrt, mird auch allein sein Pferd satteln müssen, und ein Leben ohne Freund ist ein Sterben ohne Leidtragende. Und nochmals, im Gegentheil!« fuhr er fort: „Die Menschen sind da, um einander beizustehen; die eine Hand wäscht die andere, und beide Hände waschen das Gesicht. Barbierst Du mich gut, so frisire ich Dich, wie's sich gebührt.“

„Wie muß ich's denn machen,“ fragte Jener weiter, „damit ich zuverlässige Freunde gewinne und gut mit ihnen lebe? Mit Einem Worte, wie muß man sich in der Freundschaft zeigen?“

„Hört, was darüber zu sagen ist,“ versetzte Sancho: „Habe viele Freunde im Allgemeinen, habe Einen Freund ausschließlich; denn die Thür taugt nicht viel, die mit mehren Schlüsseln geöffnet werden kann, und ein Aller-Welt-Freund ist entweder zu arm oder zu reich. Unter Freunden finde keine Nebenbuhlerschaft Statt, denn zwei

Sperlinge auf einer und derselben Kornähre bleiben nicht lange einträchtig. Kein blindes Vertrauen zwischen Freunden; denn theilst Du Deinem Freunde ein gefährliches Geheimniß mit, so wird er seinen Fuß auf Deine Kehle setzen können. Zum Geier mit einem Freunde, dessen Flügel Dich decken und deß Schnabel Dir in's Fleisch hackt! Versöhnten Freund halte für ein Loch, durch welches der Zugwind streicht. Wirf Dich eher zwischen Deinen Feinden, als zwischen Deinen Freunden zum Schiedsrichter auf; denn im ersten Falle gewinnst Du einen Feind in Demjenigen, dem Du Recht giebst, im zweiten Falle aber machst Du Dir den, dem Du Unrecht giebst, zum Feinde. Endlich müsse Dein Freund Dich um Deiner selbst willen lieben; ein eigennütziger Freund ist wie eine Schwalbe auf dem Dache."

Ein Reichbegüterter sagte zu Sancho: „Herr Licentiat, ich sollte mich glücklich preisen, und dennoch vermag ich nicht mich für glücklich zu halten. Ich besitze ein großes Vermögen, das ich sorglich verwalte, und von dem ich kaum die Zinsen verzehre, die für meine Bedürfnisse mehr als hinreichend sind. So habe ich Ursache genug, glücklich zu seyn; jedoch meine einstigen Erben sind nur Seitenverwandte, die ich nicht leiden kann und die mich nicht ausstehen können. Das bekümmert mich und trübt mir jede Lebensfreude."

„Wem Gott keinen Sohn giebt," entgegnete der Angeredete, „dem giebt Satanas Neffen. Thorheit ist es, zu sparen, damit ein Anderer verthue. Nichts aber findet sich leichter als ein Heilmittel für Euer Uebel: Fette Tafel und mageres Testament, heißt es, und am Ende ist Jedem das Hemd näher als der Rock."

Sancho hatte ſtets eine Antwort oder vielmehr ein Sprichwort, ja bisweilen eine ganze Litanei von Sprichwörtern für Jeden bereit, der ihm begegnete. Als er eines Tages einen dicken fetten Menſchen mit leuchtendem Vollmondsgeſichte an ſich vorüberſchreiten ſah, rief er: „Mögt' ich doch wetten, daß dieſer alte Chriſt irgend einen Streit mit jedem Freitage im Jahre anzettelt, damit er nicht nöthig habe zu faſten, und daß er bei Tiſche niemals den Mund zum Reden öffnet.

„Woran ſeht Ihr es denn, daß er nicht während des Eſſens ſpricht?“

„Ein blökender Hammel“, antwortete Sancho, „büßt ein Maulvoll Gras ein; und der Herr Gevatter dort ſcheint mir zu Denen zu gehören, die da ſprechen: „Zwei ſchlechte Mahlzeiten werden in einem tüchtigen Magen zu Einer guten; wer ſchlecht zu Mittag aß, hat doch mindeſtens dadurch gut gefrühſtückt, und wäſſeriger Wein iſt zuverläſſig beſſer als geweihetes Waſſer.“

Ein anderes Mal ſah Sancho einen heuchleriſchen Geiſtlichen abgemeſſenen Schrittes und geſenkten Hauptes in die Kirche gehen. „Ha, Du Lamm Gottes, das ſich vom Teufel ſcheeren läßt,“ ſprach er; „denn des Pfaffen Einkommen iſt Gabe Gottes, die vom Teufel verſchluckt wird. Nur allzuoft ſteht Satanas hinter dem Cruzifixe und lauert ſeine Stunde ab, um unter dem Amtsrocke des Prieſters die Kanzel zu beſteigen. Auch heißt es von Dem da: Thut nach ſeinen Worten, aber nicht nach ſeinen Werken, denn nicht kann von ihm man ſagen: „Wer gut lebt, der predigt gut.“

„Wie mögt Ihr so von einem Diener des Altars reden? oder seht Ihr nicht, daß er ein Solcher ist?“ fragte Einer der Umstehenden.

„Doch, doch!“ versetzte Sancho; „ich beurtheile den Baum nicht nach seiner Rinde; nicht das Gewand macht den Mönch aus, und ein leerer Geldbeutel ist nichts weiter als ein Stück Leder.“

Als Sancho eines Tages zwei Männer miteinander zanken hörte, fragte er nach der Ursache ihres Zwistes. „Es sind zwei Freunde,“ sagte man zu ihm, „die noch vor wenigen Augenblicken einander neckten, und die dann, so wie man bei'm Gehen einen Fuß vor dem anderen setzt, in Wortwechsel und endlich in Streit geriethen.“

„So geht's!“ sagte Sancho; „und doch sollte man niemals die Apfelsine ganz auspressen; denn ihre letzten Tropfen verbittern ihren ganzen Saft. Vielmehr soll man mit dem Necken dann innehalten, wenn es das meiste Vergnügen gewährt. Uebrigens sind jene Beiden da plumpe Gesellen, weil ihr Gezänk anfängt pöbelhaft zu werden. Streitet nur mit einem Esel, und gebt Acht, ob er nicht mit seinem Schweif Euch unter die Nase schlägt.“

Zu einer Frau, die vor ihrer Thür saß und nähete, sprach er im Vorübergehen: „Nadel und Zwirn sind soviel werth als ein halbes Kleid; nur plaudere nicht mit dem Finger, da Du mit der Zunge nicht nähen kannst.“

Als er vor dem Stadthospitale vorbeiging und im Hofraume desselben Genesende mit bleichem Gesichte und hagerem Körper langsam im Sonnenscheine umherwandeln sah, sprach er: „Das Haus dort ist eine Wohnung in

die man schnell hineingelangt, aus der man aber sehr langsam wieder herauskommt. Die Krankheit kommt heran auf einem galoppirenden Pferde und zieht zu Fuße wieder ab.“

Ein trostlos scheinendes Weib stieß ein klägliches Geschrei aus. „Warum winselt sie so?“ fragte Sancho.

„Ihr ist der Mann gestorben,“ war die Antwort.

„Steht es so um sie, so laßt sie gewähren; je ärger ihr Weinen ist, desto eher wird es aufhören. Junger Wittwen Thränen enthalten wenig Salz. Aber hat die Weinende dort nicht noch andere Ursache zur Bekümmerniß?“ fragte Sancho, indem er hinzusetzte: „Denn Unfälle kommen gern in Menge, so wie die Schläge dem Hunde.“

„Ihr ist sonst kein Leid überkommen,“ war die Antwort.

„So möge sie dem Himmel danken!“ sprach unser Weisheitkrämer. „Sey willkommen jedes Unglück, das da allein kommt!“

Um diese Zeit ward ein Vornehmer wegen Versehens in seinem Amtsdienste vom Hofe verbannt und auf das veste Schloß zu Segovia abgeführt. Der Licentiat billigte die Strenge des Königs in diesem Falle. „Wer Einen bestraft, warnt Hunderte,“ sprach er.

Man entgegnete ihm hierauf, daß ein Vergehen, wie der Vornehme es sich habe zu Schulden kommen lassen, sehr oft von geringeren Beamteten verübt worden und doch unbestraft geblieben wäre.

„Ganz recht,“ versetzte Sancho, „das Vergehen erscheint größer, je höher gestellt der ist, der es beging. Das Beispiel“, setzte er hinzu, nachdem man ihn wegen

seines strengen Urtheils getadelt hatte — „das Beispiel muß von oben herab gegeben werden. Des Thurmes Spitze wird vom Blitze getroffen, und schlimm würde es seyn, wenn man vom Hochgestellten sagen müßte: Die Glocke ruft zwar zur Kirche, aber sie hört den Gottesdienst nicht mit an; oder aber: Der kann sich sicher wissen, der die Sturmglocke läutet. Übrigens verdient aufrichtige Reue stets Verzeihung. Wer sündigt und bereu't, dem Gottes Gnade verzeih't. Zudem, wer mag sicher seyn, daß er niemals Übels thue? Sündigte der Weise nicht siebenmal des Tages, so würde der Boshafte vor Ärger bersten; und der menschlichen Weisheit Gipfel ist, sich unter den Versuchungen nur so zu beugen, daß sie ihr Haupt wieder erheben könne. Wer strauchelt und nicht fällt, hat zwei Schritte statt Eines Schrittes vorwärts gethan.“

Eines Tages gingen zwei Edelleute mitsammen; der jüngere von ihnen hielt sich gerade aufgerichtet, denn er war eingeklemmt in ein neues, steifes Gewand; der Ältere dagegen, der in einem abgetragenen Kleide steckte, schlenderte gemächlich einher.

„Wer von Beiden hat Recht, Licentiat?“ fragten die Umstehenden, indem sie auf die Beiden und deren merklich verschiedenen Gang aufmerksam machten.

„Beide haben Recht,“ antwortete Sancho, „denn Beide folgen ihrem Gelüste; der Junge gefällt, der Alte genügt.“

Ein bankrottwordener Handelsmann klagte über seine gegenwärtige unglückliche Lage. „Die Menschen sind in hohem Grade undankbar! rief er.“

„Das iſt wahr,“ ſprach Sancho, „ich habe noch keinen Kopf gewaſchen, der nicht hinterdrein räudig worden wäre.“

„Als ich reich war,“ fuhr der Bankrotte fort, „und keiner Freunde bedurfte, hatte ich deren in Menge —“

„Richtig,“ unterbrach Sancho — „werſt Futter auf den Taubenſchlag, ſo werden ihm die Tauben nicht fehlen; und hätten wir nur Brot und Zwiebeln, ſo würde die Nachbarin uns gern ihren Kochtopf leihen.“

„Ach, mein größter Kummer,“ ſprach Jener weiter, „erwächſt mir aus der Erinnerung an meine früheren Verhältniſſe!“

„Wieder richtig!“ unterbrach Sancho abermals — „denn des Habichts Unglück iſt, daß ihm der Flügel zerbrach und der Schnabel unverletzt blieb; und vorübergebrauſetes Waſſer kann nicht mehr das Mühlrad umtreiben. Übrigens, alter Herr, faſſet Muth, denn jede Woche hat ihren Sonntag, und jeder Faſttag iſt Vorabend eines Feſttages.“

Um auf die Sorgfalt aufmerkſam zu machen, die der Menſch ſeinen Geſchäften zu widmen hat, ſagte er: „Des Herrn Auge macht den Gaul fatt, und wer ſeine Karrenräder gut ſchmiert, hilft ſeinem Zugochſen.“

War Jemandem ein Mißgeſchick begegnet, ſo tröſtete Sancho gern mit den Worten: „Weil denn das Haus nun einmal brennt, ſo laßt uns uns d'ran wärmen;“ oder: „Im Uebel ſelbſt ſteckt noch ein Preis, wenn man ihn nur zu finden weiß.“

„Ich mögte gern hinter ein gewiſſes Geheimniß kommen,“ ſagte eines Tages ein Mann von Stande zu ihm — „wie ſtell' ich das an?“

„Erforscht es, wenn Euer Mann sich im Leid oder in der Freude befindet. Auch giebt es noch ein drittes Mittel: Lügt ihm etwas vor, denn mittelst des Fadenendes entwickelt man den Knäuel.“

Ein junger Mensch beklagte sich bei ihm, einen Lehrer zu haben, der schon vermöge seines Alters den Neigungen der Jugend unbeschreiblich fern stände: „Der Alte,“ versetzte Sancho, „ist ganz der Mann dazu Euch zu lenken. Ein junges Pferd bedarf eines alten Reiters; der alte Ochs zieht den Karren in gerader Furche und wenn ein alter Hund bellt, so hat man Ursache auf seiner Huth zu seyn.“

Von einem Verläumder sagte Sancho: „Sein Wort gleicht der Kohle, wenn sie nicht brennt — sie schwärzt an.“ Vom Lästerer sprach er: „Wer Dornen säet, der gehe nicht barfuß einher, und wenn die Säge auch arg einfaßt, so bricht ihr doch mitunter ein Zahn.“ Vom Lügner sagte er: „Lügen erheischen ein gutes Gedächtniß, aber sie haben kurze Beine; man holt sie schneller ein als den Hinkenden, und dennoch betrügt der mich niemals, der mich fortwährend belügt.“

Einen wichtigthuenden Menschen, dessen Worte und Handlungen einem kreisenden Berge glichen, welcher eine Maus gebar, frage er: „Was kostet der Centner Eisen? ich bedarf einer Nähnadel.“

Vom Verschwender sagte er: „Theuer einkaufen heißt nicht wohlthätig sein, und wer in seinen Beutel lügt, wenn er kauft, der wird es bitterlich bereuen; denn einem gefräßigen Pferde soll man eine kurze Halfter anlegen.“

Zu einem Geizigen, der jedes Mittel anwendete sich zu bereichern, sagte er: „Nimm Dich in Acht;

willst Du Deinen Sack allzu voll stopfen, so reißt er;" und einen Knicker, der sich eine nothwendige Ausgabe versagte, warnte er mit den Worten: „Verschließest Du Deiner Henne die Hand, so wird sie Dir ihren Steiß verschließen; denn ihr Kropf, nicht aber der Hahn giebt ihr Kraft zum Eierlegen."

Zu denen die böse Beispiele gaben, sprach er: „Ein Schwein das sich im Kothe gewälzt hat, besudelt alles dem es nahe kommt, und Ein faulender Apfel steckt den ganzen Apfelvorrath an."

Von der öffentlichen Meynung und von der Rücksicht die man ihr schuldig ist, sagte er: „Jeder Mensch hat einen Namen und jeder Name einen Beinamen. Wo Rauch aufsteigt, ist das Feuer nicht weit, und wenn alle Welt Dich einen Esel schilt, so bleibt Dir nichts übrig als zu pahen."

Er rieth, für die Erziehung der Kinder von deren Wiege, ja von deren Geburt an zu sorgen. „Was uns in unseren Windeln angeeignet wird," sprach er, „müssen wir in unser Leichentuch mitnehmen."

Unsers Sancho's Gedächtniß steckte voll von sprichwörtlichen Lehrsätzen, die er mit solchem Scharfsinn anzuwenden wußte, daß sie dadurch um so höheren Werth erhielten. Einige derselben mögen hier Platz finden: —

„Zwei Dinge giebt es, die kein Mensch vest anblicken kann: sie heißen die Sonne und der Tod."

„Denke langsam, handle schnell."

„Schulde dem Reichen nicht, und dem Armen versprich nichts."

„Diene nicht dem der da gedient hat, und befiehl nicht dem der da befohlen hat."

„Erforscht es, wenn Euer Mann sich im Leid oder in der Freude befindet. Auch giebt es noch ein drittes Mittel: Lügt ihm etwas vor, denn mittelst des Fadenendes entwickelt man den Knäuel.“

Ein junger Mensch beklagte sich bei ihm, einen Lehrer zu haben, der schon vermöge seines Alters den Neigungen der Jugend unbeschreiblich fern stände: „Der Alte,“ versetzte Sancho, „ist ganz der Mann dazu Euch zu lenken. Ein junges Pferd bedarf eines alten Reiters; der alte Ochs zieht den Karren in gerader Furche und wenn ein alter Hund bellt, so hat man Ursache auf seiner Huth zu seyn.“

Von einem Verläumder sagte Sancho: „Sein Wort gleicht der Kohle, wenn sie nicht brennt — sie schwärzt an.“ Vom Lästerer sprach er: „Wer Dornen säet, der gehe nicht barfuß einher, und wenn die Säge auch arg einfaßt, so bricht ihr doch mitunter ein Zahn.“ Vom Lügner sagte er: „Lügen erheischen ein gutes Gedächtniß, aber sie haben kurze Beine; man holt sie schneller ein als den Hinkenden, und dennoch betrügt der mich niemals, der mich fortwährend belügt.“

Einen wichtigthuenden Menschen, dessen Worte und Handlungen einem kreisenden Berge glichen, welcher eine Maus gebar, frage er: „Was kostet der Centner Eisen? ich bedarf einer Nähnadel.“

Vom Verschwender sagte er: „Theuer einkaufen heißt nicht wohlthätig sein, und wer in seinen Beutel lügt, wenn er kauft, der wird es bitterlich bereuen; denn einem gefräßigen Pferde soll man eine kurze Halfter anlegen.“

Zu einem Geizigen, der jedes Mittel anwendete sich zu bereichern, sagte er: „Nimm Dich in Acht;

willst Du Deinen Sack allzu voll stopfen, so reißt er;“ und einen Knicker, der sich eine nothwendige Ausgabe versagte, warnte er mit den Worten: „Verschließest Du Deiner Henne die Hand, so wird sie Dir ihren Steiß verschließen; denn ihr Kropf, nicht aber der Hahn giebt ihr Kraft zum Eierlegen.“

Zu denen die böse Beispiele gaben, sprach er: „Ein Schwein das sich im Kothe gewälzt hat, besudelt alles dem es nahe kommt, und Ein faulender Apfel steckt den ganzen Apfelvorrath an.“

Von der öffentlichen Meynung und von der Rücksicht die man ihr schuldig ist, sagte er: „Jeder Mensch hat einen Namen und jeder Name einen Beinamen. Wo Rauch aufsteigt, ist das Feuer nicht weit, und wenn alle Welt Dich einen Esel schilt, so bleibt Dir nichts übrig als zu bahen.“

Er rieth, für die Erziehung der Kinder von deren Wiege, ja von deren Geburt an zu sorgen. „Was uns in unseren Windeln angeeignet wird,“ sprach er, „müssen wir in unser Leichentuch mitnehmen.“

Unsers Sancho's Gedächtniß steckte voll von sprichwörtlichen Lehrsätzen, die er mit solchem Scharfsinn anzuwenden wußte, daß sie dadurch um so höheren Werth erhielten. Einige derselben mögen hier Platz finden: —

„Zwei Dinge giebt es, die kein Mensch vest anblicken kann: sie heißen die Sonne und der Tod.“

„Denke langsam, handle schnell.“

„Schulde dem Reichen nicht, und dem Armen versprich nichts.“

„Diene nicht dem der da gedient hat, und befiehl nicht dem der da befohlen hat.“

„Überfluthender Strom iſt Reichthum für den Fiſcher.“

„Dem Erkenntlichen gieb mehr als er verlangt; denn wer da giebt, legt Capital auf Zins, ſobald der Empfänger kein Undankbarer iſt.“

„Wolfsfleiſche ſetze den Hundszahn entgegen.“

„Das Gute ſuche, das Übel warte ab.

„Den Letzten beißt der Hund.“

„Eſel der, der mit einem Eſel Weisheit verhandeln mögte.“

„Sehr arm iſt der, der ſeine Heerde zählt.“

„Augen offen, Mund geſchloſſen, ſo fängſt Du die Alte ſammt ihren Jungen.“

„Wer da gegeben hat, ſchweige; wer da empfangen hat, rede!“

„Jeder ſpricht vom Jahrmarkte, je nachdem er ſeine Waare auf demſelben angebracht hat.“

„Zuverläſſig Wort koſtet wenig und trägt viel ein.“

„Biſt Du glücklich, ſo kennſt Du Dich ſelber nicht; biſt Du unglücklich, ſo kennen Andere Dich nicht.“

„Bricht der Wolf in den Schafſtall, Wehe dem der nur Ein Lamm hat!“

„Gott ſchickt die Kälte nach der Kleidung.“

„Aus fremdem Leder iſt gut Riemen ſchneiden.“

„Von der Hand in den Mund, läßt unterwegs die Suppe verloren geben.“

„Unglücksfälle und Reiſen erzeugen Freundſchaft.“

„Vom Aufbrauſenden wende Dich für ein Weilchen, vom Duckmäuſer wende Dich lebenslänglich ab.“

„Ein Narr, der da ſchweigt, gilt oft für einen Weiſen.“

„Stecke nimmer den Daumen zwiſchen zwei Beißzähne.“

„Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen.“

„Der Wind dreht wohl die Wetterfahne, nicht aber den Thurm herum.“

„Zornmuth und Murrſinn geben Stahl und Feuerſtein ab.“

„Sohn biſt Du, Vater wirſt Du werden; gieb alſo ſo, wie Du wünſcheſt einſt zu empfangen.“

„Mancher hat kein Kind und ſucht doch nach einem Namen für daſſelbe.“

„Michel, Michel, Du hegſt keine Bienenſtöcke und willſt doch Honig verkaufen?“

„Ehre und Vortheil ſchlafen nicht in Einem Bette.“

„Ehre den Guten, damit er Dich ehre; ehre den Halunken, damit er Dich nicht ſchmähe.“

„Verrath gefällt, doch der nicht, der ihn angeſtellt.“

„Der Tropfenfall höhlt endlich den Fels aus.“

„Wer ein fehlerfreies Maulthier haben will, der entſchließe ſich nur zu Fuße zu gehen.“

„Schlimme Wunde kann heilen; ſchlechter Ruf tödtet.“

„Der Mucker ſtiehlt das Schwein und verſchenkt deſſen Pfote um Gotteswillen.“

„Was der Eſel verſchuldete, das ſoll man dem Packſattel nicht vorwerfen.“

„Wenn unſer Haus niedergebrannt iſt, ſchleppen die lieben Nachbarn Waſſer herbei.“

„Eines Proceſſes Schlimmſtes iſt, daß er hundert Streitſachen erzeugt; d'rum iſt ſchlechter Vertrag beſſer, als guter Proceß.“

„Freilich giebt der Geizige mehr als der Nackte.“

„Ein gutes Wort löscht beſſer eine Zornesgluth, als ein Eimer Waſſer.“

„Der beßte Wundarzt iſt der, der die meiſten Bleſſuren erhielt.“

„Fürchte keinen Flecken, der mit Waſſer weggewaſchen werden kann.“

„Wie früh man aufſteh'n mag, wird's d'rum nicht früher Tag.“

„Flehe Gott an, daß er Dir kein größeres Unglück zuſchicke, als viele Kinder und wenig Brot.“

„Der Schwiegermutter will nimmer einfallen daß ſie einmal Schwiegertochter war.“

„Selbſt eine zuckerſüße Schwiegermutter ſchmeckt bitter.“

„Der Faden reißt ab, wo er am dünnſten iſt; allein der Riß wird nicht durch die dünnſte Stelle, ſondern durch die dicke und ſchlecht geſponnene Wolle bewirkt.“

„Freilich iſt der Fuchs ſchlau, aber ſchlauer doch iſt der, der ihn fängt.“

„Jedes Vergnügen langweilt, vollends wenn es nichts koſtet.“

„Hören, ſehen und ſchweigen, hält ſchwer und iſt nicht Jedem eigen.“

„Für's Leid des Geſtern reicht das Morgen kein Heilmittel.“

„Der rollende Stein ſetzt kein Moos an.“

„Weil's Pferd ackert, laßt uns den Ochſen ſatteln.“

„Was treibst Du, Faselhans?“ — „Ich fasele, enn ich schreibe auf, was ich zu fordern habe, und reiche aus, was ich schuldig bin.“

„Wer eines Andern Kleider anzieht, geht auf der Gasse wie ein Nackter umher.“

„Willst Du lange alt seyn, so altere bei Zeiten.“

„Wer zu ebener Erde stolpert, was wird der am Bergabhange thun?“

„Wer seinen Hund todtschlagen mögte, giebt ihn ir toll aus.“

„Wer seinen Backofen zu stark heizt, muß verranntes Brot essen.“

„Wer mein Kind schneuzt, giebt mir dadurch einen uß.“

„Wer vier Pfennige hat und fünf Pfennige ausiebt, bedarf keiner Geldbörse.“

„Zanken die Gevatterinnen miteinander, so kommen Wahrheiten an's Licht.“

„Wenn die Pille gut schmeckte, so würde man sie icht versilbern.“

„Wo die Narren zu Markte geschickt werden, gehen hlechte Waaren wie gute ab.“

„Einathmen und ausathmen kann Keiner zu gleicher Zeit.“

„Einer verzehrt gierig den unreifen Apfel, der ndere bekommt die Zahnklemme davon.“

„Du mit deinem gläsernen Kopfe, wolle nicht mich it Steinen werfen.“

„Die Geduld muß endlich zu Boden sinken, wenn an sie mit Schmähungen überhäuft.“

„Narr Du, der Du Dir beide Augen ausſtichſt, damit Dein Feind ſich Ein Auge ausreiße!“

„Ein ſchöner Tod giebt einem ganzen Leben Ehre.“

Als Vidriera eines Tages ausging, um ſeinen gewohnten Spaziergang vorzunehmen, ſah er vor ſeiner Thür einen ſehr galant gekleideten jungen Mann, der auf ſein Herauskommen gewartet hatte, denn derſelbe redete unſeren Licentiat mit Haſt und einem geheimthuenden Weſen an.

„Señor,“ ſprach er, nach einer ſehr unterthänigen Begrüßung, „ich habe Eure Weisheit rühmen hören und mögte Euren Rath in einer mir wichtigen Angelegenheit vernehmen. Wiſſet zuvörderſt, daß ich verliebt bin —“

„Bei'm Chriſt!“ rief Sancho, „das iſt freilich für Euch eine wichtige Angelegenheit. Ihr ſeyd verliebt? Werdet Ihr denn auch geliebt?“

„Ich hoffe es.“

„Immerhin! Lieben iſt gut; beſſer iſt, geliebt werden. Jenes heißt dienen, Dieſes heißt befehlen. Welches Pfand beſitzt Ihr denn von der Liebe Eurer Angebeteten?“

„Ihr Wort.“

„Ihr Wort, ſagt Ihr? Wer ein Frauenzimmer bei'm Worte halten will, der mögte eher einen Aal am Schwanze veſthalten können; denn Weib, Glück und Wind wechſeln unaufhörlich, und zwiſchen dem Ja und dem Nein eines Weibes kann man keine Nähnadel veſtſtecken. Als ich noch ein Menſch von Fleiſch und Bein wie andere Menſchen war, hütete ich mich klüglich vor der Liebe. Wer kein Haus hat, iſt aller Welt Nachbar; und wollte ein ſchelmiſches hübſches Geſichtchen mir die Luſt

einflößen mich der Liebe hinzugeben, so dachte ich flugs: Honigscheiben sind süß, aber die Biene sticht, und in der Liebe geht es wie auf der Jagd; tausend Widerwärtigkeiten gegen Ein Vergnügen. So gelang es mir denn zu bewirken, daß ich keine Nacht schlaflos und keinen Tag ohne behaglich zu essen hinbrachte; denn wenn es in der Welt keine Weiber und keinen Wind gäbe, so wüßten wir nichts von rauhem Wetter und von trüben Stunden."

„Wie geht es denn aber zu," fragte der junge Schmachtende, „daß wir keine schwarzen Augen und weißen Zähne erblicken können, ohne den Verstand zu verlieren? Wie kommt es, daß so Viele in Versuchung geführt werden, der so Viele unterliegen?"

„Mein Sohn," versetzte Vidriera, „das geht ganz einfach zu: Der Mann ist Feuer, das Weib ist Werg; der Teufel stellt sich dahinter und bläset."

„Nun, Herr Licentiat," sagte der Jüngling, „der Teufel hat geblasen, und jetzt, nachdem ich Euch dies Geständniß ablegte, erfreuet mich durch Euren guten Rath. Soll ich mich verheirathen?"

„Das ist eine wichtige Frage," rief Sancho, „denn an Eurem Hochzeittage gebt Ihr Euch entweder dem Tode oder dem Leben hin. Die Araber, unsere ältesten Lehrmeister, sagten hierüber: Die Heirath ist ein Sack, in welchem neunundneunzig Schlangen und Ein Aal stecken; wer wagt es hineinzugreifen? Nach den Arabern sprachen unsere Vorväter: „Der Ochs, der losgejocht ward, leckt sich um so behaglicher. Wer sich verheirathet, büßt mehr ein als seine Freiheit, er verändert sogar sein Vaterland; dann fragt man ihn: „Von wannen bist

Du?“ ſo muß er gewöhnlich antworten: „Aus dem Lande meiner Frau“. Übrigens habt Ihr wohl ſchon ein Ehegelöbniß gegeben, denn den Ochſen bindet man an die Hörner und den Mann an ſein Wort. Iſt dem ſo, ſo wünſch' ich Euch Glück, denn zum Griff nach einem Weibe und einer Melone bedarf man einer glücklichen Hand; auch frißt das garſtigſte Schwein oft die beßte Eichel. Entſcheidet Ihr dennoch Euch für das Heirathen, ſo hört einige wohlgemeynte Rathſchläge. Was Schönheit betrifft, ſo wählt Eure Frau an einem Samstage und nicht Sonntags in der Kirche. Wer ein hübſches Weib oder einen Weinberg am Heerwege, oder ein Schloß an der Gränze hat, dem fehlt es nie an feindlichem Angriffe. Betreffs Reichthümer, ſo iſt der Stamm des Baumes mehr werth als deſſen Blüthe, und eine Morgengabe in Ackerſtücken iſt beſſer als eine in Flor und Bändern; denn wenn Liebe auch viel thut, thut das Geld doch Alles. Hinſichtlich der Gemüthsart, ſo erwägt, daß jeder Weinſtock ſeine Traube, ſein Laub und ſeinen Agreſt hat; und ein Weib, das ihre Fehler offen zeigt, iſt ein gutes Weib. In Bezug auf Treue iſt das Weib wie das Glas beſtändig in Gefahr. Zeigt Euch nicht allzu mißtrauiſch gegen Euer Weib, denn ein Eiferſüchtiger macht ſich ſelber zum Hahnrei; vertraut ihr auch nicht zu ſehr, denn des Weinbergs Hüter iſt die Furcht, nicht aber der Flurſchütz iſt's. Verlaßt Euch nicht einmal auf die Häßlichkeit Eurer Frau, denn es giebt keinen noch ſo garſtigen Topf, der nicht ſeinen Deckel fände. Im Uebrigen empfehlt die Dinge der Gnade Gottes; ſieht das Kind dem Vater ähnlich, ſo kann kein Zweifel an der Mutter haften. Vor Allem begeht nicht zweimal

den Fehler, Euch zu verheirathen; die erste Frau — Magd, die zweite — Herrin!“

Sancho blieb länger als ein Jahr mit dem Irrsinne behaftet, der ihm durch das verhängnißvolle Geschenk der verliebten Dame überkommen war, und führte während dieser Zeit das wunderliche Leben, wovon wir unseren Lesern einen Abriß gaben.

Nach Verlauf jener Frist kam nach Salamanca ein Geistlicher vom Orden des heil. Hieronymus, und hielt sich in einem Kloster unfern der Stadt auf. Dieser fromme Mann hatte sich von seinen Jünglingsjahren an mit der Erziehung von Taubstummen *) befaßt, so daß er diese gewissermaßen zum Hören und Reden brachte. Auch Verrückte brachte er wieder zur Vernunft. Er hatte Mitleiden mit dem Licentiaten Vidriera, nahm ihn zu sich in seine Zelle und pflegte ihn so wohl, daß der Irrsinnige nach einigen Monaten vollkommen geheilt war. Der gute Pater blieb hiebei nicht stehen, sondern legte seinem Geretteten die Amtskleider eines Gerichts-Anwaltes an und führte ihn an den Hof.

Unter seinem wahren Namen, also als Licentiat Sancho Tocho, hatte sich unser vormaliger Narr auf den Weg von dem Kloster nach Valladolid begeben. Kaum beschritt er das Thor dieser Stadt, das den Namen „das Feldthor“ führt, so ward er von einigen der Gassen-

*) In Spanien, und zwar zweihundert Jahre vor dem berühmten Abbé de l'Epée, sind die ersten Versuche zur Erziehung der Taubstummen und zum Theil mit glücklichem Erfolge gemacht worden.

buben erkannt, die früher so viel Vergnügen daran gefunden hatten, ihn schwatzen zu hören. Als sie ihn in so ganz anderer Kleidung erblickten, wagten sie nicht ihm Fragen vorzulegen, viel weniger ihn mit Geschrei zu verfolgen. Untereinander aber sprachen sie: „Ist das nicht der Narr Vidriera?" „Ja, ja, er ist's." „Wäre er vielleicht wieder zu Verstande gekommen?" „Oder sollte er in der Kleidung eines Gelehrten ein eben so großer Narr seyn, als er es in Lumpen war?" „Fragen wir ihn nach Etwas, damit wir klar in der Sache sehen."

Der arme Sancho hörte dies Alles, schwieg aber, senkte das Haupt und fühlte, wie die Schamröthe ihm in's Gesicht stieg.

Nächst den Gassenbuben erkannten ihn auch mehrere Bürger, und er hatte noch nicht den Audienzpalast erreicht, als er schon ein Gefolge von mehr als zweihundert Personen jeden Alters und Standes zählte. Auf solche Weise begleitet, wie wohl selten ein Universitätprofessor es gewesen seyn mag, betrat er den Vorhof des Palastes, wo sich noch Mehre um ihn versammelten und ihn umdrängten. Wenn möglich ihrer ledig zu werden, stieg Sancho auf einen steinernen Vorsprung und sprach zu dem Volk:

„Ja, Señores, ich bin der Licentiat Vidriera, jedoch nicht der, den Ihr unter diesem Namen kanntet; denn ich bin jetzt der Licentiat Sancho Tocho. Erlebnisse und Unfälle, wie des Himmels Fügung sie den Menschen zuschickt, hatten mich meiner Vernunft beraubt; aber Gott in seiner unbegrenzten Gnade hat mir meinen Verstand zurückgegeben. Aus dem was ich sagte als ich ein Narr

war, könnt Ihr abnehmen was ich zu sagen fähig seyn werde, nachdem ich wieder vernünftig worden bin. Die Universität Salamanca, wo ich in Armuth und Trübsal studirte, hat mir die Würde eines Doctors der Rechte zweiten Grades zuerkannt. Da der erste Grad nur Adeliggebornen ertheilt zu werden pflegt, so verdanke ich meine Würde mehr meinem Verdienst als der Gunst. Ich bin hieher gekommen, um mich auf den Ocean des Hoflebens zu begeben und durch Rede und Schrift mein Brot zu verdienen. Laßt Ihr aber nicht ab, mir nachzuziehen, so werde ich scheitern und untergehen. Um Gotteswillen bitt' ich Euch, folgt mir nicht so nach, daß Ihr mich verfolgt, und bewirkt nicht, daß ich als vernünftiger Mensch das verliere, was mir nicht gemangelt hat, als ich ein Narr war — meinen Lebensunterhalt! Die Fragen, die Ihr mir sonst auf offener Straße vorlegtet, tragt jetzt zu mir in mein Haus, und Ihr sollt sehen daß der, welcher sie Euch aus dem Stegreife beantwortete, sie Euch nach vorhergängigem Nachdenken noch ungleich besser beantworten wird."

Alle Umstehende hörten diese Rede schweigend an, und Etliche von ihnen verließen ihn für immer; Viele jedoch folgten ihm bis an seine Wohnung, und waren flugs wieder hinter ihm her, als er folgenden Tages und fernerhin sich auf der Straße blicken ließ. Unter diesen Umständen gab Sancho viel Geld aus, ohne auch nur eine einzige Dublone erwerben zu können. Dies verdroß ihn so sehr, daß er endlich beschloß den Hof und das Land zu verlassen und sich nach Flandern zu begeben, wo er hoffte mit seinem Pfunde besser wuchern zu können. So zog er denn fort, indem er ausrief:

Fahre wohl, du Fürſtenhof, der du den Anforderungen frecher Bittſteller Gehör verleiheſt, und ſchüchterner redlicher Leute Hoffnungen zu Schanden machſt, der du übermüthige Prahlhänſe mäſteſt und den Mann von Geiſt, ſo lange er nicht aller Schande den Kopf abgebiſſen hat, Hunger ſterben läſſeſt!“

Sancho kam wohlbehalten in Flandern an, wo er ſich wieder zu ſeinem Freunde, dem Hauptmann Don Diego de Valdivia fand, der ihm eine Anſtellung im Heere verſchaffte. So endete Sancho Tocho als wackerer Kriegsmann ein Leben, das anfänglich ſich allein durch Pflege der Wiſſenſchaften hatte auszeichnen ſollen.

Der Sänger des Morgenlandes.

(In drei Parabeln.)

„Es ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Denn Beide wohnen auf der Menſchheit Höhen.“

F. v. Schiller.

Erſte Parabel.

Des Sanges Göttlichkeit.

Sadac, der Sohn Azor's, ſaß am Thor ſeines Landhauſes, der Kühle zu genießen. Da nahete auf dem Wege her ihm ein Mann, der bald des Ausſchauenden ganze Aufmerkſamkeit rege machte. Der Mann war lahm, denn es fehlte ihm ein Bein, welches überdies nur durch ein übel geformtes Stück Holz vom Feigenbaum erſetzt worden war.

So wie der Mann näher kam, bemerkte Sadac ferner, daß derſelbe auch einen Arm und ein Auge verloren hatte.

Dennoch ſang der Daherziehende ein Lied mit ſo freudigem, herzerquickendem Ausdrucke, daß es ſchien als wäre er der Glücklichſte der Erde.

Sadac, der Sohn Azor's aber war Beherrſcher von Kathema, alſo von allem Lande, das da liegt von den Enden Perſiens bis zur großen Wüſte Amerabia.

Als Sadac den Verſtümmelten ſingend vorüberziehen ſah, rief er ihm zu ſich zu nahen; doch der Sänger gönnte ihm nur einen Blick, den ein freundliches Nicken begleitete, und ſtolperte, ununterbrochen in ſeinem hellklingenden Liede, an ſeiner Krücke weiter.

Da rief Sadac den unbewaffneten Knechten ſeines Hauſes und ſprach zu ihnen: „Geht und holt mir jenen Krüppel hieher; denn wer iſt er oder was iſt ſeines Vaters Haus, daß er den Befehl Sadac's, des Fürſten von Kathema verachtet?“

Und die Knechte holten den Lahmen ein; aber der Erſte, der ihn greifen wollte, erhielt von dem ſingenden Wanderer einen Streich, daß er zu Boden ſank. Einem Zweiten widerfuhr ein Gleiches, ſo daß die erſtaunten Knechte zurückwichen, der Krüppel aber ungehindert weiterzog.

Und Sadac war zornig gegen den Mann und ſprach zu den Dienern: „Warum habt Ihr ihn nicht aufgehalten und hieher geführt?“

Die Diener entgegneten: „Ei, er ſchlug uns auf Haupt und Hände, ſo daß wir nicht vermogten ihn zu greifen, ſondern wie Getödtete von ſeinen Streichen niederſanken.“ Die Diener ſetzten dann hinzu: „Vielleicht iſt er ein Engel, vom großen Propheten geſendet.“

Sadac aber lachte höhniſch in ihre Rede, ſo daß dieſelbe unvollendet blieb. Dann beorderte er gewappnete Reiter, zu denen er ſprach: „Bringt mir den ſingenden Krüppel zurück!“

Die Bewaffneten brachten ihn.

Sadac ließ ſich nun in ein Geſpräch mit dem verkrüppelten Sänger ein und fragte ihn: „Warum kameſt Du nicht, als ich Dich rief? Wie wageſt Du es, Dich dem Gebot Deines Fürſten zu widerſetzen?“

„Weil ich mir eben aus voller Seele ein Lied ſang und weil ich lieber Deinen Kopf hätte mögen vom Rumpfe

hauen ſehen, und den meinigen dazu, als daß ich mein Lied mogte unvollendet laſſen!“ entgegnete der Krüppel.

Da ſprach Sadac: „So ſollſt Du denn des Todes ſterben, weil Du ſolche Worte ſprichſt zu dem Sohne Azor's, Deinem Gebieter, und ſollſt zwiefachen Todes ſterben, weil Du Hand legteſt an die Boten, die Dein Fürſt an Dich ſendete.“

Und der Lahme antwortete: „So mein Leben Dir nützen kann, opfere ich es Dir, meinem Herrn. Iſt es doch nur ein halbes Leben, denn die eine Hälfte desſelben gab ich ſchon hin für ſeine und ſeines Hauſes Wohlfahrt. Mag denn auch die andere Hälfte für ihn dahinfahren! Ich weihe ihm mein Leben, nicht aber das Lied meiner Seele.“

Da rief Sadac: „Wie lautet denn jenes Lied Deiner Seele, das Du in hellen Tönen ſangſt, als Du ſiegreich daher zogſt, wie ein Entzückter? Bei'm Propheten! Du ſollſt es hier ſingen, bevor Du dieſe Stätte läſſeſt, um zur Todespein geführt zu werden.“

„Das werde ich nimmer auf das Geheiß irgend eines Menſchen thun,“ entgegnete hierauf der Krüppel. „Mein Fürſt mag mein Leben hinnehmen,“ fuhr er fort, „denn er hat die Gewalt dazu; doch die Töne meines Herzens ſind mein und über ſie kann kein Erdenkönig gebieten.“

Und Sadac ſprach: „Wie wäre das?“

Der Lahme erwiderte: Weil der Geſang ein Kind des Gemüthes iſt, und weil über das Gemüth des Menſchen Du weder Macht noch Herrſchaft haſt. Weißt Du, daß die Gabe des Geſanges ein Ausſtrom der Gottheit iſt, ein Lichtſtrahl des Paradieſes, der dem Sterblichen die Einſicht und das unſterbliche Weſen der

Engel verleihet? Weißt Du, daß die Gabe des Gesanges die Seele des Menschen mit der Kraft der Seraphim ausrüstet, die in ewigem Hallelujah den Thron des Himmels umringen? O du göttliche, du geheiligte Gabe! Was ist Sinnenreiz aller Art, was ist Macht, was ist Herrschaft, was sind Throne und Kronen, verglichen mit dir, du zarter, geistiger Ausstrom, der du die Staubgeborenen mit den Kindern des Lichtes vermählst? Du wareſt es heilige Gluth, die da floß von den Lippen Mosis, David's, Jesaia's und Mahom's! Darum ist dein Wesen geheiligt, und kein irdischer Machthaber kann je Herrschaft über dich verlangen noch erhalten!«

So rief der Sänger, und Sadac war höchlich erstaunt, so daß er die gelähmte und verstümmelte Gestalt wie ein höheres Wesen betrachtete und bei sich dachte: »Warum gefiel es nicht Allah und seinem Propheten, auch mich den Sohn Azor's mit der Gabe des Gesanges zu beglücken?« Dann sprach der Herrscher zu dem Lahmen: »Wie heißest Du?«

Die Antwort war: »Ismael, der Sohn Berars, der Dein Knecht ist.«

Und Sadac schloß das Gespräch mit den Worten: »Fürwahr, Du bist weise und muthvoll zugleich. Komm herein unter das Schirmdach meines Gezeltes und setze Dich zu meiner Linken, denn mich gelüstet über Manches mit Dir zu reden.«

Da that Ismael, der Sohn Berar's, wie ihm der Machthaber geheißen hatte.

Zweite Parabel.

Der Frauen Schönheit.

Sadac ſprach zu Iſmael:

„Worin beſteht Deine Glückſeligkeit? Denn von allen Menſchen, die ich jemals mit dieſen meinen Augen erſchauete, bedünkſt Du allein mich der vollkommen Glückliche zu ſeyn. Tag nach Tag in meinem Leben habe ich gewünſcht, einen ſolchen Mann, oder vielmehr das Glück ſelbſt zu ſehen, und o, wie brünſtig rang ich demſelbem nach! doch allezeit iſt es mir entſchlüpft, ſo daß ich bei jedem ſich mir neu bietenden Freudengenuſſe mich nur noch unglücklicher fühlte. Wie oft hat Mißvergnügen meine Seele betrübt, daß ich zu wiederholten Malen beſchloß, mit dem erſten wahren Glücklichen, der mir begegnen würde, meinen Stand zu vertauſchen. Und wäre es jetzt möglich meine Augen und meine Gliedmaaßen mit einem Andern zu theilen, ſo würde ich ſie herzlich gern mit dem armen Iſmael, dem Sohne Berar's theilen. Ich würde ihm alle meine Macht und Herrſchaft und alle Reichthümer Kathema's, alle meine Weiber und Kebsweiber, bis auf die Gattin Zuleima, die einzige, hingeben und würde mit der letzteren ferne Länder durchreiſen, um zu erproben, ob das Glück mir nachfolgen mögte; denn, ach! erjagen läßt es ſich nicht.“

Und Iſmael, der Sohn Berar's, lachte über die Maaßen und ſo ſehr, daß er rücklings auf das Polſter ſank; dann aber rief er: „O Sohn Azors, groß biſt Du an Macht und für groß gilt Deine Weisheit: allein Thorheit wohnt in Dir, denn Du haſt das Glück da zu finden geſtrebt, wo es nimmer gefunden werden mag,

und lange, lange noch wird es währen, bevor der arme Sohn Berar's ſeinen Stand mit dem Deinigen vertauſcht!«

Und Iſmael ſprach weiter: »Nach der Belagerung von Bahara, als alle Fruchtgärten und Weinberge verlaſſen ſtanden, fand ein Stier, den der Feind nicht mit fortgetrieben hatte, Bahn in die reichen Fluren und fraß und verſchlang alle die reichen Gaben des Bodens ſo lange, bis er dem eigenen Fette dergeſtalt unterlag, daß er es unmöglich fand ſich vom Boden aufzurichten und ſeinen Rückweg durch die Zäune und Hecken zu ſuchen; und die Freßluſt in ihm erkrankte zum Ekel, daß er ſich ſehnte nach der Freiheit im Walde, um ſich dort von dürren Blättern und ſpärlichem Mooſe dürftig zu nähren. Allein er konnte den Wald nicht erreichen, denn er war umringt von den Irrgewinden des Wohllebens, und den kleinſten Hügel, die niedrigſte Hecke vermogte er nicht zu überſpringen, ſo daß er verdammt war, ſich in Ueberfluß und Mißbehagen zu wälzen.

»Und alltäglich gewahrte der Stier, wie eine wilde Geis aus dem Walde kam, der ſich längs der Wüſte hinzog. Die Geis aber war ſchmächtig und hager von Körper, und hüpfte leicht über Hecken und Hügel, um ein Weniges von Kräutern zu ſuchen, die ihr ſchmecken mogten. Dazu ſprang ſie unter den Blumen umher und ſtampfte die jungen Weinreben und Olivenpflänzchen mit Verachtung nieder, worauf ſie über Hügel und Hecken wieder zurück in den Wald eilte. Der Stier dagegen ſchmachtete nach dem Glücke der Geis, die er beneidete, obwohl er ſie früher belacht haben mogte. Und er harrte ihrer Rückkehr, lagerte ſich ihr in den Weg und wußte ſie in ein Geſpräch zu locken, welches ihm um ſo

leichter gelang, da die Geis ſich vor dem gemäſteten Opfer des Wohllebens keineswegs fürchtete.“

„Und der Stier ſprach: ‚Warum wohneſt Du nicht auf dieſen fetten Triften und in dieſen blühenden Weingärten, um Dich an allen Köſtlichkeiten des Erdbodens zu weiden? Warum willſt Du hager und ſchmächtig bleiben, da fette Weide vor Dir liegt?‘

„Die Geis würdigte ihn keiner Antwort, ſondern hüpfte und ſprang in fröhlichem Sinne um den Stier herum, und ſetzte ſich dann die höchſten Gemäuer zum Ziele, hinter denen ſie für eine Zeitlang verſchwand, ſo daß der Stier wähnte, die Tollköpfige wäre zurück in den Wald geeilt. Dieſe erſchien aber bald wieder auf dem Gemäuer und überſprang jegliches Hinderniß, bis der Stier höchlich erzürnt war und dennoch für ſein Leben gern ſeinen Zuſtand mit der bärtigen Springerin vertauſcht hätte. Er rief die Fröhliche abermals zu ſich und ſprach: ‚Sage mir doch, ich bitte Dich, warum willſt Du in dieſer üppigen Gegend nicht verweilen?‘

„Und die Geis entgegnete: ‚Weil ſolches meiner Natur nicht zuſagt, und ich lieber im Walde ärmlich lebe, als daß ich mich mäſten ſollte, damit ich eine ſichere Beute des Menſchen würde, weil ich deſſen Pfeilen dann nicht ſo leicht entgehen könnte!‘

„Und den Stier verdroß dieſe Rede im Innerſten, denn er gewahrte, wie die Worte der Geis auf ihn ſelbſt zielten, und er ſprach zu ihr: ‚Ei, ich will den Stand mit Dir wechſeln, bleibe Du hier und iß und trinke und ſei fröhlich, und hilf mir von hinnen, daß ich an Deiner Statt möge in der Wüſte weiden.‘

„Die wilde Geis aber weigerte ſich deſſen und entgegnete: ‚Mich gelüſtet nicht, alſo zu thun mit Dir, denn ſo ich hier bleibe, müßte ich ſicherlich ſterben, und Du, würdeſt Du in die wüſten Wälder verbannt, jetzt, nachdem Du hier in der Üppigkeit ſchwelgteſt, ſäheſt Dich gleichfalls am Meſſer langſamen und kläglichen Todes verſchmachten. So alſo, da Du nicht im Stande wareſt, die Wahrheit zu erkennen, daß ein mäßiges Auskommen in dieſem Leben beſſer iſt, als unbeſchränktes Wohlergehen und grenzloſe Sättigung, ſo mußt Du weilen, bis Du ſtirbſt in dieſem Labyrinthe der Trägheit und der ſinnlichen Freuden.‘

„Während aber die Geis alſo ſprach, zog eine Schaar Gewappneter vorüber, von denen Einer zu dem Andern ſagte: ‚Schauet, welche Jagdbeute!‘

„Und ſie legten ihre Bogen aus und zielten mit ihren Jagdſpießen nach der Geis; dieſe aber hüpfte über das Gemäuer; und ehe die Männer noch ihre Pfeile verſendet hatten, war ſie bereits im ſchützenden Walde. Der unbeholfene Stier aber ward der Jäger Beute; denn von hundert Wunden gequält, ſtürzte er nieder und verendete mit dem Geheule des Schmerzes und der bitterſten Reue.“

So ſchloß Iſmael, der Sohn Berar's, ſeine Rede und Sadac, der Sohn Azor's, war tief erſchüttert in ſeinem Gemüthe, ſo daß ſein Auge ſich ſenkte, ſein Haupt ſich beugte, ſeine Hand ſich an ſeine Bruſt drückte, und er tief aufſeufzte, indem er ſagte: „Deine Erzählung hat mich traurig gemacht; deßohnerachtet ſage mir, worin Deine große Glückſeligkeit beſtehet, auf daß ich vielleicht ein Mittel ausfindig mache, ſie in

Gemeinſchaft mit Dir zu genießen; denn von allen Menſchen, die ich jemals ſah, ſcheinſt Du mir derjenige zu ſeyn, der die mindeſte Urſache zur Freude hat, indem Du Gliedmaaßen und ein Auge verloreſt, überdies arm biſt, und keine Gunſtbezeugungen des Lebens erhalten haben dürfteſt.“

Und Iſmael ſprach: „O, mein Fürſt und Herr, Du haſt nicht unterſcheiden gelernt, worin die Freuden des Lebens beſtehen! Du haſt nicht, wie Dein Knecht es that, gelernt, die Menſchen ſo zu nehmen wie ſie ſind, und der Dinge ſo zufrieden zu werden, wie ſie ſich Dir bieten; haſt nicht gelernt, wenn Uebel Dich befällt, dem Höchſten zu danken, daß das Uebel nicht ſchlimmer iſt. Als ich im Kriegsſtreite für Deinen Vater eines meiner Beine verlor, ſang ich Dankeshymnen dem Allah, daß ich nicht beide Beine hatte einbüßen müſſen. Als ich im Kampfe für mein eigenes Recht dieſes Auges verluſtig ging, beſiegte ich meinen trotzigen Feind und rief aus: ‚Ich werde mit dem Auge, das mir blieb, um ſo ſchärfer ſehen!‘ Und als mein Arm mir abgeſchlagen ward im großen Treffen bei Bahara, in welchem Du, Herr, Deine Krieger führteſt, und durch welches Perſiens Stolz vor Deiner Macht ſich beugen mußte, da ſprach der Wundarzt, der mir zu Hülfe geeilt war, die Worte zu mir: ‚Iſmael, Du biſt ſchwer verwundet, wenn gleich gut verbunden; bleibe zurück vom Gefechte im ſchirmenden Zelte.‘ Ich aber weigerte mich deß und entgegnete ihm: ‚Mir iſt noch eine Hand geblieben; mit ihr will ich für meinen Herrn und Gebieter kämpfen bis ich fallen werde, oder bis die Schlacht gewonnen ſeyn wird!‘ — Da ſiegten wir und ich ſang ein Freudenlied.

Ich kenne keinen Menschen außer mir, der mehr Ursache hätte, Allah und dem Propheten zu danken.“

„Sollt' es mein Leben kosten, so vermag ich doch nicht, das einzusehen,“ entgegnete der Sohn Azors; „denn alle Deine Glückseligkeit besteht in Entbehrungen, welche der Natur des Glückes offenbar zu widerstreiten scheinen. Nenne mir eine Hauptfreude Deines Herzens.“

Da sprach Ismael: „Die höchste Freude deren meine gebrechliche Natur hat theilhaftig werden können, bot sich mir in der Zärtlichkeit eines heißgeliebten Wesens, in dem Umgange mit Abra, meinem theuren Weibe, dem Lieblinge meiner Seele. Sie hat sich mir erwiesen als das Licht meines Gemüthes, als die Krone meiner Freude, als meine Stütze und mein Trost im Leben, als die tiefempfindende Theilnehmerin aller meiner Lust und aller meiner Schmerzen. Ismael, der Sohn Berar's, hat kein irdisches Glück genossen, das verglichen werden könnte mit der Liebe und der Gesellschaft seiner geliebten, theuren und benedeieten Abra.“

Sadac erstaunte höchlich und nahm dann das Wort: „Ich habe sechs und dreißig Weiber und zwei und siebenzig Kebsweiber,“ sprach er; „die schönsten Frauen in der Welt. Sie sind alle rein und tadellos; sind bekleidet mit dem Seidenflor aus Kaschemir, sind geschmückt mit Juwelen und duftreichem Balsam und sind miteinander stets bereit, dem Sohne Azors ihr Lächeln und ihre Gunst zu weihen; dennoch sind sie es, die, statt mir die höchsten Erdenfreuden zu bereiten, mir nichts als die größte Noth und die ärgerlichste Plage verursachen. — O Ismael, führe Deine Abra zu mir, daß ich sehen möge, welche nie von mir erblickte Schön-

heit es seyn muß, die genügend ist, ihrem Besitzer so überschwengliches Glück zu gewähren, wie das Deinige ist!"

Ismael antwortete: „Sollte Dir nach meiner Abra gelüsten, und könntest Du sie mir entreißen, so würde Deines Knechtes Glücksstern für dieses Leben erloschen seyn."

Jedoch Sadac leistete ihm den Schwur, daß, wie sehr er ihm auch die Gattin bewundern würde, er ihn doch nimmer dessen berauben könnte, was ihm so theuer wäre. „Besitze ich doch schon der weiblichen Schönheiten so viele," fügte der Sohn Azors hinzu, „die, wenn Du sie siehest, Dir gewiß als solche erscheinen werden."

Nach diesem Gespräche führte Sadac den Krüppel ein in die Gemächer des Harem und ließ die Bewohnerinnen derselben, deren mehr denn hundert waren, unverschleiert vor den Besuchenden treten. Alle waren wie die jungen Rosen und Lilien; denn sie waren auserlesen und her von jenseit des Stromes und zeigten liebliches Angesicht und reizenden Wuchs.

Und der Beherrscher von Kathema sprach: „Du siehst wie entzückend sie sind — mögtest Du nicht Deine Abra gegen Eine von diesen vertauschen?"

„Mit nichten!" erwiederte Ismael: „Ich mögte meine Abra nicht gegen Eine, noch gegen diese Alle, so schön sie sind, vertauschen, fügtest Du zu ihnen auch noch die gesammten Reichthümer Kathema's.

Mehr noch als vorhin erstaunte Sadac über diese Äußerung Ismaels und sprach: „O, Ismael, laß mich jenes Wunder meiner Staaten, jene Abra sehen, deren Schönheit einzig und allein im Stande zu seyn scheint,

einen Mann zu bezaubern und ihn von Jahre zu Jahre immer höher zu beglücken.“

Da that Ismael, wie der Gewalthaber gebot, und führte sein Weib herbei, und Abra stand vor dem Sohne Azor's. Dieser aber rief: „Ist das wirklich Abra, Dein Weib, Du Sohn Berar's?“

„Sie ist es,“ betheuerte Ismael.

Da konnte Sadac sich länger nicht halten. Nieder sank er auf die Polster, die am Boden lagen, jedoch sank er nicht hin aus Liebe zu dem Weibe Ismaels, sondern von Lachen über ihre niegesehene Schönheit. Das Weiblein war betagt und nicht wenig häßlich, denn sie war von breitem, gebräunten Antlitze, mit grauen, nichts weniger als strahlenden Augen.

Die Diener aber, welche umherstanden, versuchten den Gebieter aufzurichten, doch vermogten sie es nicht, denn dieser konnte sich nicht aufrecht erhalten, so daß von den Knechten Einer zu dem Anderen sprach: „Was beginnen wir nur mit Sadac, dem Sohne Azor's, unserem Gebieter?“

Sadac aber lachte sieben Tage und sieben Nächte lang über die Schönheit Abra's, des Weibes Ismaels.

Und nach Verlauf der sieben Tage und Nächte geschah es, daß Sadac den Sänger vor sich rief, und zu ihm sprach: „O Ismael, Sohn Berar's, wie hast Du mich getäuscht über Dein Glück, das Du im Besitze Deines Weibes findest, so daß Du gleichsam Spott triebst mit allen den Schönheiten in meinem Harem, die zusammengebracht wurden von jenseit des großen Flusses Euphrat, ja von den Grenzen Mediens, daß sie dienen mir zum Gelüste und zur Freude! Glaube mir, daß, so wir unseren Stand austauschen, Deine Abra Dir verbleiben soll; denn eher als ich Dein Weib umarmen mögte, umarmte ich lieber die große Schlange der Wüste. So Glückseligkeit sich nicht bei der Schön-

heit findet, wie soll sie da bei dem Weibe zu finden seyn? Darum also, Ismael, wage hinfort nicht mehr, Deinen Gebieter zu höhnen!«

Ismael aber versetzte: »Fern sey es von mir, meinen Fürsten und Herrn zu höhnen, oder ihm irgend ein Wort zu sagen, das nicht die lauterste Wahrheit wäre! Ich räume es meinem Gebieter ein, daß ohne Schönheit keine Glückseligkeit bei dem Weibe gefunden werden mag; allein Frauenschöne hat der Arten und Grade gar viele, ja, so viele, als die Natur in jeder Gattung von Geschöpfen darbietet. Eines ist die Schönheit der Blumen auf dem Felde, ein Anderes ist die Schönheit des wetternden Himmels, ein Drittes ist die Schönheit der strahlenden Sonne, ein Viertes das schweigsame Flimmern der Sterne. So findet sich am Weibe die Schönheit des Leibes und wiederum die Schönheit der Seele; doch übertrifft die eine die andere, gleichwie die ewigstrahlende Sonne die bald hinschwindenden, welkenden Blüthen des Feldes an Wunderschöne übertrifft. Diese letztern sterben ab und sinken hin in den Staub, damit andere ihrer Gattung ihnen folgen — treffende Sinnbilder eben derjenigen Frauenschöne, die der Sohn Azor's bewundert! Allein die Schönheit der Tugend, der Holdseligkei und der Herzensgüte und alle die anderen glorreichen Eigenschaften der Seele sterben nie dahin,, sondern nehmen zu und gedeihen an Stärke und an Glanze in Zeit und Ewigkeit. Du, o Sadac, mein gebietender Herr, suchtest nur nach schwindendem Glücke, in dem Wahne, es müsse Dir bleibend werden; sicher also ist es, daß Du getäuscht werden mußtest! Und so getäuscht werden alle, die da wähnen, in den Freuden der Sinne und in der Nichtigkeit des Irdischen das zu finden, was wahre Glückseligkeit genannt zu werden verdient. Ich aber habe ein Bündniß der Seelen gesucht und gefunden, das, in der Jugend geknüpft, sich im reiferen Alter vester schlang und sich bis über das Grab hinaus vestigen wird.«

Und Sadac wendete sich ab von dem begeisterten Redner und schlich schweren Herzens in sein innerstes Gemach, indem er zu sich selbst sagte: „Sofort würde ich hingehen und suchen, ein solches Bündniß der Seelen zu schließen, wenn ich nur wüßte, was das eigentlich heißen will!“

Dritte Parabel.

Die Weisheitlehre Sadac's, des Sohnes Azor's.

Und Sadac gab dem Sohne Berar's eine Wohnung nahe dem Palaste, und eine Magd zu Diensten Abra's. Ismael ward Liebling und Rathgeber seines Gebieters, der ihm manche Wohlthat erzeigte und täglich mit ihm verkehrte, so daß die letzten Tage des Kriegers und Sängers in Fröhlichkeit dahinschwanden.

Allein die Vornehmen des Landes beneideten den Sohn Berar's und hielten Rath mit einander, und Einer sagte zum Andern: „Wir müssen diesen phantastischen Liederdichter vom Hofe entfernen, sonst wird unser Amt von uns genommen, und dem Schändlichen wird die Herrschaft über uns werden.“

Und der Eine rieth zu diesem, der Andere zu jenem Mittel. Zuletzt ward beschlossen, daß aus Ismaels eigenem Munde Ismaels eigener Untergang hervorgehen sollte, indem Ismael sich großer Freiheit der Rede schuldig zu machen pflegte. Sie legten es also darauf an, ihn in ein verwickeltes und heftiges Gespräch über Religion zu ziehen, und wußten es dahin zu bringen, daß er in der Heftigkeit der Rede Kraftworte ausstieß, aus welchen Uebelwollende herleiten konnten, Ismael hätte die Göttlichkeit des Propheten abläugnen wollen. Darob erfreueten sich Ismaels Widersacher herzlich, wiesen ihm die Zähne, ergriffen ihn und führten ihn vor den Richterstuhl Sadac's, daß ihm das Todesurtheil gesprochen würde; denn es gebrach nicht an Zeugen, welche aussagten: „Er hat Gott und Mahomed, den Propheten Allah's, gelästert.“

Da ward Sadac sehr bekümmert um seinen Freund Ismael, denn er nahm wahr, wie sich die Widersacher gegen den weisen Sänger verschworen hatten.

Und Sadac sann nach, wie er ihn ihren Händen entreißen könnte, und sprach zu den Verklägern: „Ihr Männer von Kathema, ich erkenne die Wahrheit Eurer Anklage, und glaube, daß dieses Mannes Herz nicht wohl erkennt, was von Allah und dem Propheten erkannt werden soll. Allein wisset Ihr nicht, Ihr Männer, und glaubet Ihr nicht, daß unser heiliger Prophet unter göttlichem Beistande Macht hat, die Verächter seines Gesetzes zu strafen?“

Und die Verkläger mußten antworten und sprachen: „Wir wissen und glauben es.“

Darauf fuhr Sadac fort: „Seht Ihr denn nicht auch, daß unser Prophet seine heilige Sache schon vor Aller Augen an diesem Manne gerechtfertigt hat? Hat Mahomed nicht diesen Mann für seinen Irrthum und Unglauben schon in Fülle gestraft? Hat er ihn nicht zuerst eines Beines, dann eines Auges, zuletzt eines Armes beraubt? Und so es nun wahr ist, daß unser Prophet seine eigene Sache bereits verfocht, so ist es nicht minder wahr, daß es den Menschen nicht mehr zusteht, sich zwischen Richter und Verbrecher zu drängen. Die Sache aber liegt schon ohne mich und Euch zwischen Richter und Verbrecher; überlassen wir daher den Schuldigen der fürchterlichen Strafe, die Mahomed über ihn verhängte, oder noch verhängen wird. Ich aber will strafen an Menschen das Vergehen gegen Menschen; doch Vergehen, gegen Gott begangen, habe zu strafen ich kein Recht. Allah kann strafen, wo und wann es ihm gefällt; doch so er will den Schuldigen mit Langmuth tragen, muß ich um so viel mehr streben, ein Gleiches zu thun!“

Und die Männer wurden getroffen von der weisen Rede des Herrschers und schlichen davon in ihre Häuser, so daß auch Ismael frei mogte hingehen in sein Haus.

Aber Sadac, der Herrſcher, ließ ihn bald darauf zu ſich beſcheiden und ſprach zu ihm: „O Sohn Berar's, hüte Dich, daß Du nicht wieder aus Deinem Kreiſe treteſt! Denn gleich einem Lamm unter Leoparden, oder gleich der Hündin unter den Tatzen eines Löwen iſt der Arme und Niedere, wenn er eintritt in die Reihen der Reichen und Vornehmen. Iſt es nicht beſſer für Dich, im Kreiſe Derer zu ſeyn, die Dir gleich ſind, ſie mit Deinen Liedern zu necken oder zu erfreuen, ſie durch die Abenteuer, die Du erlebteſt, in Erſtaunen zu ſetzen und ihnen Mährchen zu erzählen, aus denen ſie Lehren der Weisheit und Tugend ſchöpfen mögen, als Dich unter die Vornehmen des Landes zu miſchen, unter denen Du gleich dem Ur unter wüthenden Stieren biſt, von denen jeder ſein Horn in Deine Seiten bohrt? Du biſt hellen Geiſtes, reich an Imagination, vertraut mit allen Kräften der menſchlichen Seele, aber von den Regeln des alltäglichen Menſchenlebens ſcheinſt Du nicht mehr zu wiſſen, als ein Säugling am Mutterbuſen. Doch wird von dieſen Regeln das tägliche Leben beherrſcht, und in dieſen Regeln kann ich Dein Lehrmeiſter ſeyn.

„Fürchte Deinen Gott und ehre alle ſeine Verordnungen. Ehre Deinen Beherrſcher und gehorche ihm, denn ein guter Herrſcher iſt der größte Segen, der einem Volke verliehen werden kann. Erkenne Deine Stellung in der Welt und gieb jedem Hochachtung, der Dich an Range und Gelehrſamkeit übertrifft, denn Eigendünkel zeichnet den Menſchen mit einem Cainszeichen. Liebe alle, die Deine Liebe wünſchen und bedürfen. Thue Gutes, ſo viel Du vermagſt und wünſche jedem Menſchen das Beſte. — Dies, o Iſmael, ſind die Lebensregeln Sadac's, des Sohnes Azor's, der im Namen Allah's und des Propheten ſtrebt, dieſelben zu erfüllen.“

Iſmael aber wuchs in der Gunſt ſeines Fürſten bis zur Stunde ſeines Sterbens, und ſeine Geſänge ſind es, die bis auf den heutigen Tag längs den Küſten Arabiens aus Aller Munde erklingen.

Prologe,

gesprochen im Stadt-Theater

zu Hamburg.

Zur Feier des achtzehnten Octobers 1846,

gesprochen von Dem. Wilhelmi

im Charakter des „Genius der deutschen Freiheit."

(Die Bühne zeigt einen deutschen Höhenwald; auf dem mittleren höheren Berge steht der Genius, in rosenfarbenem Gewande, den Eichenkranz im lockigen Haar, in der linken Hand eine weiße, noch zusammengefaltete Fahne.)

Der Genius.

Es war vor etwa dreiunddreißig Jahren —
Vor einem Menschenalter," wie man's heißt —
Als ich auf Sturmwind kam dahergefahren
Ob Deutschlands Bergen wie ein Feuergeist;
Denn mein geliebtes Deutschland lag verknechtet
In Banden einer fremden Herrschgewalt,
Mit der die Nemesis so streng gerechtet,
Daß noch es warnend durch den Erdkreis schallt.
Auf rief ich damals, wie mir's Pflicht geboten,
Zu blut'gem Kampf auf Pleiß'-Athene's Au'n,
Daß schaurig sie bedeckten sich mit Todten,
Um deutscher Freiheit Tempel neu zu bau'n.
Doch aufgerichtet ward er — steht im Glanze —
Kein Feind hat ernstlich ihn seitdem bedroh't —
Umwunden steht er von Irene's Kranze —
Und in ihm scholl das hehre Machtgebot:
Was ruhmvoll, Deutschlands Söhn', Ihr habt erstritten,
Das sey im Glück des Friedens Euch bewahrt:

„Des Landes Ehr' und Sprach' und heil'ge Sitten,
„Und regſter Fortſchritt in vollkomm'ner Art!"
— So klangen denn hindurch ein Menſchenalter
Des Friedens Hymnen und der Hochgefühle Pſalter.
Doch lehrt das Weisheitbuch der Weltgeſchichte,
Daß Alles ſich im Leben wiederholt,
Daß Pfuhles Wurm nicht ſtirbt, daß zu Gerichte
Die Spötter ſitzen, daß nie ganz verkohlt
Der Brand der Zwietracht, daß die liſt'ge Regung
Der alten Schlange nur zu ſchlummern ſcheint;
Bis daß hervor in gieriger Bewegung
Sie ſchießt, der Wahrheit und des Rechtes Feind.
Zumal wenn ein Geſchlecht hinabgeſunken,
Bläſ't gern zu Gluth ſie Streit's und Haſſes Funken.
Weil dem nun ſo, weil Chronik Eurer Ahnen,
Von Klio's Hand geſchrieben, es Euch zeigt,
Iſt's Pflicht bei'm Denkfeſt mir, Euch d'ran zu mahnen,
Daß nie die wahre, inn're Stimm' Euch ſchweigt;
D'rum ruf' ich laut den Spruch in alle Gauen,
So weit die Sprache der Germanen klingt
Den Spruch, auf meiner Fahne hier zu ſchauen,
(Er hat die Fahne entrollt, die die goldenen Worte enthält:)
Die Deutſchland ſtets vor ſeinem Heerbann ſchwingt.
„Gott, Recht und Freiheit," ſind des Spruches Worte;
Ein Donnerrollen jedem Landesfeind,
Ein Siegel vor des heil'gen Tempels Pforte,
In dem ſich Deutſchlands Zweck und Wirken eint.
Erſchall', o Spruch, vom Donauſtrom zum Rheine,
Vom Bodenſee bis zu der Eider Strand!
Mit Gott und Recht und Freiheit im Vereine,
Iſt und bleibt Deutſchland wahrhaft ſtammverwandt.
Gäb's Feind' auch, Deutſchland kennet ihrer keine —
Gott in der Bruſt, und Waff' und Wehr zur Hand,
Wird es durch Gott, durch ſich und ſeine Schaaren
Sein Recht und ſeine Freiheit ſich bewahren.

b) Zum Jahreswechsel,

von Herrn Baison gesprochen,
am 1. Januar 1847.

Wenn der Passatwind auf dem Indier-Meer
Sich umsetzt, and'rer Richtung nachzustreichen,
Dann fleugt das Seegeflügel sehnend her,
Vor'm Sturm ein wirthlich Fahrzeug zu erreichen;
Es grüßen Vogel sich und Schiffer dann,
Weil neues Halbjahr anfängt auf den Fluthen —
Denn überall, wenn neue Zeit begann,
Begrüßen sich die Beßten und die Guten.

Wenn sich Aurora hebt in ros'gem Schein,
Den jungen Tag aus gold'nem Thor zu bringen,
Dann steigt die Lerch' empor vom grünen Rain,
Und läßt ihr Lied im Frühroth'sstrahl erklingen;
Es grüßen Lerche sich und Sonne dann,
Weil sich der Berge Gipfel neu vergolden —
Denn überall, wenn neue Zeit begann,
Begrüßet sich das Edle mit dem Holden.

Wenn niedersinkt die Sonn' im Sommerglüh'n,
Die Blume lechzend senkt ihr Haupt vor Hitze,
Dann seh'n den Thau wir duftig niederzieh'n,
Daß er die Freundin vor'm Verwelken schütze;
Es grüßen Blum' und Thau sich küssend dann,
Indeß den Schooß der Nacht zur Ruh' sie wählen —
Denn überall, wenn neue Zeit begann,
Begrüßen liebend sich verwandte Seelen.

Wenn wiederkehrt der ros'ge Wonnetag,
An dem zwei Herzen sich in Einklang fanden,
Die Stunde wiederkehrt, in der sie — ach!
Des Busens schönste Regung sich gestanden;
Dann grüßt in seliger Erinnerung
Beglückte Liebe die beglückte Liebe —
Denn wird die Zeit der Wonnen wieder jung,
So grüßen sich die wechselseit'gen Triebe.

Der Möwe gleich nun auf des Gastschiffs Rand,
Der Lerche gleich in Frühroth's Purpurscheine,
Der Blume gleich, zu der der Thau sich fand,
Der Seele gleich in liebendem Vereine,
Begrüßet gern heut auch die hehre Kunst,
Daß dem Gefühle wie der Pflicht sie diene,
Euch, edle Gönner, deren Huld und Gunst
Die Freunde sind und Förd'rer dieser Bühne. —

O, nehmet treugemeynten Jahrsgruß an,
Den unser Kreis in Hochverehrung bietet!
Sey jeglich Glück das Jeder sich gewann
Von ew'gen Lenkers Vaterhand behütet!
Heil dieser Stadt und ihrem Bürgerglück!
O, daß ein Segensengel stets sie schirme!
— So schau't Betrachtung sinnend gern zurück
Auf die an ihr dahingebraus'ten Stürme.

Denn Segen ist's, wenn aus der Zeit der Noth
Des Wohlergehens Tage sich entheben;
Weil, wie Natur es weiset, aus dem Tod
Sich immer neu entwickeln muß das Leben.
D'rum, schwindet Dies und Das auch in der Zeit,
Und scheidet Der und Dieser auch von hinnen,
Sey allem Bleibenden doch Fried' und Freud'
Und Vollgenuß des Lebens zu gewinnen!
So grüßt die Kunst, die's Schöne liebt und Wahre,
Euch, edle Gönner, heut zum neuen Jahre.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Silbermann und Compagnie oder: Die Novelle. Ein Original-Lustspiel in einem Act	3
Die Brüder. Eine Erzählung	47
Tom Trick. Eine Erzählung	85
Der Enkel Sancho Panza's. Eine Novelle aus Spanien	157
Der Sänger des Morgenlandes. (In drei Parabeln.)	207
Zwei Prologe	225